PAGE NOT AVAILABLE



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT

FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

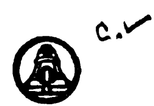
BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF

HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND XI · 1917

BG

RLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN



INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.



II. Abhandlungen und Mitteilungen.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 1 1. OKTOBER 1916

Französischer Kunstraub in Deutschland 1794—1807.

Von Hermann Degering.

I.

In den ersten Sturmjahren der Französischen Revolution hatten die „Patrioten" mit fanatischem Eifer gegen alles das gewütet, was mit dem verhaßten Königtum irgendwie zusammenhing, und hatten dabei in Schlössern, Kirchen und Klöstern unersetzliche Werke der Kunst und Literatur vernichtet. Als der Konvent am 11. August 1792 die Abschaffung des Königtums beschloß, fiel der Pöbel von Paris über die Denkmäler her, welche in den öffentlichen Gärten und Plätzen, auf den Straßen und Brücken von Paris die ruhmreichen Zeiten des französischen Königtums zu verherrlichen bestimmt waren, stürzte sie um und zerschlug sie und vernichtete damit die besten und reifsten Werke, welche die französische Plastik je geschaffen hatte. Ein schüchterner Versuch, im Konvente gesetzgeberische Maßnahmen zu treffen, dieses vandalische Treiben in geordnete Bahnen zu bringen, führte nur zu dem Beschlusse, die Zeichen des Königtums und der Feudalität zu entfernen und sie durch Denkmale der Freiheit zu ersetzen. Statt einer Eindämmung also gewissermaßen eine Sanktionierung des Vandalismus, der sich bald nicht mehr auf die öffentlichen Denkmäler beschränkte, sondern auf Werke der Kleinkunst übergriff.

Diesem Aufsatz, der auch den gleichzeitigen französischen Raub von Werken deutscher Wissenschaft behandelt, werden weitere folgen. Die Red.

Gemälde, Plastiken, Porzellan, Gold- und Silbergeräte, Handschriften und Bücher, welche mit einem königlichen oder adeligen Wappen geschmückt oder mit einer Widmung an fürstliche oder adelige Personen versehen waren, fielen in Massen damals der Vernichtung anheim. Ja, selbst das königliche Druckprivileg oder die Erwähnung des Königs oder eines Herrn vom Adel in der Vorrede eines Buches genügten für manche Eiferer als Vernichtungsgrund. Oft genug diente aber dieser patriotische Eifer nur als Deckmantel für Diebstahl und Unterschlagung, und in großen Mengen sind damals Kunstwerke, Handschriften und Bücher aus den beschlagnahmten Bezitzungen der Emigranten oder verurteilter Anhänger des Königtums ins Ausland und namentlich nach England für Spottpreise verkauft worden.

Schon am 1. Oktober 1793 hatte freilich der Konvent ein Verbot erlassen, Kunstwerke unter dem genannten Vorwande fernerhin zu zerstören, zu beschädigen oder von ihrem Stande und Aufbewahrungsorte zu entfernen, aber das half vorderhand nicht viel, denn namentlich in den Provinzen kümmerte man sich nicht sonderlich um die gesetzgeberischen Massenfabrikate des Konvents, und so wurde dort kräftigst weiter zerstört, geplündert und gestohlen, besonders an solchen Kunstwerken und Literaturschätzen, welche bequeme Handelsobjekte waren.



Bereits seit der Mitte des August 1792 war das Comité d'instruction publique damit beauftragt, von den beschlagnahmten Museen, Sammlungen und Bibliotheken Verzeichnisse anzufertigen und ihre Erhaltung zu überwachen. Es war ermächtigt worden, zu diesem Zwecke geeignet erscheinende Personen sich anzugliedern, welche zu der Ausführung dieser Arbeiten gewillt seien. Am 19. Dezember 1793 wurde für diese Aufgabe dann eine besondere Commission temporaire des arts gebildet. Sie veröffentlichte bald darauf einen ausführlichen Arbeitsplan, der sich nicht auf die Pariser Sammlungen beschränkte, sondern auch die der Provinz in seinen Bereich zog. Als dann durch die Erfolge ihrer Armeen im Jahre 1794 den Franzosen faktisch die Herrschaft über Belgien, die Niederlande und die Rheinprovinzen zufiel, dehnten sie, obgleich sie angeblich als Befreier vom Tyrannenjoch kamen, den Machtbereich der Commission temporaire auch auf diese Gebiete aus. Ihre Aufgabe, die eigentlich nur darin bestand, die beschlagnahmten Kunstsammlungen und Bibliotheken an den Orten, wo sie sich befanden, zu inventarisieren und in geeigneten Aufbewahrungsorten sicher unterzubringen, erweiterten sie zugleich aber schon Ende Januar 1794 für diese neuen Gebiete (Worms, Speier, Mainz) dahin, die Gegenstände für Frankreich und speziell für die Pariser Sammlungen zu beschlagnahmen und wegzuführen. In Frankreich selbst war davon bisher kaum die Rede gewesen, und nur aus der nächsten Umgebung von Paris, z. B. aus Versailles und St-Denis, waren einige Kunstgegenstände und Handschriften nach Paris gekommen. Jetzt aber nahmen die Kommissare aus diesen eroberten Ländern an Kunstwerken und literarischen Schätzen alles, was ihnen nur des Wegschleppens wert erschien, für Paris in Beschlag. Man betrachtete das nämlich französischerseits sofort als eine bequeme Gelegenheit, die Schädigungen, welche die französische Kunst durch den eigenen Vandalismus erlitten hatte, durch die Plünderung der eroberten Länder auszugleichen. Um Phrasen, dieses völkerrechtswidrige und mit den eigenen pathetischen Freiheits- und Gleichheitsbeteuerungen im ärgsten Widerspruch stehende Verfahren zu entschuldigen, war man nicht verlegen. Daß inzwischen im eigenen Lande weiter gegen Kunst und Wissenschaft mit Zerstörung, Diebstahl und Unterschlagung gefrevelt wurde, tat der Freude am Raube keinen Abbruch. „Plus que les Romains, plus que Démétrius Poliorcète, nous avons le droit de dire qu'en combattant les tyrans, nous protégeons les arts. Nous en recueillons les monuments, même dans les contrées où pénètrent nos armées victorieuses. Outre les planches de la fameuse carte de Ferrari, vingt-deux caisses de livres et cinq voitures d'objets scientifiques sont arrivées de la Belgique. On y trouve les manuscrits enlevés à Bruxelles dans la guerre de 1742, et qui avaient été rendus par stipulation expresse du traité de paix en 1749. La République acquiert par son courage ce qu'avec des sommes immenses Louis XIV ne put jamais obtenir, Crayer, Vandyck et Rubens sont en route pour Paris, et l'école Flamande s'élève en masse pour venir orner nos musées.“ Der so redete, war der ehemalige Bischof von Blois Grégoire, und die Sätze sind entnommen aus der ersten seiner großen Reden gegen den Vandalismus, die er im Convente am 31. August 1794 hielt und in deren weiterem Verfolg er auch schon seine beutegierige Phan-



tasie über die Alpen schweifen ließ: „Certes, si nos armées victorieuses pénètrent en Italie, l'enlèvement de l'Apollon du Belvédère et de l'Hercule Farnèse serait la plus brillante conquête. C'est la Grèce qui a décoré Rome, mais les chefs-d'œuvre des Républiques grecques doivent-ils décorer le pays des esclaves? La République française devrait être leur dernier domicile." So weit war man nun freilich noch nicht, aber bald sollte nun auch deutsches Gebiet die Faust Frankreichs spüren.

Ende Oktober trafen die französischen Raubkommissare, welche die Commission temporaire zu der Nordarmee und der Sambre-Maas-Armee beordert hatte, auch auf deutschem Boden ein und begannen hier ihre unheilvolle Tätigkeit auszuüben. Was gerade diese ersten Beraubungen nach allen noch vorhandenen Aufzeichnungen und Nachrichten kennzeichnet, ist die maßlose Willkür, mit der die Kommissare auftraten. Unter Berufung auf ein Dekret des Wohlfahrtsausschusses plünderten sie nicht nur Kirchen und Klöster, sondern auch öffentliche Sammlungen und Bibliotheken sowie die Häuser von Privatpersonen (Emigranten) aus, ohne bei ihrem Vorgehen auch nur äußerlich durch Ausstellung von Quittungen den Anschein einer gesetzlichen Handlung aufrechtzuerhalten. Wie sie vorgingen, mag man aus einigen Beispielen ersehen. Ich wähle dabei ausdrücklich nur amtliche an und von französischen Behörden ausgestellte Zeugnisse, welche doch aus begreiflichen Gründen sicherlich die Vorgänge eher zu milde als mit Übertreibung schildern. Wir haben solche in ausgedehntem Maße gerade für die Stadt, welche besonders hart von den französischen Plünderungen betroffen worden ist, für Köln.

Hier hat nämlich im Jahre 1796 der Nachfolger der ersten Raubkommission, namens Keil, zu Beginn seiner eigenen Tätigkeit durch ein Schreiben vom 6. Oktober 1796 die städtischen Behörden von Köln aufgefordert, festzustellen, was von französischen Kommissaren bis dahin an Kunst- und Literaturschätzen beschlagnahmt und nach Paris geschafft worden sei. Der Munizipalverwalter Heinberg erließ daraufhin am 9. Oktober 1796 eine öffentliche Aufforderung, Berichte über diese Vorgänge einzureichen und Listen dessen, was genommen war, aufzustellen. Die eingegangenen Berichte, 11 an der Zahl, sind uns bei den französischen Verwaltungsakten im Historischen Archiv der Stadt Köln im Original erhalten.

Es geht aus diesen folgendes hervor: Am 5. November 1794 begaben sich die Herren Le Blond, Bibliothekar der Bibliothek der vier Nationen (Bibliothèque Mazarine), Faujas de St-Fond, Professor der Geologie, und Thouin, Professor des Ackerbaus, in Begleitung des Sekretärs des Repräsentanten des Volkes Frécine zu dem Gebäude des ehemaligen Jesuitenkollegs und forderten auf Grund einer von den Volksrepräsentanten Joubert und Haussmann unterschriebenen Vollmacht Eintritt in die Bibliothek, der ihnen gewährt wurde: „A peine", fährt der Berichterstatter fort, „furent-ils entrés qu'ils prirent de tous les emplacemens les meilleurs livres, entre autres il y avait des Bibles 53 Tomes ou volumes avec un manuscrit hébreu du 13e siècle écrit sur parchemin qui avoit été évalué par des experts à 2000 florins. L'on prit tous les œuvres philosophiques de Kircher, de Lanis etc. Presque tous les œuvres historiques, géographiques et philologiques et ceux de la jurisprudence, signalement (!) beaucoup



de l'empire romain furent sortis de leurs emplacements, encore nombre d'autres qui traitent des langues et des arts libéraux. Ils les jetèrent par terre de manière que le matin du premier jour il y avait un tas de plus de 200 cahiers. *Il fut donc impossible de dresser un registre de ces livres-là*; en sortant ils mirent les scellés sur l'entrée de la Bibliothèque et y établirent encore une garde.

Le même après-midi et les jours suivans l'on continua de la même façon, *ce qui dura pendant trois semaines*, jusqu'à ce que dans la suite *ces livres* successivement amassés *avec le catalogue* furent chargés sur *quatre chariots à quatre chevaux* chacun et transportés à la maison de Geyr *malgré les réclamations* les plus fondées qu'alors le magistrat avoit presentées au représentant du peuple Frécine dans cette affaire."

Weiter wird dann aufgezählt:

1. die Wegnahme der großen Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, in 208 Heften insgesamt 33062 Blätter umfassend,
2. eine Sammlung antiker Münzen,
3. eine Sammlung von Marmorarten,
4. eine Sammlung von Gold- und Silberbarren und -klumpen und eine Sammlung von Edelsteinen, die zum Teil geschnittene waren,
5. eine Sammlung von Versteinerungen,
6. eine Muschelsammlung,
7. eine Sammlung kleiner Antiquitäten, wie Vasen, Urnen, Lampen, Penaten u. dgl.

Der Berichterstatter, Administrator des Jesuitenkollegs St. J. Huertgen, fügt nochmals hinzu, daß Le Blond auch hier jedesmal die Türen versiegelt habe und daß es infolgedessen ganz unmöglich gewesen sei, ein genaueres Verzeichnis der weggenommenen Sachen anzufertigen. Die erwähnten Reklamationen, die der Magistrat der Stadt sowohl in betreff der Bibliothek als auch der Museumsstücke bei dem Volksrepräsentanten Frécine einreichte, blieben völlig ergebnislos, ebenso wie eine Deputation in Paris wohl ihre Wünsche sogar im Konvente selbst vorbringen durfte, aber nur Phrasen und Tiraden[1]) dafür eintauschen konnte. ohne nachher auch nur ein Stück der geraubten Schätze zurückzuerhalten.

Aus dem Zeughause, über dessen Ausplünderung der Artilleriehauptmann Jos. Otto ein genaues Tagebuch geführt hat, wurden eine große Anzahl alter Kanonen, Mörser und Feldschlangen weggeführt, obwohl sie keinerlei Kriegswert besaßen, sondern nur Museumsstücke waren. Auch brach man drei römische Grabsteine aus den Wänden und schleppte sie nach Paris. Dem Sarkophag des Vitalis drohte dasselbe Schicksal, doch verschob man des Gewichtes wegen den Transport auf spätere Zeit, und dabei blieb es dann.

Das Hauptraubstück aus Köln war aber das Rubensbild aus der Peterskirche, welches am 19 Vend. An 3 (10. Oktober 1794) von dem französischen Kommissar Pinet weggenommen wurde. Aus der Kirche St. Gereon nahm man eine antike Säule, die an der lin-

1) Moniteur univ. An 3 no. 183. Le président: Le peuple français ressemble point à ces conquérans farouches pour qui la guerre n'est qu'un moyen d'asservir les hommes. Il n'a pris les armes que pour défendre son indépendance attaquée par tous les tyrans de l'Europe. . . . La convention fera examiner vos réclamations, la loyauté française vous garantit que la décision sera conforme aux principes de justice qui sont la base de ses délibérations.



DIE KULTUR DER GEGENWART
IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG
VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

Die „Kultur der Gegenwart", für den weiten Umkreis aller Gebildeten bestimmt, soll in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache aus der Feder der geistigen Führer unserer Zeit eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis, wie sie kaum ein zweites Mal in einem anderen literarischen Unternehmen irgendeines Landes oder Zeitalters vereint zu finden sein wird.

Von Teil III Abt. VII „Naturphilosophie und Psychologie" erschien Band 1:

NATURPHILOSOPHIE

UNTER REDAKTION VON
GEH. REG.-RAT DR. CARL STUMPF, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

BEARBEITET VON

DR. **ERICH BECHER**
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER

[X u. 427 Seiten.] Lexikon-8. 1914. Preis geheftet M. 14.—,



in Leinwand gebunden M. 16.—, in Halbfranz gebunden M. 18.—

Die Naturphilosophie soll aus dem von den Naturwissenschaften erarbeiteten Erkenntnismaterial ein einheitliches Gesamtbild der Natur schaffen. Bei dieser umfassenden Vereinheitlichung drängen sich weitreichende Voraussetzungen des Naturerkennens auf, deren systematische Untersuchung die Aufgabe der Naturerkenntnistheorie bildet.

Die Naturerkenntnistheorie stellt so den grundlegenden Teil der Naturphilosophie dar. Die Untersuchung jener Voraussetzungen (Annahme einer allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit, die Realität der Außenwelt usw.) fordert abstrakte Gedankengänge, die aber durch zahlreiche Beispiele dem Verständnis nahegebracht werden. Die fundamentale Wichtigkeit jener Voraussetzungen für unsere ganze Natur- und Welterkenntnis verleiht einer kritischen Untersuchung derselben ein lebhaftes Interesse, sobald einmal der Blick auf diese Fragen hingelenkt worden ist.

Die vorliegende Naturerkenntnistheorie führt zu dem Ergebnis, daß wir an der Realität und der Erkennbarkeit der Außenwelt festhalten dürfen. Damit ist die Grundlage für ein Gesamtbild der Natur geschaffen, das im zweiten Hauptteil zur Darstellung gelangt. Zunächst wird der Aufbau der Körperwelt bis zu den kleinsten Strukturelementen, die zurzeit bekannt sind, den Elektronen, betrachtet. Dann ist die Frage zu erörtern, ob es vielleicht außer der wahrnehmbaren Materie noch andere körperliche Realitäten gibt, ob etwa die gegenwärtig viel umstrittene Ätherannahme zu Recht besteht. Nach-

dem so das beharrende körperliche Sein besprochen wurde, wendet sich die Untersuchung dem körperlichen Geschehen zu. Sie prüft die kinetische Naturauffassung, die alle körperlichen Vorgänge als Bewegungen betrachtet; sie entwickelt die Umgestaltung dieser Naturauffassung vom mechanischen Naturbild zur Elektrokinetik.

Die Lebewesen, als eine durch eigentümliche Merkmale ausgezeichnete Gruppe von Naturdingen, erfordern eine besondere Betrachtung. Sie bringt die für die Weltanschauung so wichtigen Fragen nach Herkunft, Entwicklung und Wesen des Lebens zur Sprache.

Die Fülle der behandelten Probleme mag man aus der unten folgenden Inhaltsübersicht ersehen.

INHALTSÜBERSICHT



Aus: DIE GESCHICHTE DER NATURPHILOSOPHIE

Die Naturphilosophie der letzten Jahrzehnte. Auch in der Zeit der entschiedenen Verachtung aller Philosophie hat die naturphilosophische Arbeit nie ganz geruht. Die großen naturwissenschaftlichen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts brachten ihr neue, kräftige Antriebe. Der Aufbau organischer Verbindungen aus unorganischen Stoffen durch die Chemiker (zunächst Wöhlers Synthese des Harnstoffes) riß eine Schranke zwischen der lebendigen und toten Natur ein und gab einen Anstoß zum Kampfe zwischen Vitalismus (vgl. S. 14, 197) und Mechanismus in der Biologie. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie verband und vereinheitlichte die verschiedenen Teilgebiete der Physik und fernerhin auch anderer Naturwissenschaften. Der Entropiesatz legte Schlüsse auf das zukünftige Geschick unserer Welt nahe. Dann kam, von Darwin siegreich durchgeführt, der Entwicklungsgedanke, in Verbindung mit der Zuchtwahllehre — von D. Fr. Strauß als erstes Kind der heimlichen Ehe zwischen Philosophie und Naturwissenschaft begrüßt.

Die naturwissenschaftlichen Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts

Alles dies drängte die Naturforscher zur Naturphilosophie hin, wenn sie es auch selbst nicht Wort haben wollten. Die Philosophen, die nach dem Zusammenbruch der spekulativen Systeme gerade der Naturphilosophie gegenüber sehr zurückhaltend blieben, näherten sich ihr doch von der Wissenschaftslehre, von der Erkenntnistheorie her, die nach dem Bankrott der nachkantischen Metaphysik vielen, insbesondere den Neukantianern, als die eigentlich zentrale.

Neues Aufs… der Nat… philosop…

Aus: ERKENNTNISTHEORETISCHE RECHTFERTIGUNG DER REGELMÄSSIGKEITSVORAUSSETZUNG

Erklären und Verstehen kann also nicht weiter reichen, als die Regelmäßigkeit des Wirklichen reicht. Ein plötzlich in mein Bewußtsein hereinbrechendes lautes Geräusch wird verständlich, wenn ich es als regelmäßige Wirkung einer außerbewußten Ursache, etwa des Fallens eines Brettes, auffasse. Die Annahme, daß alles Wirkliche sich Regeln fügt, ist Voraussetzung der Verständlichkeit desselben. Wer mutig daran gehen will, die Welt verstehen und erklären zu lernen, muß voraussetzen, daß sie bis in die kleinsten Einzelheiten unter Regeln steht. Jede Ausnahme von einer Regel bleibt unverständlich, solange sie sich nicht als Erfüllung einer Regel erweist. Soll das Wirkliche im Prinzip ganz erklärbar sein, so muß jeder Durchbruch einer Regel selbst die Bestätigung einer anderen Regel darstellen, die über der durchbrochenen Regel steht, weil sie das Durchbrechen derselben beherrscht; die Regelmäßigkeit des Gesamtwirklichen muß eine absolut strenge sein, so daß wir von einer Gesetzmäßigkeit sprechen dürfen, sofern dies Wort strenge Regelmäßigkeit bedeutet. — So nennt Windelband die (kausale) Gesetzmäßigkeit oberste logische Voraussetzung für die Möglichkeit, den Zusammenhang unserer Erfahrungswelt erfolgreich zu erklären.



In der Notwendigkeit für weite Erkenntnisgebiete und wichtige Erkenntnisinteressen liegt eine Rechtfertigung der Regelmäßigkeitsvoraussetzung, die sie der Willkür entzieht. Die Regelmäßigkeitsvoraussetzung kann so wenig bewiesen werden wie die Voraussetzung der Erinnerungserkenntnis. Aber beide sind notwendig für das Erkennen, wie es in Wissenschaft und Leben vorliegt. Die Erkenntnistheorie kann diese letzten Voraussetzungen nicht beweisen; wer dies von ihr fordert, verlangt Unmögliches. Aber indem sie die letzten Voraussetzungen unseres Erkennens ans Licht bringt und zeigt, was diese in ihrer Gesamtheit für dasselbe leisten, kann die Erkenntnistheorie deren Unentbehrlichkeit für unser Erkennen und unsere Wissenschaft dartun. Das entzieht die Voraussetzungen der Willkür und muß zur Rechtfertigung dienen.

Aus: DER KAUSALBEGRIFF UND DIE EINSCHLÄGIGEN VORAUSSETZUNGEN

ler Kausal- griff durch Funktions- egriff zu rsetzen?

Unter diesen Umständen liegt der Gedanke sehr nahe, daß im Fortschritt der Wissenschaft der Kausalbegriff durch den Funktionsbegriff zu ersetzen sei. Dies wird gegenwärtig vielfach im Anschluß an Mach und unter dem Einfluß empiristisch gesinnter Philosophen wie Comte gefordert. In der Tat, wo eine unvollkommenere Wissenschaft nur lehren konnte, daß der elektrische Strom als Ursache eine mit seiner Intensität steigende Erwärmung des Leitungsdrahtes bewirkt, da bietet auf Grund ihrer Fortschritte die Physik später im Jouleschen Gesetz eine Funktion, eine Formel an, die genau sagt, wieviel Wärme produziert wird, wie Stromstärke und Widerstand in Rechnung zu setzen sind. Die Funktion scheint die provisorische Angabe über den Ursache-Wirkungszusammenhang in vorteilhaftester Weise zu ersetzen.

blehnende eantwortung eser Frage.

Indessen handelt es sich hierbei nicht um eine Elimination des Kausalbegriffes zugunsten des Funktionsbegriffes, sondern nur um eine exakte Bestimmung des Kausalzusammenhanges durch Benutzung der Funktion.

Aus: STRUKTUR UND BAUSTEINE DER GEWÖHNLICHEN KÖRPER

Die Elektronentheorie. Die Molekular- und Atomhypothese, wie wir sie bisher dargestellt haben, bildete bis vor nicht allzu langer Zeit den wesentlichen Inhalt der Mikrostrukturlehre. Zwar wurde sie durch mancherlei Hilfshypothesen ausgebaut; es sei nur der Dissoziationshypothesen gedacht, die besagen, daß manche Moleküle von Dämpfen (z. B. beim Salmiak) und von gelösten Stoffen (z. B. beim Kochsalz in wässeriger Lösung) in kleinere Atomkomplexe oder Atome zerfallen; so zerfallen etwa Kochsalzmoleküle (= Chlornatriummoleküle) im Wasser in Chloratome und Natrium-



atome, denen überdies entgegengesetzte elektrische Ladungen zugeschrieben werden (elektrolytische Dissoziation; die elektrisch geladenen Molekülbruchstücke, Atome oder Atomkomplexe, heißen Ionen). Aber die Atome der chemischen Elemente blieben die letzten Bausteine, über die nur vage Vermutungen hinausführten, obwohl im Laufe der Zeit einige Tatsachen zusammenkamen, die deutlich verrieten, daß die Atome keine strukturlosen Ureinheiten, sondern Gebilde von kompliziertem innerem Bau sein müssen. Erst die Lehre von der atomistischen Struktur der Elektrizität, die Elektronentheorie, führte hier weiter. Sie hat eine Fülle von Erscheinungen unter gleichartige Gesichtspunkte gebracht und erklärt, und sie hat einen Einblick in den inneren Bau der Atome eröffnet, der bereits heute, wo noch gar vieles im unklaren liegt, eine prinzipielle, epochemachende Erweiterung der Mikrostrukturlehre bedeutet.

Aus: DAS GESCHEHEN AN DEN UNBELEBTEN KÖRPERN

Wird in der Gegenwart die kinetische Naturauffassung durchgeführt, so sind diese Verhältnisse zu berücksichtigen. Die alte Mechanik beherrscht nicht alle Bewegungen. Eine allgemeine kinetische Naturauffassung kann keine mechanische Auffassung mehr sein. Wenn alle Stoffe (vom Äther und von den Feldstoffen sei hier abgesehen) aus Elektrizitätspartikelchen bestehen, so werden alle Bewegungen von der Elektrizitätsbewegungslehre, von der Elektrodynamik (dies Wort im weitesten Sinne genommen) beherrscht. An Stelle der kinetisch-mechanischen Naturauffassung der einen oder anderen Art tritt die kinetisch-elektrodynamische oder kürzer die kinetisch-elektrische Naturauffassung. Sie besagt: **Alles Naturgeschehen ist Bewegung elektrischer Ladungen**, die den Gesetzen der Elektrodynamik gehorcht. Diese kinetisch-elektrische Auffassung des Natur-Geschehens bildet die Ergänzung zur elektrischen Auffassung des Natur-Seins, zur elektrischen Hypothese der Materie, welche besagt: **Die ganze Natur ist aus elektrischen Ladungen, aus Elektrizitätspartikelchen, aufgebaut.**

Kinetisch-elektrische Naturauffassung

Aus: DIE LEBENDEN KÖRPER UND DAS LEBENSGESCHEHEN

Zweckmäßigkeiten der Form und der Struktur sowie der Funktion gibt es auch bei toten Dingen, z. B. bei Maschinen, und diesen sind darum auch die Lebewesen vielfach verglichen worden. Immerhin bestehen bedeutsame Unterschiede. Die Zweckmäßigkeit der Maschine geht auf den menschlichen Erbauer zurück und dient in erster Linie diesem, während die Zweckmäßigkeit eines Lebewesens in erster Linie ihm selbst und der Erhaltung und Verbreitung seiner Art dient. Doch ist dies weniger durchschlagend; denn es gibt auch zweckmäßige Einrichtungen an Maschinen, die direkt der Erhal-



tung der Maschinen selbst dienen, wie z. B. das Sicherheitsventil einer Dampfmaschine, welches die Explosion des Kessels verhindert. Wesentlicher ist der folgende Unterschied: Das Lebewesen mit seiner Zweckmäßigkeit entsteht selbständig aus den Anlagen einer Eizelle; die Maschine aber entwickelt sich nicht aus einem Keime kraft der inneren Fähigkeiten desselben, sondern sie wird von einem Erbauer, dem Menschen, zusammengesetzt. Diese Fähigkeit des Lebendigen, aus eigener Kraft sich zu entwickeln und zweckmäßig zu gestalten, tritt auch in der Regeneration zerstörter Teile zutage. Ein Wurm kann den abgebissenen Kopf neubilden; aber keine Maschine vermag selbständig ein abgerissenes Rad am rechten Orte neu hervorzubringen. Die selbständige Entwicklung und Neubildung des Zweckmäßigen ist charakteristisch für die lebende Natur. Daraus ergibt sich bereits, daß eine eingehendere Betrachtung der organischen Zweckmäßigkeit die Entstehung des Zweckmäßigen notwendig berücksichtigen muß. Darum fragen wir erst nach der Entstehung der Organismen, ehe wir auf das Teleologieproblem, auf die Zweckmäßigkeitsfrage, genauer eingehen. . . .

[Margin: …lbständige …ehung des …anischen …kmäßigen.]

Der Psycholamarckismus ist im Grundgedanken dem Darwinschen Selektionsprinzip nahe verwandt. Das tritt deutlich hervor, wenn wir ersteren noch etwas weiter fassen, als es bisher geschehen ist: Zufällig entstehe etwas Zweckmäßiges, oder etwas bereits am Organismus Vorhandenes finde zufällig zweckmäßige Verwendung. Nach psycholamarckistischer Lehre empfindet die lebende Substanz den Vorteil, und sie hält das zufällig Zweckmäßige darum gedächtnismäßig fest; sie steigert es womöglich. Wenn dagegen etwas Zweckloses entsteht, so wird es nicht von der lebenden Substanz gedächtnismäßig fixiert oder gar gesteigert; es kommt daher nicht zur Ausgestaltung. Ebenso rechnet die Darwinsche Selektionslehre mit der zufälligen Entstehung des Zweckmäßigen. Nach Darwin wird dasselbe jedoch nicht durch Wahrnehmung und Gedächtnis ausgelesen und festgehalten, sondern durch den Daseinskampf ausgesiebt; das Zwecklose und Zweckwidrige verschwindet, weil seine Träger im Leben nicht bestehen können. Wie bei Probierreaktionen unter vielem Ungeeigneten zufällig Zweckmäßiges auftritt, so auch bei den Unterschieden, welche Geschwister aufweisen. Wenn die Natur die Nachkommen eines Individuums oder Paares verschieden ausfallen läßt, so ist das sozusagen auch ein Probieren. Was dabei an Zweckmäßigem herauskommt, kann durch den Daseinskampf oder durch Verspüren und Verhalten ausgesondert werden.

Das Festhalten wertvoller Änderungen geschieht nach der Darwinschen Hypothese durch Vererbung, nach der psycholamarckistischen zunächst durch das Gedächtnis der lebenden Substanz, weiterhin dann auch durch Vererbung. Dieser Unterschied fällt aber fort, wenn wir mit der Mnemelehre die Vererbung als Gedächtniserscheinung betrachten. Ein Organismus habe eine neue Reaktion erlernt und behalte sie vermöge seines Gedächtnisses; wenn nun diese Reaktion

[Margin: …e Vererbung Gedächtnis…rscheinung …Mnemelehre")]



Inhaltlich verwandte Bände der Kultur der Gegenwart:

Systematische Philosophie.
2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. (Teil I, Abt. VI.) Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

Allgemeine Geschichte der Philosophie.
2., vermehrte und verbesserte Aufl. [X u. 620 S.] Lex.-8. 1913. (Teil I, Abt. V.) Geh. M. 14.—, in Leinwand gebunden M. 16.—, in Halbfranz gebunden M. 18.—

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. A. Die orientalische (ostasiatische) Philosophie. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die chinesische Philosophie: W. Grube. III. Die japanische Philosophie: T. Inouye. B. Die europäische Philosophie (und die islamisch-jüdische Philosophie des Mittelalters). I. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. II. Die patristische Philosophie: Cl. Baeumker. III. Die islamische und die jüdische Philosophie des Mittelalters: J. Goldziher. IV. Die christl. Philosophie des Mittelalters: Cl. Baeumker. V. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Physik.
Redaktion von E. Warburg. Mit 106 Abbildungen. [X, 762 S.] Lex.-8. 1914. (Teil III, Abt. III, Bd. 1.) Geh. M. 22.—, geb. M. 24.—, in Halbfranz geb. M. 26.—

Inhalt: **1. Mechanik.** Die Mechanik im Rahmen der allgemeinen Physik. Von E. Wiechert. **2. Akustik.** Historische Entwicklung und kulturelle Beziehungen. Von F. Auerbach. **3. Wärmelehre.** Thermometrie. Von E. Warburg. Kalorimetrie. Von L. Holborn. Entwicklung der Thermodynamik. Von F. Henning. Mechanische und thermische Eigenschaften der Materie in den Aggregatzuständen. Von L. Holborn. Umwandlungspunkte, Erscheinungen bei koexistierenden Phasen. Von L. Holborn. Wärmeleitung. Von W. Jäger. Wärmestrahlung. Von H. Rubens. Theorie der Wärmestrahlung. Von W. Wien. Experimentelle Atomistik. Von E. Dorn. Theoretische Atomistik. Von A. Einstein. **4. Elektrizitätslehre.** Geschichte der Elektrizität bis zum Siege der Faradayschen Anschauungen. Von F. Richarz. Die Entdeckungen von Maxwell und Hertz. Von E. Lecher. Die Maxwellsche Theorie und die Elektronentheorie. Von H. A. Lorentz. Ältere und neuere Theorien des Magnetismus. Von R. Gans. Die Energie degradierender Vorgänge im elektromagnetischen Feld. Von E. Gumlich. Die drahtlose Telegraphie. Von F. Braun. Schwingungen gekoppelter Systeme. Von M. Wien. Elektrisches Leitungsvermögen. Von H. Starke. Die Kathodenstrahlen. Von W. Kaufmann. Die positiven Strahlen. Von E. Gehrke und O. Reichenheim. Röntgenstrahlen. Von W. Kaufmann. Entdeckungsgeschichte und Grundtatsachen der Radioaktivität. Von J. Elster und H. Geitel. Radioaktive Strahlungen und Umwandlungen. Von St. Meyer und E. v. Schweidler. **5. Lehre vom Licht.** Entwicklung der Wellenlehre des Lichtes. Von O. Wiener. Neuere Fortschritte der geometrischen Optik. Von O. Lummer. Spektralanalyse. Von F. Exner. Struktur der Spektrallinien. Von E. Gehrcke. Magnetooptik. Von P. Zeeman. **6. Allgemeine Gesetze und Gesichtspunkte.** Über das Verhältnis der Präzisionsmessungen zu den allgemeinen Zielen der Physik. Von E. Warburg. Prinzip der Erhaltung der Energie und die Vermehrung der Entropie. Von F. Hasenöhrl. Prinzip der kleinsten Wirkung. Von M. Planck. Die Relativitätstheorie. Von A. Einstein. Phänomenologische und atomistische Betrachtungsweise. Von W. Voigt. Verhältnis der Theorien zueinander. Von M. Planck.

Chemie, allgemeine Kristallographie und Mineralogie.
Redaktion von E. v. Meyer und Fr. Rinne. Mit 53 Abbildungen. [VII u. 650 S.] Lex.-8. 1913. (Teil III, Abt. III, Bd. 2.) Geh. M. 18,—, in Leinwand geb. M. 20.—, in Halbfranz geb. M. 22.—

Inhalt: Entwicklung der Chemie von Robert Boyle bis Lavoisier (1660—1793). Von E. v. Meyer. Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert durch Begründung und Ausbau der Atomtheorie. Von E. v. Meyer. Anorganische Chemie. Von C. Engler und L. Wöhler. Organische Chemie. Von O. Wallach. Physikalische Chemie. Von R. Luther und W. Nernst. Photochemie. Von R. Luther. Elektrochemie. Von M. Le Blanc. Beziehungen der Chemie zur Physiologie. Von A. Kossel. Beziehungen der Chemie zum Ackerbau. Von †O. Kellner und R. Immendorf. Wechselwirkungen zwischen der chemischen Forschung und der chemischen Technik. Von O. N. Witt. Allgemeine Kristallographie und Mineralogie. Von Fr. Rinne.

Astronomie.
Redaktion von J. Hartmann. (Teil III, Abt. III, Bd. 3.) [Unter der Presse.]

Inhalt: Anfänge der Astronomie, Zusammenhang mit der Religion. Von F. Boll. Chronologie und Kalenderwesen. Von F. K. Ginzel. Zeitmessung. Von J. Hartmann. Astronomische Ortsbestimmung. Von L. Ambronn. Erweiterung des Raumbegriffs. Von A. v. Flotow. Mechanische Theorie des Planetensystems. Von J. v. Hepperger. Physische Erforschung des Planetensystems. Von K. Graff. Die Physik der Sonne. Von E. Pringsheim. Die Physik der Fixsterne. Von †F. W. Ristenpart. Das Sternsystem. Von H. Kobold. Beziehungen der Astronomie zu Kunst und Technik. Von L. Ambronn.

Allgemeine Biologie.
Redaktion von †C. Chun nnd W. Johannsen. Unter Mitarbeit von A. Günthart. Mit 115 Abbildungen. [XI u. 691 S.] Lex.-8. 1914. (Teil III, Abt. IV, Bd. 1.) Geh. M. 21.—, geb. M. 23.—, in Halbfranz geb. M. 25.—

Inhalt: Zur Geschichte der Biologie von Linné bis Darwin. Von E. Rádl. Die Richtungen der biologischen Forschung mit besonderer Berücksichtigung der zoologischen Forschungsmethoden. Von A. Fischel. Die Untersuchungsmethoden des Botanikers. Von O. Rosenberg. Zur Geschichte und Kritik des Begriffes der Homologie. Von H. Spemann. Die Zweckmäßigkeit. Von O. zur Strassen. Die allgemeinen Kennzeichen der organisierten Substanz. Von W. Ostwald. Das Wesen des Lebens. Von W. Roux. Lebenslauf, Alter und Tod des Individuums. Von W. Schleip. Protoplasma; Zellenbau, Elementarstruktur, Mikroorganismen, Urzeugung. Von †B. Lidforss. Durch Licht verursachte Bewegungen der Chromatophoren. Von G. Senn. Mikrobiologie. Von M. Hartmann. Entwicklungsmechanik tierischer Organismen. Von E. Laqueur. Regeneration der Tiere. Von H. Przibram. Regeneration und Transplantation im Pflanzenreich. Von E. Baur. Fortpflanzung im Tierreiche. Von E. Godlewski. Fortpflanzung im Pflanzenreiche. Von P. Claußen. Periodizität im Leben der Pflanze. Von W. Johannsen. Gliederung der Organismenwelt in Pflanze und Tier. Wechselbeziehungen zwischen Pflanze und Tier. Von O. Porsch. Hydrobiologie (Skizze ihrer Methoden und Ergebnisse). Von P. Boysen Jensen. Experimentelle Grundlagen der Deszendenzlehre, Vererbung, Variabilität, Kreuzung, Mutation. Von W. Johannsen.

Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.
Redaktion von R. Hertwig und R. v. Wettstein. Mit 112 Abbildungen. [X u. 612 S.] Lex.-8. 1913. (Teil III, Abt. IV, Bd. 4.) Geh. M. 20.—, in Leinwand geb. M. 22.—, in Halbfranz M. 24.—

Inhalt: Die Abstammungslehre. Von R. Hertwig. Prinzipien der Systematik mit besonderer Berücksichtigung des Systems der Tiere. Von L. Plate. Das System der Pflanzen. Von R. v. Wettstein. Biogeographie. Von A. Brauer. Pflanzengeographie. Von A. Engler. Tiergeographie. Von A. Brauer. Paläontologie und Paläozoologie. Von O. Abel. Paläobotanik. Von W. J. Jongmans. Phylogenie der Pflanzen. Von R. v. Wettstein. Phylogenie der Wirbellosen. Von K. Heider. Phylogenie der Wirbeltiere. Von J. E. V. Boas.

Allgemeine Übersicht von Teil III der Kultur der Gegenwart

Die mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete. [19 Bände.]

Lex.-8. Geheftet und in Leinwand gebunden. In Halbfranz gebunden jeder Band M. 2.— mehr.

(* erschienen: I, 1. I, 2. I, 3. III, 1. III, 2. IV, 1. IV, 2. IV, 4. VII, 1; † unter der Presse III, 3. IV, 3, 1. V.

*I. Abt. **Die math. Wissenschaften.** (1 Band.) Abteilungsleiter und Bandredakteur: F. Klein. Bearb. von P. Stäckel, H. E. Timerding, A. Voß, H. G. Zeuthen. 5 Lfgn. Lex.-8. *I. Lfg. (Zeuthen). [IV u. 95 S.] 1912. Geh. M. 3.— *II. Lfg. (Voß u. Timerding.) [IV u. 161 S.] 1914. Geh. M. 6.— *III. Lfg. (Voß.) [VI u. 148 S.] 1914. Geh. M. 5.—

II. Abt. **Die Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften u. d. Medizin.** (1 Band.) Bandredakteure: J. Ilberg und K. Sudhoff. Bearb. von F. Boll, S. Günther, I. L. Heiberg, M. Hoefler, J. Ilberg, E. Seidel, K. Sudhoff, E. Wiedemann u. a.

III. Abt. **Anorgan. Naturwissenschaften.** Abteilungsleiter: E. Lecher.

*Band 1. **Physik.** Bandredakteur: E. Warburg. Mitarbeiter siehe umstehende Anzeige. Mit 106 Abbild. [X u. 762 S.] 1914. M. 22.—, M. 24.—

*Band 2. **Chemie, allgemeine Kristallographie und Mineralogie.** Bandredakteur: E. v. Meyer u. Fr. Rinne. Mitarbeiter siehe umstehende Anzeige. Mit 53 Abb. [XIV u. 663 S.] 1913. M. 18.—, M. 20.—

†Band 3. **Astronomie.** Bandredakteur: J. Hartmann. Mitarbeiter siehe umstehende Anzeige.

Band 4. **Geonomie.** Bandredakteure: † I. B. Messerschmitt und H. Benndorf. Mit einer Einleitung von F. R. Helmert. Bearbeitet von H. Benndorf, † G. H. Darwin, O. Eggert, S. Finsterwalder, E. Kohlschütter, H. Mache, A. Nippoldt.

Band 5. **Geologie (einschließlich Petrographie).** Bandredakteur: A. Rothpletz. Bearbeitet von A. Bergeat, J. Königsberger, A. Rothpletz.

Band 6. **Physiogeographie.** Bandredakteur: E. Brückner. 1. Hälfte: Allgemeine Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, S. Finsterwalder, J. v. Hann, † O. Krümmel, A. Merz, E. Oberhummer u. a. 2. Hälfte: Spezielle Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, W. M. Davis u. a.

IV. Abt. **Organische Naturwissenschaften.** Abteilungsleiter: R. v. Wettstein.

*Band 1. **Allgemeine Biologie.** Bandredakteure: †C. Chun und W. Johannsen. Unter Mitwirkung von A. Günthart. Mitarbeiter siehe umstehende Anzeige. Mit 115 Abb. [XI u. 691 S.] 1914. M. 21.—, M. 23.—

*Band 2. **Zellen- und Gewebelehre, Morphologie u. Entwicklungsgeschichte.** 1. **Botanischer Teil.** Bandred.: † E. Strasburger. Bearb. von W. Benecke und † E. Strasburger. Mit 135 Abb. [VI u. 338 S.] 1913. M. 10.—, M. 12.—. 2. **Zoologischer Teil.** Bandredakt.: O. Hertwig. Bearb. von E. Gaupp, K. Heider, O. Hertwig, R. Hertwig, F. Keibel, H. Poll. Mit 413 Abb. [VI u. 538 S.] 1913. M. 16.—, M. 18.—

Band 3. **Physiologie u. Ökologie.** †I. **Botan. Teil.** Bandredakteur: G. Haberlandt. Bearbeitet v. E. Baur, Fr. Czapek, H. v. Guttenberg. II. **Zoolog. Teil.** Bandredakteur und Mitarbeiter noch unbestimmt.

*Band 4. **Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.** Bandredakteure: R. Hertwig und R. v. Wettstein. Mitarbeiter siehe umstehende Anzeige. Mit 112 Abbildungen. [IX, 620 S.] 1914. M. 20.—, M. 22.—

†V. Abt. **Anthropologie einschl. naturwissenschaftl. Ethnographie.** (1 Bd.) Bandredakteur: G. Schwalbe. Bearb. von E. Fischer, R. F. Graebner, M. Hoernes, Th. Mollison, A. Ploetz, G. Schwalbe.

VI. Abt. **Die medizin. Wissenschaften.** Abteilungsleiter: Fr. v. Müller.

Band 1. **Die Geschichte der modernen Medizin.** Bandredakteur: K. Sudhoff. Bearb. von M. Neuburger, K. Sudhoff u. a. **Die Lehre von den Krankheiten.** Bandredakteur: W. His. Mitarbeiter noch unbestimmt.

Band 2. **Die medizin. Spezialfächer.** Bandredakt.: Fr. v. Müller. Bearbeitet von K. Bonhoeffer, E. Bumm, A. Czerny, R. E. Gaupp, K. v. Hess, A. Hoche, Fr. Kraus, W. v. Leube, L. Lichtheim, H. H. Meyer, O. Minkowski, R. Müller, L. A. Neisser, W. Osler, E. Payr, M. Wilms.

Band 3. **Beziehungen d. Medizin zum Volkswohl.** Bandredakteur: M. v. Gruber. Mitarb. noch unbestimmt.

VII. Abt. **Naturphilosophie u. Psychologie.**

Band 1. **Naturphilosophie.** Bandredakteur: C. Stumpf. Bearb. v. E. Becher. [X u. 427 S.] 1914. M. 14.—, M. 16.—

*Band 2. **Psychologie.** Bandredakteur: C. Stumpf. Bearbeitet von C. L. Morgan und C. Stumpf.

VIII. Abt. **Organisation der Forschung u. des Unterrichts.** (1 Band.) Bandredakteur: A. Gutzmer.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung ....

.... bestellt der Unterzeichnete fest — zur Ansicht — aus

Die Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von Professor Paul Hinneberg. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.)

..........**Naturphilosophie** (Teil III, Abt. VII, Bd. 1.) [X u. 427 S.] Lex.-8. 1914. Geh. M. 14.—, in Leinw. geb. M. 16.—, in Halbfr. geb. M. 18.—

Ferner folgende Bände:

.......Teil I, Abt. VI: **Systematische Philosophie.** Geh. M. 10.— *)

.......Teil III, Abt. III, Bd. 1: **Physik.** Geh. M. 22.—

.......Teil III, Abt. IV, Bd. 1: **Allgemeine Biologie.** Geh. M. 21.—

.......Teil I, Abt. V: **Allgemeine Geschichte der Philosophie.** Geh. M. 14.—

.......Teil III, Abt. III, Bd. 2: **Chemie. Allgemeine Kristallographie und Mineralogie.** Geh. M. 18.—

.......Teil III, Abt. IV, Bd. 4: **Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.** Geh. M. 20.—

Ort und Adresse: .... Name und Stand: ....

*) In Leinwand gebunden erhöht sich der Preis jedes Bandes um M. 2.—, in Halbfranz um M. 4.— (Das Nichtgewünschte gefl. durchzustreichen.)

ken Seite des Einganges gestanden hatte. St. Maria in Capitol büßte ein Grabmal des heiligen Arnulphus, nach anderen eines (Bischofs?) Adolphus, in Mosaik ein, das angeblich aus dem 10. Jahrhundert, nach einer erhaltenen Zeichnung zu urteilen jedoch aus späterer Zeit (13. Jahrhundert), stammte. Beim Ausbrechen ging es in Stücke, die in den obengenannten Sarkophag des Vitalis im Geyerschen Hause gepackt wurden, um mit ihm zusammen nach Paris verschickt zu werden. Ob sie später allein nach dort geschafft wurden, steht nicht fest, jedenfalls aber sind sie verschwunden. Die Bibliothek des Klosters St. Pantaleon wurde um 32 Bände Druckschriften und 2 Handschriften beraubt, deren Verzeichnis im Berichte enthalten ist. Auch hier wird hervorgehoben, daß der Kommissar die Abgabe einer Quittung verweigerte. Das Kloster St. Martin büßte dem Bericht zufolge 10 Handschriften und circa 30 Druckwerke, meist Inkunabeln, ein. Aus St. Johann und Cordula wurde ein Folioband mit den Briefen und Traktaten des Hieronymus genommen. Die Augustiner verloren ihren kostbaren Blaeuschen Atlas in 16 (14?) Bänden mit Goldpressung und eine Anzahl weiterer wertvoller Drucke. Ein genaues Verzeichnis des Weggenommenen zu geben, ward auch hier verweigert. Am 20. November wurden aus dem Karmeliterkloster 16 ältere Drucke weggenommen. Am bedeutendsten war neben dem Raub aus der Jesuitenbibliothek wohl der Verlust des Karthäuserklosters, welches nach der Liste mindestens 158 Werke, darunter etwa 35 Handschriften verlor. Auch hier wurde die Abgabe einer Quittung verweigert und die Anlage eines genauen Verzeichnisses des Entführten seitens der Beraubten unmöglich gemacht.

Ich habe diese Dinge absichtlich etwas ausführlicher behandelt, um wenigstens an diesen aktenmäßig belegbaren Beispielen das brutale, jeglicher Rechtsform hohnsprechende Verfahren der Franzosen deutlich vor Augen treten zu lassen.

Die Sammlungen des ehemaligen Jesuitenkollegs, welche nach Aufhebung des Ordens 1763 in den Besitz der Stadt übergegangen waren, standen als öffentliche, der Wissenschaft und Kunst dienende Sammlungen unter völkerrechtlichem Schutze und hätten, wie das auch in den oben erwähnten Eingaben an die Volksrepräsentanten und an den Nationalkonvent mehrfach energisch betont wurde, nicht angetastet werden dürfen. Die Wegnahme der Bibliotheken der Kirchen und Klöster und ihrer Kunstschätze war aber gleichfalls eine flagrante Verletzung des geltenden Völkerrechts, dessen Schutz sie als Privateigentum beanspruchen durften. Die Klöster waren nämlich zu der Zeit dieser Beraubungen nicht nur nicht aufgehoben (das geschah bekanntlich erst 1802), sondern nicht einmal in Zwangsverwaltung genommen, sie bestanden vielmehr in vollem Umfange zu Recht. Das wird dadurch bestätigt, daß die Franzosen selbst sie vermögensrechtlich zu den Kriegskontributionen und Einquartierungslasten in ganz erheblichem Maße heranzogen. Man muß auch bedenken, daß die Franzosen 1794 zunächst noch gar nicht daran dachten, die Rheinprovinz dauernd zu besetzen, da eine solche Besetzung einem feierlich verkündeten Grundsatze ihrer Verfassung widersprach. Diese ersten Beraubungen können deshalb auch keineswegs als Verwaltungsmaßregeln angesehen werden, sondern nur als Machthandlungen des Siegers, und als solche haben die Kommissare und der Kon-

vent sie auch selbst angesehen und wiederholt bezeichnet.[2])

Bei den meisten Kölner Klöstern fehlte auch ein anderer Grund, der damals so gern den Franzosen als Vorwand für Plünderungen dienen mußte, nämlich der, daß sie von ihren Insassen verlassen und somit als Verlassenschaft von Emigranten zu betrachten seien. Als solches angeblich herrenloses Gut sind damals auch Handschriften und Bücher aus dem Besitze der Grafen von Blankenheim, der Metternich, der Gymnich und Belderbusch in die Nationalbibliothek zu Paris gekommen. Auch die kurfürstliche Bibliothek im Schlosse zu Bonn wurde unter diesem Vorwande geplündert, und nicht nur der Bücher, sondern sogar der Bücherschränke von rotem Mahagoniholze mit Goldverzierung beraubt. Sie wurden auf zwölf Wagen verladen und standen, wie ein Chronist in Bonn (Handschr. d. Stadtbibl. zu Bonn) berichtet, längere Zeit am Martinswall, ehe sie die Reise nach Paris antraten.

Überhaupt waren die Kunsträubereien der Franzosen von 1794—1807 nicht wie frühere derartige Handlungen im Dreißigjährigen Kriege und in den Kriegen Ludwigs XIV. rein militärische Ausschreitungen, an denen es natürlich auch damals nicht gefehlt hat, sondern sie waren vielmehr ein wohlorganisiertes, und was die Auswahl der ausführenden Personen, wie auch was deren Ausrüstung und Instruktion anbetraf, wohl vorbereitetes staatliches Unternehmen. Bereits die ersten Kommissare hatten sich, wie man leicht aus den Dingen erkennen kann, die sie genommen haben, in den älteren Reisewerken, wie: Voyage des deux Bénédictins und Gerckens Reisen in Deutschland, und anderen Beschreibungen der Kunstwerke und der Literalien genau unterrichtet, und wußten sehr genau Bescheid darüber, was sie in den einzelnen Klosterbibliotheken zu suchen hatten. Gelegentlich ließen sie sich durch ihre Quellen wohl auch auf falsche Spuren leiten. So haben sie hartnäckig in dem Franziskanerkloster zu Köln nach Autographen des Joh. Duns Scotus gesucht und wollten daselbst durchaus sein Grab öffnen, weil sie argwöhnten, daß die Mönche dieselben darin versteckt hätten. Außerdem bekamen die Kommissare aber auch von Paris aus bestimmte Anweisungen, was sie suchen sollten. Die Commission temporaire des arts hatte aus ihrer Mitte einen besonderen Ausschuß von vier Mitgliedern gewählt, welcher die Aufgabe hatte, alle Nachrichten über hervorragende Kunst- und Literaturschätze in den eroberten und noch zu erobernden Gebieten zu sammeln und sie den ausgesandten Kommissaren mitzuteilen. Auch die Museen und Bibliotheken von Paris machten auf Dinge aufmerksam, deren Erwerbung sie wünschten. Eine solche Suchliste der Nationalbibliothek hat sich in der Universitätsbibliothek Bonn gefunden.

Wenn wir aber die Namen derjenigen durchgehen, die von dem französischen Konvente bzw. später von dem französischen Ministerium, erst dem republikanischen, dann dem kaiserlichen, mit dieser Aufgabe betraut worden sind, so finden wir darunter Männer von hohem wissenschaftlichen Ruf wie André Thouin, Mitglied des Instituts und Professor am naturhisto-

2) Napoleon, der die völkerrechtliche Anfechtbarkeit dieses Vorgehens wohl erkannte, gebrauchte deshalb die Vorsichtsmaßregel, sich den Besitz der geraubten Kunstwerke nachträglich durch besondere Paragraphen der Friedensverträge zu sichern.

rischen Museum, Faujas de St-Fond, Professor der Geologie, Le Blond, dem Leiter der nachmaligen Bibliothek Mazarin, der sich durch verschiedene Schriften über Münzen, Medaillen und geschnittene Steine einen Namen gemacht hatte, de Wailly, der als Sprachforscher durch Schriften über die deutsche und über die französische Sprache bekannt war. Sein Buch über die letztere war damals bereits in zehn Auflagen erschienen. Unter den späteren ist der Direktor der französischen Staatsarchive Arm. Gaston Camus hervorzuheben, der besonders die Archive bereiste und über seine Reise ein umfassendes Buch geschrieben hat, das auch ins Deutsche übersetzt ist. Vor allem aber ist Vivant Denon zu nennen. Denon, der einer Adelsfamilie in Châlons-sur-Saône entstammte, war unter dem ancien régime zunächst einige Jahre in diplomatischen Diensten in Petersburg und Neapel tätig, vertauschte dann aber das Handwerk des Diplomaten mit dem des Malers und Kupferstechers. Beim Ausbruch der Revolution in Italien weilend, wurde er auf die Liste der Emigranten gesetzt und seiner Güter verlustig erklärt. Die Fürsprache des Malers David, der dem Wohlfahrtsausschusse angehörte, rettete ihn, als er trotzdem nach Frankreich zurückkehrte. Später wurde er durch Josephine Beauharnais mit Napoleon bekannt gemacht und begleitete ihn auf der Expedition nach Ägypten. Das große Prachtwerk über das Land der Pharaonen, das noch heute zu den geschätztesten Werken seiner Art zählt, befestigte ihn in der Gunst Napoleons, der ihm zwei Jahre nach der Rückkehr aus Ägypten die Leitung der kaiserlichen Museen übertrug. In dieser Stellung fiel ihm dann 1807 die Aufgabe zu, die umfassenden Räubereien in Berlin, Kassel, Wolfenbüttel und Schwerin in Napoleons Auftrage auszuführen. Weniger bekannt als Gelehrte, aber darum nicht weniger unheilvoll in ihrer Wirksamkeit als Kommissare, sind Keil und Maugérard gewesen; ersterer ein Deutscher, der es bis zum öffentlichen Ankläger bei dem republikanischen und kaiserlichen Gerichte in Köln brachte, letzterer ein ehemaliger Benediktiner aus Metz, der seit 1792—1802 ständig in Deutschland geweilt hatte, aber auch bereits vorher viel in Deutschland gereist war und hier mit Handschriften und Inkunabeln einen lebhaften, nicht immer einwandfreien Handel getrieben hatte. Seiner Bekanntschaft mit van Praet, dem Direktor der Druckschriftenabteilung der Nationalbibliothek, verdankte er diese Berufung als Raubkommissar seitens der französischen Regierung. Van Praet war auch zweifellos über die moralische Unzuverlässigkeit Maugérards unterrichtet, aber wir werden sehen, daß es mit seiner eigenen durchaus nicht besser bestellt war, so daß wir uns nicht wundern dürfen, daß er daran keinen Anstoß nahm. Sachlich war aber auch sicherlich kaum jemand besser als Maugérard ausgerüstet, in den bereits zweimal von den Franzosen ausgeplünderten Kirchen und Klöstern den letzten Rest des Wertvollen an Kunst- und Literaturschätzen herauszusuchen, da er eben Übung und Erfahrungen auf diesem Gebiete besaß, wie kaum ein zweiter. Was Maugérard an Kunstschätzen genommen hat, ist leider nicht im einzelnen festzustellen, doch läßt z. B. der Umstand, daß er Prümer Reliquien seinem Heimatorte Auzéville schenkte, vermuten, daß der dazugehörige Reliquienschrein von ihm einen anderen Weg gewiesen bekam; auch die Entführung des Potentinusschreines aus Steinfeld wird wahr-

scheinlich auf seine Rechnung gestellt werden dürfen. Über die Bücher und Handschriften, die er entführte, sind wir aber ziemlich genau unterrichtet, da uns der größte Teil seiner Quittungen darüber erhalten ist. Diesen Quittungen zufolge hat er aus Trier und Umgebung, wo er vom 30. Oktober 1802 bis Ende Juni 1803 weilte, eine große Anzahl von Handschriften und Inkunabeln nach Paris geschickt. Es müssen 152 Handschriften und 254 Inkunabeln bzw. andere seltene Bücher gewesen sein, denn die uns erhaltenen Listen über seine Sendungen aus Koblenz-Bonn, Köln und Aachen setzen mit der Nummer 153 bei den Handschriften und mit der Nummer 255 bei den Büchern ein. Der gesamte literarische Raub Maugérards aus der Rheinprovinz belief sich nach Ausweis der letzten, d. h. der Aachener Liste vom 9. Brum. An 12 (28. Okt. 1803), auf 644 Inkunabeln und 176 Handschriften. Hierzu kommen aber dann noch 84 Handschriften aus Echternach, die er am 26. Dezember 1803, d. h. also nach der Abfassung der Aachener (Roerdep.) Liste, in Luxemburg beschlagnahmte und nach Paris sandte, ferner 10 Werke (8 Inkunabeln und 2 Handschriften), welche ihm am 27. Januar 1804 aus der Bibliothek der Zentralschule in Köln ausgehändigt werden mußten, und eine Anzahl von Handschriften und Büchern, die er im Mai 1804 von Mainz aus nach Paris schickte. Ein Irrtum Traubes und anderer ist es aber, wenn sie annehmen, daß unter dieser Mainzer Sendung die berühmte, 1815 nur durch einen glücklichen Zufall wieder zurückgewonnene Trierer Adahandschrift gewesen sei. Diese war nämlich bereits drei Jahre vorher mit 3 anderen Handschriften und 68 St. Maximiner Urkunden aus Mainz, wohin sie von den Mönchen 1792 in Sicherheit gebracht war, von Fischer, dem Bibliothekar der Zentralschule, nach Paris geschickt worden. Dieser hat, um sich in Paris Liebkind zu machen, mehr seine Aufgabe darin gesucht, die ihm anvertraute Bibliothek ihrer größten Schätze zugunsten der Pariser Nationalbibliothek zu berauben, als für eine ordentliche Verwaltung und Ordnung zu sorgen. Durch ihn ist auch ein großer Teil der Pariser Gutenbergsachen, wie z. B. die aus Mainzer Einbänden ausgelösten Donatfragmente, Medizinalkalender und Ablaßbriefe, nach Paris gelangt.

Ein weiterer recht herber Verlust ist deutschem Lande von Maugérard verursacht durch die Übersendung von 15 außerordentlich kostbaren Handschriften und 223 Drucken (jedoch ist es möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß diese Zahlen in die oben angegebenen einzurechnen sind), die er aus Metz im November 1802[3]) nach Paris schikken ließ, und die jetzt die prächtigsten Stücke der Pariser Schausammlung bilden.

Die Maugérardsche Brandschatzung war die letzte, aber sicherlich nicht die bedeutendste, welche die Rheinprovinz über sich ergehen lassen mußte, um die Pariser Bibliotheken und Museen mit deutschem Gute zu bereichern; denn zweifellos war die erste Plünderung von 1794/5 weit ergiebiger gewesen, und insoweit hat Delisle[4]) am Ende recht, wenn er behauptet, daß der Erfolg von Maugérards Sendung nicht den Erwartungen entsprochen habe, die man in Paris daran geknüpft hatte. Immerhin war sie für die Rheinlande eine herbe

3) So Delisle aus den Akten, während Morteuil und nach ihm Traube fälschlich 1803 angeben.

4) L. Delisle, Le Cabinet des manuscrits de la bibliothèque nationale II (1874) p. 35.



Heimsuchung, welche die Präfekten vergeblich abzuwenden, zu vereiteln und zu hindern versuchten. In unmittelbarem Anschluß an diesen letzten Raubzug für die Pariser Sammlungen erfolgte aber noch eine weitere, bedeutende Schädigung der Rheinprovinz an ihren literarischen Gütern. Zur Vorbereitung der Maugérardschen Sendung hatte man nämlich die Reste der ausgeplünderten Klöster und Kirchenbibliotheken durch besondere Kommissare durchsehen, inventarisieren und unter Siegel legen lassen. Man hatte die Absicht, das Wertvolle dieser Reste den Bibliotheken bei den Zentralschulen in Koblenz, Bonn und Köln zu überweisen und auch einige andere Bibliotheken bei den Regierungsstellen damit zu begründen. Zur Ausführung dieser Absicht ist es aber nur in ganz beschränktem Maße gekommen. Besonders genaues Material in dieser Hinsicht liegt für das Roerdepartement vor. In diesem Bezirk hat ein gewisser Schoenebeck, der zweiter Bibliothekar an der Zentralschule in Köln war, die Bestände verzeichnet und versiegelt, und seine Berichte und Listen liegen vor. Dieselben sind mit einer in Anbetracht der Schnelligkeit und Umstände, unter denen die Aufnahme vor sich gehen mußte, erstaunlichen Sorgfalt und mit guter Sachkenntnis gearbeitet. Was Schoenebeck in 26 Kloster- und Kirchenbibliotheken und -archiven, unter denen die von Kalkar, Kamp, Kleve, Gaesdonk, Gladbach, Marienbaum und Xanten besonders reichhaltig waren, verzeichnet hat, beläuft sich auf 7883 Werke, darunter 337 Handschriften, 767 Inkunabeln und 74 Urkunden. Ehe aber die Überführung dieser Reste, nachdem aus ihnen noch Maugérard seine Auswahl für die Nationalbibliothek in Paris getroffen hatte, nach Köln, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, stattfinden konnte, wurde die Bibliothek der Zentralschule in Köln geschlossen und die Reste der Klosterbibliotheken, die Schoenebeck für diese Zentralschule versiegelt hatte, von der Domänenverwaltung beschlagnahmt und schnell verkauft. Ebenso ging es mit den Klosterbibliotheken in Köln selbst. Was davon meist mit dem Walrafschen Nachlaß an die jetzige Stadtbibliothek gekommen ist, sind ganz kümmerliche Reste im Vergleich zu dem, was einst vorhanden war und verlorengegangen bzw. in alle Winde zerstreut ist, namentlich an älteren Druckwerken und Handschriften, denn die Auswahl, welche in der Zeit von 1797 bis 1802 mit den übriggebliebenen Resten der alten Jesuitenbibliothek vereinigt wurde, hatte auf den historischen und antiquarischen Wert der Bücher wenig Rücksicht genommen, sondern war nur nach dem ödesten Augenblicksnutzungswert für die mäßigen Ziele der Zentralschulen geschehen. Und so kommt es denn, daß die Stadtbibliothek in Köln nur ganz geringe Trümmer des Reichtums der alten Klosterbibliotheken aus Köln und Umgebung aufweisen kann und daß von den alten Handschriftenbeständen dieser Klöster im historischen Archive der Stadt nur verhältnismäßig recht wenig zu finden ist. So sind z. B. von dem Karthäuserkloster kaum 20 Handschriften dort, während die Bibliothek des Klosters vor ihrer Ausplünderung, wie aus dem handschriftlichen Kataloge von 1748 zu ersehen ist, einen Besitzstand von fast 600 Handschriften aufwies, die nun in alle Winde zerstreut sind. Ein großer Teil gerade dieser Klosterbibliothek ist später durch das Lempertzsche Antiquariat gegangen und in die Hände des Marburger Professors L. van Eß gekommen,



von ihm aber 1824 nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Ministerium in Berlin über einen Ankauf für Bonn oder Berlin an Sir Thomas Philipps in Cheltenham weiterverkauft worden. Von dorther ist aber durch Ankauf auf den Londoner Auktionen in den letzten Jahren eine Reihe von Stücken nach Berlin. Bonn und Köln zurückgekommen. Mit den anderen Klosterbibliotheken der Stadt verhält es sich nicht viel anders. Auch sie sind so gut wie vernichtet und namentlich ihre Handschriften und Inkunabeln meist verschwunden. Von der reichen Bibliothek von St. Martin, von der Legipontius (Ziegelbauer), wie er ausdrücklich hervorhebt, aus einer größeren Anzahl 162 Handschriftenbände aufzählt, sind ca. 45 in der Stadtbibliothek, ein paar andere in der Pfarrbibliothek von St. Martin bzw. in dem Priesterseminar zu Köln, die übrigen sind, soweit sie nicht 1794 und 1803 nach Paris verschleppt sind, zerstreut oder der Vernichtung anheimgefallen.

So geht es nun aber durch die ganze Rheinprovinz hindurch, so in Aachen, in Brauweiler, in München-Gladbach, in Kamp, in Brühl, in Knechtsteden, in Marienbaum, in Prüm, in Steinfeld, in Koblenz, in Boppard, in Xanten und in zahlreichen anderen Orten. Von nicht weniger als 78 Klosterbibliotheken lassen sich urkundliche Nachweise beibringen, daß die Franzosen aus ihnen literarische Schätze entführt haben. Zweifellos sind aber noch mehr Orte von ihnen heimgesucht worden, nur schweigen eben die Akten. Was in Bonn an Klosterbibliotheken vom Bibliothekar Krupp zusammengebracht und im Schlosse aufgestellt war, davon hat zuletzt Maugérard 33 meist Maria-Laacher Handschriften und 37 Inkunabeln ausgewählt und nach Paris geschickt, von denen die Handschriften 1815 alle zurückverlangt und auch zurückgekommen sind, während die Inkunabeln meist in Paris verblieben sind. Alles übrige ist 1811, wie der oben erwähnte Bonner Chronist berichtet, verauktioniert und um ein Spottgeld an Hökerfrauen verkauft. Ihnen kaufte der Kölner Antiquar Spieß die Sachen sofort wieder ab und ließ sie nach Köln schaffen. Der Chronik zufolge waren es 14 Wagen voll Bücher. In Koblenz ging es nicht so schlimm. Was dort an Resten nach Maugérards Auswahl, die 2 Handschriften und 116 Inkunabeln umfaßte, verblieben war, ist 1818 an die Bonner Universitätsbibliothek gekommen.

Verhältnismäßig am glimpflichsten ist noch Trier davongekommen, obwohl natürlich auch dort mit der Zerstreuung großer Teile der Bibliotheken der Abteien von St. Maximin und St. Martin, worüber wie über dem Verschwinden eines großen Teiles des Archives von St. Maximin und St. Paulin ein mystisches Dunkel schwebt, ein ganz beträchtlicher Schaden durch französische Schuld angerichtet ist. In betreff Triers liegen die Verhältnisse überhaupt recht eigenartig. Nach Morteuils bestimmten, genau datierten (13 Floréal und 26 Flor. An XI) Angaben, die zweifellos auf Einsicht der Pariser Akten beruhen, sind aus Trier im Mai 1803 von Maugérard 4 Kisten mit Handschriften und Büchern an die Nationalbibliothek geschickt. Das würde eine ganz erhebliche Anzahl von Bänden gewesen sein und könnte wohl den obengenannten 152 Handschriften und 254 Inkunabeln entsprechen. Nun sind aber 1814 von Trier aus durch Wyttenbach, der zur Zeit der Maugérardschen Beschlagnahmen in Trier bereits der Bibliothek vorstand, also darüber sicherlich Bescheid wußte, immer nur 3 Handschriften für dieselbe reklamiert

worden, von denen sie zu guter Letzt zusammen mit 368 Urkunden auch 2, d. h. die Adahandschrift und die Luciliburgensia von Wiltheim, wiedererhalten hat, während die aus Ehrenbreitstein stammende Handschrift der Briefe des Petrus de Vineis an die Königliche Bibliothek in Berlin gekommen ist. Andererseits befinden sich aber auf der Trierer Stadtbibliothek heute, wie man aus ihren Katalogen und besonders aus dem handschriftlichen von Wyttenbach und Laven 1831 angefertigten Verzeichnisse der Handschriften, von dem die Königliche Bibliothek eine Abschrift besitzt, ersehen kann, eine größere Anzahl, wenn auch wohl kaum die stattliche Zahl von 152 Handschriften (von den Inkunabeln läßt sich leider eine solche Feststellung nicht machen),die den Stempel der Pariser Nationalbibliothek tragen, also einmal dort gewesen sein müssen. Es können das meines Erachtens also nur die von Maugérard genommenen Handschriften sein, welche die französische Regierung wohl auf Reklamation der Stadtverwaltung zurückgegeben hat. Irgendwelche Aktenstücke haben sich freilich in Trier darüber nicht ausfindig machen lassen. Über einen Präzedenzfall gegenüber den Beschlagnahmungen des obengenannten Kommissars Keil, der im Jahre 1797 212 Werke aus der Bibliothek des Kollegiums zu Trier ausgewählt hatte, berichten Akten der Stadtbibliothek zu Trier dahin, daß Keil seine Beute bis auf 40 Druckwerke, die Wyttenbach dann 1815 vergeblich reklamiert hat, auf Anordnung des Ministers wieder herausgeben mußte.

Es ist bemerkenswert, daß die wiederholte Ausplünderung der Rheinprovinz durch die Sendboten des französischen Konvents, durch die Volksrepräsentanten, durch die Kommissare des Komitees des öffentlichen Unterrichts und der Commission temporaire des arts und wie sie sich sonst noch nennen mochten und schließlich durch die Agenten des französischen Ministeriums in den Kreisen der französischen Präfektur- und Arrondissementsverwaltung der vier Provinzen eine lebhafte Mißbilligung fand, die sich in mannigfachen Vorstellungen und Reklamationen gegen die Pariser Anordnungen geltend machte. Übereinstimmend weisen Jean-Bon de St-André in Mainz, Shee in Trier und Mechin in Aachen darauf hin, daß das ständig wiederholte Wegführen von Kunst- und Literaturschätzen aus ihren Verwaltungsgebieten zu einem das geistige Leben, Kunst und Wissenschaft schwer schädigenden Zustande daselbst geführt hätten, für den sie zum Teil sogar mit scharfen Worten ihrerseits jede Verantwortung ablehnen. Wiederholt wird von ihnen wenigstens ein Ersatz für die Wegnahme der Handschriften und Inkunabeln durch neuere Werke, bzw. für die Kunstwerke durch Abgüsse und Abbildungen gebeten. Zu wiederholten Malen haben die Kollegien der Zentralschulen und anderer Unterrichtsanstalten Wunschlisten zu diesem Zwecke bearbeiten müssen. Nirgends ist aber jemals ein derartiger Ersatz wirklich von Paris aus geleistet worden. Es wird in den erwähnten Reklamationen der Präfekten mehrfach darauf hingewiesen, daß die Kommissare bei der Wegnahme wohl einen solchen Ersatz versprochen hätten, daß diese Versprechungen bisher aber stets unerfüllt geblieben seien.

Mit der Sendung Maugérards von 1803 und 1804 scheinen, wie gesagt, aus der Rheinprovinz zum letzten Male literarische Schätze nach Paris gewandert zu sein, und auch mit dem Wegführen von Kunstschätzen ist es von da ab im

großen und ganzen vorbei. Wenigstens sind mir nur noch Akten über eine Sammlung von Glasgemälden des 16. Jahrhunderts in Köln, aus den niedergerissenen Kirchen stammend, bekannt, deren Übersendung der französische Minister durch ein Schreiben vom 6. Therm. an 12 (25. Juli 1804) verfügt. Die Versendung nach Paris scheint vom Präfekten hintertrieben zu sein, aber die Gläser sind trotzdem verschwunden.

Man darf nun aber nicht denken, daß an den Resten, welche von den Klosterbibliotheken nach 1804 noch übriggeblieben waren, nicht mehr viel zu verlieren war. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so ist in den Schoenebeckschen Aufnahmen des Klosters Marienbaum ein Exemplar der 42zeiligen Bibel in 2 Bänden aufgeführt mit der genauen Wiedergabe einer Schenkungseintragung, durch welche sich aus Seymour de Ricci's Katalog der Mainzer Drucke feststellen läßt, daß sich dieses Exemplar heute in einer amerikanischen Bibliothek befindet. Nach Seymour de Ricci a. a. O. S. 33 ist es aber im Februar 1814 in Paris aus dem Nachlaß von Pierre Henry Larcher zur Versteigerung gelangt. Wie ist es aber nach Paris gelangt? Ist es glaublich, daß ein Kenner wie Maugérard, durch dessen Hände so viele Gutenbergdrucke gegangen sind, ein solches Stück übersehen haben sollte, dessen Wert Schoenebeck in seiner Liste ausdrücklich hervorhebt? Ich möchte eher vermuten, daß Maugérard das Werk unterschlagen und seinerseits an Larcher verkauft hat. Nach den Kölner Akten hat ihn Schoenebeck wegen solcher Dinge (Verkauf von Handschriften, die er für die Bibliothèque Nationale beschlagnahmt hatte, an den Baron Hübsch in Köln) bei dem Präfekten Mechin verklagt, und auch an anderen Orten, wie Mainz, Koblenz, Trier und Metz, hat man ihn stets mit schlecht verhehltem, ja manchmal mit unverhohlenem Mißtrauen und Argwohn empfangen und behandelt. Eine Handschrift aus Brühl (Trithemius Historia monasterii Sponhemensis), die er nach seiner Quittung in Aachen als Msc. Nr. 164 für die Bibliothèque Nationale beschlagnahmt hat, ist nicht dorthin gekommen. Sie ist 1842 von der Königlichen Bibliothek in Berlin aus dem Lempertz(Heberle)-schen Antiquariat in Köln erworben, in dessen Lagerverzeichnisse Nr. VIII sie im Anhang als Nr. 6 verzeichnet steht. Maugérard hat sie also nicht abgeliefert, denn an der Identität der beiden Stücke ist gar kein Zweifel möglich.

Der Krieg 1806/7 hat dann den norddeutschen Staaten neue große Verluste an Kunstwerken und Literaturschätzen gebracht. Sie erstreckten sich aber nicht so wie die früheren Räubereien im Rheinlande in die Breite. Wohl ist manches Privateigentum und Kirchengut auch damals abhanden gekommen, aber damit hat der französische Staat an sich nichts zu tun; das sind Einzelvergehen einzelner Personen, wie sie wohl in jedem Kriege vorkommen und auch bei der strengsten Manneszucht nicht völlig vermeidbar sind. Der Staat, und das hieß damals Napoleon, nahm nur im großen und vom öffentlichen Staatseigentum bzw. vom Privateigentum der Fürsten, mit denen er im Kriege stand oder, wie im Fall Hessen, mit denen er im Kriegszustand zu sein plötzlich für gut befand: hier aber auch um so gründlicher. So beschränken sich denn die damaligen Beraubungen im ganzen und großen auf die fürstlichen Sammlungen und Schlösser. Berlin, Potsdam und Charlottenburg, Braunschweig, Salzdahlum und Wolfenbüttel, Kassel und Wilhelmshöhe und end-

lich Schwerin wurden von Denon in Napoleons Auftrage gründlichst ausgeplündert, andere Orte blieben verschont, und es sind nur Einzelheiten, die außerdem weggeschleppt wurden, wie die geflüchteten Kirchensilber von Münster, Paderborn, Halberstadt und Quedlinburg, die bei der Eroberung von Magdeburg den Franzosen in die Hände fielen, oder das Memlingsche Bild aus Danzig und der Altar des Krodo aus Goslar. Die Bibliotheken blieben damals im allgemeinen unberührt, mit Ausnahme von Wolfenbüttel, das dafür freilich um so gründlicher gebrandschatzt wurde und wo es sich aber auch der Mühe lohnte. Die Berliner Bibliothek, in der zu jener Zeit noch nicht viele Seltenheiten zu finden waren, blieb unangetastet, ebenso Göttingen und Hannover; aus der Kasseler Museumsbibliothek scheint, nach einem Briefe Wilhelm Grimms zu urteilen, auch Einiges genommen zu sein, um dessen Wiedererlangung man sich 1814 bemüht zu haben scheint; aber Akten haben davon, abgesehen von solchen über ziemlich belanglose Entwendungen französischer Baubeamten, nicht ermittelt werden können. Was aus der Bibliothek im Schlosse Wilhelmshöhe genommen war, scheint 1814 zurückgebracht zu sein. Sonst sind an Büchern und Handschriften nur ein paar Stücke aus Potsdam und Charlottenburg genommen und aus den Stadtbibliotheken zu Elbing und Danzig. Die Stadt(Gymnasial)bibliothek in Thorn, die nach der Schlacht bei Eylau schleunigst zu Lazarettzwecken ausgeräumt werden mußte, verlor bei dieser Gelegenheit einige hundert Werke, von denen einige seltene Polonica nach Paris gekommen zu sein scheinen.

Der Raub an Kunstwerken war aber dafür um so bedeutender. Wir sind aber diesen Räubereien gegenüber in einer besseren Lage als bei den rheinischen Sachen, denn hierbei ging alles, von Kleinigkeiten, welche französische Generale und ihre Bedienung privatim nahmen, abgesehen, in einer gewissen Ordnung und unter Abgabe von Quittungen vor sich. Die Quittungen sind alle noch wohlerhalten und geben uns über die wesentlichen Stücke genaue Auskunft und haben sie gegeben, als man sich 1814 und 1815 um ihre Rückgabe bemühte. Daher ist denn auch von diesen Sachen, wenigstens was das alte Königreich Preußen anbetrifft, das meiste 1814 und 1815 zurückerlangt. Aber Hessen und Braunschweig haben ganz erhebliche Einbußen an Kunstsachen, besonders an Gemälden, erlitten.

II.

Ich wende mich nun zu den Rückforderungen dieser entführten Kunst- und Literaturschätze in den Jahren 1814/15 und 1815/16 und ihren Erfolgen.

Bereits unmittelbar, nachdem aus den Rheinlanden die Raubkommissare 1794 ihre Beute weggeschleppt hatten, ja zum Teil noch bevor diese ihren Weg nach Paris angetreten hatte, bemühten sich die betroffenen Städte, wie Aachen und Köln, in Paris bei dem Konvente und bei den Ministerien, diejenigen Dinge zurückzuerhalten, auf welche die Volksmeinung den größten Wert legte. So versuchte Köln, das Rubensbild, die Sammlungen der Jesuiten an Kupferstichen, Münzen, Naturalien und Handschriften und die alten Geschütze und Waffen sowie die römischen Grabsteine aus dem Arsenal zurückzuerlangen. Diese Bemühungen waren aber vergeblich. Einige echt französische Phrasen waren, wie gesagt, das einzige, was die Abgesandten der Stadt aus dem Konvente mit heim-



brachten. Spätere Versuche beim Besuch des Kaisers Napoleon in Köln, wenigstens das Rubensbild wiederzuerhalten, scheiterten an Denons Widerstande. In Aachen hatte man dagegen einen kleinen Erfolg, indem man eine Brunnenfigur Karls des Großen und eine Holzfigur, die angeblich ebenfalls Karl den Großen darstellte und früher in den Prozessionen mitgeführt war, zurückerhielt. Die Säulen und sonstigen Kunstgegenstände vom Dom, wie den Pinienzapfen, die Bärin und den Proserpinasarkophag, die Bilder von Rubens und Diepenbeck aus der Franziskaner- und Kapuzinerkirche, die Urkunden und Handschriften des Stadtarchivs reklamierte man vergeblich. Von 140 Urkunden, welche der Staatsarchivar Camus 1802 auswählte und Maugérard 1803 beschlagnahmte, wurden aber 51 auf die Reklamation der Stadt in Aachen belassen. Trier hatte bereits 1796 einen Erfolg, indem Keil vom Ministerium in Paris angewiesen wurde, unter 212 Werken, die er aus der Bibliothek der Trierer Zentralschule ausgewählt und für die Bibliothèque Nationale bestimmt hatte, eine engere Auswahl zu treffen, die seinen Raub auf 40 Werke ermäßigte. Auch von den von Maugérard in Trier weggenommenen Handschriften und Inkunabeln scheint wenigstens ein Teil, wie wir bereits oben erwähnt haben, aus Paris auf Reklamation zurückgegeben zu sein. Das sind aber nur Kleinigkeiten gegenüber dem, was alles 1794—1804 aus den Rheinlanden weggenommen ist.

Von dem, was in den Kriegsjahren 1806/1807 aus den norddeutschen Staaten entführt worden ist, ist natürlich vor 1814 kaum eine Reklamation möglich gewesen. Nur die Königliche Akademie der Wissenschaften machte unter A. v. Humboldts Vermittlung gleich 1807 vergeblich den Versuch, die ihr genommenen Kupferplatten für den Druck von Landkarten, auf deren Erlös ein Teil ihrer Einnahmen beruhte, wieder zurückzuerhalten. Jedoch erreichte Humboldt bei dieser Gelegenheit das Versprechen, daß von den weggenommenen Berliner Antiken Gipsabgüsse angefertigt und als Ersatz gegeben werden sollten. Diese Gipsabgüsse fanden sich 1814 auf der Gesandtschaft in Paris vor, und sie sind 1815 mit anderen bei Getti in Paris neu bestellten Gipsabgüssen an die Düsseldorfer Kunstakademie gelangt.

In Preußen hat man aber bereits sofort 1807 an die Möglichkeit gedacht, dereinst den Franzosen den Raub wieder abzunehmen. Wie der Oberpräsident der Rheinprovinzen von Sack in Aachen 1814 an Blücher in Paris schrieb, hat er bereits im Jahre 1807 auf Grund von Denonschen Quittungen und der Zeugenaussagen der Schloßverwalter einen genauen Bericht über die Vorgänge und eine Liste ausarbeiten lassen, auf welche er für die zu erwartenden Reklamationen verweist.

Den Anstoß zu den preußischen Rückforderungen gab eine Notiz der Haude und Spenerschen Zeitung vom 6. Februar 1814, worin aus Wien gemeldet wurde, daß man dort eine Liste dessen zusammenstellte, was die Franzosen 1805—1809 aus österreichischen Ländern an Kunstsachen fortgeschleppt hätten, um sie zurückzufordern. Der Staatsrat Uhden schlug daraufhin in einem Bericht vom 14. Februar vor, in gleicher Weise Listen der geraubten preußischen Kunstgegenstände aufzustellen und beim Staatskanzler Fürsten von Hardenberg die Zurückforderung dieser Sachen zu beantragen. Ehe diese Listen fertig sein konnten, reichte der königliche Bauinspektor Prof. Rabe am

25. Februar eine außerordentlich sorgfältig gearbeitete Denkschrift über die französischen Räubereien aus Preußen ein, in welcher die vollständigen Listen der entführten Kunstschätze mit ihren alten Inventarnummern, mit Verweisen auf die Puhlmannschen Kataloge, mit den Nummern der Denonschen Quittungen sowie mit denen des französischen Ausstellungskataloges von 1807 enthalten waren. Diese Denkschrift trägt das Datum vom 12. Februar 1814.

Auch im Hauptquartier der Armee und in der Umgebung des Königs hatte man sich inzwischen bereits mit dem Gedanken beschäftigt, die geraubten Kunstschätze zurückzufordern. Der König selbst hatte dem Maler Ternite, welcher als freiwilliger Offizier im Heere stand, wie aus einem Briefe desselben an den Fürsten von Hardenberg hervorgeht, das Versprechen gegeben, ihn beim günstigen Ausgange des Krieges bei der Zurücknahme des Raubes zu beschäftigen. Und tatsächlich wurde Ternite auch gleich nach dem Einzuge in Paris von seinen militärischen Diensten entbunden, um für diese Aufgabe frei zu sein. Die Ausführung sollte jedoch bis zu Hardenbergs Ankunft in Paris verschoben werden. Inzwischen erhielt er aber die Listen, vermutlich die Abschriften der Denonschen Quittungen, ausgehändigt, um auf Grund derselben den Verbleib der Stücke in Paris festzustellen. Neben ihm war noch zugleich der Maler Philipp Franck in derselben Weise tätig, der gleichfalls einen Katalog der entwendeten Kunstgegenstände in den Händen hatte, und zwar scheint das der obenerwähnte, im Auftrage von Sack gleich im Jahre 1807 angefertigte Bericht gewesen zu sein. Von Berlin aus wurden als Kommissare am 21. April von seiten des Ministeriums des Innern der Bibliothekar und Vorsteher der Königlichen Kunstkammer, Prediger Henry, und von seiten des Hofmarschallamts der Hofrat Bußler nach Paris geschickt. Sie trafen dort in der ersten Maiwoche ein, von Hardenberg, der seinerseits am 30. April in Paris angelangt war, bereits mit Ungeduld erwartet. Ihnen waren bei ihrer Abreise die im Ministerium bearbeiteten Listen und vermutlich auch die Originalquittungen Denons und die übrigen offiziellen aktenmäßigen Belege mitgegeben worden; die aus dem Rabeschen Berichte ausgezogenen Listen wurden ihnen am 27. April nach Paris nachgeschickt. Somit war alles für die Zurücknahme der 1807 geraubten Sachen, denn nur um diese handelte es sich natürlich zunächst, aufs beste vorbereitet, aber nun beging man einen verhängnisvollen Fehler. Statt zu handeln, ließ man sich, wie Henry klagend an den Minister von Schuckmann in Berlin schrieb, auf Unterhandlungen ein. Das Richtigste würde, wie der französische Minister von Blacas selbst einmal in einem Briefe an den preußischen Gesandten von der Goltz bemerkte, gewesen sein, gleich nach der Einnahme von Paris mit dem Recht des Siegers genügende Faustpfänder genommen und die Rückgabe des Geraubten ohne Einschränkung als Friedensbedingung gefordert zu haben. Statt dessen hatte der König Friedrich Wilhelm persönlich mit dem Könige Ludwig XVIII. verhandelt und von ihm das Versprechen erhalten, die ihm genommenen Kunstschätze zurückgeben zu lassen, und im Vertrauen auf dieses Versprechen, erhielten nun die preußischen Kommissare die Weisung, bei den Verhandlungen mit den französischen Behörden möglichst schonend und rücksichtsvoll vorzugehen. Damit war aber schon von vornherein alles verdorben, denn dadurch waren unsern



Unterhändlern gegenüber den Franzosen die Hände gebunden, so daß diese in ihrer Überhebung bald so weit gingen, ihrerseits das Maß dessen bestimmen zu wollen, was Preußen zurückverlangen dürfe, und das Zurückzugebende als ein Geschenk des französischen Königs an den König von Preußen zu bezeichnen. Auch ließen sie es nicht an dem nötigen Geschrei über die barbarische Zerstörung ihrer angeblich mit dem Blute französischer Landeskinder so teuer erkauften Sammlungen fehlen, das leider nur allzu eindringliche Wirkungen auf unsere politischen Führer ausübte und sie von energischerer Vertretung der berechtigten Forderung abhielt. Das Schlußergebnis war ein von französischer Seite vorgeschlagener Vergleich, auf den einzugehen von der Goltz vom Staatskanzler Hardenberg von Wien aus angewiesen wurde, der aber von der preußischen Regierung nie offiziell anerkannt worden ist. Hardenburg belobt den Gesandten von der Goltz in einem Briefe vom 4. März 1815 aus Wien ausdrücklich im Namen des Königs dafür, daß er die offizielle Anerkennung desselben in dem Schriftwechsel mit dem französischen Minister so geschickt vermieden habe. Nach diesem Abkommen, das in den späteren Akten als die Wiener Konvention bezeichnet wird, sollten alle die Stücke an Preußen zurückgegeben werden, welche in öffentlichen Sammlungen noch nicht aufgestellt seien, während diejenigen, welche bereits eingereiht und in den dem Publikum zugänglichen Räumen öffentlicher Sammlungen ausgestellt seien, dem französischen Staate belassen werden sollten. Als Grund dafür, daß man preußischerseits auf dieses schwächliche, man möchte fast sagen schmähliche Abkommen schließlich stillschweigend und in der Hoffnung, bei günstigerer Gelegenheit die Ansprüche auf das übrige wieder geltend machen zu können, einging, hat erstens der Wunsch zu gelten, das zurückgeführte Königtum nicht durch Maßregeln, welche möglicherweise eine Verletzung der französischen Nationaleitelkeit zur Folge haben könnten, in irgendwelche eine gedeihliche Entwicklung der neuen Staatsordnung hindernde Schwierigkeiten zu bringen, andererseits aber auch der Umstand, daß man bei offener Weigerung, den französischen Vorschlag anzuerkennen, Gefahr lief, trotz des königlichen Versprechens, infolge der Machenschaften des Ministers von Blacas und des Museumsdirektors Denon überhaupt nichts zurückzuerhalten, nachdem man die günstigen Tage der militärischen Okkupation im Vertrauen auf ein französisches Königswort hatte ungenützt verstreichen lassen. So bedauerlich schließlich dieses Abkommen aber auch war, das den preußischen Staat um ungefähr zwei Drittel, und zwar um die besten Stücke, der ihm 1807 genommenen Schätze vermutlich unwiederbringlich gebracht haben würde, so hätte man sich dabei beruhigen müssen und können, wenn die Franzosen nun ihrerseits wenigstens die durch dasselbe übernommenen Pflichten ehrlich und, soweit es möglich war, rückhaltlos erfüllt hätten. Das ist aber, wir können mit Recht sagen, glücklicherweise, nicht der Fall gewesen, sondern die Franzosen haben mit allen möglichen und erdenkbaren Lügen und Kniffen daran gearbeitet, auch von den nach diesem ihrem eigenen Vorschlage unzweifelhaft doch herauszugebenden Stücken noch so viel als nur irgend möglich den verhaßten Preußen zu entziehen. Die Berichte und Briefe, welche Henry in dieser Angelegenheit nach Berlin an



Schuckmann schrieb, lassen uns einen Einblick tun in den Tiefstand französischer Moral; scheut sich doch selbst der Minister de Blacas nicht, um dem Museumsdirektor Denon Zeit zum Verschwindenlassen von reklamierten Sachen, bzw. zur Überführung von anderen aus den Depots in öffentlich zugängliche Räume zu verschaffen, den Empfang amtlich zugestellter Schriftstücke abzuleugnen, was ihm dann auch der preußische Gesandte von der Goltz ziemlich unverblümt unter die Nase reibt. Ich kann hier natürlich nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, ich will aber nur bemerken, daß selbst die heutige französische Forschung (E. Muntz, Ch. Saunier, E. Ferrand) offen zugesteht, daß die französischen Behörden und namentlich Denon, Lavalley, von Praet und Langlès 1814 und auch 1815 mit Lüge und Betrug gearbeitet haben, um den Erfolg der berechtigten Reklamationen zu hintertreiben. Weit entfernt aber, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, versuchen sie vielmehr, ihnen eine Gloriole daraus zu weben, und machen sich dadurch also zu ihren Mitschuldigen. Das Ergebnis der Reklamationen von 1814 war denn auch ein geradezu klägliches für uns. Von 28 antiken Statuen aus Berlin und Potsdam wurden 15, von 56 antiken Büsten und Reliefs 6, von 7 neueren Bildwerken 3, von 123 Gemälden 41, von 15 Handschriften 3 zurückgegeben, von den Münzen, Medaillen und geschnittenen Steinen fehlten ganze Serien und überall gerade die besten Stücke. In einem Bericht vom 12. März 1815 bezeichnet Henry das Zurückgekommene als kaum den dritten Teil des Geraubten und des gemäß der Wiener Konvention Zurückzugebenden. Von den rheinischen Altertümern, Kunstschätzen und Handschriften war kaum die Rede gewesen, geschweige denn etwas zurückgegeben. Kassel erhielt 1814 so gut wie nichts zurück, Braunschweig bekam 85 Gemälde, 42 Vasen, Basreliefs usw., 174 Limousiner Emailwerke, 980 Vasen, 12 Holzskulpturen und 9 andere Stücke zurück. Die Wolfenbütteler Handschriften blieben dagegen damals in Paris, ebenso eine große Anzahl von Gemälden aus dem Salzdahlumer Schlosse.

Während aber in bezug auf die 1806/1807 entführten Kunstsachen die Schuld der mangelhaften, völlig ungenügenden Ausführung der für die Franzosen so vorteilhaften Wiener Konvention einzig und allein der Untreue und Vertragsbrüchigkeit der Franzosen zuzuschreiben ist, liegt in Hinsicht der rheinischen 1794 bis 1804 entführten Gegenstände ein großer Teil der Schuld auf unserer Seite wegen der mangelhaften Vorbereitung dieser Reklamationen. Zwar hatte der Oberpräsident von Sack auch im Rheinlande dazu angeregt, aber seine Forderungen erstreckten sich nicht weiter als auf die bekanntesten Stücke, wie das Rubensbild und die Jesuitensammlungen, die Aachener Säulen und drei Bilder ebenda, d. h. also Dinge, die man in den Akten über die früheren Reklamationen zu französischer Zeit vorfand. Die Rückgabe der meisten von diesen Sachen fiel aber nach der Wiener Konvention weg, da sie im Louvre und anderen öffentlichen Sammlungen eingereiht und aufgestellt waren, und so verblieben sie damals noch in Paris. Von den Büchern und Handschriften, die in so großer Anzahl aus dem Rheinlande weggenommen waren, scheint 1814 überhaupt nicht die Rede gewesen zu sein, wenigstens enthalten die Akten darüber keinerlei Angaben. Weitere Verhandlungen, die der Gesandte von der Goltz mit den französischen Behör-



den führte, die aber seit Henrys Heimreise im Anfang Oktober 1814 allmählich mehr und mehr resultatlos im Sande verliefen, unterbrach die Rückkunft Napoleons und der neue Krieg.

Zweifellos hatte die französische Regierung, wie Henry sofort, als die neuen Siege und die zweite Einnahme von Paris die erfolgreiche Wiederaufnahme unserer Forderungen ermöglichten, in einem Bericht vom 8. Juli hervorhob, die für sie so günstige Wiener Konvention in der schmählichsten Weise durch Lüge und Betrug gebrochen und uns dadurch, auch ganz abgesehen davon, daß preußischerseits, wie wir oben gesehen haben, nie der Verzicht auf die ausgestellten Kunstsachen anerkannt war, und daß durch die Erneuerung des Krieges überhaupt neue Rechtsverhältnisse geschaffen worden waren, einen unzweifelhaften Rechtsgrund für die Erneuerung unserer Forderungen in vollem Umfang an die Hand gegeben. Auch hatte sich in den höchsten Kreisen nunmehr infolge der Erfahrungen, die man in den vorjährigen Verhandlungen mit der Taktik der Franzosen gemacht hatte, die Überzeugung durchgesetzt (leider hielt sie nicht lange vor!), daß man mit ihnen am besten verfahren würde, wenn man scharf und energisch zugriffe und ihnen zu dem Ränkespiel diplomatischer Verhandlungen keine neue Gelegenheit gebe. In diesem Sinne beauftragten Blücher und Gneisenau dann auch den Generalintendanten der Armee v. Ribbentrop mit der Leitung der neuen Reklamationen und gaben ihm neben den schon im Vorjahr mit diesen beschäftigten Sekretären Schütz, Schober und Jacobi einen energischen Helfer in der Person des Volontäroffiziers Eberhard von Groote, einem Sohne des Rheinlandes und der Stadt Köln, der nun mit vollem Eifer daran ging, seiner Heimat das entrissene Gut wiederzugewinnen. Das Rubensbild seiner Vaterstadt war das erste Stück, das er den Diebesklauen der Franzosen entriß, zugleich mit einer Reihe von Bildern, Statuen, Büsten und Antiquitäten aus Berlin und Potsdam, die im Louvre ausgestellt waren und deshalb 1814 nicht hatten genommen werden können. Verschleppungsversuche Denons wurden mit militärischer Exekution abgewehrt und ihm bei weiteren derartigen Versuchen Internierung auf der Festung Graudenz in Aussicht gestellt. So ging zunächst alles schnell und glatt vor sich, und es bestand die begründetste Aussicht, so gut wie restlos allen Kunstraub, wenigstens soweit er nachweisbar war, zurückzuerhalten. Ein Fehler war es aber bereits damals, sich mit den Franzosen wieder insoweit in Verhandlungen einzulassen, als man auf Erörterungen über die Rechtmäßigkeit erhobener Forderungen im einzelnen einging und dabei grundsätzlich zugestand, daß der Nachweis der Forderungsberechtigung unsererseits geliefert werden müsse. Richtiger und wirksamer wäre es dagegen gewesen, den Franzosen, welche durch ihre materiell und formell gesetzlosen Räubereien einen solchen Nachweis unsererseits vielfach unmöglich gemacht hatten, in den Fällen, wo sie glaubten, unsere Forderungen mit Recht anfechten zu können, die Pflicht des Nachweises rechtmäßiger Erwerbung der Gegenstände dieser Forderungen aufzuerlegen. Außerdem kam man dadurch sofort wieder zum Unterhandeln und gab damit den Franzosen wieder Gelegenheit, ihre verlogene Diplomatenkunst in Anwendung zu bringen.

Leider sollte ihnen recht bald ein außerordentlicher Erfolg auf diesem



Gebiete beschieden sein. Als es sich nämlich darum handelte, die aus dem Aachener Dome ausgebrochenen, nach Paris geschleppten antiken Porphyr-, Granit- und Marmorsäulen zurückzunehmen, versuchte Denon zunächst, die Berechtigung Preußens zu dieser Forderung mit dem Einwande in Zweifel zu stellen, daß die Wegführung vor 20 Jahren geschehen sei, während Aachen erst seit drei Monaten zu Preußen gehöre. Als er damit kein Glück hatte, schob er Arbeitermangel vor, bis Ribbentrop der Geduldsfaden riß und er ihm schriftlich androhte, die Säulen, von denen acht Stück in dem sogenannten Apollosaale eingebaut waren, durch preußische Pioniere wegnehmen zu lassen. Nun wandte sich Denon in einem Immediatgesuche unter Vermittlung von Alexander von Humboldt an den König von Preußen. Er stellte in seinem Gesuche dem Könige die Sache so dar, als ob den Franzosen und ihrem Könige wer weiß welches Unrecht damit geschähe, daß man die Säulen wieder nehmen wollte, und als ob bei dem Ausbrechen derselben aus der Galerie des Apollo das Louvre in Einsturzgefahr und womöglich der französische König in Lebensgefahr geraten würde. In echt französischer Geistesverfassung verband er mit seinen Lamentationen auch noch einige perfide Beschuldigungen gegen E. v. Groote, der ihm offenbar in seiner energischen Art der gefährlichste Gegner dünkte, und versuchte, ihn unter geflissentlich eingestreuten Lobeserhebungen für den Herrn Schober, einen anderen der Kommissare, beim Könige in Mißkredit zu bringen. Damit hatte er nun freilich weniger Glück, sondern er zog sich damit nur von Schober und Groote ein paar Briefe zu, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließen; aber in der Sache selbst verfügte der König, daß man sich mit zehn Säulen begnügen sollte, die von denen ausgewählt werden sollten, die nicht in dem Louvre eingebaut seien. Diese königliche Entscheidung erregte bei den Kommissaren und den übrigen Beteiligten einen lebhaften Protest. Groote wandte sich brieflich an den Oberpräsidenten von Sack in Aachen und, wie es scheint, auch an Görres; auch Benzenberg spitzte die Feder, und so gab es in den rheinischen Blättern, vor allem im Rheinischen Merkur, einen lebhaften Gedankenaustausch, bei dem namentlich Alexander von Humboldt manches harte, nicht unverdiente Wort zu hören bekam.

Gestützt auf diese Preßfehde, gelang es Ribbentrop, die königliche Entscheidung hinsichtlich der Aachener Säulen wenigstens dahin umzuändern, daß alle nicht eingebauten, statt 10 also 28 Säulen zurückgefordert und zurückgegeben wurden. Immerhin ist auch diese Schonung der Eitelkeit der Franzosen, die sich doch ihrerseits nicht gescheut hatten, den altehrwürdigen Bau des Kaisers Karl durch das Ausbrechen der Säulen zu zerstören, eine bedauerliche Schwäche gewesen, die nur dazu gedient hat, die Franzosen zu weiteren Ränken und Listen zu ermutigen. Zunächst behielt man so gut wie alle zu den Säulen zugehörigen Basen und Kapitelle zurück, und als man sie herausgab, wußte man in vielen Fällen wertlose und ganz wo anders herstammende Stücke an Stelle der echten unterzuschieben, ein Betrug, welcher anscheinend bei der Restauration des Aachener Domes in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz in Vergessenheit geraten war.

Auch sonst begann nun, nachdem man einmal beim Verhandeln wieder angelangt war, das alte Spiel von



neuem. Namentlich die Kämpfe um die Bilder der Kasseler Galerie, sowohl um die in Malmaison im Nachlaß der Kaiserin Josephine befindlichen, als um die den französischen Provinzialmuseen abgetretenen Bilder, sind Schulbeispiele französischer Perfidie, worüber besonders die Schrift von Ferd. Engerrand, L'histoire du Musée de Caën auf 16 in den ausgegebenen Exemplaren unterdrückten, vom Verfasser nur an gute Bekannte (das mir vorliegende Exemplar war für E. Muntz bestimmt) verteilten Blättern erbauliche Aufschlüsse gibt.

Altpreußen hat freilich das meiste ihm 1806/1807 genommene Kunstgut 1815 zurückerhalten, weil hierüber genaue Verzeichnisse und Beschreibungen vorlagen, die zu Ausflüchten wenig Raum boten, und doch ist es auch hier den Franzosen gelungen, eine Reihe von Kunstwerken zurückzubehalten. Wo aber solche Verzeichnisse und Quittungen nicht vorlagen, wie bei den meisten rheinischen Raubstücken, da versagten auch 1815 die Reklamationen zum größten Teile, eben weil man preußischerseits in übertriebener Gewissenhaftigkeit den oben gekennzeichneten Standpunkt einnahm, eine Forderung nur dann mit Nachdruck zu vertreten, wenn ihre Berechtigung bis auf das letzte Pünktchen dokumentarisch belegt war. Dieser Standpunkt hat sich ganz besonders verderblich und unheilvoll für die Rückforderungen der literarischen Schätze des Rheinlandes erwiesen, denn hier waren sichere Grundlagen nur wenig vorhanden, und wo Belege da waren, leugnete man auf der Nationalbibliothek schlankweg ab, diese Sachen jemals erhalten zu haben. Man konnte das um so leichter, als die große Menge der aus Deutschland dorthin geschleppten Handschriften, Inkunabeln und anderen Seltenheiten noch unverarbeitet in den Magazinen stand, so daß eine Nachkontrolle der wissentlich falschen Beurkundungen von Praets und Langlès damals zu den Unmöglichkeiten gehörte, solange man sich eben nicht dazu entschließen konnte, nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt, die französische Bibliotheksverwaltung für die Zeit der Reklamationen völlig beiseite zu schieben und die Herausgabe der Zugangsakten zu erzwingen. Es sind damals im ganzen nur 102 rheinische Handschriften und 84 Inkunabeln zurückgegeben, sowie 51 Urkunden nach Aachen, zirka 300 nach Trier und ungefähr 50 nach Köln. Was aber an diesen Dingen aus dem Rheinlande fortgeschleppt ist, übersteigt das Zurückgegebene um ein Vielfaches, denn was Maugérard allein genommen, beträgt, wie wir oben sahen, an Handschriften fast 300 und an Inkunabeln und anderen seltenen Drucken über 700 Bände. Was aber 1794 allein aus Köln daran fortgeschafft ist, übertrifft an Umfang die Maugérardsche Gesamtbeute auch bei der vorsichtigsten Schätzung um ganz beträchtliche Zahlen. Der außerordentliche Reichtum der Pariser Nationalbibliothek an deutschen und besonders an Kölner Frühdrucken, von denen sich dort häufig fünf bis zehn Exemplare vorfinden, ist nur dadurch zu erklären, daß von den aus dem Rheinlande weggeschleppten Sachen 1814/1815 so außerordentlich wenig zurückverlangt und noch weniger zurückgegeben ist. Es wäre 1815 das Richtigste gewesen, alle die unverarbeiteten Depots der Nationalbibliothek mit Beschlag zu belegen und aus ihnen durch deutsche Kommissare das deutsche Gut aussuchen zu lassen, statt sich mit den französischen Bibliotheksbeamten in Erörterungen über die Beweiskräftigkeit eingereichter Beschlagnahmequit-

tungen einzulassen und ihren bewußterweise wahrheitswidrig abgegebenen Zeugnissen Glauben zu schenken. Sowohl van Praet, der Vorsteher der Druckschriftenabteilung, als auch Langlès, der Leiter der Handschriftenabteilung, haben das Vertrauen, das ihnen die deutschen Kommissare in diesen Dingen entgegenbrachten, wiederholt, wie sich jetzt dokumentarisch erweisen läßt, auf das schmählichste mißbraucht und getäuscht. Ausführliche Listen von Inkunabeln und Handschriften, die aus Kölner Klöstern, aus Brauweiler, Knechtsteden, Prüm und anderen Klöstern weggenommen waren, haben sie zurückgegeben mit ihrem amtlichen Zeugnisse, daß die darin aufgeführten Werke niemals in die Pariser Bibliothek gekommen seien, während sich jetzt mit Leichtigkeit der Nachweis führen läßt, daß das damals doch der Fall war. Anzunehmen, daß sie das nicht gewußt hätten, hieße ihre geistigen Fähigkeiten und ihr Erinnerungsvermögen denn doch zu niedrig einschätzen, es bleibt also kein anderer Ausweg, als ihr moralisches Konto mit dieser Lüge zu belasten.

Die Franzosen stellen den Kunstraub, den sie in allen von ihnen besiegten Ländern in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreiches ausgeführt haben, gern dar als ein aus Liebe und Begeisterung zur Kunst entsprungenes Unternehmen, das für den Fortschritt der Kunst und der Wissenschaft von höchstem Werte gewesen sei, das sie mit dem Blute ihrer Landeskinder bezahlt und für das sie auf die finanzielle Ausbeutung der eroberten Länder verzichtet hätten. Diese Legende, in tausendfacher Wiederholung verbreitet, hat viele Gläubige, leider auch unter den Deutschen, gefunden, und sie spukt noch heutzutage in vielen Köpfen. Sie ist aber in jeder Beziehung unwahr. Was den letzten Punkt anbetrifft, so ist es denn doch eigentlich zur Genüge bekannt, in welcher geradezu haarsträubenden Weise die eroberten Länder, namentlich Belgien, Holland und die Rheinprovinz und später Norddeutschland, an Gut und nicht zum mindesten auch an Blut für rein französische Interessen ausgepreßt und ausgebeutet worden sind, so daß die Wegnahme der Kunstschätze wenigstens hier durchaus nicht als ein Ersatz solcher Erpressungen, sondern vielmehr nur als eine Steigerung und Erweiterung derselben angesehen werden kann.

Was aber die Förderung der Kunst und Wissenschaft anbetrifft, so soll nicht verkannt werden, daß, wie durch das Durcheinanderwirbeln der Ideen- und Gedankenwelt durch die Französische Revolution überhaupt auf manchen Gebieten Fortschritte erzielt worden sind, so auch durch die französischen Räubereien manche in Klöstern und Kirchen bis dahin versteckte und vergrabene Schätze ans Licht gebracht und der Wissenschaft zugänglich gemacht sind. Aber man soll diese Förderungen auch nicht überschätzen. Es herrschte ein durchaus reges geistiges Leben bereits vor der Französischen Revolution, und gerade die Erforschung der klösterlichen Verstecke geistiger Schätze hatte bereits seit längerer Zeit eingesetzt, wie die großen Publikationen der Benediktiner Frankreichs und Deutschlands und die mannigfachen Reiseberichte beweisen, so daß auch ohne die Beraubung der Klosterbibliotheken ihre Nutzbarmachung für Kunst und Wissenschaft geschehen konnte. Jedenfalls bedurfte es aber dazu nicht ihrer Wegführung nach Paris. Zudem aber haben sich die Franzosen durchaus nicht damit begnügt, etwa nur die hervorragendsten Werke unserer Kunst

und Wissenschaft in Paris in einem Mustermuseum und in einer allumfassenden Bibliothek zu vereinigen, sondern sie haben, nachdem sie vorher, ja während sie noch im eigenen Lande unersetzliche Werte an Kunst- und Wissenschaftsschätzen in vandalischem Eifer vernichteten und zerstörten, im Wechsel der Laune ihrer Raubgier, der sie das fadenscheinige Mäntelchen neu erwachter Kunstliebe umhingen, in den eroberten Gebieten in vollen Zügen Genüge getan und alles, was nur irgendwie über die bescheidensten Ansprüche an Sammelwert hinausging, nach Paris geschleppt. Die dort zusammenströmenden Massen, die man, wie stets behauptet wurde, für die nationalen Sammlungen in Paris, d. h. also für den Louvre und die Nationalbibliothek beschlagnahmt hatte, konnte man natürlich gar nicht so schnell verarbeiten und ordnen. Man begnügte sich also damit, die Hauptstücke herauszugreifen und aufzustellen, und ließ das meiste in Depots verkommen und ging endlich sogar dazu über, die Kunstsachen, die man doch angeblich für eine universelle Sammlung den Stellen genommen hatte, in denen sie Heimatrecht von Natur hatten oder durch die Pflege kunstsinniger Fürsten erworben hatten, an französische Provinzialmuseen abzugeben, wo sie mindestens ebenso versteckt und abgelegen waren, als an den Orten, woher man sie genommen hatte. Aber das war nicht das Schlimmste, sondern man stattete mit den Raubstücken auch Privatwohnungen von Generalen, höheren Beamten und Angehörigen des ersten Konsuls und nachmaligen Kaisers Napoleon aus. Namentlich die Kaiserin Josephine entwickelte einen lebhaften Sammeleifer für Kunstgegenstände, Pretiosen und Reliquien. Vieles aber, besonders von den Büchern, ließ man in den Speichern verkommen, und anderes ist offenbar verkauft, ohne zu bedenken, daß mit der Preisgabe ihres angeblichen Zweckes diese Konfiskationen auch vor französischen Augen als das erscheinen mußten, was sie waren, nämlich als gemeiner Diebstahl. Übrigens sind auch durchaus die Franzosen nicht durchweg mit den Räubereien der Revolutionsheere und Napoleons einverstanden gewesen. Bereits 1795 protestierte eine große Anzahl hervorragender Künstler und Gelehrter unter Führung von Quatremère de Quincy gegen dieses Raubsystem in einer Eingabe an den Nationalkonvent, unter deren Unterschriften man mit nicht geringem Erstaunen auch den Namen Denons erblicken kann; und als im Jahre 1815 die Reklamationen ansetzten, vereinigte sich eine ganze Anzahl französischer Künstler in Rom mit den Künstlern anderer Nationen daselbst, um in einer Sammeladresse an die verbündeten Mächte um Unterstützung der Bemühungen des Papstes für die Rückführung der aus Rom entführten Kunst- und Literaturschätze zu bitten.

Es ist aber außerdem zu bedenken, daß die preußische Regierung den Franzosen auch 1815 noch in weitestgehender Weise entgegenkam mit einem Vorschlage, alle die noch strittigen Punkte durch ein gütliches Übereinkommen zu beseitigen und zu erledigen. Sie ließ zu diesem Zwecke von Jacob Grimm, der dazu eigens nach Paris berufen wurde, einen Vergleichsvorschlag ausarbeiten, nach dem für die nicht zurückgegebenen Kunstsachen und für die aus dem Rheinlande weggenommenen und angeblich nicht auffindbaren Handschriften und Inkunabeln als Ersatz gegeben werden sollten:



1. die Manessische Liederhandschrift,
2. die aus der Villa Albani stammenden Winckelmann-Handschriften,
3. eine näher zu vereinbarende Anzahl (Grimm schlägt vor 500) Handschriften zur deutschen Geschichte und Literatur, wobei ausdrücklich nur solche Stücke gewählt werden sollten, welche in mehreren Exemplaren in der Nationalbibliothek vorhanden seien, und deren Auswahl in der Hauptsache der französischen Bibliotheksverwaltung vorbehalten sein sollte,
4. sollte ein Leihverkehr von Handschriften und seltenen Drucken zwischen der Pariser und der Berliner Bibliothek eingerichtet werden.

Diesen gewiß billigen Vergleichsvorschlag haben die Franzosen abgelehnt.

Zum Schlusse sei hier eine summarische Übersicht dessen beigefügt, was uns durch die französischen Räubereien verlorengegangen ist. Auf Vollständigkeit kann diese Aufstellung natürlich keinen Anspruch erheben, zumal sich diese bei der geschilderten Sachlage gar nicht erreichen läßt, auch sind an Einzelstücken nur solche von erheblichem Werte darin genannt. Wir beginnen mit den literarischen Stücken.

An Handschriften sind eine ganz erhebliche Anzahl aus den rheinischen Gebieten z. T. nach Paris geschleppt, z. T. durch die Auktionen von 1804 und 1811 in alle Winde zerstreut; die Gesamtzahl derselben ist auf mindestens 2500 zu schätzen, und ihr Gesamtwert ist, da sich unter den nach Paris gebrachten Stücken Handschriften von ganz außerordentlichem wissenschaftlichem und künstlerischem Werte befinden, mit 3 bis 4 Millionen Mark schwerlich zu hoch veranschlagt. Hervorzuheben sind besonders das kostbare Prümer Graduale, die Sammelbände St. Maximiner, der Kölner und Aachener Urkunden, die prächtigen Miniaturhandschriften aus Metz, die alten Klassikerhandschriften aus Echternach, die hebräische Bibelhandschrift aus Köln, der Sammelband von Briefen Leibniz' an den Jesuiten de Broches aus Köln, die Handschrift der Kölner Chronica regia aus Aachen und des Theodorus Priscianus aus Köln. Auch der rheinische Verlust an Inkunabeln und anderen literarischen Seltenheiten ist außerordentlich groß. Was allein aus Köln 1794 daran für Paris fortgenommen worden ist, kann auf mehrere tausend Bände veranschlagt werden, und den Gesamtverlust der Rheinlande wird man, zumal wenn man das mit berücksichtigt, was durch mangelnde Aufsicht und sonstige Mißwirtschaft und durch die Verschleuderung in den Auktionen der Domänenverwaltung verlorenging, unbedenklich in der Höhe von fünfstelligen Zahlen ansetzen und den Geldwert, mit Rücksicht auf die zahlreichen Pergamentdrucke, auf die die Kommissare nach van Praets Anweisung ihr besonderes Augenmerk richteten, und der Mainzer Gutenbergsachen, sowie der oben erwähnten 42zeiligen Bibel aus Marienbaum mit mindestens einer Million Mark berechnen dürfen.

Die literarische Schädigung Altpreußens ist demgegenüber nur gering. Das Wertvollste daran sind die verlorenen Autographen von Friedrich dem Großen und Voltaire aus Potsdam.

Aus Wolfenbüttel sind die sogenannten Mazarinhandschriften zu erwähnen und 7 deutsche Handschriften, die 1815 angeblich nicht aufzufinden waren, die aber heute sämtlich in Paris nachweisbar sind, außerdem aber einige Blockbücher und Inkunabeln, darunter die



vertauschte 36zeilige Bibel und Hartliebs Chiromantie.

Aus Bayern haben französische Generale aus Eichstädt, Rebdorf und Ingolstadt Handschriften weggenommen, von denen schließlich ein großer Teil in die Bibliothèque Nationale gekommen ist. Es befinden sich darunter wertvolle Heiligenleben.

Unter den Verlusten an Kunstgegenständen sind an erster Stelle zu nennen 24 Bilder aus der Kasseler Galerie, von denen 21 während der Rückforderungsverhandlungen von den Erben der Kaiserin Josephine an den Kaiser von Rußland verkauft wurden, und die sich jetzt meist in der Eremitage zu Petersburg befinden, während die 3 anderen in die Museen von Montpellier, Toulouse und Caën gekommen sind. Der Wert dieser Bilder dürfte jetzt auf mehrere Millionen Mark zu schätzen sein.[5]) Außerdem hat Kassel eingebüßt 36 Pretiosen, 548 goldene und 4328 silberne Medaillen, deren Gesamtwert auf 1 700 000 geschätzt wird.

Braunschweig beklagt den Verlust von 69 Gemälden, die 1807 aus dem Salzdahlumer Schlosse, sowie von 18 anderen Bildern, die aus der Galerie in Braunschweig genommen und 1814/15 nicht zurückgegeben sind. Unter ihnen sind Bilder von Raffael, Tizian, Rembrandt, Rubens, van Dyck, und ihr heutiger Wert kann gleichfalls auf mehrere Millionen geschätzt werden.

Aus dem Rheinlande sind entführt:

1. Aus Aachen ein Rubensbild (Anbetung der Hirten), das sich jetzt im Museum zu Rouen befindet;

2. aus Koblenz die Altartafel der Kastorkirche in Email und Silber, jetzt im Clunymuseum, und ein altes Geschütz, der Vogel Greif genannt, jetzt im Invalidenpalais zu Paris;

3. aus dem Kloster Steinfeld der Potentinusschrein, jetzt im Louvre;

4. aus Streelen ein geschnitzter Altar, jetzt in St-Germain-l'Auxerrois in Paris.

5. aus Köln eine Reihe von historischen Kanonen aus dem Zeughause, ebendaher 3 römische Grabsteine, aus dem Exjesuitenkolleg eine Sammlung von 6113 Handzeichnungen und ca. 150 Sammelbände von Stichen und Holzschnitten und eine große Sammlung mittelalterlicher Münzen sowie von Gemmen und Kameen, aus St. Maria im Kapitol ein mittelalterliches Grabmal in Mosaik.

Aus Berliner Kunstsammlungen fehlen endlich noch ungefähr 4000 Münzen und Medaillen, deren Wert auf 500 000 Mark geschätzt wird, und 76 geschnittene Steine im Werte von 100 000 Mark, ferner 5 antike Marmorwerke und eine kleine antike Bronzebüste Julius Cäsars sowie einige Gemälde. —

Wenn man die Summe dieser Verluste ins Auge faßt, versteht man, wie den Zeitgenossen nicht die vielgeschmähten Deutschen, sondern die Franzosen als Barbaren erschienen, und daß Schiller seinem Unwillen über „Die Antiken zu Paris" in den Versen Ausdruck gegeben hat:

> Was der Griechen Kunst erschaffen,
> Mag der Franke mit den Waffen
> Führen nach der Seine Strand,
> Und in prangenden Museen
> Zeig' er seine Siegstrophäen
> Dem erstaunten Vaterland!
>
> Ewig werden sie ihm schweigen,
> Nie von den Gestellen steigen
> In des Lebens frischen Reihn.
> Der allein besitzt die Musen,
> Der sie trägt im warmen Busen —
> Dem Vandalen sind sie Stein.

5) Von den Bilderentwendungen wird ausführlicher noch in einem der nächsten Hefte gehandelt werden. Die Red.



Die Seeschlacht am Skagerrak am 31. Mai 1916.

Von Karl Bahn.

(Z) Von zuständiger Seite ist veröffentlicht worden, daß die deutschen Hochseestreitkräfte am 31. Mai nachmittags vorgestoßen seien, um englische Flottenteile, die in letzter Zeit mehrfach an der norwegischen Südküste gemeldet worden waren, zur Schlacht zu stellen. Daraus geht hervor, daß der deutsche Admiralstab die Schlacht herbeigeführt hat, sobald die englische Flotte dazu Gelegenheit bot. Deutscherseits ist sie also nicht aus zufälliger Begegnung, sondern planvoll entstanden. Einleitung und Durchführung des Kampfes geben hierfür vollgültigen Beweis. Nicht so zweifelsfrei ist die Absicht des englischen Admiralstabes zu erkennen und festzustellen. Die englische Flotte, namentlich ihr gegen Deutschland bestimmter wertvollster Teil, die neuesten Kampfschiffe, Kleinen Kreuzer und Zerstörer, ist 22 Monate hindurch ängstlich gehütet, versteckt worden; zuerst in den unzugänglichen Häfen der Westküste Englands und dann in den buchtenreichen Orkneyinseln an der Nordostspitze Schottlands. Dort ist sie trotz aller Angriffe der englischen Ostküste durch unsere Geschwader festgehalten worden. Die Schonung ging so weit, daß das Linienschiff Queen Elizabeth, eines der neuesten englischen Schiffe, das wegen der großen Tragweite seiner 38,1-cm-Kanonen vor Gallipoli verwendet wurde, von dort zurückgezogen wurde, als die deutschen U-Boote daselbst auftraten und die englischen Linienschiffe Majestic, Ocean, Goliath, Irresistible, Triumph und Lord Nelson in schneller Folge versenkten. Diese auffällige Schonung muß als Anzeichen aufgefaßt werden, daß die englische Flotte für die letzte Entscheidung aufgespart werden sollte, um durch ihre Überlegenheit und Unbesiegbarkeit dem Vierverbande den entscheidenden Sieg und England die alleinige und uneingeschränkte Seeherrschaft zu bringen.

War nach dem Stande des Landkrieges dieser entscheidende Augenblick schon gekommen oder lagen noch andere Gründe für das plötzliche Auftreten der gesamten englischen Hochseeflotte in der Nordsee vor?

Die letzte Beschießung von Lowestoft am 24. April d. J. durch eines unserer Geschwader ließ in England immer heftiger und nachdrücklicher nach Schutz der Ostküste durch die Flotte rufen. Unsere Marineluftschiffgeschwader hatten ihre Angriffe immer weiter nach Norden getragen. Es lag also die Gefahr nahe, daß sie die englische Flotte in ihren Schlupfwinkeln in den Orkneyinseln aufsuchen könnten. Die Sicherheit der Flotte war dahin. Auch die gesamte Kriegslage Ende Mai erheischte dringend ein Eingreifen der englischen Flotte. Vor Verdun verblutete sich das französische Heer ohne Erfolg mehr und mehr und ein großer Teil der für den inzwischen begonnenen Hauptangriff in Nordfrankreich angesammelten Reserven wurde vor Verdun aufgebraucht. Das plötzliche siegreiche Vordringen Österreich-Ungarns gegen die Poebene und die starke Gefährdung Valonas, des letzten Stützpunktes der Italiener auf dem Ostufer der Adria, mit dessen Verlust der Traum Italiens von der Adria als geschlossenem ita-

lienischen See und von seinem Einfluß auf dem Balkan zu Ende ist, ließen den Verzweiflungsschrei nach Entlastung durch einen russischen Angriff in Galizien ertönen. Sollte die viel besprochene und gerühmte Einheit der Kampflinie des Vierverbandes durchgeführt werden, so mußte der geplante Hauptangriff im Westen dem russischen Angriff ungesäumt folgen. Dem jetzt tobenden erbitterten Kampf an der Somme wäre eine merkbare Unterstützung geworden durch Landung eines englischen Heeres im Rücken unserer Front. Daß eine solche auf der Pariser Zusammenkunft beschlossen worden ist, hat im Laufe der Zeit immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Nur wollte Holland die Rolle Griechenlands nicht spielen, sondern ergriff Maßregeln, seine Neutralität mit Waffengewalt zu verteidigen. Deshalb ließ England diesen Plan fallen. Aber es hat große Wahrscheinlichkeit für sich, daß an Stelle einer Landung in Holland eine solche in Dänemark ins Auge gefaßt wurde. Schon vor einem Jahrzehnt etwa hatte die englische Flotte gelegentlich eines Manövers Landungsversuche in Esbjerg geübt. Esbjerg liegt an der Westküste Dänemarks, etwas nördlich der schleswigschen Grenze. Man hoffte vermutlich, mit Dänemark, das eine ähnlich ungünstige Lage hat wie Griechenland, und dessen langgestreckte West- und Nordküste dem Feuer der englischen Schiffe schutzlos preisgegeben ist, leichter fertig zu werden und hoffte auch wohl, neben der Bedrohung des Rückens unserer Westfront und der rückwärtigen Verbindungen durch Wegnahme des Kaiser-Wilhelm-Kanals gleichzeitig unsere Verbindung zwischen Nord- und Ostsee zu unterbrechen und Kiel von der Landseite her anzugreifen.

Eine Landung in Dänemark war aber erst möglich, wenn die deutsche Flotte vernichtet war. England kannte von Gallipoli und Saloniki her die unendlichen Schwierigkeiten von Überseeunternehmungen und wußte auch, daß eine noch kampffähige deutsche Flotte einer Landung und der Versorgung des gelandeten Heeres nicht ruhig zusehen würde. Eine Seeschlacht war also die unumgängliche Voraussetzung dieses Planes. Dazu kam noch, daß der Reichskanzler erklärt hatte, ernsthaften Friedensangeboten müsse die zeitige Kriegskarte Europas zugrunde gelegt werden und daß englischerseits darauf schroff und stolz erklärt wurde, auch die Seekriegskarte müsse maßgebend sein und England beherrsche noch immer alle Meere uneingeschränkt. Der Beweis hierfür war noch nicht erbracht, und das ängstliche Zurückhalten der englischen Flotte zeigte trotz aller Ruhmredigkeit gewiß nicht viel Vertrauen zu der unbedingten Überlegenheit der englischen Flotte. Diese Verhältnisse drängten dazu, die Entscheidung auf dem Meere zu suchen, so daß hiernach auch englischerseits die Schlacht als eine geplante angesehen werden muß. Vielleicht nur nicht für den Nachmittag des 31. Mai, sondern für den 1. Juni, worauf das etwas verspätete Eintreffen der englischen Hauptmacht, das in der englischen Presse heftig getadelt worden ist, und auch das Erscheinen eines englischen Geschwaders aus der südlichen Nordsee erst am 1. Juni morgens hinzudeuten scheinen. Nachdem der Ausgang der Schlacht am 31. Mai die Vernichtung der deutschen Flotte nicht gebracht, sondern zu schwerwiegenden englischen Verlusten und arger Enttäuschung geführt hat, mußte jeglicher Landungsplan vorerst aufgegeben werden. Demgemäß wurde das englische



Millionenheer im Juni nach Frankreich übergesetzt und die Vorbereitungen für den Angriff getroffen, der dann am 1. Juli losbrach.

Ob die englische Heeresleitung solche Pläne hegte, wird erst spätere Zukunft klarstellen. Aber die zeitliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten bekräftigen die Möglichkeit solcher Absicht. Eine weitere Bestätigung findet sie dadurch, daß die Vermutung, Lord Kitchener sei in der Seeschlacht am Skagerrak und nicht am 7. Juni bei den Orkney-Inseln ertrunken, durch den Aufruf der englischen Regierung zur Bergung seiner Leiche nahezu Gewißheit erlangt hat. Lord Kitchener soll zum Leiter des geplanten Unternehmens bestimmt gewesen sein.

Über Sieg und Niederlage in der Seeschlacht vor dem Skagerrak, sowie über Bedeutung beider wird in der Presse beider Länder hin- und hergestritten. Will man zu einem Urteil gelangen, müssen die taktischen Absichten und das Stärkeverhältnis der Gegner erörtert werden.

Nach dem Bericht des englischen Admiralstabes war die gesamte moderne Schlachtflotte an dem Kampf beteiligt. Sie bestand aus dem Aufklärungsgeschwader unter Admiral Beatty und der Hauptmacht unter dem Flottenchef Admiral Jellicoe. Zu dem ersteren gehörten als erste Division die 4 Schlachtkreuzer: Lion (1910 abgelaufen), Princess Royal (1911), Queen Mary (1912) und Tiger (1913); als zweite Division New-Zealand (1911) und Indefatigable (1909). Nach wohlbegründeter Ansicht soll zwar Tiger am 24. Januar 1915 im Gefecht an der Doggerbank gesunken sein. Der Verlust wird aber von der englischen Admiralität bestritten. Es ist also nicht zweifelsfrei, ob wirklich der 1913 abgelaufene Tiger oder aber ein als Ersatz für ihn eingestellter Neubau gleichen Namens im Kampf war. Dies ist insofern von Wert, weil ein Neubaukreuzer mit 38,1-cm an Stelle von 34,3-cm bewaffnet sein würde, wodurch dessen Kampfkraft wesentlich größer wäre als die des letzteren. Man sagt der britischen Admiralität nach, dieses Verfahren auch bei dem am 27. Okt. 1914 gesunkenen Audacious angewendet zu haben. Die nach Zahl und Kampfkraft dem deutschen Geschwader Großer Kreuzer überlegene Schlachtflotte war noch durch die Beigabe von 4 oder 5 Linienschiffen der Queen-Elizabeth-Klasse verstärkt worden, und zwar sehr erheblich, denn diese 1913 und 1914 abgelaufenen Schiffe gehören mit zu den neuesten Linienschiffen Englands und führen je 8—38,1-cm-Geschütze neben der Mittelartillerie von je 16—15,2-cm L/50. Dadurch wurde die Mündungsarbeitsleistung der Geschütze einer Breitseite bei dem Aufklärungsgeschwader um 1.120560 mt vermehrt, ohne die Fahrgeschwindigkeit der Schlachtkreuzer belangreich zu vermindern, denn die Elizabethklasse läuft 25 Sm., der langsamste der Panzerkreuzer 26,7 Sm. Diese Zuteilung und außerordentliche Verstärkung des Kreuzergeschwaders war doch vermutlich nur zu dem Zweck geschehen, um das Aufklärungsgeschwader zu befähigen, die deutsche Flotte im Norden und Nordwesten mit überlegener Macht festzuhalten und einzukreisen.

Als Maß für die Kampfkraft ist eben und auch für die Folge die Mündungsarbeitsleistung der Schiffsbreitseiten gewählt. Die Angabe der Zahl und der Seelenweite der Geschütze eines Schiffes genügt zur Beurteilung seiner Kampfkraft nicht. Wenn auch bei den neuesten Schiffsbauten die Türme mit den schwersten Geschützen fast



ausnahmslos so eingebaut sind, daß alle Geschütze nach beiden Breitseiten wirken können, so ist dies bei den älteren Schiffen — englischen wie deutschen —, die in der Schlacht mitgewirkt haben, noch nicht der Fall, so daß bei diesen beim Breitseitenfeuer mindestens 2 schwere Geschütze nicht feuern können. Die Mittelartillerie ist nicht in Türmen, sondern in Kasematten untergebracht, so daß meist nur die Hälfte der Geschütze nach einer Breitseite schießen. Daraus geht hervor, daß die alleinige Angabe der Geschützzahl eines Schiffes das Urteil über seine Feuerkraft irreführt. Ebensowenig erschöpfend ist die Angabe der Seelenweite der Geschütze. Aus ihr ist das Gewicht des Geschosses zu folgern, und die Angabe des Geschoßgewichtes einer Breitseite vermeidet den oben besprochenen Fehler, weil natürlich nur die Zahl der nach jeder Breitseite feuernden Geschütze in Rechnung gezogen wird. Nun ist aber für die Geschützwirkung das Geschoßgewicht allein nicht maßgebend, sondern in sehr viel höherem Grade die Geschoßgeschwindigkeit. Beide, Geschoßgewicht und Quadrat der Geschwindigkeit, sind in dem Arbeitsvermögen des Geschosses enthalten. Deshalb gibt nur dieses in Verbindung mit dem Geschoßdurchmesser oder was dasselbe ist mit dem Seelendurchmesser des Rohres einen Maßstab für die Durchschlagskraft der Geschosse. Zum Vergleich ist allgemein das Arbeitsvermögen der Geschosse an der Mündung gewählt worden.

Zu dem Aufklärungsgeschwader gehörte eine größere Anzahl der neuesten Kleinen Kreuzer und vermutlich 2 Flottillen Torpedobootszerstörer mit ihren Führerschiffen. Wie viele, ist nirgends veröffentlicht worden und läßt sich auch nicht feststellen, weil auch zum Hauptgeschwader Kleine Kreuzer gehörten. Dem ersteren waren wenigstens die 8 Schiffe der Calliopeklasse zugeteilt, die neuesten, die England bis zur Schlacht fertig hatte. Sie haben die große Geschwindigkeit von 30 Sm. und sind mit 3—15,2-cm L/50 und 6—10,2cm L/50 verhältnismäßig stark bewaffnet. Eine englische Torpedobootsflottille umfaßt vermutlich 20 Boote, so daß dem Aufklärungsgeschwader anscheinend 40 Zerstörer und 2 Führerschiffe zugeteilt waren.

Die Hauptmacht umfaßte:

1. 3 Geschwader zu je 8 Großkampfschiffen. Die Geschwaderstärke war also der unsrigen gleich. Ob ein besonderes Flaggschiff als 25. Linienschiff dabei war, läßt sich nicht sicher feststellen. Seit dem Jahre 1906, dem Ablauf des ersten und eigentlichen Dreadnoughts, der für diese stark bewaffneten Linienschiffe Namengeber geworden ist, sind 33 solcher Dreadnoughts und Überdreadnoughts fertiggestellt worden; 5 davon waren, wie oben gesagt, dem Aufklärungsgeschwader zugeteilt, 3 gehörten der Hauptmacht als besonderes Geschwader an. Dann verbleiben gerade noch 25 Schiffe für das Hauptgeschwader übrig, wenn Superb mit eingerechnet wird. Derselbe soll angeblich bei einem Seegefecht zweier englischer Geschwader gegeneinander, die eins das andere für ein deutsches hielten in der Nähe Bergens in der Nacht vom 7. zum 8. April 1915 gesunken sein. Ob dies zutrifft, sei dahingestellt. In dem neuesten Taschenbuch von Weyer ist Superb in die Schiffsnamensliste ohne jeden Vorbehalt aufgenommen und fehlt in der Schiffsverlustliste. Um aber keinesfalls zu hoch zu greifen, ist Superb in die Stärkeberechnung nicht mit aufgenommen. Die Größe,

die Geschwindigkeit und die Feuerkraft dieser 24 Schiffe ist sehr verschieden; die Größe ist von 18190 T auf 28450 T und die Geschwindigkeit von 21,5 auf 23 Sm. gewachsen.

2. Das oben erwähnte besondere Geschwader von 3 Schiffen der Royal Sovereign-Klasse, die erst 1916 dienstfertig geworden sein können. Sie sind die neuesten Schiffe der englischen Flotte.

3. Eine Division Schlachtkreuzer, und zwar Invincible, Indomitable und Inflexible, die hinsichtlich ihrer Fertigstellung und ihres Kampfwertes unmittelbar hinter den Schlachtkreuzern des Aufklärungsgeschwaders kommen.

4. Ein Panzerkreuzergeschwader von 6 Schiffen. Aus den bekannt gewordenen Verlusten läßt sich schließen, daß es bestand aus je 2 Schiffen der Defence- und der Achillesklasse, nebst Black Prince und Euryalus.

5. Wenigstens 10 Kleine Kreuzer.

6. Etwa 4 Flottillen Zerstörer zu vermutlich 20 Booten, wenigstens 80 Boote.

Erläuternd sei bemerkt, daß die englischen Schlachtkreuzer und Panzerkreuzer beide den deutschen „Großen Kreuzern" entsprechen, wie die Bezeichnung nach unserem Flottengesetz lautet. England hat die Unterscheidung vorgenommen, weil die seit 1907 abgelaufenen Schlachtkreuzer wesentlich größer und stärker sind als die früher fertiggestellten Panzerkreuzer.

Über die Stärke der deutschen Streitkräfte hat der Vertreter des Reichsmarine-Amtes im Reichstage erklärt, daß unsere gesamte Hochseeflotte angegriffen habe. Nach Vollendung des Flottengesetzes sollte der Schiffsbestand gegliedert werden in:

A. Aktive Schlachtflotte: 25 Linienschiffe, 8 Große Kreuzer, 18 Kleine Kreuzer und 9 Torpedobootsflottillen zu je 11 Booten.

B. Reserve-Schlachtflotte.

C. Die Auslandsflotte.

Nach dem Taschenbuch der Kriegsflotten von Weyer 1916 bestand die Hochseeflotte aus 1. dem Flaggschiff Friedrich der Große, das auch in der Schlacht das Flaggschiff des Admirals Scheer war, und 2. aus je 4 Schiffen der Klassen König, Kaiser, Ostfriesland, Nassau, Deutschland und Braunschweig, zusammen 25 Schiffen. Im großen und ganzen muß dies auch nach Zahl und Klasse die Zusammensetzung der Linienschiffsflotte in der Schlacht am 31. Mai gewesen sein. Die Schiffe, die älter als Braunschweig sind, haben 24-cm-Geschütze, d. h. sie sind so schwach bestückt, daß sie vermutlich alle nur zur Reserve gehört haben. 3. Aus 5 Großen Kreuzern, Von der Tann, Moltke, Goeben, Seydlitz und Derfflinger. In der Schlacht waren auch nur 5 Große Kreuzer. Der im Frühjahr 1915 dienstfähig gewordene Kreuzer Lützow ist an Stelle des an die Türkei verkauften Kreuzers Goeben getreten. Daß unsere Flotte nicht die Sollstärke von 8 Großen Kreuzern gehabt hat, ist darauf zurückzuführen, daß infolge Verlustes von 4 Großen Kreuzern — York bei der Einfahrt in den Hafen auf eine Mine gelaufen, Scharnhorst und Gneisenau bei den Falklandsinseln, Blücher bei der Doggerbank — bis auf Roon und noch frühere Schiffe hätte zurückgegriffen werden müssen. Diese Schiffe sind nach Größe, Fahrgeschwindigkeit und Bewaffnung selbst noch dem Von der Tann gegenüber so geringwertig, daß durch ihre Beigabe die Einheitlichkeit des Geschwaders und seine Gefechtskraft nicht gestärkt, sondern eher vermindert worden wäre. 4. Aus 8 Kleinen Kreuzern

gegenüber 18 nach dem Flottengesetz. Wieviel Kleine Kreuzer in der Schlacht waren, ist amtlich nicht veröffentlicht worden und läßt sich mit Sicherheit auch nicht ermitteln. Da aber bis auf Frauenlob, am 31. Mai untergegangen, zurückgegriffen ist, so läßt sich annehmen, daß die für notwendig erachteten 3 Geschwader zu je 6 Kleinen Kreuzern auch mitgeführt sind, denn Frauenlob, 1902 abgelaufen, gehört mit zu den ältesten Kleinen Kreuzern.

5. 7 Torpedobootsflottillen, statt der Sollstärke von 9. Es läßt sich annehmen, daß 9 Flottillen zu je 11 Booten gleich 99 an der Schlacht beteiligt waren.

Aus der hier folgenden Zusammenstellung, die auf den vorstehenden Erwägungen aufgebaut und berechnet ist, gehen alle Einzelheiten hervor, die zu einem selbständigen Urteil über das Stärkeverhältnis der beiden Flotten notwendig sind und dazu befähigen.

	Linienschiffe	Große Kreuzer	Kleine Kreuzer	Torpedoboote	Geringste Fahrgeschwindigkeit Seem.	Größe der Schiffe in Tonnen	Mündungsarbeitsleistung der Geschütze je 1 Breitseite mt
I. Englische Flotte.							
1. Aufklärungsgeschwader .	5	—	—	—	25	140 000	1 120 560
	—	6	—	—	26,4	147 650	943 760
	—	—	8	40	—	—	—
Im ganzen	5	6	8	40	—	287 650	2 064 320
2. Die Hauptmacht	24	—	—	—	21	590 600	4 283 560
	3	—	—	—	21	78 600	672 336
(Schlachtkreuzer)	—	3	—	—	26,6	60 900	354 480
(Panzerkreuzer)	—	6	—	—	22	83 050	210 720
	—	—	12	80	—	—	—
Im ganzen	27	9	12	80	—	813 150	5 521 096
Die ganze Flotte	32	15	20	120	—	1 100 800	7 585 416
II. Die deutsche Flotte.							
1. Aufklärungsgeschwader .	—	5	—	—	28,1	120 600	704 473
	—	—	18	99	—	—	—
2. Die Hauptmacht	25	—	—	—	18,5	143 300	3 210 427
Die ganze Flotte	25	5	18	99	—	263 900	3 914 000
Dagegen die englische Flotte	32	15	20	120	—	1 100 800	7 585 416
Übermacht der englischen Flotte	7	10	2	21	—	836 909	3 670 516

Diese Zahlen sprechen für sich selbst. Die englische Flotte war der deutschen an Zahl in der Gesamtheit wie in jeder einzelnen Schiffsart, an Rauminhalt und Feuerkraft sehr bedeutend überlegen: an Rauminhalt fast dreifach, an Feuerkraft fast doppelt so stark. Dabei sind bei beiden die Kleinen Kreuzer und die Torpedoboote nicht mit eingerechnet, sondern nur die Großkampfschiffe, Linienschiffe und Großen Kreuzer. Das englische Aufklärungsgeschwader lief nach der Schnelligkeit des langsamsten Schiffes 25 Sm., das deutsche 28,1 Sm. Sobald aber Linienschiffe und Große Kreuzer im Verbande fuhren, war die Geschwindigkeit der deutschen Flotte nur 18,5 Sm., die der englischen aber 21 Sm. Dies ist ein Umstand, der die Durchführung der taktischen Absichten des englischen Admirals nur begünstigen konnte.

Auch die Zerstörer Englands sind größtenteils stärker bewaffnet als die deutschen Torpedoboote. Sie führen meistens 10,2-cm-Geschütze, neuerdings bis zu 6 auf jedem Boot und 6 53-cm-Torpedorohre. Die Größe der Torpedorohre ist von ausschlaggebendem Einfluß auf die Geschwindigkeit und Laufweite, ebenso auf die Größe der Sprengladung. Ein englischer 53-cm-Torpedo hat eine Laufstrecke von 6400 m, der 45-cm-Torpedo, welchen die deutschen Boote führen, aber nur gegen 3600 m, und die Geschwindigkeit der ersteren ist 45 Sm. bei 1000 m Lauf, die der letzteren 33 Sm. bei 900 m Lauf. Durch Anwärmen der Preßluft kann die Geschwindigkeit allerdings gesteigert werden. Die Sprengladung im Kopf des Torpedos wiegt beim 53-cm-113,4 kg, beim 45-cm- nur 93 kg. Diese Vergleiche lassen die Bedeutung der Größe des Torpedos erkennen. Diese Zahlen ändern sich aber mit der Bauart der Torpedos. Es soll heute Torpedos mit 10000 m Laufweite geben, die noch bei 7000 m gute Treffergebnisse liefern und bis zu 150 kg Sprengstoff enthalten.

Um eine Anschauung von den mutmaßlichen taktischen Absichten der Flottenführer und darüber zu gewinnen, inwieweit diese verwirklicht werden konnten, ist es notwendig, sich den Gang der Seeschlacht nach den auf amtlichen Mitteilungen beruhenden Darstellungen kurz zu vergegenwärtigen:

Die englische Flotte fuhr am 31. Mai von der Ostküste Englands in südöstlicher Richtung dem Skagerrak zu; das Aufklärungsgeschwader am südlichsten; vorgeschoben die Schlachtkreuzer New-Zealand und Indefatigable der zweiten Division. Allen vorauf die Kleinen Kreuzer und Torpedoboote zur Aufklärung und Deckung. Weiter nördlich fuhr die Hauptmacht. Die deutsche Flotte war etwa um 4 Uhr morgens, die Torpedoboote schon $1^1/_2$ Stunde früher, in nördlicher Richtung mit dem Kurse auf Skagen-Hanstholm, wie schon oftmals, ausgelaufen. Um $^1/_2$5 Uhr nachmittags kamen sich die am weitesten vorgeschobenen Aufklärungsschiffe gegenseitig in Sicht. Durch die beiderseitige Absicht, die Schlacht herbeizuführen und anzunehmen, entwickelte sich daraus der Kreuzerkampf der Aufklärungsgeschwader in einem 50 km breiten Raum etwa 70 Sm. vom Skagerrak und 160 Sm. westlich Hanstholm. Zu den 8 Kleinen Kreuzern und etwa 40 Torpedobooten der englischen Flotte stießen sehr bald die 6 Schlachtkreuzer und etwas später auch die 5 Linienschiffe, so daß, abgesehen von den Kleinen Kreuzern und Torpedobooten, 11 englische Großkampfschiffe mit 287650 t Raumgehalt und 2064320 mt Breitseitenfeuer den 5 Großen Kreuzern der deutschen Flotte mit 120600 t und 704473 mt gegenüberstanden. Das Übergewicht der Engländer kennzeichnet sich durch 6 Einheiten, 167050 t und 1359847 mt. Um diesem erdrückenden Übergewicht zu begegnen, wurde deutscherseits ein Torpedobootsangriff angesetzt. Die gegnerischen Flottillen näherten sich einander bis auf 1000 m und lagen zwischen den beiden Reihen der Großkampfschiffe.

Das Ergebnis dieses Kampfabschnittes war, daß auf englischer Seite, trotz der erheblichen Übermacht in jeder Beziehung, sanken: die Schlachtkreuzer Queen Mary 6 Minuten nach Beginn des Artilleriekampfes und Indefatigable infolge Explosion durch Artillerietreffer sowie 4 moderne Zerstörer. Der Verlust des deutschen Geschwaders beschränkte sich dagegen auf 2 Torpedoboote. Dadurch verlor das engli-



sche Aufklärungsgeschwader 282000 mt gleich 13,6 v. H. an Feuerkraft. Diese Verminderung der englischen Feuerkraft, die zwar noch immer um 1077847 mt größer war als die deutsche, ergab immerhin eine fühlbare Entlastung unseres Kreuzergeschwaders. Erst mit dem Eingreifen der deutschen Hauptmacht — die Westfalen löste um 6^{48} ihren ersten Schuß — erlangte die deutsche Flotte vorübergehend eine Überlegenheit an Feuerkraft von 1132580 mt. In dem zweiten Bericht des Admirals Jellicoe wird diese Überlegenheit stark hervorgehoben mit dem Zusatz, daß trotz dieses Vorteils unsere Flotte stark mitgenommen wurde. Diese Überlegenheit dauerte übrigens nur etwa $1^1/_2$ Stunde, nach den amtlichen englischen Angaben berechnet. Wenn es unserer Führung gelang, trotz der riesigen Übermacht der englischen Flotte an Zahl, Größe und Feuerkraft für einige Zeit die Übermacht zu haben, so ist das ihr Verdienst, ihre Geschicklichkeit, die die Kräfte zusammenhielt, so daß sie sie im richtigen Zeitpunkt verwenden konnte, und es ist ein Fehler des englischen Admirals, daß er dies trotz seiner überlegenen Mittel nicht verhindert hat und nicht verhindern konnte. In diesem Gefechtsabschnitt muß auch der Schlachtkreuzer Princess Royal gesunken sein. Die englische Admiralität bestreitet zwar diesen Verlust; er wird aber durch übereinstimmende Aussagen gefangener englischer Matrosen bestätigt. Dann hat dieses aus 6 Schlachtkreuzern bestehende Geschwader die Hälfte seines Bestandes verloren. Die anderen 3 Schiffe scheinen schwere Beschädigung erlitten zu haben, denn sie schwenkten, gefolgt von unserer ersten Aufklärungsgruppe, nach Norden ab, verloren sich in der Ferne und nahmen auch späterhin nicht mehr am Kampfe teil. Das Ausscheiden des ganzen Geschwaders von 6 der neuesten Schlachtkreuzer ist ganz gewiß ein hervorragender Erfolg unserer Flotte. Vermutlich zur Deckung dieses Rückzuges griffen die feindlichen Torpedobootsflottillen unsere 5 Großen Kreuzer an. Dieser Angriff wurde von unseren Flottillen aufgenommen. Jetzt griff in denselben die plötzlich im Nordosten auftauchende Hauptmacht der englischen Flotte mit ihren weittragenden 33,1-cm-Geschützen ein. Der Kleine Kreuzer Wiesbaden wird durch einen Schuß in die Maschine bewegungslos. Alle Versuche, ihn zu retten, scheitern, aber ein Angriff von 5 englischen Panzerkreuzern auf ihn bricht unter schweren Verlusten zusammen. Zwei dieser Kreuzer, Defence und Black Prince, sowie der Kleine Kreuzer Birmingham sinken, ein zweiter wird schwer beschädigt, ebenso der Panzerkreuzer Warrior, der noch die englische Linie erreicht, aber später sinkt. Zu gleicher Zeit verläßt auch ein Linienschiff der Queen-Elizabeth-Klasse stark überliegend die Linie (Warspite?).

Nach dem Eingreifen der englischen Hauptmacht kommt es zu einem schweren Artilleriekampf zwischen den beiden Flotten, der durch die Unsichtigkeit infolge Schornsteinqualms und Pulverrauchs wiederholt unterbrochen wird, weil die Gegner sich aus dem Gesicht verlieren. Zwischenhinein fallen zwei Angriffe der Torpedoboote, die unter dem Schutz des Feuers unserer schweren Artillerie bis in die Nähe der feindlichen Linie herangeführt werden. Bei dem dritten Vorstoß finden sie die feindliche Flotte nicht mehr hinter dem Dunstvorhang und kehren unverrichteter Sache zu ihren Führerschiffen zurück. Damit endet die Tagesschlacht. Die Geschütze schwiegen um 9^{30}. Als



Ergebnis der Schlacht ist bis jetzt an Verlusten zu verzeichnen:

1. Bei der englischen Flotte:

1 Linienschiff Warspite. Ein weiteres, die Marlborough, wurde so schwer beschädigt, daß es auf der Heimfahrt gesunken sein soll. Die englische Admiralität bestreitet diesen Verlust. Die 3 Schlachtkreuzer Queen Mary, Indefatigable und Invincible. Princess Royal soll nach Gefangenenaussagen ebenfalls gesunken sein. Die 3 Panzerkreuzer Defence, Black Prince und Warrior. Der Kleine Kreuzer Birmingham und mindestens 5 Zerstörer. Ob noch ein zweiter Panzerkreuzer der Cressy-Klasse gesunken ist, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird, ist einwandfrei nicht festzustellen.

2. Bei der deutschen Flotte:

Der Große Kreuzer Lützow. Sinkt schwer beschädigt auf der Heimfahrt. Der Kleine Kreuzer „Wiesbaden" und 4 Torpedoboote.

Die beschädigten Schiffe außer acht lassend, weil weder ihre Zahl noch die Schwere ihrer Beschädigung festzustellen sind, und ebenso wie oben die Kleinen Kreuzer und Torpedoboote unberücksichtigt lassend, hat die viel kleinere deutsche Flotte der so großen englischen einen Verlust von 90600 t Rauminhalt und 515510 mt Feuerkraft beigebracht, d. i. ein Mehrverlust von 64000 t und 362598 mt. Diese Zahlen sprechen für sich selbst.

Nach Beendigung der Tagesschlacht fanden während der Nacht verschiedene Einzelkämpfe statt, in denen verloren gingen:

A. Englischerseits:

1. Der Panzerkreuzer Euryalus, der in Brand geschossen wurde und vollständig ausgebrannt sein soll. Der Verlust wird von der englischen Admiralität bestritten. Ob der hier verlorengegangene Panzerkreuzer wirklich Euryalus oder ein anderer Kreuzer der Cressy-Klasse war, ist schwer festzustellen. Nach einigen Angaben soll dieser Panzerkreuzer nach wenigen Minuten gesunken sein. Trifft dies zu, so müßte Euryalus, der 2 Stunden gebrannt haben soll, außerdem zu anderer Zeit und an anderer Stelle in Brand geschossen sein.

2. 7 Zerstörer, die teils in wenigen Sekunden durch Artilleriefeuer vernichtet wurden; einer davon wurde durch ein deutsches Linienschiff gerammt und mitten durchgeschnitten.

Außerdem wurde ein „Kleiner Kreuzer" stark beschädigt.

B. Deutscherseits:

1. Der Kleine Kreuzer Frauenlob. Er sank durch Torpedotreffer, nachdem er vorher durch Artilleriefeuer stark beschädigt war.

2. Der Kleine Kreuzer Rostock. Durch Torpedo schwer beschädigt, sank er auf dem Wege zu seinem Reparaturhafen.

3. Der Kleine Kreuzer Elbing. Er ist nicht durch feindliches Feuer zerstört, sondern durch eine unvermeidliche Bewegung so beschädigt worden, daß er verlassen werden mußte und sank.

4. Das Linienschiff Pommern. Es sank durch Torpedoschuß.

5. 3 Torpedoboote, eines davon lief auf eine Mine.

Bemerkenswert ist, daß die deutsche Flotte ihre größten Verluste in den Nachtgefechten, und zwar durch Torpedos, erlitten hat. Dies ist deshalb bemerkenswert, weil es beweist, daß die englische Flotte in den Artilleriekämpfen der Tagesschlacht trotz der größeren Zahl und Stärke ihrer Geschütze eine Überlegenheit nicht erringen konnte. Für die so heiß umstrittene Frage, wem

der Sieg zugefallen ist, ist die Größe der Verluste und die Entscheidung, ob und inwieweit die taktische Absicht des Führers erreicht wurde, von Bedeutung.

Der einwandfrei festgestellte Gesamtverlust an Schiffen beträgt nach oben gegebenen Einzelheiten:

	bei der englischen,	bei der deutschen Flotte
Linienschiffe . . .	1	1
Große Kreuzer . .	6	1
Raumgehalt . . .	137000 t	39800 t
Feuerkraft	797510 mt	213691 mt
Kleine Kreuzer u. Führerschiffe . .	3	4
Zerstörer bzw. Torpedoboote . .	12	5

Nicht eingerechnet sind die englischerseits bestrittenen Verluste von Marlborough, Princess Royal und Euryalus.

Von der Besatzung gingen verloren:

Tote u. Verwundete	6104	2414
Vermißte	513 [1])	449

Die Zahlen lassen sich ohne weiteres miteinander vergleichen; hervorgehoben sei nur, daß der Verlust der englischen Flotte an Raumgehalt und Feuerkraft mehr als fünfmal, der an Toten und Verwundeten mehr als zweiundeinhalbmal so groß ist wie der der so viel kleineren deutschen Flotte. Der Verlust an Offizieren und Mannschaften wirkt in der englischen Flotte viel schwerer und nachhaltiger als in der deutschen, weil diese durch die allgemeine Wehrpflicht in den älteren Jahrgängen genügend Fachleute besitzt, die für ihre Dienstvorrichtungen gründlich ausgebildet sind. England hat mangels der allgemeinen Wehrpflicht diese Hilfsquelle aber nicht. Dazu kommt noch, daß es eine jedenfalls nicht unbeträchtliche Anzahl Matrosenartilleristen zur Bewaffnung der Handelsschiffe abgegeben hat. Der Mangel an Mannschaften, vielleicht auch der Ausfall einer größeren Anzahl Schiffe, die teils untergegangen, teils so schwer beschädigt sind, daß sie für lange Zeit nicht mehr verwendungsfähig sind, haben die Heimberufung der atlantischen Flotte und die Heranziehung der Hälfte der Mannschaften der Geschwader im Indischen Ozean und im Mittelmeer veranlaßt.

1) Darin sind 177 eingerechnet, die in deutsche Gefangenschaft geraten sind.

Nun ist allerdings die Größe der Verluste keineswegs für Sieg oder Niederlage allein entscheidend, denn wenn durch so große Opfer die taktische Absicht des Führers erreicht ist, so sind sie gerechtfertigt. Diese Voraussetzung trifft aber für die englische Flotte nicht zu. Ganz abgesehen von der schon vor dem Kriege prahlerisch ausgesprochenen Absicht, die deutsche Flotte in einer Nacht noch vor der Kriegserklärung vernichten zu wollen, mußte sein und war die Absicht der englischen Admiralität, die deutsche Flotte zu vernichten oder wenigstens derart zu schwächen, daß sie aufhörte, ein beachtenswerter Gegner in der Nordsee zu bleiben. Erst dann konnte die etwa vorhandene strategische Absicht einer Landung in einem neutralen Lande oder verstärkter Druck auf alle nordischen Neutralen ausgeführt werden. Dazu ist es nicht gekommen, und die englische Flotte ist mehr geschwächt worden als die deutsche. Nicht einmal der wohlüberlegte und mit den reichen Mitteln der englischen Flotte vorbereitete und eingeleitete Plan konnte durchgeführt werden, weil es nicht gelang, ein Übergewicht über die deutsche Flotte zu erringen. Nach der Verteilung der Schiffe und Bewegung der Geschwader zu schließen, sollte das eng-

lische Aufklärungsgeschwader, zu diesem Zweck durch 5 der schnellsten Linienschiffe verstärkt, im Westen und Norden der deutschen Flotte den Weg verlegen, sie dort aufhalten. Die von Nordosten kommende Hauptmacht wollte, nach Süden steuernd, sich zwischen die dänische Küste und die deutsche Flotte legen, diese im Osten und Süden umfassen, und endlich sollte das aus dem Kanal kommende Geschwader von 12 Linienschiffen den Kreis im Südwesten schließen und die deutsche Flotte von ihrer Rückzugslinie abschneiden. Völlig eingekreist, sollte sie durch die an Zahl und Stärke überlegene Artillerie und Torpedowaffe vernichtet werden. Diesen Plan konnte der englische Admiral nicht durchführen, weil die 6 Schlachtkreuzer infolge unseres Artilleriefeuers und unseres Torpedoangriffs ausfielen. Dadurch entstand eine Lücke in dem Kreis zwischen den 5 Linienschiffen der Queen-Elizabeth-Klasse und der Hauptmacht, die diese durch Fahrt nach Südwesten zu schließen suchte, ehe sie sich anschikken konnte, unsere Flotte im Osten und im Süden zu umfassen. Nichtsdestoweniger hatten die an der Spitze der Hauptmacht fahrenden 3 Schiffe der neuesten, der Royal-Sovereign-Klasse sich schon beinahe vor die Spitze unserer Panzerkreuzer gelegt. Die geschickte Führung unserer Flotte, ihr überlegenes Artilleriefeuer und die schneidigen Angriffe der Flottillen wandten die drohende Gefahr ab, verhinderten den Feind, seine Einkreisungsbewegung fortzusetzen und veranlaßten ihn, hinter dem undurchsichtigen Rauchschwaden abzudampfen. Wohin ist zweifellos nicht festgestellt. Der zweite Bericht Jellicoes behauptet, daß die Engländer bei Tagesanbruch am 1. Juni Herren des Schlachtfeldes schienen, daß ihre Flotte bis 11 Uhr morgens dicht an dem Wege nach den deutschen Häfen blieb. Der Admiral kannte also Ziel und Weg der geschlagenen feindlichen Flotte, warum setzte er seine Einkreisungsbewegung nicht fort, warum verfolgte er sie nicht trotz der größeren Geschwindigkeit seiner Schiffe? Er mußte sie einholen. Die dritte Ursache für das Mißlingen des Planes war, daß das aus dem Kanal befohlene Linienschiffsgeschwader nicht rechtzeitig zur Stelle war, sondern erst am Morgen des 1. Juni, wie durch einen Zeppelin festgestellt wurde, in der Ferne des Kampfplatzes erschien. Nach so schweren Verlusten und völliger Vereitlung der taktischen Absicht von einem Sieg, noch dazu von einem großen und glänzenden Sieg zu sprechen, ist politische Mache. Admiral Jellicoe hat unter dem frischen Eindruck der Schlacht „schwere Verluste“ der englischen Flotte und „ernste Beschädigungen“ beim Gegner nach England gemeldet. Durch die Veröffentlichung dieses Berichtes stand ganz England unter dem Eindruck einer Niederlage, der noch verstärkt wurde, als die schwer beschädigten Schiffe eingeschleppt wurden. Das Volk sprach den verwundeten Offizieren sein Beileid über die Niederlage aus, und die Zeitungen schrieben im gleichen Sinne. Die Times sagt: „Wir können auf das nächste Mal warten. Wir werden auch an die Reihe kommen. Das Glück wird nicht immer Deutschland begünstigen.“ Admiral Beatty wurde beurlaubt, und Grey teilte öffentlich mit, daß sich nunmehr im ganzen Lande die Überzeugung durchgesetzt habe, daß die Seeschlacht ein vollständiger Sieg Englands war. Nichtsdestoweniger befürwortete Lord Crewe, die vom Herzog von Ruland im Oberhaus erbe-

tene öffentliche Danksagung an Sir John Jellicoe und die Offiziere und Mannschaften der Flotte aufzuschieben. Wozu das alles, wenn die Flotte zweifelsfrei gesiegt hat? In Deutschland wurde der Sieg gemeldet, geglaubt und der Flotte der Dank des Reichtages zu erkennen gegeben. Wir haben keine Veranlassung gehabt, im Laufe der nachfolgenden Zeit diesen Sieg geringer anzusehen, als er gemeldet worden ist. Wenn wir auch unserem eigenen Urteil nicht allein trauen wollten, so sprechen Neutrale für unseren Sieg und selbst englische Zeitungen, die früher nur Hohn und Spott für die deutsche Flotte hatten, schreiben jetzt: „Wir wissen jetzt, was die Stärke der deutschen Flotte bedeutet und kennen ihren Wert. Kein verständiger Mensch wird sie unterschätzen."

Welches sind nun die Ursachen, daß die so viel stärkere englische Flotte ihre Absichten nicht durchführen konnte, sondern unterlag? Es sind: der Geist in der Flotte, das Vertrauen zwischen Offizieren und Mannschaften, die sich in zwei Kriegsjahren durch ruhmvolle Taten der ganzen Welt offenbart haben; es ist die überlegene und geschickte Führung, die es verstand, zur rechten Zeit der englischen Flotte überlegene Kräfte entgegenzuwerfen, und als dies mit dem Eingreifen der übermächtigen englischen Hauptgeschwader nicht mehr möglich war, durch geschickte Bewegungen und das Einsetzen aller Kräfte im richtigen Augenblick die erdrückende Übermacht abzuweisen; es sind: die vorzügliche Ausbildung der Offiziere und Mannschaften und die Güte der Schiffe und der Waffen.

Ein Vergleich der Ergebnisse des beiderseitigen Artilleriefeuers führt zu der Überzeugung, daß von den an und für sich nur geringen deutschen Verlusten nur sehr wenige durch Artilleriefeuer, die meisten aber durch Torpedotreffer herbeigeführt worden sind. Zu letzteren gehören das Linienschiff Pommern und die beiden Kleinen Kreuzer Frauenlob und Rostock. Durch Artilleriefeuer sind nur schwer beschädigt der Große Kreuzer Lützow und zerstört der Kleine Kreuzer Wiesbaden und 4 Torpedoboote. Der Große Kreuzer Lützow hat wenigstens 15 schwere Treffer erhalten und der Kleine Kreuzer Wiesbaden ist erst gesunken, nachdem eine unglaubliche Überzahl von Schiffen und sogar die 38,1-cm-Geschütze der Hauptmacht auf große Entfernung ihn beschossen. Hieran ist bemerkenswert, daß Lützow trotz der großen Zahl schwerer Treffer nicht sofort zum Sinken gebracht werden konnte, sondern erst am anderen Morgen auf der Heimfahrt unterging und daß es eines so großen Aufgebotes an Artillerie bedurfte, um Wiesbaden zum Sinken zu bringen. Dieselbe Erscheinung trat auch bei Frauenlob auf. Der Kreuzer hatte starke Beschädigungen durch Artilleriefeuer, ging aber erst nach einem Torpedotreffer unter. Aus diesen Beobachtungen kann mit Wahrscheinlichkeit der Schluß gezogen werden, daß die Wirkung des englischen Artilleriefeuers ungenügend, jedenfalls weniger stark als die des deutschen war, denn das deutsche Artilleriefeuer hatte, soweit Nachrichten darüber vorliegen, in den meisten Fällen fast augenblicklichen Erfolg. Als Zeugnis diene die gewiß unvoreingenommene Äußerung eines englischen Offiziers von dem Panzerkreuzer Warrior: „Zwei Granaten von wenigstens 30,5 cm Durchmesser schlugen vor dem Bug der Defence ein, 3 Sekunden später traf eine Salve sie mittschiffs; sie krümmte sich und sank. Der Black Prince war der

nächste an der Reihe. Zwei Granaten rissen ihm seine Schornsteine und den vorderen Turm weg, eine zweite Salve traf ihn in die Pulverkammer und er flog in die Luft." Warrior selbst verlor einen Aufzug für Rettungsboote, in das Hinterdeck drang eine Granate so tief ein, daß der Dynamo zerstört wurde. Die Geschütztürme waren beinahe unbrauchbar, weil der Munitionsaufzug weggeschossen war. Ein einziger Schuß setzte die Maschine an Steuerbord und Backbord außer Tätigkeit und tötete 20 Mann. In 5 Minuten stand das Schiff in Brand und war nach einer halben Stunde ein Wrack, das allerdings noch die eigene Linie erreichen konnte, später aber sank. Der Schlachtkreuzer Queen Mary sank nach einer durch Artilleriefeuer herbeigeführten starken Explosion bereits 6 Minuten nach Beginn des Kampfes, und 10 Minuten nach ihm sank der zweite Schlachtkreuzer Indefatigable. Unser Linienschiff König hat dem englischen Linienschiff Warspite schwere Treffer beigebracht, die eine Explosion verursachten und später den Verlust des Schiffes herbeiführten. Das Linienschiff Markgraf hat mit nur drei Salven einen Panzerkreuzer zum Sinken gebracht. Der Panzerkreuzer Euryalus wurde in Brand geschossen und brannte innerhalb zweier Stunden vollständig aus. Unser Linienschiff Westfalen schoß 6 Zerstörer ab und hat dagegen nur 2 leichte Beschädigungen erhalten. Der Kleine Kreuzer Stuttgart schoß trotz seiner im Verhältnis zu den Großkampfschiffen nur schwachen Bewaffnung einen überlegenen Gegner in Brand; ihm selbst aber blieben Verluste erspart. Dieses ungeheure Mißverhältnis in der Artilleriewirkung beider Flotten erklärt Reuter damit, daß die Artillerie den deutschen Schiffen ein enormes Übergewicht gegeben habe. Damit gibt er also unumwunden die Unterlegenheit der englischen Schiffsartillerie zu. Die Ursachen für diese durchaus nicht überraschende deutsche Überlegenheit sind verschiedene. Die Feuerleitung und Schießausbildung waren auf allen unseren Schiffen gleich vorzüglich. Nach Berichten von Augenzeugen saß meist schon die dritte Salve gut. Neben der vorzüglichen Schießausbildung haben hierzu die unvergleichlichen Erzeugnisse unserer optischen Industrie, vollkommene Entfernungsmesser und Zielfernrohr-Aufsätze, beigetragen. Dagegen sollen nach Zeitungsnachrichten die Engländer weniger gut geschossen haben. Wenn man die oben mitgeteilten Schießergebnisse wertet und berücksichtigt, daß auch die Elbing nicht ein einziges Mal getroffen worden ist, obwohl sie längere Zeit im ununterbrochenen Feuer der englischen Linienschiffe lag, so könnte man wohl zu einer solchen Folgerung kommen. Andererseits beweisen aber die vielen Treffer des Großen Kreuzers Lützow, daß auch mit gutem Ergebnis geschossen worden ist. Danach scheint die Schießausbildung der englischen Matrosenartilleristen nicht durchweg so gleichmäßig gut gewesen zu sein wie die der deutschen. Ausschlaggebend ist ferner, daß unser Geschützsystem infolge seiner Konstruktion und seines Aufbaues (s. „Künstliche Metallkonstruktion" Heft 5, Februar 1912) größere Treffsicherheit hat und daß den Geschossen eine größere Durchschlagskraft und größere Sprengwirkung eigen ist. Das erscheint auffällig, weil ja die englischen Schiffe wesentlich schwerere Geschütze hatten. Nur die schwere Artillerie berücksichtigt, stellt sich das Verhältnis wie folgt:

			England		Deutschland	
38,1 cm	L/45	. .	64			
35,6 „	L/45	. .	20			
34,3 „	L/45	. .	142	226		0
30,5 „	L/50	. .	74		154	
30,5 „	L/45	. .	70	144	—	154
28 „	L/50	. .	—		20	
28 „	L/45	. .	—		56	
28 „	L/40	. .	—		32	108
				370		262

Stärkere Geschütze als 30,5 cm, von denen England allein 226 in den Kampf brachte, fehlten der deutschen Flotte ganz, der größte Seelendurchmesser war 30,5 cm und daneben hatte sie nur 28-cm-Geschütze. Die Durchschlagskraft der Geschosse ein und desselben Geschützsystemes sollte mit ihrem Durchmesser und der Rohrlänge wachsen. So durchschlägt z. B. ein Panzergeschoß aus einem Kruppschen

28 cm L/40	L/45	L/50	30,5 cm L/45	L/50	35,6 cm L/45	38,1 cm L/45	L/50

nahe der Mündung eine Stahlplatte von einer Stärke von cm

83	90	97	99	107	117	125	136

Zum Vergleich hiermit seien die entsprechenden Zahlen gleichgroßer Geschütze englischer Fabriken beigesetzt.

	28 cm L/40	L/45	L/50	30,5 cm L/45	L/50	35,6 cm L/45	38,1 cm L/45	L/50
Armstrong	—	—	—	80	89	90	—	
Wickers. .	—	—	—	82	88	88	97	
Coventry .	—	—	87	83	—	87	102	

Die Zahlen für die englischen Geschütze sind durch Umrechnung gewonnen, weil die englischen Fabriken die Stärke schmiedeeiserner Platten angeben, während die Kruppschen auf Versuchen mit stählernen Platten beruhen. Der Vergleich dieser Zahlen lehrt eine vollkommen gesetzmäßige Zunahme der Durchschlagskraft der Geschosse Kruppscher Geschütze mit der Länge und mit dem Seelendurchmesser der Rohre. Bei den Geschützen englischer Fabriken ist eine solche Gesetzmäßigkeit nicht vorhanden. Er lehrt ferner, daß die Durchschlagskraft der Geschosse englischer Rohre von gleichem Durchmesser und gleicher Länge um 10 bis 23 cm Plattenstärke geringer ist als die der Kruppschen Geschosse. Darin ist die Überlegenheit der Kruppschen Geschütze über die englischen zahlenmäßig ausgesprochen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb Deutschland mit Ruhe zugeschaut hat, wie England in rascher Folge den Seelendurchmesser seiner schwersten Schiffsgeschütze steigerte. England hatte schon bei dem im Dezember 1894 abgelaufenen Linienschiff Magnificent 30,5-cm-Geschütze, allerdings nur L/35. 1901 waren sie 40, 1906 45, 1908 50 Seelendurchmesser lang. Demgegenüber hatte Deutschland bis 1909 nur 28-cm-Rohre L/45 an Bord und ging erst in diesem Jahre zum 30,5 cm L/50 über, als England infolge schlechter Erfahrungen mit seinen 50 Seelendurchmesser langen 30,5-cm-Rohren 1910 zu 34,3 cm L/45, 1913 zu 35,6 L/45 überging. Für die 1912 auf Stapel gelegten englischen Schiffe wurden bereits 38,1 cm L/45 vorgesehen. Deutschland beantwortete dies erst jetzt mit gleichstarken Geschützen für seine Neubauten. England hatte deshalb schon 38,1 cm in der Seeschlacht, Deutschland aber noch nicht. Unser stärkstes Geschütz war nur 30,5 cm L/50, aber dessen Mündungsdurchschlagskraft war noch immer größer als die der englischen 38,1 cm L/45. Wir sehen hierin klar ausgesprochen, daß die Leistung der Kruppschen Geschütze die der englischen übertrifft. Wirft man nun



noch auf die folgende Zusammenstellung einen Blick:

	38,1 cm L/45 Krupps	Englands	L/50 Krupps
Rohrgewicht kg	83800	96000	93200
Mündungsarbeitsleistung mt . .	30680	26050	34230
Auf jede mt Arbeitsleistung kommt ein Rohrgewicht von kg	2,7	3,7	2,7

so erkennt man ohne weiteres, bei welchem Geschützsystem die bessere Konstruktion, der bessere Aufbau und der bessere Stahl zu finden sind.

Die Eindringungstiefe der Geschosse hängt naturgemäß in erster Linie von ihrer Haltbarkeit ab, denn Geschosse, die am Panzer zerschellen, dringen nicht ein. Daß die deutsche Marine in ihren Kruppschen Panzergranaten das Beste hat, was es in der Welt gibt, ist selbstverständlich. Die Eindringungstiefe hängt aber auch im umgekehrten Verhältnis ab von dem Panzerschutz. Die englischen Linienschiffe und Panzerkreuzer haben sämtlich sogenannte K-Platten. Das sind Nickelstahlplatten, deren äußere Oberfläche nach dem Kruppschen Patent gehärtet sind. Die Außenfläche wird dadurch nahezu glashart, während der dahinter liegende stärkere Teil der Platte aus ungehärtetem Nickelstahl außerordentlich zäh ist und die Platte davor bewahrt, beim Auftreffen eines Geschosses zu springen. Das würde zweifellos geschehen, wenn die Platte durch und durch stark gehärtet wäre. Für die Panzerplatten der deutschen Großkampfschiffe sind bis zum Jahre 1906 K-Platten angegeben. Von da ab hörte jede Bezeichnung der Panzerart auf. Es sei dahingestellt, welche Schlüsse daraus zu ziehen sind. Jedenfalls hat sich unsere Panzerung der englischen Geschoßwirkung gegenüber bewährt. Es ist darauf hingewiesen worden, daß die englischen Großkampfschiffe schwächer gepanzert seien als die unsrigen. Um nicht alle Zahlen der wechselnden Panzerstärke aufzuführen, sei die größte Plattenstärke an der Wasserlinie herausgegriffen. Sie ist bei den neuesten englischen Schlachtkreuzern 229 mm, bei den Linienschiffen 343 mm, beim Moltke 280 mm, bei der Königklasse 350 mm. Über die neuesten Schiffe sind Angaben nicht veröffentlicht. Nach vorstehenden Zahlen trifft die Annahme der stärkeren deutschen Panzer für die Kreuzer wohl zu. Die Geschoßwirkung hängt aber auch sehr wesentlich ab von der Größe der Sprengladung und von der Kraft des Sprengstoffes. Die Kruppsche Fabrik beziffert die Größe der Sprengladung von Panzergranaten mit 10 v. H. des Geschoßgewichtes. Daraus folgt, daß bei gleicher Sprengkraft die Sprengwirkung mit dem Seelendurchmesser der Geschütze zunimmt, denn das Gewicht der Geschosse nimmt im kubischen Verhältnis mit ihren Durchmessern zu. Eine Kruppsche 28-cm-Granate hat nur 30 kg Sprengladung, eine 38,1-cm- aber 76 kg. Danach müßten die englischen Geschosse eine sehr viel verheerendere Wirkung ausgeübt haben, denn es ist eben nachgewiesen, daß die Engländer die größeren Geschütze hatten. Aber die Kraft der Sprengstoffe ist von ausschlaggebender Bedeutung; sie hat von der Ladung mit gewöhnlichem Schwarzpulver, das völlig unzulänglich ist, stetig zugenommen; nach dem Schwarzpulver kam Schießbaumwolle, dann Pikrinsäure, Nitrotoluol, Trotyl, und es ist nicht ausgeschlossen, daß unsere „neutralen" Freunde in Amerika zur Zeit noch stärker wirkende Sprengstoffe erfunden haben, um sie dem Vierverband in Zukunft zur Verfügung zu



stellen. Die Explosions- und Brandwirkung der englischen Granaten ist nach den oben mitgeteilten Schießergebnissen nur gering, jedenfalls geringer gewesen als die der deutschen. Der Kontre-Admiral a. D. Weber führt in einem Aufsatz in der „Flotte" die zahlreichen schweren Brände der englischen Schiffe m. A. mit vollem Recht auf die umfangreiche Anwendung flüssigen Heizstoffes zurück. Gerade die neuesten englischen Großkampfschiffe sind sämtlich für Ölfeuerung eingerichtet, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine in einem Öltank explodierende Sprenggranate eine Gasexplosion und durch Wasser überhaupt nicht zu löschende verheerende Brände hervorrufen muß.

Alle hier kurz besprochenen Vorteile, die unserer Schiffsartillerie die Überlegenheit über die englische gegeben haben, sind bleibende, denn es ist unmöglich, daß die Engländer ihre Unterlegenheit in allen diesen schwerwiegenden Punkten bis zur nächsten Seeschlacht beseitigen können. Wenn wir danach diese Vorteile dann ungeschmälert beibehalten und wenn das Stärkeverhältnis beider Flotten zueinander sich zu unseren Ungunsten nicht wesentlich verschiebt, so können wir dieser Schlacht mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen. Läßt man auf beiden Seiten jede während des Krieges etwa betriebene Baubeschleunigung außer Betracht und berücksichtigt nur diejenigen Neubauten, die nach dem Friedensbauplan Sommer 1916 fertig werden sollten, so hat für die bevorstehende Seeschlacht an Zuwachs zu erwarten:

England: 2 Linienschiffe der Royal-Sovereign-Klasse, beide nur als Ersatz für die verlorenen Linienschiffe Warspite und Marlborough. (Der Verlust beider Schiffe wird von der englischen Admiralität nicht zugegeben.) An Schlachtkreuzern ist ein Zuwachs nicht zu erwarten, da die nächsten Neubauten erst Ende 1916 fertig werden sollen.

Deutschland: Die beiden Linienschiffe Ersatz Wörth und T., die Sommer 1916 dienstbereit sein sollen. Diese sind uneingeschränkter und sehr wertvoller Zuwachs, denn wir haben nur das ältere Linienschiff Pommern verloren, das ohne weiteres durch ein gleichwertiges aus der Reserve-Schlachtflotte ersetzt werden kann. Dieser Zuwachs durch 2 Neubauten ist darum so wertvoll, weil mit ihm zum ersten Male 38,1-cm-Geschütze in unserer Flotte auftreten, die nach dem oben Gesagten den englischen 38,1-cm- sehr wesentlich überlegen sind. Mit Indienststellung des Großen Kreuzers Hindenburg tritt vollgültiger Ersatz seines Schwesterschiffes Lützow, aber kein Zuwachs ein.

Nach Ausgleich des Abganges in der Schlacht am 31. Mai erwächst der englichen Flotte aus den in den nächsten Monaten dienstbereiten Neubauten kein Zuwachs an Großkampfschiffen weder der Zahl noch der Stärke nach. Der sehr beträchtliche Verlust an Schlachtkreuzern kann zunächst nicht ausgeglichen werden. Deutschland hingegen wird an Großen Kreuzern in gleicher Stärke auftreten und an Linienschiffen zwei Neubauten mit starker Artillerie erhalten.

Wir gehen also nicht geschwächt, sondern gestärkt in den neuen Kampf, gestärkt an Zahl, Feuerkraft und Vertrauen in unsere Kraft, denn das Zutrauen von Offizieren und Mannschaften der Flotte zur Führung, zu den Schiffen, zu den Geschützen und den Torpedos ist durch den zweifellosen Sieg am 31. Mai unendlich gewachsen. Und das ist siegverheißend.



Ein antikes System des Naturrechts.

Von Hermann Diels.

In dem kürzlich ausgegebenen elften Bande der aus Oxyrhynchos in Ägypten stammenden griechischen Papyri finden sich einige Kolumnen eines altattischen Traktats über den Gegensatz des positiven und Naturrechts, der glücklicherweise sofort als ein Bruchstück der Schrift des Sophisten Antiphon „Über die Wahrheit" festgestellt werden konnte.[1]) Abgesehen von dem literarischen Interesse, das ein solches Prosastück aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges besitzt, erregt der Inhalt dieser Inkunabel der attischen Philosophie hochgespannte Erwartungen. Denn das Hauptthema der damaligen Sophistik „Natur und Sitte" steht hier zur Verhandlung.

Der Widerspruch zwischen der altererbten Vätersitte und dem gesetzlich normierten Rechte einerseits und den Geboten der Natur andererseits erfüllt die literarische Luft des ganzen fünften Jahrhunderts. Philosophen wie Historiker, Tragiker wie Komiker bemächtigen sich des Problems, das von nun an nicht mehr aus der Diskussion der Menschheit verschwindet. Der Zwist zwischen Natur und Menschensatzung (Physis und Nomos) oder, allgemeiner gesprochen, zwischen Natur und Kultur wird in allen schöpferischen Zeitaltern stets von neuem aufgenommen, und er entfacht immer von neuem erbitterte Kämpfe zwischen den Verfechtern des alten und des neuen Rechts, die sich bisweilen in gewaltsamem Umsturz entladen und bedeutende staatliche und gesellschaftliche Umwälzungen zur Folge haben können.

Im alten Griechenland ist dieser Kampf vom sechsten Jahrhundert an ausgefochten worden. Es ist die Zeit der Aufklärung, die hier wie in der Aufklärungsperiode der Neuzeit von der Naturforschung ausgeht. Wie die astronomischen und physikalischen Entdeckungen von Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton die Welt neu orientierten, so hat die ionische Naturwissenschaft und namentlich ihre astronomischen Theorien von Thales und Anaximander an bis auf Anaxagoras und Demokritos dem antiken Menschen die Augen geöffnet. Den Ioniern schlossen sich Westhellenen (Parmenides und Empedokles) und Athener (Archelaos) an. Sie alle schrieben „Über die Natur", und sie alle versuchten mit Verwerfung der mythischen Traditionen die Welt einheitlich und natürlich zu erklären. Indem sie das ewige Gesetz des Werdens und Seins zu ergründen strebten, mußte ihnen das menschliche Gesetz, das geschriebene wie das ungeschriebene, mehr und mehr verblassen.

Wie man in der Zahl das Geheimnis der Natur entdeckte, so spannte man nun auch das politische Leben rationell in die Zahl ein. Kleisthenes, der Zeitgenosse des Pythagoras, entnahm dem

1) Diese Feststellung ist von Wilamowitz gelungen, der noch vor der Veröffentlichung im Sommer 1914 dem englischen Herausgeber der Oxyrhynchos-Papyri Mitteilung davon machen konnte. Den griechischen Text habe ich dann nach der inzwischen erschienenen Ausgabe mit einigen Verbesserungen und Ergänzungen abgedruckt in den Sitzungsber. der Berl. Ak. 20. Juli 1916.

Kalender seinen Maßstab für die Anzahl der Senatoren Athens genau so wie die französischen Verkünder der Menschenrechte und der Vernunftreligion die Welt mit dem von kosmischen Begriffen unpraktisch abgeleiteten Metermaß beglückten.

Es ist lehrreich zu sehen, wie sich bei den Naturphilosophen des Altertums der Kreis der vom Logos erhellten Gebiete allmählich weitet und auf das politische und moralische Gebiet übergreift. Schon Pythagoras, die Eleaten und Heraklit (so verschieden auch ihre Systeme waren) erweiterten das Naturgesetz zur sittlichen und politischen Norm, und der Athener Archelaos, der den jungen Sokrates beeinflußt hat, lehrte, daß die Begriffe Gerecht und Schimpflich (d. h. der Kodex des geschriebenen und ungeschriebenen Rechts) nicht der Natur, sondern der „Satzung" angehören, also wandelbar und unverbindlich erscheinen müssen. Zu derselben Zeit lehrten die Abderiten, daß alle Wahrnehmung des Menschen, Süß und Bitter, Warm und Kalt, Hell und Dunkel, subjektive, wechselnde, willkürliche Eindrücke seien, während die „Natur" der Dinge, die ewig dieselbige, die in den Atomen und dem Leeren besteht, allein wahrhaft und dauernd sei. So sei auch im sittlichen Leben, wie Demokrit[2]) lehrte, das Recht allein bei der Natur und nicht bei dem, was als Recht gelte. Die Gesetze seien eine schlimme Erfindung, und der Weise solle nicht den Gesetzen, sondern frei von ihrem Zwange der Natur folgen.

In diesen Streit von Nomos und Physis führt uns nun Antiphon, der Zeitgenosse des Sokrates und Demokrit[2a]), in dem neugefundenen Bruchstücke mitten hinein. Er wägt die Gesetze des Herkommens und der Natur gegeneinander ab und läßt die Wage entschieden zugunsten der Natur ausschlagen.

Wer die bisher bekannten Fragmente der beiden Bücher „Über die Wahrheit" durchmustert[3]), wird nicht leicht für diese naturrechtliche Erörterung den Platz ausfindig machen. Wir finden da erkenntnistheoretische, physikalische und physiologische Fragen berührt, aber mit Ausnahme eines Sätzchens, das im Papyrus wiederkehrt (fr. 44), keine Andeutung naturrechtlicher Spekulationen. Trotzdem läßt sich vielleicht der Zusammenhang aus einem Berichte des Aristoteles erraten.

Im Anfang des zweiten Buches seiner Physik[4]), wo der Begriff der Physis erörtert wird, erwähnt der Stagirite die Ansicht einiger Philosophen, man müsse unter „Natur" das Erste, Ursprüngliche, Ungeformte im Gegensatz zu dem Abgeleiteten, Geformten, Künstlichen verstehen. Die „Natur" des Speiselagers (Kline) sei Holz, die der Bildsäule Erz. Antiphon beweise dies durch ein Experiment. Man grabe eine Kline in die Erde ein und lasse sie verfaulen. Wenn sich dann aus dem Verfaulten neues Leben entwickle, so entstehe doch nie daraus eine Kline, sondern nur Holz.[5]) Also sei die durch Kunst

2) Nach dem allerdings nicht immer zuverlässigen Epiphanius (*Vorsokr.* 55 A 166).

2a) Nicht zu verwechseln mit dem Redner Antiphon.

3) Sie sind zuletzt in meinen „Vorsokratikern" 80 B 1—44 zusammengestellt worden.

4) Arist. Phys. II 1 p. 193 (*Vorsokr.* 80 B 15).

5) Da die Alten die falsche Vorstellung hatten, aus verfaulten Organismen könnten neue Lebewesen entstehen (z. B. aus Pferdeleichen Bienen), so ist jenes Beispiel nicht verwunderlich. Zugrunde liegt die wichtige Beobachtung, daß bei roh gezimmerten Möbeln, wenn mit der teilweise erhaltenen

entstandene Form sekundär, die Substanz dagegen, die dauernd haftet, sei das Primäre. Jenes sei der „Nomos“, dieses die „Physis“.

Daraus, daß Aristoteles hier beiläufig den Nomos erwähnt, der mit dem gewählten Beispiele und dessen physisch-technischem Gegensatze nichts zu tun hat, ersieht man, daß bei Antiphon jenes drastische Beispiel in die Erörterung des Grundproblems Nomos-Physis eingereiht und das Primat der Natur mit der Erörterung der Grundprinzipien alles Seins verflochten war, von der uns bisher nur dunkle an Parmenides erinnernde Andeutungen in den bisherigen Fragmenten vorlagen. Die Art und Weise, theoretische Sätze durch möglichst triviale Beispiele zu erläutern (sie erinnert an Sokrates' Methode), wird uns in dem neuen Bruchstück öfter begegnen.

Aus dieser Tendenz erklärt sich nicht nur der Titel des Werkes „Über die Wahrheit“, der an Parmenides unmittelbar anknüpft, sondern auch die aphoristische Form des Bruchstückes, die keineswegs die einzelnen Sätze bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgt, sondern sich begnügt, mit leichter Hand die bisherige juristisch-ethische Basis der griechischen Kultur, den Nomos, vom Throne zu stoßen und die Physis als allmächtige Herrscherin an die Stelle zu setzen. Man darf also nicht vergessen, daß die paradoxen Sätze dieses naturrechtlichen Abrisses nur eine Episode im Rahmen des ganzen Buches bilden.

Doch es ist Zeit, uns dem neuen Fragmente zuzuwenden. Ich werde den Text in deutscher Übersetzung mitteilen, wobei zum voraus zu bemerken ist, daß die Undeutlichkeit wie Überdeutlichkeit des Stils, die dem modernen Leser auf die Nerven fällt, nicht nur dem individuellen Ungeschick des Autors zur Last fällt[6], sondern teilweise auch in der Absicht des Verfassers und vor allem in den Gewohnheiten des archaischen Prosastils seine Erklärung findet.

Antiphon geht aus von einer damals wohl allgemein anerkannten Definition der Gerechtigkeit. Sie besteht darin (Bruchst. A. Kol. 1, 1—11),

> „alle gesetzlichen Vorschriften des Staates, in dem man Bürger ist, nicht zu übertreten“.

Dieselbe Formulierung der Gerechtigkeit gibt Sokrates in Xenophons Memorabilien (IV 4, 12) im Gespräch mit dem Sophisten Hippias. Es ist wahrscheinlich, daß auch dieser ältere und bedeutendere Sophist von dieser Basis aus seinen Angriff auf die konventionelle Gesetzlichkeit gerichtet hat. Freilich Xenophon, der ersichtlich nur aus zweiter Hand schöpft, läßt in jenem besonders schlecht komponierten Gespräche dem Hippias gar keine Zeit, seine eigene, als große Entdeckung angekündigte Theorie der Gerechtigkeit selbst vorzubringen. Aber daß Hippias genau wie Antiphon auf dem Boden des Naturrechts steht und daß der jüngere Sophist bei jenem in die Lehre gegangen ist, wird sich im weiteren zeigen.

Wie die übrigen Sophisten ist auch Antiphon vor allem praktischer Philosoph, der vom Nutzen ausgeht. Der Idealismus, mit dem Platon in den ersten Büchern seines Staates diesen „Pragmatismus“ bekämpft, liegt ihm

---

Rinde das „Cambium“ geschont wird, unter Umständen „Adventivbildung“, d. h. Regeneration der Pflanze, erfolgen kann. Bei Pappel- und Weidenholz mag dergleichen am leichtesten vorkommen.

6) Bereits die alten Stilkritiker schätzen seine Technik nicht hoch ein.

wie seinen Zeitgenossen noch fern. So heißt es hier zuerst: Was bringt die Gerechtigkeit nach der gegebenen Definition dem Menschen für Vorteile? (Kol. 1, 12—23):

„Den vorteilhaftesten Nutzen kann der Mensch für seine Person aus der Gerechtigkeit ziehen, wenn er in Gegenwart von Zeugen die Gesetze hoch hält, dagegen ohne Zeugen die Gebote der Natur."

Man ist versucht, bei diesem offenen Bekenntnis der Heuchelei an die Machiavellisten der Platonischen Politeia zu denken, deren höchster Begriff von Ungerechtigkeit darin besteht, durch geschicktes Verstecken ihrer Schurkenstreiche vor dem Volke als die wahrhaft Gerechten zu erscheinen (p. 361 A). Allein unser Sophist will durch diese offenbar unmoralische Folgerung aus der vorausgeschickten Definition nur diese selbst als falsch und die Geltung des Nomos als unberechtigt erweisen. Denn er fährt fort (Kol. 1, 23—2, 1):

„Denn die Bestimmungen der Gesetze sind künstlich, die der Natur hingegen notwendig, und die Gesetze sind vereinbart, die der Natur dagegen gewachsen und nicht vereinbart."

Vorausgesetzt wird hier die Theorie des *Contrat social*, die wir vermittelst der erwähnten Xenophonstelle wiederum auf Hippias zurückführen dürfen. „Was verstehst du unter Gesetzen?" fragt Sokrates den Sophisten (Mem. IV 4, 13). Hippias antwortet: „Was die Bürger nach Vereinbarung für sich niedergeschrieben haben, was man tun und lassen solle." Dies war die allgemeine Auffassung der antiken Demokratie. Die geschriebenen Gesetze, die das Volk sich selbst gegeben und beschworen hatte, das ist die Norm, die der Gerechte beachten muß, weil er selbst als Mitglied des Volkes sich durch diesen Kontrakt gebunden hat. So sieht er den Nomos, den er selbst auf den Thron gesetzt hat, als seinen König an. So dachte noch der Athener der perikleischen Zeit. Aber die Mißwirtschaft der Ochlokratie, die Gesetzmacherei und vor allem die immer deutlicher werdenden Umrisse des Naturrechts, das freilich noch oft in unklarer Weise mit dem ungeschriebenen Gesetze (Nomos agraphos) verwechselt wurde, ließ während des großen Krieges das Palladium des Gesetzes wenigstens bei den Fortgeschritteneren der attischen Republik in den Hintergrund treten. Der moderne Sophistenzögling, wie ihn Aristophanes in den Wolken zeichnet, fühlt sich über die altväterische Gesetzesgerechtigkeit erhaben:

> „Wie wonnig lebt sich's in der neuen, richt'gen Welt!
> Was kümmert uns noch das bestehende Gesetz!"

Im Gegensatze zu dieser Gesetzesordnung, deren Künstlichkeit in jedem Prozeß deutlich zutage trat, sah der fortgeschrittene Sophistenjünger sein Heil in der Natur, deren gewachsene, nicht gemachte Normen allein Dauer und ewiges Leben haben wie das Holz im Gegensatz zur Kline. Das zeigt Antiphon an den Folgen (2, 3—24):

„Wer also die gesetzlichen Gebote übertritt, bleibt, wenn es die Vereinbarer der Gesetze nicht merken, von Schande und Strafe verschont; wenn sie es aber merken, nicht. Wer aber irgendeines der natürlich mit uns verwachsenen Gebote über das mögliche Maß hinaus gewaltsam verletzt, für den entsteht, wenn er von keinem Menschen entdeckt wird, kein geringeres Unheil, und wenn alle es sehen, kein größeres. Denn der Schade hängt nicht von der öffent-



lichen Meinung ab, sondern von der wahren Wirklichkeit."

Wenn Antiphon hier von den „Vereinbarern" der Gesetze spricht, so betont er wiederum jene Kontrakttheorie, welche den Nomos, mag es sich um geschriebenes oder ungeschriebenes Recht handeln, als ein Erzeugnis menschlicher Schwachheit erscheinen läßt. Wenn er „Schande" und „Strafe" als die Folgen der Gesetzesübertretung hinstellt, so deutet das erste auf die im Volke lebende Sittlichkeit, die als ungeschriebenes Gesetz wirkt und so bezeichnet wird, die Strafe dagegen auf das kodizierte Recht, das dem Übertreter nicht bloß Schande, sondern auch Strafe bringt.

Für die Gebote der Natur ist es gleichgültig, ob sie unter den Augen der Menschen übertreten werden oder nicht. Wer z. B. durch übermäßigen Genuß des Weines (also über das von den Hellenen so geschätzte Mittelmaß hinaus) seinen Körper mit Gewalt schwächt, hat die Folgen unweigerlich zu tragen, mag er dem Dionysos in stiller Klause oder in zahlreicher Gesellschaft huldigen. Die Übertretung der Naturnormen ist von der Meinung der Leute unabhängig. Nicht der Schein, sondern die Wahrheit entscheidet hier.

Damit hat der Verfasser seinen ersten Anlauf gegen den Nomos und seine Wertschätzung der Physis gerechtfertigt. Die Beobachtung der positiven Gesetze führt zur Rücksicht auf die Menschen, d. h. zur Heuchelei, die Beobachtung dagegen der ewigen und unausweichlichen Naturgesetze führt zur Wahrheit, der sein Buch gilt.

Nun legt sich der Verfasser die Frage vor: Wozu diese Scheidung des doppelten Rechtes? Berühren sich denn ihre Sphären? Er antwortet: Gewiß, sie berühren sich in vielen Fällen, und dann entsteht der Konflikt zwischen dem Nomos und der Physis, zwischen der Scheinnorm und der wahren Norm. Er sagt 2, 24—31:

> „Die Betrachtung dieser Dinge ist im allgemeinen um deswillen angestellt worden, weil die Mehrzahl der gesetzlichen Rechtsbestimmungen mit der Natur im Kampfe liegen."

Die Art nun, wie Antiphon diesen Konflikt erläutert und begründet, bietet ernste Schwierigkeit. Sie liegt darin, daß er Selbstverständliches breit ausführt und darüber vergißt, den inneren Zusammenhang der Gedanken klarzulegen. Ich gebe die beiden scheinbar einander fremden Gedankenreihen zunächst wörtlich wieder (2, 31—3,18. 3,18—4,1):

> „Da gibt's Gesetze für die Augen, was sie sehen dürfen und was nicht, für die Ohren, was sie hören dürfen und was nicht, für die Zunge, was sie reden darf und was nicht, für die Hände, was sie tun dürfen und was nicht, für die Füße, wohin sie gehen dürfen und wohin nicht, und für unser Innres, was es begehren darf und was nicht."

Diese erste, mit strenger Symmetrie der sechs Glieder gebaute Riesenperiode, die von den äußeren Sinnesorganen zum inneren Sinn (Nus) führt, umschreibt den Organismus des Menschen, d. h. das Kampffeld, auf dem sich Satzung und Natur feindlich begegnen. Die Gesetze verbieten gewisse Dinge zu sehen, zu hören und auszusprechen (man denke z. B. an die Geheimnisse der eleusinischen Mysterien oder an das Verbot, gewisse heilige Bezirke zu betreten), wovon der natürliche Mensch nichts weiß. Dies ist klar. Nun fährt er aber abschließend fort:

> „Nun ist das, was die Gesetze dem Menschen verbieten, der Natur nicht

im geringsten verwandter oder näherstehend als das, was sie ihnen gebieten. Andererseits liegt Leben und Sterben in der Macht der Natur. Und zwar kommt uns das Leben aus dem Zuträglichen, das Sterben dagegen von dem Abträglichen."

Der erste Satz soll wohl besagen, daß weder die Gebote noch die Verbote des heiligen oder profanen Rechts an sich irgend etwas mit der Natur zu tun haben. Nur wenn die Obrigkeit wegen Übertretung der Gesetze mit Leib und Leben straft, wird die Natur des Menschen getroffen. Diese Wirkung beruht aber nicht auf einer unweigerlich eintretenden Folge der Übertretung, sondern auf einer bloßen Meinung, deren Richtigkeit wohl fromm geglaubt, aber nicht wissenschaftlich erwiesen werden kann. Ebenso ist es mit den Geboten der Sitte. Ein hellenischer Nomos gebietet die Toten in der Erde zu bestatten. Das hat keine Beziehung zur Natur. Schon Herodot hatte drastisch nachgewiesen, daß der Nomos gewissen Barbarenvölkern gebietet, ihre toten Eltern aufzuessen.

Ganz anders wirken die Normen der Natur. Wer ihre Gebote und Verbote beachtet, erfährt unmittelbar und unweigerlich ihre Wirkung an sich. Wer ihr folgt, erfährt ihren fördernden Einfluß zum Leben, wer ihr trotzt, ihren schädigenden Einfluß, der zum Tode führt. Mäßigkeit z. B., wie sie die Natur vorschreibt, wie sie das Tier von selbst innehält, fördert das Leben, Unmäßigkeit straft mit dem Tode. Man sieht, wie hier der Grundsatz der autonomen Moral: *naturae convenienter vivere*, den die Sokratik allen späteren Schulen vermacht hat, im Keime vorgebildet ist.

Von diesem Standpunkt der Autonomie aus, welche die selbstverständliche Folge der Zertrümmerung des Nomos ist, erscheint dem Verfasser der Unterschied der Natur- und Menschengesetze außerordentlich schroff (4,1—8):

> „Das Zuträgliche, das von den Gesetzen kommt, ist nur eine Fessel der Natur, die Gebote dagegen, welche die Natur uns auferlegt, sind frei."

Aristoteles, der nach Demokrit (fr. 264) und Platon (Rep. IV 425 B) schöne Worte für den autonomen Standpunkt der Sittlichkeit gefunden hat, sagt einmal (Nic. Eth. IV 14): „Der anständige und freie Mann ist sich selbst Gesetz." So sieht Antiphon in den Gesetzen des Polizeistaates, der alles verordnet und verbietet, eine Knebelung des Menschen. Selbst das Förderliche seiner Verordnungen verliert durch die Strafe, die angedroht wird, den Charakter der Freiheit, den die Natur wahrt. Gebietet uns die Natur den Hunger zu stillen oder verbietet sie über den Durst zu trinken — in beiden Fällen läßt sie dem Menschen die Freiheit des Handelns. Nur die späteren Folgen zeigen, was zu-, was abträglich ist.

Schwierig ist es nun, den Zusammenhang der folgenden scheinbar trivialen Gedanken mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zu erkennen, zumal der Schluß, der das Ziel dieses Absatzes zeigen mußte, in einer Lücke des Papyrus untergegangen ist (4,8—24):

> „Also ist alles, was schmerzt, wenn man die Sache richtig beurteilt, nicht förderlicher für die Natur, als was erfreut. Also ist auch alles, was betrübt, nicht zuträglicher als das Erheiternde. Denn alles, was wirklich zuträglich ist, darf nicht schaden, sondern nützen. Folglich ist das der Natur Zuträgliche von diesen Dingen . . .". (Hier fehlen einige Zeilen.)



Die beiden mit „also“ anhebenden Sätze sind Parallelausführungen, welche auf körperlicher wie geistiger Seite den schädigenden Einfluß des Schmerzes, den fördernden der Lust auf die menschliche Natur feststellen. Ist das ein Bekenntnis zum Hedonismus? Erinnert das nicht an den ebenfalls vom Naturrecht ausgehenden Zeitgenossen Demokrit, der „Lust und Unlust als die Grenzbestimmung des Zuträglichen und Abträglichen“ bezeichnet hatte (fr. 4. 188)? Ein solches Ziel liegt schwerlich hier in der Absicht des Antiphon, der in den übrigen Fragmenten eher eine pessimistische Auffassung des Lebens zeigt. Vermutlich ist diese Stelle im Gegensatze zu dem Nomos zu fassen. Die Gesetze, so war oben gesagt, legen der Natur eine Fessel an. Man versteht zwischen den Zeilen: sie bereiten durch ihren Zwang der Natur oft mehr Schmerzen als Freuden, mehr Betrübnis als Erheiterung, mehr Schaden als Nutzen. Die in der Lücke untergegangene Folgerung scheint demnach gelautet zu haben: „Folglich ist das der Natur Zuträgliche dieser Dinge (lebenfördernd, was von den Gesetzen keineswegs gilt).“

Hieran reiht sich nun ein weiterer Abschnitt, der zeigt, wie manche vom Nomos vorgeschriebene und gewöhnlich als edel bezeichnete Handlungen im Widerstreit mit der menschlichen Natur liegen und ihr zum Schaden gereichen (4,30—5,24):

„(Im Nachteil sind) die, welche sich gegen eine tätliche Beleidigung zu wehren haben, ohne selbst mit einer solchen zu beginnen, ferner die, welche ihre Erzeuger, auch wenn sie schlechte Menschen sind, gut behandeln, endlich die, welche andern den Eid verstatten, ohne ihn selbst in Anspruch zu nehmen. Bei vielen der eben erwähnten Handlungen kann man finden, daß ein Widerstreit gegen die Natur vorliegt. Man sollte erwarten, daß man von ihnen weniger Schmerz und mehr Freude haben würde. Aber tatsächlich erfährt man das Umgekehrte. Ebenso erleidet man Schaden, wo man das Gegenteil erwarten könnte.“

Die Beispiele edler Handlungen, die denen, die sie tun, nur Schaden bringen, stammen weniger aus Solons geschriebenen Gesetzen als vielmehr aus dem gemeinhellenischen Ehrenkodex, der als ungeschriebenes Gesetz überall gilt. Unrecht nicht zuerst tun, sondern nur abwehren, die Eltern unterstützen, selbst wenn sie es nicht verdienen[7]), dem Gegner vor Gericht großmütig den Eidschwur überlassen, das sind alles sehr edle und uneigennützige Handlungen, aber sie bringen mehr Schmerz als Genuß, mehr Leid als Freude, weil sie der menschlichen Natur zuwiderlaufen.

Nun sollte man erwarten, daß wenigstens die positive Gesetzgebung des Volkes diesen Altruismus unterstützte und die Nachteile ausgliche, die solche Uneigennützigkeit dem edlen Menschen bringt. Das ist aber nicht der Fall, wie das Folgende lehrt (5,25—6,9):

„Würde nun denen, die sich solche Grundsätze aneignen, von seiten der Gesetze irgendeine Unterstützung zuteil, und denen, die sie sich nicht aneignen, sondern ihnen widerstreben, ein Schaden: dann wäre der Gesetzesgehorsam keine unvorteilhafte

7) Xenophon erwähnt in dem genannten Hippiaskapitel das Gebot „Ehret die Eltern“ unmittelbar nach dem überall an der Spitze des Nomos agraphos stehenden „Ehret die Götter“. Diese „ungeschriebenen Gesetze“ führt er ferner auf die Götter selbst zurück (Mem. IV 4, 20), was Antiphon mit Vorbedacht vermeidet.



Sache. So aber scheint denen, die solche Grundsätze sich aneignen, das aus den Gesetzen kommende Recht keine hinreichende Unterstützung zu leihen."

Unter den Gesetzen, die versagen, sind hier natürlich die geschriebenen zu verstehen, die den ungeschriebenen nicht zu Hilfe kommen. Er betrachtet zunächst den Fall tätlicher Beleidigung (5,9—18):

„Zuerst läßt das Gesetzesrecht doch zu, daß der Beleidigte überhaupt das Unrecht leiden und der Beleidiger es tun darf; und es war in diesem Falle nicht imstande, den Beleidigten an dem Leiden und den Beleidiger an dem Tun zu hindern."

Schwerlich hat der Sophist an irgendeine praktische Maßregel gedacht, wie man von Rechts wegen unprovozierte Beleidigungen hintanhalten könne. Denn Schiedsgerichte waren ja damals etwas Alltägliches. Vielmehr will er nur überhaupt die Ohnmacht des Gesetzbuchs gegenüber jenen beständig vorkommenden Übergriffen darlegen. Wenn nun aber zweitens auf das Bestehen der Gerichtshöfe hingewiesen wird, wo der ungerecht Angegriffene sein Recht suchen und den Angreifer zur Verantwortung ziehen kann, so antwortet der Sophist (5,19—33)[8]:

„Bringt man sodann den Rechtsstreit zur Strafentscheidung, dann hat der Beleidigte vor dem Beleidiger nichts Besonderes voraus. Er würde wohl wünschen, die Strafrichter zu überzeugen, daß er die Beleidigung erlitten, und die Möglichkeit zu erlangen, durch seine Anklage den Prozeß zu gewinnen. Allein dieselbe Möglichkeit verbleibt dem Beleidiger, wenn er sich aufs Leugnen legt . . ."

Hier bricht leider der Text ab. Die vereinzelten Buchstaben der folgenden Kolumne 7 zeigen nur so viel, daß Antiphon ausführte, die Aussicht, den Prozeß zu gewinnen, hinge für den Kläger ebenso wie für den Angeklagten nicht von der Wahrheit der Behauptungen und der Wirklichkeit der Tatsachen ab, sondern lediglich von der größeren oder geringeren Redegewandtheit der Gegner.

Es ist bedauerlich, daß das erste Fragment (A) gerade da abbricht, wo die oftbeklagte Rechtsunsicherheit der attischen Geschworenengerichte gebrandmarkt und die Scheinwelt dieser auf ihren Nomos stolzen Demokratie aufgedeckt werden sollte.

Noch bedauerlicher aber ist es, daß das zweite Fragment (B), das mit dem vorhergehenden nicht unmittelbar zusammenhängt, aber zum *ius naturale* gehört und vermutlich einen späteren Platz in diesem Exkurse einnahm, nur eine lesbare Kolumne enthält.

Während in dem ersten Bruchstücke nur das Prinzipielle des Naturrechts und die Beziehungen des einzelnen Staatsbürgers dazu behandelt waren, wendet sich der Verf. nun zu den sozialen und internationalen Problemen des Gegenstandes. Er spricht hier Anschauungen mit Schärfe aus, die wir bisher nur jüngeren Sophisten wie Lykophron und Alkidamas zuschreiben konnten. Freilich wußten die Eingeweihten, die in den Dramen des Euripides und Aristophanes das Echo der gleichzeitigen sophistischen Diskussion vernahmen, daß die große Idee der Aufklärung, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für alle Klassen und alle Völker fordert, bereits im fünften Jahrhundert verkündet ward. Die Emanzi-

8) Die Stelle ist lückenhaft überliefert und meine Ergänzung unsicher.

pation der Sklaven wie der Kosmopolitismus, wodurch der antike Staat vernichtet ward, sind damals zuerst als Konsequenzen des *ius naturale* ausgesprochen worden. In dem zweiten Fragmente des neuen Fundes fassen wir nun die erste systematische Formulierung des radikalen Evangeliums.

Zunächst muß die im antiken Nomos trotz aller Demokratie zäh festgehaltene soziale Scheidung von guten und schlechten Familien (d. h. von Aristokraten und Plebejern) fallen. Auch hier geht er wie in dem ersten Bruchstück von der Feststellung des tatsächlich bestehenden sozialen Zustandes aus (fr. B Kol. 1,35—2,15).

> „Die von vornehmen Vätern abstammen, achten und ehren wir, die dagegen aus nicht vornehmem Hause abstammen, achten und ehren wir nicht. In dieser Scheidung behandeln wir uns gegenseitig wie Barbaren. Denn von Natur sind wir alle in allen Beziehungen, Hellenen wie Barbaren, gleich erschaffen."

Der modern gesinnte Sophist verwirft vom Standpunkt des Naturrechtes aus die sozialen und internationalen Wertabstufungen durchaus. Vor dem Richterstuhl der Natur sind Aristokraten und Plebejer, Freie und Sklaven, Hellenen und Barbaren gleich. Er begründet dies durch Beispiele, deren Trivialität wieder an die sokratische Manier erinnert (B 2, 15—35):

> „Das läßt uns die Betrachtung der natürlichen und allen Menschen unentbehrlichen Lebensbedingungen erkennen. Erwerben lassen sich diese von allen in gleicher Weise [9]), und in allen diesen Dingen ist kein Barbar und kein Hellene von uns geschieden. Atmen wir doch alle durch Mund und Nase in die Luft aus und essen wir doch alle mit den Händen . . ."

Das gewaltige ethnographische Material, das die ionische Forschung (Hekataios, Herodot, Hippokrates de aere) gesammelt hatte, war von der Toleranzidee der Aufklärung dazu benutzt worden, um die geistigen Schranken zwischen Hellenen- und Barbarentum niederzureißen. Diese Ausgleichung war theoretisch schon längst angebahnt, ehe Orient und Okzident politisch zusammengeschweißt wurden. Diese Toleranzbestrebungen hatten die Relativität des partikularen Nomos durch Vergleichung der Sitten aller bekannten Völker der Erde herausgestellt. Wer konnte sich demgegenüber erkühnen zu sagen, daß dieses oder jenes Volk den „richtigen" Brauch in staatlichen oder sozialen Einrichtungen besitze? Wohl aber ergab sich eine vollständige Übereinstimmung in allem, was des Menschen Natur betrifft. Atmen und essen müssen wir alle, um leben zu können.[10]) Und wir üben diese Lebensnotwendigkeiten alle in derselben Weise aus, wie es uns unsere natürliche Körperbeschaffenheit vorschreibt. Gegenüber der Tierwelt und ihren verschiedenartigen Lebensbedingungen bildet der Mensch gleichsam nur eine Familie: das ist Natur; alles andere, was der eine so, der andere so gestaltet hat, ist Konvention. Jenes ist notwendig zur Erhaltung des Lebens, dies ist zufällig und gleichgültig.

Ehe wir nun zum Schlusse der Frage nähertreten, inwiefern diese für Antike wie Moderne gleich wichtigen Gedanken als Eigentum des Sophisten Antiphon betrachtet werden können, ist

9) Dieses Sätzchen wie der Schlußsatz beruht auf meiner keineswegs sicheren Ergänzung.

10) Er fuhr vielleicht fort: „Und wir alle gehen auf zwei Beinen."



noch etwas über die Form der Schrift „Über die Wahrheit", die wir durch das neue Fragment erst näher kennen gelernt haben, zu bemerken. Sie weicht sowohl von den größeren Fragmenten seiner sozial-politischen Schrift „Über die Eintracht" wie von dem Stil der Zeitgenossen merklich ab. Die Symmetrie der Satzglieder und andere kleinen Künste der Rhetorik erinnern an das gorgianische Muster. Das ist bei einem attischen Schriftsteller des ausgehenden fünften Jahrhunderts nichts Verwunderliches. Allein selbst Gorgias hat sich vor so schulmeisterlich gleichgebauten Satzgefügen gescheut, wie sie uns z. B. Kol. 2, 31 ff. begegnen. Ich erkenne vielmehr in dieser Pedanterie, die durch Wiederholung derselben Wörter an der gleichen Stelle den Inhalt besser in den Kopf hämmern will, die Einwirkung des mathematischen Stils. Wie die modernen Naturrechtslehrer Spinoza und Hobbes ihren Rationalismus in dem *mos geometricus* ihres Stils zum Ausdruck brachten, so übertrug Antiphon, der sich mit mathematischen Problemen (Irrationalität des Kreises) abplagte, den umständlichen Stil der damaligen hellenischen Mathematik, wie wir ihn aus einem Fragmente seines Zeitgenossen Hippokrates von Chios kennen lernen, auf seine naturrechtlichen Spekulationen. Dieses Bestreben nach Exaktheit schließt stellenweise Unklarheit und Überspringen der Verbindungsglieder nicht aus, wie wir dies auch bei Hippokrates, ja selbst bei dem größten Meister des geometrischen Stils, bei Aristoteles, mitunter bemerken können. Diese formelhafte Dialektik ist also dem Schriftsteller und speziell dieser Schrift eigentümlich. Ist es auch der Inhalt?

Der Anfang des ersten Bruchstückes knüpft, wie wir sahen, an Hippias an. Bereits Ferdinand Dümmler hat auf allerdings allzuschmaler Basis die Vermutung aufgestellt, die naturrechtliche Theorie, die den Sophisten Antiphon zu seiner Schrift „Über die Eintracht" geführt habe, beruhe auf der Anregung jenes älteren Sophisten.[11]) Diese Vermutung läßt sich jetzt auf Grund des neuen Fundes besser begründen.

Wenn Plato im Protagoras zur Charakteristik des Hippias, der die beiden Streiter Sokrates und Protagoras zur Eintracht führen will, mit einem weithergeholten Preise der natürlichen Verwandtschaft aller Menschen anhebt, so ist dieser Topos offenbar den Schriften des Hippias entlehnt. „Verehrte Anwesende," so beginnt seine Anrede, „ich glaube ihr seid alle durch die Natur, nicht durch das Gesetz Verwandte, Freunde und Mitbürger. Denn Gleiches ist Gleichem von Natur verwandt. Das Gesetz aber ist der Tyrann der Menschen und zwingt sie zu vielem wider die Natur."

Man sieht jetzt, wie diese leitende naturrechtliche Theorie, die Hippias seinerseits wieder von der älteren Naturphilosophie des Archelaos entlehnt haben mag, bei Antiphon eine freilich nicht in die Tiefe und nicht bis ans Ende gehende Weiterentwicklung gefunden hat. Sie schien ihm willkommen zur Begründung der Prinzipienlehre, die schicklich ihren Platz im Eingang seiner Schrift „Über die Wahrheit" fand. In der Tat bezeugt uns ein Randvermerk des Papyrus, daß das erste Bruchstück (und somit auch das inhaltlich zugehörige zweite) nur 400 Raumzeilen vom Beginn des Buches abstand. Der Darstellung Antiphons

11) *Akademika* S. 258. *Kleine Schr.* I 182 ff. Er fußt hauptsächlich auf dem erwähnten Kapitel der Xenophontischen Memorabilien (IV 4).



kommt also nur in formaler Beziehung Originalität zu, und man darf nicht glauben, daß die Anklänge an diese Spekulationen, die wir bei Euripides und später bei Plato finden, auf der Lektüre dieses wenig beachteten Buches beruhen. Antiphons Paradoxa sind nur sekundäre Strahlen der Morgenröte, welche die moderne Welt ankündigend über dem hellenischen Himmel aufgegangen war. Wirksam zeigten sich diese naturrechtlichen Ideen erst, als sie von dem linken Flügel der Sokratik (Antisthenes, Aristippos) begierig aufgegriffen in den späteren Weltsystemen Zenons und Epikurs ihre wissenschaftlichere Begründung und zugleich ihre praktische Anwendung gefunden hatten. In dieser Form hat der naturrechtliche Radikalismus auf die Neuzeit eingewirkt. Je und je sind Propheten auferstanden, die der Konvention den Krieg erklärten und das Evangelium der Natur verkündeten. Die an der Aufklärungs-Sophistik des 18. Jahrhunderts entflammte und genährte Französische Revolution hat dann versucht, dieses Evangelium der ganzen Welt aufzunötigen. Aber griechischer Wein bekommt nicht, wenn er nicht mit Wasser verdünnt wird. Die historische Rechtsanschauung des vorigen Jahrhunderts hat uns Deutschen diesen Dienst geleistet und vielfach zu einem befriedigenden Kompromiß zwischen Nomos und Physis geführt. Im Ausland dagegen haben die radikalen Schlagworte des Naturrechts noch ihren vollen Kurs. Sie dienten in diesem Weltkriege dazu, uns als rückständige Sklaven des Nomos bei allen freien Seelen zu verschreien. Aber der Erfolg hat unsere Gegner belehrt, daß unser Nomos, unsere Organisation die besten sind. So sind sie genötigt gewesen, Schritt für Schritt zu Zwangsmaßregeln zu greifen, die sie im Grunde ihres Herzens verabscheuen. Uns ist der Gesetzesgehorsam eine gern und freudig erfüllte Pflicht, jenen wird er wirklich, wie Antiphon sagt, zu einer „Fessel", die sie der Not gehorchend, aber zähneknirschend tragen.

Gräfin Elise von Ahlefeldt im Leben Lützows und Immermanns.

Von Harry Maync.

1.

Ein „reiches, wie von einem großen melancholischen Dichter erfundenes Frauenleben", „typisch und poetisch und an die höchsten Ereignisse anknüpfend": so nennt Gottfried Keller[1]) das Leben der Frau, die funfzehn Jahre lang die Gattin des berühmten Freischarenführers Adolf v. Lützow war und nach der Scheidung von diesem fast ebenso lange mit dem Dichter Karl Immermann, ohne mit ihm vermählt zu sein, das Haus teilte, um dann einer jungen Gattin weichen zu müssen. Keller äußert sich so in einem Brief an Ludmilla Assing, und zwar nach der Lektüre ihres Buches über ebendiese Frau, dem wir die umfänglichsten Mitteilungen über sie verdanken. Ihr Buch, bemerkt er des weiteren, lasse eine Stimmung zurück, wie nach dem Genuß

1) Ermatinger-Bächtold, G. Kellers Briefe und Tagebücher 451 ff. Stuttgart u. Berlin 1916.

eines tiefsinnigen, wohlgeschriebenen Romans. Er will damit ein Lob aussprechen, aber auch das Romanhafte im üblen Sinne muß man dem Buche zum Vorwurf machen. Die eingehende, 351 Seiten umfassende Biographie: „Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, die Gattin Adolphs v. Lützow, die Freundin Karl Immermanns", 1857 im Dunckerschen Verlag zu Berlin erschienen und in ihrer zweiten, kleineren Hälfte aus Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow bestehend, ist, wie alle die zahlreichen Veröffentlichungen Ludmilla Assings nur mit größter Vorsicht zu benutzen, weil auch sie von parteiischer Einseitigkeit ist. Das Buch bedeutet eine wahre Verhimmelung der dargestellten, gewiß bedeutenden und sympathischen Frau und wirft alle Schuld auf die beteiligten Männer, drückt namentlich Lützows ehrenwerte Persönlichkeit unter starker Verdrehung der Tatsachen ganz ungebührlich herab. Die schönselige und schreibselige Verfasserin war durchaus die klatschhafte Nichte des klatschhaften Varnhagen, wie sie die Erbin und Herausgeberin seines schier unerschöpflichen Nachlasses war. Als tendenziöse Schriftstellerin hat sie manches verurteilende Wort einstecken müssen; so ist Hebbel äußerst scharf mit ihr ins Gericht gegangen, und Gustav Freytag nennt z. B. ihre Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Varnhagen und Alexander von Humboldt eine „greuliche Taktlosigkeit" (Brief an Graf Baudissin vom 2. März 1860). Gerade auch ihr Ahlefeldt-Buch wirbelte viel Staub auf und rief Kritik und Antikritik auf den Plan. Adolf Stahr nahm eifrig gegen sie und für seinen toten Freund Immermann Partei, und ebenso tat Gutzkow. Zwar bemüht sich die Biographin, auch Immermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gleichwohl aber spiegelt ihr Buch doch durchaus die menschlich begreifliche parteiische Auffassung der Frau wider, die sich nach langen Jahren inniger Gemeinschaft einem jungen Ding vorgezogen sah und alle Schuld von sich ablehnen zu dürfen überzeugt war. Frau v. Ahlefeldt hatte bei ihren Lebzeiten — das Buch ist bald nach ihrem Tode veröffentlicht worden — ihrer künftigen Biographin freundschaftlich sehr nahegestanden; aus ihren Erzählungen und aus ihrem handschriftlichen Nachlaß ist die Darstellung geschöpft. Die natürliche Tendenz dieser einseitigen Quellen hat Ludmilla Assing nur noch schärfer herausgearbeitet.

Unsere zweite Hauptquelle bilden späte Niederschriften Immermanns an seine Braut, der er Rechenschaft ablegt über das zweideutige Verhältnis, das er um ihretwillen löst. Auch diese Darstellung ist, bei aller Schonung der nach wie vor verehrten Gräfin, naturgemäß gleichfalls apologetisch gehalten und steht unter dem Gesichtswinkel der Parteinahme für die neue Geliebte. Endlich hat lange nach des Dichters Tode dessen Gattin selbst als alte Frau sich über ihres Mannes Beziehungen zur Gräfin ausgelassen, und zwar in der den Namen Gustavs v. Putlitz tragenden, im Jahre 1870 erschienenen, heute längst veralteten Immermann-Biographie. Diese Darlegung ist durchaus nicht etwa gehässig gegenüber der Gräfin, die bis zu ihrem Tode mit Marianne Immermann freundliche Beziehungen unterhalten hat, aber auch sie ist infolge ihrer kritisch-polemischen Tendenz gegen Ludmilla Assing parteiisch. Die von dieser öffentlich Angegriffene ist bestrebt, sich und den Gatten zu rechtfertigen und die Hauptschuld Elisen zuzuschieben. Putlitz, der Herausgeber des im wesentlichen von Marianne ver-



faßten Buches, stellt sich, obwohl er selbst zu Elisens persönlichen Freunden und Verehrern gehört hatte, in seinem Vorwort nachdrücklich auf die Seite von Immermann und dessen Witwe; in der Assingschen Schilderung, erklärt er, sei des Dichters „Bild nicht nur verzerrt, sondern durch Entstellung der Fakta sogar sein Charakter in falsches Licht gestellt".[2])

In allen den genannten Ausführungen muß der Historiker, von den bezeichneten kritischen Gesichtspunkten geleitet und sorgsam zwischen den Zeilen lesend, durch unbefangenes Urteil zu einer möglichst objektiven Auffassung, der psychologisch-geschichtlichen Wahrheit vorzudringen suchen. Immermanns Briefe an die Gräfin befanden sich in deren Nachlaß und sind aus diesem zum Teil von Ludmilla Assing veröffentlicht worden; eine Nachprüfung ihrer Wiedergabe ist nicht möglich. Der Gräfin Briefe an den Dichter befinden sich dagegen in dessen umfänglichem Nachlaß nicht; entweder hat sie sie noch bei Lebzeiten Immermanns, etwa bei dem Auseinandergehen, von ihm zurückempfangen, oder er selbst hat sie vernichtet, oder endlich, sie sind bei der Übergabe des Dichternachlasses an das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv zurückbehalten worden.

Von noch anderen Quellen, die von Fernerstehenden stammen, ist wegen seiner Unbefangenheit und offenbaren Zuverlässigkeit ganz besonders beachtenswert der betreffende Abschnitt in Friedrich Kohlrausch's „Erinnerungen aus meinem Leben" (Hannover 1863, S. 206 ff.). Der treffliche Verfasser berichtet uns da knapp über seinen persönlichen Verkehr mit dem Ehepaar Lützow und Immermann während des gemeinsamen Zusammenlebens in Münster und gibt seine Eindrücke über das Verhältnis der drei Hauptpersonen zueinander mit schlichter Sachlichkeit und gutem Takt wieder. Er tut es ebenfalls im Hinblick auf das Assingsche Buch und kann es dabei nicht unterlassen, „vor der Einseitigkeit der Darstellung in diesem, übrigens mit Begeisterung für die schönen Eigenschaften der ungewöhnlichen Frau geschriebenen Buche zu warnen".[3])

2.

Die Frau, die im Leben von zwei der besten deutschen Männer eine so große Rolle gespielt hat, war keine Deutsche von Geburt, sondern stammte aus Dänemark, das ja auch für das Leben anderer deutscher Dichter, wie Klopstock, Schiller, Hebbel, so bedeutungsvoll war.

Elise Davidia Margarete Gräfin von Ahlefeldt-Laurwig war im Jahre 1788[4]) im väterlichen Schlosse Trannkijör auf Langeland von einer holsteinischen Mutter geboren. Körperliche und geistige Vorzüge hatten sie früh zu einer höchst liebenswerten Erscheinung gemacht, und bis an ihr Ende flogen der Vielgeliebten die Herzen geradezu be-

2) Putlitz I IV.

3) Varnhagen, der freilich nicht unbefangen ist, empfiehlt das Buch seiner Nichte seinem Freunde Justinus Kerner mit den Worten: „Wie von treuer Liebe war sie dabei zugleich von strenger Wahrhaftigkeit geleitet, jeder Zug des Gemäldes kann, wie ich bezeuge, genau belegt werden." (J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden II 491. Stuttgart u. Leipzig 1897.) Dagegen erklärt Rich. Fellner (Geschichte einer deutschen Musterbühne, S. 99, Stuttgart 1888): „Dieses Buch ist durchwegs nicht von Wahrheitsliebe, sondern von unmaßgeblicher Sympathie und naiver, schwärmerischer Kindlichkeit diktiert", und Immermanns Enkel Johannes Geffcken nennt das Assingsche Buch schlechtweg ein albernes (K. Immermann, Gedächtnisschrift 217. Hamburg u. Leipzig 1896).

4) So nach Putlitz I 91; L. Assing gibt das Jahr 1790 als Geburtsjahr an.



geistert zu. Ohne Geschwister aufwachsend, sah sie sich schon als Kind viel auf sich selbst und ein von ihrer sehr lebhaften Phantasie beherrschtes Innenleben angewiesen. Ihre ausgezeichnete deutsche Erzieherin übte einen Einfluß auf sie aus, der ihre Jugendjahre lange überdauerte. Getrübt wurde diese glückliche Zeit dadurch, daß der leichtsinnige und herrische Vater, der übrigens am dänischen Hofe als Freund König Friedrichs VI. eine sehr einflußreiche Persönlichkeit war, seine Neigung von der edlen und schönen Gattin unwürdigen Geliebten zuwandte, so daß die tiefgekränkte unglückliche Gräfin ihr Leben mit der Tochter zusammen meist auf einem einsamen Gute oder auf Reisen zubrachte. Entscheidend für Elisens Leben wurde 1808 der Aufenthalt im Bade Nenndorf. Hier trat ihr huldigend der damals sechsundzwanzigjährige Freiherr Adolf v. Lützow entgegen. Schon mit dreizehn Jahren in die preußische Garde eingetreten, hatte der märkische Edelmann 1806 bei Auerstädt mitgefochten. Nach der Auflösung seines Regiments hatte er sich dem Schillschen Korps in Kolberg angeschlossen und dessen Reiterei organisiert. In der Schlacht bei Stargard verwundet, hatte er als Major seinen Abschied genommen und sich zur Ausheilung nach Nenndorf begeben.

Obwohl an sich keineswegs eine hinreißende Erscheinung und für die reiche dänische Erbin, der schon mehrere Bewerber genaht waren, nichts weniger als eine gute Partie, machte der charaktervolle Mann und bewährte Offizier, dessen Brust schon der Orden pour le mérite zierte, doch einen starken Eindruck auf Elise. Die romantisch Veranlagte liebte ihn, „weil er Gefahr bestand", wie Desdemona den Mohren. Seine vaterländische Begeisterung riß das für alles Große so empfängliche Mädchen, dessen geistige Heimat Deutschland war, mit und machte sie seinen feurigen Werbungen geneigt. Daß es nicht eigentlich eine tiefere persönliche Liebe war, was sie zu ihm zog, kam ihr damals wohl kaum zum Bewußtsein. Ihr Vater wollte von einer Verbindung durchaus nichts wissen, aber allen Widerständen zum Trotz wurden die beiden 1810 ein Paar. Im glorreichen Jahre 1813 spielte dann Elise an der Seite des tapferen Freischarenführers die schöne Rolle, die Immermanns „Epigonen"[5]) der edlen Johanna zuweisen; sie war die Seele und die Muse der schwarzen Jäger, dieser „Poesie des Heeres", wie Immermann einmal die Lützower nennt. In Lützows häufiger Abwesenheit warb sie selbst in Breslau die Freiwilligen an. Johanna nennt diese Zeit „die hohe Brautwoche, der süße Honigmonat meines Lebens". „Wir zogen ... auf eine Zeitlang nach der großen Stadt, welche der Herd des heiligen Feuers war... Welche Tage! Welche Gefühle!... Mein Mädchenherz wollte mir oft die Brust zersprengen, wenn ich bis Mitternacht, ja bis an den frühen Morgen die Binden zuschnitt, welche das Blut der Wunden hemmen sollten. Ich weinte, daß mein Vater reich war, daß ich nicht auch mich genötigt sah, mein Haupthaar auf dem Altare der allgemeinen Begeisterung zu opfern." Körner, Jahn, Schenkendorf und namentlich Friedrich Friesen huldigten Elisen, die ihren Gatten auf seinen Zügen nach Möglichkeit begleitete, den oft Verwundeten getreulich pflegte. Bei Belle-Alliance war auch Immermann unter den Mitkämpfern, aber noch erfuhren die beiden nichts voneinander.

5) Vgl. Bd. 3, S. 410ff. meiner Immermann-Ausgabe nebst Kommentar am Schlusse des Bandes.



Im Jahre 1817 wurde Lützow als Brigadegeneral nach Münster versetzt. Wie alle Welt fand sich auch das Lützowsche Ehepaar nach den hochgestimmten Aufregungen der Befreiungskriege, die gerade in ihr Leben einen fast abenteuerlichen Zug gebracht hatten, im gewöhnlichen Alltagsdasein schwer zurecht. Den Gatten verließ der jugendliche Schwung, und ihrer bemächtigte sich mehr und mehr ein Gefühl der Leere, der Unbefriedigung, zumal da dieser Ehe das Glück der Kinder versagt blieb. Gerade wie den Dichter Immermann bedrückte die Nüchternheit der stockkatholischen Kleinstadt die phantasievolle, nach geistigem Austausch schmachtende Frau, um so mehr, als ihr Gemahl, der im Garnisonseinerlei sich unbehaglich fühlende Reitersmann, zwar vornehm und ritterlich, gutmütig und brav, aber tieferer Bildung und höherer Bedürfnisse bar war. Nur aus Höflichkeit nahm er, der seiner Gattin jede Rücksicht gewährte und alle Freiheit einräumte, an den ästhetischen Zirkeln teil, die ihr großes geselliges Talent denn doch schließlich um sich zu sammeln verstand.

Zu den häufigsten, beliebtesten und geehrtesten Gästen des Lützowschen Hauses gehörte bald der schon vom Ruhm berührte junge Dichter, der seit Ende 1819, damals dreiundzwanzigjährig, als vortragender Auditeur bei dem Generalkommando in Münster tätig war und seit 1821 die Generalin in ihren Vermögensangelegenheiten juristisch beriet. Der geistvolle Gesellschafter und glänzende Vorleser fremder und eigener Dichtungen erregte mehr und mehr den Anteil der für Poesie so empfänglichen Frau und fand bei ihr, was er so schmerzlich vermißt hatte, ein beglückendes Eingehen auf seine dichterischen Werke, auf seine reifenden Pläne.

Immermanns Verhältnis zu Frau v. Lützow blieb lange freundschaftlich unbefangen, war es auch noch, als er einmal an seinen Bruder schrieb: „Ich war drauf und dran, den dümmsten Streich in meinem Leben zu machen und mich in eine Frau zu vergaffen und so mutwillig das schöne geistige Verhältnis zu zerstören, welches ein edles Weib mit Vertrauen zu bilden im Sinne hat.“ [6])

Elise war nicht gerade schön, aber überaus anziehend. Ein Bild der Achtundzwanzigjährigen zeigt kühle, etwas resigniert blickende Augen, die vom sanftesten Blau waren, und einen zierlich geschwellten Mund; reiches Blondhaar krönte ihr feines, schmales Gesicht. Immermann preist in einem Brief an sie ihre Anmut und Würde. Sie hatte nichts äußerlich Blendendes und Anspruchsvolles, sondern zeigte, eine Frau des Maßes, vornehme Zurückhaltung, war aber klug und fein begabt, sicher und selbständig in ihrem Urteil, dazu von Herzensgüte und nicht ohne Energie. Übrigens gilt auch von ihr, was Herman Grimm von Charlotte v. Stein sagt: „Wir gewinnen kein Bild von ihr für unsere Phantasie, das Geistige tritt zu sehr hervor bei ihr.“ Bald fesselte sie nicht nur den Dichter, sondern auch den Mann, der, nach Liebe verlangend, bis dahin nur unglückliche Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht gemacht hatte. „Die Gräfin liebte ich tief und innig, als sie mit ihren Flammen mich entzündet hatte,“ bekannte Immermann nachmals.[7])

Das Gefährlichste an ihr und für sie selbst war wohl — wovon bei ihrer Biographin freilich nichts zu lesen ist — ein gewisses Mißverhältnis zum rea-

6) Putlitz I 90. 7) Putlitz II 290.



len Leben, ein Übertragen des Phantastischen auf die Wirklichkeit. Sie hat manches von den schönen Seelen des achtzehnten Jahrhunderts an sich, erinnert z. B., auch in ihrem äußeren Geschick, an Schillers Freundin Charlotte v. Kalb, die die Freigeisterei der Leidenschaft nicht nur selbst vertrat, sondern vorübergehend auch in ihm erweckte. Nicht minder nahe steht sie den Jean Paulschen Titaniden und dem Typus der auf Emanzipation bedachten romantischen Frau.

Es gab vieles, was geeignet war, Immermann und Frau v. Lützow zueinander zu treiben. Wie er, fühlte sie sich einsam; beiden fehlte der höhere Lebensinhalt, beide seufzten unter der kahlen Alltäglichkeit ihres an geistigen Anregungen armen Lebens. Den Dichter beseelte ein leidenschaftlicher Hang, bei edlen Frauen anzufragen; zumal Elisens Vornehmheit zog den gesellschaftlich noch Ungewandten und zum Linkischen neigenden starken Mann zu der feinen, zarten Dame; selbst daß sie um acht Jahre älter war als er, schien nur ein Reiz mehr. Der junge Dichter verlangte nach einer Muse, die feinsinnige Frau nach einem talentvollen Schützling, und bald konnten sich beide wie Tasso und Leonore von Este vorkommen. Als Immermann die gefährliche Rolle des Trösters einer unverstandenen Gattin übernahm, waren beide auf dem bedenklichen Punkte derer, die, wie es im „Götz" heißt, durch Liebesunglück gebeizt sind. Im geistigen Geben und Empfangen fanden sich auch die Seelen und die Herzen.

Im Frühjahr 1823 übersandte Immermann seinem Freunde Abeken[8]) eine eigene (uns nicht erhaltene) Übersetzung der berühmten Stelle aus dem fünften Gesange des Danteschen „Inferno", die von der unseligen Leidenschaft zwischen Paolo und Franceska kündet. Es war ein ähnliches Verhältnis, das Immermann und seine Freundin verband. Auch hier fehlte sogar der kupplerische „Lanzelot" nicht; nachdem sie seine Lehrerin im Englischen geworden war, begannen sie eine gemeinsame Übersetzung von Walter Scotts „Ivanhoe": auch dies eines der vielen erlebten Motive, die später in die „Epigonen" übergingen.[9]) Immermann empfand, was Byrons Don Juan schildert:

Lust muß es sein, zu lernen fremde Zungen
Aus Frauenmund und Augen, sollt' ich meinen,
Wenn Lehrer, Schüler jugendlich durchdrungen;
Mir mind'stens wollt' es früher so erscheinen.
Sie lächeln, wenn es einem recht gelungen,
War's falsch, noch mehr; dabei kann leicht sich einen
Ein Händedruck, ein leicht verstohlner Kuß —
So lernt' ich selbst mein Bißchen mit Genuß.

Auch hier kam ein Tag, an dem sie nicht weiterlasen und die zarte Grenze überschritten, doch ohne etwa die vor ihnen gähnende Kluft in ihrer ganzen Tiefe auszumessen.

Der würdige Konsistorialrat Kohlrausch[10]) berichtet uns: „Für unsere Augen, die wir in fast ununterbrochenem Umgange mit dem Lützowschen Hause lebten, blieb das Ungenügende der ehelichen Verhältnisse und die Aufmerksamkeit, die Immermann der Frau v. Lützow und diese ihm schenkte, nicht verborgen, allein beides hielt sich in solchen Grenzen des Anstandes und der Sitte, daß wir zwar den ganzen Zustand der, übrigens so achtungswerten, Menschen bedauerten, allein gar keinen Anlaß finden konnten, weder warnend dazwischenzutreten,

8) „Hannoverland", Jahrg. 1909, S. 232.

9) Vgl. Bd. 3, S. 153 meiner Ausgabe.

10) A. a. O. 211 f.



noch uns aus dem Umgange zurückzuziehen. Lützow behandelte seine Gemahlin mit der größten Achtung, und sie wiederum vergaß nie die Pflichten der Gattin, die sie rücksichtsvoll gegen ihn übte, und ebenso beobachtete Immermann den bescheidensten Anstand in dem geselligen Zusammensein, so daß ein Anstoß in dieser Beziehung niemals eintrat."

Die Ehe wurde nicht erst gebrochen, sie war schon lange in sich gebrochen; des Dichters Hinzutreten war nicht eigentlich die innere Ursache, sondern mehr nur die äußere Veranlassung ihres Zerfalls, den übrigens keiner der Gatten tragisch nahm und aufzuhalten bemüht war. In aller Ruhe und Freundschaft beschloß das Ehepaar die Scheidung. Ludmilla Assing sucht nachzuweisen, daß der Gedanke von Lützow ausging, und daß die Ursache in seiner Neigung zu einer koketten, reichen Dame lag, die er zu heiraten wünschte. Dagegen erwägt sie nicht einmal die Möglichkeit, daß des Dichters Verhältnis zur Generalin mitgewirkt haben könne. Demgegenüber versichert Kohlrausch, ausdrücklich gegen L. Assings konstruierte Darstellung Einspruch erhebend, daß von einem solchen Liebesverhältnis Lützows, das doch unter seinen Augen stattgefunden haben müßte, auch „nicht die geringste Spur" zu seiner oder seiner Frau Kenntnis gekommen sei.[11]) Und die doch gerade in diesem Punkte gewiß unverdächtige Quelle des Putlitzschen Buches spricht unumwunden das „schwere Wort" aus, daß die Leidenschaft zwischen Immermann und der Generalin es war, die später „die Trennung der Lützowschen Ehe herbeiführte".[12]) Sie kam erst im April 1825 zustande, mit aller Leichtigkeit der sittlich so laxen Zeit. Die für unser Empfinden mehr als fadenscheinigen „Gründe" des Scheidungserkenntnisses lauteten nach L. Assings Bericht: „Obgleich diese Ehe anfangs glücklich war, so ward doch der eheliche Friede späterhin durch verschiedene Ansicht von der Welt und dem menschlichen Leben gestört. — Keinem Teil ist ein Übergewicht der Schuld beizulegen. Beiden Teilen ist die Wiederverheiratung in unverbotenen Graden gestattet."[13]) Die geschiedenen Eheleute sind, ähnlich wie Fürst Pückler-Muskau mit der Tochter Hardenbergs, dauernd im herzlichsten Briefwechsel geblieben und haben sich wiedergesehen; auch hat Lützow dem Dichter nicht nur keine Vorwürfe gemacht, sondern freundschaftlich weiter mit ihm verkehrt, ja ihm die Eheschließung mit seiner Frau, die Immermann alsbald ins Auge faßte, sogar zu erleichtern gesucht.

Der Dichter vermochte alle diese Entscheidungen nicht in Münster abzuwarten und mitzuerleben; ergreifend ist die Herzensangst, mit der er wiederholt von dem „fürchterlich schönen Labyrinth" spricht, in das er geraten sei.[14]) Er kam um seine Versetzung ein; sicher auch in der Annahme, Frau v. Lützow an einem anderen Orte leichter zur Heirat mit sich zu bewegen. Im Herbst 1823 erfolgte seine Ernennung zum Kriminalrichter in Magdeburg, im Januar des folgenden Jahres trat er die neue Stelle in der Vaterstadt an.

3.

Wie hatte Immermann sich nach Vergessen, nach Ausruhen am treuen Mutterherzen gesehnt! Aber sein zerspaltenes Herz lebte nach wie vor sein eigentliches Leben im fernen Münsterlande, und gleich am ersten Abend erschütterte

11) Kohlrausch 213. 12) Putlitz I 95. 13) Assing 103f. 14) Putlitz I 102.



der leidenschaftlich Erregte die treuen Angehörigen durch einen Ausbruch seines bekümmerten Gefühls. Er stürzte sich in eine Fülle verschiedenster Arbeit, sein strenges Pflichtgefühl suchte in „schwerer Dienste täglicher Bewahrung" den besten aller Auswege aus Seelennot zu finden. Aber immer deutlicher erkannte er und erkannten seine treu und verständnisvoll zu ihm stehenden Nächsten, die Mutter und Bruder Ferdinand, daß er Elisen nicht einfach vergessen und aus seinem Leben streichen könne, daß sie vielmehr immer entschiedener in den Mittelpunkt seines Daseins rücke. Wir besitzen aus der kurzen Zeit vom 1. Februar bis zum 24. Juli 1824 achtzehn Briefe des „treuen Freundes" an die „liebe Freundin".[15]) Sie sprechen sein herzliches Bedürfnis aus, mit der geliebten Frau „in beständiger naher Verbindung zu bleiben". Es sind keine Dichter-Liebesbriefe, wie sie Goethe an Frau v. Stein oder Lenau an Sophie Löwenthal geschrieben hat, und der Gatte, an den Immermann oft beste Empfehlungen und Danksagungen „für alle erwiesene Gewogenheit" einflicht, konnte sie unbedenklich mitlesen. Sie enthalten keine leidenschaftlichen Beteuerungen und glühenden Werbungen, zeigen im Gegenteil große Zurückhaltung, atmen aber aufrichtige Verehrung und bescheidene Huldigung. Der Nachdruck liegt auf der Beibehaltung der geistigen Lebensgemeinschaft. Vor allem sucht er sie in tagebuchartigen Berichten an seinem eigenen Leben teilnehmen zu lassen. Er macht sie mit Mutter und Brüdern bekannter, hält sie auf dem laufenden hinsichtlich seiner Amtsgeschäfte und seiner sonstigen Arbeiten, seiner Lektüre und seiner Theatereindrücke. Mit Wärme geht er anderseits auf die kleinen Münsterer Erlebnisse der Freundin ein, deren Gegenbriefe uns nicht vorliegen. Er vergleicht diese mit Ölblättern, die ihm in seiner abgeschlossenen Arche Noä Zeugnis ablegen, daß es noch grüne Stellen des Lebens gebe. In jeder Beziehung bekennt er durch die Trennung zuviel verloren zu haben, als daß er vergnügt sein dürfte; „Neigung und Dank wandern beständig in die Ferne, da kann man freilich in der Nähe und Gegenwart nicht zu Hause sein". Er bittet die Freundin herzlich, ihm, wie früher, ihr volles Vertrauen zu schenken: „Ich hoffe es zu verdienen und glaube Ihnen sagen zu können, daß meine Gesinnung sich Ihnen in jeder Lage des Lebens bewähren wird; daß es keinen Dienst gibt, den ich Ihnen nicht mit Freuden leisten kann, keine Treue, welche mein Gemüt Ihnen nicht bewahrt." So klingen, trotz aller offenbar durch ihren Ton bestimmten Verhaltenheit, seine Wünsche und Hoffnungen überall durch. Er erzählt von den Seinigen, von der Vaterstadt und seiner Lebensführung doch in dem erkennbaren Bestreben, die wurzellos gewordene Freundin in Magdeburg zunächst geistig heimisch zu machen, ihr die Stadt als ein Asyl hinzustellen, in dem sie freudig erwartet werde. Sie aber verhielt sich zurückhaltend. In Münster, berichtet Immermann später rückschauend seiner Braut, hätte Elise eingewilligt, nach der Scheidung seine Gattin zu werden. „Sobald ich aber in Magdeburg war, fiel sie in die frühere Ablehnung zurück. Es entspann sich ein traurig hinüber und herüber kämpfender Briefwechsel, der endlich zu der Erklärung meinerseits führte, sie müsse sich äußerlich zu mir stellen, wie sie innerlich zu mir stehe, oder unser ganzes Verhältnis müsse überhaupt aufhören. Es erfolgte ihre Antwort, die

15) Assing 520ff.



alles Folgende einleitete. Sie schrieb mir, heiraten könne sie mich nicht, die Trennung von Lützow müsse der letzte Schritt sein, der sie, wie sie sich ausdrückte, ‚der Welt bloßstelle'. ‚Sie wolle dann', wie sie sich ebenfall ausdrückte, ‚mit mir nur ihren Gefühlen leben. Ob ich damit zufrieden sei'?[16]) Hat sich Immermann damals wohl wirklich ein so entscheidendes Ultimatum an die leidenschaftlich Geliebte abringen können? Die Annahme ihres Entschlusses beklagte er später jedenfalls als seinen „großen Fehltritt". Allerdings beruhte sie auf seinem Glauben, Elise „werde bei dem seltsamen Entschlusse nicht verharren, es werde ihr, wenn sie nur erst zur Ruhe und Besinnung gekommen sein werde, der Platz einer Frau an meiner Seite wünschenswerter sein, als der von ihr bezeichnete".[17])

Im August begab sich Frau v. Lützow von Münster aus zunächst nach Dresden. Hier lebte sie im Hause der ihr befreundeten Witwe des romantischen Philosophen Solger und wurde von dieser auch Tieck und seinem Kreise zugeführt. In Halle hatte sie ein Zusammentreffen mit Immermann. „Nach einem erschütternden Wiedersehen brachten beide einige stürmische Tage in dem vergeblichen Bemühen zu, sich über ihre Zukunft zu verständigen. Es ward kein entscheidender Entschluß gefaßt, und das Verhältnis spann sich in einem aufreibenden schriftlichen Verkehr verzehrend weiter." So berichtet Putlitz.[18])

Den tiefsten menschlichen und künstlerischen Ausdruck fand diese Lebenskrise, die schon in Immermanns „Petrarca"-Drama hineingespielt hatte, in seinem Trauerspiel „Cardenio und Celinde", das, in der Münsterischen Zeit wurzelnd, in diesem Winter 1824/25 in Magdeburg entstand. Das letzte der großen Immermannschen Jugenddramen ist zugleich sein bestes. Der tiefere Seelengehalt, aus stürmischen Herzenswirren herausgeboren, und eine vertiefte Kunsteinsicht, in praktischer wie theoretischer Arbeit herangereift, haben daran gleichen Anteil. „Cardenio und Celinde" ist in erfreulichem Gegensatze zu den früheren, allzu rasch abgestoßenen Dramen ein ausgetragenes Werk, ein Stoff, um den Immermann wirklich innerlich gerungen hat. Hier ist er nicht mehr der bloße Gestaltungsdichter, sondern vor allem auch Ausdrucksdichter. Das Drama wurde ihm ein Gefäß, das sein ganzes Sein in sich aufnahm, nicht mehr nur einzelne Tropfen seines Herzblutes. Ein großes reines Kunstwerk freilich konnte es nicht werden, da sein Dichter noch der menschlichen Läuterung entbehrte. Ganz äußerlich nur läßt sich Immermanns Leidenschaft zu der Frau eines anderen mit Richard Wagners Verhältnis zu Mathilde Wesendonk vergleichen, und ganz äußerlich nur entsprechen sich bei beiden „Cardenio und Celinde" und „Tristan und Isolde". Der „Tristan" ist reinste, von jedem peinlichen Erdenrest befreite Kunst, weil sein Schöpfer sich als Mensch zurechtgefunden hatte, als er seinem Herzenserlebnis symbolischen Ausdruck gab. „Die letzten Entscheidungen zwischen uns", schreibt er an Mathilde[19]), „haben mich zu dem klaren Bewußtsein gebracht, daß ich eben nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu ersehnen habe. Nach der Fülle, in der Du Dich mir gegeben hast, kann ich das nun nicht Resignation nennen, am allerwenigsten Verzweiflung. Diese verwegene Stim-

16) Putlitz I 99. 17) Ebenda.
18) A. a. O. I 136.
19) Brief vom 12. Oktober 1858.



mung stand mir früher als Ausgang meines Suchens und Sehnens gegenüber: von ihrer Notwendigkeit bin ich aber, durch Dich tief beglückt, erlöst. Mir ist das Gefühl einer heiligen Sättigung zu eigen. Der Drang ist ertötet, weil er vollkommen befriedigt ist. — Von diesem Bewußtsein beseelt, blicke ich nun von neuem in die Welt, die mir somit in einem ganz neuen Lichte aufgeht." Immermann, der Ungesättigte, stand dem Entschluß zur Entsagung als einer freien sittlichen Tat sehr fern; es gärt in seinem Herzen, und es gärt in seinem Werke.

Wie stark der persönliche Gehalt des Immermannschen Dramas ist, das zeigen besonders die letzte Szene des dritten und die erste des vierten Aufzugs, die beiden Gespräche, in denen Cardenio die Geliebte vergeblich zur Ehe zu gewinnen sucht. Celinde wiederholt leidenschaftlich: „Ich sage nein zu allem, was nicht stimmt zu meinem Wesen" und verweigert die Ehe voll Abscheu:

Weil ich nicht bin geschaffen, Vettern, Basen
Mein inniges Geheimnis zu verraten,
Weil Neigung welkt am grellen Tageslicht,
Weil ich vor Scham müßt' in die Erde sinken,
Trät' ich mit dir zum Altar, tauschte Ringe.
Ich liebe dich, du weißt, von ganzem Herzen;
Allein dein Ehweib werd' ich nimmermehr.
Die Eh' ist mir verhaßt; sie deckt mit Schatten
Des Lebens sonnenhellsten Garten zu.
Die Dichter fabeln viel von Dolch und Gift
Als Feinden zarter Liebe; sie vergessen
Die schlimmste Feindin stets, die Heirat, drüber,
Jedwedes Schönen kläglich Trauerspiel.

Sie will unter allen Umständen ihre persönliche Freiheit, auch dem geliebtesten Manne gegenüber, behaupten. Vergebens versichert ihr Cardenio, diese Anschauung komme nicht aus ihr selbst, sondern sei ihr „nur so eingesprochen von gelehrten Schmeckern, die ihre Falschheit und verkehrte Lust mit Blumen überdeckten". So spricht der Antiromantiker Immermann mit der Romantikerin Elise und muß schließlich doch mit Cardenio tiefbekümmert feststellen:

Ein tiefer Zwiespalt liegt in unserm Sinn;
Das Heiligste, das Würdigste in mir
Ist leider ein verschloßnes Kleinod dir.

Die Scheidung der Lützowschen Ehe war ausgesprochen. Innerlich fühlte sich Elise zu Immermann gehörig und seinen Bitten nachgebend, verlegte sie, nachdem sie im Hinblick auf ihre angegriffene Gesundheit eine Badereise unternommen hatte, im September ihren Wohnsitz nach Magdeburg. Im Oktober machte sie mit dem Dichter zusammen eine kleine Harzreise und zog darauf ganz und gar in das Haus seiner Mutter, die in ihr schon die künftige Schwiegertochter sah. Glückselig genoß Immermann anfangs die Nähe der geliebten Frau, doch auf die Länge blieb es nicht verborgen, daß sie sich zu dem so sehnlich erhofften Schritt des neuen Ehebundes nicht verstehen wolle, und so griff im Verkehr aller Beteiligten denn doch bald wieder Zwang und Pein Platz.

Im Dezember 1826 erhielt Immermann die Ernennung zum Landgerichtsrat in Düsseldorf, und im März des folgenden Jahres siedelte er in seinen neuen Wirkungskreis über. So schwer er von Mutter und Bruder schied, die er fortan nur bei kurzen Besuchen wiedersah, er vertauschte gern die unromantische Elbe und ihre geistig unregsamen Anwohner mit dem heiteren Rhein und seinem frischen Leben. Wieder bestürmte Immermann Elisen, ihm als Gattin zu folgen; sie widerstand abermals. Auch Lützow, „der sich mit dem seltensten Edelmute in dieser Sache benahm, wünschte diesen Ausweg auf das eifrigste, sein Vertrauter Schl.... war



der Dolmetsch seiner Wünsche und Gesinnungen". So lesen wir bei Putlitz[20]) in Immermanns späteren Berichten an Marianne. Der genannte Vertraute war des Generals Adjutant, der Rittmeister Schlüsser. Vor einigen Jahren ist ein Brief Immermanns an diesen aufgetaucht, der uns näher unterrichtet.[21]) In der Meinung, die Eheschließung werde nur durch Immermanns derzeitig noch zu geringe Einnahmen verhindert, ließ Lützow dem Dichter einen jährlichen Zuschuß anbieten. Immermann, der ja wußte, daß die Gegengründe von Elisens Seite lediglich innerlicher Natur waren, lehnte ab und verwies auf eine spätere Zeit, da er selbst in der Lage sein werde, der Geliebten ein standesgemäßes Dasein an seiner Seite zu bieten: „habe ich dieses Ziel erreicht, so werde ich mit derselben Festigkeit, womit ich mich jetzt gegen voreilige Handlungen setzen muß, versuchen, ihre Bedenken zu heben, die Sache ihr aus dem richtigen Gesichtspunkte zu zeigen, und sie bitten, einen Entschluß zu fassen, der uns alle endlich beruhigt. Sie ist gut, sie ist vernünftig, ich darf hoffen, daß Grillen das gesunde Gefühl nicht überwältigen werden. Bis dahin ist es meine Pflicht, sie zu schonen, und entsagend dem, was mir das Glück des Lebens dünkt, ihr Freund zu sein."

Nach Ludmilla Assings Angabe erklärte sich Frau v. Lützow nur unter der Bedingung bereit, dem Dichter nach Düsseldorf zu folgen und auch ferner sein Leben zu teilen, daß sie beide sich gelobten, keiner wolle je eine andere Heirat eingehen. Dürfen wir dieser Angabe der parteiischen Biographin Glauben schenken? In Immermanns späteren rückhaltlosen Darlegungen aller dieser Verhältnisse findet sich kein Wort davon, auffallenderweise aber wird diese Angabe auch bei Putlitz nicht widerlegt oder bestritten, in dessen das Assingsche berichtigendem Buch wir überhaupt einige Ausführungen unzweideutiger wünschten. Jedenfalls ist so viel klar: ein solches Versprechen hätte Elise nie fordern, Immermann nie geben dürfen, denn es lag in der Natur der Dinge, daß die alternde Frau einst dasselbe harte, aber menschliche Los erleiden werde wie Charlotte v. Stein. Der Hauptanteil an dieser Schuld und ihren Folgen fällt ihr, der reiferen, zu. Gewiß waren es nicht Standesvorurteile oder bloßer Eigensinn, daß sie dem Freunde die Ehe versagte. „Ihr Grund war," schreibt Immermann nach der späteren Trennung an seinen Freund Schnaase, „daß sie durch die Heirat unrettbar mit ihrer Familie zerfallen werde. Nun kennst Du ihre zarte Treue gegen alles ihr Liebgewesene, und so muß ich sagen, daß jene verhängnisvolle Entsagung nur unüberwindlichen Schranken ihres Wesens entsprungen ist."[22]) Sie wollte es nicht darauf ankommen lassen, sich zum zweiten Male zu einer Scheidung gezwungen zu sehen.[23]) Auch daß sie erheblich älter war als er, war für sie schwerlich entscheidend; in den meisten Romantiker-Ehen war ja der Mann

20) A. a. O. I 99.

21) Vgl. Katalog Martin Breslauer Nr. 2: „Autographen und Historische Dokumente": Nr. 110 (mit Auszug); und dazu: Deutsche Literaturzeitung Jahrg. 1907, Spalte 355. Ferner Hassencamp in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins XI 10. Düsseldorf 1897.

22) J. Kloevekorn, Immermanns Verhältnis zum deutschen Altertum 60f. Münster 1907.

23) „Oft sagte sie, sie würde keiner Frau raten, sich scheiden zu lassen, und wenn sie auch noch so viel zu erdulden habe." So berichtet L. Assing (S. 192) aus Elisens alten Tagen.

der jüngere, und eine der ganzen romantisch-emanzipierten Zeit zur Last fallende Auffassung, die in der Ehe das Widerspiel der Poesie und den Tod der wahren Liebe zu erblicken meinte, sprach doch wohl vor allem mit. Wie oft stoßen wir in romantischen Lebensläufen auf solche Anschauungen! So versagte sich ja auch die geschiedene Sophie Mereau dem herzlich und unermüdlich andringenden Flehen Brentanos, ihr Verhältnis zur Ehe zu erheben, so lange mit unverhohlenem Widerwillen, bis die Natur selbst ihr Machtwort sprach. Der romantisch schlaffe Brentano schrie nach der heiligen Ordnung der Ehe, weil er, vom Dämon der Unordnung und Unrast beherrscht, einen unverrückbaren Pol für sein zerbröckelndes Dasein brauchte und suchte. Der feste Charakter des unromantischen Willensmenschen Immermann verlangte nach der Ehe nicht, um erst Ordnung in sein Leben zu bringen, sondern um das auf Ordnung und sittliche Zucht gegründete nicht zu gefährden und sich selbst untreu zu werden. Mit der Ablehnung uralter Satzungen hat Elise den Freund in seinen edelsten Gefühlen nicht verstanden und ihn so durch seine Liebe von sich selbst abtrünnig gemacht. Sie hat damit den tiefen Zwiespalt und die schwere Lebenslüge in sein Dasein gebracht, die am Marke dieses Kernmenschen nagten. Denn es gehört zum deutschen Wesen, so führt Immermann, der Bräutigam, nachmals in den „Memorabilien“ aus, „daß bei uns auch die Ehe zu der Liebe hinzutreten muß, soll sie von dem Zweifel, sie könne doch nur eine Grille, ein Anstoß, ein Irrtum, eine Leidenschaft sein, ausgeheilt werden. Denn niemand darf sich jenen durch nichts anderes willkürlich zu ersetzenden Prüfungsmoment vor dem Antlitze Gottes unterschlagen, will er im Strome deutschen Lebens verbleiben“.

4.

Im Hochsommer 1827 traf auch Frau von Lützow, nachdem sie noch in Ems eine Kur gebraucht hatte, in Düsseldorf ein, um wie in Magdeburg an Immermanns Leben teilzunehmen. Er hielt ein stilles, grünes Häuschen im Hofgarten, unweit des Rheins, für sie in Bereitschaft; ein Zimmer darin ward ihm selbst zur Arbeitsstätte eingerichtet, aber nicht lange, so gab er seine kahle Stadtwohnung überhaupt auf und zog ganz mit der Freundin zusammen. Damit setzte er freilich ihren und seinen Ruf bewußt aufs Spiel, aber er handelte nicht aus Leichtsinn, sondern aus Überzeugung. Noch elf Jahre später vertrat er gegen Gutzkow den Standpunkt: daß, wenn man in sich die Notwendigkeit fühle, anders und freier sich zu Frauen zu stellen, als wie es die prüde Konvenienz der Gegenwart gestatte, man eben seinem Gefühle unbefangen folgen solle; Gewissen, Takt und Zartgefühl würden schon einen jeden vor dem Überschreiten der zu respektierenden Grenzen behüten, im Notfall würden die Verhältnisse nicht ermangeln, sich zum Korrektiv der verletzten Schranken zu machen.[24]) Daß die kleinstädtischen Düsseldorfer und die korrekten preußischen Beamten an diesem Zusammenleben starken Anstoß nahmen, versteht sich von selbst und darf ihnen auch nicht zum Vorwurf gemacht werden.[25]) Da Frau

24) Putlitz II 233.

25) Der Klatsch entstellte das Verhältnis natürlich auch vielfach. So spricht Hebbel in seinem Tagebuch vom 19. Juli 1854 von „Immermanns Geliebten, der Gräfin Ahlefeldt, die ... zehn Jahre in dem Hause des letzten Romantikers lebte, ohne daß seine



v. Lützow in den Häusern, zu denen Immermann vorher schon Zugang gefunden hatte, nicht auch ihrerseits Besuche machte, konnte sich ein gesellschaftlicher Verkehr mit ihr nicht leicht anbahnen. Einige von den vorurteilslosen jungen Düsseldorfer Künstlern, die der Dichter nach und nach einführte, gaben ihr zuerst von neuem Gelegenheit, ihre geselligen Talente und ihre geistige Anmut spielen zu lassen. Nur allmählich vergrößerte sich der Zirkel und verringerte sich das Mißtrauen. Die Damen hielten sich aber nach wie vor zurück, und der Stempel des Pikanten, Verbotenen verblieb dem Hauswesen.

Immermann genoß dankbar die dauernde Nähe der geliebten Frau und die Behaglichkeit ihres vornehm eingerichteten Haushalts. Er fühlte sich dadurch wieder zum Vorlesen Shakespearescher Dramen im kleinen Kreise, vor allem aber auch zu eigenem Schaffen angeregt. Es war wieder wie einst im Lützowschen Hause zu Münster, nur daß er jetzt nicht mehr Gast, sondern Hausherr war. Die Bestreitung dieses Haushalts freilich wollte sich mit der Besoldung nicht ermöglichen lassen; der Dichter suchte auf alle mögliche Weise seine Einnahmen zu erhöhen und kam doch aus den wirtschaftlichen Nöten nie recht heraus.

Da sich die Wohnung im Hofgarten als zu klein erwies für den Doppelhaushalt, so bezog man im Frühjahr 1830 ein geräumigeres Haus vor den Toren der Stadt im Dörfchen Derendorf. Hier lebte man hinter der hohen Weißdornhecke, die der Dichter auch in die Niniana-Liebesszenen seines „Merlin" verpflanzte, noch mehr für sich und weniger beobachtet. Von ganzer Seele erfreute sich Immermann des großen gepflegten Gartens und der ländlichen Freiheit. Zwei ineinandergehende, übrigens recht schlicht ausgestattete Zimmer des Erdgeschosses bildeten seine Arbeitsräume. An dem einfachen Stehpult entstanden die meisten Schriften dieser Zeit. Zwischen diesen mit einer stattlichen Bücherei besetzten Wänden fanden sich mit der Zeit allerlei kleine Kunstschätze zusammen, über denen die ordnende und schmückende Hand der Freundin waltete. In ihren eigenen, der Geselligkeit dienenden Räumen suchte Immermann seine Erholung.

Von Lützow empfing Elise fortgesetzt die herzlichsten und verehrungsvollsten Briefe, ja auch einen persönlichen Besuch. Im Jahre 1828 teilte er ihr seinen Entschluß mit, sich mit der Witwe seines Bruders Wilhelm zu verheiraten. Um nicht mit dieser zweiten Frau Adolf v. Lützow verwechselt zu werden, erwirkte sie vom König von Dänemark die Berechtigung, sich wieder mit ihrem Mädchennamen Gräfin v. Ahlefeldt zu nennen. Schon sechs Jahre später starb Lützow unerwartet und vor der Zeit. Elise bewahrte ihm das wärmste Gedächtnis. Noch in ihren letzten Lebensjahren erklärte sie einmal einer Freundin mit bewegter Stimme: „Lützow ist mir immer ein treuer Freund geblieben, und wir haben beide oft bereut, uns getrennt zu haben."[26]) 1832 war auch Elisens Vater einem Nervenschlag erlegen. Die Aussicht auf eine große Erbschaft war längst verschwunden, doch erhielt Elise kraft eines Erbvertrags mit ihrem Vetter fortan wenigstens eine lebenslängliche Rente, die sie sicher stellte und unabhängig machte.

intimsten Freunde es wußten oder vielmehr es wissen durften".

26) Assing 192. Ganz ähnlich äußerte sich Karoline nach ihrer Scheidung über Wilhelm Schlegel.



Gleichmäßig lief das Derendorfer Zusammenleben Jahr um Jahr dahin, nur durch einige gemeinsame Reisen unterbrochen, deren eine nach Holland ging. Elise tat das ihre, dem Freunde das Dasein zu erhöhen und angenehm zu machen. Sie blieb die Genossin seiner dichterischen Entwürfe; mit feinem Gefühl und lebhaftem Anteil folgte sie seiner Bahn und stellte, durchaus nicht kritiklos, sein ideales Publikum dar. Sie brachte das frauenhafte Element in sein Leben, auf das seine Natur angewiesen war. Ihre weibliche Fürsorge bot ihm Arbeitsruhe und Schaffensstimmung und treue Pflege in Leidenstagen. Vertiefte Lebens- und Menschenkenntnis und Einblicke in eine größere Welt dankte Immermann der Frau v. Ahlefeldt, wie das gleiche Goethe und Schiller den Frauen v. Stein und v. Kalb dankten. Aber wie diese, vermochte auch sie den Geliebten nicht ganz auszufüllen, nicht voll zu beglücken. So eng sie Neigung und Gewohnheit in vieljähriger Lebensgemeinschaft verknüpften, das Eheband, das allein einer Liebe die Dauer verbürgt, war nicht zu ersetzen. Daß Immermann die Gräfin auch in der Düsseldorfer Zeit noch wiederholt dringend um ihre Hand bat, ist ein Beweis dafür, daß er sich so nicht befriedigt fühlte; ihre fortdauernde Weigerung ein Beweis, daß ihr das volle Verständnis sowohl für ihn wie für das Problematische ihrer Lage fehlte. Sie mußte wissen und sehen, daß ihm die eheliche Gemeinschaft unabweisbares Bedürfnis war, und hätte sich darüber klar werden müssen, daß sie mit ihrem schlecht begründeten Nein alles aufs Spiel setze. „Welch wildes Wetter auch dem Schiffer drohe, ein Ankergrund winkt ihm — der eigne Herd“: so hatte sie in des Freundes „Gedichten“ gelesen, und sie sah ihm über die Schulter, als er am Schlusse der „Epigonen“ seinen Helden, dem die Geliebte sich zu versagen scheint, klagen ließ: „Ist denn die Staude etwas ohne ihre Blüte? Vollendet den Baum nicht erst seine Krone? Zuletzt, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widersprüchen des Denkens und Handelns ist dem Menschen, welcher sich nicht selbst verloren ging, gegeben, mit dem Einfachsten sich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich wenigstens in dem einzelnen Gemüte von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt. Mir aber soll diese uralte, ewig-neue Lösung und Schlichtung immerdar fehlen!“ [27])

(Schluß folgt.)

27) Bd. 4, S. 266f. meiner Ausgabe. Dagegen halte man ebenda Bd. 3, S. 375 Hermanns Worte im Hinblick auf die Ehe des zum Philister gewordenen Philhellenen: „Ehe! — wie rauschen die Redensarten, wenn das Wort ausgesprochen wird. Das Sakrament der Ehe! Die Heiligkeit der Ehe! Der Segen des Ehestandes! — Und was bringen denn nun diese schönen Dinge bei vielen hervor? Daß sie einen Stillstand in ihrem Leben machen, daß die edelsten Verhältnisse, die unschätzbarsten Verbindungen ihren Reiz verlieren, die zarte Berührung mit dem Leben und den Menschen aufhört und am Ende jene dumpfe Erstarrung eintritt, welche für das Ziel des Daseins ausgegeben wird.“ Das ist nur der Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung des Dichters.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 2 1. NOVEMBER 1916

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes.

Von Eduard Spranger.

Der gegenwärtige Krieg wird von beiden Seiten im Namen der Kultur geführt; aber während dieses Gefühl bei den anderen sich mit unbedingter Selbstsicherheit ausspricht, bemerken wir beim eignen Volke einen ernsten Willen zur Selbstprüfung, ob das Hohe, für das wir kämpfen wollen, auch schon unser eigen sei. Es ist wieder, wie 1807, ein allgemeiner Eifer des Bessermachens und Besserwerdens. Und zugleich regt sich schon heute das Streben, den erhöhten Geist der Kriegstage zu bewahren und in die Zukunft hinüberwirken zu lassen. Noch ehe der äußere Friede greifbare Gestalt gewonnen hat, redet zu uns ein Buch „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes".[1]) Ein Buch gegenseitigen Verstehens und Vertrauens — so nennt es sich auch im Anklang an die Kaiserworte einer Thronrede. Es hat seine Wurzel in den nationalen Erlebnissen des 4. August 1914; und es will den Gehalt dieses Erlebens gleichsam über die ganze Breite der nationalen Kultur ausstrahlen lassen. So handelt es nicht nur von dem Frieden unter den politischen Parteien, der damals Wahrheit wurde, sondern auch vom Frieden unter den Weltanschauungen, unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien, unter den Klassen und Berufsständen, ja selbst vom Frieden unter den Nationalitäten. Vierzig Männer haben jeweils zu dem ihnen nächstliegenden Problem das Wort ergriffen. Die Individualität des Urteils ist nirgends erstickt; das Bild einer reichen Bewegung und eines viel verschlungenen Kulturgewebes entfaltet sich vor unsern Augen. Das nationale Leben selbst, gesehen vom Gesichtspunkt seiner möglichen Einheit, ist in diesen Blättern zusammengedrängt, und man wird sie nicht lesen, ohne zu lernen.

Das Problem ist zu groß und zu wichtig, als daß man die Anregung nicht mit empfänglichster Seele aufgreifen sollte. Und die Frage, ob hier wirklich der großen Zukunftsaufgabe vorgearbeitet ist, verdient nicht zuletzt jene Selbstprüfung, von der wir sprachen. Man wird nicht dabei stehen bleiben, daß tausendfach ausgesprochene Einleitungsgedanken sich in den verschiedenen Aufsätzen ermüdend wiederholen: das ist das Schicksal jedes Sammelwerks. Man wird sich auch nicht wundern, daß mancher Gegensatz im Eifer des Schreibens beinah unfriedlich betont wird. Ist es doch hier wie in einem großen Saal, der dicht von Menschen angefüllt ist und in dem alles erwartungsvoll schweigt; nur flüsternd wagt man sich zuzuraunen: „Wie still ist es hier!", und schon entsteht ein brandendes Gemurmel. Die Frage vielmehr ist, ob hier das große Ziel mit meisternder Gedankenkraft erfaßt ist, oder ob nur die Einheit eines beglückenden Gefühls diese Aufsätze zu-

1) Herausgegeben von Friedrich Thimme, 2 Bände, Leipzig 1916, S. Hirzel.

sammengemeindet hat. Auch im letzteren Falle bleibt dieses Werk ein schönes Denkmal tief erregter Zeit, das nicht unrühmlich die Widmung: „Unseren gefallenen Brüdern" trägt. Aber was durch Sammelarbeit nicht zu erreichen war, gehört deshalb nicht weniger zu dem, „was nottut".

Erwägen wir die Lage, wie sie ist. Ein gewaltiges Schicksal hat die Geister tief bewegt. Und mit eiserner Faust hat die Not eine Einheit geschmiedet, die fast überwältigend die Seele trifft. Noch halten diese Klammern fest. Aber vergessen wir nicht, daß das, was Schicksalsschöpfung war, von Tag zu Tage mehr in freie Geistestat verwandelt werden will. Dann will der Enthusiasmus durch Einsicht und Überzeugung ersetzt sein. Heute besitzen wir den Frieden *οὐ τέχνῃ οὐδ' ἐπιστήμῃ, ἀλλὰ θείᾳ μοίρᾳ καὶ κατοκωχῇ*, so würde Plato den Gegensatz aussprechen. Die Stunde rückt näher, wo wir über den geistig-sittlichen Ertrag des Krieges zum Bewußtsein kommen müssen. Nur was zu fester Form gelangt, wirkt fort. Auch der innere Friede des deutschen Volkes wird mehr sein müssen als ein Gefühlsfriede. Nur als Gedankenmacht, als innerstes Besitztum unseres Geistes, vermögen wir ihn zu bewahren. Durchblättert man die beiden Bände, so findet man recht mannigfaltige Friedensstimmung darin ausgeprägt. Der eine läßt von der Strenge seines Standpunktes mildernd etwas nach; der andere sucht durch eindrucksvolle Betonung des Echten seiner Welt die Widerstrebenden in sie hineinzuziehen; der dritte zeigt, wie scheinbar Feindliches an einem unbemerkten Punkte sich versöhnt, oder doch ohne scharfen Kampf miteinander leben kann. Nachgeben, Beharren und Vermitteln — das sind die Wege zum gegenseitigen Verstehen und Vertrauen, die hier eingeschlagen sind. Aber es ist nicht bloße philosophische Engherzigkeit, wenn die Frage uns beunruhigt, an welchem Punkte wir nachgeben dürfen und wo Beharren Pflicht ist, wo wir verstehen, wo verzeihen, wo vertrauen dürfen.

I.

Bringen wir das Problem auf seinen allgemeinsten Ausdruck, so handelt es sich um die Grenzen der Toleranz, das heißt um ihre mögliche Weite und ihre notwendigen Schranken. Aber dieses Problem ist aufgerollt worden durch einen ganz konkreten Anlaß, nämlich durch die Erfahrung unbedingter Einigkeit des Volkes in einer Stunde politisch-nationaler Gefahr. Die alte Wahrheit, daß die Errungenschaften aller Kultur nur lebensfähig sind unter dem Schutze einer festen Machtorganisation, diese in Friedenstagen dem Bewußtsein leicht entschwindende Tatsache, verlor in jener Stunde ihre Selbstverständlichkeit und grub sich dem allgemeinen Bewußtsein wieder mit der Gewalt ein, die nur elementare Wahrheiten haben. Der Staat erschien nun nicht nur als der höchste Wert, den ein Volk sich für sein eigenes Dasein zu erzeugen vermag, sondern auch als das Einende und Übergeordnete, das im Grunde für alles Weitere Voraussetzung ist. Das Staatsleben hatte sich wie eine Blüte zur Zeit der wärmenden Sonnenglut in den Reichtum mannigfacher politischer Überzeugungen auseinandergelegt; aber wie der Frost einer herbstlichen Nacht brachte der feindliche Einbruch das Bewußtsein zurück, daß der Staat erst schützende Hülle sein muß, ehe seine Organe sich einem auseinanderstrebenden Eigendasein widmen dürfen. Oder mit einem anderen Bild: der Einheits- und Machtwille strebte dem konzentrischen Druck von außen um so gewaltiger entgegen,



je stärker dieser Druck auf das Zentrum wurde. Lange vergessene Gefühle innerster Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Bestimmung wurden wieder wach. Die Voraussetzung, unter der das Parteileben Sinn hatte, die Sicherung des Staates nach außen, war hinweggefallen; die Voraussetzung für den festesten Zusammenhalt: eine gemeinsame Gefahr, war gegeben. Das war die Stunde, in der das deutsche Volk wie nie zuvor die Möglichkeit eines inneren Friedens empfand. Und es ist begreiflich, daß das Beseligende dieses Hochgefühls bis in die letzten Tiefen der Volksseele nachzitterte. Alle Verbitterung sollte nun begraben sein. Der nationale Gedanke entfaltete seine Kraft hoch über allen Gegensätzen. „Ein jeder Deutsche hat es sich hinfort stets gegenwärtig zu halten, daß in der großen Probe des Weltbrandes alle Stämme, Glaubensgemeinschaften, Stände und Parteien sich voll bewährt, dieselbe Liebe zum Vaterlande, dieselbe Opferfreudigkeit und Ausdauer an den Tag gelegt haben ... Ist es im Kriege möglich gewesen, daß unbeschadet der gegenseitigen Überzeugungen alle wie ein Mann zu einem Zwecke zusammenstanden, so muß es auch im Frieden möglich sein, die Kräfte des ganzen Volkes zur Gemeinschaftsarbeit zusammenzufassen." (Thimme, S. 566.) Es liegt in diesen Worten ein Bekenntnis von ungeheurer Tragweite: die Überzeugung nämlich, daß Volks- und Staatsgemeinschaft das höchste Gut sei, oder anders gesagt: daß die nationale Idee über alle anderen Ideen zu herrschen habe. Und wer kann sich nach den Schicksalen der beiden letzten Jahre dem Eindruck verschließen, daß wirklich unter den heutigen Verhältnissen der Staat allein die Gewähr für die Erhaltung alles eigentümlichen Geisteslebens bedeute, nicht nur dem Volk, sondern auch jedem Höchsten und Letzten in ihm? Unter den Gesichtspunkt des Staates rücken daher alle anderen Werte, und es fragt sich, in welchem Grade und in welcher Gestalt sie unter seinem Zepter zur Einheit gebracht werden können. Die Rede kann nicht sein von einem Frieden um jeden Preis und in jeder Hinsicht, sondern nur um das friedliche Nebeneinanderbestehen materieller oder geistiger Gegensätze in einem Staat. Wenn also unser Buch gelegentlich den Schein erwecken könnte, als ob es ihm um Vermittlung zwischen den Interessensphären oder den Weltanschauungen oder den Konfessionen überhaupt zu tun sei, so wird man, eingedenk des Titels, diesem Irrtum nicht verfallen; denn ob in allen diesen Dingen Friede möglich sei, ja nur zu wünschen sei, das unterliegt wohl ernstem Zweifel. Der Untersuchung wert hingegen ist die Frage, wie dies alles zu einer fruchtbaren nationalen Lebensgemeinschaft organisiert werden könne, wie vom Gesichtspunkt dieser Einheit die fessellose Vielheit der Kulturgebilde sich verhalte. Ein Zweifler könnte z. B. schwanken, ob durch die Augusterlebnisse von 1914 an dem Verhältnis der Weltanschauungen oder der kirchlichen Bekenntnisse etwas geändert sei. Und in der Tat begegnet uns in diesem Teile des Buches, der nur indirekt politisch ist, manche zurückhaltende Stimme, als ob ein voreiliger Friede auf diesem Gebiet das echte Leben mehr verwische als befördere. Was vom Gesichtspunkt des Krieges als unerheblich erscheint, mag religiös betrachtet und in geistiger Ruhe betrachtet doch noch von großem Belang sein. So etwa Rade: „Die Preisgabe der religiösen Eigentümlichkeit voneinander zu verlangen, das darf der nationalen Einigkeit auch nach diesem Kriege nicht einfallen." Nicht alle Gegensätze

werden vor dem Forum des neuen Deutschland sich nur als veraltete Vorurteile und kleinliche Leidenschaften erweisen. Nicht alle werden damit überwunden sein, daß man der Nation die Forderung gemeinsamer politischer Arbeit entgegenhält. Vielleicht nun erscheint diese Einschränkung des Gesichtspunktes auf das politische Problem als selbstverständlich. Da aber unser Buch dies Selbstverständliche kaum irgend stark betont, so sei es hier im voraus festgelegt: Der Friede, auf welchem Gebiet er auch erwachse, ist hier gemeint nicht als ein Unterdrücken geistiger Verschiedenheit, sondern als ihre Unterordnung unter das politische Ziel der nationalen Macht und Einheit. So etwa, wie im Reich der Wissenschaft Polemik unentbehrlich bleibt, wenn sich die Wahrheit emporringen soll, die Polemik aber ihre Grenzen an den Forderungen des Anstandes, der Menschlichkeit oder gegebenenfalls des Staatsinteresses findet, so ist auch auf anderen Gebieten die unbedingte Ruhe nicht zu lieben; wohl aber ist in Zeiten nationaler Gefährdung jeder unnötige Streit und schon in politisch ruhiger Zeit jede feindselige Trennung der Geister im Volke zu beklagen.

II.

Nicht von der Toleranz überhaupt also, sondern von der Toleranz im Staate soll die Rede sein. Und da liegt es nahe, einen Blick auf jene Epochen zu werfen, in denen der Staat schon einmal gegenüber geistigen Gegensätzen in seinem Schoße eine einigende Kraft entfaltet hat. Der Ausdruck selbst weist uns den Weg: es ist vielleicht eine der gewaltigsten Bewegungen der neueren Geschichte, wie sich die einheitliche Staatsmacht über den Gegensatz der konfessionellen Überzeugungen herausgerungen hat. Die Duldung auf religiösem Gebiet, die Toleranz im engeren Sinne, ist die erste Form, in der der Staat leidenschaftliche Kämpfe in seinem Innern zum Frieden gebracht hat. An der Gestalt dieses Friedens läßt sich vielleicht studieren, wie der Kampf der Geister in einem gemeinsamen Übergeordneten zur Ruhe gelangt. Und zugleich offenbart sich daran die Gefahr und die Grenze eines solchen Umbildungsprozesses.

Es waren besondere historische Bedingungen, unter denen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert diese Bewegung sich vollzog. Ein ideeller und ein realpolitischer Faktor wirkten zusammen, bis der Staat erwuchs, in dem jeder nach seiner Fasson selig werden konnte. Auf ideeller Seite liegt die Umbildung des positiven Offenbarungsglaubens in das Prinzip einer allgemeinen, gleichen, ewigen Vernunft, in der auch die religiösen Wahrheiten eindeutig enthalten sind. So entstand über der unerträglichen Zersplitterung der Bekenntnisse in Anknüpfung an den platonischen und stoischen Rationalismus eine neue Philosophie, deren sieghafte Gewalt auf dem Moment der Allgemeingültigkeit und Uniformität beruhte. Der Glaube an die Vernunft ist gleichbedeutend mit dem Glauben an die Gleichheit; sie hat für Jahrzehnte die individuelle Ausprägung der religiösen Standpunkte in den Hintergrund gedrängt und ein geistig einendes Band um die Konfessionen geschlungen, die zuvor auf blutigen Schlachtfeldern um den rechten Weg zur Seligkeit gestritten hatten. — Mit dieser ideellen Bewegung ist eine realpolitische innerlich verknüpft: denn auch der Staat selbst mußte die letzte Hülle theokratischer Begründung und Bestimmung erst abwerfen, ehe er als einigende Kraft über den Konfessionen



und Kirchen erscheinen konnte. Auch er mußte weltlich werden, wie die Vernunft der Offenbarung gegenüber ein innerweltliches Prinzip bedeutete; auch er mußte sich zu diesem rationalen Prinzip, der Staatsraison, bekennen, ehe er von dem territorialen Grundsatz: „Cuius regio, eius religio" zu dem Großstaatsgedanken der Parität gelangte. Zweierlei also hat das Werden der Toleranz nach den Glaubenskriegen ermöglicht: die Abkühlung des religiösen Lebensgefühls unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Allgemeingültigkeitsidee und das Anwachsen des politischen Pathos unter dem Zeichen des Großmachtstrebens und der staatlichen Uniformität. Doppelt ist daher auch die Grenze dieses ganzen Vorganges. Er hat Einheit geschaffen, soweit ein beherrschender Staatsgedanke da war, und soweit die Menschen geneigt waren, diesem Staat ihre religiösen Überzeugungen unterzuordnen. Fiel eine dieser Bedingungen weg, wie in der Zeit der Restauration oder des Kulturkampfes, so schlug die Flamme des alten Gegensatzes, der in der Asche fortgeglommen hatte, mächtig heraus. Und in der Tat, es hat keine Zeit gegeben, und es wird keine Zeit geben, die das Letzte der Lebensüberzeugung, wie es in der Religion zum Ausdruck kommt, bedingungslos dem Staat anheimstellt. Gilt doch der Staat selbst nur dann im tiefsten Sinn als gerecht, wenn er zugleich als religiöser Wert erlebt wird. Daß also jene Toleranz verwirklicht werden konnte, beruht im letzten Grunde darauf, daß in der Epoche, in der der nationale Staat sich vorbereitete, das politische Band bereits als Wert von überlegenster Bedeutung empfunden wurde. Wir zweifeln nicht, daß heute, nachdem der nationale Staat sich auch in seiner inneren Struktur vollendet hat, das gleiche, ja ein höheres Recht ihm innewohne, da gleichsam überpersönliche Sittlichkeit in ihm Gestalt gewonnen hat. Die Frage wird nun sein, ob er in gleichem Maß die Einheit aller auseinanderstrebenden Überzeugungen zu bewirken weiß und ob sich diese Kraft vom konfessionellen Gebiet nach allen andern Seiten der Kultur erweitert hat. Und sollte, wie der religiöse Kampf nie ganz erloschen ist, so auch im übrigen die Welt der Gegensätze fortbestehen, so bleibt die Möglichkeit noch zu erwägen, ob einem Volk nicht ebenso die innere Bewegung, wie innerer Friede zu wünschen sei.

III.

Machen wir also die Anwendung auf unsere Epoche, so hat sich zweierlei gegen die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts verschoben: die Sehnsucht nach Einigung betrifft heute nicht mehr ausschließlich oder auch nur überwiegend das konfessionelle Leben, sondern Gegensätze zwischen Volksgruppen, die durch wirtschaftliche, soziale oder politische Momente voneinander getrennt sind, also Berufsstände, Klassen und Parteien. Es sind trotz aller Reste des alten Ständestaates im wesentlichen neue Schichtungen, die erst im Gefolge des allgemeinen, gleichen Staatsbürgertums, des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus und der industriellen Entwicklung auftreten konnten. Gleichzeitig aber hat sich unter dem Einfluß der historisch-psychologischen Denkweise die Auffassung vom Menschen tiefgehend verändert. Der alte Gedanke der allgemeinen, gleichen Menschennatur, der dem Rationalismus gemäß war, hat sich nicht aufrechterhalten lassen, vielmehr hat man gelernt, zunächst jedes Menschenwesen durch den Zusammenhang seiner Individuallage (Milieu) bedingt zu denken, sodann aber

auch jeder Individualität eine besondere innere Struktur zuzuschreiben. So steht für unser Auge heute nicht mehr Vernunftwesen einförmig neben Vernunftwesen, sondern das Bild der Menschheit hat sich individualisiert. Wir unterscheiden nun, da das absolut Individuelle der Auffassung unzugänglich ist, mannigfache geistige Typen, und jeden von ihnen begreifen wir als ein geistiges Gebilde von innerer Konsequenz des Wachstums. Durch die Zugehörigkeit zu einem Volk, zu einem Beruf, zu einer Klasse, zu einer Partei sind typische Züge des Menschen gegeben, wie im rein geistigen Gebiet etwa der Künstler und der Forscher, oder der Organisator und der Mystiker einen verschiedenen seelischen Typus verkörpern. Verstehen heißt, solche Lebensgebilde in ihrer inneren Folgerichtigkeit und gleichsam in ihrem Aufbauprinzip zu begreifen. Die geistige Welt ist also für uns nicht mehr ein Reich der Uniformität, sondern eine Mannigfaltigkeit, die nur durch lebendige Variierung des eignen Innern aufgefaßt und gelenkt werden kann.

Demgemäß liegt nun für uns der Weg zum Frieden mit andern Standpunkten nicht mehr in ihrer Zurückführung auf eine vernunftgemäße Normalform, sondern im Verstehen, das heißt: einem Anerkennen des Andersseins. Nicht mehr das äußere Gleichmachen, sondern die innere verständnisvolle Angleichung durch Hineinversetzen in eine andere Lebensform führt zum Ziel. Aber wir würden auf diesem Wege zu einer hoffnungslosen Anarchie gelangen, wenn wir ihn im Sinne des: tout comprendre c'est tout pardonner auffaßten. Denn das Verstehen ist zunächst eine rein intellektuelle Leistung; das Billigen und Vertrauen aber ist eine ethische Zustimmung. Vieles läßt sich verstehen, was in einer Welt sittlicher Arbeit nie bestehen bleiben darf. Die unendliche Fülle der Menschentypen bedeutet noch keine Gleichberechtigung aller Formen, sondern hier erst beginnt das Problem, welche von ihnen zugleich bleibende Ausprägungen echten sittlichen Gehaltes sind. Solange das Anderssein vor dem unbestechlichen ethischen Urteil noch als ein Geringersein erscheint, so lange ist kein Friede zwischen beiden Standpunkten denkbar. Nur Sittlichkeiten, Wertgestalten, die sich als gleichwertig erkennen, vermögen auf die Dauer einander zu achten und miteinander zu leben.

Vielleicht aber gibt es Menschen- und Geistestypen von ewiger Bedeutung. So wie im Leben das männliche und das weibliche Prinzip, die Jugend und das Alter ewig nebeneinander stehen und jedes seine eigentümliche Vollendung hat, so mögen auch religiöse Standpunkte, soziale Ideale, philosophische Weltanschauungen in allem Wandel der Zeiten gewissen Grundtypen folgen, die wohl verschieden sind, aber die gleiche Höhenlage der Ausprägung erreichen können. Vielleicht ist es das Schicksal der Menschheit, im engen Rahmen einer begrenzten Zahl von Typen, gleichsam spiralig, immer schönere Höhen zu erreichen, ohne jemals den Grundformen eine gänzlich neue hinzuzufügen. Wir stehen noch in den Anfängen dieser Auffassungsart, und unsere Wissenschaft hat kaum die einfachsten Typen zum Bewußtsein erhoben. D i l t h e y hat Typen der Weltanschauung aufgestellt, W ö l f f l i n ähnliche Wege in der Theorie der bildenden Kunst beschritten, ich selbst habe die Fülle der Lebensformen auf einige Grundgestalten zurückgeführt. So mag man künftig Typen der politischen Grundstellung, des sozialethischen Bewußtseins, der religiösen



Geisteshaltung, und vor allem Typen der Berufsklassen ausbilden. — Zu den ewigen Typen gesellen sich dann noch die, die auf der Stufenleiter historischer Entwicklung sich ablösen, in ihr aber notwendige Durchgangsstationen bedeuten. Ihnen sind der französisch-englische Positivismus, bei uns vor allem Dilthey, Lamprecht und Paul Barth nachgegangen. Diesen typischen Entwicklungsstufen werden wir von vornherein nicht gleiche Berechtigung in einer gegebenen Kultursituation zuschreiben. Während wir jene ersten Typen schlechtweg gelten ließen, gleichviel, ob mit oder ohne Sympathie, werden wir uns diesen gegenüber schon pädagogisch gestimmt fühlen, wie der Mann etwa den Knaben achtet und versteht, aber doch zu sich emporzuheben strebt. — Und endlich eine dritte Möglichkeit: es sind Grundstandpunkte denkbar, deren Schicksal es ist, sich ewig wieder zu erzeugen und doch einander ewig zu bekämpfen. Sobald in eine politische Anschauung oder ein wirtschaftliches Programm vitale Interessen eingehen, die das Recht des Gegners ausschalten wollen, ensteht die ewige Gegenbewegung, die wir den Kampf ums Dasein nennen und die von den materiellen Existenzbedingungen bis in das Geistigste hinein reicht. Auch hier mag Ethos gegen Ethos stehen, wie der Patrizier und der Plebejer beide ihre echte Idealwelt haben. Ihr Los ist der Krieg, und selbst in der letzten Ferne erscheint nichts anderes als die Möglichkeit, diesen Kampf durch einen Ton der Achtung zu veredeln. Nehmen wir also dies als eigentliches Ergebnis: unauslöschbar werden auf allen Gebieten der Kultur die Grundstandpunkte und daher die Gegensätze sein; aber da, wo der Gegner in dem Gegner ein echtes Ethos, einen sittlichen Standpunkt gleicher Höhe anerkennt, da wird auch die Möglichkeit erwachsen, sich trotz allem in einem höheren Gemeinsamen, etwa in dem sittlichen Sinn des Staates, zu finden.

Unser ganzes Denken über Kultur und Geistesleben ist methodisch zu wenig entwickelt, als daß wir in den Fragen der unmittelbaren Praxis schon auf solche Maßstäbe zurückgingen. Und doch liegt erst in ihnen die Möglichkeit, zu den inneren Bewegungen eines Volkes und ihrem Ausgleich anders als gefühlsmäßig Stellung zu nehmen. Es ist kein Zufall, daß Anklänge an solche Gedanken sich gerade auf dem Gebiet finden, in dem das Problem der Toleranz am ältesten ist. Die einzige Andeutung, daß es sich bei kulturellen Gegensätzen um bleibende Gebilde von verschiedener innerer Gesamtstruktur handeln könnte, findet sich in dem Aufsatz von Baumgarten. „Sollte nicht", sagt er gegen die unduldsam Konfessionellen, die religionsgeschichtliche und religionspsychologische Forschung unserer Tage solchen von sich selbst überzeugten Sturmgeistern zum Bewußtsein bringen, daß in den großen Grundrichtungen katholisch-institutionellen, evangelisch-konservativen und protestantisch-beweglichen religiösen Denkens und Empfindens bleibende Typen religiöser Veranlagung und geschichtlicher Erziehung liegen?" (S. 211.) Gleichviel, ob man dem Satz zustimme oder hier vielmehr sich ablösende Entwicklungsstufen der Religiosität zu finden geneigt ist, — die Methode ist die einzige, die an das Problem überhaupt heranführt. Und den anderen Teil des Gedankens — die Messung an der Höhenlage des Ethos — finden wir in dem gehaltvollen Aufsatz von Kahl, in dem es mit Zuspitzung speziell auf das Kirchenproblem heißt: „Alle Rechts- und Kulturordnungen sind nur Mittel für den höchsten Zweck, die Men-



schen zu Christus zu führen und bei ihm zu erhalten. Ihrer sind aber unendliche Gestaltungsformen und Verschiedenheiten möglich und gerechtfertigt, wenn immer nur die Menschen, die sie handhaben und beleben, jeder nach seiner Gabe und in seinem Kreise, evangelisch-christliche Persönlichkeiten sind. Das ist, ich wiederhole, Wahrzeichen und Maßstab." (S. 204.) Eine ähnliche Selbstbescheidung gegenüber dem eigentümlichen Recht fremder Lebenssphären und Lebensgestaltungen wird auch im Verhältnis der Klassen, der Berufsstände, der Parteien, ja der Nationalitäten zueinander am Platze sein. Die Formel, die Faßbender der Überschrift seines Aufsatzes gibt: „Durch Kenntnis zum Verständnis unserer Landbevölkerung", ließe sich allgemein anwenden, wofern unter Verständnis eben mehr gemeint ist als Kenntnis, nämlich in unserem Fall (wie beim Gegenstand des Buches überhaupt): Anerkennung der nationalen Leistung; denn in dieser Gestalt tritt der sittliche Wert im vorliegenden Zusammenhang allein auf. Berufe, die in einem langen Prozeß der Arbeitsteilung einen kräftigen, aber einseitigen Menschentypus erzeugt haben, Klassen, die durch Lebenshaltung und Weltanschauung weit voneinander getrennt sind, emporringende Gruppen, die, wie die erwerbenden Frauen, einen neuen Typus erst zu erzeugen im Begriff sind, müssen sich in ihrem ganzen Werden und Wirken begreifen lernen, ehe sie gleichsam auf der gemeinschaftlichen Basis des Lebens miteinander verkehren können. Dazu gehört ein Hinauswachsen über den engen natürlichen Geisteshorizont, der jedes Anderssein als ein Minderwertigsein empfindet, und mit dieser breiteren Besitznahme vom Leben erwacht auch die Gabe des Achtens und der Blick für den Wert der Leistung, der dem eignen begrenzten Dasein versagt ist. In diesem Reicherwerden der Menschennatur entfaltet sich eine höhere Sittlichkeit, wenn wir in der weitesten Fassung unter Sittlichkeit alles das verstehen, was Werte schaffend in das Reich der Kultur hineinwirkt und in der Seele weltgestaltende Kräfte löst. Es ist nicht so, daß in einem Gesetz die ganze Fülle der sittlichen Lebensaufgabe aller Menschen und Zeiten umschrieben werden könnte, es sei denn ein ganz leeres und das bloße „du sollst". In Wahrheit ist der Sinn dieses Sollens so reich wie der Stoff und die Struktur des Lebens, und jede eigene Gestalt des Daseins hat auch ihre eigne Sittlichkeit. Diesen geheimen, aber unerbittlichen Zusammenhang zu ergründen zwischen dem, was ein Mensch und eine Zeit schon ist, und dem, was als eigentümlichste Pflicht über ihnen leuchtet, — das erst ist der wahre Tiefblick in die Menschenwelt. In ihm liegt zugleich die unendliche Kraft der Liebe für alle Formen des Lebens, auch die aus der Not und dem Schmutz sich mühsam emporringenden, in denen vielleicht darum das Göttliche am hellsten leuchtet, weil es von so viel Dunkel und Druck umgeben ist. Und wie sollte nicht dem eignen Volke gegenüber uns dieser Blick am leichtesten aufgehen, wo uns tausend zarte Fäden, ererbt und unbewußt, mit Tiefen verknüpfen, die sonst in ewigem Schweigen ruhen?

IV.

Wir haben bisher das Problem in seiner allgemeinsten Bedeutung und seinem größten Umfang genommen. Erinnern wir uns aber, daß es sich im Grunde nur um die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens verschiedener Richtungen im nationalen Staat, und auch hier wieder um einen Spezialfall handelte, der zu der ganzen Frage

den Anlaß gegeben hat. Es ist daher kein Zufall, daß in dem Sammelwerk der Kampf der Weltanschauungen nur sehr lückenhaft zur Darstellung gelangt, und der Streit der Konfessionen nur von seiner organisatorischen Seite, das heißt hinsichtlich des Kirchenproblems und des Verhältnisses von kirchlichem und staatlichem Leben in Betracht gezogen wird. So Schönes im einzelnen auch dieser Teil enthalten mag, er erscheint wie ein Beiwerk zu dem Hauptgegenstande, von dem das Buch in Wahrheit handelt, und auf den auch wir jetzt die Anwendung machen müssen. Es ist, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, die Aussöhnung der Sozialdemokratie mit dem nationalen Leben. Dieser Vorgang ist an sich groß genug, unsern Geist in der weltgeschichtlichen Bewegung dieser Tage zu beschäftigen. Was das Bild des inneren Friedens so schön und so lebhaft vor unseren Augen erstehen ließ, ist im Grunde der erste Schritt der Sozialdemokratie zum Frieden mit der bürgerlichen Kultur in Deutschland. Und das Gefühl, daß dieser Vorgang der Verständigung zunächst noch in Anfängen steckt, die sorgsamster Pflege bedürfen, mag bei der Entstehung des Buches maßgebend gewesen sein. Insofern erfaßt es den Nerv und das Neue unserer Zeit mit sicherem Griff, und was es im einzelnen über dieses umfassende Thema zu sagen weiß, ist interessant und lehrreich, auch wo die Erörterung sich ganz vom Prinzipiellen fernhält und beim Konkretesten verweilt.

Die Aussöhnung der Sozialdemokratie mit dem nationalen Leben ist eine Erscheinung, die alle Seiten der Kultur berührt, und die so gut auf religiösem und philosophischem wie auf ökonomischem, sozialem und politischem Gebiet verfolgt werden kann. Betrachtet man die Annäherung von der wirtschaftlichen und sozialen Seite, so bedeutet hier die kurze Wendung: „Sozialdemokratie" im Grunde den Industriearbeiterstand als Berufs- und Besitzklasse, deren Stellung im Ganzen der Nation offenbar seit dem August 1914 eine tiefgehende Verschiebung erfahren hat. Diese selbe Sozialdemokratie ist aber zugleich auch Inbegriff einer Weltanschauung, oder wie sie selbst sich lieber ausdrückt: ihr Sozialismus hat eine wissenschaftliche Basis, nämlich eine Geschichtsauffassung, eine Soziologie und ein politisch-ethisches Programm. Es ist klar, daß auch mit dieser Seite der Sozialdemokratie durch den Annäherungsprozeß Veränderungen vor sich gegangen sein müssen, die um so interessanter sind, als sie nicht eigentlich das wirkende Lebenszentrum, sondern nur die theoretische Formulierung und den Ausdruck betreffen. Ist doch etwas Wahres an der pragmatischen Lehre von den idées-forces, daß große Lebensprogramme nicht durch ihre theoretische Folgerichtigkeit, sondern durch die Echtheit ihres subjektiven Wurzelgrundes wirken. Endlich aber bedeutet, auf Grund der ökonomisch-sozialen Schichtung und der ihr eigentümlichen Weltanschauung, die Sozialdemokratie auch eine politische Partei, die in den Machtkämpfen des neuen Deutschen Reiches, wie aller anderen industrialisierten Länder, eine erhebliche Rolle gespielt hat. Das alte und unentwickelte Zweiparteiensystem, das auf dem blassen Gegensatz von konservativ und liberal ruhte, ist durch das Hinzutreten dieser dritten Gruppe zu einem reicheren Parteileben ausgestaltet worden, das zu den auffallendsten Neubildungen unserer Kultur gehört.

Nimmt man diese drei Momente zusammen: eine im modernen Wirtschaftsleben erzeugte Klasse mit bestimmter Weltanschauung und bestimmtem politi-



schem Programm, so hat man ein Beispiel für das, was wir oben eine geistige Struktur nannten. Der Mensch, der dieser Gruppe angehört, hat eine seelische Organisation, deren Aufbau und innere Notwendigkeit wir aus dem Ganzen seiner Lebensbedingungen begreifen können. Man kann ihm, und wäre es auch um des Friedens willen, nicht alle Eigenschaften aufpfropfen, die sonst noch wertvoll sind. Für vieles ist eben in einer Seele kein Raum, wenn sie nicht das Eigene und Echte über der Allseitigkeit verlieren soll. Schwer wird zu entscheiden sein, welche Seite in einer solchen Geistesstruktur die Rolle der tragenden Substanz spielt. Der wissenschaftliche Sozialismus ist geneigt, sie in den ökonomischen Faktoren zu suchen, — eine Theorie, die kaum verallgemeinert werden kann, wohl aber auf die Sozialdemokratie selber zutrifft. Sie wenigstens darf ein Kind der kapitalistischen und maschinellen Produktionsform genannt werden.

Darin liegt nun zugleich, daß ihr Charakter grundlegend durch Interessen bestimmt ist, die wirtschaftlicher Natur sind und also dem vitalen Daseinskampf am nächsten liegen. So hat der Sozialismus begonnen: als Existenzkampf einer proletarischen Masse, die nichts ihr eigen nannte als die Kraft des verzweifelnden Elends und die Macht der großen Zahl. Wenn sie heute als aufbauende und schaffende Potenz in den Zusammenhang des nationalen Lebens eintritt, so muß aus ihr oder, genauer gesagt, aus einer Gruppe in ihr ein Anderes geworden sein, als das Kommunistische Manifest von 1848 ausspricht. Ein Anderes nicht in dem Sinne der Verleugnung, sondern in dem Sinne der Vollendung lebensvoller Keime, in denen von vornherein das enthalten war, was wir eine aufbauende Sittlichkeit nannten. Der Vorgang der Annäherung hat aber unvermeidlich zwei Seiten; er will betrachtet werden als eine Leistung von seiten der Sozialdemokratie und als eine Leistung von seiten der Gruppen älterer Kultur. Soll hier die Hoffnung eines wirklichen Friedens aufgehen, so wird — in der T a t noch mehr als in der Theorie — der Nachweis zu führen sein, daß von der neuen Gruppe ein Ethos ausgeht, echt genug, um sich dem Ethos der andern zugleich befruchtend und empfangend an die Seite zu stellen.

Wir begnügen uns, dieses Verhältnis in seiner politischen Ausprägung darzustellen. Die Anfänge der liberalen Partei liegen in Deutschland in unmittelbarer Nähe der klassischen Philosophie und Dichtung. Der Gedanke der sittlichen Autonomie, der Humanität, der pflichtbewußten Persönlichkeit bezeichnet das Ethos, das um die Zeit der französischen Revolution dem absoluten Staat mit seiner Ständegliederung entgegentrat. Dieser liberale Fortschrittsglaube kann bis heute seinen Ursprung aus dem Rationalismus und den Ideen von einem allgemeinen gleichen Menschentum nicht verleugnen. In die Praxis des politischen Lebens umgesetzt, verfocht er das unverlierbare Recht des Individuums auf Selbstentfaltung, Selbstbestimmung, Selbstdurchsetzung. Die Sittlichkeit vom Boden der liberalen Partei aus gesehen führt zu der Forderung des Rechtsstaates, der den Rahmen abgibt für den freien Wettbewerb selbstbewußter Individuen, von der wirtschaftlichen Konkurrenz aufwärts bis zu dem freien Kampf der Geister. Wer wollte leugnen, daß in diesem politischen Grundpathos ein echter und berechtigter Zug des nationalen Lebens zum Durchbruch kommt? Denn ohne Persönlichkeitsbewußtsein der einzelnen kein Nationalbewußtsein im Ganzen.

Und doch setzt dieses politische Ethos zweierlei voraus: den gegebenen festen Rahmen des Staates und die Kraft jedes einzelnen zur Selbstdurchsetzung. Es fordert daher als Gegengewicht und Ergänzung einen konservativen Geist, der den Schäden des rationalen Fortschritts und des Individualismus entgegenwirkt. An dem Gegensatz zu dem liberalen Ethos der Autonomie ist das konservative Ethos der Autorität zum Bewußtsein seiner selbst gelangt. In mannigfachem Sinne forderte es Unterordnung unter das Ganze. Der Staat, der aus dem individualistischen Naturrecht nie ganz begreiflich geworden war, wurde wieder mit einer religiösen Sanktion umgeben (sei es auch nur als Metapher für das eigene Gefühl). Dazu kam die Autorität des historisch Gewordenen, der Glaube an die sinnvolle Zweckmäßigkeit der kontinuierlichen Entwicklung, deren Formen nicht ohne Gefahr für den einzelnen wie für das Ganze durchbrochen werden können; also auch die Autorität der Ständegliederung, mit der eine Tradition des Herrschens und Beherrschtwerdens gegeben ist, im Gegensatz zu dem wurzellosen Aufschießen des einzelnen nach liberalem Stil. Auf konservativer Seite herrscht daher eine historisch-organische, geruhige Denkweise, die nicht bloß Theorie ist, sondern Ethos, Geisteshaltung; auf liberaler Seite ein rationaler Individualismus und Fortschrittsoptimismus, der ebenfalls aus echten Geistestiefen entspringt. Beide Sittlichkeiten sind nur Momente am Staat; der nationale Staat selbst ist aus beiden zusammengewoben und darum mehr als jedes von ihnen.

Als um das Jahr 1848 der Sozialismus sich als Parteiprogramm formulierte, schlummerte auf seinem Grunde wohl ein sittliches Wollen. Aber es vermochte sich noch nicht anders zu begreifen denn als fatalistisch sich durchsetzende Naturkraft. Das Proletariat erschien sich selbst als eine moles, die Widerstände bezwingt, nicht weil sie will, oder weil sie soll, sondern weil sie muß. Der künftige Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie wird die packende Aufgabe haben, hinter den theoretischen Ausdruck zu leuchten und in der Partei die ersten Keime einer sittlichen Grundauffassung zu suchen, die seitdem auch in der Formulierung immer deutlicher bewußt geworden ist. Es ist das Ethos der Solidarität, das heißt des Grundsatzes: „Alle für einen, einer für alle"; ein Kampfethos von uralter Geltung und von stürmischer Kraft, sooft hinter ihm das Gespenst der Not und des Elends stand. Aber in diesen Sozialismus des 19. Jahrhunderts sind von vornherein neue Motive eingegangen. Er ist nicht mehr an den Idealen orientiert wie ein antiker Sklavenaufstand oder ein mittelalterlicher Bauernkrieg. Sondern er hat, um in Hegelscher Wendung zu reden, das Bild der frei entwickelten Persönlichkeit sich gegenüber, und so meint sein Gleichheitsgedanke, den er seit 1789 unverändert bewahrt hat, nicht eine Gleichheit der Ebene, sondern eine Gleichheit der Höhe. Er hat ferner den modernen Rechtsstaat sich gegenüber, den er trotz alles Jugendfatalismus im Sinne seiner Gerechtigkeitsidee umzubilden gestrebt hat; ja sein Staatsgedanke ist härter, als es dem modernen Bewußtsein natürlich ist. Denn ohne das große Mittel der Organisation ist die Solidarität nicht zu vollenden. Es glüht im Sozialismus unverkennbar ein Funke von der Idee der persönlichen Autonomie und ein noch stärkerer Funke von der Idee der Staatsautorität. Aber beides ist doch auf so eigentümliche Art aneinander gebunden, daß nicht eine Mischung, sondern ein Drittes, Neues entsteht.

Dieses Neue nun, geboren aus dem festen Solidaritätsgefühl einer kämpfenden Klasse, übertragen auf das Ganze des Staatslebens und auf die positive Mitarbeit am Staate, ist das Ethos der Kollektivverantwortlichkeit. Sein Sinn liegt darin, daß alles Werten und Handeln bemessen wird von dem Standpunkte eines gesellschaftlichen Ganzen aus, in dem bis heute höchsten Falle also vom Standpunkte der zum Staat geeinten Nation; daß aber der einzelne diesem Ganzen nicht geopfert wird, sondern gerade in seiner reichsten und höchsten Entfaltung zugleich als Träger und als letztes Ziel des Ganzen erscheint. Diese seltsame Reziprozität, bei der ein Gleichgewicht von Individualismus und Kollektivismus vorschwebt, mag von der Verwirklichung noch so fern bleiben: als ethisches Ziel entfaltet dieser Gedanke nicht weniger Kraft als der der Humanität oder der gottgewollten Abhängigkeit. Auch hier liegt nur eine einseitige Sittlichkeit vor; auch sie kann vielleicht nur Moment am Staatsleben werden und niemals restlos von ihm Besitz ergreifen. Daß sie aber in den Ideengehalt der politischen Parteien eingetreten ist, das scheint das Besondere der Zeit, die wir erleben.

Betrachten wir die Erscheinung von der Seite der Industriearbeiterschaft, die vorwiegend die Trägerin des sozialdemokratischen Programms gewesen ist, so bedeutet für sie die Erfüllung mit diesem Ethos den Übergang vom Klassenegoismus zur Staatsgesinnung. Sie wird, sofern sie diesen Übergang vollzieht, mit manchem brechen müssen, was zu ihren Jugenddoktrinen gehört hat. Wie weit die Theorie vom Klassenkampf, von der Aufhebung des Privateigentums am Kapital, von der Beseitigung der Familie und von vielem anderen künftig noch auf ihrem Programm stehen bleiben kann, das sind Fragen, über die man in dem Buch gern Auskunft erhalten hätte. Denn die künftige Stellung der Gewerkschaften und der Verzicht auf die internationale Tendenz, die alle jugendlichen Parteibildungen zu begleiten scheint, sind nicht die einzigen problematischen Punkte. Nur Wilhelm Kolb hat hier einige Andeutungen gegeben. Aber gleichviel, wie weit diese Umbildung geht: unsere Hochachtung gehört schon der Ehrlichkeit, mit der die Arbeiterschaft sich zu den neuen Ideen bekannt hat. Sie hat den Beweis geliefert, daß sie ein Überindividuelles in ihr Bewußtsein aufzunehmen vermag und also politisch reif ist. Das Verständnis für die unübersehbaren Zusammenhänge der Weltwirtschaft, für die nationale Bedeutung des Kapitals, für die Erschließung neuer Absatzgebiete, das Gefühl, für dies alles mitverantwortlich zu sein, ist an die Stelle der ewigen Verneinung, der grenzenlosen Forderungen und der grundsätzlichen politischen Opposition getreten. Das ist Kriegsertrag und wird, wenn auch nicht ohne Spaltung im sozialdemokratischen Lager, im Frieden fortwirken, sofern er die erhofften politischen und wirtschaftlichen Konstellationen bringt.

Der ehrlichen Selbstkorrektur auf der einen Seite sollte aber auch die ehrliche Selbstprüfung und das rechte Entgegenkommen auf der anderen entsprechen. Man hat viel Rühmens gemacht von der Entwicklung des deutschen Arbeiters zum Qualitätsarbeiter; man sollte einsehen, daß er über die Berufsleistung hinaus zum Qualitäts*menschen* zu werden strebt, und daß sich da ein Stück eigner Kultur zu entfalten beginnt. Sie trägt all die Züge an sich, die in innerer Folgerichtigkeit aus der wirtschaftlichen und sozialen Lage des Arbeiter-



standes erwachsen sind. Man soll da nicht unorganisch hineinkorrigieren. Auch dieser Erscheinung gegenüber heißt es: durch Kenntnis zum Verständnis, und darüber hinaus: vom Verständnis zur gemeinsamen Arbeit. Vielleicht darf man sagen, daß der gute Wille dazu vor dem Kriege nicht unbedingt gefehlt hat, aber oft schroffe Ablehnung erfuhr. Abgesehen von dem, was einzelne, seien es Unternehmer oder Volkserzieher, getan haben, hat mindestens die nationalökonomische Wissenschaft in ihren bedeutendsten Vertretern die neuen Notwendigkeiten schon seit den siebziger Jahren begriffen und erkannt, nicht nur als wirtschaftliche Phänomene, sondern als sozial-ethische und politische. Legt man auf diese Ansätze den Ton, so sehen wir heute den Gipfelpunkt der Bewegung: daß nämlich nach langem Mißverstehen jetzt endlich ein Begegnen von beiden Seiten stattfindet. Der soziale Staatsgedanke, der auch von der Regierung seit den achtziger Jahren mit Bewußtsein ergriffen worden ist, gibt der inneren Politik heute unverkennbar die hervorstechende Färbung. Der Krieg hat das Zusammenfassen aller Kräfte dringend notwendig gemacht; das Ethos der Kollektivverantwortlichkeit ist unter seinem Zeichen so weit zur Herrschaft gelangt, daß auf manchen Gebieten der Übergang zum Staatssozialismus tatsächlich vollzogen wurde.

Aber wir sind weit entfernt, das dringende Gebot des Augenblicks zum einseitigen, ewigen Gesetz zu erheben; vielmehr glauben wir, daß ein Großes schon in der Anerkennung dieser Staatsgesinnung und in ihrer Gleichordnung mit den älteren Formen des politischen Bewußtseins erreicht ist. In diesem Verstehen, Vertrauen und Achten liegt das Recht, vom künftigen inneren Frieden des deutschen Volkes zu sprechen. Denn ein schneidender und schmerzlicher Gegensatz ist im Begriff sich zu mildern, durch positive Mitarbeit auf der einen, durch Gleichachtung und Verpflichtungsgefühl auf der anderen Seite. Der Staat hat seine einende Kraft von neuem bewährt. Der nationale Staat hat einen weiteren Schritt vorwärts getan, indem er zugleich zum sozialen Staat geworden ist. Er hat eine Partei mit neuem, reichem Gehalt in sich aufgenommen und ist auch für sie zum „Vaterland" geworden. Neue Aufgaben für ihn selbst, Friedensaufgaben im ernstesten Sinne, sind damit gegeben, denn „das Staatsgefühl als solches ist es, was entscheiden und was auch die verschiedenen Parteien verbinden muß zur Erhaltung nicht etwa einzelner, gegebener Staatsformen, sondern des Staates als Ganzen, zur Durchführung der Staatsidee". (Wolfgang Heine. S. 465.)

Und so könnte man am Schluß ernsthaft fragen, ob der Vorgang, der sich uns als das Zentrum des Ganzen enthüllt hat, nicht besser eine Bereicherung der inneren Bewegung des deutschen Volkes genannt werden soll als eine Anbahnung des inneren Friedens. Denn nicht um Nivellierung handelt es sich, sondern um Aufnahme eines neuen Staatsprinzips zu den alten der Autorität und der Autonomie. Daß die Träger dieser abweichenden Prinzipien sich gegenseitig verstehen und achten lernen, darin liegt das Moment des Friedens. Aber daß sie sich auseinandersetzen, teils die Bewahrung des Bewährten, teils freie Bahn für die Persönlichkeit, teils gesellschaftliche Organisation und Fürsorge verlangen, darin liegt eine Rhythmik des weiterwogenden Lebens. Und es scheint, als ob der Staat in dem geheimen Prozeß seines Wachstums immer mehr dahin drängt, Individualität und Mannigfaltigkeit in seinem Schoß zu he-

gen und doch für dieses Meer von Leben Maß und Form zu finden. Der nationale Staat der Gegenwart ist nicht mehr ein mechanisches und uniformierendes Gebilde, sondern ein Organismus, „der aller seiner Glieder bedarf, von denen jedes nur in seiner Eigenart gedeihen kann, eines das andere in Wechselwirkung ergänzt, eines daher auf Gedeih und Verderb mit allen anderen und mit dem Ganzen verwachsen ist." (August Pieper, Seite 262.)

Eine merkwürdige Umbildung, die so mit dem Gleichheitsgedanken von 1789 und 1848 erfolgt ist! Ein Jahrhundert hindurch hat er wie ein geheimer Hebel die innere Entwicklung Europas bewegt. Und doch hat der Traum der Gleichheit sich nirgends erfüllt, weder als Naturausstattung, noch als Werk der politischen Kunst. Wohl aber dämmert der Gedanke einer zunehmenden Gleichwertigkeit bei aller Verschiedenheit der Lage und der Leistung empor. Darin liegt eine neue und tiefere ethische Bewertung. Die Gesellschaft ist weiter als je davon entfernt, ein Aggregat homogener Glieder zu werden; aber sie beginnt gleichsam in jedem ihrer Glieder ein eigenes Leben mit eigenem Wert zu erzeugen. Das ist der Kern, der jetzt aus dem Gleichheitsgedanken herausspringt. Und wie in jedem Einzelnen diese Stellung zum Ganzen mehr und mehr die ihn bewegende Sittlichkeit wird, so wird auch das Ganze sich immer stärker mit dem Bewußtsein erfüllen, daß es diese Quellen sind, aus denen sein Leben strömt.

Guido Gezelle.

Von Franz Jostes.

I. Des Dichters Lebensschicksal.

„In der gesamten niederländischen Literatur gibt es nur zwei Gestalten, die das Bild des großen Dichters, des Dichters, verwirklichen: Vondel und Gezelle." So urteilt Prosper van Langendonck, selbst ein feinsinniger flämischer Dichter, und der Brüsseler Literarhistoriker Aug. Vermeylen hat sich in einem zu Lüttich über Gezelle gehaltenen Vortrag ganz ähnlich ausgesprochen: „... il est admis aujourd'hui par les critiques les plus autorisés que Gezelle est le plus grand poète que les pays de la langue néerlandaise aient depuis le XVIIe siècle et ... peut-être le seul de tous nos poètes qui mérite, sans conteste, une gloire européenne."

Je allgemeiner dieses Urteil anerkannt wurde, in desto weiteren Kreisen regte sich natürlich auch das Interesse für den Dichter, und jeder, der sich etwas mit Literatur befaßte oder doch darüber mitreden wollte, wünschte über den Dichter näher unterrichtet zu werden. Alle Blätter und Blättchen beeilten sich daher diesem Bedürfnisse abzuhelfen.

„Alles, was nur eine Feder führt," sagt van Langendonck, „hat jetzt über ihn geschrieben, jeder von seinem Standpunkte und in seiner Art. Jetzt haben sie ihn allzusammen entdeckt! Wie wird nicht mit ihm posiert! Er, der Schweigsame, der Weltverlorene, der In-sich-selbst-Lebende, der etwas Menschen- und Freundesscheue, wurde nun auf einmal Allmannsfreund. Wenn ich all die Marktschreierei und all die Deklamationen über ihn höre, dann sehe ich wieder sein feines Lächeln und frage



mich, was er in seinem entschuldigend-ironischen Tone sagen würde, müßte er wieder lebendigen Leibes vor uns erscheinen und den Duft einatmen von dem um sein Bild bis zum Ersticken abgebrannten Weihrauch, der nicht immer von der feinsten Sorte ist."

Selbst das Leibblatt des gebildeten belgisch-französischen Bourgeois, die „Chronique", sah sich endlich genötigt – der Dichter war freilich bereits zehn Jahre tot! — sein Publikum über den ja modern gewordenen Dichter aufzuklären, und es ist interessant zu sehen, wie M. E. Picard sich dieser Aufgabe (14. März 1909) entledigte. „J'aurais déjà dû en parler dans la Chronique, mais sait-on si on ne choque pas un lot de lecteurs en disant combien notre litterature flamande est belle, touchante et abondante! Puis ce fut un curé, ce Gezelle! C'est pénible de vanter un curé! Même les plumes impudentes reculent devant de telles audaces."

In Deutschland verspürte man nicht sehr viel von dieser Bewegung, die flämische Literatur liegt uns im allgemeinen fern, und bei Gezelle bietet die Sprache noch besondere Hindernisse. Übersetzungen können ihn uns nicht hinreichend nahe bringen; denn man mag sagen, was man will, Vermeylen wird Recht behalten: „Malheureusement, c'est le moins traduisible qu'il y ait. Dès qu'on le transpose, il perd sa personnalité la plus intime." Ich will nicht bestreiten, daß sich manches von ihm leidlich, ja sogar gut übersetzen läßt, aber das gilt nicht von den Gedichten, in denen sich seine Eigenart am schärfsten und klarsten ausspricht, in denen er der eigentlichste Gezelle ist.

Gleichwohl hat sich auch bei uns die Zahl seiner Verehrer in den letzten Jahrzehnten nicht unerheblich vermehrt, wenigstens hier im Nordwesten, wo die Propaganda der Holländer im persönlichen Verkehr sich einigermaßen geltend macht. So kenne ich einen Juristen, der von einem holländischen reformierten Pastor, mit dem er amtlich zu tun hatte, für Gezelle gewonnen wurde. Und wer sich nur erst mit einigem Mut in die Lektüre hineinstürzt, findet seine Mühe bald belohnt und wird ihm nicht wieder untreu. Einen eigentümlichen Fall dieser Art erlebte ich in den letzten Osterferien. Ich hatte im Wintersemester ein kleines Kolleg über die flämische Literatur des 19. Jahrhunderts gelesen und mir dazu früh genug durch einen Buchhändler in Amsterdam die dort erschienene Gesamtausgabe von Gezelles Werken bestellen lassen. Es kam und kam nichts, und ich mußte sehen, daß ich ohne sie fertig wurde. Als ich nun Ostern persönlich über die Grenze wollte und, um alle Scherereien zu vermeiden, meine Papiere auf einem Zensurbureau an der Grenze versiegeln ließ, bemerkte der würdige Militär, welcher die heilige Handlung vollzog, daß sich darunter auch Flämisches befand. „Kennen Sie auch Gezelle?" fragte er mich. Ich bejahte das und stellte die Gegenfrage, ob er sich denn auch für ihn interessiere. „Sehr," antwortete er, „es ist ein höchst interessanter Dichter, aber schwierig, ich lese ihn gerade", und dabei zeigte er auf die Veensche Ausgabe. Ein Wort gab das andere, und bald hatte ich festgestellt, daß es das für mich bestimmte Exemplar war, in dem sich der biedere Sohn des Mars bei der Suche nach staatsfeindlichen Schriftstücken festgelesen hatte!

Das Semester war vorüber, die Vorlesung geschlossen, und sobald mir das klar wurde, legte sich in mir der unwillkürlich aufgestiegene aber gegenstandslos gewordene Ärger, und ich



verabschiedete mich vergnügt lächelnd von dem Herrn mit den Worten: „Nun, dann lesen Sie auch nur noch vier Wochen weiter!"

Das ist ein vereinzelter Fall, der sich schwerlich wiederholen wird; allein, daß einer, der auf Rezensionen hin nicht leicht mehr Bücherfreundschaften schließt, von einem Dichter selbst sofort gewonnen wird, wenn ihm Zufall oder Absicht diesen in den Weg führt, das ist weder ungewöhnlich, noch unverständlich. Und so möge denn auch hier dem Leser, soweit es der Raum gestattet, Gezelles Dichtung selbst vorgeführt werden und ihr beschieden sein, was meinem Worte versagt bleibt.

1.

Brügge, das keine Gegenwart zu kennen scheint, in dem alles Vergangenheit ist, was den Besucher entzückt, wo die Steine von Poesie und die Menschen von Prosa strotzen, dieses Brügge ist die Vaterstadt des größten modernen Dichters der Niederlande. In einem der stillsten Winkel dieser Stadt der Totenstille, im St. Annenkirchspiel am Rolleweg, auf dem das Gras nach Erlösung von den Pflastersteinen zu seufzen scheint, stand sein Geburtshaus. Unweit davon lag das Englische Kloster, wo er, der hier am Maitage 1830 zum ersten Male die Augen aufschlug, sie 69 Jahre später für immer wieder schloß. Sein Vater war ein „tuinman", wie die Holländer, ein „hovenier oder boomqueeker", wie die Flamen den Gärtner nennen. Sein Haus lag in einem großen Garten, und die Familie führte mehr ein Land- als Stadtleben. Die Mutter war überdies menschenscheu, und daher kam der Knabe mit den Städtern wenig in Berührung. Dagegen durfte er bisweilen ihre Eltern auf dem Lande besuchen, und die Erinnerung an diese selige Zeit hat der Greis noch zwei Jahre vor seinem Tode in einem tief empfundenen Gedichte („Terug") zum Ausdruck gebracht.

Auch wenn der Vater auswärts Aufträge auszuführen hatte, durfte der Sohn ihn bisweilen begleiten. So lernte er anläßlich einer Dünenbepflanzung „op den Haan" das Meer kennen, und noch wichtiger wurde für ihn die Anlage des großen Gartens am bischöflichen Kolleg in Rousselare, wohin ihn der Vater mitnahm. Das gab nämlich den Anlaß zu seiner Aufnahme ins Kolleg (1846). Zwar mußte er sich das Kostgeld selbst verdienen, indem er außerhalb der Schulstunden den Pförtnerdienst versah, aber diese Aufgabe war eher eine Lust als eine Last für ihn. Brachte sie ihn doch in die engste Berührung mit den Landleuten der Umgegend, wenn diese kamen, um ihre im Kolleg studierenden Söhne zu besuchen. Er hatte nämlich von seinem Vater, der sich mit Vorliebe in Sprichwörtern und altgeprägten Redensarten ausdrückte, und im Verkehre mit seinen mütterlichen Verwandten auf dem Lande schon früh ein großes Interesse für alles Volkstümliche in Sprache und Sitte gefaßt, das ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Diesem Interesse konnte er in seiner neuen Stellung nach Lust und Liebe frönen, indem er die Besucher in sein Kämmerlein lud und sie nach alten Wörtern, Sprüchen, Reimen, Liedlein und Gebräuchen ausfragte, kurz aufs eifrigste das pflegte, was heutzutage unter dem Namen Folklore nicht nur als Wissenschaft, sondern auch als Modesache betrachtet wird. Was man aber in so jungen Jahren ganz natürlich und ungezwungen in sich aufnimmt, das wird kein toter Schatz, sondern setzt sich in Fleisch und Blut um: es ward ein lebendiger

Bestandteil von Gezelles eigener Denk-, Rede- und Schreibweise und bildet die sichere Grundlage für seine spätere Meisterschaft über Wort, Bild und Klang. Was er auf der Schulbank hörte, hatte zu alledem nicht die loseste Beziehung, denn der damalige Unterricht stand völlig außerhalb des Lebens und der Natur. Es ist daher verständlich, daß derselbe keine Anziehung für ihn hatte und er keineswegs ein Musterschüler im landläufigen Sinne des Wortes wurde. Namentlich von der Regierungsmethode der griechischen Präpositionen soll er nur höchst unklare Vorstellungen gehabt haben, und so fiel er denn schließlich in Brügge durch das Examen, welches ihm die Tore zum Priesterseminar öffnen mußte! Als das in Rousselare bekannt wurde, fuhr indes einer seiner Lehrer, der seinem Namen keine Unehre gemacht zu haben scheint — er hieß nämlich Nachtegaele — sofort zum Bischof Malou und legte ihm das beste der Gedichte vor, die der Verunglückte bereits damals gemacht hatte: „De Mandelbeke". Und der Bischof, der nach Hugo Verriest „ein hoher Geist" war, ließ sich überzeugen und machte einen Strich durch das Examen: der erste und letzte Profit, den die edle Dichtkunst ihrem Jünger zeitlebens eingetragen hat!

Im Seminar scheint man bald von seiner Begabung eine hohe Meinung bekommen zu haben, zwar nicht wegen seiner Dichtkunst, die dort nicht viel galt, wohl aber wegen seines Wissens, und der Ruf eines tiefgründigen Gelehrten — verstand er doch 15 Sprachen — ist ihm auch in jenen Kreisen durch das ganze Leben treu geblieben. Noch vor seiner Weihe wurde er nach Rousselare geschickt, und zwar als „professeur de commerce" — die erste Ironie des Schicksals, die ihn auf seiner ganzen Laufbahn verfolgt hat. Denn dieser Vertreter der Rechen- und Handelslehre hat, wie H. Verriest bezeugt, nie 10 Cents besessen, ohne wenigstens 5 davon zu verlieren!

Erquickung brachte ihm die Vertretung des erkrankten Lehrers der flämischen Sprache, die freilich nur eine Stunde die Woche in Anspruch nahm. Der Löwener Mediziner Prof. Dr. Gustav Verriest hat uns die erste Stunde seines Unterrichts anschaulich geschildert:

„Ich sehe ihn noch in seiner ersten Unterrichtsstunde mit einer ganzen Menge loser Blätter das Katheder besteigen und sie schweigend auf seinem Pulte verteilen.

Was konnte das sein?

Er begann. — Die Lektion aus der Sprachlehre, die wir hatten lernen müssen, wurde nicht berührt noch erwähnt, sondern Gezelle überreichte uns eine Ansprache Herzog Johanns von Brabant vor der Schlacht bei Woeringen.

Das klang so eigentümlich, das war keine halbfremde — das war unsere echte, eigene Muttersprache! Dann begann er Worte und Wendungen zu erklären, und hier — welch eine Offenbarung für unseren Geist! — wurden die Reichtümer und Schätze unserer Sprache aufgedeckt, die verwandten Wörter von nah und fern angezogen, aus Gegenwart und Vergangenheit, gesprochene und gebuchte, aus unserer eigenen lebendigen flämischen Sprache, aus dem Griechischen, aus allen germanischen Sprachen, ja sogar aus dem indogermanischen Sprachgebiet ....

Eine Welt wankte und wackelte auf ihrem alten Stande."

1857 wurde er Lehrer der „Poesis", und die Schüler erlebten es nun, weshalb diese Klasse (die etwa unserer Unterprima entspricht) ursprünglich

diesen Namen bekommen hatte. Nach der herkömmlichen Methode hatten sie von den Werken der großen Meister der Literatur nur wenig kennen gelernt, statt dessen aber einen Berg von Erklärungen, die ihnen genau angaben, was und weshalb etwas zu bewundern sei, gleichviel, ob Lehrer und Schüler es selbst glaubten und empfanden oder nicht: wenn die Schüler gut nachschrieben und das Nachgeschriebene auswendig lernten, konnten sie sicher sein, bei der Prüfung zu glänzen, denn etwas anderes als diese seit Generationen in Pökel aufbewahrte Weisheit besaßen auch die Examinatoren nicht. Mit diesem System brach Gezelle. Er betrachtete es nicht als seine Aufgabe, den Schülern ein bestimmtes Maß wenig lehr- und lernenswerten Wissens zu vermitteln, sondern ihnen das Verständnis für wahre Poesie zu erschließen, ihre geistigen Kräfte zu wecken und ihrer eigenen Natur entsprechend zu entwickeln. Deshalb las er viel und vieles mit ihnen, oder las es ihnen vielmehr meistens vor, bei der Erklärung sich auf das Notwendigste beschränkend. Er las Homer und wieder Homer, wenig Vergil, aber mehr Horaz, Persius, Plautus, Terenz, Aischylos und Sophokles; Blätter um Blätter Proben brachte er mit aus Dante, Tasso, Franz von Assisi, aus englischen, deutschen und dänischen Dichtern, aus dem Heliand und Jacob van Maerlant, Anna Bijns und Pater Poirters.

„An besonderen Tagen", schreibt G. Verriest, „begann die Seele dem Meere gleich in Bewegung zu geraten. Bei seinem Eintreten erkannten wir an seinem bleichen Gesicht, an seinen weißen Händen, an der Erschütterung seines Knies, die Stunden, wo der Daimon seiner Meister war, und wenn es nach innigem leise gemurmelten Gebete hieß: „fermez vos livres!", dann krochen wir schweigend in unsere Bänke, sahen einander an und ließen uns eine Stunde lang von der Meeresflut überspülen. In solchen Stunden kamen auch die bedeutenderen, tiefsten Gedichte."

Vier seiner damaligen Schüler leben noch heute, und alle vier sind hochangesehne Schriftsteller geworden: die Gebrüder Verriest, Eug. van Oye und K. de Gheldere, drei Mediziner und ein Theologe. Und wenn man die Treue sieht, die sie unverbrüchlich ihrem Lehrer bewahrt haben, wenn man die Wärme fühlt, mit der sie noch im Alter des Gezelleschen Unterrichts gedenken, dann kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß dieser wirklich ein gottbegnadeter Lehrer war, wenigstens für Schüler, die zu unterrichten sich wirklich lohnt, und die allein in den klassischen Studien unterrichtet zu werden verdienen. Aber in Rousselare, wie leider auch anders,-wo, drückten noch andere die Schulbänke, und diese bekamen nichts in ihr Heftchen zum Auswendiglernen, und in ihrem Herzen schlummerte nichts, was sich wecken und von des Lehrers Feuers entzünden ließ: „il n'explique pas les beautés des auteurs", sagte man, wenn dann die Prüfungen nicht stilgemäß ausfielen, und das war in den Augen der Lehrerschaft doch das höchste Ziel allen Unterrichts. So wurde denn Gezelle als Revolutionär betrachtet, sowenig er sich als solcher fühlte und es sein wollte. Aber in das geistige und pädagogische Milieu des Kollegs paßte er in der Tat nicht hinein; es mag auch vielleicht ein Gymnasium mit lauter Lehrern wie Gezelle nicht bestehen können, eine traurige Anstalt ist es aber jedenfalls, die nicht einen einzigen Geist seines Schlages verträgt:



und der Bischof von Brügge, Msgr. Faict, glaubte Gezelle aus der seinigen entfernen zu müssen. Es war das sein Recht, aber er beseitigte den großen Mann in verletzender Weise, das war sein Recht nicht und das wird auch das Flandern der Zukunft ihm nicht vergessen.

Die Amtsentsetzung — er wurde noch einige Zeit als „Flickprofessor" zur Aushilfe beibehalten — gab den Anlaß, daß alle kleinen Geister, deren Glanz er beeinträchtigt hatte, über ihn herfielen und nicht bloß den Pädagogen, sondern auch den Dichter mit Spott und Hohn überschütteten. Einsam und verlassen stand er da. Nur seine Schüler bewahrten ihm die Treue. Geknickt und tief verwundet in seinem zarten Gemüte verlor er anscheinend das Vertrauen zu sich selbst. Er hörte auf in der bisherigen Weise zu dichten; er schwieg, schwieg Jahrzehnte lang. Lag der Grund davon wirklich allein in der rücksichtslosen Behandlung, die er seitens seiner Behörde erfuhr? Die einen glauben es, andere zweifeln daran und suchen nach anderen Gründen, mit Recht, aber sie suchen an der falschen Stelle, wie ich glaube. Bevor ich indes die Hauptursache seines langen Schweigens aufzudecken versuche — und das ist für das Verständnis seiner dichterischen Eigenart wie auch für die Beurteilung der damaligen Verhältnisse im geistigen Leben Flanderns von Belang —, ist es notwendig, zunächst kurz einen Blick auf die Gedichte seiner ersten Periode, d. h. bis etwa zu seinem 30. Lebensjahre, zu werfen.

2.

Gezelles Beschäftigung mit der Poesie ging von der Schule aus. In den Lehranstalten Flanderns übt sich die Jugend noch heute im Versemachen, und die Folge davon ist, daß diejenigen, welche einige Anlage dazu haben, sich darin eine große technische Fertigkeit erwerben. Das bekannteste Beispiel dafür bildet der geniale Prudens van Duyse, der ganz unvorbereitet Reden in den glattesten Versen zu halten vermochte. Natürlich gerieten die Schüler dabei unter den Einfluß der meistgelesenen niederländischen Dichter, vor allem Bilderdijks, der mit seiner Rethorik überhaupt der gesamten flämischen Dichtung des 19. Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt hat. In den kirchlichen Kreisen wurde neben ihm damals noch immer viel der alte Adriaan Poirters gelesen, dessen Hauptwerk „Het Masker van de wereld afghetrokken (Die entlarvte Welt)" seit dem Jahre 1646 mehrere Ausgaben erlebte. Dieser flämische Jesuit erinnert in mehr als einer Hinsicht an seinen deutschen Zeitgenossen Abraham a Sancta Clara: ein erfindungsreicher Kopf, voll gelungener Einfälle und Bilder. Seine Verse fließen überaus leicht dahin, seine Sprache ist ohne Pathos, oft kunstreich, aber klar, natürlich und volkstümlich, dabei stets rein von Fremdwörtern. Er sieht scharf und weiß seine Beobachtungen anschaulich und faßlich vorzubringen, stets darauf bedacht, das Interesse des Lesers wachzuhalten. Obwohl Satiriker, schwingt er die Geißel doch immer mit lächelnder Miene, ohne Bitterkeit oder Grobheit. Im Grunde liegt ein tiefes weiches Gemüt, was besonders dort hervortritt, wo er seine Freude an der Natur zum Ausdruck bringt. Das sind Eigenschaften, die wir zu einem guten Teile bei Gezelle wiederfinden, dessen eigener Natur sie zwar bereits anhafteten, die aber unzweifelhaft durch die Lektüre von Poirters erheblich gefestigt und entwickelt wurden und ihn gegen den



ausschließlichen Einfluß der zeitgenössischen Dichter feiten. Schon das oben erwähnte Gedicht aus seiner Gymnasiastenzeit erscheint als ein Anachronismus: denn wer hielt damals eine Mandelbeke für würdig, bedichtet zu werden? Das gebührte nur großartigen Gegenständen, und so mußten denn auch die Schüler in Rousselare solche behandeln, z. B. einen „Sturm auf dem Meere", obschon keiner der Jungen ein Meer auch nur gesehen hatte! Davon wollte Gezelle, dessen oberster Grundsatz Wahrheit und Einfachheit war, nichts wissen; er verwies die Schüler auf Dinge, die sie kannten, lehrte sie, dieselben beobachten und zeichnen, und geriet das nicht sofort, dann machte er es ihnen vor. So entstanden seine eigenen Gedichte; G. Verriest bezeugt, daß fast alle Stücke der „Gedichten usw." zuerst auf der Rückseite von Schulaufgaben gestanden haben, und fühlt sich imstande, noch jetzt mit Namen und Vornamen die Schüler zu nennen, für die sie bestimmt waren. „Ja die Kehrseite der ‚devoirs' hat bei unserer Erweckung und Erziehung ein wunderbares Spiel gespielt." Ein wunderbares Spiel auch in der Erweckung Gezelles! Denn es war eine Eigentümlichkeit bei ihm, daß er zum Dichten der äußeren Anregung bedurfte: „ein Vers von ihnen (seinen Schülern), ein Wort, ein Klang, ein Zittern ihrer Seele, ein Funke ihres Geistes" reichte dazu hin; aber irgendwie mußten die Saiten seiner Seele in Schwingung versetzt werden. Er selbst hat das auch gestanden:

> „Niet ooit en hebbe ik vrij gezongen
> maar vogelvrij, waar hier waar daar,
> als uit een angeroerde snaar
> is woord een dicht en deun te gaar
> van zelfs mij uit de ziel gesprongen!" [1])

So kam es denn bisweilen zwischen Lehrer und Schülern zu förmlichen Wett- und Wechselgesängen, für die wir in dem Gedicht „Nachtegale Schuifelare" noch aus viel späterer Zeit ein bekanntes Beispiel haben. Zur Zeit nämlich, als Gezelle sich hauptsächlich mit dem Sammeln alter flämischer Wörter befaßte und mit seinem ehemaligen Schüler Karel de Gheldere über die Benennung „schuifelare" (Flöterin) für Nachtigall korrespondierte, legte dieser zu seinen Bemerkungen die erste Strophe zu einem Lied auf die Nachtigall bei, mit der Aufforderung: „Macht Ihr die zweite." Gezelle schickte sie mit wendender Post, und nun ging es abwechselnd weiter, bis Gezelle mit der zwölften den Schluß machte, in der er auf Augustin und Ambrosius hinwies, die in derselben Weise das Tedeum gedichtet haben sollen. [2])

Aus dieser seiner ersten Periode stammen mehrere Veröffentlichungen, zunächst die „Dichtoefeningen" (1858), in denen sich die ältesten Stücke und einige wirkliche Perlen befinden, die bereits seine ganze dichterische Eigenart verraten, so die „Pachthofschildering", „Het Schryverke", „Excelsior", „De beltrommel", „Aan de leuwerke in de lucht" und das bekannteste von all seinen Gedichten „O't ruischen van het ranke riet", das bereits von Ida von Düringsfeld und später auch noch von anderen ins Hochdeutsche übersetzt worden ist.

Der Tod eines 18jährigen Schü-

1) Niemals habe ich frei (ohne Zwang) gesungen, aber vogelfrei, bald hier bald dort, wie aus einer angerührten Saite ist Wort und Vers und Ton miteinander von selbst aus meiner Seele gesprungen.

2) Ein Beispiel anderer Art bildet das Memento homo (quia pulvis es). Wie er in der letzten Strophe selbst sagt, hat er das Gedicht geschrieben, während 1894 der Bildhauer Lagae ihn in „pottebakkers aarde" (Töpferton) modellierte!



lers, Eduards van den Bussche aus Staden, rief die „Kerkhofblommen“ hervor, eine Beschreibung des Begräbnisses in der Heimat des Schülers, an dem Gezelle sich mit der ganzen Klasse beteiligte. Die Prosa wechselt hier mit Versen ab, unter denen sich auch eine Übersetzung des „Dies irae“ befindet, die schönste, die ich je gelesen, ein Meisterwerk vor allem durch die Wiedergabe der mächtigen und farbenvollen Klänge des Originals. Daneben zeigt sich hier auch schon Gezelles Vorliebe für das Volkstümliche, das bei ihm nicht der Verbindung mit dem liturgischen Texte widerstrebte: er deutet das Strohkreuz, das vor dem Bauernhause lag und den Vorübergehenden anzeigte, daß sich im Hause eine Leiche befand. Er erzählt uns, wie der Knecht den Pferden den Tod zeitig meldet, damit sie sich beim Fahren der Leiche keinen Schaden zuziehen.

„En hij kust en kruist zie beiden,
en „gij“, zegt hij „Blesse en Baai,
moet een lijk naar't kerkhof leiden,
Baai en Blesse, stille! frai!
Schuimen zoudt ge en lastig zweeten,
zoo'k u zonder wete liet
van de mare, en zoudt verheeten,
gave ik u den zegen niet.“![3])

Die Prosa des Schriftchens sticht durch ihre Natürlichkeit und Glätte von der unnatürlichen und schwerfälligen Schreibweise seiner Zeit sehr zu ihren Gunsten ab. Auch hier schließt er sich in dem Streben nach dem einfachsten und zugleich treffendsten Ausdruck eng an die Volkssprache an, worin er für die flämische Jugend Vorbild geworden ist, obwohl er sonst keine oder wenig Prosa schöngeistigen Inhaltes geschrieben hat.

3) Und er küßt und bekreuzt sie beide, „und ihr“, spricht er, „Blesse (Weißfleck) und Baai (Brauner) müßt eine Leiche zum Kirchhof fahren, Baai und Blesse, stille! artig! Schäumen würdet ihr und stark schwitzen, wenn ich euch die Märe nicht wissen ließe, und ihr würdet euch verhitzen, gäbe ich euch den Segen nicht.“

Keinem König der Erde ist je eine wahrer und wärmer empfundene, schönere und rührendere Totenklage gewidmet worden als jenem Bauernbuben von Staden in Westflandern!

1859 gab Gezelle eine Anzahl Übersetzungen religiöser Gedichte von Franz v. Assisi, Jacopone da Todi u. a. heraus. Sie sind in die Gesamtausgabe nicht aufgenommen, und den Originaldruck, der sehr selten ist, kenne ich nicht. Im folgenden Jahr erschienen „Het Kindeke van de dood en XXXIII Kleengedichtjes“. Die letzteren wurden später vermehrt und sind jetzt mit den auch noch in Rousselare entstandenen „Gedichten, Gezangen en Gebeden“, die H. Verriest 1862 herausgab, im 1. Band der Gesamtausgabe vereint.

3.

Gezelles Stellung verbesserten die Veröffentlichungen nicht; der Dichter wurde nicht höher eingeschätzt als der verkrachte Lehrer, und die Ungunst der Behörde verfolgte ihn weiter. Weil er kein Durchschnittsmensch war, verstanden ihn die Durchschnittsmenschen nicht, und trotz seinem nur allzuweitgehenden Autoritätsgefühl und seiner übergroßen Bescheidenheit betrachtete man ihn als einen Revolutionär, der alles über- und durcheinander bringe, ohne selbst etwas Ordentliches leisten zu können. Sein seelisches Gleichgewicht blieb durch die allgemeine Verkennung für lange erschüttert. Dazu kam die Trennung von seinen Schülern. Selbst eine durch und durch kindliche Natur hatte er im Verkehr mit der Jugend sich so wohl gefühlt wie nirgends anderswo und fortwährend Anregung zu dichterischer Produktion erhalten.

Daß diese für einige Zeit erlahmte, als er sein Schulamt aufgab, ist daher wohl verständlich, daß aber darin der Grund für ein jahrzehntelanges Schweigen gefunden werden dürfte, ist nicht annehmbar bei einem Mann, der eingestandenermaßen so viel Trost, Genuß und Befriedigung im Dichten fand wie Gezelle. Da überschätzt man nun doch das Unglück, das ihn betroffen. Der Wirkungskreis, den er verlassen, mochte ihm lieb und teuer sein, aber sein Lebensziel war er ja nicht gewesen, er war durch Zufall hineingeraten. Dieses bildete vielmehr die Seelsorge, die ihm nach wie vor offen blieb, und wenn er es darin nur zum Unterpastor hat bringen können, so wirft das zwar auf die Einsicht und das Wohlwollen der Behörde ein ungünstiges Licht, aber was für viele seiner Standesgenossen ein Ideal sein mag, Canonicus, Monsignore und wer weiß, was sonst noch zu werden, das war für ihn ebenso eitel Tand wie ein hohes Gehalt. Er war zeitlebens arm wie eine Kirchenmaus, aber er hätte es nicht zu sein brauchen; er hat es sein wollen und hingegeben, was man ihm zur Verfügung stellte: er war bedürfnislos, ein Weiser alten Schlages. Ferner ist zu bedenken, daß es auch früher und später in seinem wie in jedes anderen Menschen Leben trübe Stunden und schwere Tage gegeben hat, daß es aber gerade die Poesie war, die ihm dann stets darüber hinweghalf; sie bildete das Lebenswasser für ihn, das Wundertränklein, das ihm seine irdische Glückseligkeit verlieh. Dafür nur ein paar Zeugnisse aus seinen eigenen Gedichten:

„O dichtergeest, van wat al banden
hebt gij mij, armen knecht, verloost
en uit uw handen,
wat heeft uw dierste gunst mij weinig
werks gekost!
Gij godlijk wezen doet mij leven,
waar menig andre sterven zou',
en ongegeven
is nog de groote gift, waarom 'k uw
derven wou.[4])

„O Lied, o Lied!
het zwijgend nat
dat leekt mij langs de kaken,
gij kunt het, en uw kunst is dat,
gij kunt het honing maken . . .
o Lied, o Lied!“[5])

„Jnt vrij bewind des vogels en
int koele ruim daarvan
en 'k weet niet waar ik nog al ben,
wanneer ik dichten kan . . .
neen, blij en is mij ziel toen niet,
maar is iets meer als blij
wanneer zij, God zij dank, geniet
een dreupelke poezij.“[6])

Und wie rührend fleht er nicht:

„Zoete lieve dichterengel
slaat uw vlerken rondom mij“ . . .[7])

Nein, einen solchen Dichter verläßt im Leid die Muse nicht, wenn — nur er sie nicht verläßt! Und endlich: wenn auch die kirchliche Behörde bei Gezelle den Lehrer kalt stellen, den Menschen kränken, den Priester niederhalten konnte: über den Dichter stand ihr kein Richteramt zu; sie hat es sich auch nicht

4) O Dichtergeist, aus welchen Banden hast du mich armen Knecht erlöst, und wie wenig Mühe hat mir deine teuerste Gunst aus deinen Händen gekostet! Du göttliches Wesen machst mich leben, wo mancher andere sterben würde, und ungegeben ist noch die große Gabe, für die ich dich entbehren wollte.

5) O Lied, o Lied, das stumme Naß, das mir jetzt die Wangen hinabtröpfelt, du weißt — und das ist deine Kunst — es zu Honig zu machen. . . . O Lied, o Lied!“

6) Im freien Bereiche des Vogels und dessen kühlen Raume, und ich weiß nicht, wo ich sonst noch bin, wenn ich dichten kann . . . nein, froh ist dann meine Seele nicht, sie ist noch etwas mehr als froh, wenn sie, Gott sei Dank, ein Tröpflein Poesie genießt.

7) Süßer, lieber Dichterengel, schlag deine Flügel um mich! . . .



angemaßt, und hätte sie es getan, so würde das Gezelle kaum berührt haben:

„En durft gij mij van dichten spreken,
die nimmer zijt in staat
twee rehen
te rijmen dat het gaat!“[8])

Auch Prosper van Langendonck glaubt nicht an die herrschende Meinung: „Unendlich Unbedeutendere als ihn sah man ärgere Widerwärtigkeiten, Verkennung und Verfolgung, Leibes- und Seelenqualen durchkämpfen und nach kurzer Mutlosigkeit wieder um so kräftiger das Haupt erheben, je reicher sie geworden waren an Verachtung der feigen und hinterlistigen Menschlichkeiten, die ihnen den Weg zu versperren drohten... Man kann gelten lassen, daß Mangel an Anregung, Entziehung des natürlichen Publikums, auf das er und das auf ihn so heilsam einwirkte, dazu beitrug, ihm das Lied in der Kehle abzuschnüren, wie wohl in seinen letzten Jahren der Beifall der Jüngeren für ihn ein kräftiger Ansporn zu unablässiger Arbeit war — aber war das wohl der Hauptgrund? Muß nicht vielleicht sein Schweigen Ursachen von mehr innerer Natur zugeschrieben werden? Wer kann das sagen? Wem offenbarte er das Rätsel seines Seelenlebens? Dies trug er vielleicht in sich wie einen schweren Stein, der auf dem Boden ruht und lediglich einzelne Blasen nach oben treibt.“ Aber es sind durch nichts begründete und bezeugte Vermutungen, mit denen van Langendonck das Rätsel lösen will. Es ist vergebliche Liebesmüh, nach einem Schlüssel zum Rätsel zu suchen, denn in Wirklichkeit gibt es hier überhaupt kein Rätsel! Wer die Tätigkeit Gezelles während seiner angeblichen Schweigezeit genauer ins Auge faßt, besonders den Anfang mit dem Ende vergleicht, der wird alles verständlich und natürlich finden. Nur darf er dabei nicht fortwährend den Blick auf Brügge gerichtet halten, sondern muß auch berücksichtigen, was zu gleicher Zeit in Gent, Brüssel, Antwerpen und Holland vor sich ging — aber davor scheint man in Flandern eine heilige Scheu zu haben!

In einem Brief aus dem Ende der siebziger Jahre an Professor G. Verriest bezeichnet Gezelle sich als literarisch tot („literariter si non literaliter overleden“). Er war es auch in Wirklichkeit. Aber er war keines natürlichen Todes gestorben, sondern dem Beil eines Henkers zum Opfer gefallen, und dieser Henker war nicht der Bischof Faict, sowenig Sympathie man auch dem Mann entgegenbringen mag, sondern er hieß Heremans.

In der Mainummer des Jahrganges 1863 der Brüsseler „Nederduitsch Maandschrift“ veröffentlichte dieser eine 16 Seiten lange „Würdigung“ von Gezelles „Gedichten, Gezangen en Gebeden“, welche die Redaktion bei ihm bestellt hatte: sie war vor die richtige Schmiede gekommen, denn dieser Richter übernahm das Nachrichteramt sofort mit! In seiner Besprechung heißt es unter anderm: „Der Herr Guido Gezelle ist kein Schriftsteller, dessen Herz voll Begeisterung für die großartigen liberalen Ideen klopft, auf die unser Jahrhundert stets mit so großem Recht stolz sein kann, er ist kein Dichter, der sich der seit langem festen und von jedermann geehrten Form bedient, wenn er seine Gefühle in Verse ausgießt; seine poetischen Erzeugnisse sind, was Ideen und Ausdruck betrifft, literarische Manifeste, die keine andere Poesie als national anerkennen als die, welche hinsichtlich der Ideen den Katholizis-

8) Und wagt ihr mir von Dichten zu sprechen, die ihr niemals imstande seid zwei Verse zu reimen, daß es stimmt!

mus als Grundlage hat und hinsichtlich des Stiles sich auf einen dürftigen Provinzialismus beschränkt ..."

„Im poetischen Ausdruck läßt sich Herr Guido Gezelle allzuoft durch unsere ungemein musikalische Sprache verleiten: er gibt uns an Stelle von Gedanken, ja selbst von Worten, mehrfach leere Klänge. Es ist indes nicht genug, Alliterationen an Alliterationen zu reihen und mit dem hohlen Gebrumme einer Reihe Onomatopöien unsere Ohren voll zu blasen: der Dichter, der mit diesem flittergoldenen Mantel die Magerkeit seiner Muse verbergen will, beweist nur seine Ohnmacht oder seinen schlechten Geschmack."[9])

„Die von Herrn Guido Gezelle gewählten Vorwürfe sind oft unbedeutend, während er in der Behandlung anderer, die mehr Interesse erwecken, von Breitspurigkeit und langweiliger Lahmheit nicht freizusprechen ist. Oft werden dieselben Gedanken mit anderen, bisweilen mit denselben Worten wiederholt, ohne daß die geringste Notwendigkeit besteht oder Rhythmus und Harmonie dabei gewinnt. — Aber die Kritik, die ein strenges, mißbilligendes Urteil über die Gedichte des Herrn Guido Gezelle fällen muß, darf die Beweise nicht schuldig bleiben. Die Gedichtsammlung bietet sie in Überfluß."

Es werden dann als „Muster von Bedeutungslosigkeit" und „Reimereien" einige Gedichte angeführt, zuletzt das prächtige „Regina coeli"[10]), und dann geschlossen: „Doch genug! wer von unseren Lesern Lust hat, noch hundert Stück solcher geschmacklos ineinandergeschmiedeter Wörterglieder kennen zu lernen, die Gelegenheit hat er dazu."

„Es ist vor allem die Metrik, in der der Herr Guido Gezelle sich als Revolutionär ärgster Sorte zeigt: dort wirft er keck das Unterste zu oben. Er mengt verschiedene Versmaße durcheinander oder schert sich überhaupt nicht um solche; er reimt oder reimt nicht, ohne sich an eine Regel zu binden. Oft unterscheiden sich seine Verse von der Prosa nur dadurch, daß sie mit einem großen Anfangsbuchstaben beginnen und je nach ihrer Länge mehr oder minder aus- oder einspringen. Der Herr Guido Gezelle macht einen übermäßigen Gebrauch nicht nur von Assonanzen, sondern von allerlei mangelhaften Reimen: ‚klingt es nicht, so klappert's doch'! scheint das oberste Gesetz seiner Metrik zu sein. Bietet sich ihm nicht ohne weiteres ein Reim, so hat er doch noch seinen westflämischen Dialekt, der ihn aus der Verlegenheit zieht... Wir möchten wirklich dem Herrn Guido Gezelle anraten, überhaupt nicht mehr zu reimen, da es für ihn offenbar ein solch schreckliches Hexenwerk ist."

An das Gedicht „Super flumina" wird für den so überaus feinhörigen Dichter folgende Lektion geknüpft: „Wer Ohren hat, bemerkt sofort, daß es bei diesen harten would-be-Daktylen an vielen Stellen hapert. Man sieht es, der Dichter hat die Prosodie bei unserem feinen Dautzenberg nicht gelernt, und die vom Institut gekrönte Abhandlung über den Versbau von Prudens van Duyse ist ihm ein versiegeltes Buch."

Zum Schluß wird doch noch die Anlage des Dichters anerkannt, zu einem

9) Die Sperrung rührt hier wie folgende von mir her.

10) In dem Büchlein Vlaemische Dichtung, Jena bei E. Diederichs 1910, findet man es sogar unter den 14 aus Gezelles Gedichten ausgewählten Stücken.



außergewöhnlichen Talente werde sich diese aber nur dann entwickeln, wenn er aufhöre, „allerlei planmäßigen Sonderbarkeiten und geschmacklosen Halsbrechereien" zu huldigen.

Wer aus diesen Proben, zu denen jede Bemerkung überflüssig ist, nicht den Eindruck gewonnen hat, daß diese Rezension noch etwas anderes als ein Ausfluß kritischer Unfähigkeit ist, der lese die Bemerkung zu dem Gedichtchen: „'k zat bij'n boom te lezen", und er wird sich davon überzeugen, daß auch Böswilligkeit ihren Anteil daran gehabt hat. Wäre Heremans irgendein beliebiger „letterkapaun" gewesen, an denen Flandern so reich war, dann hätte sein Elaborat nicht verdient, hier wieder ausgegraben zu werden. Aber er war Professor der flämischen Sprache und Literatur an der Universität Gent und von einem schier unbegrenzten Ansehen und Einfluß auf literarischem Gebiet, dem freilich seine geistige Bedeutung in keiner Weise entsprach. Wehe ihm, gegen den er als literarischer Pontifex maximus das Beil zu etwas anderem als zum Weihen erhob: er war für die literarischen Kreise abgetan! Soviel ich weiß, haben nur zwei Männer seine Autorität je ernstlich anzutasten gewagt: Nolet de Brauwere van Steeland und August Snieders: sie werden dafür aber noch heute in der flämischen Literaturgeschichte scheel angesehen!

Kein Mensch in ganz Flandern trat für den armen, ohnehin schon so tief erschütterten Dichter ein, keiner schalt das Urteil, alles schwieg vor dem Gewaltigen, der da gesprochen: Accusatus, judicatus, justificatus, konnte Gezelle von sich sagen. Die Freidenker von literarischem Ansehen waren also mit seinen frommen Confratres einer Meinung über ihn, und wer hätte da noch an der Gerechtigkeit des Urteils zweifeln können? Er selbst wurde irre an sich und seiner Begabung, und das war natürlich; denn es war die größte Schwäche des bescheidenen Mannes, daß er Leuten, die — wenn auch dei providentia et hominum confusione — zu höherem Amt und Ansehen gelangt waren, immer mehr zutraute als sich selbst. Das kann hier nicht nachdrücklich genug betont werden. Dabei war er gegen Lob und Tadel nichts weniger als unempfindlich; sein Neffe, Caesar Gezelle bezeugt es, daß „ein Wort der Anerkennung ihn in die Luft heben, Verkennung ihn zu Boden drücken" konnte. In dieser Hinsicht ging es ihm ganz wie seinem großen Landsmann Conscience, der offen von sich bekennt: „Er ist doch so wohltuend und süß, der Weihrauch, den der Künstler in Person einatmen kann." Was Gezelle einzuatmen bekam, roch keineswegs nach Weihrauch! Er ertrug es und wehrte sich nicht, sondern suchte ein Mensch und Dichter zu werden, wie es die andern waren, die allallgemein als musterhaft galten. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß Gezelle zu dichten und schriftstellern aufgehört habe, im Gegenteil, die sechziger Jahre bilden in seinem Leben die Zeit seiner regsten Betriebsamkeit, aber was er damals gedichtet, ist flüchtig hingeworfen, meist auch in alle Winde zerstoben, und unter dem Erhaltenen ist kaum etwas von bleibendem Werte: er half den Toten ihre Toten begraben und wurde zunächst Tagesschriftsteller. Als er nämlich 1861 am Englischen Seminar in Brügge, das ein steinreicher Engländer behufs Ausbildung katholischer Geistlichen für England gegründet hatte, Lehrer geworden war, ohne gerade viel Arbeit zu bekommen, erhielt er „von hoher Hand" den Auftrag, eine

volkstümliche katholische Zeitung als Gegengewicht gegen den liberalen „Westflaming" zu gründen. Das politische Leben in Brügge war damals sehr rege, trug aber einen durchaus kleinstädtischen Charakter: die Kämpfe wurden ländlich-sittlich in Hemdsärmeln mit Pflastersteinen und Jauchekübeln ausgefochten. „Persönliche Angriffe", schreibt de Flou in seinem Nachruf auf Gezelle[11]), „Beschimpfungen und oft grobe Verleumdungen nahmen den Platz ein, welcher der Besprechung von Ansichten und Grundsätzen hätte dienen sollen." Gezelle war dort noch weniger an seinem Platze denn früher als Rechen- und Handelslehrer in Rousselare: ein Politiker war er sowenig wie ein Polemiker, und keins von beiden ließ sich auch aus ihm machen. Was er selbst für das von ihm redigierte „Kiesgazetje" (Wahlblättchen) und nach dessen baldigem Eingehen für die Wochenschrift „'t Jaar 30" geschrieben hat, besteht durchweg aus lehrhafter Prosa oder volkstümlichen Gedichten. Aber seine Mitarbeiter richteten sich nicht nach ihm, sondern beschossen den „Westflaming" mit derselben Munition, deren er sich bediente. „Welche Grobheiten und Gemeinheiten die beiden Blätter jahrelang austauschten, ist wirklich nicht zu beschreiben." Übrigens war Gezelle unter dem Decknamen „Spoker" (Spukgeist) auch Mitarbeiter an der viel gelesenen bissigen Wochenschrift „Reinaert de Vos", die der Faustübersetzer Vleeschouver von 1860 bis zu seinem Tode (1866) in Antwerpen herausgab.

Was vorauszusehen war, trat ein: er machte es auch als Zeitungsschreiber keinem recht! Von den Gegnern mit einem Hagel von Bosheiten und Verleumdungen überschüttet, wurde er von der Behörde für die Übeltaten anderer verantwortlich gemacht und fiel noch tiefer in Ungnade, als er ohnehin schon stand. Das Ende war 1872 eine Versetzung als Unterpastor nach Kortryk.

„Geen voetpad of't gaat nijdschap langs,
geen huis of't woont verraad in,
geen oore of is vol woordenvangs,
geen goed of daar zit quaad in." [12])

Eine Beförderung war die Versetzung keineswegs, sollte es auch nicht sein, aber sie war doch eine wahre Wohltat für Gezelle, da sie ihn aus unleidlichen Verhältnissen heraus in einen Wirkungskreis führte, wo er Ruhe und Frieden fand. Im Verkehre mit dem Volke, das ihn verehrte, und mit Freunden, die ihn verstanden, gewann er allmählich die Lebensfreude zurück. Freilich, ganz heimisch ist er dort nicht geworden, ebensowenig wie Conscience. Das scheint mir wenigstens aus einem Gedichte hervorzugehen, das „Kortryk" überschrieben ist. Der Dichter befindet sich — das ist kurz der Inhalt — auf der Eisenbahnfahrt von Brügge nach Kortryk, und die Abendsonne zaubert allerlei Bilder vor seine Augen. Plötzlich ist alles verschwunden, er erwacht aus seinen Träumen, der Zug ist am Ziele:

„— Wat is er geschied?
'k en zie mij noch zonne,
noch boomen meer branden:
ist vaartuig aan't zinken,
met allen aan boord?
Wat hoore ik voor vreemde
geruchten? — Wij landen:
'Courtrai'! 't is al schuiflen
en fransch, van nu voort." [13])

11) Jaarboek der Koninklijke Vlaamsche Akademie 1901 S. 117 ff.

12) Kein Fußpfad, oder es geht Bosheit entlang, kein Haus, oder es wohnt Verrat darin, kein Ohr, oder es ist voll Wortverdrehung, kein Gutes, oder es sitzt Böses darin.

13) — „Was ist da geschehn? ich sehe weder Sonne noch Bäume mehr brennen;



4.

Die Mußezeit, welche die Seelsorge ihm ließ, benutzte Gezelle zunächst zum Sammeln ausgestorbener oder nur noch im Volksmunde erhaltener Wörter, die für das „Westvlaamsch Idioticon" von de Bo bestimmt waren. 1881 gründete er mit seinen Schülern Hugo Verriest, Karl de Gheldere u. a. „Loquela", eine Monatsschrift für Sprachliebhaber. Wenn auch die Fachleute den sprachwissenschaftlich nicht geschulten Sammlern dort, wo sie über das Sammeln hinausgingen, vielfach nicht zustimmen können, so hat er sich durch dieses selbst doch unstreitig ein großes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Für ihn aber war diese Tätigkeit noch von ganz besonderer Bedeutung: er, für den das Wort an sich schon lebendige Poesie darstellte, von dessen Gedichten nicht wenige durch ein Wort, eine Wendung, einen Spruch hervorgelockt sind, wurde auf diese Weise allmählich in die alte Bahn seiner schriftstellerischen Tätigkeit wieder eingelenkt. Zunächst zeigten sich die Folgen dieser Studien darin, daß er ein noch entschiedenerer Gegner der Fremdwörter wurde, als er früher schon war, da er erkannt hatte, daß man im Mittelalter weit weniger Gebrauch von ihnen gemacht hatte, als es in der Gegenwart geschah, und man daher gewöhnlich nur in die mittelalterliche Schatzkiste zu greifen brauche, um den besten Ersatz für die ausländische Ware zu finden. Von jetzt ab bediente er sich keines Fremdwortes mehr, für das ein germanisches sich finden ließ; selbst die theologischen termini technici hat er zu verdrängen sich bemüht.

ist's Fahrzeug am Sinken mit allen am Bord? Was hör ich für fremde Laute? Wir landen: 'Courtrai'! 's ist alles Geflöte und Französisch von jetzt an."

Unterdes waren einige der ehemaligen Schüler Gezelles selbst als Dichter und Schriftsteller aufgetreten; es schien sich eine Schule Gezelles bilden zu wollen, die freilich vorderhand auf Westflandern beschränkt blieb. Im übrigen Flandern wurde über sie, ebenso wie über den Meister, der Bann verhängt. Heremans war unterdes veraltet († 1884), und sein Nachfolger auf dem Stuhl des literarischen Hochgerichtes in Flandern war der Museumsdirektor Max Rooses in Antwerpen geworden, unzweifelhaft ein erheblich feinsinnigerer Kritiker als Heremans, doch auch nur innerhalb der von überliefertem Geschmack (Taine) geheiligten Gesetze von sicherem Urteil. Für das wirklich Neue hatte er kein Auge oder wenigstens keinen Sinn, und doch macht gerade das erst einen wirklich bedeutenden Kritiker aus. In einem Aufsatz „De Zuidnederlandsche Dichters van 1830 tot 1880", den er zuerst in der holländischen Zeitschrift „De Gids" veröffentlichte und dann in sein „Nieuw Schetsenboek" aufnahm (Gent 1882), spricht er auch über Gezelle. Er sieht in ihm nur einen Mystiker, wodurch der Dichter, der von einem wirklichen Mystiker sehr wenig an sich hat, von vornherein in ein falsches Licht gerückt wird. Aus seinen recht verschwommenen Herzensergießungen will ich hier des Raumes wegen nur zwei Sätze herausnehmen: „Die Nebelbilder, die dem Mystiker vor dem Geiste schweben, mögen geeignet sein, um in Gebeten und Seufzern ausgegossen zu werden, *aber sie lassen sich nicht mit festen Strichen und in lebendigen und anschaulichen Farben in Liedern wiedergeben, die Kunstwerke genannt zu werden verdienen*..."

„Die Schule von Gezelle hat die allgemeine Beurteilung nicht Lügen ge-



straft; weder er selbst, noch seine Jünger, soweit sie ihm treu blieben, brachten ein Gedicht hervor, das bemerkenswert genannt werden kann; sie verdienten doppelt und dreifach die Angriffe, denen ihre ungewöhnlichen Formen und Vorstellungen ausgesetzt waren." [14])

Es ist wirklich tragisch, daß der größte flämische Dichter von den führenden Geistern seines eigenen Volkes dauernd so schmählich mißhandelt wurde, und uns Deutschen kann es wohltun, zu sehen, daß eine Deutsche, Ida von Düringsfeld, bereits 1861, als die „Gedichten" noch nicht einmal erschienen waren, ganz anders urteilte: „Einige seiner Dichtungen gehören zu den schönsten, die ich im Flämischen kenne, man kann von ihnen im besten Sinne des Wortes sagen: sie sind von einem Priester." Man kann übrigens aus der Rezension von Rooses deutlich ersehen, daß die Schar der Anhänger Gezelles stark im Wachsen begriffen war. Er sucht das den Holländern in folgender Weise zu erklären: „Die Begeisterung oder die Schwärmerei, man nenne es, wie man will, verleiht seinem Wesen etwas Berauschendes, das auf junge Gehirne, die des Dichters Überzeugung teilen, leicht ansteckend wirken muß. Ein junges und warmes Gemüt findet es hier unten leicht etwas kalt und kann es für etwas Schönes halten, sich der alltäglichen Wirklichkeit zu entziehen und über den Wolken in himmlischen Visionen und träumerischen Spekulationen zu schwelgen." Allein schon damals konnte einer der flämischen „Schwarmgeister", Albrecht Rodenbach, in der Vorrede zur Gudrun (Gent 1882) ausrufen: „Und die Holländer mußten dazwischen kommen, um Westflandern recht zu geben und die Schreier allhier zum Schweigen zu bringen. Und seitdem schweigen sie, aber die westflandrischen Dichter behandeln sie wie Parias in unserer Literaturgeschichte." Und wirklich waren es keine Mystiker und Visionäre, sondern die nüchternen Holländer, die den schweren Stein von dem Grabe wälzten, in dem die führenden Geister Flanderns ihren größten Dichter eingesargt hielten. Und das ist so zugegangen:

Vor 1880 lag die Dichtkunst in Holland wie in Flandern völlig in den Banden des rhetorischen Handwerks. Die Dichtkunst wurde als eine edle Gottesgabe betrachtet, dem begnadeten Menschen verliehen, um seine Mußestunden in würdiger Weise damit auszufüllen. Wollte man sich ihr widmen, so suchte man zuerst nach einem „erhabenen" Gegenstand, und hatte man ihn gefunden, so bemühte man sich, in eine feierliche Stimmung zu kommen, um mit Eleganz den Stoff in die

14) Welches Ansehen Rooses bei den Flamen genoß und noch genießt, und wie tief diese noch immer im Rederijkertum stecken, möge folgendes Urteil über ihn zeigen, das Coopmann und Scharpé (Geschiedenis der Vlaamsche Letterkunde, Antwerpen 1910 S. 248) anführen und damit sich aneignen: „Möge einst die flämische Literatur den hohen ästhetischen Anforderungen von Max Rooses entsprechen, dann werden die flämischen Schriftsteller Platz nehmen dürfen in der Reihe der bedeutenden Dichter und Denker Europas." Also nur fleißig Max Rooses studieren, ihr jungen flämischen Dichter, dann kann's nicht fehlen! Konsequenterweise hätten die Verfasser übrigens Gezelle, der, wie man hier sieht, den hohen ästhetischen Anforderungen von Max Rooses ja in keiner Weise genügte und sich auch später noch den Teufel darum scherte, als abschreckendes Beispiel vor Augen stellen müssen, — aber sie preisen auch diesen wie der beste Holländer! Es geht doch nichts darüber, wenn man kalt und warm aus einem Munde zu hauchen versteht!



überlieferten Formen der ehrwürdigen Dichtersprache gießen zu können. Diese lag in Worten und Wendungen, Vergleichen, Bildern und Figuren fertig vor, geeicht und abgestempelt von den Meistern der Kunst, Beets, Da Costa, Tollens, Bilderdijk usw. Wohl gab es den einen oder andern Dichter, der in diesem ästhetischen Kettenpanzer nicht völlig erstickte, aber seine ursprüngliche Natur konnte darin doch nicht die notwendige Bewegungsfreiheit finden, die zur Schöpfung großer Werke unerläßlich ist. Bei der großen Masse der Mittelmäßigkeiten aber schlug die Kunst mehr oder minder in Formelkram und Wortschwall aus, sie schafften nicht frei und selbständig, sondern gossen Gipsfiguren in altüberlieferte Modelle.

Anfangs der achtziger Jahre erhob sich gegen diese Auffassung und Ausübung der Dichtkunst eine Anzahl junger Dichter, die sich unter fremdem Einflusse, vor allem dem Shelleys, gebildet hatten. Außer William Kloos gehörten Albert Verwey, Herm. Gorter, Fred. van Even, Helene Swarth u. a. zu dieser Gruppe. Sie verbrannten die heiligen Bücher der Dichtkunst, zerschlugen die alten Modelle und verlangten engsten Anschluß an Natur und Leben. Sie verwarfen die Suche nach „würdigen" Gegenständen und schöpften aus eigener scharfer Beobachtung und ganz persönlicher Erfahrung. Wort und Bild sollte dem wirklichen Leben abgelauscht werden, musikalisches Gefühl das einzige Gesetz des poetischen Rhythmus bilden und zwischen Inhalt, Sprache und Form eine vollkommene Harmonie bestehen. Dabei wurde die innere Welt vor der äußeren bevorzugt; das Austönenlassen von Stimmungen, individuellem Sehnen, Fühlen und Wahrnehmen betrachtete man als die Hauptaufgabe. Da den Anhängern dieser neuen Richtung in der öffentlichen Meinung nicht Licht und Luft genug zugestanden wurde, stellten sie dem alten „Gids" (Führer) einen „Nieuwe Gids" gegenüber, und in dieser Zeitschrift, nach der man sie kurzweg „Nieuwe-Gidsers" nannte, wurde der Kampf mit den Gegnern eröffnet. Zu diesen gehörten indes nicht nur die Vertreter der alten Ästhetik, sondern es gesellten sich zu ihnen auch solche, welche anerkannten, daß die „Nieuwe-Gidsers" der Sprache neues Leben, dem Wortschatze Mannigfaltigkeit, den Bildern Wahrheit und Natürlichkeit gebracht hatten, sich aber mit dem Inhalt ihrer Dichtungen um so weniger befreunden konnten, als sie in diesen mehr und mehr einen ausgeprägten Sensitivismus hervortreten sahen. In der Tat überschlug sich der Individualismus; die Dichter stellten ihr eigenes Herz in den Mittelpunkt des Interesses, betrachteten ihr Ich als die Achse, um die Welt und Menschen sich drehen sollten, ja ihr Egoismus wuchs sich stellenweise sogar zur Selbstvergötterung aus. Damit stießen sie nicht nur die Anhänger der christlichen Weltanschauung ab, sondern auch die der ganzen sozialen Bewegung ihrer Zeit, welcher Art und Farbe sie auch sein mochten. Sie, die da immerzu Wahrheit! Natur! Leben! riefen, übten einen Ichkult, den jeder gesunde und natürliche Mensch als unwahr, unnatürlich und krankhaft empfinden mußte. Denen, welche in den sozialen Kämpfen der Gegenwart standen oder diese auch nur beobachteten, mußten diese Ich-Priester, die abseits von aller Welt in einem selbstgebauten Tempelchen dem Kulte ihres eigenen Seelchens oblagen, als eitle Sonderlinge, wenn nicht als etwas Schlimmeres erscheinen. Deshalb sank

ihr Ansehen um so schneller und stärker, je mehr man erkannte, daß das Evangelium, welches sie verkündeten, nicht neu war, vielmehr das, was als richtig in ihm anerkannt werden mußte, bereits zu einer Zeit, als sie sich noch erst von der Wiege aus der Welt bemerkbar machen konnten, in die Tat umgesetzt worden war — von Guido Gezelle.

Gezelle hatte in Holland von Anfang an einzelne Verehrer gehabt — waren doch seine „Gedichten" usw. Jos. A. Alberdingk Thym in Amsterdam gewidmet —, aber die Gemeinde war klein geblieben. Erst jetzt auch sah man ein, daß man in ihm nicht bloß einen wirklichen Dichter besaß, sondern sogar einen Bahnbrecher, der zu früh geboren und seiner Zeit allzu weit voraus gewesen war. Zugleich aber überzeugte man sich davon, daß man getrost die alten Dichtergötter verlassen und den modernen anhangen könne, ohne eine neue Welt- und Lebensauffassung annehmen zu müssen. Übrigens waren es die „Nieuwe-Gidsers" selbst gewesen, die Gezelle auf den Schild erhoben hatten und ihm auch nach wie vor treu blieben.

5.

Die Eisberge, welche sich um Gezelle aufgetürmt hatten, begannen so allmählich zu schmelzen; das stets unter dem Einfluß der holländischen Sonne stehende literarische Flandern vermochte sich gegen die warmen Strömungen aus dem Norden nicht abzuschließen. Die Autorität von Rooses und seinem Anhange begann ins Wanken zu geraten; die fortschrittliche Jugend gründete in Brüssel ein eigenes Organ „Van Nu en Straks" (1893), das zwar nicht gerade als ein Ableger von „Nieuwe Gids" bezeichnet werden mag, aber doch ohne ihn nicht denkbar wäre. Zwar blieben die Gründer und Mitarbeiter: Aug. Vermeylen, Cyriel Buysse, Prosper van Langendonck, Karl van der Woestijne u. a., ebensowenig wie die „Nieuwe-Gidsers" unangefochten, aber Holland, auf das die literarisch Altgläubigen früher immer bewundernd geblickt und gewiesen hatten, stand jetzt auf ihrer Seite, und damit waren die Gegner ihrer besten und beliebtesten Waffe beraubt. Jeder Anhänger von „Nu en Straks" war aber zugleich ein Apostel Gezelles, wenn es freilich auch schwerer und langsamer ging, den Propheten in seinem Vaterlande zur Geltung zu bringen als in der Fremde.

Aber die Zeiten wurden für Gezelle noch günstiger.

In den sozial denkenden und wirkenden Kreisen, die sich um Kuyper auf reformierter und Schaepman auf katholischer Seite bildeten, stand Gezelle, der vom Scheitel bis zur Sohle individuelle, aber von allem Individualismus himmelweit entfernte Dichter, von Anfang an in hoher Achtung und Verehrung, aber zu allgemeiner Anerkennung gelangte er doch erst, als die Sozialisten auch auf dem Gebiet der Literatur eine Macht wurden und ein Programm für die Dichtung der Zukunft entrollten. Das ging nicht ohne heftigen Kampf und scharfe, zum Teil ungerechte Angriffe auf die „Nieuwe-Gidsers" ab, von denen indes die bedeutendsten zum Feinde übergingen. Die Hauptvertreter der auf diesem Gebiete durchaus reaktionären Fortschrittler waren van Eeeden, Herm. Gorter, Henriette Roland Holst van der Schalk u. a. Als ihr Wortführer mag hier Adama van Scheltema dienen, auch als Dichter eine eigenartige und kraftvolle Persönlichkeit. Mit der ganzen Glut eines Apostels, aber auch mit der Ein-

seitigkeit des Parteimannes verkündete er das Dichter-Evangelium der neuen Zeit in seiner Schrift „De grondslagen eener nieuwe Poezie" (Rotterdam 1907), die freilich erst acht Jahre nach Gezelles Tode erschien, aber den klarsten Blick in die ganze Bewegung und ihre Ideale tun läßt.

Die Kunst soll nach Scheltema stilisierte Humanität sein; keine Schönheit allein der Schönheit wegen, wohl aber das Leben in der Form der Schönheit. Der Dichter muß mit seinem Denken und Empfinden im allgemein Menschlichen wurzeln, sonst gelingt es ihm nicht, seine Gefühle in die Herzen seiner Leser zu überführen. Zwischen Gefühl und Verstand muß Gleichgewicht bestehen, alle wahrhaft großen Dichter der Vergangenheit haben ihren Werken einen starken gedanklichen Einschlag gegeben. Auch Phantasie und Humor müssen wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

„Nicht die Kunst um der Kunst, sondern um der Gesellschaft, um unserer Mitmenschen willen. Wir müssen an der Kunst ‚etwas haben', Kunst muß uns ‚etwas geben'. Wenn wir einen Abend sehen, dann muß ein Gedicht unsere Stimmung wiederholen und sie heben; wenn wir lieben, muß die Kunst unser Herz mit Lenzblumen bekränzen; wenn wir weinen, müssen wir in der Kunst die süße Spiegelung unserer eigenen Tränen sehen — das ist Kunst, dazu ist die Kunst immer dagewesen, von den ersten Griechen, von den mittelalterlichen Troubadours bis zu dem Vorgeschlecht der Achtziger — bis die Wahnwitzigen, ihre Mitmenschen ignorierend, ihre Gemeinschaft beleidigend, dachten, daß sie die Meister anstatt edele Diener der Gemeinschaft seien..., eine Aufgabe, die uns aufgelegt ist, weil wir zufällig eine tiefere, gefühlvollere Seele haben als die anderen, weil unser Glück und unser Schmerz so viel größer ist als der ihrige, weil unsere Augen so viel weiter und tiefer die Schönheit erkennen als sie. Und um der Ehre und der Größe dieser Gaben würdig zu sein und sie in Ehren zu besitzen, legt der Adel unserer Seele uns die Pflicht auf, an ihrem Tische zu sitzen und mit ihnen das Beste, was wir haben, zu teilen, das Brot zu brechen, einen Lebensbecher zu trinken... um dann wieder wegzuschlüpfen, weil uns, wie dem alten Burgsänger, die Einsamkeit noch immer lieb ist."

„Die Kunst der Kunst wegen! Nein, Gott Dank nicht mehr... Wir müssen wieder die Sänger von dereinst werden und uns niederlassen an der Tafel der Lebendigen und singen alles, was in ihrem Herzen vorgeht — unser eigenes Herz ist ja wie das ihrige! Und wenn sie uns nicht verstehen oder sich sogar langweilen, nun, dann haben sie das vollste Recht, uns die Tür zu weisen: Geh, blinder Sänger! wenn deine Kunst uns Gott nicht näher führt als Wein und gebratene Ferkel, dann haben wir sie nicht nötig: sing für die Vögel, sie verstehen dich vielleicht besser als wir."

Von diesem Standpunkte aus kommt er zu einer scharfen Verurteilung der „Nieuwe-Gidsers" und zum Teil auch der Mitglieder von „Van Nu en Straks"; besonders hart ist er gegen Karel van de Woestijne: „der üppigste und zugleich echte Dekadent, reich, berauschend, von giftigem Duft, aber ohne Samen oder Frucht." Hingegen erscheinen ihm als die echtesten und vollkommensten Typen eines idealen „Gemeinschaftsdichters" die beiden Gottbegnadeten, Goethe und Gezelle, — die es beide freilich auf dem Wege durch die Sozialdemokratie nicht geworden sind!



So von Freund und Feind in gleicher Weise anerkannt, stand Gezelle auch nach dem Falle der „Nieuwe-Gidsers" fester denn je im Ansehen bei den Niederländern; die offiziellen flämischen Kritiker waren ausgeschaltet und schwiegen oder stimmten bei — wenn auch zum Teil noch mit sehr sauersüßen Mienen.

Gezelle wurde in Holland ein wirklich populärer Dichter. So erschien denn auch die erste Gesamtausgabe seiner Werke (10 Teile) in Amsterdam bei L. J. Veen, und sie hat seit 1901 bereits vier Auflagen erlebt, ein ungewöhnlicher Erfolg, zumal sie nicht wenig zu wünschen übrig läßt.

Das ist der geschichtliche Hintergrund, vor den man den Dichter stellen muß, wenn man seinen Werdegang richtig verstehen will.

6.

Wir haben oben gesehen, daß Gezelles „Verstummen" zeitlich zusammenfiel mit seiner Verurteilung durch Heremans. Die Entstehung seiner Übersetzung von Longfellows „Song of Hiawatha" fällt zusammen [15]) mit der Gründung des „Nieuwe Gids", und die erste Gedichtsammlung aus seiner zweiten Periode, der „Tijdkrans", erschien im selben Jahre wie die erste Nummer von „Van Nu en Straks". Ist das Zufall? Es wäre ein merkwürdiger Zufall, so merkwürdig, daß ich auch dann nicht an ihn zu glauben vermöchte, wenn noch eine andere Erklärung für sein auffälliges Verhalten zu finden wäre. Vielleicht hat kein anderer Dichter die Sonne so verehrt und gepriesen wie Gezelle; er bedurfte ihrer zum Leben wie zum Dichten; das war auch in anderem Sinn der Fall: als endlich aus dem Norden der Wind kam und die dicken flämischen Nebel verjagte, so daß die Sonne wieder auf ihn herabscheinen konnte, da wurde er wieder warm und froh und betrachtete die Kunst wieder mit den Augen seiner Jugend. Das ist das ganze Rätsel!

15) Die „Liederen, Eerdichten et Reliqua" sind zwar bereits 1878 erschienen, aber es sind meist Gelegenheitsgedichte, und was über das gewöhnliche Mittelmaß hinausragt (z. B. De Kobbe), gehört wahrscheinlich zu dem, was darin noch aus der Zeit vor 1860 stammt.

Zur Übersetzung von „Hiawatha" kam er auf einem bereits bekannten Wege. Ein Kortrijker Freund hatte das Gedicht übersetzt und die Übersetzung Gezelle zur Prüfung und Verbesserung übergeben. Er erhielt es in einem Zustand zurück, daß er es nicht mehr als seine Arbeit anerkennen wollte und Gezelle bat, es unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das lehnte dieser ab, aber schließlich kam man überein, daß Gezelle eine ganz neue Übersetzung anfertigen solle, was denn auch geschah. Der David-Fonds hat sie 1886 unters Volk gebracht. Für Gezelle war diese Arbeit insofern von Bedeutung, als er hier nicht seinem eigenen inneren Drang nachgehen durfte, sondern durch eine umfangreiche Dichtung hindurch in Gedanken und Ausdruck, Vorstellung und Bild, Maß und Klang einer fremden, scharf ausgeprägten Individualität folgen mußte. Der Wildling war unversehens in eine Schule geraten, und seine späteren Dichtungen verraten es, daß er darin gelernt hat. Seine von Anfang an ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache hat noch entschieden gewonnen.

Die späteren Dichtungen erschienen, von den posthumen „Laatste Versen" abgesehen, in zwei Sammlungen „Tijdkrans" (1893) und „Rijmsnoer" (1897). Ich gehe hier nicht auf sie ein, sondern



will zunächst über sein weiteres äußeres Leben kurz berichten.

Sein Bischof Waffelaert hatte ihm gelegentlich gesagt, daß „etwas für ihn geschehen solle". Dazu war's auch wirklich höchste Zeit, aber trotzdem wurde aus dem Versprechen noch nichts, wenn anders nicht darunter die 1899 erfolgte Versetzung Gezelles nach Brügge als Rektor der Englischen Augustinerinnen zu verstehen war. Die Nonnen verpflegten den alten Mann zwar vorzüglich, und das war immerhin schon etwas, aber er mußte den ganzen Tag Englisch sprechen, und das lag dem Flamen nicht. Die Gnade des Bischofs hatte überdies noch einen eigenartigen Beigeschmack: er übertrug Gezelle die Übersetzung seiner „Meditationes Theologicae"! Die Arbeit hatte für diesen indes insofern einen gewissen Reiz, als sie ihm Gelegenheit bot, einmal seinen Confratres ein frommes Werk in einem meisterhaften Flämisch zu bieten, und wenn das gelang, dann konnte sich der Bischof seinerseits beruhigt sagen (was sonst vielleicht zweifelhaft sein mochte): Non omnis moriar! Aber es gelang nicht! Der alte Baum hatte das Verpflanzen nicht mehr vertragen können und begann zu siechen. Todesahnungen beschlichen den Dichter:

„'t En gaat niet meer zoo 't ging
in 't eerste! En zijn de dagen
u jongens veel te kort,
mij dunkt het dat ze tragen
en roekloos wederstaan
mijn ongeduldig hert,
dat hunkert naar den nacht
en 't eenzaam kistenberd." [16])

Eine Geschwulst am rechten Arme wurde zwar, wie gewöhnlich, glücklich operiert, aber noch bevor das Jahr zu Ende ging, lag Gezelle unter der Erde, die „Goddelyke Beschouwingen" — so hatte er „Meditationes Theologicae" übersetzt — unfertig seinem wohlwollenden Bischof und ihrem Geschick überlassend. [17])

Er starb am 30. November 1899, ohne der Welt etwas schuldig zu bleiben; ob sie ihrerseits ihm gerecht geworden ist, ob namentlich seine Landsleute und seine Behörden sich nicht an ihm verfehlt haben, darüber mag und wird die Geschichte das Urteil sprechen: die Gegenwart kann ihnen die schwersten Anklagen nicht ersparen!

Gezelle war eine stattliche Erscheinung mit einem gewaltigen Schädel, für den die Hüte eigens angefertigt werden mußten. In den Jahren seiner Kraft war er nach Hugo Verriest ein ungemein schöner Mann. In seinem Auftreten erschien er als Künstler, trug lang herabwallendes Haar, und wenn er durch die Straßen Brügges eilte, flog sein Mantel mehr, als er hing. Das Volk nannte ihn den „Zeerelooper" (Schnellläufer). Er war ein großer Kinderfreund, und jedes Kind in der Stadt kannte und liebte ihn. In seinem Wesen war er so aufrichtig, natürlich und schlicht wie in seinen Dichtungen. Als er einmal ein Bäuerlein sah, das sich in Brügges Straßen festgefahren hatte, holte er nicht etwa Hilfe herbei, sondern stellte sich mit seinem breiten Rücken an den Wagen und hob ihn wieder aufs Pflaster. Beim Ausbruche der Cholera in Brüssel hätte er ein Hilfskomitee mit der Gräfin von

16) Es geht nicht mehr, wie's früher ging! Und sind die Tage euch Jungen viel zu kurz, mich dünkt, daß sie träge werden und hartnäckig meinem ungeduldigen Herzen widerstreben, das nach der Nacht und dem einsamen Sargbrett hungert.

17) Im 10. Teile der Sämtlichen Werke S. 156 sind Stücke in Versen daraus mitgeteilt.

Brabant als Patronin gründen können, aber statt dessen versorgte er selbst die Kranken und trug die Kinder auf seinen Armen zum Hospital. Geld besaß er nur selten, aber zum Geben war er stets bereit. Ein Stück Tuch, das seinen eigenen Rock ersetzen sollte, gab er für einen hin, der ihn, nach seiner Meinung, noch nötiger hatte. Einem anderen Bettler gab er seinen Schirm mit den Worten: Geh und verkauf ihn so teuer, wie du kannst. Er war in allem anders als die anderen, und was diese hoch und teuer einschätzten, dafür fehlte ihm jeder Sinn. Andere froh zu machen war sein höchster Genuß.

„Milde en goed zoe wilde ik wezen,
als roo riekende eerdbezezen;
als de lelie, blank en fjin,
geurig als de rosmarijn.“ [18])

Christus hätte ihn vielleicht zum Apostel gewählt, aber in Brügge ließ man ihn auf der untersten Stufe der Hierarchie sterben, man war dort zu reich an großen und guten Männern!

18) „Mild und gütig möchte ich sein, wie rote süßriechende Erdbeeren, wie die Lilie weiß und zart, duftig wie der Rosmarin.“

Gezelles einziger Schatz war die Dichtkunst, die er als eine beseligende Gottesgabe betrachtete, und deren Ausübung für ihn Gottesdienst war. Wie leicht wäre es dem überlegenen Geist nicht geworden, und wie menschlich wäre es gewesen, in Versen einmal gründlich mit seinen Gegnern abzurechnen; aber er hat es nicht getan. Kein Wort der Rache oder auch nur des Grolles ist je aus seiner Feder geflossen, nie hat er sie durch ein verletzendes Wort oder sonst irgendwie entweiht. Deshalb betrachtete er auch seine Gedichte als Fürsprecher bei seinem Schöpfer:

„O spreekt voor mij, mijn dichten, als
God eens mij reden vraagt,
is 't zake dat gij, krankgeboornen, 't arme leven draagt
tot verder als mijn grafstede, en
niet sterft, aleer ik sterf:
o, 'n weze 't dan om u niet dat
ik daar het leven derf!“ [19])

19) O sprecht für mich, meine Gedichte, wenn Gott einmal Rechenschaft von mir verlangt, falls ihr Schwächlichgeborenen das arme Leben über meine Grabstatt hinaus führt und nicht sterbt, bevor ich sterbe: o, möge es dann nicht geschehen, daß ich euretwegen das Leben entbehre!

Deutsche und französische Kultur und Kunst.

Von Richard Hamann.

Die Katastrophe, die über Europa hereingebrochen ist, ist nicht auf den Kampf der Mächte und Heere beschränkt. Sie hat geistige Gegensätze offenbart, die sich zu Schlagworten verdichtet haben wie des Militarismus, der rohen Macht, der Eroberungssucht auf der einen Seite, der Freiheit, den Menschenrechte und der Kultur auf der anderen Seite. Auch ist die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß der Deutsche fast überall unbeliebt ist, obwohl er doch in den meisten Dingen der große Lehrmeister der Menschheit geworden ist, und daß der Franzose sich einer viel allgemeineren Beliebtheit erfreut, trotz seiner Rückständigkeit in vielen Dingen, die gerade die moderne Zivilisation angehen. Obwohl der Verlauf des Krieges genugsam bewiesen hat, daß die Deutschen, überall in der Minderzahl, nur durch geistige Beherrschung der Kräfte, durch Systematik den Sieg errungen haben und deutscher Wissen-



schaft in erster Linie ihre Überlegenheit verdanken, dauert das Geschrei von den Barbaren noch immer unvermindert fort. Und es mag noch so viel von Mißwirtschaft, Korruption, Verleumdung und Unritterlichkeit in der Behandlung von Gefangenen bei den Franzosen die Rede sein, die Welt wird nicht aufhören, im französischen Geiste die Blüte der Zivilisation und Kultur zu feiern. Alle Versuche von deutscher Seite, dagegen zu protestieren und aufzuklären, haben die Sachlage nur verschlimmert, weil an der Tatsache nicht zu rütteln ist, daß tatsächlich eine Überlegenheit der Franzosen besteht. Ebenso unumstößlich ist es aber auch, daß die deutsche Kultur der französischen überlegen ist. Es sind eben zwei verschiedene Kulturen, die sich hier gegenüberstehen, verschiedene Weisen menschlichen Lebens und menschlicher Werte, die sich hier bei zwei Nationen im Laufe der Geschichte herausgebildet, verfeinert und zu jener dem ganzen Leben seinen Stempel aufprägenden Form entwickelt haben, in denen wir das Zeichen von Kultur überhaupt sehen. In dem, was jedes Volk als eigenste Leistung hervorgebracht hat, ist es naturgemäß dem anderen überlegen. Ob aber die eine Kultur der anderen vorzuziehen sei, das zu entscheiden, kann niemals Sache logischer Erwägung sein, sondern nur des Charakters oder der Geschichte, wenn sich in ihrem Verlaufe herausstellt, daß die Entwicklung einer der beiden die Führung zuweist, nachdem vielleicht vorher die andere die Zügel in den Händen gehabt hat. Vielleicht stellt schon dieser Krieg eine Art von Weltgericht dar.

I.

Den Kernpunkt französischer Lebensverfassung treffen wir, wenn wir sie als eine gesellig-gesellschaftliche auffassen, und ihr größtes Verdienst in dem Herausbilden von Formen des Gemeinschaftslebens finden. Das scheint zunächst paradox gerade im Gegensatz zum deutschen Wesen. Denn verdanken wir nicht gerade unsere Erfolge der Fähigkeit der Organisation, der Sozialisierung der menschlichen Kräfte? Es ist aber nicht nur so, daß die Franzosen in der Entwicklung der gesellschaftlichen Formen und Organisierung der Gemeinschaften vorangegangen sind, sondern daß der Sinn dieser Gemeinschaften innerhalb der französischen Kultur ein spezifisch anderer ist als der der deutschen. Diese französische Organisation ist gesellig. Ihr kommt es auf den Verkehr der Menschen untereinander an, auf die persönliche Geltung, die der einzelne dem anderen gegenüber in der Gesellschaft erlangt, die Rolle, die er darin spielt. Mit einer gewissen Übertreibung kann man es als Aufgabe der ganzen französischen Kulturentwicklung bezeichnen, Regeln solchen Gemeinschaftslebens zu entwickeln, jedem Pflichten und Rechte nach seiner Stellung innerhalb dieser Gemeinschaft zuzuweisen, Formen und Formeln für die Zusammengehörigkeit, Symbole für die Gemeinschaft zu erfinden und den Wert dieser Gemeinschaft selbst zu steigern und zu erhöhen, und mit ihm die Geltung des einzelnen, der an dieser Gesellschaft teilhat, zur Gesellschaft gehört.

Das aber ist im Grunde dem deutschen Wesen fremd. Die Deutschen sind immer in einer starken Isolierung der Personen steckengeblieben, Gesellschaft und Geselligkeit treten hinter dem Eigenleben des Individuums zurück. Daher haben auch alle Formen des Gemeinschaftslebens nie die Feinheit und Selbstverständlichkeit erlangt

wie in Frankreich, und was wichtiger ist, daher ist Frankreich jedesmal, wenn der Wert der Geselligkeit eine besondere Geltung in der Welt erlangte, stets tonangebend gewesen und nirgends stärker als in Deutschland. Der Deutsche hat in dieser Hinsicht stets als Barbar gegolten. Es wäre ungerecht, zu leugnen, daß er es auch heute noch bis zum gewissen Grade darin ist. Diese Eigenwilligkeit aber bedingte, daß nun der Deutsche mit den Dingen allein, die zum Leben nötig sind, in der Erarbeitung dieser sachlichen Werte zu einer Hingabe an diese gelangte, die nicht nur zu einer ständigen Vervollkommnung der Technik sachlicher Ausgestaltung des Lebens führte, sondern auch zu einer Vergeistigung aller dieser objektiven Güter, für deren Vertiefung nichts so sehr Zeugnis ablegt als die deutsche Musik. Hieraus entwickelte sich ein Reich der Zwecke, eine Organisation der Arbeit, die auch jedem Menschen seinen Platz anweist, aber immer nur mit Hinsicht auf seine sachliche Leistung, jenseits deren seine Person sich völlig unabhängig von der Gesellschaft, in der er schafft, erhalten kann. Ja, die höchsten Leistungen dieser objektiven, sachlichen Kultur gehen, auch wo sie durch die Rücksichten auf den gemeinsamen Bestand dieser objektiven Werte und ihren Zusammenhang bestimmt werden, in völliger Einsamkeit vor sich.

Und noch ein anderer Grundzug deutschen Wesens resultiert aus diesem Individualismus, die Fähigkeit der Versenkung in fremdes Wesen und eine ausgesprochene Toleranz, das Geltenlassen anderer Existenzen und Anerkennung jeglichen Eigenlebens.

Von diesem Geselligkeitstrieb und dem Bedürfnis persönlicher Geltung in der Gesellschaft bei den Franzosen und von dieser Eigenbrötelei und der Hingabe an sachliche Zusammenhänge verstehen wir viele Züge des heutigen Lebens der beiden Völker und ihrer Geschichte.

Frankreich ist früh zu einem politischen Einheitsstaat in nationalen Grenzen gelangt, als Deutschland noch, zerrissen in unzählige Territorien und Kleinstaaten, ein ohnmächtiges politisches Gebilde und ein Spielball fremder Mächte war. Vor allem aber ist Frankreich das Land der großen Organisationen gesellschaftlicher Art. Hier haben die großen Mönchsorden ihre Heimat, die Kluniazenser, die Zisterzienser, und sind eine Weltmacht geworden durch den echt französischen Geist personaler Vergesellschaftung, das Ranggefühl des einzelnen und den Herrschergeist des Ganzen. In Frankreich entfaltete sich das Rittertum mit seinem starken Standesbewußtsein, seinen feinen Lebensformen und geselligen Idealen des Hoflebens und der Bindung des einzelnen unter den Geist der Gemeinschaft. Der Höhepunkt der französischen Kultur und politischen Geschichte bleibt doch immer die Zeit Ludwigs XIV., die klassische Epoche Frankreichs, wo uns ganz Frankreich als eine einzige streng geordnete Gesellschaft erscheint, in der der Wert jedes einzelnen davon abhing, wie nah oder fern er der Spitze dieses gesellschaftlichen Wunderbaues, dem Gipfel der Macht, dem absoluten König stand. Nur aus diesem starken Gemeinschaftsgefühl und der Schätzung der gesellschaftlichen Stellung heraus ist es zu verstehen, daß ein Volk, das eben in der Revolution sich die Freiheit von aller Tyrannei erkämpft hatte, einem Despoten und Eroberer wie Napoleon zujubeln konnte. Noch heute sonnt sich ganz Frankreich im Glanze dieses Man-

nes. Der Mönch, der Ritter (Kavalier), der Hofmann und im 19. Jahrhundert noch der Bourgeois als Standesbezeichnung aufgefaßt, sind Typen des fransösischen Wesens, die die Geschichte verwirklicht hat. Sollten wir aber Typen deutschen Wesens aufzählen, so würden wir den deutschen Bauern nennen, und die ansehnliche Rolle, die er im deutschen Leben spielt, dann den Handwerker und an Hans Sachs dabei denken, den Kaufmann und den Gelehrten, lauter Menschen, die arbeiten und schaffen und von der Standesgeltung mehr oder minder unabhängig sind, denen ihr eigenes Reich ihre Welt ist. Wo wir aber in Deutschland Typen und Lebensverfassungen finden wie in Frankreich, da würde es nicht schwer sein, die Vorbilder dafür im jetzigen oder vergangenen Frankreich nachzuweisen, sowohl in dem Zeremoniell unseres Hofes und dem Gottesgnadentum des Herrschers, wie in den geselligen Formen unserer Aristokratie und schließlich im Standesgefühl unserer Offiziere.

Denn das ist das Merkwürdige: kein Vorwurf, der gegen die Deutschen erhoben wird, ist stärker als der des Militarismus. Und dennoch ist nicht nur alles, was wir am preußischen Offizierkorps und Soldaten als positiven Wert empfinden, der Geist der Über- und Unterordnung, die Treue gegen den obersten Kriegsherrn, die Sicherheit des Auftretens in der Gesellschaft und die Galanterie gegen Frauen, das Herrschenkönnen und Sichzusammennehmen, das Gehorchen und Befehlenkönnen, das Gefühl für Rang und Stand, kurz alles, was sich um den Begriff der Ehre gruppiert, direkter Abkömmling der ritterlichen Kultur des französischen Geistes, sondern noch heute ist Frankreich voll von Idealen, die der Schätzung militärischer Macht und Ruhmes um ihrer selbst willen entspringen, und aus seiner Geschichte ist das zu verstehen. Sind nicht schon die Kreuzzüge, die von Frankreich aus ihren Ursprung nahmen, ein Ausfluß dieses militärischen Geistes, der zur Ehre des Höchsten, um den sich die ritterliche Welt scharte, die Welt unterwerfen will, ein Idealismus militärischen Gemeinschaftsgefühles, wie er höher nicht gedacht werden kann? Wo könnte eine militaristisch-imperialistische Politik sich besser ihre Vorbilder holen als bei den Raubzügen Ludwigs XIV.? Und wann hätte in neuerer Zeit je die Welt ein glänzenderes und verhängnisvolleres Beispiel militärischen Machtbewußtseins gesehen als bei dem Phänomen Napoleon. Dieses Gefühl aber für die auf militärischen Erfolgen beruhende Gloire der *grande nation* ist noch heute lebendig in Frankreich, und wir dürfen wohl glauben, daß es nicht der Verlust von Stammesbrüdern ist, um den die Franzosen bei Elsaß-Lothringen trauern, denn die Elsaß-Lothringer waren immer die Zielscheibe des Spottes für die Franzosen, sondern die verletzte militärische Ehre, die für eine Niederlage Revanche fordern muß. Gleich bewährt sich auch da wieder die echt deutsche Eigenschaft des Verstehens, daß wir nun dieses vom Standpunkt jener Rang- und Ehrenkultur edlen Motives wegen den Franzosen als ritterlichsten Gegner am höchsten einschätzen. Das Wesentliche ist, in Frankreich ist der militärische Geist wirklich populär, ein Teil der Kultur. Man muß einmal die Manöverberichte im „Matin“ gelesen haben, diese Jubelhymnen auf ihre glorreiche Armee, wahre Fanfaren militärischer Begeisterung, voller Empfindungen, wie sie ein Fürst bei einer Parade seiner Truppen haben könnte, und muß dann die sachlich



trockenen Manöverberichte selbst in unseren chauvinistischen Zeitungen damit vergleichen, für die sich niemand interessiert als gerade der Fachmann. Ich erinnere mich der rhetorischen Schilderung einer glänzenden Kavallerieattacke aus dem „Matin“, bei der in einem Nebensatz gesagt wurde, daß im Ernstfall niemand mit dem Leben davongekommen wäre. Aber dieser Heroismus, dieser Élan! Und immer wird diesen glühenden Schilderungen schon ein imaginärer Feind zugrunde gelegt, dessen Mannschaften natürlich Maschinen sind, der französische Soldat aber ist Held und Feldherr zu gleicher Zeit.

Dagegen schäzten wir gerade am Militarismus die technische, vom Geist der Wissenschaft und Arbeitsorganisation geleitete Maschinerie und die Erziehung zur Hingabe an die sachliche Leistung durch Unterordnung der Person. Und aus diesem Sachlichkeitstrieb heraus versteht sich, daß von jeher der Deutsche als Söldner sehr hochgeschätzt war, weil auch ihm der Krieg ein Handwerk war, für das man sich verdingen kann. Und wir alle sind überzeugt, daß die von offiziöser und privater Seite immer wieder behauptete Friedensliebe der Deutschen nicht bloß eine politische Phrase ist. Wir können uns nicht denken, daß vor dem Kriege deutsche Zeitungen in Vorstellungen schwelgten, wie die französischen es taten, durch Legionen von Fliegern deutsche Städte vernichten zu lassen, nur um im Gefühl der Macht und Rache sich zu sättigen, da wir doch fast bis zum Schaden an der eigenen Sache bemüht sind, in Feindesland zu erhalten und zu schonen, was zu erhalten ist.

Durch dieses Gefühl für die Größe und den Wert der Gemeinschaft, der man angehört und von der man selbst seinen Wert empfängt, einen Nationalismus, der heute noch so lebendig ist wie früher, und durch das Bedürfnis nach persönlicher Geltung innerhalb der Gesellschaft ist die politische Interessiertheit der Franzosen zu verstehen. Der Franzose denkt durch und durch politisch und ist mit einer Leidenschaft an den täglichen Fragen des Parteikampfes und der internationalen Mächteverschiebung beteiligt, wie wir sie nur aus den Erfahrungen des Krieges verstehen können. Für den Franzosen aber ist auch die Friedenspolitik in erster Linie Kampf der Parteien, der im Parlament und in der Presse ausgefochten wird. Die Gleichgültigkeit gerade des gebildeten Deutschen gegenüber politischen Tagesfragen ist ja ein oft eingestandener Mangel und dennoch erklärlich, da die sachliche Welt, in der er lebt, um so weniger von diesem Kampf um die Macht und den Vorrang berührt wird, je vergeistigter sie ist. Für uns ist die Presse in erster Linie Berichterstattung, Bringerin von neuesten Nachrichten, für den Franzosen Kampforgan, Kritik, die mit allen Mitteln der Rhetorik, des Pamphlets, der Satire den Gegner zu Fall zu bringen sucht und immer Stellung nimmt, niemals bloß referiert. Daher die Spannung, ob wieder ein Minister gestürzt ist, ein Redner der eigenen oder fremden Partei gut oder schlecht abgeschnitten hat. So laufen denn abends durch Paris Jungen und schwenken die eben erschienenen Zeitungen in den Händen mit wilden Rufen: La Presse! La Presse!, daß der Fremde meint, ein großes Unglück müsse irgendwo passiert sein. Für den Franzosen gibt es eben auch im Frieden Tagesberichte.

II.

Das nationale Einheitsbewußtsein hat notgedrungen zu jener Zentralisierung des Lebens in Frankreich geführt, die

die ganze Verwaltung des Landes durchdringt und bewirkt hat, daß Paris das eigentliche Leben Frankreichs bedeutet, und die Provinz so sehr dahinter zurücksteht. Die hierarchische Ordnung, die den auf Rang und Über- und Unterordnung gestellten Gemeinschaften eigen ist, liegt auch dem republikanischen Frankreich noch zugrunde, und das Bedürfnis nach sichtbarem Erfolg in der Gesellschaft hat bewirkt, daß sich alles, was eine Rolle spielen möchte, nach Paris drängt. Diese Stadt ist noch immer eine Art von Hof wie zur Zeit Ludwigs XIV., an dem empfangen zu werden die höchste Ehre bedeutet. Paris ist tonangebend. Hier wird man kreiert. Alle Kenner Frankreichs behaupten, daß eine geheime Sehnsucht nach dem König noch immer in Frankreich lebe. Dagegen ist ja grade für Deutschland die Dezentralisation so außerordentlich bezeichnend, ein Individualismus der Kleinstaaten, aber vor allem auch der Städte, der die deutschen Städte nicht nur so psysiognomienreich gemacht hat, sondern auch oft kleine Orte zu Zentren reichsten kulturellen Lebens hat werden lassen. Frankreich aber verdankt dieser Zentralisierung wohl die Größe seiner politischen Macht und viele Jahrhunderte währenden Vorrangstellung, aber auch die Einförmigkeit und Reizlosigkeit des Lebens in den kleinen Städten der Provinz. Die streng zentralistische Verwaltung, die auch den Maire zum Regierungsbeamten macht, bedingt, daß das staatliche und städtische Leben in Frankreich uniformiert ist, und der Bureaukratismus von Verordnungen, die aus einem Machtzentrum hervorgegangen sind, sich weit fühlbarer macht als bei uns. Die Regulierung des vereinheitlichten Gemeinschaftswesens bedingt den für Frankreich von je charakteristischen Rationalismus auf allen Gebieten.

Es vollzieht sich hier im staatlichen Leben dasselbe, wie in dem unmittelbaren Leben der Gesellschaft, zu dem der Franzose sich drängt, daß er auf das, was ihn von dem anderen trennt und nur ihn angeht, verzichten muß, daß er Gesellschaftsmensch werden muß, daß sich Formeln für das Gemeinschaftsleben herausbilden, die den Verkehr untereinander regulieren, daß man einander gefällig sein muß, und im Ton und Aussehen die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft dokumentiert. Wir verstehen nicht, daß sämtliche Frauen in Frankreich sich schminken, und empfinden das als einen widerlichen Eingriff in die Rechte der Natur und als Unwahrheit. Für den Franzosen, für den das Leben in der Geselligkeit von vornherein Unterwerfung der Person unter eine Regel der Gemeinschaft bedeutet, ist diese Korrektur des Gegebenen zugunsten der gesellschaftlichen Forderung etwas so Selbstverständliches, wie er sich dem Zwang der Mode unterwirft, die in Frankreich seit den Zeiten des Mittelalters an der Herausarbeitung eines gesellschaftlichen Typus in der äußeren Erscheinung des Menschen gearbeitet hat. Ganz Europa läßt sich ja noch heute von der französischen Mode das Gesetz diktieren, soweit es sich um gesellschaftliche Erscheinung handelt. So drängt gegenüber der oft gezeigten Formlosigkeit des Deutschen in der äußeren Erscheinung beim Franzosen alles zur Form. Die Grundtendenz dieser Form aber entsprechend dem Bemühen, unter Menschen eine Rolle zu spielen, ist zu gefallen, das, was wir ganz allgemein als Liebenswürdigkeit bezeichnen können. In der Gestalt ewige Jugend, im Ausdruck möglichst Wendungen, die dem andern schmeicheln oder huldigen. Es hat das zu den Formeln gesellschaftlichen Verkehrs ge-



führt, bei denen wir uns nichts mehr denken und die genau so Typisierung und Unterwerfung der Natur unter die Regel sind wie die Schminke im Gesicht, und die doch den Verkehr der Menschen untereinander, solange er keine sachlichen Ziele hat, so angenehm und leicht machen. Es ist französisches Gut, das wir in diesen Formeln der Höflichkeit empfangen haben, und immer greift der Franzose noch einen Ton höher als der Deutsche. Wir sagen: Freue mich sehr, Sie zu sehen, der Franzose: Je suis enchanté; wir: Es tut mir leid, Sie verfehlt zu haben, der Franzose: Je regrette infiniment. oder: Je suis désolé. Wir können aber sicher sein, daß der Deutsche ein schlechtes Gewissen hat, wenn er es zu einem ihm unsympathischen Menschen sagt. Für den Franzosen aber schafft die Selbstverständlichkeit, mit der ihm diese Formen und Formeln aus dem französischen Leben heraus zu eigen werden, sofort eine gemeinschaftliche Basis für eine Unterhaltung mit anderen Menschen. „Quand je suis en France", sagt Montesquieu, „je fais amitié avec tout le monde, en Angleterre je n'en fais à personne." Das ist der tiefste Grund der Sympathie, die der Franzose bei allen Fremden findet, die nicht mehr als die Annehmlichkeit des Verkehrs von ihm verlangen. Aber es ist klar, daß bei dieser Verteilung des Sympathiequantums auf „tout le monde", amitié nicht mehr die Freundschaft wie bei uns bedeuten kann. Der Franzose ist im Augenblick des Kennenlernens sofort liebenswürdig, höflich, gesellig und unterhaltend. Aber diese Liebenswürdigkeit erschöpft sich mit dem Moment des geselligen Beisammenseins, und weitergehenden Verpflichtungen gegenüber ist er unzuverlässig. Der Deutsche muß erst die Gemeinschaft der Interessen und Neigungen festgestellt haben, ehe er aus sich herausgeht, dann aber wird das Verhältnis ein innigeres und festeres. Der Franzose hat Bekanntschaften, der Deutsche Freundschaften. Was man schon in Deutschland vom Westen und Osten gesagt hat, daß man im Westen mit offenen Armen empfangen werde, aber im Osten mache man die Arme auch zu, gilt auch von dem Unterschied von Frankreich und Deutschland.

Der Franzose ist deshalb viel mehr Allerweltsmensch als der Deutsche, weil mehr Typus als Individualität. „Ne pas se distinguer" gilt für ihn in erster Linie. Er hat vor nichts so Furcht als vor dem Ridicule, der Lächerlichkeit, in die er verfällt, wenn er gegen die Regel verstößt wie alles Sonderbare. Daher ist auch der Blick für alle Abweichungen von der Konvention so sehr geschärft und die Geißelung aller Schrullen durch schneidende Satire altes französisches Erbgut. Frankreich ist das Land der klassischen Satire. Deutschland hat keinen Molière und keinen Daumier, wohl aber einen Jean Paul und einen Spitzweg. Denn in Deutschland werden die Schwächen der Menschen liebevoll belächelt und das Originale geradezu kultiviert. Der deutsche Humor läßt die Dinge gelten, der französische Witz tötet.

Wie sich der Franzose dem gesellschaftlichen Ideal zuliebe angleicht, so hat er auch das Bedürfnis, unter seinesgleichen zu sein und sich gesellig zu betätigen. Er hat nicht das Verlangen, fremde Völker und fremde Verhältnisse kennen zu lernen. Es ist erstaunlich, wie wenig der Franzose das Bedürfnis hat, zu reisen, es sei denn, nach Paris. Und jedem wird aufgefallen sein, wie wenig man in Italien, in der Schweiz Franzosen findet neben der

Fülle der Engländer und Deutschen, denn gerade für die Deutschen ist ja die Wanderlust und die Fähigkeit, sich in fremde Verhältnisse hineinzufinden und sich anzupassen, so charakteristisch, daß man das, was von sachlichem Standpunkt aus eine Tugend genannt werden muß, vom personalen des Gemeinschaftsgefühles oft genug als Charakterschwäche getadelt hat. Der Deutsche ist kosmopolitisch und international, nicht weil er vor fremden Staaten mehr Achtung hätte als vor dem eigenen, und sein Vaterland verriete, oder weil er einer utopistischen Gemeinschaft des Weltbürgertums zustrebte, sondern weil diese Werte des personalen Stolzes und Nationalgefühles ihm überhaupt nicht so viel bedeuten, und er aus einer ganz anderen Bewußtseinseinstellung heraus die Dinge beurteilt, dem sachlichen Interesse am Neuen, der Überwindung technischer Schwierigkeiten und der Teilnahme an fremdem Eigenleben. Denn da der Deutsche in fremden Ländern durch seine gesellschaftliche Ungeschicklichkeit überall auffällt, so muß er doch wohl nicht imstande sein, sich nur anzupassen. Wo er es aber vermag, da eben in Dingen, die von den Gemeinschaftsgrenzen und der nationalen und gesellschaftlichen Zugehörigkeit unabhängig sind, wie Wissenschaft, Technik und Kunst, soweit diese nicht gerade Formen des Gemeinschaftslebens gestaltet. Nichts aber würde so sehr bedeuten, daß wir das Beste deutschen Geistes aufgeben und es machen wie die Franzosen, als wenn Heißsporne heute verlangen, daß mit der wachsenden staatlichen Vereinheitlichung und Machtstellung des Deutschen Reiches nun auch in sachlichen und geistigen Werten Deutschland sich mit Schranken der Konvention und des Nationalstolzes umgebe, und daß wir ein Kunstwerk künftighin loben, nicht weil es gut sei, sondern weil es deutsch sei, einen Gedanken, nicht weil er wahr sei, sondern deutsch gedacht. Kein Volk hat in strengerem Sinne eine Nationalliteratur als die Franzosen, kein Volk ist in höherem Sinne im Besitze der Weltliteratur als die Deutschen. So bleibt von dem deutschen Weltbürgertum nur die Welt, aber nicht das Bürgertum. Die unpolitische, unstaatsbürgerliche Gesinnung erschließt ihm diese Welt.

Derselbe unkonventionelle und unzeremonielle Zug des auf Sachkultur gestellten Eigenlebens ist es, der mit dem Weltgefühl auch das Naturgefühl des Deutschen bedingt. Der Deutsche geht in die Natur hinaus, schon um allein zu sein und aller gesellschaftlichen Konvention zu entfliehen. Draußen in der Natur aber setzt ihn sein sachliches Interesse sofort in Beziehung mit allen Dingen, so daß er sich selbst daneben vergißt, und wo dieses sachliche Interesse frei von allen Zwecken und Nutzen sich betätigen kann, da befähigt es ihn, sich hineinzufühlen selbst in die gleichgültigsten Dinge, ein vom Winde bewegtes Blatt, einen zitternden Halm oder einen verkrüppelten Strauch. Der Menschheitstypus, in dem wir diese Gabe der Einfühlung in das Unscheinbarste am höchsten verehren, heißt Goethe. Wo aber der Deutsche die Einsamkeit sucht, schafft sich der Franzose eine neue Konvention und Form der Geselligkeit. Das französische Seebad oder der französische Luftkurort sind erst recht Stätten des Luxus und raffinierter Geselligkeit. Es sind Gelegenheiten, vor einer nur der Geselligkeit hingegebenen und enger als in den Städten verbundenen Gesellschaft alle Künste der Toilette zu entfalten und zu glänzen. Die großen Momente des Lebens im Freien, la vie en grand air, sind

die Rennen in Longchamps, die große Modenschau von Paris. In einer Lithographie macht sich Daumier darüber lustig, daß sich inmitten einer heißen baumlosen Sandebene ein Bourgeois ein Landhaus gebaut hat, in dem er wie der Adel auf seinen Schlössern seine Freunde empfangen kann. Auch das ist ein bezeichnender Zug des Landlebens in Frankreich. Oder aber es verhilft auch die Natur dazu, eine Rolle zu spielen, indem man seine Überlegenheit zeigt durch die ritterliche Betätigung an der Jagd. Dieses „edle" Vergnügen ist in Frankreich Volksbelustigung. Ganze Züge voll Männer mit Flinten und Angelgeräten sieht man Sonntags aus den Städten aufs Land hinausfahren, während wir in der herrlichsten Pyrenäenlandschaft in der Nähe großer Städte nicht einen Spaziergänger trafen. Höchstens sieht man die Automobile über die Landstraßen sausen, daß man meint, jeder kleine Bürger müßte in Frankreich sein Auto haben, und sicherlich ist es jedes Franzosen Wunsch, denn hier kann man sich wieder hervortun, sowohl in der Kühnheit sportlicher Betätigung wie mit dem Renommee des Besitzes.

Das Wesentliche bei dieser ganzen Gesellschafts- und Geselligkeitskultur, das man verstehen muß, um sie zu würdigen, ist, daß ein ungeheurer Idealismus darin steckt, der um so grandioser wirkt, je größer die Gemeinschaft ist, und je stärker die Gemeinsamkeit der in ihr Verbundenen, daß andererseits die Gefahr in der Einseitigkeit ruht, die mit diesem wie mit jedem Idealismus verbunden ist. Es bedeutet schon etwas, daß jemand auf eine Menge von Bequemlichkeiten verzichtet und sich beständig Gewalt antun muß, nur der Achtung wegen, die er dafür von seinen Mitmenschen erfährt, oder der Gunst der Mächtigen wegen, deren er sich dafür zu erfreuen hat. Der französische Ehrgeiz hat seinen Idealismus, der selbst noch in der Toilette der Frau zum Ausdruck kommt, die sich schnürt und schminkt und selbst Schmerzen in Kauf nimmt, um die gesellschaftliche Rolle zu spielen, die ihr diese Mode vorschreibt. Wir brauchen ja nur an die Entsagungen und den Zwang zu denken, die die Standesehre und der Hofdienst unseren Offizieren auferlegen. Das hat aber nun seinerseits dazu geführt, daß die Momente, in denen durch geselliges Beieinandersein dieses Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft und die Schätzung, die man in ihr erfährt, unmittelbar lebendig werden, immer aufs neue ausgebildet und verfeinert werden. So wird Frankreich das Land der Feste, der Kirchenfeste und Prozessionen wie der Hoffeste und Fêtes champêtres. Es klingt paradox und ist doch so, daß von den religiösen Vereinigungen der mittelalterlichen Mönche bis zum modernen Pariser Ballsaal eine einzige Entwicklungslinie führt. Die Kunst des Wortes wie der Musik und Bildnerei werden ebenso viele Mittel, für diese Feste Stätten festlicher Stimmung zu schaffen, Zeremonien auszubilden, in denen das Gefühl der Unterwerfung unter eine herrschende Macht wie der Zusammengehörigkeit zum geregelten und erhöhten Ausdruck kommt. Auch da geht eine einzige Linie von den Prozessionen der Kluniazenser-Mönche über das höfische Ballett und die militärische Parade zum öffentlichen Tanzsaal. Nun aber überwuchern diese Formen und Feste und Zeremonien so und werden so Selbstzweck, daß darunter schon die Pflichten und Funktionen leiden, die gerade aus dem besonderen Standesgefühl und dem Rang, den der einzelne in der Gemeinschaft einnimmt, sich her-

leiten, wie etwa die Pflichten des Herrschers von denen der Repräsentation überwuchert werden. Was wir heute, im weiten Abstand von jener Zeit, als Wesen des Rokokos und zugleich feinste Blüte französischer Kultur ansehen, die ewig Feste feiernde Welt des Rokokos, ist in gewissem Sinne bezeichnend für Frankreich überhaupt. Es rührt daher die uns kaum begreifliche Sucht des Franzosen, so früh wie möglich sich ein Vermögen zu erwerben und als Rentner von seinen Zinsen zu leben. Es ist im Grunde das alte Ideal des Nur-Gesellschaftsmenschen und die damit verknüpfte Verachtung der Arbeit und der nur sachlich bedingten Leistung, das hier in einer lächerlichen Form sich verallgemeinert hat. Gewiß ist auch darin eine gewisse Idealität, daß sich der Mensch erst abschindet, um sich hinterher zu langweilen, aber die Gefährlichkeit dieses Standpunktes leuchtet ohne weiteres ein. Denn daß es wirklich Standesrücksichten sind, die diesen Zustand bedingen, nicht Aussichten auf ein behagliches Dasein, geht daraus hervor, daß der Mann so lange nicht mit den Rentnern verkehren kann, die er bedient, solange er hinter dem Ladentisch steht, aber sofort, wenn er selber Rentner geworden ist. Aus demselben Grunde verzichtet der französische Bourgeois noch immer auf Komfort im Hause, dessen einziger annehmbarer Raum der Empfangssalon, der Gesellschaftsraum ist, dessen Räume aber um so schmuckloser und notdürftiger werden, je mehr sie den individuellen Bedürfnissen der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder reserviert sind. Jedem, der in Frankreich gereist ist, ist ja bekannt, wie der Ort, an dem man nur allein sein kann, verwahrlost und voller Unbequemlichkeit ist. Auch hierin ist eine Entwicklungslinie zu erkennen, die von dem Kontrast zwischen der Mönchszelle und den prächtigen Gemeinschaftsräumen, den Refektorien, Kreuzgängen und Klosterkirchen Frankreichs ansetzt.

Obwohl wir mit der französischen Kathedrale und dem Salon auch die gute Stube übernommen haben, empfindet doch jeder, wie gerade die Pflege des eigenen Heimes etwas spezifisch Deutsches ist, und wie sich in der Sorgfalt, die der Mensch den Dingen, mit denen er sich umgibt, zuteil werden läßt, ein eigentümlich deutscher Idealismus, der des Sachverwalters kundgibt. Auch das kann zur Lächerlichkeit werden, wie das Rentnertum des französischen Bourgeois, wenn wir an die Hausfrau denken, die den ganzen Tag Staub wischt und ihre ganzen persönlichen Bedürfnisse hingibt, um Dinge, die ihr dienen sollten, in Ordnung zu halten. Sein Wert offenbart sich schon, wenn wir an die alten norddeutschen Bauernhäuser denken mit ihrem gepflegten Hausrat, wo die Dinge der Umgebung selbst ein Wohlgefühl auszuatmen scheinen, das sich auf uns überträgt, oder an die gemütlichen Biedermeierstuben, in denen jedes Stück Möbel die Sorgfalt, die ihm geschenkt ist, mit einem Lächeln zurückzugeben scheint. Und es wird zu einer Art von sachlichem Heroismus, wenn nun aus dieser Hingabe an die Sache heraus Pflichten des öffentlichen Lebens mit jener Gewissenhaftigkeit erfüllt werden, die nicht nach dem persönlichen Nutzen fragt, sondern nur danach, ob man die Sache gut gemacht habe. Wie sehr gerade in Gewissenhaftigkeit sachlicher Pflichten die französischen Beamten hinter den deutschen zurückstehen, ist ja bekannt. So halten die Ausländer den Deutschen für unfrei, weil er sich ohne Murren den polizeilichen Verordnungen fügt,

die ihm auf Schritt und Tritt in Deutschland begegnen. Der Ausländer sieht daran nur den Befehl, die Auslassung der Obrigkeit, der Deutsche die sachliche Ordnung, der zuliebe er sich selbstverständlich der Verordnung fügt.

III.

Aus diesem Gegensatz von Gesellschaftspflichten und Heimkultur verstehen wir auch die verschiedene Stellung der Frau in Frankreich und Deutschland. Aus der nordischen Hofkultur heraus, d. h. aus der Tatsache, daß sich das Gesellschaftsleben nicht wie in der Antike vorzugsweise in der Öffentlichkeit, sondern im Hause, im Salon abspielte, hat die Frau als Herrin des Hauses bald jene höfische Bedeutung erlangt, daß auch ihre Würde davon abhängt, über wie viele sie herrscht, von wie vielen sie verehrt wird, wie viele ihr huldigen, und ebenso der Wert des Mannes in der Gesellschaft, wie vieler Frauen Gunst er erringt. Für die Pflichten der Galanterie und Koketterie, die beides spezifisch französische Worte sind und uns etwas Tadelndes bedeuten, haben wir kein deutsches Wort. Sie bedeuten auch hier die Einfügung der Beziehungen von Mann und Frau in die Regeln eines verfeinerten Gemeinschaftslebens und damit zugleich eine außerordentliche Idealisierung dieses Verhältnisses. Denn sie stellen nicht nur wieder an Mann und Frau im Benehmen, in der Haltung, in der Kleidung, im Ausdruck beständig gesteigerte Ansprüche, für deren Kulturbedeutung der höchste Beweis die französische Minnepoesie ist, sondern sie haben auch zu jener Ethisierung des guten Tones geführt, daß in der Gesellschaft alles vermieden werden muß, was anstößig ist, d. h. was dieses allgemeine Verhältnis der Galanterie zu einem individuellen machen würde. Darum haben sich auch hier für diese Beziehungen Formeln, Zeremonien herausgebildet, von denen der Handkuß ja auch bei uns noch als Zeichen des guten Tones seine Bedeutung hat. Für Frankreich ist bezeichnend, daß Frauendienst und Frauenkult das ganze Leben durchdringen und überall zuerst das „Cherchez la femme" ausgesprochen werden muß. Das Gesellschaftliche dieser Galanterie gibt sich ja auch darin kund, daß, je höher eine Dame in der Gesellschaft steht, sie um so mehr die Verpflichtung hat, zu gefallen und sich entsprechend zu schmücken, und andererseits Anspruch auf Verehrung, wie im Mittelalter die Schloßfrauen, die sich ihre Hofminnepoeten hielten und sie bezahlten. Das hat heute so wenig mit ehelicher Treue zu tun wie damals. Vielmehr bedeutet, ähnlich wie bei der französischen Liebenswürdigkeit die Freundschaft keinen Platz mehr hat, so auch die Liebe, die individuelle und heftige Empfindung nichts mehr, und auch die Ehe wird, meist von den Eltern bestimmt, nur nach Standesrücksichten geschlossen, ohne deshalb unglücklich zu sein, denn das Glück beginnt ja erst beim Eintritt ins gesellschaftliche Leben.

Weder die Vernunftehe noch die Galanterie sind dem deutschen Leben fremd, und gerade im Offiziers- und Hofleben, dem größten unserer Residenzen wie dem kleinsten auf unseren Rittergütern, sind sie durchaus zu Hause. Es beweist das wieder, wie durch und durch militärisch gerade die französische Kultur ist. Aber als bezeichnend deutsch empfinden wir doch gerade das individuelle und sich deshalb ganz von der Welt abschließende Verhältnis von Mann und Frau, die Alleinigkeit des Besitzes, und ein tie-



fes Gefühl, womöglich eine den ganzen Menschen ergreifende Leidenschaft als Grundlage der Ehe. Das kann natürlich eine sittliche Vertiefung und Innigkeit bedeuten, aber doch auch einen Egoismus des Besitzes. Bedeutsam wird es erst wieder durch die sich daraus ergebenden sachlichen Aufgaben gemeinschaftlicher Lebensführung, bei denen nach deutschem Herkommen die Frau die Verwaltung des Hauses und die Aufziehung und Erziehung der Kinder übernommen hat. Die deutsche Frau ist in erster Linie Hausfrau, die französische Dame nicht. Nicht als ob die französische Frau eine schlechte Mutter wäre. Im Gegenteil, der persönliche Ehrgeiz erstreckt sich auf die Kinder mit, und aller Stolz und alles Standesgefühl äußern sich in zärtlichster Sorge um die Kinder. Deshalb überläßt man doch die praktische Arbeit bei der Aufziehung der Kinder, wenn man es sich leisten kann, anderen. Man gibt sie in den ersten Jahren aufs Land zur Amme, ihre Gesundheit zu kräftigen, französische Witzblätter sind voll von Witzen über die komischen Situationen, die sich aus dem Besuch der natürlichen Mutter bei der Nährmutter ergeben. Dann kommt die Schule, möglichst als Internat, und wieder in einer Art Fortsetzung des Klosterlebens. Durch möglichst viele Examina wird dem Zögling Gelegenheit geboten, den Sinn für das eine Rolle spielen auszubilden. Bei allen möglichen Gelegenheiten gibt es einen concours und Prämien. Es ist oft genug in Frankreich darüber geklagt worden, wie durch dieses Bildungssystem die sachliche Vertiefung des Wissens zurücktritt hinter dem Glänzen mit Erfolgen. Das Resultat ist immer die Vorbereitung für die Welt, der große Moment besonders für das junge Mädchen, der, wo sie in die Gesellschaft eingeführt wird, um ihre Selbständigkeit zu genießen, indem sie sich neuen Konventionen unterwirft. Wir denken uns dagegen die deutsche Frau gerade in der Fürsorge um das leibliche und seelische Wohl ihrer Kinder auch da noch selbsttätig, wo sie sich Bediente genug für alles Häusliche halten kann. Und auch bei unseren Landedelfrauen spielt doch immer der Begriff einer Frau hinein, die das Hauswesen in Ordnung hält, die Mägde auszuschelten versteht und mit dem Schlüsselkorb umhergeht. Erst neulich berichtete ein Ausländer von seinen Eindrücken in Deutschland und sagte von der deutschen Frau, daß sie eine Stellung wie ein Dienstmädchen einnehme. Mit demselben Rechte hätte er auch sagen können, daß unsere Minister Arbeiter seien. Es liegt dieser Einschätzung dieselbe Verständnislosigkeit gegenüber den sachlichen Werten, mit denen die freie Persönlichkeit sich abgibt, zugrunde, mit der wir oft französische Verhältnisse einfach als oberflächlich oder unsittlich abtun. Obwohl auch wir das Pensionat als letzte Vorbereitung der höheren Tochter für die Welt kennen, möglichst eins, in dem man Französisch lernt, so ist doch die deutsche Erweiterung der Stellung der Frau in der Frauenfrage gegeben, der Berechtigung zur sachlichen Betätigung im Beruf, und nichts pflegen sich unsere Frauenrechtlerinnen so sehr zu verbitten als Galanterie. Das Verhältnis der französischen Frau zum Manne ist dagegen noch immer das alte ritterliche, Schutz des Schwachen durch den Stärkeren und deshalb Unterordnung des Schwächeren, — das französische Recht hat nicht die gleichberechtigte Stellung der Frau innerhalb der Ehe wie das deutsche — andererseits Herrschaft der Frau



in der Gesellschaft, deren Mittelpunkt sie bildet. Eine Frauenfrage wie die deutsche gibt es in Frankreich kaum.

Welche Bedeutung die Stellung der deutschen Hausfrau und Mutter auch für die Welt hat, wird erst klar, wenn wir daran denken, was an geistigen und sittlichen Kräften gerade im Sinne der deutschen sachlichen Kultur unsere Größten der Mutter verdanken. Welche Bedeutung die deutsche Frauenbewegung für die öffentliche Stellung der Frau hat, wird sich erst herausstellen, wenn sich die Berufe so differenziert haben werden, daß die Mitarbeit der Frau am öffentlichen Leben nicht nur eine Konkurrenz für den Mann, sondern eine so notwendige Ergänzung wird, wie früher die Leitung des Hauswesens. Welche ideelle Bedeutung aber und sittliche Erhöhung der Stellung der Frau in dem französischen Frauenkultus liegt, besonders gegenüber der antiken und orientalischen Auffassung, das wird einem erst deutlich, wenn man daran denkt, daß dieser Frauenkult sich im Marienkult zur religiösen Bedeutung hat erheben können und die ganze Entwicklung des Christentums im Katholizismus bedingt hat. Man versteht nun, warum der Katholizismus dem Franzosen näher liegt als der Protestantismus. Denn im Katholizismus des entwickelten Marienkultus, der hohen Zeremonien in den festlichen Kathedralkirchen, der Hierarchie der Heiligen und der strengen Bindung und Regelung des Denkens und Glaubens haben wir die höchste Entfaltung des französischen Geistes überhaupt. Deshalb kann der Franzose skeptisch sein, Verächter und Bekämpfer der Religion, aber nicht protestantisch. Denn das bedeutet ein individuelles Verhältnis der Gläubigen zu Gott, jeder sein eigener Priester, ein unzeremonielles, deshalb auch unkirchliches und vor allem eine Rechtfertigung des tätigen Lebens im religiösen, nicht eine Abkehr von jenem. „Mais le protestantisme", sagt Taine, „est contre la nature du Français." Der Deutsche tritt in die Öffentlichkeit defensiv, er protestiert gegen den Zwang des Gemeinschaftslebens, der Franzose aggressiv, um selber den Zwang seiner Person der Menge aufzuerlegen.

IV.

Daher ist die französische Kultur eine durch und durch rhetorische. Der Deutsche ist von Haus aus verschlossen. Wenn wir daran denken, daß zum Kommandieren auch Herrschergesten, zum Predigen auch Gewalt der Worte gehören, dann werden wir das positiv Großartige der französischen Rhetorik, und zwar sowohl in der bedeutenden Geste französischer Porträts wie in den Parlaments- und Volksreden verstehen. Die kurzen zündenden Worte Napoleons an seine Soldaten sind auch ein Teil seiner Feldherrntaten. Und Bossuets Leichenreden sind künstlerisch nicht weniger bedeutend wie die Rhetorik der Türme französischer Kathedralkirchen. Und eine ganze Kultur hat an den Worten mitgearbeitet, die Viktor Hugo bei seiner Rückkehr nach Paris am 5. September 1870 sprach. (Berichtet von Wilhelm Cahn.)

„Die Worte fehlen mir, um auszudrücken, wie sehr mich dieser herzliche Empfang bewegt. Bürger, ich hatte euch gesagt: ‚An dem Tage, da die Republik wiederkehrt, werde auch ich wiederkehren.' Hier bin ich. Zwei große Dinge rufen mich: Die Republik und die Gefahr.

Paris retten, ist mehr als Frankreich retten, das heißt: Errettung der Welt. Paris ist der Mittelpunkt der Mensch-



heit. Paris ist die geheiligte Stadt! Wer Paris angreift, vergreift sich am Menschengeschlecht!

Und wißt ihr, warum Paris die Stadt der Zivilisation ist? Weil Paris die Stadt der Revolution ist! Daß ein solcher Herd des Lichts, ein solcher Mittelpunkt der Geister, der Herzen und der Seelen, das Hirn des Weltgedankens, vergewaltigt, zerschmettert, im Sturm genommen werden könnte, durch wen? Durch einen Überfall von Wilden? Das kann nicht sein, das wird nicht sein. Nie, nie, nie!

Paris wird triumphieren! Durch Einheit werdet ihr siegen! Seid einig, und ihr seid unüberwindlich! Laßt uns Brüder sein, und wir werden siegen! Nur durch die Brüderlichkeit retten wir die Freiheit."

Wenn wir den französischen Ausdruck „Paris, c'est le centre du monde" mit dem deutschen „Paris ist der Mittelpunkt der Welt" vergleichen, dann will uns scheinen, als ob in der französischen Sprache, im Wortschatz, Wortklang, Rhythmus und Syntax schon diese Rhetorik, das Hervorheben, Pointieren, Akzentuieren — unwillkürlich greift man zu französischen Ausdrücken —, sich objektiviert hat, als ob schon der Klang, das Nasale, Sonore eine tönendere Wucht hineinbrächte, und es muß doch einmal gefragt werden, ob nicht auch das sich von den kirchlichen Zeremonien mit ihren gesungenen Worten herleitet. Und sicherlich hat die Betonung der letzten Silbe etwas außerordentlich Aggressives. „En avant!" Das Französische ist die geborene Kommandosprache. Der deutsche Satz verbindet, hebt nichts Einzelnes hervor, sondern läßt die Bedeutung erst aus dem sachlichen Sinn des Ganzen hervorgehen.

Die deutsche Abneigung gegen diese Rhetorik bezeichnet Sätze wie die Victor Hugos als Phrase. Unsere Unfähigkeit aber zum rhetorischen Ausdruck hat sich, zum Teil doch auch als wirklicher Mangel, in diesem Kriege in den Manifesten namhafter Männer gezeigt. Wie dem Deutschen aber die Gabe abgeht, durch Worte und Pathos am rechten Orte Eindruck zu machen, und die Eindruckskraft, den Gestus und die Mimik der Sprache mitzubenutzen, so wird es andererseits dem Franzosen schwer, dort darauf zu verzichten, wo sachliche Bedingungen die Produktion bestimmen sollten, in Kunst und Wissenschaft. Der Franzose fühlt sich auch im Denken und Dichten immer in Gesellschaft oder von einer Menge umgeben. auf die er Eindruck machen will.

„Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen." (Goethe-Eckermann, 14. April 1824.)

Es ist schon bezeichnend, daß nirgends wie in Frankreich das Wesen wissenschaftlicher Gesellschaften und Kongresse ausgebildet ist. Wie Rang und Titel setzt man auf seine Visitenkarte „Membre de la société des Antiquaires de l'Ouest". Auch diese société hat ihr Standesgefühl. „Nulle part", sagt Taine, „nous ne pensons mieux qu'en société; le jeu des physionomies nous excite; nos idées si promptes naissent en éclair au choc des idées d'autrui." Darum macht der Franzose bei Zitaten in seinen Büchern immer zugleich eine Verbeugung. „Mon savant confrère... l'auteur très érudit de..." Dieses Denken in der Gesellschaft hat sich auch in



der Sprache ausgedrückt. Wir sagen: Abhandlung, der Franzose: discours; wir sagen: Vortrag, der Franzose: conférence. Wo wir in der Geistesgeschichte Namen bedeutsamer Einzelpersönlichkeiten nennen, können die Franzosen mit Stätten der Zusammenkunft aufwarten, das Hôtel de Rambouillet, Port Royal. Der französische Salon bedeutender Frauen ist für die französische Aufklärung mitverantwortlich. Und aus dem Salon hat sich auch die französische Akademie entwickelt, die höchste und gesetzgebende Instanz des französischen Geisteslebens, in die der Auserwählte mit großen Zeremonien aufgenommen wird, eine Art literarischen Hofes, dessen Hauptaufgabe es ist, durch Reinigung der Sprache Regeln des geistigen Verkehrs einzuführen. Auch wir haben Akademien, aber sie sind im wesentlichen Vermögensverwalterinnen zur Unterstützung von Forschungen, und wir wüßten nicht, daß die Akademie das Ziel höchsten Ehrgeizes deutscher Gelehrter ist, um das man sich bewirbt und um dessen Erreichung man wochenlang bei den gerade herrschenden Akademikern antichambriert. In Deutschland bedeutet akademisch fast immer etwas Tadelndes, den Gegensatz zu freier, ungehemmter Schöpferkraft. Auch in der französischen Kunst haben die Schulen und Konventikel ihre Rolle gespielt, bei den Parnassiens, den Impressionistes. Verlaine ließ sich, als eine Zeitschrift Photographien von Dichtern in ihrem Heim haben wollte, im Café photographieren. Auch das Zusammenarbeiten mehrerer Autoren, Scribe und Augier, der Frères Goncourt, läßt sich auf dieser gesellschaftlichen Basis als etwas Französisches verstehen.

Darum nimmt in der französischen Dichtung auch die Konversation einen so breiten Raum ein, und das moderne Konversationsstück ist die direkte Fortsetzung der klassischen Tragödie, für die Racine verlangte die „action simple, soutenue de la violence des passions (Pathos!), de la beauté des sentiments (Noblesse!) et de l'élégance de l'expression", und noch wieder des geistlichen Schauspiels des Mittelalters. Wer im Stück redet, redet gleichzeitig zum Publikum, wie der französische Schauspieler es tut, und die Gesellschaftsfähigkeit seiner Sprache ist Pflicht, da er ja nicht etwas Besonderes darstellen will, sondern auf seinesgleichen Eindruck machen will. Deshalb kann der Hof in der klassischen Tragödie auf der Bühne Platz nehmen, wie im Kabarett das Publikum mitspielt, oder die Ritter den Helden der Chanson de geste unmittelbar Beifall spenden, und Priester und Menge in Wechselrede das kirchliche Fest vollziehen. Das Schauspiel ist immer eine Art von gesellschaftlichem Fest, und die Forderung der Einheit von Zeit und Ort ist nur ein Ausdruck dafür, daß sich das Schauspiel innerhalb der Gesellschaft wie ein Stück Wirklichkeit abspielt. Deshalb ist es auch üblich, wie in einer Gesellschaft, sich nicht nach Anfang oder Ende im Kommen und Gehen zu richten, sondern nur etwa einen Akt des Stückes im Theater anzusehen, immer aber in großer Toilette zu erscheinen, um im Foyer selber die Konversation weiterzuspielen. Der deutsche Geschmack wird am besten durch Lessings Kampf gegen Voltaire und die Regeln von Zeit und Raum illustriert. Wir verlangen Handlung, Schicksal, Charaktere, und für nichts so sehr die vollste Freiheit und Einsamkeit als für die künstlerische und wissenschaftliche Produktion. Zurücktreten der eigenen Person, Sichselbstvergessen erscheint uns selbstver-

ständliche Pflicht' gegenüber einem künstlerischen Werk.

Wir wollen uns dessen Inhalt zu eigen machen. Der Franzose will kritisieren, so wie der Schauspieler gefallen will und zum Publikum redet. Die Deutschen sind deshalb nicht nur die großen Übersetzer, Erschließer aller Literaturen, auch das Problem der deutschen Kritik ist immer wieder das einer sicher gehenden Hermeneutik, von der philologischen Interpretation bis zur einfühlenden Nachdichtung des Impressionismus. Für den Franzosen besteht der Genuß darin, Prädikate auszuteilen, Schmeicheleien oder Boshaftigkeiten zu sagen, wie im Klatsch gesellschaftlicher Unterhaltung die Abwesenden durchgenommen werden. Diese literarische und gesellschaftliche Kritik ist in Frankreich selbst Literatur geworden, und Diderots Salon, Ste-Beuves Causeries du Lundi sind den Künstlern gegenüber etwas Ähnliches wie Bossuets Leichenreden gegenüber den Berühmtheiten seiner Zeit. Auch die französische Philosophie ist in erster Linie Gesellschaftskritik. Montaigne, Montesquieu, La Bruyère, Voltaire, alle sind sie echte Vertreter französischen Geistes durch diese Kritik von Welt und Menschen. Ihr Denken ist politisch und moralisierend. Ihre Psychologie ist die des Weltmannes, der in der Gesellschaft sich ein Urteil über menschliche Schwächen gebildet hat, und wenn er nun einmal nicht mehr mittut, sondern nachdenkt, notgedrungen skeptisch ist. Daraus ging in Frankreich eine eigene Gesellschaftswissenschaft, die der Soziologie eines Comte, Guyau, Tarde hervor. Echt deutsch bemüht sich ein Kant um die Rechtfertigung der Objektivität der Welt, der Sachlichkeit, und begründet anstatt der Menschenrechte die Menschenpflichten, oder bemüht sich Hegel um die Systematik der geschichtlichen Entwicklung des Geistes, und reine unpersönliche Wissenschaft und Technik gedeihen auf deutschem Boden am besten.

Ein französischer Naturgelehrter, selber ein glänzender Stilist, Buffon, hat es ausgesprochen: Le style est l'homme. Das soll nicht heißen, im Stil erfaßten wir die Eigenart eines Menschen, denn Stil heißt Beherrschung der Ausdrucksmittel im Sinne des Klassizismus, nicht individuelles Sichgehenlassen, und der ganze Satz besagt, im Stil, in der Ausdrucksweise wirkt der Mensch, kommt seine Person zur Geltung. Auf die Kunstmittel, die Form kommt es an, nicht auf die Sache. Daher auch in der Wissenschaft der Konversationston, die rhetorische oder witzig gefällige Wendung, das Bemühen, klar zu sein, d. h. aber, sich mit Schwierigkeiten, die der Leser nicht fassen kann, überhaupt nicht abgeben. Auch hier bedingt die gesellschaftliche Verfassung leicht ein Umgehen von Problemen, ein Sichrichten nach dem Eindruck der Worte als Selbstzweck. Die deutsche Formlosigkeit sündigt demgegenüber gewiß oft in einer Gleichgültigkeit gegen Schönheit und Eleganz des Ausdrucks. Aber ein Vorwurf sollte das nie dort werden, wo die Schwierigkeiten eines Werkes auf dem Mangel an Voraussetzungen beruht, die der Leser mitbringt. Klarheit bedeutet uns nicht Leichtverständlichkeit, sondern sachliche Präzision, Treffsicherheit des Ausdrucks. Kant seinen verschnörkelten Stil vorwerfen heißt: verkennen, daß hier Probleme einen Ausdruck gefunden haben, auf die die Sprache noch nie eingestellt war, und daß diesen Problemen gegenüber auch Kants Stil eine ungeheure sprachliche Leistung bedeutet, aber freilich weit



entfernt ist von gesellschaftlicher Eleganz und Klarheit. Den Deutschen führt der sachliche Zusammenhang zum System und Lehrbuch, den Franzosen der Konversationston zum Aphorismus, Essay, zur Aufzeichnung von Erinnerungen, Briefen, Impressions, Causeries, die man einem anderen in den Mund legt, wenn man sie von sich aus nicht äußern will. Wieder denken wir an Montaigne. La Bruyère, Voltaire, Montesquieu.

Und noch einen anderen Sinn könnte man diesem le style est l'homme geben. Der Stil, das ist das groß Menschliche. Der Stil ist Zeichen von Kultur, Gegensatz von Natur. Wen würde man nennen, wollte man den großen Einzelpersönlichkeiten eines Kant, Shakespeare, Goethe, Beethoven, Rembrandt französische Namen entgegenhalten? Einen Victor Hugo, einen Watteau, einen Corneille oder Racine? Doch nicht. Aber die Gotik, der Stil Louis XIV., das Empire. Frankreich ist das Land der großen Stile. Die Zentralisation des Lebens und der gesellschaftliche Ausdruck haben bewirkt, daß Frankreich in seinen Kulturschöpfungen jene Einheitlichkeit aufweist, die wir Stil nennen, und daß im Mittelalter, aber auch seit den Tagen Ludwigs XIV. die französische Kunst tonangebend für den Stil Europas wurde. Denn das Bedeutsame ist immer, daß dieser Stil wirklich Form des ganzen Lebens ist. Darum steht auch die Kunst voran, in der sich das Leben abspielt, und die auch eine Art der Menschheit ist, sich zu kleiden: die Baukunst. In der Baukunst haben die Franzosen, wie in der Mode, ihren Geschmack, ihr Formbedürfnis offenbart. Die Kunst ist eben selber ein Hauptmittel, dem Leben der Gemeinschaft Regel zu geben, es zu steigern und zu erhöhen. Wieder sehr im Gegensatz zu Deutschland, wo die Kunst in erster Linie Ergänzung des Lebens ist und gerade Erfindung, Neuheit, das Genialische und Besondere gelten. Hier wird Kunst Befreiung vom Zwang. Deshalb ist aber Frankreichs Kunst und Kultur nur dort wahrhaft groß und imposant, wo sie sich auf einer strengen repräsentativen und gesellschaftlichen Ordnung des Lebens aufbaut, und in der Baukunst hat Frankreich den erhabensten Ausdruck seines Stiles hinterlassen. Es sind die Zeiten des Mönchstums und des romanischen Stiles, des Rittertums und der Gotik, des Absolutismus und des Stiles Louis quatorze. Darin aber liegt zugleich ein geschichtliches Urteil. Die Größe der französischen Kultur liegt in der Vergangenheit. Frankreich steckt noch heute im ancien régime seiner klassischen Epoche.

Gräfin Elise von Ahlefeldt im Leben Lützows und Immermanns.*)

Von Harry Maync.

Um psychologisch ganz sicher und richtig urteilen zu können, müßten wir eine unzweideutige Beantwortung der heiklen und unzarten Frage erhalten, ob die Liebe der beiden platonisch geblieben sei oder nicht. Das ist offenbar auch Gottfried Kellers Meinung: „Ich selbst durchschaue das Immermannsche Verhältnis nicht genug — schreibt er an Elisens Biographin —, um mir ein bestimmtes Urteil zu bilden, und das, was mir zu einem kurzen und bündigen Bescheide fehlt, ist derart, daß man nicht wohl sich darnach erkundigen kann." [28]) Es ziemt auch uns nicht, dem weiter nachzuforschen, und so viel glauben wir auch ohne das zu erkennen, daß der sehr sinnliche Mann bei der entschieden unsinnlichen Frau nicht einmal einen mäßigen Ersatz für die ersehnte Ehegemeinschaft fand und schwer und bitter unter dem Aufreibenden und Entnervenden einer Leidenschaft litt, der das natürliche Ziel vollen Sich-Auslebens versagt war. Wieviel an Hingabe blieb ihm die Geliebte schuldig, wenn sie ihm in all den Jahren des Zusammenlebens nicht einmal das Du verstattete![29]) Grillparzers Seufzer über die Natur oder vielmehr Unnatur seines Verhältnisses zu Kathi Fröhlich, seiner „ewigen" Braut, paßt auch hier: „Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht!", nur daß hier, anders als dort, die Frau die Verantwortung trifft. Mit Lenaus Schicksal vergleicht Sophie Schwab [30]) nach der Lektüre des Assingschen Buches bedauernd das Immermannsche. Gewiß hat dieser sein eigenes Liebesleben vor Augen, wenn er am Schlusse seiner „Ghismonda" die Heldin sich des „großen Fehltritts" zeihen läßt, Liebe, wie es noch keine gab, empfangen, und nur Selbstsucht dafür gegeben, um des armseligen Rufes und äußerer Rücksichten willen dem Zuge des Herzens Schranken gesetzt zu haben. So trifft auch die Gräfin die meiste Verantwortung für Immermanns Leiden und ihr eigenes tragisches Geschick, das Keller darin erkennt, daß „sie es zu vorsichtig, zu vorsehungsartig und gut machen wollte ... anstatt wie die anderen Menschenkinder das Glück auf dem geraden Wege menschlicher Dinge zu wagen".[31])

Aber auch Immermann trägt seinen Teil der Schuld und hat das wiederholt bekannt. Wie klar und richtig war die ganz allgemeine Darlegung in seinem „Brief über die falschen Wanderjahre" vom Jahre 1822: „Die Verwirrnisse in der sittlichen Welt entstehen aus zwei Quellen. Einmal, aus den Stürmen der Leidenschaft und den zügellosen Trieben verwilderter Herzen; dann aber auch aus der Hartnäckigkeit, die sich für Charakterstärke ausgibt, aus der Anhänglichkeit an einen Begriff, wenn die Sache verschwunden ist, und aus der feigen Scheu, frühere Irrtümer einzugestehen und sein Leben

*) Siehe H. 1.
28) Ermatinger-Bächtold 452.
29) Vgl. das „Sie" bei Assing 144, 155 u. ö.
30) Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden II 498f.
31) Ermatinger-Bächtold 452.

stets wahr und natürlich zu leben." Nun aber sah er seinen Irrtum ein und stellte ihn doch nicht ab, wurde sich selbst untreu und ein Opfer seines Schweigens, als er unhaltbaren Zuständen Dauer gönnte. Nicht, daß er schließlich mit Elise brach, ist seine Schuld, sondern daß er es zu spät tat. Auch Keller, obwohl durch die schiefe Assingsche Darstellung einseitig gegen Immermann voreingenommen, gibt ihm in einem Brief an die Biographin doch hinsichtlich der Lösung recht. Launig vertritt er seine unmaßgebliche Meinung, das ganze Unglück wäre verhütet worden, wenn der junge Mensch, so Immermann hieß, sich nicht in die Frau eines anderen verliebt hätte. „Denn sosehr ich als Dichterling die Leidenschaft zu erheben verbunden bin, so sehr brauche ich für dieselbe auch eine natürliche Grundlage der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit. Daß die Gräfin nachträglich von Lützow verstoßen [!] und frei wurde, war für Immermann bloß ein Zufall. Es gefällt mir überhaupt schlecht, wenn junge, noch unfertige Menschen ihre Augen auf Frauen werfen; es ist eine verkehrte Welt, die sich an Immermann dadurch rächte, daß er im Schwabenalter und als verpflichteter Mann erst das tat, was er früher hätte tun sollen." [32])

Der schwach gefügte Bund bricht nicht mit einemmal zusammen. Wir sehen ihn langsam allmählich zerbröckeln, aber noch der stürzende sucht sich krampfhaft zu behaupten. Er ging auch nicht sowohl an äußeren Einflüssen, als vielmehr letzlich an sich selbst und seiner eigenen Unnatur zugrunde. Weder eine Ehe, noch eine Liebschaft, noch eine Freundschaft, sondern ein Gemisch von allen, konnte er keiner von ihnen Genüge tun. Es blieb eine halbe, eine unorganische und ungesunde Lebensgemeinschaft.

In seinem Trauerspiel „Kaiser Friedrich II." läßt Immermann den Helden zu König Enzius sagen:

„Wo wäre Liebe ohne Leidenschaft?
Und Leidenschaft, die man ums Ziel betrügt,
Ist fressend Feuer und ein ätzend Gift."

Das feste Band der Ehe hätte auch Auseinanderstrebendes zu halten vermocht. Als Gatte Elisens hätte Immermann es leichter übersehen können, daß sie alterte, indes er selbst als Mann in den sogenannten besten Jahren auf der Höhe des Lebens stand, wäre er auch gegen den Eindruck weiblicher Jugend mehr gefeit gewesen. Eine Ehe hätte endlich auch nach außen hin das Leben der beiden weniger geteilt verlaufen lassen. So aber bewegten sie sich in eigenen Kreisen, die sich nur zum Teil schnitten. In Häusern, in denen die Gräfin nicht verkehrte, fand Immermann Interessen und Beziehungen, die nicht auch die ihren waren. Vor allem schenkte ihm das Glück in der ebenso klugen wie liebenswerten jungen Frau des Geheimen Obertribunalrats v. Sybel in Düsseldorf eine neue, wahre Freundin, die ihm gemütlich mehr zu geben hatte als die Gräfin und dieser damit, ohne es irgendwie darauf anzulegen, bei ihm Abbruch tun mußte. Mit Amalie v. Sybel verband ihn das unbefangene Verhältnis vollen Verständnisses und vollen Vertrauens, dessen er so sehr bedurfte; diese natürliche Freundschaft wog für ihn manches auf, was die unnatürliche Liebesfreundschaft mit Elise an Spannungen und Trübungen in sein Dasein trug.

Des Prinzen Wort im „Auge der Liebe": „Mir ist nichts verhaßter als ein Schwärmer; glaubt, ich bin ein derber Sohn der Erde!" gilt auch für den

32) Ermatinger-Bächtold 455.

Dichter selbst. Aber die sein Leben teilte, war eine Schwärmerin, die in einer eingebildeten Welt der Phantasie, der Phantastik webte. Ihn hungerte nach nahrhaftem Brot, und er sah sich dauernd nur mit Kuchen abgespeist. Als Schiller sich von Charlotte v. Kalb Charlotten v. Lengefeldt zuwandte, schrieb er: „Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt bestehen." Das mußte auch Immermann erkennen. Nur allzubald hatte die Wesensverschiedenheit zwischen ihm und Elise sich in Mißverständnissen und Verstimmungen dargetan. Wie vielsagend ist die knappe, verhaltene Eintragung des Dichters in sein Tagebuch vom 6. Mai 1832: „Es geht mir mitunter schlimm, die Launen und Befangenheiten im Hause werden oft sehr drückend und nötigen mir häufig ein ganz negatives Verhalten auf, um die Tage im Elemente des Erträglichen zu halten. Ich bleibe aber doch meistens ruhig dabei. Es ist eben die Ernte, die aufgeht und weiter nichts." Dieses negative Verhalten war sein großer Fehler. Zu erklären sucht es ein nach dem Bruch an Freund Schnaase gerichteter Brief vom 12. September 1839 als eine Folge seiner „großen Abhängigkeit von der Gräfin": „Sie war mehrere Jahre älter als ich, sie stand in der Sonnenhöhe einer schönen, klugen, vornehmen Frau, zu deren Erinnerungen Könige und Kaiser gehörten, als ich noch ein unbekannter junger Mensch war. Dieses Unverhältnis blieb immerdar, und während sie mich zu befriedigen [?][33]) schien, behielt sie doch eigentlich immer das größte Übergewicht über mich. Ich habe mich vor niemand je so gefürchtet, wie vor ihr. Ich scheute mich daher durch kategorische Erklärungen verletzende und wie es schien fruchtlose Szenen herbeizuführen. Ich schwieg, und dieses Schweigen hat sie über den Abgrund verblenden helfen, der lange zu ihren Füßen ausgehöhlt war. Wahrscheinlich würde sie, wenn sie ganz bestimmt die Überzeugung bekommen hätte, mich sonst einzubüßen, mich in den letzten Jahren auch geheiratet haben. Diese Überzeugung aber in ihr zu schaffen, hätte es eines Helden bedurft, denn mit gewöhnlichen Mitteln war auf sie nicht zu wirken."

Wir haben noch eine Reihe anderer Zeugnisse Immermanns über die Zeit des Zusammenlebens, bei denen freilich zu beachten ist, daß sie n a c h der erfolgten Lösung niedergeschrieben sind und zumeist in Briefen an die neue Geliebte. Er spricht von „allen Täuschungen, Sonderbarkeiten, zweideutigen Windungen verirrter Gefühle", die er an der Seite der Gräfin durchgemacht habe, und von der „Dürre und Trostlosigkeit"[34]), in die er versunken gewesen sei. Die „reine, echte, dauernde Freude" habe er nie an dieser Liebe haben können: „Entzückungen hatte ich wohl, aber keinen stillen Frohmut. Immer war es mehr, als sei ein schöner leuchtender Komet am Horizonte erschienen, als daß man das Gefühl gehabt hätte, die liebe warme Gottessonne wäre aufgegangen."[35]) Wiederholt[35a]) ersetzt er das Wort Liebe durch Leidenschaft, „weil der starken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres

33) Zwei Briefe an Schnaase sind bei Rich. Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne S. 106ff. (Stuttgart 1888) gedruckt. Das hat Kloevekorn übersehen, als er sie in seiner oben angeführten Schrift (S. 57ff.) nochmals veröffentlichte. Beide Wiedergaben weichen mehrfach voneinander ab, ich folge im allgemeinen der Kloevekornschen.

34) Putlitz II 276. 35) Putlitz II 290.

35a) Putlitz II 254, I 97f.



und Wirres beigemischt war. Unser Verhältnis entwickelte sich meistenteils von jeher nur in der Form des Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten eigenartigen Naturen, denen ganze Regionen des anderen Teiles dunkel und unzugänglich blieben.... Ich darf mit Wahrheit sagen, daß ich in diesen vierzehn Jahren zwar oft angeregt, entzückt und hingerissen, nie aber eigentlich glücklich gewesen bin, fern sei es aber von mir, das, was mir einst teuer war, und, wenn auch in anderer Art, ewig teuer bleiben wird, zu beschelten. Nein! Wenn ich litt, so war es mein böser Stern, nicht die Schuld der Armen, die ja oft gar nicht wußte, wie tief sie mich verletzte."[36]) An einer anderen Stelle gedenkt er der „beklagenswerten Sicherheit" ihres Dahinlebens, ihres Wahns, er sei im Grunde wohlbefriedigt: „Nun waren freilich meine Verstimmungen und Trübsinnigkeiten, meine zunehmende Entfernung von ihr und mein stets genaueres Anschließen an andere Menschen zu interpretieren, dafür stellten sich denn Redensarten von: ‚der Männer Wankelmut, Zerstreuungssucht, von der Herzensleere der Autoren und Dichter' als bereite Auslegungsmittel ein und bauten ein Schattenreich falscher Vorstellungen zusammen, welche die unglückliche Frau in das Leid gebracht haben und noch jetzt ihr tiefstes Unglück sind. Ich hatte seit Jahren die Überzeugung, daß mein Zusammensein mit der Gräfin nur noch ein zufälliges sei und jede wirkende Ursache den morschen Bau zertrümmern könne."[37])

5.

Gerade als die Gräfin ihr funfzigstes Lebensjahr vollendete, lieferte das Schicksal dem Dichter den Beweis, daß er, obwohl selbst auch schon zweiundvierzigjährig und ergrauenden Hauptes, doch noch Ansprüche an Jugendglück machen durfte, denn immer ist ja, nach einem Paralipomenon der Goetheschen „Nausikaa", „der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt".

Dieses junge Weib war nicht weniger als vierundzwanzig Jahre jünger als der Mann, dem sie bestimmt war, alles Entbehren über Hoffen und Erwarten hold zu lohnen. Im Bunde mit ihr durfte der Dichter in reifen Jahren eine zweite Jugend beginnen, deren Dauer allerdings ein ungütiges Schicksal nur allzukurz bemaß.

Marianne Niemeyer war gleichfalls in Magdeburg aufgewachsen und in der Familie Ferdinand Immermanns wie zu Hause. So war sie auch dem Dichter nicht fremd geblieben: „Marianne hatte mir schon einen Eindruck gemacht," sagt er in einem Briefe, „als sie, noch halbes Kind, horchend mir gegenübersaß mit gespannter Teilnahme, und ich glaubte in ihren dunkelen, fragenden Augen ein Schicksal zu lesen; aber seitdem hatte ich ihren Namen oft gleichgültig von den Meinen nennen hören."[38]) Schon lange mutterlos, lebte sie seit dem kürzlich erfolgten Tode ihres Vaters, eines angesehenen Arztes und bedeutenden Menschen, bei ihrer Großmutter in Halle, und diese feingebildete Frau war die Witwe des bekannten Kanzlers der dortigen Univertät und Leiters der berühmten Franckeschen Stiftungen, mit dem auch Immermann als Student wiederholt in Berührung gekommen war. Ferdinand Immermann hatte die Stelle des Vormunds bei Marianne übernommen, und in seinem Magdeburger Hause traf der Dichter im September 1838 die damals

36) Putlitz I 97f. 37) Putlitz I 100f.

38) Putlitz II 223.



neunzehnjährige wieder. „Nie", schreibt er, „ist ein Eindruck rascher, reiner, ruhiger gewesen."[39])

Mehr denn zwei Wochen durfte er damals neben ihr hergehen, aber schon am zweiten Tage wußte er, was ihm hier bereitet war, und alsbald ergab auch sie sich dem Eindruck des festen, fertigen Mannes, dessen starkes Herz das ihre suchte. Sie war ihrerseits noch rührend unfertig und eckig, nicht ohne die Herbigkeit der unentwickelten Natur, aber auch von all dem keuschen Zauber unverbildeter Jungfräulichkeit. Sie war noch ein Kind an Leib und Geist; sie war nicht schön, hatte nichts Begeisterndes, Hinreißendes. Aber auch das braune Mädchen mit dem gelben Teint und der zu kurzen Oberlippe, oft knabenhaften Mutwillens voll und unbehilflich der Außenwelt gegenüber, war nach dem Goetheschen Worte, das Immermann von ihrem Abbilde, der blonden Lisbeth, braucht, eine Natur; eine sicher wurzelnde, frei der Sonne entgegenwachsende Pflanze, die schon in frühen Keimen die gesunde Frucht ahnen ließ. Ein starkes und glühendes Kind nennt sie der Dichter und erkannte sogleich in ihr den klugen Sinn, der sich nicht umnebeln, den festen, eigenwilligen Charakter, der sich nicht gewaltsam umbiegen läßt. Unharmonische Jugenderlebnisse hatten ihr neben allem Frohsinn einen frühen Ernst geliehen, ein heftiges Temperament machte ihr zu schaffen. Ihrem gleichfalls von Widersprüchen nicht freien Charakter war dieser Mann der gemäßeste; hier konnte sie lernen, ohne sich gemeistert zu fühlen, hier fortschreiten, ohne sich zu verlieren. So durfte der Dichter der so viel Jüngeren die Hand zu bieten, so durfte sie dem reifen, auf dem Gipfel des Lebens stehenden Manne, den ihre Neigung verjüngend ihr näher brachte, die Hand zu reichen wagen, und dieselbe Liebe, die seinem Leben als verklärende Abendsonne leuchtete, war der Morgenschein, unter dessen belebendem Glanz ihr junges Dasein sich zuerst der Welt öffnete.

Aber nicht rasch und leicht fügte sich der Bund. Beide genossen zunächst, ohne der Zukunft nachzufragen, das Glück der täglichen Gegenwart im vertrauten Kreise, bei der Lektüre der ersten „Münchhausen"-Bücher und anderer Immermannscher Werke, denen das junge Mädchen sehr lebhaften und freudigen Anteil entgegenbrachte. Es freute sie, wenn der kluge Mann sprach, daß sie verstehen konnte, wie er es meine. Aber die rasch erblühte beiderseitige Neigung blieb unausgesprochen, und gar an eine Ehe wagte, aus verschiedenen Gründen, keins von beiden vorerst zu denken. Am Morgen vor des Dichters Abreise gab ihm Marianne die offen im Beisein der Familie erbetene Erlaubnis, an sie zu schreiben, und er hinterließ dem Bruder noch ein in der Nacht entstandenes Gedicht für sie als Abschiedsgruß. Jetzt durfte sie sich geliebt fühlen und wurde sich ihrer Gegenliebe bewußt. Da war es Ferdinand, der den Wünschen des teuren Bruders hemmend in den Weg trat. Als Vormund Mariannens hielt er es für seine Pflicht, von der seiner Hut Anvertrauten Entsagung zu fordern. Er weihte sie in des Dichters häusliche Verhältnisse ein, stellte ihn als einen Mann hin, der nicht frei über sich verfügen könne, und erhielt demzufolge ihr Versprechen, vorderhand von jedem Verkehr mit jenem abzusehen.

Karl Immermann reiste nach Hamburg weiter, um dort verabredeter-

39) Putlitz II 224.



maßen mit der Gräfin, die ihre Familie in Dänemark besucht hatte, zusammenzutreffen. „Ich ging zu ihr — sagt er in seinem geheimen Tagebuche — mit tiefem Mitleid und mit einem Schauder über die Natur und Gestalt der menschlichen Dinge. Aber ich spürte keinerlei Reue, keine Beklemmung, keine Verlegenheit in mir und würde, wenn sie mir in den ersten Augenblicken unseres Wiedersehens eine Gewissensfrage vorgelegt hätte, dieselbe der Wahrheit gemäß beantwortet haben. Ich muß also entweder der Verstockteste, Leichtsinnigste der Menschen sein, oder es ist in den Vorgängen meines Herzens etwas Erlaubtes und Berechtigtes."[40]) Es schien ihm indessen, so führt er ebenda weiter aus, in diesem Augenblick unmöglich, mittelbar oder unmittelbar an dem bestehenden Verhältnis zu rütteln; aber ebenso fest stand es auch für ihn, daß er Marianne fortlieben müsse: „Ich habe diese Liebe im Gemüt ergriffen, weil ich sie im Gemüt ergreifen mußte. Sie ist aus dem tiefsten und richtigsten Bedürfnis entsprungen, rein in ihrer Gestalt, bescheiden in ihren Ansprüchen. Mir soll vorderhand genügen, von Mariannen zu hören, hin und wieder an sie zu schreiben. Beglücken mich dann wieder einige Zeilen von ihrer Hand, darf ich hoffen, sie wiederzusehen, wie ich sie verließ, so bin ich zufrieden." Wir sehen, er ist weit entfernt, sich Hals über Kopf dem neuen Eindruck zuzuwenden, dem Glück, das sich ihm so unerwartet gezeigt, sogleich unbedenklich Tür und Tor zu öffnen. Im Gegenteil, er sucht sich mit dem Gedanken der Entsagung vertraut zu machen: „Diese Liebe hat etwas von der Dantes zu Beatricen, denn Jugend und Natur werden Marianne ihren Weg führen, ihr Bild wird mir vielleicht in den Armen eines anderen Mannes auslöschen, ich sehe das vorher. Aber es kann doch alles sich milde lösen, wenn die Menschen nur nicht grausam an dieser Blüte rütteln und zupfen."[41])

Mit Elise zusammen reiste er von Hamburg nach Düsseldorf zurück, mit der Absicht (so schrieb er im nächsten Jahre rückblickend an Schnaase), „daß alles beim alten bleiben sollte".[42]) Und als der „Freund" der „lieben Marianne" den in Aussicht gestellten ersten Brief sandte, da sprach er zu ihr zwar innig und warm, aber doch nicht, wie sie hätte erwarten können, als ein Werbender, sondern mehr im freundschaftlichen Ton des Magdeburger Zusammenseins. Ihrem Versprechen getreu, antwortete Marianne, die wieder nach Halle zurückgekehrt war, nicht, aber nach ernster Selbstprüfung bat sie den Vormund, ihr das verpfändete Wort zurückzugeben; sollte der Dichter auch nicht ihr Gatte werden, so wollte sie doch den Freund behalten. Ehe indessen Ferdinand ungern die Erlaubnis erteilte, den Brief knapp und gemessen zu erwidern, hatte Immermann in noch ernsterer Selbstprüfung und harten Seelenkämpfen seinen Entschluß gefaßt. Es war stärker als er; nicht bloß ein verspäteter Johannistrieb, den er hätte ausrotten können und müssen, sondern die echte, große Mannesliebe, die nur durch die ungesunden Bedingungen allzulange im Wachstum zurückgehalten war. „Die Leidenschaft hatte sich" — wir können dies Wort seiner dreizehn Jahre früher geschriebenen Novelle „Der neue Pygmalion" auf den Dichter selbst anwenden — „zu spät bei ihm eingestellt, als daß sie wie ein leichtes Fieber hätte abgeschüttelt werden können." Jetzt fand er sich zu dem ange-

40) Putlitz II 236.

41) Putlitz II 237. 42) Fellner 107.

führten guten Grundsatz seines „Briefes über die falschen Wanderjahre“ zurück, jetzt lehnt er es ab (wie er es in einem anderen Zusammenhang einmal ausdrückt), etwas Falsches durchzuführen, um, wie man zu sagen pflegt, konsequent zu bleiben und damit einen Irrtum zu verewigen.[43]) Aber wie in seines jugendlichen Oberhof-Helden Oswald feurigem Gemüt riß auch in seiner unverbrauchten leidenschaftlichen Seele diese Liebe, als eine wahre und starke, tiefe Risse und Spalten, ehe sie sich sicher in sein Leben einsenken ließ. Am 16. November 1838 warb er bei Mariannens Großmutter um die Geliebte: „In ruhelosen Tagen und schlaflosen Nächten bin ich zur Klarheit, zum Entschlusse gekommen, mein Gemüt hat ihn ausgetragen, wie ein reifes Kind. Ich habe fest, stark und unwiderruflich für mich den Wunsch in mir empfangen, Ihre Enkelin die Meinige zu nennen. Die Lösung der Frage, ob meine ferneren Jahre sich in neuer Jugend, in frischer Kraft entfalten oder in Dumpfheit und Mißmut traurig verwelken sollen, hängt von Mariannens Ja oder Nein ab. Sie hat, was mein tiefstes Bedürfnis fordert, und in ihrer jungen Brust trägt sie meine ganze Zukunft und die Lösung aller Rätsel, an denen mein Leben sich bereicherte, aber auch — blutete! Meine Liebe zu ihr kann ich nur mit meiner ersten Jugendliebe vergleichen, gerade so voll, ganz und warm fühl' ich mich ihr ergeben und gewidmet. Nachher traten heftige und große Leidenschaften in mein Leben; aber ich weiß, daß ein Unterschied ist zwischen diesen und dem, was ich jetzt nach einundzwanzig Jahren wieder empfinde.“[44]) Außer mit dieser ganz allgemeinen Anspielung berührte er weder in diesem, noch in einem an Marianne selbst beigefügten Briefe sein Verhältnis zur Gräfin mit einem Worte. In ihrem mit Zustimmung der Großmutter abgehenden Antwortschreiben verleugnete Marianne zwar nicht ihre Neigung, verhehlte dem Geliebten aber ebensowenig, daß seine ihr bekannt gewordenen Beziehungen zu jener anderen ihr die Annahme seines Antrags nicht erlaubten. Und nun gab Immermann der Geliebten rückhaltlos den vollen Einblick in seine Lebensverhältnisse. Da wurden ihr Herzenswirrnisse enthüllt, von denen ihre Unschuld nichts geahnt hatte. In köstlichen Briefen, die Schreiber und Empfängerin in gleichem Maße ehren, legte der Dichter dem jungen Mädchen offen dar, welche Wolken noch über ihrem ersehnten Glück hingen. Da spülte, nach dem schönen „Münchhausen“-Wort, der Tag seinen Schaum heran, das Bildnis des Liebsten zu verunreinigen, und das Dumpfe, Sonderbare pochte ans Tor, aber Iphigenien-Wahrhaftigkeit und reine Menschlichkeit sühnten menschliche Gebrechen; die Schlacken fielen ab, tiefes Mitleid mit dem geliebten Manne machte das Mädchen stark und treu und befreit von großer Beklommenheit, durfte die Gläubige doch endlich sagen: „Das ist nicht Oswald, das ist der Zufall.“

Zunächst aber und für Monate hieß es geduldig warten, denn die Gräfin, völlig außer sich über des Dichters Eröffnung, war nicht geneigt, einfach den Platz zu räumen. Wir begreifen, wie furchtbar der Schlag für sie sein mußte. Um eines Kindes willen wollte der Freund sie gehen heißen, der ihr ein halbes Menschenalter in liebender Verehrung angehört, dem sie ihr tiefstes Seelen- und Geistesleben geweiht, der den Inhalt ihres sich abwärts neigenden Lebens gebildet hatte! Und Immer-

43) Putlitz II 267. 44) Putlitz II 239f.



mann, von ihrem leidenschaftlich aufbegehrenden Seelenschmerz innerlichst betroffen, dessen, was er ihr dankte, voll bewußt, und vor allem lange Zeit nicht fähig, den Gedanken völliger Trennung von der doch noch immer geliebten Frau auszudenken, wagte nicht die letzten Folgerungen zu ziehen und über sie hinwegzuschreiten. Ihr selbst vielmehr überließ er die Entscheidung und verurteilte damit sich und Marianne zu Monaten bangen Harrens. Lange währte es, bis sich Elise einigermaßen in die neue Sachlage gefunden hatte und sich zu klaren Entschlüssen durchzuringen vermochte. Das Zusammenleben in einem Hause bereitete ihr und dem Dichter tiefen Schmerz und bittere Qual. Mit unendlichem Mitgefühl war er Zeuge ihrer Leiden, selbst leidend mit ihr und darob in neuen Zwiespalt verstrickt. Und in all diese Wirrnisse sah sich die junge Braut mithineingerissen; auch sie hatte Schwerstes durchzumachen. „Nimm's nicht übel, daß ich Dir so viel vorklage", schreibt ihr einmal der Verlobte. „Ich habe ja keinen sonst, gegen den ich mein Herz ergießen könnte. In meiner Seele sieht es sonderbar aus. Wenn ich nur weinen könnte, da würde mir besser werden. Beweinen die verlorenen Jahre, die verdorbene Jugend, das tragische Menschengeschick! Diese herrliche Frau, dieses königliche Gemüt, und so innerlich elend geworden! In so vielen Dingen so klar und vernünftig, nur in einem Punkte unvernünftig, und darum in das Leid geraten was Du kennst!"[45]) Ja, der Dichter glaubte zeitweilig wohl gar, nur wenn Elise bleibe, dürfe Marianne zu ihm kommen; teilen müsse die Gattin mit den alten Ansprüchen der Freundin! „Ich weiß recht wohl, was ich an der Gräfin verliere. Mit allen meinen Erinnerungen ist sie verwachsen, überall wird sie mir anfangs fehlen. Ihr Schicksal geht mir nahe, als sähe ich meine Mutter foltern. Eine Wehmut wird mich noch oft ergreifen, vielleicht zuweilen ein ungeheurer Schmerz, und nicht eher werde ich ganz glücklich an Deiner Seite sein, als bis sie, versöhnt, gefaßt, mir, Dir und unserem Hause als Freundin angehören wird."[46]) Und als Marianne sich diesem Gedanken in berechtigter Abwehr widersetzte, erwiderte er ihr: „Mehr als momentane Aufwallungen dürfen diese Regungen der Eifersucht und eines unangenehmen Gefühls bei dem Gedanken an eine mögliche dereinstige Nähe der leidenden Frau nicht werden, denn Du fühlst es, mein geliebtes Kind, daß dieser Punkt Dir eigentlich als eine sittliche Pflicht gesetzt ist. Immer inniger muß Dich die Überzeugung durchdringen, daß ich Dich nur lieben durfte, wenn ich in meiner Seele das unverbrüchliche Gelübde tat, jene Frau nicht kalt und herzlos fallen zu lassen, daß es also an Dir ist, Deinem Freunde in tugendhafter Liebe die Haltung seines Gelübdes zu erleichtern, es selbst mit halten zu helfen."[47])

Noch eine zweite Vertraute teilte seine Leiden und Zweifel, seine Seelen- und Gewissenskämpfe: Amalie v. Sybel. Diese lebenskluge und herzenswarme Frau, die auch der Gräfin freundschaftlich nahestand und mit ihr zu fühlen wußte, gewährte ihm Erleichterung durch rückhaltloseste Aussprache und tropfte immer von neuem Mäßigung dem heißen Blute. Der Freundin vertraute er manches unverhüllt an, womit er die Braut verschont. „Vergeben Sie mir, daß ich Sie bekümmere. Ich habe ja aber sonst niemand auf der Welt, bei dem ich Trost finden kann." Er vergleicht seine

45) Putlitz II 290.

46) Putlitz II 255. 47) Putlitz II 275f.



Leiden mit denen des Laokoon und spricht von der „Raserei“ der Gräfin, die sie ihm verursacht. Vor allem hetzte sie, immer im guten Glauben ihres Rechts, den Bruder gegen ihn auf, der wiederum Mariannen bedrängte und beunruhigte. Seine wohlgemeinten, von einer etwas engbrüstigen Moral getragenen „Predigten“ beantwortete der Dichter mit bogenlangen Niederschriften der Rechtfertigung und der Abrechnung. Elise fuhr darin naturgemäß nicht gut: „Sie können nicht glauben,“ schreibt Immermann am 24. Januar 1839 an Frau v. Sybel, „wie widerlich es mir ist, ein Lebensgebilde, welches mir doch manches Gute trug, so zu anatomieren. Die Poesie der Erinnerung geht damit ganz verloren. Haben sie mich aber nicht Schritt vor Schritt endlich dahin getrieben?“[48]) In Briefen an Freund Schnaase nennt er seine Verlobtenzeit wiederholt die „wonnevollste und schrecklichste“ seines Lebens, ein „furchtbares“ Jahr und „schreckliche Tage“.[49])

Wie ein von den Furien verfolgter Orest erscheint uns der Dichter, doch endlich löst sich der Fluch, schwindet der Alb. Für ein Graf-von-Gleichen-Verhältnis waren beide Frauen zu gut. Und freiwillig weicht die über funfzigjährige Gräfin von der Schwelle. Wohl fehlte es nicht an Klagen über Undank und Verstoßung; aber sie war zu edel und vornehm, um ihre Liebe in Haß und Rachsucht zu verkehren, zu besonnen, um auf alte Rechte zu pochen, die keine sittlichen Rechte waren. Am 17. August 1839 verließ sie Düsseldorf, um in Italien Heilung zu suchen. Doch selbst damit ist der Bann noch nicht sofort gebrochen. „Ich habe meine Freundin“, schreibt Immermann an Schnaase, „bis Coeln begleitet, unser Abschied war der wehmütigste, und ich habe hier ihrem Andenken die heißesten Tränen meines Lebens geweint. Erst wenn der Mensch abscheidet, weiß man ganz, was man an ihm besessen, und so geschah es denn auch hier.“ So stark war ihre Macht auf ihn, nicht nur auf sein Pflichtgefühl und seine Dankbarkeit, sondern auch auf sein Herz! Zwei Tage nach ihrer Abreise, einen Tag vor der seinigen nach Halle zu Marianne, schüttet er Frau v. Sybel sein zerrissenes Herz aus: „Ich muß es gestehen, meine Empfindungen wandern mit der Reisenden und nicht nach Halle. Viel tun, so hoffe ich zu Gott, die Umgebung und die schreckliche Einsamkeit, in der ich leben muß. Das ist wenigstens noch mein Trost. — Ich schicke Ihnen die letzten Briefe Mariannens. Suchen Sie aus den herzlichen Worten des lieben Kindes und aus sich selbst mir Frieden, Klarheit, Wahrheit zu bereiten und den entsetzlichen Gedanken von mir zu entfernen, daß ich mich geirrt und dennoch nur immer die Gräfin geliebt habe!... Mitunter will Marianne durchbrechen, wie die Sonne zwischen Wolken. Aber immer kommen die Wolken wieder vor. Es ist ein Zustand, unbeschreiblich, und der seltsamste Bräutigam, der je gewesen.“[50])

Erst die Nähe, der Besitz der Geliebten verscheuchte für immer die düsteren Schatten. Am 2. Oktober trat er mit Marianne vor den Altar, und seine vita nuova, die den Menschen wie den Dichter auf seine Höhe führt, hebt an.

6.

Unsere Hauptquelle für dieses ungeheure, den ganzen Mann ein- und umschmelzende Seelenerlebnis sind seine bei Putlitz abgedruckten Briefe an die Braut. Da malt kein schwärmender

48) Fellner 104ff. 49) Fellner 109ff.

50) Fellner 105f.



Jüngling der Geliebten phantastische Bilder von Blütenträumen, da bietet ein in harter Lebensmühe und schwerem Seelenleid zum Manne Geschmiedeter einem neben ihm doppelt rasch heranreifenden Mädchen seine späte Mannesliebe; nicht lodernde Glut, sondern dauerhafte Wärme. Sein volles, sehnsüchtiges Herz, sein tiefes, bisher nie ganz befriedigtes Gemüt sind gefesselt, nicht durch den geistigen Zauber einer hochstehenden Frau, sondern durch echtes Weibtum. Mensch will zu Mensch sich finden in schrankenloser Hingabe. Kein Winkel der Seele soll dem andern unbekannt bleiben. Und so zieht hier der Mann vor dem Weibe, mit dem er ganz eins werden will, die Summe seiner Existenz in eingehenden, nichts weniger als schönfärbenden Selbstschilderungen. Er zeigt ihr, wie er zum widerspruchsvollen Charakter ward, wie sich das Leben ihm fügte und, nicht ohne eigene Schuld, trübte und wirrte. Die Darstellung seines vergangenen Liebeslebens zumal wird hier zur Ohrenbeichte. Er legt seine Weltanschauung dar, sein religiöses Glaubensbekenntnis ab. Er entwirft seine Meinung über das Verhältnis der Geschlechter, wonach der Mann der positive, das Weib — und da hatte die Gräfin ja versagt! — der hinnehmende Teil sein und bleiben müsse. Dasselbe Hohelied von Art und Wert und Heiligkeit der wahren Ehe erklingt hier, das gleichzeitig in die Oberhof-Abschnitte des „Münchhausen" eingeht. Nur daß, was dort in reine Poesie umgesetzt erscheint, hier stellenweis etwas lehrhaft und maßgeblich zum Ausdruck gelangt, entsprechend dem väterlichen Gefühl, das Immermanns Liebe zu der Braut beigemischt erscheint. Er führt auch aus, was er von ihr erhofft, die er mehrfach seinen guten Engel nennt, in deren Armen er Heilung für die schwer verwundete Brust ersehnt. Wir sehen, wie aus dem Anschauen der Geliebten des Dichters Weibesideal, die blonde Lisbeth, sich gestaltet. Auch geistige Lebensgemeinschaft erwartet er von der Gattin, aber auf der natürlichen Grundlage der rein menschlich-geschlechtlichen. Und daß er nicht zuviel erwartet, beweisen ihm ihre Gegenbriefe, in denen sie wissensdurstig und gelehrig, dabei aber selbständig und nicht kritiklos auf alles eingeht, was er zur Sprache bringt. Warm und verständig urteilt sie auch über seine Schriften, die sie sämtlich liest, um den Mann ihres Herzens und ihrer Zukunft darin wiederzufinden, und wo sie nicht folgen kann oder anderer Meinung ist, da spricht sie es offen aus. Es ist kein halbes Kind mehr von ungetrübter Unbefangenheit, das freudig sich anschickt, die Schwelle der Ehe zu überschreiten; ein junges Weib, reif und ernst über seine Jahre, ist sich der ganzen Tragweite seines Entschlusses bewußt. Von dem tiefdunklen Hintergrunde dieser Briefe heben sich doppelt leuchtend die Persönlichkeiten der Schreiber ab. Es bedürfte nicht der ausdrücklichen Versicherung Immermanns: „In den Briefen an dich, da bin ich ganz wie ich bin, auf diese Briefe kann der ewige Richter über mich das Urteil sprechen."[51]) Diese vertrauensvolle Offenheit wirkt an sich schlechthin überzeugend und gibt diesen menschlichen Zeugnissen einen hohen Quellenwert.

Ebenso deutlich trägt die Darstellung Ludmilla-Assings[52]) den Stempel der Voreingenommenheit und übelwollenden Parteilichkeit an der Stirn. Die eifrige Advokatin Elisens sieht in Marianne nur den Störenfried und unberufenen Eindringling. Sie sucht überall den Eindruck zu erwecken, als sei Immermann

51) Putlitz II 242. 52) Assing 153ff.



der fast wider seinen Willen und jedenfalls zu seinem dauernden Unheil von Marianne Verführte, der Gräfin abspenstig Gemachte. Marianne soll ihn in Magdeburg durch auffallendes Entgegenkommen erst auf sich aufmerksam gemacht haben. Der Verkehr mit einem so jungen Mädchen sei dem Dichter „pikant und neu" gewesen, und durch die kurze Bekanntschaft, die Entfernung, die Hast und Überstürzung habe sein Verhältnis zu ihr „einen Anflug von Leidenschaftlichkeit" erhalten. Seinen ersten Brief habe sie „auf der Stelle" erwidert. Die Kanzlerin Niemeyer wird als bekannte Heiratstifterin hingestellt; sie habe Immermanns Werbung bei ihr veranlaßt und Marianne „sogleich" ihr Jawort gegeben. Bald hätten mehrere Personen des Düsseldorfer Kreises um die Verlobung gewußt, nur Elise nicht: „Immermann wagte nicht Elisen zu gestehen, was er getan; sein böses Gewissen nahm ihm den Mut dazu." Von andern habe sie es erfahren müssen; der Dichter habe ihr schließlich nur scheu und feig auf seinen Schreibtisch, den sie allein zu ordnen pflegte, und dessen Papiere sie sämtlich lesen durfte, einen Brief gelegt, der ihr alles entdeckte. Über die Zeit nach den ersten Stürmen, als der Dichter und Elise wieder scheinbar ruhig wie früher nebeneinander lebten, schreibt L. Assing: „Immermann vertraute einem Freund, wenn er sich das alles so vorher vorgestellt hätte, er würde sich nie zu der Heirat entschlossen haben! Nun war es zu spät; er glaubte [!] sich gebunden." Schon auf der Hochzeitsreise habe ihn die Enttäuschung überkommen und die Reue gepackt. Er habe Augenblicke der Verzweiflung empfunden, in denen er mit Leidenschaft nach Elisen verlangte; er habe auch Mariannen veranlaßt, ihr zu schreiben und sie flehentlich zu bitten, zu ihnen nach Düsseldorf zurückzukehren. Das sei aber jetzt zu spät gewesen.

Davon ist so viel richtig, daß Immermann die Hoffnung nährte, Elise werde nach der geplanten größeren Reise nach Düsseldorf zurückkehren. „Nur auf dem Boden der Erinnerung", schreibt er am 12. September 1839 an Schnaase[53]), „kann sich die Erinnerung ausheilen, vom Herzen aus muß das Herz hergestellt werden, die sittliche Tat, welche von ihr verlangt wird, ist, daß sie ihr Geschick als Geschick und nicht als Verbrechen eines anderen begreifen lernt, daß sie mich mit gutem Herzen als besten Freund annimmt, das kann wieder nur geschehen, wenn der Freund ihr nahe ist." Und in demselben Briefe lesen wir: „Habe ich die Katastrophe nicht von ihrem Haupte abgewendet, so stand es doch bei mir, gut zu machen, inwieweit ich gut machen kann. Damit ist zunächst das Gelübde gemeint, welches meine seit vorigen November erschütterte Seele getan hat. — Das Gelübde, immerdar ihr treuester und innigster Freund zu bleiben und kein Mittel unversucht zu lassen, welches sie zu mir in diese heilige und fromme Sphäre, versöhnt und beruhigt, bringen mag. Nur unter dem Schirm dieses Gelübdes habe ich mir Marianne verstattet, und die Haltung desselben gehört so notwendig und wesentlich zu meiner Zukunft, wie meine Liebe und Treue gegen Marianne. — Ob mir mein Vorhaben (nämlich sie mir zu versöhnen) gelingt, wer kann es wissen? Verletztes weibliches Gefühl ist durchaus etwas Inkommensurables — was wir aus unserm Gesichtspunkte heraus uns in diesen Regionen zusammenstellen, reicht nicht aus gegen die nagende Empfindung einer Frau."

53) Kloevekorn 69f. u. Fellner 110f.



Er hat der Gräfin Dank und Freundschaft bewahrt, sie nie mehr ein hartes Wort über ihn geäußert, aber wiedergesehen haben sie sich nicht.[54]) Mit ihrer Freundin Johanna Dieffenbach und deren jungem Freunde Philipp Kaufmann bereiste die Gräfin Oberitalien bis Florenz hinunter und Tirol. Anfang 1840 nahm sie ihren festen Wohnsitz in Berlin. Alte und neue Bekanntschaften mit wertvollen Menschen wie Cornelius, Rauch, Wilhelm v. Humboldt, Tieck, Steffens, Beuth, Raumer, Krummacher, Gustav zu Putlitz, Fedor Wehl, beseelten und vergeistigten ihr Leben mit edler, kunstgeweihter Geselligkeit. Der Zauber ihres Wesens blieb ihr treu; auch soll ein dänischer Graf noch um ihre Hand angehalten haben. So verbrachte sie, wenn auch mehr beglückend als beglückt, einen friedlichen Lebensabend. Tief erschütterte es sie, als schon im August 1840 ein jäher Tod den ehemals geliebten Freund hinwegriß. Über seiner Bahre reichten sich Elise und Marianne aus der Ferne die Hand und traten in einen fortgesetzten brieflichen Verkehr. Und wie die Gräfin des Dichters Mutter und Geschwistern treu verbunden blieb, so erwies sie dauernde warme Teilnahme auch seiner Waise, die Marianne selbst ihr zuführte. Der versöhnende Ausklang fehlt also nicht. Elisens letzte Jahre waren durch Leiden getrübt, die doch ihren Sinn und Geist nicht mitzutrüben vermochten. Am 20. März 1855 ging sie hinüber.

54) Am 21. Mai 1840 schreibt der gemeinsame Freund Konsistorialrat Möller an Elise: „Ich komme nach einiger Zeit nach ... Düsseldorf. Dort werde ich Immermann von Ihnen erzählen und auch, was Sie ihm gesagt wünschen, in zarter Weise mitteilen." (Assing 284.) Den Inhalt dieser Mitteilung können wir nur mutmaßen.

7.

Es ist ungerecht, wenn nach Elisens Tode Marianne als Biographin ihres Gatten in ihr den bösen Genius des Dichters erblicken wollte. Hatte doch Immermann selbst seiner Frau gegenüber betont, daß die Gräfin neben dem Widersinnigen und Zweideutigen, das sie in sein Leben gebracht, ihm doch auch in unendlich vielen Beziehungen die reichste Fördernis gegeben, ihn überhaupt erst zum Manne gemacht habe.[55]) Marianne war gereizt durch Ludmilla Assings voraufgegangene öffentliche Beurteilung, die noch weit ungerechter ist: mit Elisen sei sein guter Genius von dem Dichter gewichen, die begeisternde Muse von ihm entflohen![56])

Die Sache liegt doch vielmehr so. Wenn der Dichter in letzter Stunde noch die höchsten Stufen erklomm, seinem letzten großen Werk, dem „Münchhausen", eine Seele einzuhauchen vermochte, die so gut wie alle seine früheren Werke vermissen ließen, so dankt er das ohne jede Frage Mariannen und ihrem Eintritt in sein Leben. In den „Epigonen" war es ihm noch nicht gelungen, den schönsten dichterischen Stoff zu meistern, in voller beglückender Wesenheit das Weib

55) Putlitz I 101.

56) Assing 163. 167. Schon auf S. 2 versichert sie, Immermanns Lorbeer wäre ohne den Sonnenschein von Elisens Nähe nie so schön erblüht. — Hebbel berichtet am 16. September 1843 (Briefe II 286) an Elise Lensing: Heine behauptete von Immermann, „er habe sich dadurch getötet, daß er das jahrelang bestandene Verhältnis mit der Frau v. Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Person angeknüpft habe. Der Tod, sagte er, ist nicht so zufällig, als man denkt, er ist das Resultat des Lebens, und man bedenke sich wohl, wenn man in späteren Jahren noch eine Haupt-Veränderung machen will. Das finde ich außerordentlich wahr."

darzustellen. Cornelie hatte — von dem mignonhaften Literaturwesen Flämmchen sehen wir ganz ab — zu viel vom blumenhaften Engel, Johanna zu viel von der hohen Königin. Die schlichte Natur, von wahrer Liebe umgoldet, war in sein Dichten noch nicht eingegangen, weil sie das Leben ihm noch nicht gesellt hatte. Nun wurde auch ihm noch die Erfüllung, erblühte auch ihm noch die schönste Blume des Daseins, die den Künstler ja stets mit zwiefacher Frucht begnadet: das Weib, das sein Herz erfüllt und sein Leben beglückt, weist als Muse zugleich dem dunklen Künstlerdrange den rechten Weg, es verkörpert sich selbst durch geheimnisvoll-mystische Transsubstantiation in seinem Werke. Der Schritt von Cornelie und Johanna zur blonden Lisbeth, der zugleich der Schritt von dem vielfach noch schemenhaften Zeitbilde der „Epigonen" zu dem selbgewachsenen, naturwahren und lebenswarmen Oberhofidyll des „Münchhausen" ist, dieser Schritt konnte nicht getan werden, ohne daß eine reine, erlaubte Liebe, der die natürliche Erfüllung ward, dem Dichter die Hand reichte, ihn aus Schlinggewächs und Modergrund zu heben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Becker, C. H., Das türkische Bildungsproblem. Bonn 1916, F. Cohen.

Hunderttausende treiben jetzt praktisch Völkerkunde; man denkt in Kontinenten. In Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist davon noch weniger die Rede; mehr bereits in Graf York v. Wartenburgs „weltpolitischen Umrissen", welche knapp ein Jahrzehnt später als jene erschienen. — Wertvolle Einzelschriften zur Seelenkunde derjenigen Völker, welche zur Zeit unsere Freunde oder Feinde bilden, gibt es trotz der großen Nachfrage danach wenige; so konnte ich bei einem dienstlichen Aufenthalt in Sofia in der Bibliothek der „deutschen Kolonie" kein ausgiebiges Werk über Bulgarien auftreiben. Ähnlich stand es mit der Türkei; im Laufe des Krieges sind aber die so erwünschten Bücher entstanden, so durch Reinh. Junge, C. F. Endres, Ewald Banse, P. Krause u. a. Eine bedeutsame Ergänzung dieser Werke bildet, weil in die tiefsten Gegensätze zwischen Abend- und Morgenland einführend, die Bonner Kaisergeburtstags-Rede des Islamisten C. H. Becker.

Der Orient hat eine alte selbständige Kultur scholastisch-mittelalterlicher Art; der Übergang derselben zur Neuzeit vollzieht sich vor unseren Augen. Was haben wir Deutsche als Helfer in dieser Krisis zu tun? Die Türkei ist kein Nationalstaat etwa wie Japan, sondern ein Nationalitätenstaat. 5/6 des Osmanischen Reiches haben aber dieselbe Religion, den Islam, und damit dieselbe Grundlage ihrer geistigen Verfassung; letztere ist besonders wirtschaftlich der abendländischen unterlegen; es fehlt die Beweglichkeit.

Können überhaupt oder sollen die 15 Millionen Islambekenner in der Türkei oder gar die 200 Millionen Muhammedaner insgesamt moderne Menschen werden und wenn, auf welchen Wegen?

Spätes Griechentum, iranisch-persische und jüdisch-christliche Gegenströmungen, allenfalls buddhistische Einflüsse waren bei der Bildung des alten Islams tätig; das zuerst genannte Element am stärksten, insbesondere dessen Intellektualismus. Das griechische Gelehrtentum in alexandrinischer Einseitigkeit und Bindung und das religiöse Gebot, im Koran verankert, bilden die Mittelpunkte; hierbei ist die Wissenschaft die Magd der Theologie wie in unserem deutschen Mittelalter. Die islamische Pflichtenlehre (Scheria — das religiöse Gesetz) und die Mystik, ihnen untergeordnet Dogmatik und Philosophie, beherrschen aber noch heute die Welt des Ostens etwa wie bei uns in den vorlutherischen Zeiten.

Die religiöse Reglementierung des Lebens + Mystik führten, weil in der modernen Zeit unausführbar, zu einer Kluft zwischen Ge-



setz und Wirklichkeit, d. h. zu laxer, indolenter Lebensauffassung, zur Unterhöhlung der Pflicht selbst. Das Arbeitsbedürfnis machte der Beschaulichkeit und Träumerei Platz. Der bei uns ja auch noch nicht ganz überwundene Kurialstil, ein entsetzlicher Formalismus treten hinzu; der türkische Beamte „spiegelt sich in der Tinte", wie Bismarck von seinem Gegner Gortschakoff zu sagen pflegte.

Aus diesen immanenten Widerständen kann man die Langsamkeit des Eindringens abendländischer Einflüsse in den Osten in alter und neuerer Zeit erklären, aus ihnen auch die Prognose stellen und die Schwierigkeiten der Zukunftswege ermessen. 1869 wurde schon eine Bildungsreform (Universität und Volksschule) in großem Stil versucht. Vieles steht heute noch auf dem Papier; Geldmangel, Passivität der nachgeordneten Beamten! Französische Übersetzungen, französische Zeitungen wirkten bisher noch am stärksten. In den Schulen, in der katholischen Kongregation und der mission laïque, etwa unserem deutschen Schulverein vergleichbar, wurde die französische Sprache gefördert, in ihr kann sich der gebildete Orientale üben, gewisse Dinge, z. B. der Technik oder Politik, leichter ausdrücken als in seiner Muttersprache; letztere ist noch nicht beweglich genug. Damit kam der französische Firnis in den Osten (Moden, Leichtfertigkeit, „Aufkläricht"), kurz das, was man auch Levantinertum nennen kann.

In neuerer Zeit tritt der türkische Nationalismus als Gegensatz auf (Turanismus): Zurück zur völkischen Literatur! geht der Ruf. Die Wissenschaft des Abendlandes klärte den Osten über seine eigene große Vergangenheit auf; als Bagdad und Cordoba in Blüte und Kultur standen, herrschte bei uns noch Inquisition und Scheiterhaufen. Daß die Selbständigkeit und Arbeit des Einzelmenschen den Europäer aufwärts getrieben, daß wir uns staatlich und religiös ungeheuer differenzierten und entwickelten, übersieht der Orientale dabei. Er neigt auch dazu die augenblicklichen großen militärischen und politischen Erfolge seines Volkes zu überschätzen in ihrer Bedeutung für die geistige Hebung der Massen, welche nur durch jahrzehntelange phantasiefreie, stetige Binnenarbeit zu schaffen ist.

Aber diese Geistesverfassung muß der für deutsche Kultur im Orient Kämpfende fest im Auge behalten; er muß selbst erst den Orient zu ergründen und Hand in Hand mit den Orientalen zu wirken suchen, nicht ihn erdrücken wollen. Stetige Entwicklung in gemeinsamer Arbeit auf national-türkischer Basis — das ist das schwere deutsche Zukunftsprogramm im Osten; bitter not ist ein türkischer Volksschullehrerstand; 24000 syrische Kinder sind durch den Krieg schulfrei geworden. Bodenständige Reform der türkischen Bildung, welche aus der Buchgelehrsamkeit herauszubringen ist und zur Freiheit, zu eigener Anschauung zu erziehen ist. Historisch-kritische Methoden müssen an türkischer Überlieferung mit Vorsicht geübt werden und langsam zu der noch völlig fehlenden Selbstzucht des Denkens führen.

Noch schwieriger ist der Schlußstein des türkischen Bildungsproblems, d. h. der moderne Arbeitsgedanke, welchem Überlieferung, Klima, Bedürfnislosigkeit, Steuersystem, Frauenfrage. Beamtentum u. a. entgegenstehen. Vielleicht wälzt diesen Stein des Sisyphus, aber mit anderem Erfolg als in der Sage, das osmanische Genie, das irgendwo sich schon entwickelt. Vielleicht die harte Not.

Der Alt-Türke hatte keine „Zivilkourage" (Bismarcks Lieblingsausdruck); auf die Despotie als Folge des Trockenklimas, weil Wasserversorgung nur durch Zentrokratie möglich ist, weist B. nach Reinh. Junges (Das Problem der Europäisierung türkischer Wirtschaft, Weimar 1916) Vorgang hin.

Und noch eine Bemerkung zum Schluß: Zwischen Konstantinopel und den Provinzen ist ein himmelweiter Unterschied; Dr. Lamec Saads Buch (16 Jahre als Quarantänearzt in der Türkei bei Dietr. Reimer 1913) erhärtet das.

Victor Hehn betitelt in seinem klassischen „Italien" eines der Kapitel: „Ratschläge, die nicht im Baedeker stehen; für denjenigen, der in den Orient als Pionier deutschen Wesens in höherem Sinne zieht, wüßte ich keine kürzere und keine bessere, vor Enttäuschungen und Entgleisungen schützende Vorbereitung als die Beckersche Rede. B. Laquer-Wiesbaden.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG | HEFT 3 | 1. DEZEMBER 1916

Miguel de Cervantes.

Von Heinrich Morf.

Von Miguel de Cervantes ist im letzten Frühjahr auch bei uns viel die Rede gewesen. Man hat aus Anlaß der dreihundertesten Wiederkehr seines Todestages, zu Ende April, in Feuilletons und Sonntagsblättern seiner gedacht und auch Gedenkfeiern abgehalten. Doch galt diese Erinnerung fast ausschließlich seinen Büchern. Cervantes selbst verschwand hinter seinen Helden, der Künstler hinter seiner Schöpfung. Von seinen Lebensschicksalen wurde wenig mehr berichtet, als daß er bei Lepanto verwundet, nachher in algerische Gefangenschaft geraten sei, auch später in mißlichen Verhältnissen gelebt und sogar mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht habe. Cervantes verdient es aber wohl, daß die, die sich an seinen Geschichten ergötzen, ihn auch als Menschen näher kennen lernen. Und so soll hier post festum von seinem Leben die Rede sein.

In der kastilischen Universitätsstadt Alcalá, in grüner Talebene am Henares, einige Wegstunden östlich von Madrid, ist am 9. Oktober 1547 Miguel de Cervantes getauft worden. Seinen Geburtstag kennen wir nicht. Für die Anschauungen jener Zeit bedeutet der Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft die wirkliche Geburt des Menschen.

Über Spanien gebot zur Zeit Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Was bedeutete damals in diesem Weltreich der kleine Junge eines obskuren Wundarztes.... aber das Reich Karls V. ist längst in Trümmer gegangen, während in dem Weltreich des Geistes, das jener bescheidene Sohn kastilischer Erde sich gründen sollte, die Sonne heute noch nicht untergeht.

Die Familie läßt sich nur wenig weit zurückverfolgen. Man begegnet in einer Urkunde von 1533 einem Juristen Juan de Cervantes, der mit einiger Wahrscheinlichkeit als Miguels Großvater angesprochen wird. Sein Vater Rodrigo war, wie gesagt, ein bescheidener Wundarzt, unbemittelt, aber kinderreich, dessen berufliche Tätigkeit durch Taubheit behindert war.

Miguel war das vierte von sieben Kindern; er hat drei Brüder und drei Schwestern. Der Bruder Rodrigo und die beiden Schwestern Andrea und Magdalena spielen in seinem Leben eine besondere Rolle.

Ist Miguel in Alcalá herangewachsen und gebildet worden? Wir wissen es nicht. Wir wissen nichts über die ersten einundzwanzig Jahre seines Lebens — nichts. Wir finden in diesen zwei Jahrzehnten einige urkundliche Spuren des Vaters Rodrigo oder einzelner Familienglieder in Alcalá, Valladolid, Sevilla, Madrid. Diese letztere Stadt scheint in den sechziger Jahren der eigentliche Wohnort der Familie gewesen zu sein. Aber über den jungen Miguel berichtet während 21 Jahren kein Dokument. Solch urkundliches Dunkel



liegt auch noch über manchem späteren Jahre seines Mannesalters, und es ist kaum zu hoffen, daß die Archive Spaniens noch viel Neues hergeben werden, nachdem C. Pérez Pastor die große Ernte seiner *Documentos Cervantinos hasta ahora inéditos* (1897 bis 1902), 161 Stücke, eingebracht hat.[1]) Diese Dokumente lehren uns freilich kaum neue literarische Tatsachen. Sie sind Zeugnisse der Wechselfälle einer soldatischen und bürgerlichen Existenz und zeugen mehr von Not und Drangsal als von Freuden des Lebens. Es sind Schuldverschreibungen, Gerichtsakten usw. — die papierenen Trümmer einer Tragödie des Geldes.

Die erste Spur Miguels birgt ein vergilbtes Blatt der Pariser Nationalbibliothek: da steht ein banales Huldigungsgedicht an die spanische Königin Isabel von Valois (1560—1568): „*Soneto de Mig. de Ceruantes*", das nicht näher datiert ist. Daß er in früher Jugend schon sich in der Dichkunst übte, versichert uns der Greis.

Zu Madrid scheint Miguel die Schule besucht zu haben, wenigstens stellte ihn ein Madrider Schulvorsteher dem Publikum als *nuestro caro y amado discípulo* vor, und zwar aus folgendem Anlaß:

Isabel von Valois war im Oktober 1568 gestorben. Der loyale Direktor der städtischen Lateinschule, J. López de Hoyos, gab im folgenden Jahre (1569) einen Bericht über das Ende und Begräbnis der Königin heraus, der von lateinischen und spanischen Gedichten begleitet war. Unter den spanischen befinden sich sechs Stücke von Miguel de Cervantes; darunter eine Elegie, von der ausdrücklich gesagt ist, daß Cervantes sie *en nombre de todo el Estudio*, also im Namen der ganzen Schule, verfaßt hat.

War Miguel mit 22 Jahren noch Schüler dieser Anstalt und ergänzte er, als alter Junge, eine bisher allzu lükkenhaft gebliebene Schulbildung? Oder war er Lehrer der Anstalt, da er bei solcher Gelegenheit das gereimte Wort für sie ergreift? Jedenfalls war der Madrider Schuldirektor stolz auf diesen Angehörigen, den er so nachdrücklich für sein Estudio in Anspruch nimmt und im Namen der Schule die tote Königin feiern läßt.

Daß Miguel Universitätsstudien gemacht habe, ist unerwiesen und nicht wahrscheinlich. Er ist kein studierter Mann. Das soll die Universitäten nicht verdrießen.

Das nämliche Jahr 1568 führt ihn von der Madrider Schule weg in die weite Welt hinaus, die seine eigentliche Schule werden sollte. Gegen Ende des Jahres 1568 scheint er in Spanien Handgeld genommen zu haben und Soldat geworden zu sein. So kommt er nach Italien. Zu Weihnachten 1569 finden wir ihn in Rom. Ein charakteristisches Dokument bezeugt uns diesen Aufenthalt. Vater Rodrigo läßt nämlich zu Madrid für seinen in Rom weilenden Sohn Miguel das Zeugnis ausstellen, daß dieser Miguel legitimer Abkunft sei, daß die Familie väterlicher- und mütterlicherseits keine Mischung jüdischen oder ketzerischen Blutes erfahren habe, daß sie nicht etwa Konvertiten, sondern Altchristen reinster Wur-

1) Unser Wissen vom Leben des Cervantes hat Fitzmaurice Kelly mit trefflicher Kennerschaft zusammengestellt und damit die beste kritische Biographie des Dichters geliefert (*Cervantes, a Memoir*, Oxford 1913). Was die jüngsten spanischen Jubiläumspublikationen nun an neuen Ergebnissen gebracht haben mögen, ist hierzulande nur den Titeln nach bekannt. Der Krieg hat auch unsere literarische Zufuhr aus Spanien fast gänzlich unterbunden.

zel seien: *somos muy buenos cristianos viejos, limpios de toda raiz.* Im alten Spanien war die Frage altchristlicher Herkunft wichtig genug. Oft ist davon auch im *Don Quijote* die Rede, und auch Sancho Pansa betont die Reinheit seiner Abstammung: „Ich bin ein Christ von altem Blut, und das ist genug, um ein Graf zu werden", meint er.

Im Herbst 1570 sticht Cervantes mit der Flotte Don Juans d'Austria gegen die Türken in See und nimmt am 7. Oktober an Bord des Flaggschiffes La Marquesa teil an der Seeschlacht von Lepanto, in welcher die türkische Seemacht gebrochen wurde.

Es ist bezeugt, daß an diesem weltgeschichtlichen Tage der dreiundzwanzigjährige Marinesoldat sich durch Tapferkeit auszeichnete. Zwei Büchsenschüsse trafen seine Brust, und ein dritter verstümmelte seine linke Hand... zum größeren Ruhme der Rechten *(para gloria della diestra),* wie er einmal mit einem prächtigen Soldatenwort sagt.

Trotz der Verletzung blieb er Soldat. Sein jüngerer Bruder Rodrigo gesellte sich zu ihm, und über ihrer beider Waffendienst hat Miguel später (1590) in einer Denkschrift an den König berichtet. Aus den Erlebnissen seiner Soldatenjahre schöpft er häufig genug in seinen Werken. Die Freude und die Not des Waffenhandwerks spricht aus Ernst und Scherz mancher Stelle des *Don Quijote.*

Die Brüder machten 1572 die Kriegsfahrten gegen Korfu und Messenien (Navarino) und im folgenden Jahre die Eroberung von Tunis mit. Lange Monate des Garnisondienstes verlebt Miguel in Neapel, gelegentlich auch in Palermo. Zwischenhinein sehen wir ihn als Kämmerer im Dienste des Kardinals Acquaviva zu Rom. Diese italienischen Lehrjahre mag er wohl genutzt haben. Seine späteren Werke zeigen ihn italienischer Bildung voll.

Rasche Beförderung war ihm in Italien nicht beschieden. 1574 ist er erst Offiziersaspirant. Da reift der Plan in ihm, nach Spanien zurückzukehren und sich dort um ein Kommando zu bewerben. Er erhält Urlaub, verläßt Neapel, in Begleitung seines Bruders, mit Empfehlungen seiner höchsten Vorgesetzten versehen: des Vizekönigs und Don Juans d'Austria. Gerade diese Empfehlungen sollten ihm zum Unheil ausschlagen.

Das Schiff, das die beiden den heimatlichen Gestaden entgegentrug, wurde nach tapferer Gegenwehr von berberischen Seeräubern überwältigt, am 26. September 1575. Miguel und Rodrigo wurden gefangen und nach Algier in die Sklaverei gebracht.

Auf die sechs bis sieben Jahre ruhmreichen Kriegsdienstes folgten fünf volle Jahre Sklavendienst. Sein 28. bis 32. Lebensjahr, Jahre der Vollkraft, hat Cervantes in dieser demütigenden Stellung verbracht, unter schweren Leiden und Gefahren, „wodurch ich", wie er später einmal sagt, „Geduld in den Widerwärtigkeiten lernte".

Sein Bruder Rodrigo war glücklicher; schon im Sommer 1577 war es der Familie gelungen, ihn loszukaufen. Auf Miguel aber, bei dem man die Briefe hochgestellter Gönner gefunden, wurde ein viel höheres, für die Familie unerschwingliches Lösegeld gesetzt, da die maurischen Herren sich von seiner offiziellen Bedeutung eine übertriebene Vorstellung machten.

Cervantes hat später, 1580, als er, frei geworden, den Boden Afrikas verließ, einen summarischen Bericht über die Zeit seiner Gefangenschaft aufgesetzt, der von den notariell beglaubigten



Zeugnissen von zwölf seiner Leidensgenossen begleitet ist und somit ein Dokument von zweifelloser Echtheit darstellt. Dieser Bericht lehrt uns nicht, wie das tägliche Leben des Sklaven sich gestaltete. Wir hören von strenger Kettenhaft und grausamer Behandlung. Cervantes schleppte sich in Algier mit einer Kette am Fuße. Aber es gab auch Zeiten ansehnlicher Bewegungsfreiheit für ihn. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich selbst verdienen. Die maurischen Herren scheinen ihre Sklaven, wenigstens die wertvolleren, wesentlich als Wertobjekte für den künftigen Loskauf behandelt und deren tägliche Arbeit nicht weiter wirtschaftlich ausgebeutet zu haben.

Literarisch fruchtbar ist diese Zeit, wie leicht begreiflich, für ihn nicht geworden. Dieser berberische Raubstaat bot ihm während fünf Jahren nichts, was sich mit den geistigen Gaben Italiens vergleichen läßt. Anregungen durch arabische Literatur scheint gänzlich zu fehlen. Doch blieb Muße zu allerlei Reimereien, von denen indessen nur wenig auf uns gekommen ist.

1577 richtet er an den einflußreichen Sekretär Philipps II. Mateo Vázquez eine poetische Epistel, in der er sein Unglück erzählt und um Hilfe bittet. „Fühlen lernte ich des fremden Joches schwere Last:

Sentí de ajeno yugo la gran carga"

heißt es da in Danteschem Stil. Die Epistel hatte keinen Erfolg. Die Nachwelt hat dieses autobiographische Dokument, das sie seit 1863 kennt, mit mehr Mitgefühl gelesen als der Adressat, wenn es anders bis zu ihm gelangt ist.

Viermal unternahm Cervantes den Versuch, aus Algier zu entkommen. Jedesmal vereitelte ein unglücklicher Zufall oder der Verrat eines treulosen Genossen den Anschlag und brachte dem Gefangenen schwere Fesselung, Mißhandlung, Lebensgefahr.

Der erste, etwas naive Versuch war kläglich mißlungen, als im Sommer 1577 ein zweiter, fast abenteuerlicher mit dem Bruder Rodrigo verabredet wurde, der in jenen Tagen, losgekauft, nach Spanien heimkehren durfte. Rodrigo sollte einige Wochen später mit einem spanischen Schiff sich heimlich einer bestimmten Stelle der algerischen Küste nähern, wo ein Dutzend christliche Sklaven, die sich zum Versteck seit Monaten eine Höhle gegraben hatten, seiner warteten. Der Plan wurde verraten, das Versteck ausgenommen (Ende September 1577). Cervantes, vor den türkischen Vizekönig von Algier, Hassan Pascha, geführt, nahm die ganze Verantwortung auf sich: er sei der Anstifter des ganzen Fluchtversuchs; er habe die andern, Schuldlosen, verführt. Und er blieb bei dieser Erklärung angesichts von Folter und Tod.

Dieses ritterliche Benehmen scheint dem Vizekönig imponiert zu haben. Er kaufte den Sklaven Cervantes seinem bisherigen Herrn ab und versetzte ihn in seinen Kerker, wo derselbe *cargado de cadenas y hierros* mit Hilfe eines maurischen Boten einen neuen Fluchtplan schmiedete, der wieder entdeckt wurde und damit endete, daß dieser Bote gepfählt und Cervantes zu schwerer Prügelstrafe verurteilt wurde (März 1578).

Bei der Entdeckung eines neuen, vierten Fluchtplans, anderthalb Jahre später, nahm Cervantes wieder die ganze Verantwortung von seinen Leidensgenossen weg, auf sich. Den Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, wie ein Delinquent, der zum Galgen geführt wird, bleibt er vor dem Vizekönig bei dieser Erklärung und antwortet mit solch unerschrockener Sicher



heit auf die Fragen seines argwöhnischen Herrn, daß dieser ihm auch diesmal das Leben schenkt und sich begnügt, ihn von neuem für fünf Monate gefesselt einzukerkern — *donde pasó muchos trabajos.*

Die Geschichte weiß von manchem Helden zu berichten, der für andere, Schwächere, sich zu opfern bereit war und dabei Schmach und Tod ruhig ins Antlitz sah — aber sie hat uns kein sublimeres Bild aufbewahrt als das dieses spanischen Hidalgo Miguel de Cervantes, der, die Hände auf den Rücken gebunden, den Strick um den Hals, vor dem türkischen Machthaber steht, sich weigert, seine Mitschuldigen preiszugeben, alle verfänglichen Fragen schlagfertig pariert und mit dem Schilde seiner Geistesgegenwart das gemeinsame Geheimnis des Fluchtplanes deckt — der, gefesselt, mit den überlegenen Waffen des Geistes ficht und siegt. Das ist ein wahrer Ritter des Geistes, der über seiner Not steht. Dieses Geistes Kind ist das Buch, das ihn unsterblich gemacht hat. Das Bild dieser Szene, von der Hand eines Künstlers gestaltet, müßte eigentlich sein Buch schmücken, auf daß der Leser über Don Quijote, dem Ritter von der traurigen Gestalt, die herrliche Gestalt seines Schöpfers nicht vergesse. Tausende lesen bei uns den *Don Quijote,* ohne dem Autor einen Blick zu schenken. Neben den Hunderten von Bildern, die Don Quijote und Sancho Pansa darstellen, wünschte man ein Bild aus dem Leben des Meisters, eben jenes, das ihn in der tiefsten Not seines Lebens als Sieger zeigt.

In all den Jahren hatte sich Miguels Familie eifrig bemüht, die Mittel für den Loskauf des unglücklichen Sohnes und Bruders zu beschaffen. Die Familie hat Schuldner, gegen welche sie gerichtliche Schritte unternimmt. Die Höhe ihrer Forderung, über 1000 Dukaten, erfüllt uns mit einiger Verwunderung. Die Verhältnisse sind wenig durchsichtig; erfolgreich scheinen die Schritte der Jahre 1576 und 78 nicht gewesen zu sein. Daneben wendet man sich an die königlichen Behörden, freilich mit sehr mäßigem Ergebnis: da 30 Dukaten, dort ein Geschenk an Waren zum Weiterverkauf. Schließlich werden 250 Dukaten zusammengebracht. Aber Hassan Pascha verlangt für seinen Sklaven 500 Golddukaten: *500 escudos de oro en oro.*

Der natürliche Vermittler eines solchen Loskaufs war der Trinitarierorden, der ja *ad redemptionem captivorum* gegründet worden war und dessen weißgekleidete Mönche unzählige Male die Fahrt nach den Korsarenstaaten machten. Den Trinitariern übergab die Familie die Angelegenheit. Sie kam in die Hand des braven Paters Juan Gil. An die fehlende Hälfte der Kaufsumme steuerte der Orden selbst sowie ein spanischer Unterstützungsfonds einiges bei. Den Hauptteil (220 Dukaten) schossen die christlichen Kaufleute in der Stadt Algier vor, um, wie es im Dokument vom 19. September 1580 heißt, „den Miguel de Cervantes aus Madrid, mittlerer Statur, bärtig, mit verstümmeltem linken Arm, davor zu bewahren, daß er im Maurenland untergehe".

Und das war keine Phrase. Die Gefahr dieses Untergangs drohte. Hassans Amtsperiode war abgelaufen. Er war im Begriff, nach Konstantinopel zurückzukehren. Der Tag der Abreise war da. Schon waren Hassans Christensklaven an Bord seines Schiffes in Eisen gelegt, Cervantes unter ihnen. In wenigen Stunden sollte das Schiff in See gehen — wie mag dem Ärmsten da zumute gewesen sein! Im letzten Augenblick wurde mit Hilfe der Kaufmannschaft die Kaufsumme zusammengebracht, Cervantes,



seiner Fesseln ledig, von Bord des Schiffes geholt, befreit und Spanien und der Welt erhalten. Wie wenig fehlte, daß er mit 33 Jahren auf dem Sklavenmarkt Konstantinopels namenlos verschwunden wäre.

So war er frei; aber bis er bei den Seinen in Madrid eintraf, sollten noch drei Monate vergehen.

Ihm drohte Anfechtung von seiten eines Übelwollenden. Dagegen rief er die Hilfe des Paters Juan Gil an und setzte jenen Bericht über sein Leben in der Sklaverei auf, den die Aussagen von zwölf Zeugen beglaubigten. Diese Zeugen rühmen, jeder in seiner Weise, Cervantes' Charakter und Lebensführung, der als guter Christ und ritterlicher Mann sich der armen Mitgefangenen mitleidvoll angenommen, sie vor schlechter Behandlung geschützt und ihren Unterhalt bestritten habe — er, der selbst nichts besaß. Sie bezeugen seine hervorragende Stellung in dem Kreise, nennen ihn einen klugen und feinen Menschen, der in allem besondere Anmut besitze: *tiene especial gracia en todo*. Der Pater fügt eigenes hohes Lob hinzu und erklärt, daß Cervantes in den fünf Jahren sich so bewährt habe, daß er besonderer königlicher Gnade würdig erscheine. Erwägt man dabei auch das große Opfer, das die christliche Kaufmannschaft in der elften Stunde für ihn bringt, so mögen wir wohl heute diese fünfjährige Gefangenschaft dafür preisen, daß sie uns solche Gewißheit über die sittliche Persönlichkeit des Cervantes, einen solchen Einblick in sein vornehmes, starkes, reizvolles Wesen geschenkt hat.

Die Heimbeförderung der losgekauften Sklaven pflegte truppweise über Valencia zu geschehen. Dort wurde Cervantes im November 1580 gesehen. Dem Zeremoniell, das die Heimkehrenden empfing und auf das er in der *Española inglesa* hinweist, wurde gewiß auch er unterworfen. Am 18. Dezember ist er zu Hause in Madrid, nach reichlich elfjähriger Abwesenheit. Die Freude des Wiedersehens mochte groß sein. Aber es mußte den Sohn und Bruder bedrücken, daß die Familie an seiner Befreiung sich finanziell verblutet hatte. Auch die Mitgift der beiden unverheirateten Schwestern soll daraufgegangen sein.

Was uns die Loskaufakten über die äußere Gestalt unseres Helden lehrten, das wird durch seine eigenen späteren Angaben ergänzt: er hat kastanienblondes Haar, lebhafte, helle Farbe, freie Stirn, muntere Augen, gebogene, doch wohlgebildete Nase; er trug vollen Bart, einen großen Schnurrbart über dem kleinen Mund. Es ist leider kein Porträt von unanfechtbarer Echtheit von ihm bekannt. Nimmt man eine Bemerkung jener Selbstschilderung wörtlich, so stotterte Cervantes.

Es waren bewegte Zeiten in Spanien. Eben hatte Philipp II. von Portugal Besitz ergriffen, und eine Expedition gegen die Azoren stand bevor. Daß Miguel unter diesen Umständen in den Heeresdienst zurückkehrte, erscheint natürlich. Er erklärt auch ausdrücklich, mit Bruder Rodrigo in Portugal und auf den Azoren in des Königs Dienst gestanden zu haben. Die Urkunden, die für den Sommer 1581 seine Anwesenheit in Portugal und im Kriegshafen von Cartagena bezeugen, widersprechen dem keineswegs. Bei all dem spann er keine Seide, denn wir sehen ihn nach der Rückkehr von den Azoren im Herbst 1583 für seine Schwester Magdalena einige Rollen Tuch für 30 Dukaten verpfänden.

So kam er denn arm zurück. „Im Reiche der Armut gibt es keinen Ärmeren als den Soldaten", sagt er einmal im



Don Quijote, „denn der Soldat muß sich lediglich an seinen elenden Sold halten, der spät oder niemals eintrifft." Davon wußten die Cervantes ein Lied zu singen. Als nämlich Bruder Rodrigo im Jahre 1600 bei Nieuport in Flandern gefallen war, da gelang es den armen Geschwistern nur nach jahrelangen Bemühungen, einen kleinen Teil des rückständigen Soldes sich zu erstreiten.

Mitte der achtziger Jahre ging Cervantes als königlicher Kurier einmal nach Oran, eine Mission, die er offenbar seiner guten Kenntnis afrikanischer Verhältnisse verdankte. In diesen Jahren ist ihm eine natürliche Tochter geboren worden, die in der Taufe den Namen Isabel de Saavedra erhielt, und die er später legitimierte, ohne viel Freude an ihr zu erleben.

Daß er nun auch als Literat seinen Weg sucht, wird immer deutlicher. Er pflegt literarische Beziehungen, gibt den Büchern seiner Kollegen Lobgedichte mit auf den Weg, wie das damals Sitte war. Er selbst schreibt an einem großen Schäferroman vom treuen Elicio und der schönen, spröden Galatea, dessen ersten Teil er im Sommer 1584 einem Madrider Verleger für 100 Dukaten verkauft, und der im Frühjahr 1585 erscheint.

Die *Galatea* ist ein Buch ohne Ursprünglichkeit, ganz nach berühmten Mustern, besonders italienischen, gebildet, zusammengesetzt aus Liebesreden in Prosa und modischen Versen, in denen petrarkistische Spielerei herrscht. Den „geistvollen Schäfern und schönen Schäferinnen" erscheint die Nymphe Kalliope und trägt in endlosen Oktaven einen adulatorischen Katalog der zeitgenössischen Dichter vor, in welchem neben Cervantes' Freunden auch die berühmten Namen der Herrera, Luís de León, Góngora und des jungen Lope de Vega erscheinen.

Auch mit der Bühne versucht er es, doch sind von den 20 bis 30 Stücken, die er in diesen achtziger Jahren geschrieben haben will, nur zwei erhalten. Von sieben anderen kennen wir wenigstens die Titel, und eines davon, *La Confusa,* sei auf der Bühne sehr bewundert worden: *Pareció en los teatros admirable.* Erhalten sind die *Numancia,* ein dramatisiertes Epos voll patriotischer Eloquenz, die einst Fichte ergriffen hat, das mit allegorischen Figuren arbeitet und eine pathetische Schilderung vom freiwilligen Untergang der belagerten Numantiner gibt, und *El trato del Argel,* die Dramatisierung einer Liebesgeschichte auf dem Hintergrund algerischen Sklavenlebens, doch ohne jedes Kolorit des Selbsterlebten, Selbstgeschauten, das wir hier erwarten würden. Er ist kein Dramatiker.

Ein solches Stück scheint ihm etwa 20 Dukaten eingetragen zu haben.

Als er 25 Jahre später auf diese Zeit seiner Bühnenarbeit zurückblickt, tut er es nicht ohne Stolz. Er habe, was Lope de Rueda und Naharro so glücklich begonnen, weiter gefördert mit Stücken, wie der *Numancia,* und er habe den Mut gehabt, die *Comedias* von fünf auf drei Akte zu reduzieren und sei der erste gewesen, der, unter allgemeinem Beifall, den inneren Menschen mit seinen Gedanken auf die Bühne gebracht und moralische Figuren dargestellt habe. Hier mag er doch wohl die Bedeutung seiner Stücke und den Beifall, den sie gefunden, aus der Ferne der Erinnerung übertreiben.

Auf solche Einnahmen aus Büchern und Dramen baute er wohl seine Existenz, als er mit 38 Jahren, im Dezember 1585, ein neunzehnjähriges Mädchen aus dem weinberühmten Esquivias, Catalina de Salazar, heiratete. Es war eine Liebesheirat, denn die Mitgift war sehr bescheiden.



Wieviel er von seiner Brautwerbung in seinen Roman *Galatea* hineingeheimnist haben mag, wie viele der kunstvollen Lieder des *Elicio* seiner eigenen Liebe Ausdruck geben, können wir nicht wissen.

Die Ehe blieb kinderlos, und so trat später die heranwachsende Isabel in die Lücke.

Aber Bücher und Dramen scheinen ihren Mann nicht zu nähren. Wirklichen Bühnenerfolg kann er eben doch kaum gehabt haben. „Ich fand andere Beschäftigung", sagt er später, „und ließ Feder und Bühnenspiel." „Die Arbeit der Bühnendichter ist unglaublich, ihre Sorgen außerordentlich, und sie müssen viel verdienen, wenn sie nicht am Schlusse des Jahres schwer verschuldet sein wollen", heißt es im „Gläsernen Assessor".

Wir sehen Cervantes schon 1585 mit Handel beschäftigt. Urkunden zeigen ihn in dieser Zeit zu Esquivias (1584/86), Madrid (1585), Sevilla (1585). Dann wird er (1587) mit vierzig Jahren Verwaltungsbeamter — zu seinem Unheil. Denn der Mann, der in literarischen Träumen lebte, fand sich in der Ziffern- und Paragraphenwelt der Verwaltungsgeschäfte nicht zurecht, und am Ende all der Nöte und Wirren dieser unerfreulichen Tätigkeit wartete seiner — das Gefängnis.

Ein Stoß von Protokollen, Rechnungen, Buchhaltungsnotizen, die uns erhalten geblieben sind, führt den Biographen heute in das Labyrinth dieser Schwierigkeiten hinein, das ihn nicht so leicht entläßt. Hier erübrigen sich die vielen Einzelheiten dieser geschäftlichen Tätigkeit, die den Dichter im Süden, besonders in Andalusien festhielt. Zu schriftstellerischer Arbeit fand er dabei wenig Gelegenheit.

Cervantes, der hier nun zum ersten Male mit dem Beinamen Saavedra erscheint, war zuerst bei der Verproviantierung der großen Flotte, der Armada, beschäftigt, mit welcher Philipp II. England zu erobern beabsichtigte. Er hat die Hoffnung und nachher die Trauer, die sich an dieses gigantische Unternehmen knüpften, in Verse gebracht. Er ging in seinen Requisitionen mit solchem Eifer ans Werk, daß er mit den kirchlichen Behörden in Konflikt geriet und ihm sein Vorgesetzter Mäßigung empfahl.

Die Besoldung war kärglich; sie schwankte zwischen 10 und 12 Realen für den Tag, Reisekosten inbegriffen, und die Staatskasse blieb mit den Auszahlungen im Rückstande. Wie hätte da ein vermögensloser Beamter nicht in Schwierigkeiten geraten sollen? In seiner Bedrängnis bewarb er sich (Mai 1590) bei Philipp um eine Beamtung in Amerika, in Guatemala, Columbia, Bolivia oder Neu-Granada. Er beruft sich dabei auf seine 20 Dienstjahre seit Lepanto, auf seine Wunden, auf die Verarmung der Familie durch sein algerisches Sklaventum, auf seine Dienste in Portugal und den Azoren, in Oran und Andalusien — *y en todo esto tiempo no se le ha hecho merced ninguna.*[2]) Wie ein Kehrreim zieht sich durch den Schriftsatz die Bitte um eine königliche Gnade, das „*se le haga merced*"*!* Diese schlichte Zusammenfassung zwanzigjähriger treuer unbelohnter Dienste greift ans Herz. Sie hatte keinen Erfolg bei der spanischen Bürokratie. Der Referent fügte am Rande der Bittschrift erledigend hinzu: *busque por acá!* „Er soll sich hierzulande etwas suchen!"

So geht denn die Mühsal weiter. Daß er im Herbst 1592 einen Ausweg nach dem Gebiete der Bühnendichtung versucht, scheint keine Erleichterung gebracht zu haben. Die sechs *comedias*,

2) 'Und in all der Zeit ist ihm keinerlei Gnade zuteil geworden.'



die er einem Sevillaner Theaterunternehmer zu liefern versprach, das Stück zu 50 Dukaten, sind wohl ungeschrieben geblieben.

In der zweiten Hälfte 1594 wird er mit einem Tagesgehalt von 16 Realen als Steuereinnehmer in der Provinz Granada beschäftigt. Was dann in den nächsten zehn Jahren (1595—1604) seine Tätigkeit war, wissen wir nicht. Ein Amt scheint er nicht mehr gehabt zu haben. Amtliche Beschäftigung würde urkundliche Spuren zurückgelassen haben. Ein paar zerstreute Sonette sind spärliche Zeugen literarischer Tätigkeit. Was an archivalischen Dokumenten über seine Person aus diesen Jahren erhalten ist, spricht fast nur von Armut und Not. Es fehlt das Geld für Nahrung und Kleidung. Er wohnt wohl in Sevilla, wenn er nicht zeitweise geradezu verschollen ist. Ist er mit seiner Frau vereinigt? Lebt seine Frau bei den Schwestern? Magdalena und Andrea wohnen in den neunziger Jahren zu Madrid. Magdalena nimmt 1599 des Bruders natürliche Tochter Isabel als Haus- und Nähmädchen zu sich.

Es ist kaum anzunehmen, daß Cervantes im Mai 1595 persönlich nach Zaragoza gegangen sei, um dort den bescheidenen Silberpreis in Empfang zu nehmen, der ihm für ein Gedicht auf den heiligen Jacinto zugesprochen worden war.

Mit der Abrechnung über die von ihm eingezogenen Steuern blieb er im Rückstand. Der Zusammenbruch eines Sevillaner Bankhauses, dem er von diesen Staatsgeldern anvertraut hatte, war dabei auch im Spiel. Cervantes wurde nach Madrid befohlen, um über eine fehlende Summe von rund 200 Dukaten Rechenschaft abzulegen. Er schob die Reise auf und wurde daraufhin in Sevilla auf königlichen Befehl im September 1597 verhaftet.

Drei Monate saß er im Gefängnis. Zeitgenössische Berichte sagen uns, welch ein Ort des Jammers und der Verkommenheit dieses Sevillaner Gefängnis damals war. Die realistische Schilderung des Gaunertums, die Cervantes in seinen Novellen gibt, mag hier ihre Wurzeln haben.

Seinem Antrag auf Freilassung wurde schon am 1. Dezember stattgegeben. Doch scheint er nicht zur Rechnungsablegung nach Madrid gegangen zu sein, denn er wird 1599 von neuem dazu aufgefordert.

Im Mai 1600 bezeugt zum letzten Male eine Urkunde seine Anwesenheit in Sevilla. Sie bleibt überhaupt für mehrere Jahre die letzte Urkunde, die von ihm Nachricht gibt. Wahrscheinlich ist, daß er 1602 wiederum gefangen gesetzt worden ist. Die ganze Angelegenheit ist für uns wenig durchsichtig, und wir können nicht mehr erkennen, welche Schuld an den beklagenswerten Vorgängen der bedrängte Poet gehabt haben mag. Daß er nicht gegen Treue und Gewissen gehandelt, dafür zeugt sein übriges Leben.

In der Vorrede zum *Don Quijote* sagt Cervantes bekanntlich, daß die dürre Gestalt seines Helden von ihm im Gefängnis erzeugt worden sei, „wo jede Unbequemlichkeit ihren Sitz hat, wo jedes widerwärtige Gelärm zu Hause ist“. Man darf diese Erklärung wohl auf die neue Haft im Gefängnis zu Sevilla beziehen. Denn 1602 ist er sicher schon mit der Gestalt seines Hidalgo beschäftigt, wenn er auch zunächst nur eine kurze Novelle damit bildete, welche die sechs ersten Kapitel des späteren Romans, die erste Ausfahrt des Helden, behandelte. Über dieser Skizze muß ihm dann die Lust gekommen sein, von dem närrischen Rittertum seines Helden weiter zu fabulieren. Im Sommer 1604 kennt Lope de Vega das Manuskript und

urteilt in einem Privatbrief mit geringschätzigem Spott über Werk und Autor.

Das Werk erschien im Druck zu Madrid um Neujahr 1605. Zur ersten kurzen Ausfahrt des Ritters ist eine zweite gefügt, auf der ihn der Knappe Sancho begleitet, und der Autor stellt am Schluß eine weitere Fortsetzung mit einer dritten Ausreise in Aussicht.

Aus den fünf Jahren, die dieser Veröffentlichung vorangehen (1599—1604), tritt keine Spur literarischer Tätigkeit von ihm hervor. Was mag da sein Leben gewesen sein, als er die heitere Geschichte seines Narren zusammenfabulierte, dessen Gestalt er im Elend des Gefängnisses ersonnen!

In Spanien hatten inzwischen große Veränderungen stattgefunden. Philipp III. hatte 1598 den Thron bestiegen, und seit 1601 war von ihm Valladolid zur Hauptstadt an Stelle von Madrid gemacht worden (bis 1606).

Im April 1605 finden wir Cervantes in diesem Valladolid, doch mag er schon im Jahre zuvor in der neuen Kapitale gewohnt haben. Hier also erlebte er den großen Erfolg seines Werkes, dessen sich auch gleich der portugiesische Nachdruck bemächtigte. Freilich, der ganze Gewinn dieses Erfolges floß dem Verleger zu, dem er sein Manuskript verkauft hatte. Der Dichter hatte längst gelernt, sich zu bescheiden: Zwar habe ich große Wünsche, doch begnüge ich mich mit wenig.[3])

Cervantes widmete seine Bücher nach der damaligen Sitte einer hochgestellten zahlungsfähigen Persönlichkeit mit schwungvollen Worten. Was ihm der Herzog von Béjar, ein bekannter Mäzen, für den *Don Quijote I* zukommen ließ, wissen wir nicht. Jedenfalls hielt das doppelte Honorar des Verlegers und des Gönners nicht lange vor. Kurz nach Erscheinen des Buches mußte Cervantes von jenem drei Dutzend Dukaten borgen.

In Valladolid schrieb er auch einen Teil seiner Novellen, so den „Gläsernen Assessor", ein Bild partieller Narrheit, wie der *Don Quijote* und die „Englische Spanierin", die aber erst nach Jahren erschienen.

Auch für das Theater begann er wieder zu arbeiten, vielleicht schon in Valladolid. Aber der erfolgreiche Bühnendichter von ehedem fand jetzt keine Bühne mehr, die seine Stücke annahm. Er konnte sie, wie er melancholisch sagt, wegschließen und zu ewigem Stillschweigen verdammen.

Als sein *Don Quijote I* erschien, stand Cervantes im 58. Jahr. Er hatte bisher weder Schätze gesammelt, noch literarischen Ruhm erworben. Was bis jetzt von ihm gedruckt worden war, in 35 Jahren vielfach gehemmter literarischer Tätigkeit, beläuft sich auf zwei Dutzend Sonette und Lieder und den ersten Teil eines Schäferromans. Seit fünf Jahren hatte er überhaupt ganz geschwiegen. Wäre er Mitte der Fünfzig gestorben, wer spräche heute von ihm? Was wüßten wir von ihm, wenn er im Alter Shakespeares, 52jährig, dahingegangen wäre? Weder sein *Don Quijote* noch seine Novellen wären vorhanden. Es ist eine eigentümlich späte Produktion, die ihm Ruhm gebracht hat: die Frucht des sechsten und siebenten Jahrzehnts seines armen Lebens.

Seines armen Lebens! Grell wird diese armselige Existenz durch ein banales Vorkommnis beleuchtet.

In einer Sommernacht des Jahres 1605 wurden die Insassen des Hauses, in welchem Cervantes zu Valladolid wohnte, durch Hilferufe aufgeschreckt. Sie fanden vor der Haustür in seinem Blute lie-

3) *Con poco mi contento, aunque deseo Mucho.* (*Viage* cap. IV.)



gend einen Mann, der im Zweikampf schwer verwundet worden war. Es war ein liederlicher Gesell, den, wie es scheint, der rächende Degen eines Ehemannes durchbohrt hatte. Nach zwei Tagen starb er, ohne seinen Gegner zu nennen. Es folgte eine gerichtliche Untersuchung des Falles. Die Akten zeigen uns, daß die Wohnung des Cervantes in einer ärmlichen Vorstadt an der *Calle del rastro* lag, wo ihn und die Seinen ein übervölkertes Miethaus beherbergte. Er war mit seiner Frau vereinigt, und auch die beiden Schwestern lebten bei ihm, die ältere, Andrea, mit einer Tochter und Magdalena mit Isabel: fünf Frauen um den alternden Mann in drangvoller Enge.

Es lag die gerichtliche Untersuchung des Falles in den Händen eines Alkalden, der auf den Hintertreppenklatsch des Miethauses hörte und seinen Verdacht auf die Familie Cervantes lenkte. Der Alkalde machte kurzen Prozeß mit diesem Armeleutehaus und verhaftete neun der Insassen: den Miguel de Cervantes mit seiner Tochter Isabel sowie Schwester Andrea samt deren Tochter und vier weitere Frauen.

Nach dreitägiger Untersuchungshaft mußten sie alle wieder entlassen werden, freilich nicht ohne daß auf die Lebensführung der jungen Isabel ein Schatten fällt.

Nun verlieren wir Cervantes und seine Familie wieder für drei Jahre aus den Augen, bis zum Sommer 1608.

Man vergegenwärtige sich hier den Stand der urkundlichen Überlieferung noch einmal: Im Mai 1600 zeigt uns ein Zeugnis den Cervantes in Sevilla. Dann wissen wir bis Herbst 1604 nichts Authentisches mehr von ihm. Vom September 1604 bis Sommer 1605 läßt die Publikation des *Don Quijote I* ihn von neuem aus dem Dunkel auftauchen: er ist in Valladolid, und der blutige Raufhandel eines Abenteurers zeigt uns seine armselige Häuslichkeit. Dann verschwinden er und die Seinen wieder für drei Jahre in der Nacht der Zeit. So ziehen acht dunkle Jahre seines Lebens an uns vorüber, aus deren Mitte plötzlich *Don Quijote* auftaucht, das Zeugnis seiner Genialität, und die demütigende Verhaftung, das Zeugnis seiner Misere. Vor- und nachher schweigt die Geschichte jahrelang über ihn.

Im „Gläsernen Assessor“ verabschiedet sich der unglückliche Held von Valladolid mit den Worten: „O Hauptstadt! Du sättigst mit Überfluß die schamlosen Gaukler und lässest die anständigen Menschen Hungers sterben.“ Das mochte die Empfindung des Cervantes sein, als er, wir wissen nicht wann, Valladolid den Rücken kehrte.

1608 taucht er zu Madrid auf, wohin der Hof zurückgekehrt war und wo der Dichter nun die letzten acht Jahre seines Lebens in verschiedenen Quartieren verbringt.

Nochmals ziehen ihn die Finanzbehörden zur Rechenschaft (Nov. 1608) wegen der alten Schuld von 1594. Jetzt endlich scheint die vierzehnjährige Schwierigkeit ihre Lösung zu finden, vielleicht durch Freundeshilfe.

Tochter Isabel ist Witwe geworden und plant eine zweite Heirat. Die finanziellen Machenschaften, die dieser zweiten Eheschließung vorangehen, machen einen sehr unerfreulichen Eindruck. Sie sehen Schiebungen verzweifelt ähnlich. Isabel erscheint als der böse Geist ihres schwachen Vaters. Während sie und ihr ebenso undelikater Mann, Luís de Molina, zu Geld kommen, kommt der arme Vater in die peinlichste Lage. Endlose Rechtshändel sind die Folge. Die Tochter entfremdet sich dem Vater und den Verwandten.

1609 tritt Cervantes einer neugegründeten frommen Bruderschaft bei, die sich die Confraternitas „der unwürdigen Sklaven des heiligsten Sakramentes" nannte und der Bekämpfung der protestantischen Ketzerei diente. Am 17. April unterzeichnet er seine Beitrittserklärung als *esclavo del santisimo sacramento Miguel de Cervantes*. Er war einer der emsigsten unter den 400 Brüdern — so wenig haben wir Grund, in dem Verfasdes *Don Quijote* eine Art Freidenker zu suchen. Er ist ein frommer Sohn seiner rechtgläubigen Heimat.

Auch seine Frau und seine Schwestern schlossen sich enger dem kirchlichen Leben an und traten als Tertiarier dem Franziskanerorden bei, worin er selbst ihnen später (1613) folgte. Kurz darauf starben die beiden Schwestern. Die Bestattung der Andrea (1609) bezahlte der Bruder Miguel mit zwei Dukaten. Die Bestattung der Magdalena (1611) bestritt der Orden, dessen Register unter *Magdalena, hermana de Cervantes*, den lakonischen Vermerk trägt: *era pobre*, sie war eben arm.

So wurde es stiller um den nun Sechzigjährigen.

Jetzt bemüht er sich (1611) erfolglos um ein Amt beim Grafen Lemos, dem Vizekönig von Neapel. Er erschien wohl zu alt — zu alt für ein Amt, aber nicht zu alt, um in all dem Elend literarische Meisterwerke vorzubereiten. „Man schreibt ja nicht mit den grauen Haaren, sondern mit dem Geiste, der mit den Jahren zu reifen pflegt", sagt er 1615. Doch fällt es auf, wie wenig dieser Mann, der seit zwei Jahrzehnten für seinen Unterhalt wesentlich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war, in der Öffentlichkeit von sich hören läßt und zum Druck befördert. Die Not des Daseinskampfes hat eben doch lähmend auf seine Produktion gewirkt.

Mit dem Jahre 1612 läßt sich ein Umschwung erkennen, und die letzten vier Jahre bringen eine reiche Ernte. Cervantes nimmt teil am literarischen Leben der Hauptstadt. Aus einem Briefe Lope's de Vega lernen wir, daß Cervantes im Frühjahr 1612 der Sitzung einer der modischen Akademien beiwohnte. Lope las dort einige Verse vor und lieh sich dazu Cervantes' Brille, über deren schlechte Beschaffenheit er sich spöttisch äußerte. Ihre Gläser glichen schlecht gemachten Spiegeleiern, meinte er.

Im Sommer des nämlichen Jahres legt Cervantes dem Zensor seine zwölf *Novelas ejemplares* vor, und im September verkaufte er die Sammlung um etwa 130 Dukaten an seinen Madrider Verleger. Er widmete ihren Druck (1613) dem Vizekönig von Neapel, den er seinen wahren Gebieter und Gönner nennt, und der ihm nun wirklich zu Hilfe kommt, denn Cervantes wird ihm auch seine letzten drei Werke zueignen. Dieser Graf Lemos und dessen Vetter, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, sind die Stützen seiner letzten Jahre geworden. Cervantes hat, was sie ihm erwiesen, in Worten tiefster Dankbarkeit gepriesen. Zweifellos verdankt er diesem späten werktätigen Gönnertum die Schaffensfreudigkeit, die wir plötzlich in den letzten Jahren bei ihm beobachten und die so zuversichtlich und erquickend aus den Vorreden seiner vier letzten Bücher spricht. Das sei jenen beiden Granden nicht vergessen. Ihnen ist es zu verdanken, daß Spanien seinen großen Sohn nicht elend hat zugrunde gehen lassen.

Die *Novelas ejemplares* enthalten eine autobiographische Vorrede, aus deren stolz-bescheidenen Worten das Gefühl eigenen Wertes, etwas wie ein Glücksgefühl, spricht. In kurzem, so erklärt er auch, werde der Leser die Fortsetzung des *Don Quijote* nebst anderem erhal-



ten. Er traut sich noch viel zu, obschon er nun schon 64 Jahre zähle, seine Schultern sich runden und sein Schritt nicht mehr leicht sei.

An der Feier der Seligsprechung der Teresa de Jesús (Sept. 1614) beteiligt er sich mit einem Lied, und gegen Ende des Jahres erscheint seine in Terzinen gereimte literarische Heerschau nach italienischem Muster, die er *Viage del Parnaso* nennt, im Druck. Diese „Parnaßreise" enthält mancherlei Autobiographisches. Er spricht in wehmütigen Scherzen von der Ungunst des Schicksals, das ihn verfolgt. Im Kreise der Poeten, die Apoll auf dem Parnaß versammelt, wird Cervantes denn auch kein Platz angewiesen. Er muß stehen bleiben. Diese Unbilligkeit veranlaßt ihn, dem Gott zu sagen, was er alles schon in seinem Dienste geleistet, wie er von Jugend auf gedichtet und dabei seine Feder nie zur Satire erniedrigt habe. Sonette, Romanzen habe er verfaßt und in mannigfachen Liedern seine Hoffnungen in den Wind gesät. Den *Don Quijote* habe er zur Vertreibung der Melancholie geschrieben, *omnium horarum liber;* in den *Novelas* habe er der kastilischen Sprache neue Wege gewiesen, als ein überlegener Erfinder, und einen weiteren Roman sei er zu drucken im Begriff... Ja, sagt da Apoll, es geht nicht allen gleich gut, und du hast das Glück nicht festzuhalten verstanden — „leg' du deinen Mantel zusammen und setz' dich drauf!" „Ich habe ja keinen Mantel", wendet Cervantes ein. „Nun," erwidert der Gott, „auch so freue ich mich, dich zu sehen. Die Tugend ist der Mantel, mit dem die Armut ihre Blöße deckt." Ich neigte mich, erzählt der Dichter, dem wahren Spruch und blieb stehen — denn es gibt keinen guten Platz ohne Gunst oder Reichtum. Und während er so stand, zog in strahlendem Gewande eine Lichtgestalt herauf. Er fragte einen Begleiter nach der herrlichen Erscheinung. „Kennst du denn die Göttin der Poesie nicht?" gibt dieser zurück. Und Cervantes: „Ich habe sie immer nur in armseligem Gewande gesehen."

Jetzt trifft ihn ein schwerer Schlag. Er war in der Niederschrift der versprochenen Fortsetzung des *Don Quijote* bis zum 59. Kapitel gelangt, als er Kunde davon erhielt, daß ein Unbekannter ihm zuvorgekommen war und an seinem Eigentum sich vergriffen hatte. Der nannte sich Alonso Fernández de Avellaneda aus Tordesillas und hatte im November 1614 zu Tarragona einen zweiten Teil *(segundo tomo)* des *Don Quijote* drucken lassen.

Das war ein literarischer Gaunerstreich, und das Übelste daran ist die Vorrede, in welcher dieser Avellaneda, der sich als der Beleidigte aufspielt, mit den autobiographischen Worten des ihm persönlich unbekannten Cervantes seinen Spott treibt, ihn wegen seiner verstümmelten Linken und wegen seines Alters verhöhnt, ihn einen alten Gecken nennt, dessen zänkische, neidische Art ihn einsam und freudlos gemacht habe. Er gibt weiter der Freude Ausdruck, ihm den Gewinn der Fortsetzung seiner Geschichte hiemit abzuknöpfen. Sie ist wohl ein hundsgemeines Stück, diese Vorrede. Sie hat Cervantes schwer getroffen, wie man an der aus Ernst und Scherz gemischten Abwehr erkennt, die er seiner eigenen Fortsetzung des *Don Quijote* 1615 voranstellt.

Über den Inhalt des Avellanedaschen Buches hat er sich in den letzten Kapiteln des *Don Quijote* bei einem halben Dutzend Gelegenheiten humorvoll geäußert und dabei auch seinen beiden Helden, dem Ritter und dem Knappen, amüsante Urteile über jene erlogenen Geschichten in den Mund gelegt.

Wer war dieser Avellaneda? Das Dunkel dieses Namens ist bis jetzt nicht aufgehellt. Cervantes selbst hat ihn für ein Pseudonym gehalten. Geschäftlichen Erfolg hat das mittelmäßige Buch nicht gehabt.

Kurz bevor indessen Cervantes diesen zweiten Teil seines *Don Quijote* herausbrachte (gegen Ende 1615) erschien seine Sammlung von sechzehn neuen Theaterstücken: acht Schauspielen und acht Schwänken *(Ocho comedias y ocho entremesses nuevos)*. Er nennt sie neu, weil das Publikum sie noch nicht kennt, denn sie sind nicht aufgeführt worden, wie auf dem Titel der Zusatz: *nunca representados* besagt. Es ist ein melancholischer Zusatz, denn Theaterstücke werden geschrieben, um aufgeführt zu werden, besonders wenn man von der Feder leben soll. Wieviel Hoffnungen eines kämpfenden Dichters liegen unter dieser Inschrift begraben: *nunca representados!* Die Stücke paßten eben nicht mehr in eine Zeit, in welcher Lope de Vega die Bühne beherrschte. Cervantes gibt seiner Anerkennung für Lope's Kunst in der Vorrede Ausdruck. Doch, meint er, sollte man im Reiche des Lope die Arbeiten anderer Dramatiker — er nennt etwa zehn Namen — nicht vergessen. Cervantes urteilt über Lope gerecht, aber kühl. Er hatte keinen Grund, Lope zu lieben. Wenn er dann, von der unerhörten Fülle der Lopeschen Schöpfungen redend, deren Reihe mehr als 10000 Bogen umfasse, hinzufügt: und all diese seine Stücke hat Lope auch wirklich aufführen sehen: *todas las ha visto representar*, so klingt sein resigniertes *nunca representados* doppelt traurig.

Als am 27. Februar 1615 der Zensor Torres sein anerkennendes Urteil über das Manuskript des *Don Quijote II* niederschrieb, konnte er sich nicht enthalten, ein Vorkommnis der letzten Tage zu erwähnen, obschon dies in einer amtlichen Beurteilung ungewöhnlich war. Nämlich: Französische Edelleute, die er, Torres, neulich bei einem Besuche auf der Botschaft getroffen, hätten sich mit höchsten Lobpreisungen nach Cervantes erkundigt, dessen Werke sie genau kannten. Er habe ihnen mitteilen müssen, dieser Cervantes, den aufzusuchen sie so große Lust hatten, sei alt, von Stande Soldat, aus adeligem Hause und arm. Worauf einer der Franzosen ihm erwiderte: Also einen solchen Mann hat Spanien nicht mit großem Reichtum und mit Unterhalt aus dem Staatsschatz bedacht? Ein anderer aber habe lebhaft bemerkt: Wenn die Armut ihn zum Schreiben nötigt, so wolle Gott, daß er niemals Überfluß habe, damit er mit seinen Werken, während er selber arm ist, die ganze Welt bereichert.

So war nun sein Ruhm auch ins Ausland gedrungen. 1614 war sein *Don Quijote I* ins Französische übersetzt worden.

Während diese Werke 1615 zur Ausgabe gelangten, vollendete Cervantes einen Abenteuerroman in vier Büchern, den er schon wiederholt angekündigt hatte, und der, wie er sagte, mit Helidor wetteifern sollte: Die Drangsale des Persiles, des Königssohnes aus der ultima Thule. Die beiden ersten Bücher bringen das übliche Wirrsal romantischer Geschehnisse zu Wasser und zu Lande. Die beiden letzten Bücher führen den Helden als Pilger durch Spanien nach Rom. Manches Abenteuer dieser Pilgerfahrt könnte im *Don Quijote* stehen. Die Figur des Maultiertreibers Bartolome aus der Mancha ist vom Stamme Sancho. Hier hat Cervantes offenbar Schnitzel seines größeren Werkes verwendet.

Er hatte noch mancherlei vor. Er wollte seine *Galatea* von 1585 vollenden,



trug sich mit einem Werke *El famoso Bernardo* und mit einem anderen, dessen Titel lauten sollte: „Die Gartenwochen". Nichts davon ist auf uns gekommen. Es ist überhaupt keine literarische Zeile von seiner Hand erhalten geblieben, sondern nur Aktenstücke und ein Privatbrief.

Er war, als er den *Persiles* abgeschlossen hatte, schon schwer krank. Der quälende Durst, über den er klagt, läßt ihn als Diabetiker erscheinen. In der Vorrede des Romans kleidet er das Bekenntnis dieser Krankheit in die humorvolle Erzählung eines Erlebnisses, das ihm auf einem Ritt von Esquivias nach Toledo mit einem Studenten begegnet sei. Scherzend erhebt er sich, wie Molière, über sein Verhängnis und schließt: „Lebt wohl, Scherze, lustige Einfälle, fröhliche Freunde; ich bin am Sterben und wünsche, euch bald und froh im andern Leben wiederzusehen."

Zu Anfang April 1616 kann er das Haus nicht mehr verlassen, und am 18. empfing er die letzte Ölung von dem nämlichen Franziskaner, der seine beiden Schwestern absolviert hatte. In einer Stunde der Erleichterung, folgenden Tages, bringt er seine letzten Zeilen zu Papier: es ist die Widmung des *Persiles* an den Grafen Lemos. Es fällt ihm ein alter Vers ein, der leider nur zu gut zu seiner Lage passe:

„Schon im Bügel mit dem Fuße,
Schon des Todes Schauder fühlend
Schreib' ich, Herr, Dir dies zum Gruße ...

Gestern gab man mir die letzte Ölung, und heute schreibe ich dies. Die Zeit ist kurz, die Schauder nehmen zu, und die Hoffnung nimmt ab..." Und wenn er hinzufügt: Sollte ein Wunder geschehen und ich am Leben bleiben, dann würde der Graf die versprochenen „Gartenwochen", den *Bernardo* und das Ende der *Galatea* zu Gesicht bekommen, so klingt dieser nachdrückliche, wenn auch hoffnungslose Hinweis auf Unvollendetes wie eine Bitte, der opera interrupta sich anzunehmen.

Sie sind spurlos verschwunden.

Cervantes starb vier Tage später, am Abend des 23. April, in seiner Wohnung an der *Calle del León* zu Madrid. Er ruht, im Franziskanerrock bestattet, irgendwo unter den Steinen des Klosterfriedhofs der Trinitarierinnen der *Calle de Lope de Vega*. Das Sterbehaus steht nicht mehr. An seiner Stelle, an der Ecke der *Calle del León* und der *Calle de Cervantes*, ist längst ein Neubau errichtet.

Der *Persiles* erschien zu Anfang 1617 und brachte einen posthumen Erfolg.

Die Gattin, die bei Miguels Tode 50 Jahre alt war, überlebte ihn noch um 10 Jahre. Das Wenige, was wir von ihr wissen, spricht für sie. In schwierigen Lagen hat sie sich taktvoll und klug benommen. In dem Testament, das sie 1610 aufsetzte, hatte sie ihm nicht viel zu vermachen. Das aber sollte ihm zu freier Verfügung bleiben wegen der großen Liebe und der guten Kameradschaft, die sie beide verbunden habe: *por el mucho amor y buena compania que ambos hemos tenido*. Die Worte sind ein schönes Motto zu einem Leben zu zweit, und man möchte in ihnen gerne mehr sehen als eine bloß notarielle Formel. —

So lebte und starb der Dichter des *Don Quijote*. Er lebte, als ein Idealist, Sinn und Geist seines Buches — ein tapferer Streiter, den die Not des Lebens nicht zu bezwingen vermocht hat.

Es gibt wenige Künstlerleben, von deren Betrachtung man mit dem Gefühle solcher Dankesschuld scheidet, wie das Leben des Cervantes. Dabei gilt unser Dank einem Manne, der selbst dankbaren Herzens war und von der Dankbar-



keit so schön wie kein zweiter gesprochen hat. „Unter den schwersten Sünden, die die Menschen begehen," läßt er Don Quijote in einem Trinkspruch sagen, „bezeichnen etliche den Hochmut als die ärgste. Ich aber sage, es ist die Undankbarkeit, und ich halte mich dabei an den üblichen Spruch, daß der Undankbaren die Hölle voll ist. Diese Sünde habe ich, soviel an mir lag, immer zu vermeiden gestrebt, von dem Augenblick an, wo mir der Gebrauch der Vernunft geworden, und wenn ich die guten Werke, so man mir erweist, nicht auch mit guten Werken vergelten kann, so setze ich an deren Stelle den innigen Wunsch, sie zu vollbringen. Und wenn der nicht genügt, so mache ich sie öffentlich bekannt. Denn wer die Wohltaten, die er empfängt, öffentlich erzählt und verkündet, der würde sie auch mit seinen Wohltaten vergelten, wenn er es vermöchte. Denn großenteils stehen die, welche empfangen, weit unter denen, welche geben; und so ist Gott über allen, weil er allen der Geber ist, und die Gaben der Menschen können denen Gottes nimmer gleichkommen, da ein unendlicher Abstand dazwischen ist. Aber dieses Unvermögen, diese Armut wird gewissermaßen durch die Dankbarkeit ersetzt."[4])

So soll auch die Nachwelt ihr Unvermögen, dem großen Dichter mit guten Werken zu vergelten, durch die Dankbarkeit ersetzen.

Busque por acá: Such' dir etwas in der Heimat! hatte ihm die Bureaukratie geantwortet, als er 1590 um ein überseeisches Amt bat. So suchte er denn in der Heimat, und die schlechte Brille, über die andere spotteten, hinderte sein Auge nicht, hier einen Schatz zu finden, der ihn reicher machte und für die Menschheit mehr bedeutete als all die Schätze, die er drüben hätte sammeln können.

---

4) Don Quijote übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels, Straßburg, K. J. Trübner 1905, IV p. 219.

Der vlämische Anteil an der französischen Literatur.

Von Hanns Heiss.

I.

Vlamen, vlämisch — wenn man das Wort ausspricht, steigen zunächst Galerie-Erinnerungen auf, Erinnerungen an Maler, die man überall in Europa gesehen hat, da sie kaum in einer noch so kleinen und kümmerlichen Sammlung fehlen. Man denkt an Jordaens, der ein Antwerpener war, an den Antwerpener Van Dyck und den anderen, zufällig in Deutschland geborenen Antwerpener Rubens, an Snyders, Jan Fyt, Cornelis de Vos, Brouwer, an die de Heem, an die Teniers, an die Familie der Brueghel, an die Brüder Hubert und Jan van Eyck, die aus dem Limburgischen stammen, aus der Gegend, wo deutsches, wallonisches und vlämisches Gebiet aufeinanderstoßen. Man erinnert sich an Darstellungen biblischer Vorwürfe, an Kreuzigungen, Anbetungen, Marterszenen, an Engel, Heilige und Madonnen, auf deren feinen, süßen oder leidenden Gesichtern der Abglanz erdentrückter Verklärung liegt, die noch erfüllt sind von der innigen Frömmigkeit des Mittelalters, von seiner liebevollen Versenkung in die unbegreiflichen Geheimnisse der Religion. Man erinnert sich an Darstellungen aus dem bäuerischen und bürger-



lichen Leben Flanderns, an Schmausereien und Zechgelage, an Frauenhäuser, wo runde, fette Dirnen sich räkeln, an verräucherte Schenken, wo Männer bei Karten und Würfeln hocken, an Kirchweihszenen, wo ein ganzes Dorf sich in Rausch austobt, Männer, Weiber, Kinder, alles runde, fette Menschen, die Männer den Wanst angeschwemmt, die Weiber mit dicken Waden, breiten Hüften und hochwogenden Brüsten, alle betrunken, das Gesicht von Lachen verzerrt und alle in ihrer Lustigkeit animalisch und viehisch, genau so unbefangen und schamlos wie ihre Hunde. Man erinnert sich an Stilleben, wo zwischen kupfernen Kesseln, Bechern aus getriebenem Gold, Gläsern und Blumenkrügen verlockend Speisen aufgehäuft sind: rosige Fleischviertel, Hasen und Wildschweine im Fell, Geflügel, Fische, Hummern, Äpfel, Pfirsiche, Melonen, Trauben, Käse in solcher Menge, daß die Tische sich zu biegen scheinen, und daß man sich fragt, für was für ein Volk von gefräßigen Riesen, für was für pantagruelische Gastmähler diese Berge von Nahrung zusammengetragen sind. Und dann erinnert man sich an die großen Tafeln eines Jordaens und eines Rubens, an dies Gewühl von nackten, halbbekleideten, bekleideten Leibern, die alle vollsaftige, wohlgefütterte, fleischstrotzende Vlamen und Vlaminnen sind, gleichviel ob sie sich im Olymp oder im Alten und Neuen Testament bewegen, gleichviel ob sie Faun, Faunin, antiker Genius, Held, Gott und Göttin heißen oder Susanna im Bad und Bathseba, und die alle überschäumen von unbändigem Lebensdrang, sauberer, schöner und pathetischer als die Kirmesbauern eines Teniers oder Brouwer, aber nicht minder lebensdurstig und animalisch, voll naiver Freude nach jedem Genuß langend, den die Sinne bieten.

Neben der italienischen und der niederländischen Malerei, mit der sie eng verwandt ist, bedeutet die vlämische Malerei eine der ganz großen Leistungen europäischer Kunst. Und was sie besonders auszeichnet, ist die mystische Vertiefung in religiöse Jenseitsstimmungen, die aus den Werken der Primitiven leuchtet, daneben aber, und weit mehr noch die entschieden diesseitige Lebensbejahung, wie sie am wuchtigsten, am jubelndsten Rubens verkörpert. Weltabgewandter Mystizismus, ekstatische Inbrunst und ein unbekümmertes, vorbehaltloses, heidnisches Schwelgen in irdischer Wollust: das scheinen die zwei Pole und die beiden wichtigsten Merkmale der vlämischen Rasse zu sein, die so unüberbrückbare Gegensätze hervorgebracht hat wie den *doctor extaticus* Ruysbroek im 14. Jahrhundert und die Maler des 17. Jahrhunderts — der vlämischen Rasse, deren Leben sich manchmal ausnimmt, als wäre es nichts als ein ausgelassenes, tierisches Schlemmen ohne anderes Ziel als die Befriedigung der derbsten und rohesten Instinkte, und die sich doch mit einer im tiefsten Seelischen wurzelnden Kraft erhoben und unter unsagbaren Qualen gegen die spanische Knechtung gekämpft hat, nicht bloß um die Freiheit, sich am Leben zu freuen, gegen den Zwang mönchischer Askese zu verteidigen, sondern für Freiheit im edelsten Sinn, für nationale Unabhängigkeit, Freiheit des Glaubens und eines religiösen Ideals.

II.

Vlamen, so nannte man ursprünglich nur die Bewohner der ehemaligen Grafschaft Flandern.[1]) Mit der Aus-

1) Über die Vlamen, vläm. Frage usw. gibt es besonders seit Ausbruch des Kriegs eine reiche Literatur. Alles Wissenswerte

dehnung ihrer Marken dehnte sich auch der Name aus, und jetzt nennt man seit langem Vlamen alle Niederdeutsch redenden Bewohner von Belgien, auch die von Brabant und Limburg. Das Königreich Belgien zerfällt ja der Volkssprache nach wie nach der Stammeszugehörigkeit der Belgier in zwei große Teile, deren Grenze seit Jahrhunderten ziemlich unverändert geblieben ist. Im südlichen Teil, der die Provinzen Lüttich, Luxemburg, Namur, Hennegau und den südlichen Zipfel von Brabant umfaßt, wohnen Romanen, die französische Dialekte, vor allem das Wallonische sprechen. Im nördlichen Teil, in den Provinzen Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg fast ganz und Brabant, wohnen die Vlamen, in denen sich fränkisches mit sächsischem und friesischem Blut, dann auch mit spanischem Blut und einem starken Einschlag gallo-romanischen Bluts vermischt hat, der ihre letzte Eigenart bedingt. Volkssprache der Vlamen sind niederfränkische Mundarten, denen auch eine vlämische Schriftsprache zur Seite steht, die im wesentlichen die Schriftsprache des Königreichs der Niederlande ist. Nur machen sie, und zwar seit langem, weder von ihren Mundarten noch von ihrer Schriftsprache eifrigen Gebrauch. Vom frühen Mittelalter an erliegen sie der Anziehung französischer Kultur; französische Einflüsse sind seit dem frühen Mittelalter übermächtig in ihrem staatlichen, geistigen und religiösen Leben und mit diesen französischen Einflüssen verdrängt auch die französische Sprache mehr und mehr die heimischen Mundarten, auf die verächtlich herabzusehen zum guten Ton gehört.

Es hat eine Zeit gegeben, wo der Name Vlaeminc gleichbedeutend war mit: feingebildeter Mann. Als aber während und nach der Blütezeit Belgiens unter burgundischer Herrschaft der Adel und das Patriziertum französisch geworden waren, begann das Wort in Flandern selbst Bauer, Tölpel zu bedeuten. An der fortschreitenden Verwelschung änderte die spanische Herrschaft sowenig als die österreichisch-habsburgische, die sie im 18. Jahrhundert ablöste. Und als die Gebiete von der französischen Republik erobert und nachher dem Kaiserreich Napoleons eingefügt wurden, schien das Schicksal des Vlämischen überhaupt für immer besiegelt. Die Revolution ging daran, das Vlämische gewaltsam auszurotten wie alles, was nicht französische Schriftsprache war. Die napoleonische Regierung setzte die Unterdrückung fort. Sie war freilich von zu kurzer Dauer, um auf die Massen zu wirken; aber die oberen Schichten widerstanden ihr um so weniger, als sie im völligen Aufgehen in Frankreich bei ihrer nationalen Gleichgültigkeit und Wurzellosigkeit nur eine Erfüllung alter Sehnsucht, jedenfalls kein Unglück erblickten.

Der Sturz Napoleons brachte einen scharfen Gegenstoß. Als Belgien an die Niederlande fiel, wurde das Französische unterdrückt, doch ohne daß das Vlämische daraus Vorteile gezogen hätte. Denn die Holländer versuchten, Vlamen wie Wallonen in Holländer umzuwandeln. Die fünfzehn Jahre, die die Herrschaft der Oranier währte, reichten hin, um sie als unerträgliche Fremdherrschaft empfinden zu lassen. Die Erbitterung, die noch durch konfessionelle Feindseligkeiten geschürt wurde,

findet man bei Franz Jostes, Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum (siehe Internat. Monatsschrift, Aug. 1916, Sp. 1406ff.) und bei Paul Oßwald, Belgien (Teubner 1915, Aus Natur und Geisteswelt Bd. 501).



machte sich Luft in der Revolution von 1830, aus der schließlich das Königreich Belgien in seiner modernen Gestaltung entstand. Die Verfassung des neuen Königreichs räumte dem Vlämischen dieselben Rechte als staatlich anerkannte Sprache wie dem Französischen ein. Aber die Gleichberechtigung blieb auf dem Papier stehen. Wie vor der holländischen Herrschaft war Kenntnis des Französischen notwendig, um ein staatliches Amt zu bekleiden, französisch war die Sprache der Verwaltung und vor Gericht; das Französische beherrschte durchaus den Schulunterricht, eroberte das kirchliche Leben und auf dem Umweg über die Kirche wieder das Alltagsleben.

III.

Bald nach 1830 geschah es zwar, daß Vlamen sich zusammenschlossen, um für ihre Sprache und ihr Volkstum einzutreten. Gelehrte und Dichter riefen die vlämische Bewegung ins Leben, der Hendrik Conscience das Gewicht seines großen, auch außerbelgischen Rufes lieh, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts langsam erstarkte und bis zum Ausbruch des Weltkriegs manchen kleinen Erfolg zu verzeichnen hatte. Aber wer ihre Geschichte näher betrachtet, hat den Eindruck, daß hier unendlich viel mühsame, aufopfernde Arbeit geleistet worden ist, zu der die Errungenschaften in keinem rechten Verhältnis stehen, eine Arbeit, die denen, die sie geleistet haben, nirgends, auch beim eigenen Volk nicht, Dank und Lohn eingebracht hat. Die Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, waren zu groß, wenn nicht unüberwindlich. Denn die Hauptschwierigkeit ist nicht etwa politischer Art, liegt nicht in der Eifersucht der Wallonen, in den Gegensätzen zwischen Liberalismus und Klerikalismus, in unterirdischen Machenschaften Frankreichs oder in den tausenderlei Nebeninteressen, die mit der Frage verquickt sind — sondern sie liegt bei den Vlamen selbst, in der Trägheit und dem offenen Widerwillen, auf die die vlämische Bewegung gerade in der vlämischen Bevölkerung trifft. Das Volk freilich im engeren Sinn ist heute wie im Mittelalter der Sprache und dem Wesen nach vlämisch, unberührt von französischem Geist und französischer Kultur, aber eben zu unberührt von Geist und Kultur überhaupt, als daß es der vlämischen Bewegung Rückhalt bieten könnte. In allen anderen Kreisen aber, von den Halbgebildeten bis zu den geistig Hochstehenden hinauf, sind die *flamingants*, wie man die selbstbewußten, für Vlamentum kämpfenden Vlamen heißt, nur weiße Raben, die sich in der Unzahl ihrer französisch gesinnten Stammesbrüder, der *fransquiljons*, verlieren. Die Vorurteile gegen alles, was aus der Heimat kommt, die Sympathien für alles, was aus Frankreich kommt, die Ehrerbietung vor der Überlegenheit Frankreichs sind zu stark, sind das Ergebnis einer so alten und durchgreifenden Entwicklung, daß Änderungen erst in einer fernen Zukunft möglich sein werden, wenn sie überhaupt möglich sein sollen. Es handelt sich ja um weit mehr als eine Sprachenfrage, nicht bloß darum, daß die gebildeten Vlamen lieber Französisch als Vlämisch sprechen, lesen und schreiben, sondern darum, daß sie französisch denken und fühlen, daß sie französisches Denken und Fühlen im Elterhaus lernen und es nie mehr verlernen, weder auf der Schule, noch auf der Hochschule, noch sonst im Leben. Ganz Belgien, das vlämische so gut wie das wallonische Belgien, ist geistig und kulturell nur ein



Anhängsel von Frankreich, eine französische Provinz, und die geistigen und kulturellen Mittelpunkte Belgiens mit der Hauptstadt Brüssel an der Spitze sind nur Vorstädte der wahren belgischen Hauptstadt, und die ist Paris.

Wir können es bedauern, aber wir dürfen die Tatsache nicht wegleugnen: gerade die tüchtigsten und wertvollsten Vlamen haben für das Vlamentum nichts getan oder ihm sogar entgegengewirkt, weil sie alles Heil vom Anschluß an das Franzosentum erwarteten. Das zeigt sich recht deutlich in der Literatur. Denn als das vlämische Volk nach jahrhundertelanger Dürre und Armut endlich Dichter und Werke hervorbrachte, ebenbürtig den Dichtern und Werken der anderen europäischen Nationen, darunter einen Dichter, der zu den Großen unserer Zeit und wohl aller Zeiten gerechnet werden muß, da wurden diese Werke in französischer Sprache geschrieben und gingen in die Weltliteratur ein als Bestandteil der französischen Literatur.

IV.

Die Literatur der Vlamen — das ist ein seltsames Problem. Taine spricht in seiner „Philosophie de l'art", in den Abschnitten, wo er die Blüte der vlämischen und holländischen Malerei als Erzeugnis von Rasse, Boden, Klima und Zeitverhältnissen zu erklären versucht, den Vlamen wie den Niederländern überhaupt die literarische Begabung ab[2]), da sie nur eine Reihe kleiner Schriftsteller, aber kein einziges europäisches Buch aufzuweisen haben. Taine ist seitdem gründlich widerlegt worden. Aber vor rund fünfzig Jahren, als er seine Behauptung niederschrieb, durfte er so schreiben. Was die Vlamen bis dahin in der Literatur geleistet hatten, war kaum der Rede wert, und das, was der Rede wert war, war so herzlich wenig, daß es sich im Nu aufzählen ließ. Dieses Volk, das von genialer Begabung für die bildenden Künste strotzte, das der Welt die unvergleichliche Fülle seiner Maler von den van Eycks bis zu Rubens und van Dyck schenkte, das vom Mittelalter an seine fleißigen, aufblühenden, immer reicheren Handelsstädte mit der vielbewunderten Architektur seiner Bürgerhäuser, seiner Hallenbauten, seiner Rathäuser, Türme, dann auch seiner Kirchen und Klöster schmückte, dessen Kunsthandwerk in den Arbeiten seiner Gold- und Silberschmiede, seiner Elfenbeinschnitzer, seiner Teppichweber und Spitzenklöpplerinnen überall geschätzt und bestaunt wurde — dieses Volk war und blieb in seiner Literatur von einer Unfruchtbarkeit, die Rätsel zu raten aufgibt. Woran liegt die Schuld? Ist es die politische Unselbständgikeit des Landes, das so oft seine Herren wechseln mußte und immer wieder nur fremde Herren eintauschte, das nacheinander burgundisch, spanisch, österreichisch, französisch und holländisch werden mußte, ehe es belgisch sein konnte? Ist es die unglückliche Lage, die Belgien von jeher zum Zankapfel zwischen England, Frankreich, Deutschland und damit zum Schlachtfeld und Leichenacker Europas gemacht hat? All das Elend, die Vernichtung und Verwüstung, die das Land mehr als einmal heimgesucht haben, am schrecklichsten im 16. Jahrhundert während der Kämpfe gegen Philipp II. und Alba, an deren Wunden es sich beinahe verblutet hätte? Oder ist es einfach eine Schwierigkeit, die für die bildenden Künste wegfällt, die aber auf die Entfaltung

2) Paris, Hachette, 11e éd. 1904. Bd. I S. 253.

des Schrifttums lähmend wirken kann, die Schwierigkeit, eine Sprache zu wählen, sich für das Französische zu entscheiden oder das Vlämische oder (nach der Entstehung der deutschen Schriftsprache) für das Hochdeutsche?

Man mag sich den Kopf zerbrechen über den wahren Grund, vielleicht haben alle zusammengearbeitet — jedenfalls erschöpft sich bis in die jüngste Vergangenheit herauf die künstlerische Leistung des Vlamenvolkes ganz in Malerei, Architektur und Kunstgewerbe. Nur durch das, was die Vlamen in Malerei, Architektur und Kunstgewerbe hervorbrachten, hatten sie teil an der künstlerischen Leistung Europas. Was sie literarisch hervorbrachten, nahm sich daneben kümmerlich aus, und der Name fast keines ihrer Dichter hatte nur annähernd den Klang, den die Namen ihrer Maler, auch nur der kleineren, haben, gleichviel ob es ein Dichter war, der seinem Stamm treu in einer deutschen Mundart oder Sprache schrieb, oder einer, der verwelscht eine französische Mundart oder das Schriftfranzösisch vorzog.

Ein berühmter Dichter der deutschen Literatur des Mittelalters ist ein Vlame von Geburt, Heinrich von Veldecke, den ein dankbarer Nachfahr lobt, daß er das erste Reis in deutscher Zunge impfte.[3]) Rund hundert Jahre nach seiner Aeneis und seinen viel nachgeahmten Minneliedern, im 13. Jahrhundert, schuf ein Vlame in Anlehnung an den französischen *Roman de Renart* ein Epos von Reinecke Fuchs, das als das beste Werk des mittelalterlichen Tierepos gilt und das im 14. Jahrhundert ein anderer Vlame erweiterte und fortsetzte. Vom 14. Jahrhundert ab entstanden in den Rhetorikerkammern eine Art von literarischen Zünften, die sich die Pflege vlämischer Dichtung, vor allem die Abfassung und Aufführung geistlicher Schauspiele angelegen sein ließen. Aber die tote Zeit hatte schon begonnen. Jahrhunderte muß man überspringen, ehe man nach Heinrich von Veldecke wieder einen berühmten vlämischen Dichter anführen kann: Hendrick Conscience, den Romandichter, der im 19. Jahrhundert aus einer Gruppe von vlämischen Schriftstellern hervorragt. Er wurde bei uns immer gelesen; sein „Löwe von Flandern" prangt heute in den Schaufenstern der Buchhändler. Die meisten unter uns werden sich aus der Kindheit an ihn erinnern, werden mit Vergnügen an ihn zurückdenken wie an andere Bücher, die man einmal gern gelesen hat und nach denen man doch nie mehr greifen würde. Denn Conscience hat alles mögliche, was ihn liebenswert macht und weswegen man ihn der Jugend empfehlen kann; aber um ein Dichter der Weltliteratur zu sein und neben die großen Europäer gestellt zu werden, dazu fehlen ihm zu wichtige Eigenschaften.

Ganz ähnlich ist das Bild, das die vlämische Literatur französischer Sprache bietet.[4]) Nur daß sie auch im Mittel-

3) Zur vläm. Literatur nichtfranz. Sprache vgl. Jan te Winckel, Die niederländische Literatur in Pauls Grundriß der germanischen Philologie (Straßburg, Trübner) Bd. II, und Stecher, Hist. de la litt. néerlandaise en Belgique (1887).

4) Das Hauptwerk darüber ist die unvollendet gebliebene Histoire des lettres belges d'expression française von Francis Nautet, zwei Bände (Brüssel, Rozez, Bibl. belge des connaissances modernes, Nr. 7 und 25/26). Eine sehr flüchtige Übersicht, die sich auf Zusammenstellung der wichtigsten Namen und Tatsachen beschränkt, gibt Hubert Effer, Beiträge zur Geschichte der französischen Literatur in Belgien. Wiss. Beil. z. JB. der städt. Oberrealsch. zu Düsseldorf. Ostern 1909.

alter keinen berühmten Dichter nennen kann, obwohl in Flandern, in Brabant und im Hennegau ein reges literarisches Leben aufblühte, das seinen Höhepunkt in Mecheln, am Hof der kunstsinnigen Margarete von Österreich, der Regentin der Niederlande, erreichte. Aber die Dichter sind Romanen, Pikarden, Wallonen, mit Ausnahme eines einzigen, des Vlamen Georges Chastelain, der im 15. Jahrhundert am Eingang der sogenannten burgundischen Schule der Rhetoriker steht. Dann beginnt auch hier die Zeit der Erstarrung. Unter der französischen Herrschaft rührt sich wieder etwas literarisches Leben, d. h. von 1800 ab gibt es eine Menge von Belgiern, die schriftstellerisch arbeiten.[5]) Aber was sind das für unbedeutende Dichterlinge, Epigonen, die in den ausgefahrenen Gleisen französischer Moden einhertrotten, und die sich von den Franzosen nur dadurch unterscheiden, daß der Geschmack, in dem sie schreiben, in Frankreich schon ein paar Jahrzehnte früher in Mode war! 1830 sagt der Belgier Claes mit vollem Recht[6]): „Wozu es verheimlichen? Es gibt keine belgische Literatur, wir haben keine nationale Literatur. Der Patriotismus darf uns nicht hindern, offen zu sein. Wenn uns jemand etwas zeigen kann, was man eine belgische Literatur nennen könnte, so hätte er eine große Entdeckung gemacht." Nur ein Mann aus jener Zeit ist einigermaßen bekannt und verdient nicht ganz vergessen zu werden: André van Hasselt, dem die Belgier für die Erforschung ihrer Vergangenheit Dank schulden, der aber als Lyriker nichts darstellt als einen unselbständigen, von den Musen verlassenen Nachbeter der französischen Romantik und Victor Hugos.

V.

Ein paar Jahre, ehe Claes seine mutlosen Worte aussprach, war in Deutschland, in München, ein Vlame geboren worden, der als erster die kommende Blüte belgischen Schrifttums ankündigen sollte: Charles de Coster.[7]) 1858 veröffentlichte de Coster einen Band „Légendes flamandes", der zwar von dem Pariser Modeprofessor Emil Deschanel in einer Vorrede warm empfohlen wurde, der aber trotzdem fast keine Beachtung fand, zum Teil wohl deshalb schon, weil das altertümelnde, Balzac abgelauschte Französisch des Buches vielen Lesern den Zugang verwehrte. 1867 gab de Coster seine „Légende d'Ulenspiegel et de Lamme Goedzak". Mit nicht besserem Erfolg. Einsam, unverstanden, nach einem Dasein voll von Not, Entbehrungen und Bitterkeiten starb er 1879. In den meisten französischen Literaturgeschichten fehlt sein Name.

Man hat den Eulenspiegelroman eine belgische oder vlämische Bibel genannt; er ist in der Tat ein Nationalepos. An Eulenspiegels Wiege prophezeit die Hebamme Katheline: „Zwei Kindlein sind geboren, das eine in Spanien, der Infant Philipp, das andere in flandrischem Land, der Sohn von Claes, der später Eulenspiegel geheißen werden wird. Philipp wird Henker werden, da er von Karl V., dem Mörder unseres Landes, gezeugt ist; Eulenspiegel wird ein großer Gelahrter in lustigen Reden

5) Eine sehr eingehende Abhandlung darüber von Fritz Masoin, Histoire de la littérature française en Belgique de 1815 à 1830 in Mémoires couronnés et autres mém. p. p. l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique (Bd. 62, November 1902).

6) Angeführt bei Masoin S. 9.

7) Zu de Coster vgl. besonders Nautet, Bd. I S. 99ff.



und Jugendschnurren sein, aber sein Herz wird gut sein, da er Claes zum Vater hat, den wackeren Arbeitsmann, der es versteht, in aller Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Gutmütigkeit sein Brot zu verdienen. Karl, der Kaiser, und Philipp, der König, werden durch das Leben sprengen, Schlimmes tuend in Schlachten, Erpressungen und anderen Verbrechen. Claes, der die ganze Woche arbeitet, nach Recht und Gesetz lebt und der lacht, anstatt über seine harten Plagen zu weinen, wird das Vorbild der guten Arbeiter Flanderns sein. Eulenspiegel, immer jung, der niemals sterben wird, wird durch die Welt streifen, ohne sich je an einem Ort ansässig zu machen. Bauer wird er sein, Edelmann, Maler, Bildhauer, alles zusammen. Und wird so durch die Welt wandern, lobend, was schön und gut ist, und über die Dummheit spottend mit vollem Maul. Claes ist dein Mut, du edles Volk von Flandern, Soetkin deine wackere Mutter, Eulenspiegel dein Witz, ein zierliches, liebliches Mädchen, Eulenspiegels Gefährtin und unsterblich wie er, wird dein Herz sein, und ein dicker Fettwanst, Lamme Goedzak, wird dein Magen sein."

Der Schelm der alten deutschen Volkssage und die um ihn sind, werden bei de Coster Verkörperungen des Vlamentums. Gutherzig und zugleich verschlagen, unerschöpflich an Listen, gefräßig, einem tüchtigen Trunk nie abhold, gern karessierend, was ihm über den Weg läuft, Bürgersfrau, Schenkin oder Dirne, und doch in der Seele seiner Jugendliebsten treu, von derbfröhlichem Humor, immer bereit, Schabernack zu spielen, zu lachen und die anderen zum Lachen zu bringen — so tobt er sich zunächst aus in traditionellen Eulenspiegeleien, die häufig mehr unflätig als geistreich sind. Wächst aber dann über sie hinaus, reift zum Mann und sogar zum Helden empor, da er sein Vaterland unter den Spaniern bluten sieht. Die alte Katheline wird gefoltert und verliert den Verstand; sein Vater stirbt den Ketzertod auf dem Scheiterhaufen; er selbst wird gefoltert; seine Mutter wird gefoltert und siecht hin, bis sie stirbt. Die Asche seines Vaters schlägt ihm an die Brust; die Erinnerung an eigenes Leid und das Leid seiner Nächsten, all das Wehklagen, das ringsum in flandrischen Landen seufzt, mahnt ihn, Rache zu nehmen, nicht zu erlahmen in dem Krieg, den er gegen die Unterdrücker führt und aus dem er hervorgeht, nicht als Sieger, aber unbesiegt, wie die Heimat Grausamkeit und Qualen unverwüstlich überdauernd. Sein Körper liegt auf dem Rasen, wo er zusammengebrochen ist. Nele, seine Liebste, kniet weinend bei ihm. Ein Bauer hebt das Grab aus und bettet ihn in den Sand. Der Bürgermeister und die Schöffen gucken zu. Der Pfarrer pustet vor Vergnügen, ehe er sein Gebet spricht. Plötzlich arbeitet sich Eulenspiegel niesend aus dem Grab, springt dem Pfarrer an die Gurgel, der davonläuft, und beutelt den Bürgermeister und die Schöffen: „Begräbt man Eulenspiegel, den Witz der Mutter Flandern, Nele, ihr Herz? Auch Flandern kann schlafen, aber sterben, nein! Komm, Nele!"

Der Roman wurde vor mehreren Jahren in Deutschland ausgegraben und mit der Bereitwilligkeit, mit der wir Deutsche ausländische Literatur lobpreisen, wurde er sofort von Übersetzern und Kritikern zu einem der ragenden Werke der Weltliteratur gestempelt. Die Franzosen waren vorsichtiger als wir in unserer beifallfreudigen Allerweltsneugierde, obwohl das Buch der Sprache nach ihnen ge-



hört. Ob sie wirklich sehr viel versäumt haben? Die Schwänke Eulenspiegels und seine Kämpfe sind in einer losen Reihe von Bildern gestaltet, und gewiß sind einige davon recht eindringlich, manche durch den treuen, farbigen Realismus, der das Leben in flandrischen Häusern, Wirtsstuben und auf flandrischen Gassen etwa in der Art des Brouwer oder von Teniers d. J. malt, andere durch das seherische Pathos, zu dem de Coster sich steigert. Daß die Vlamen den Roman lieb haben, weil sie in ihm Geruch ihrer Scholle spüren, Heimatluft, und zwar Luft aus der großen, traurigen und stolzen Zeit ihrer Geschichte, das läßt sich wohl begreifen. Aber um über die Grenzen vlämischer Bezirke hinaus zu fesseln, dazu ist er doch weder naiv und ungekünstelt volkstümlich genug, noch auch Kunstwerk genug.

VI.

De Coster starb, als es gerade überall in Europa in der Literatur gärte, als sich überall, in Frankreich voran, der Naturalismus durchsetzte, als sich aber auch mitten im Naturalismus schon die ersten Anzeichen eines nahenden Rückschlags, die ersten Anzeichen einer vorläufig noch unsicher tastenden, neuromantischen, ins Mystische und Symbolistische schillernden Kunst verrieten. Um diese Zeit erwacht mit einemmal Belgien aus seinem totenähnlichen Schlaf.[8]) Moderne Literatur- und Kunstzeitschriften werden begründet: „La jeune Belgique", „La société nouvelle", „L'art moderne", „La Wallonie"; andere Zeitschriften folgen. Persönlichkeiten mit Führereigenschaften erstehen, denen es gelingt, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und das Publikum aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln. Junge Vlamen und Wallonen, unter den letzteren Albert Giraud, Iwan Gilkin, scharen sich um die zwei Männer, die das größte Verdienst um die belgische Renaissance haben, um Max Waller und den viel älteren Romandichter Lemonnier, den sie den Vater der modernen Literatur Belgiens nennen. Wo so lange alles dürr schien, offenbart sich plötzlich eine Fülle dichterischer Begabungen, in beiden Teilen des Landes zugleich, aber bei den Vlamen entschieden mehr und eigenartigere als bei den Wallonen. Und was bisher noch nie geschah, geschieht nun: sogar Paris interessiert sich für sie, tut sie nicht mehr mit dem spöttischen Lächeln ab, das der Hauptstädter für den schwerfälligen, uneleganten Verwandten aus der Provinz hat. Der „Mercure de France", der damals in Frankreich dasselbe bedeutete wie bei uns Michael Georg Conrads „Gesellschaft" und die „Freie Bühne", nimmt sie gastlich auf. Pariser Verleger drucken Bücher von ihnen; Pariser Theater spielen Stücke von ihnen. Auf dem Umweg über Paris und Frankreich werden sie endlich auch in der Heimat bekannt, wo man immer gewohnt war, nur das zu

8) Es gibt außer den Kapiteln von Nautet mehrere Darstellungen der modernen belgischen Literatur, darunter das für den reichsfranzösischen Standpunkt und Geschmack häufig sehr bezeichnende und daher interessante Buch von Albert Heumann, Le mouvement littéraire belge d'expression française depuis 1880 (préface p. M. Camille Jullian de l'Institut. Paris, Mercure de France. 2e éd. 1913). Über die nachher einzeln erwähnten Vlamen, van Lerberghe, Demolder, Eekhoud, Rodenbach, Lemonnier und Verhaeren gibt es eine Unmenge von Aufsätzen in französischen und deutschen Zeitschriften, zum Teil auch Monographien, die man in allen bibliographischen Hilfsmitteln aufgezählt findet. Bibliographische Listen bieten auch Nautet und Heumann. — Vgl. jetzt auch Kösters Aufsatz im Juliheft der Internat. Monatsschrift. Dieser Aufsatz hier war schon eingesandt, als jener erschien.



bewundern, was vorher Paris approbiert hatte. Die Aufmerksamkeit schlägt über Belgien und Frankreich hinaus, schlägt immer weitere Wellen. Belgien hält seinen Einzug in die europäische Literatur.

Seitdem ist die belgische Literatur reich an Namen von gutem Klang. Freilich sind manche, die man im ersten Eifer der Mode überschätzte, bereits wieder vergessen. Manche sind nur anständiger Durchschnitt. Manche sind um kein Haar anders und nicht besser als die Pariser Boulevardschreiberei, in der sie aufgingen. Manche versprachen Ernstes, sind aber nicht zur vollen Reife gelangt. Man könnte eine Anzahl Vlamen hervorheben, lebende und heute schon tote, die sich damals neben den nationalfranzösischen Schriftstellern ihren Platz schufen. Da ist, von Albert Samain abgesehen, der geborener Franzose war, Charles van Lerberghe zum Beispiel, der unstet in der Welt herumwanderte, in Frankreich, England, Deutschland, Italien, in dessen Lyrik sich alle möglichen Einflüsse kreuzen, Einflüsse von Dichtern, wie Dante Gabriele Rossetti, und Einflüsse von Malern wie Botticelli und Leonardo da Vinci, denen er nach eigenem Bekenntnis wichtige Anregungen für sein Hauptwerk „La chanson d'Ève" verdankt, und der in einem kleinen Drama „Les flaireurs" als erster die Wirkungen erprobt hat, die in Maeterlincks Dramen bald nachher so neu und unerhört schienen. Oder Eugène Demolder, der in seinen Romanen und Erzählungen am liebsten in der Vergangenheit Flanderns untertaucht, um vlämisches Schwelgen in irdischem Frohsinn, dann auch (aber schüchterner) vlämische fromm-einfältige Gläubigkeit zu gestalten. Oder George Eekhoud, der als unerbittlicher, vor keiner Roheit und Scheußlichkeit zurückschreckender Wirklichkeitsschilderer von dem harten, rauhen, armen Leben der Bauern seines Kemperlandes oder von dem Abschaum einer Hafenstadt wie Antwerpen erzählt. Oder Eekhouds Widerspiel, der früh verstorbene George Rodenbach mit der etwas langweiligen Trostlosigkeit seiner müden, bleichsüchtigen, ewig klagenden Lyrik und seinem auch bei uns seinerzeit viel gelesenen Roman „Bruges-la-morte", wo er die über Brügge ausgegossene, verschleierte Trauer im Spiegel eines sehr unwahrscheinlichen, sehr sentimentalen Neurastheniker-Erlebnisses einzufangen versucht.

Aber drei ragen heraus von auffallenderem Wuchs: Camille Lemonnier, Maurice Maeterlinck und als letzter und größter: Émile Verhaeren.

VII.

Lemonnier, in dem, wie der Name vermuten läßt, vom Vater her romanisches Blut floß, wird vor allem als der wohlwollende, begeisterte Förderer der Jungen und Jüngsten fortleben. Sein Werk war schon leis angestaubt, als er vor mehreren Jahren starb. Er ist alt geworden und hat in seinem langen Dasein eine echt vlämische, unheimliche Fruchtbarkeit entfaltet, hat außer kunstkritischen Studien und dem Denkmal, das er seinem Vaterland in „La Belgique" setzte, Romane und Novellen dutzendweise in die Welt geschickt. Er hat nicht immer mit der gleichen Strenge gegen sich selbst gearbeitet, hat, als er einmal berühmt war, viel leichte Marktware für die Pariser Zeitungen geliefert, und die Mühelosigkeit, mit der er schrieb, hat ihm oft geschadet. Daß man ihn den belgischen Zola heißt, deutet in einem Atem Lob und Vorwurf an. Ohne Zweifel hat ihn der französische Naturalismus, besonders Zola, beeinflußt. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur einen Band aus seinen Anfängen in die



Hand zu nehmen, zum Beispiel die „Contes flamands et wallons (scènes de la vie nationale)“ von 1873, die scharf gegen seine spätere Art abstechen: gemütliche, durchaus zimmerreine Geschichten, die in ihrer anspruchslosen Biederkeit an Conscience und von ferne an Dickens gemahnen. Und doch trennt ihn auch später Entscheidendes von den Franzosen um Zola. Wer fühlen will, wie eigenpersönlich, bodenständig Lemonnier bei aller Beeinflussung geblieben ist, kann zu irgendeinem seiner nach 1880 entstandenen Romane greifen, zum Beispiel zu dem frühen „Un mâle“ (1881).

Der Held dieses Romans, dessen Handlung sich in wallonischem Land unter wallonischen Bauern abwickelt, ist der Wilderer Cachaprès. Halbwild im Forst bei armen Holzhauern aufgewachsen, hat er von Kindheit auf nichts anderes gelernt und getrieben als die Jagd, die alle Instinkte des Naturmenschen in ihm ausbildet und vervollkommnet; verführt eines Tages die Stieftochter eines wohlhabenden Bauern; sucht dann Vergessen, als sie, seiner überdrüssig, ihm den Abschied gibt; jagt wieder nächtelang im Wald, vertrinkt und verjubelt in den Dörfern den Erlös seiner Beute, gefürchtet und beneidet, bis ihn durch Verrat sein Schicksal ereilt. Förster lauern ihm auf, im Handgemenge tötet er einen, lebt kurze Zeit vogelfrei noch wilder als vorher, erliegt schließlich der Übermacht und verkriecht sich, angeschossen, mit einer tödlichen Wunde, um im Wald zu sterben, wie er einst im Wald geboren wurde.

Cachaprès ist der Held des Romans, aber ebenso wie Cachaprès ist Held der Wald selber, der undurchdringliche, ausgedehnte, unendliche Wald mit den wenigen Menschen, die unberührt von jeder Kultur im Schweiß ihres Angesichts darin fronen, mit dem Getier, das ihn erfüllt, und mit dem Leben seiner Bäume und Pflanzen. Und Held ist in weiterem Sinn das belgische Land und das belgische Volk, dessen Sinnesfreude sich in einer breit und prächtig ausgemalten Kirchweihszene in einem riesenhaften Rausch von Alkohol, Streit, Tanz und Paarung austollt. Daß Lemonnier aus der Liebesgeschichte eines Wilddiebes weder ein Salontiroleridyll noch eine Ganghoferiade gemacht hat, überrascht nicht. Das hätte auch ein naturalistischer Franzose nicht getan. Aber wenn man sich nach Vergleichsmöglichkeiten umguckt, um sich über seine Eindrücke klar zu werden, fällt einem überhaupt kein Franzose ein. An Süddeutsche muß man denken, an Schönherr, Ludwig Thoma, Queri; nur daß dem Belgier die Bewältigung seines Stoffes freskenhafter gelungen ist, daß er nicht im amüsanten Schnörkel einer Simplizissimus-Anekdote stecken bleibt. Ein Franzose, ein Pariser hätte kaum so frisch und üppig, mit solcher Unmittelbarkeit diese bunten Schilderungen aus der Dorfwelt geben können; zwischen ihn und seine Bauern hätte sich störend das Bewußtsein seiner Überlegenheit über das Vieh gedrängt; er hätte kaum diese Waldschilderungen geben können, die das Schönste an Lemonniers Roman sind, und hätte sicher nicht diesen Cachaprès zeichnen können, der so ganz Naturwesen ist, eins mit den Tieren, denen er nachstellt, eins mit den Bäumen, unter denen er schläft, auf die er klettert — ein zottelhaariger, heidnischer, faunischlüsterner, roher, grausamer und dabei doch zarter Regungen fähiger Waldgott mitten im katholischen und industriellen Belgien des 19. Jahrhunderts.

VIII.

Wenn man Maeterlinck da sucht, wo er am echtesten und reinsten ist, wo er



ohne Rücksicht auf Erfolg und Mode nur sich selbst lauscht, in den kleinen Dramen seiner Frühzeit, in „Pelléas et Mélisande" zum Beispiel oder in „L'intruse" oder „La mort de Tintagile" oder in den Meditationen des „Trésor des Humbles", noch ehe er mit „Monna Vanna" zum einträglichen Kassenstück abschwenkt und sein Grübeln zur Erbauung mondäner Leser und Leserinnen in dünne philosophische Plaudereien verwässert — so wird man keinen schärferen Gegensatz zu Lemonnier finden als ihn.

Müdigkeit, die auf allen Gliedern lastet, Weltflucht, Angst vor dem Leben und der Wirklichkeit, aber auch Angst vor dem Tod, Angst und wieder Angst nach allen Seiten hin, ein Befangensein in dumpfer, lähmender Trauer, ein verzweifeltes Sichfügen, das jede Anstrengung fast von vornherein als unnütz, zwecklos ablehnt und das sich willenlos einem dunklen Schicksal entgegentreiben läßt: das sind die Stimmungen, die Maeterlink in seinen symbolischen Spielen zum Ausdruck bringt. Und gewiß spiegelt sich in diesen Stimmungen die Erschöpfung, Mutlosigkeit und Ratlosigkeit eines dekadenten Geschlechts; gewiß ist Maeterlinck am Ende des Jahrhunderts nicht der einzige in Europa, der solche Stimmungen gestaltet; aber er gestaltet sie besonders suggestiv, mit einer entnervenden Eindringlichkeit, die durch Mark und Bein geht. Deshalb schien er überall so eigenartig und ungleich bedeutender, als er ist; deshalb übersah man, wie enge Grenzen seiner Eingebung und seiner Kunst gezogen sind. In Frankreich haben wie bei uns viele über ihn und die kindische Einfalt, Steifheit und Unbeholfenheit seiner Puppen gelacht. Aber viele haben wie bei uns die seltsamen Schauer auf sich überrieseln lassen, die von ihren hilflosen Gebärden, von ihren naiven, rührenden Worten ausgehen. Maeterlincks Dramen sind alle erfüllt von der bangen Erwartung irgendeines Unglücks: etwas Schreckliches, Drohendes steht draußen vor der Tür und wird gleich hereintappen, auf plumpen Gespensterfüßen, wird blind um sich schlagen und Menschen töten. Und das Gefühl, das sich dem Leser oder Zuschauer aufzwingt, ist vielleicht kein tragisches im hergebrachten Sinn, aber jedenfalls eine merkwürdig starke, herzbeklemmende, die Kehle zuschnürende Erschütterung.

Man liest zum Beispiel „La mort de Tintagile". Wir bewegen uns wie immer bei Maeterlinck in einem Traumland, inmitten von traumhaften Schatten ohne Fleisch und Blut. Eine Drohung, die wir nicht begreifen, schwebt unheimlich über dem kleinen Tintagile. Seine Schwestern, der greise Aglovale wachen neben ihm in dem uralten Turme. Umsonst, Tintagile wird ihnen entführt. Seine Schwester Ygraine, eine Lampe in der Hand, eilt seinen Spuren nach, in atemloser Jagd durch Gänge und über Treppen, bis ihr ein ungeheures eisernes Tor den Weg versperrt. Hinter dem Tor hört man ganz schwach die Stimme des kleinen Tintagile: mach auf, Schwester, bitte mach schnell auf, oder ich muß sterben! Und Ygraine sucht nach einem Spalt, zerschürft sich Finger und Nägel, schlägt mit der Lampe auf das Tor ein und zerbricht sie. Aber drinnen fleht Tintagile weiter: mach doch auf, Schwester, schnell, schnell, bitte mach auf, bitte nur ein ganz klein wenig, ich bin ja so klein, ich kann schon durch die Öffnung schlüpfen, um Gottes willen, bitte mach auf! Und Ygraine quält sich, und Tintagile bettelt, bis man hinter dem Tor Tintagiles Körper fallen hört. Und es ist nicht bloß Angst vor dem Tod, vor Nacht und Vernichtung, was hier auf den Leser überspringt, sondern ein unendliches, ge-



steigertes Angstgefühl, in dem alle Ängste vor allem unbegreiflichen Geschehen der Welt in eins zusammenfließen, ein Angstgefühl, wie man es manchmal in bösen Träumen erlebt und das schon den Wahnsinn streift — Angst des Sterbenden, der sich sträubt, Angst des Nächsten, der trauernd zurückbleibt, Angst ohnmächtiger Menschen, die den Menschen neben ihnen von einem Unsichtbaren zu Boden geworfen schauen und die denken müssen, wie nah die Stunde ist, wo dieses Unsichtbare, Unbekannte die Tatze nach ihnen selbst ausstreckt.

Das Unbekannte ist der Held von Maeterlincks Dramen, und es nimmt darin, wie der Dichter in der Vorrede zu seinem gesammelten Theater betont[9]), am häufigsten die Form des Todes an, des gleichgültigen, blindtastenden und blindtreffenden Todes. Ein Dämmerraum, in dem verträumte, verschüchterte, zitternde Wesen sich aneinanderschmiegen, die keine heftige Bewegung, kein lautes Wort, kaum zu atmen wagen, um ja nicht die geheimnisvolle Gefahr aufzuwekken, die in der Finsternis lauert — so sah Maeterlincks Welt ursprünglich aus. Und das Unbekannte, Unsichtbare, Übersinnliche ist ihm die große Frage geblieben, auch als er sich in späteren Meditationen von lähmender Lebensverneinung befreite, als er ein anderes Ziel und einen anderen Inhalt des Lebens als den Tod, das schwarze Nichts am Ende zu ergründen trachtete und schließlich auf mancherlei Umwegen zu einem lauen, zaghaften, reichlich seichten Optimismus gelangte, der aus Vergangenheit und Gegenwart leise, aber ganz leise und gedämpfte Hoffnungen auf eine bessere Zukunft der Menschheit abliest. „Alles, was nicht über unsere Erfahrungs- und Alltagsweisheit hinausgeht, gehört uns nicht und ist unserer Seele nicht würdig. Alles, was man ohne Angst lernen kann, verkleinert uns", heißt es einmal in seinem Aufsatz über Novalis.[10]) Die Tatsache, daß Maeterlinck Ruysbroek und Novalis liebt und beide übersetzt hat, daß er mit Plotin, Porphyrius und Swedenborg vertraut ist, weist auf seine inneren Verwandtschaften hin. Er ist ein ferner Erbe der Mystik.

9) Théâtre, 3 Bände. (Brüssel, P. Lacomblez, Paris, Per Lamm, 2e éd. 1901).

10) In Le trésor des Humbles (Paris, Mercure de France, 9e éd. 1896) S. 164.

IX.

An Lemonnier, den naturalistischen Epiker, an Maeterlinck, den mystischen Grübler, reiht sich Verhaeren, der Lyriker. Verhaeren hat mehrere Dramen geschrieben, zwei Bücher über Rembrandt und Rubens, von denen das letztere ein prachtvoller Hymnus auf den ihm bluts- und geistesverwandten Maler ist. Aber er ist seinem Wesen nach Lyriker, einer, in dem alles singt und musiziert, nur daß sein Singen und seine Musik beträchtlich anders klingt als das, was man sich gemeinhin unter Lyrik vorstellt, ein stürmisches Gewoge von Tönen, Rhythmen und Melodien, wie man sie vor Verhaeren noch nicht in der Literatur gehört hatte.

Verhaeren begann in den achtziger Jahren mit zwei Versbänden, in denen die polaren Merkmale vlämischer Natur und vlämischen Lebens nacheinander zum Ausdruck kommen. In „Les Flamandes" das Animalisch-Sinnliche, das gefräßige, trunkene, geile Schlemmen der Kneipen, Frauenhäuser und Kirmessen, wie es die flandrischen Meister in ihren Tafeln festgehalten haben, mit Bildern aus dem Tagwerk und der Umgebung der flandrischen Bauern, mit Landschaften, Stilleben, Tierstücken, alles leidenschaftlich beobachtet, leidenschaft-



lich, bunt und bewegt hingeworfen, mit der malerischen Begabung, die Verhaeren wie jeder Vlame besitzt, aber noch ohne hervorstechende Eigenart. In „Les Moines" dagegen der von spanischer Flamme durchglühte Katholizismus, die große katholische Vergangenheit des Landes, die noch fortdauert in der Askese und Glaubensinbrunst seiner Kirchen und Klöster. Dann brach eine Krankheit über Verhaeren herein, die ihn jahrelang körperlich und seelisch folterte. Und die Schmerzen, die gedrückten, trostlosen, bangen, verzweifelten Stimmungen dieser Marterzeit spiegeln sich mit einer wehtuenden Schärfe und Offenheit in ein paar Versbänden, die immer mehr eigenen Klang gewinnen, die mehr und mehr seinen schöpferischen Reichtum, seine unbändige Kraft, vor allem aber in ihrer grausamen, fast sadistischen Selbstzerfleischung, in der Wut ihres Aufbäumens und Hinausschreiens die ungeheure, feurige, vulkanische Heftigkeit und Wildheit seines Temperaments ahnen lassen.

Die Genesung stellt sich ein. Die Gesundheit kehrt zurück, robust, aber verfeinert um das viele, was Leiden dem Menschen schenkt. Langsam findet Verhaeren, der die Gegenwart floh, der sich scheu vor der Welt absperrte, um sich in seine qualvolle Einsamkeit zu vergraben, den Weg in die Welt und in die Gegenwart zurück, entdeckt sie, bestaunt, wie groß und schön sie sind, und gibt sich, hingerissen und überwältigt, der Welt und der Gegenwart hin. Verhaeren ist nicht der erste, der es versucht hat, modernes Leben künstlerisch zu erfassen und für die Literatur zu erobern, es nicht mehr durch die Dichterbrillen verflossener Jahrhunderte anzuschauen, es nicht mehr als häßlich, unwürdig, unedel abzulehnen, weil es überlieferten Schönheitsvorurteilen nicht entspricht und unangenehm aus idyllischen Träumereien aufscheucht. Aber nach dem Amerikaner Walt Whitman, den er ganz spät kennen lernte und der bei aller Ähnlichkeit doch in ganz anderem Sinn modern und Sänger des modernen Lebens ist, nach Whitman und neben und vor dem Skandinavier Johannes V. Jensen ist Verhaeren der erste, dem es vollauf gelungen ist, modernes Leben in dichterische Werte umzusetzen und dem neuen Inhalt die neuen notwendigen Formen, Ausdruck und Rhythmus zu schaffen. Und das Geheimnis des Gelingens? „*Il faut aimer pour découvrir avec genie*", sagt er einmal. Verhaeren hat sich als erster vollauf und ohne Einschränkung als Kind seiner Zeit gefühlt, hat seine Zeit und ihr Leben leidenschaftlich geliebt, das Zeitalter der Technik und der exakten Wissenschaften in seinen entscheidenden Ausprägungen, das Zeitalter der Maschinen, Fabriken, Hochöfen, Lokomotiven, Dampfer, Banken, Börsen, die harte, lärmende, tösende, aufgepeitschte, staubige, rußige, hastige, atemlose, nervöse Wirklichkeit der Bahnhöfe und Handelshäfen, der Millionenstädte und Industriezentren in Belgien, England, Frankreich, Deutschland mit dem dumpfen Wimmeln der namenlosen Massen, in denen der einzelne nur das winzige Rad eines riesenhaften Räderwerks ist.

Die engen Rahmen alter Poetenästhetik sind gesprengt. Jede, gleichviel welche Äußerung modernen Lebens ist begriffen, sympathisch erfühlt, ist persönliches Erlebnis und Dichtung geworden: der Donner von Zügen, die über Brücken rasseln, ebenso wie das lichtscheue Treiben in den Bordellstraßen eines Matrosenviertels oder der Kampf um Macht in einer stürmischen Parlamentssitzung oder das nüchterne Zimmer, von wo aus am Telephon irgend-

ein Großindustrieller, Handelsherr oder Bankherr den Gang seiner vielfältigen, über den Erdball verzweigten Unternehmungen leitet. Verhaeren darf sich an Themen wagen, an denen jeder andere scheitern müßte, die höchstens zur Öde gereimter Leitartikel zu taugen scheinen. Forscherarbeit in Laboratorien, Wissenschaft und Zweifel, Verfall der Religionen, Ringen nach Wahrheit, Kreisen des Goldes, Rede eines Volkstribunen (es kann auch ein Minister oder Diktator sein): man schämt sich beinahe, derartige Inhalte anzudeuten, und wer Verhaeren nie gelesen hat, wird sich schaudernd, im voraus gähnend abwenden. Aber fast immer (nicht immer, aber meistens, besonders in den letzten Bänden) glückt ihm das, was Stefan Zweig[11]) sehr treffend „die dichterische Verbrennung der Welt in Visionen ohne den Rückstand von Philosophie und Erkenntnis" nennt. Die Wirklichkeit unserer Tage ersteht in Verhaerens Strophen, bewältigt, verklärt, vergeistigt, idealisiert; aber beileibe nicht verklärt, vergeistigt, idealisiert im verrufenen Sinn, sondern dadurch groß und schön gemacht, daß herausgeholt ist, was in ihr Großes und Schönes steckt, das Märchenhafte, Lyrische,

> le travail fou et ses fièvres lyriques,
> et sa lueur énorme à travers les esprits, [12])

Anspannung der Kraft, Wucht der Tat und die Beziehung auf ein fernes erhabenes Ziel, dem die Menschheit entgegenschreitet — kurzum das Pathos der Gegenwart.

Verhaerens Dichtung ist ein berauschter Lobgesang auf Menschenverstand und Menschenarbeit, Arbeit des Gehirns und schwieliger Fäuste, auf den Kampf ums tägliche Brot und um Höheres in jeder Form. Hoffnungsseliger Glaube an eine herrliche Zukunft der Menschheit trägt diesen Lobgesang, warme Nächstenliebe, die zu einem ganz undoktrinären, mitleidenden Sozialismus wird. Und eine inbrünstige, unbedingte, vorbehaltlose Lebensbejahung durchleuchtet ihn, eine so gesteigerte, über das Ich hinausflutende Liebe und Lebensbejahung, daß sie dem Dichter sein Ich, seinen eigenen Körper teuer werden läßt und Gegenstand der Selbstvergötterung als Stück des Weltalls und daß sie ihn sich eins fühlen läßt mit allem, was ihn umgibt, mit Mensch und Tier und Pflanze, mit Welle und Wind. In einem seiner Bücher[13]) — es führt den vielsagenden Titel „Les forces tumultueuses", die ungestümen, tobenden Kräfte — findet sich ein Gedicht „Un soir", ein Bekenntnis, das diese ekstatische Durchdringung des Lebens und der Welt, Verhaerens brennend optimistische Lebensbejahung, ihre Zuversicht, ihre Begeisterung und Trunkenheit in ein paar wundervoll gehämmerten Strophen ausdrückt.

> Celui qui me lira dans les siècles, un soir,
> Troublant mes vers, sous leur sommeil ou sous leur cendre,
> Et ranimant leur sens lointain pour mieux comprendre
> Comment ceux d'aujourd'hui s'étaient armés d'espoir,
>
> Qu' il sache, avec quel violent élan ma joie
> S'est à travers les cris, les révoltes, les pleurs,
> Ruée au combat fier et mâle des douleurs,
> Pour en tirer l'amour comme on conquiert sa proie.
>
> J'aime mes yeux fiévreux, ma cervelle, mes nerfs,
> Le sang dont vit mon cœur, le cœur dont vit mon torse;
> J'aime l'homme et le monde et j'adore la force
> Que donne et prend ma force à l'univers.

11) Ém. Verhaeren. (Leipzig, Inselverlag, 2. durchges. Auflage 1913) S. 153.

12) Les Forces tumultueuses (Paris, Mercure de France, 6e éd. 1912) S. 19.

13) S. 165f.



Car vivre c'est prendre et donner avec liesse.
Mes pairs, ce sont ceux-là qui s'exaltent autant
Que je me sens moi-même avide et haletant
Devant la vie intense et sa rouge sagesse.

Heures de chute et de grandeur! — tout se confond
Et se transforme en ce brasier qu'est l'existence;
Seul importe que le désir reste en partance,
Jusqu'à la mort, devant l'éveil des horizons.

Celui qui trouve est un cerveau qui communie
Avec la fourmillante et large humanité.
L'esprit plonge et s'enivre en pleine immensité;
Il faut aimer pour découvrir avec génie.

Une tendresse énorme emplit l'âpre savoir,
Il exalte la force et la beauté des mondes,
Il devine les liens et les causes profondes.
O vous qui me lirez, dans les siècles, un soir,

Comprenez-vous pourquoi mon vers vous interpelle?
C'est qu'en vos temps quelqu'un d'ardent aura tiré
Du cœur de la nécessité même, le vrai,
Bloc clair, pour y dresser l'entente universelle.

X.

Als Verhaeren in Frankreich bekannt wurde, kam ihm wie seinen Landsleuten die Gunst der Mode des Naturalismus und dann des Symbolismus zugute, kamen ihm die vielen und nicht bloß oberflächlichen Ähnlichkeiten zugute, die ihn mit der Kunst der Naturalisten und der Symbolisten verbinden. Aber er hat doch immer mehr verwirrt und erschreckt als angezogen, und wenn man ihn als Barbaren empfand, so geschah es weniger, weil sein Naturalismus ebenso wie der der Franzosen keiner noch so abstoßenden Brutalität auswich, auch weniger wegen der Kühnheiten, die er sich mit dem französischen Vers, gelegentlich sogar mit der Sprache erlaubte, sondern aus dem richtigen Instinkt heraus, daß hier einer zwar glänzend, wenn auch sehr herrisch, die französische Sprache meisterte, aber doch seiner ganzen Natur nach nicht Franzose war, nicht Lateiner, der Sohn einer anderen Rasse, die durch ihre überschäumende Heftigkeit und Ungebärdigkeit auf die Lateiner immer barbarisch gewirkt hat. Gerade das, was Verhaeren groß macht, muß einen reinen Franzosen, einen reinen Lateiner beunruhigen, muß ihm mißfallen: das Ungeheure, Maßlose, die rohe, ungebrochene Kraft, die sich in ihm entlädt und die überlieferten Formen zerbricht, das Ekstatische, Visionäre, Unheimliche, die Hingebung an alles, die Lebensbejahung, die so weit geht, daß sie ihn überall, auch im Schmerz und im Häßlichen, noch Wollust und Freude entdecken läßt, wie sein Ahnherr Rubens, an den Verhaeren überhaupt mehr als an irgendeinen anderen Künstler gemahnt, auch noch aus einer Kreuzigung oder Grablegung Christi oder aus einem Höllensturz der Verdammten wahre Orgien der Farbenfreudigkeit und der Lebensfreudigkeit zu zaubern weiß.

Zwei Gedichtsammlungen heben sich seltsam ab von Verhaerens übrigem Werk, „Les heures claires“ und „Les heures d'après-midi“, Liebeslieder von unvergleichlicher Zartheit und Innigkeit an die eine geliebte, junge und dann alternde Frau, Glut des Sommers und letzter milder Glanz des Herbstes. Aber die Liebe ist für Verhaeren wie ein Garten, den er sich abseits vom Leben gepflanzt hätte, um in müden Feierabendstunden den Kopf in einen treuen Schoß zu betten. Sich verliegen oder auch nur der Liebe leben ist einem solchen Temperament fremd. Das Leben ist zu reich, zu mannigfaltig, zu verlockend, als daß es ihn im geborgenen Frieden von vier Pfählen litte. Er gehört der Welt, und die Welt gehört ihm. Gehört ihm als



Raub und Beute, als etwas, was immerzu von neuem erobert, bezwungen, vergewaltigt werden muß. *„Toute la vie est dans l'essor"* ist einer seiner Leitsprüche. Bewegung ist alles, jähe, ungeduldige Bewegung, die vorwärts stürmt und an sich reißt, Schwung, Drang, fieberndes Begehren, nie Rasten, nie Beschaulichkeit, nie Sichbescheiden mit engem Glück. Der Menschenschlag, der Verhaeren als der adeligste und vollkommenste erscheint, ist der des Konquistadors, des *maître*, den er wieder und wieder in den verschiedensten Verkörperungen gefeiert hat: im Mönch, im Feldherrn, im Bankherrn, im Kaufherrn, im Gründer, im Volksführer, im Forscher — immer der Herr, der Eroberer, gleichviel, worauf sein Wille gerichtet ist, wenn er nur herrscht und seinen Willen durchsetzt. Und so einer ist er selber, kein Sänger schöner Frauen, schöner Interieurs, blauer Stunden, goldener Landschaften, egoistischer Wehmut, egoistischen Genießens, der Süßigkeit oder Bitterkeit verträumten Menschenseins, sondern einer, dem es am wohlsten mitten im plebejischen Alltag ist, umbraust vom Lärm und vom Hasten der Arbeit, einer, der das Dröhnen von Maschinen liebt und Funkenbrand aus nächtlichen Essen, der mit allem, was seine Sinne erraffen, auch mit dem Sprödesten, trotzig und leidenschaftlich ringt, es zu gestalten. Nicht Eros ist sein Schutzgott, sondern Hephaistos, und das Werk, das er schafft, steigt auf: riesig, Zierliches um Ungeschlachtes sich rankend, ungefüg, kyklopisch.

Die späteren Bände Verhaerens, besonders „La multiple splendeur" und „Les rythmes souverains", sind geklärter, ebenmäßiger in der Form, ruhiger in der Sprache, beschwichtigter, weniger wild und ungestüm im Rhythmus, klassischer, wenn man so sagen will. Aber Verhaeren bleibt der Nichtfranzose, er ist Vlame, und nicht bloß als menschliche und dichterische Persönlichkeit stärker als Lemonnier oder Maeterlinck, sondern auch als Rasseerscheinung. Wenn die Franzosen je dazu gelangen sollten, ihn ganz zu verstehen und zu lieben, wenn er jemals ernsten Einfluß (nicht bloß durch Äußerlichkeiten) auf ihre Literatur ausüben sollte, dann wäre es nur möglich dadurch, daß die Franzosen nicht mehr dieselben wären, die in einem Racine oder einem Flaubert die vollendetsten Verwirklichungen ihres wählerischen, exklusiven lateinischen Schönheitsideals sahen, sondern Franzosen, deren lateinische Seele einen Hauch fremden, germanischen, barbarischen Wesens verspürt hätte.

Es ist kein Zufall, daß Verhaeren vor allem in germanischen Ländern aufgenommen worden ist, so namentlich bei uns in Deutschland, wo er in Stefan Zweig einen sich schmiegsam und liebevoll einfühlenden Nachdichter und Deuter fand[14]) und in vielen unserer jüngsten und allerjüngsten Lyriker eifrige Schüler, die es sich meist angelegen sein lassen, ihm seine Genierüpeleien (mit mehr Rüpelhaftigkeit als Genie) abzugucken. Auf unser Verhältnis zu Verhaeren hat der Krieg einen häßlichen Schatten geworfen, seit Verhaeren sich zu den lautesten und zornigsten Schreiern gegen Deutschland gesellte. Wir wollen seine Gedichte über die Hunnengreuel in Belgien, sein giftiges Pamphlet „La Belgique sanglante"[15]) nicht beschönigen; wir legen sie zu den vielen anderen Liebenswürdigkeiten, die uns augen-

14) Zwei Bände des Inselverlags, der eine ausgewählte Gedichte, der andere die Dramen Helenas Heimkehr, Das Kloster, Philipp II. enthaltend. Verhaeren ist auch sonst vielfach ins Deutsche übertragen worden.

15) Paris, Nouvelle revue française 1915.



blicklich erwiesen werden. Aber wir brauchen uns doch wenigstens, wenn wir an die Zeit vor dem Kriege zurückdenken, bei Verhaeren unserer früheren Bewunderung nicht zu schämen. Verhaeren ist keiner von den Dutzendausländern, denen wir in törichter Überschätzung nachgelaufen sind. Er ist auch kein Fremdling, dessen Erfolg sich nur durch bedientenhafte Verehrung für alles Ausländische erklären würde. Diesmal sind wir ausnahmsweise nicht irre gegangen, sondern haben einen Großen auf den Schild gehoben, der verwandten Blutes ist, mag er noch so sehr Oberflächenfranzose sein und sich im Bann der Kriegshypnose noch so deutschenfeindlich und deutschenfresserisch gebärden.

XI.

„Verhaeren, Maeterlinck, es läßt sich nicht leugnen, das ist etwas anderes, als was es bei uns gibt, und auf manchen Seiten etwas, was uns überlegen ist," schreibt Camille Jullian im Vorwort[16]) zu Heumanns Buch. „Überlegen": das ist eine Artigkeit, die wir im Mund eines Franzosen kaum zu ernst nehmen dürfen. „Anders": das ist gewiß; aber worin und wodurch anders? Heikle Frage, mit der man sich auf unsicheren Boden wagt. Man fühlt wohl dunkel, daß den vlämischen Dichtern vieles gemeinsam ist, was sie von den Franzosen, auch von den wallonischen Belgiern trennt, und was daher wahrscheinlich Besonderheit des Volksschlags sein wird. Sobald man aber versucht, bestimmte Behauptungen aufzustellen, klingen sie schief, gefährlich und angreifbar. Immerhin und bei aller Vorsicht wird man (glaube ich) auf zweierlei hinweisen können, was an den Vlamen ins Auge springt: auf den Sinn für das Malerische und die Neigung zum Pantheismus. Nur darf man nicht meinen, daß diese Eigenschaften einen unbedingten Gegensatz zu den Franzosen ausmachen. Pantheistisches Empfinden ist auch der französischen Literatur nicht durchaus fremd; es äußert sich stark während der Renaissance und nicht bloß bei einem Rabelais, dann wieder im 19. Jahrhundert, bei Victor Hugo, um nur einen Namen zu nennen, und in der ganzen literarischen Bewegung vom Jahrhundertende, freilich überall womöglich unter dem Druck ausländischer Einflüsse, dort des griechischen Heidentums, hier der modernen Naturwissenschaft und germanischen Weltgefühls. Und die Kunst des Malens, die übt doch seit den Tagen der Romantik und des Realismus, zum mindesten seit Balzac, Flaubert und Zola mit mehr oder weniger Erfolg jeder Schriftsteller in Europa, der auf sich hält!

Aber die Vlamen sind offenbar ihrem Temperament nach Maler, unabhängig von einer herrschenden Mode. Ihre eingeborene Sinnenfreudigkeit setzt sich um in Freude an der Außenwelt, Freude an Farben und Formen, am Spiel von Licht und Schatten, in Lust zu beschreiben, und die Wirklichkeit, die auf sie eindringt und sie entzückt, in Bildern festzuhalten. Sie reden nicht umsonst so gern von Malerei, berufen sich nicht umsonst so gern auf große Maler, vor allem auf die ihrer Heimat, als deren Erben sie sich fühlen. Von de Coster an stehen sie immer in engster Fühlung mit Landsleuten, die Radiernadel, Pinsel und Palette handhaben, mit Rops, mit Khnopf, mit Rysselberghe und anderen. Lemonnier und Verhaeren sind fleißige Kunstkritiker, und die Liebe, mit der sie sich in Gemälde versenken und ihren Eindrücken davor nachspüren, kommt ihrer Dichtung zu-

16) S. 34.



gute. Van Lerberghe[17]) tritt, um sich anzuregen, in Florenz vor die Tafeln des Botticelli und Leonardo; er will in Versen sagen, was sie mit Farben und Linien gesagt haben. Verhaeren[18]) bekennt in einem Brief: „Meine geistigen Ahnen sind Maler; es ist, als dächten sie in mir, wenn ich beschreibe und arbeite... Ich fühle in mir Brueghel und Jordaens" (er hätte hinzufügen sollen: Rubens). Von Lemonnier haben wir ähnliche Bekenntnisse.

In Verhaerens Lyrik wirbeln Gedanken, Meinungen, Hoffnungen: der ganze Komplex modernen Lebens wird besungen, und nichts ist vergessen, nicht einmal die Nüchternheit wirtschaftlicher Fragen. Wenn aus solchen Stoffen Gedichte werden, wenn ihre künstlerische „Verbrennung" in Visionen meistens glückt, so geschieht es, weil Verhaeren die Macht hat, alles, auch rein Begriffliches und Unanschaulichstes in anschaulichen, farbigen, bewegten Bildern zu sehen. Ein Wort zum Beispiel wie Weltverkehr weckt ihm das Gesicht von Schiffen, die durch die Unendlichkeit der Meere qualmen, von Häfen mit aufgestapelten Waren und Menschengetümmel, von Landschaften an fernen Küsten. Ein Wort wie Arbeit weckt ihm das Gesicht der Orte, wo Arbeit verrichtet wird, der Gestalten, die sie verrichten; Maler und Radierer muß man nennen, wenn man vergleichen will: Menzels Eisenwalzwerk, Theodor Hummel mit seinen Ansichten aus Brauereien, Glasbläsereien, Maschinenfabriken, Josef Pennel, Frank Brangwyn und andere. Sogar eine soziale Tatsache wie die der Landflucht, von der es ihn in seinem Lied auf die Städte zu sprechen drängt, wird bei Verhaeren sinnlich greifbar und körperhaft[19]): der Anblick einer abendlichen Landstraße tut sich auf, wo zwischen Wäldern und Feldern, durch Dörfer, an Wirtshäusern und Kapellen vorbei, ohne aufzuhören, der müde Troß hungriger Menschen zieht, die ihrem Heim den Rükken gekehrt haben, Weiber mit Kindern um ihre Röcke, andere mit Hund und Katze und Vogelkäfig, Fußgänger, ihre Habseligkeiten in ein kariertes Schnupftuch gebunden, Wagen und Karren mit ausgemergelten Gäulen davor, alles der Stadt entgegen, die rotdampfend, unter rußigem, fettigem Himmel ihre Saugarme ausstreckt; es entsteht etwas, was annähernd wie manche Tafeln des Pieter Brueghel wirkt, wie seine tanzenden Bauern vor dem Galgen zum Beispiel oder sein Gleichnis von den Blinden. In den frühesten Bänden Verhaerens, besonders in „Les Flamandes" scheint manches Gedicht geradezu aus Galerie-Erinnerungen entsprungen zu sein; später hat er solche Erinnerungen nicht mehr nötig. Wie er sehen kann und wiedergeben kann, was er sieht, zeigt jeder Band. Jeder Band strotzt von Bildern, und wer sich überzeugen will, wie reich Verhaeren als Maler ist, wie er Verschiedenstes trifft, immer mit derselben glücklichen Kunst, nicht bloß Schilderungen aus der Moderne, aus der Industriewelt, der braucht nur in ihrem frischen Schmelz und ihrem getragenen Pathos die ideale Paradieslandschaft zu bewundern, die den Reigen der „Rythmes souverains" eröffnet, oder irgendwo die „Heures claires" mit ihren unvergeßlich zarten, duftigen Blumenstücken und Gartenstimmungen aufzuschlagen.

Vielleicht erklärt sich aus dieser Ver-

17) Bei Heumann S. 138f.

18) Aus einem Brief, zitiert von H. Potez in Revue de Paris, 15. Nov. 1910 S. 357.

19) Les villes tentaculaires précédées des Campagnes hallucinées (Paris, Mercure de France, 7e éd. 1911) S. 87ff.



anlagung der Vlamen zugleich, warum ihre dramatische Literatur so arm ist. Sie sind mehr Maler als Psychologen. Der einzige unter ihnen, den man als Dramatiker ernst nehmen darf, Maeterlinck, fesselt ja auch nicht durch Psychologie, sondern dadurch, daß er Puppen auf die Bühne stellt und sie Grausiges erleben läßt, dadurch, daß er in außerordentlich vereinfachten, menschenähnlichen Wesen gewisse elementare Seelenzustände, Todesschrecken, Angst und Schauer aller Art eindringlich gestaltet. Mehr als das Theater liegt den Vlamen der Roman, und zwar der unpsychologische Roman nach naturalistischem Rezept, in dem die Umgebung, die Dinge ebenso wichtig oder wichtiger sind als die Menschen, in dem die Menschen eigentlich erst durch die Dinge, zwischen denen sie hausen, durch die Luft, die sie atmen, durch ihr Milieu lebendig gemacht werden. De Costers Eulenspiegel-Epos zerflattert in eine Anzahl aneinandergereihter Bilder, und was einem vom Lesen im Gedächtnis haften bleibt, ist nicht etwa die innere Entwicklung des Helden, sondern der oder jener Bildausschnitt, eine Schankstube zum Beispiel mit raufenden Kerlen. Lemonniers „Un mâle“ hebt an mit der Schilderung einer Morgenlandschaft; andere Bilder folgen, Landschaften, prachtvolle darunter, Innenansichten, Genreszenen; sie sind nicht alle im Umfang einer Riesenfreske wie die Schilderung der Kirmes; aber sie nehmen im Vergleich zur Handlung unverhältnismäßig viel Raum ein; sie sind um ihrer selbst willen da, die Handlung bedeutet hier wie in anderen Romanen Lemonniers nur den Rahmen, der sie umschließt und der oft genug in den Fugen zu krachen droht; und **endlich und vor allem: sie sind das Interessanteste und Wertvollste am ganzen Buch.**

XII.

Der Anfang von Lemonniers „Un mâle“ hat symbolische Bedeutung. Im Wald erwacht der Tag. Der Morgen graut, es wird heller. Laub und Gras regen sich. Vögel rufen, der Wald wird lauter. Die Luft wird wärmer. Die Sonne steigt höher und weckt zuletzt den Menschen, der in der Mailandschaft verloren schlief — verloren zwischen Pflanzen und Getier, eins mit ihnen, Stoff vom selben Stoff, wie die ganze Menschheit verschwistert mit der Erde und dem All.

Die malerische Kunst der Vlamen wurzelt in einem Gefühl des Verwachsenseins mit der umgebenden Natur, in einem Pantheismus von triebhafter und ungewöhnlicher Stärke. Pantheistisches Weltempfinden liegt den Vlamen im Blut. Ihre Maler sind erfüllt davon, und ebenso die vlämischen Dichter, die nicht in französischer Sprache schreiben, der Lyriker Guido Gezelle, dem es gelang, seinen Pantheismus mit seinem Christentum zu versöhnen, oder in unseren Tagen ein Stijn Streuvels. Das pantheistische Weltempfinden erscheint bei den einzelnen Vlamen verschieden abschattiert, es ist aber bei allen vorhanden. Bei Lemonnier ist es betont materialistisch, obwohl auch er (wohl ätherischen Leserinnen zu lieb) Ausflüge ins Spiritualistische gewagt hat, die ihm aber recht übel bekommen sind. Bei Maeterlinck dagegen ist es betont spiritualistisch. Das heißt: Maeterlinck, der nicht mehr gläubiger Katholik ist und doch nicht trotziger, stolzer Diesseitsmensch wie Verhaeren, schaut die Welt ungefähr als eine Höhle, ringsum von Felsen ummauert; er tastet die Mauern ab, sucht, ob nicht irgendein Loch, irgendeine Spalte ihm einen Blick ins Draußen, in eine andere Welt ermöglicht, die er nicht sieht, die er aber

hartnäckig vermutet; er forscht nach einem Drüben, das in das sinnlose und trostlose Leben hier herüben Sinn und Trost tragen soll. Und wenn er müde ist, nach diesem Loch ins Blaue zu suchen, ein wenig zweifelnd geworden, bückt er sich, neigt sich über Pflanzen und Tiere, um sie zu befragen. So sind sein Buch „La vie des abeilles"[20]), sein großer Aufsatz „L'intelligence des fleurs"[21]) und seine Grabrede auf einen kleinen Hund[22]) entstanden. Er versucht zu zeigen (nicht, ohne daß ihm dabei gewaltsame Vermenschlichungen und teleologische Willkürlichkeiten unterlaufen), daß überall dieselben Gedanken, dieselben Hoffnungen, dieselben Prüfungen und beinahe dieselben Gefühle[23]) anzutreffen sind, versucht Menschenleben und Menschenseele in ihrer Einheit mit dem Leben und der Seele der Welt zu erfassen, den Menschen einzureihen, Tiere und Pflanzen zu lieben und zu begreifen wie Brüder, in deren Mitte der Mensch steht, nicht mehr abgesondert für sich als Wunderwesen und Krone der Erde. Und worauf es ihm vor allem ankommt, ist dies: Hoffnung einzuflößen, auf verschiedenen Wegen und Umwegen (da ihm der selbstverständliche gesunde jubelnde Optimismus Verhaerens fehlt) aus dem Einklang zwischen dem Geist, der unseren Körper bewegt, und dem Geist, der alles bewegt, aus dem verschleierten Walten desselben Willens, den er überall ahnt, die Zuversicht zu schöpfen, daß unsere Sehnsucht nach einem besseren Zustand, naiver Menschenglaube an einen Endzweck des Glücks und der Vollkommenheit sich einmal erfüllen werde.

20) Paris, Bibl. Charpentier 1901.
21) Paris, Bibl. Charpentier 1907.
22) Le double jardin. Ebenda 1904.
23) L'intelligence des fleurs S. 103.

Verhaerens stürmisches Draufgängertemperament braucht keine solchen Umwege. Ihm ist — seitdem er genesen ist, genesen von Krankheit und dem Pessimismus, den (wohl unter dem Einfluß der Krankheit und französischer Strömungen) seine ersten Bände verraten — die Hoffnung auf eine strahlende Zukunft der Menschheit inbrünstige Gewißheit. Er hat vom Positivismus und von der modernen Wissenschaft her den Glauben an die Allmacht menschlicher Vernunft und menschlicher Arbeit, an die unbegrenzte Fruchtbarkeit menschlichen Forschens. Er sieht den Menschen von morgen als Herrn seines Schicksals, von letzten Dunkelheiten und Ratlosigkeiten befreit, als Eroberer der Erde, die er nach seinem Willen umschafft und der er sein Gesetz aufzwingt. So sehr Diesseitsmensch ist Verhaeren, daß er sich gern, aber ohne Bedauern und Heimweh in die frommen Stimmungen seiner Knabengebete zurückversenkt, damit ähnliche Ekstase ihm den neuen Glauben beschwinge. Und so sehr Diesseitsmensch, daß er, losgelöst von jeder Jenseitsreligion, alle Religionen bewundern kann — bewundern als erhabene Werke von Menschenhand, die von Menschengröße zeugen, am meisten den Katholizismus wegen der ungeheuren Anstrengung menschlicher Energie, die ihn in der Vergangenheit zu einem so gewaltigen, weltüberwölbenden Bau auftürmte und die im Grunde nichts anderes ist als die Energie, die sich in der Organisation des Sozialismus oder in der Unterwerfung und Kolonisierung des Erdballs durch Europa entlädt. Verhaeren fühlt sich an der Schwelle eines goldenen Zeitalters, das er trunkener, seherischer, überschäumender, verzückter als die Männer des 18. Jahrhunderts ankündigt, verzückter sogar als Victor Hugo: im Jahrhundert, das

anhebt, wird der traurige Aufschrei Faustens verstummen, jeder Zweifel wird tot sein, der Kampf mit den Rätseln und Geheimnissen der Welt wird siegreich zu Ende gekämpft sein, und wenn der Mensch auf der Erde, wo er allein atmet und schreitet, dann noch Götter braucht, soll er selbst sie sein[24]):

> Et s'il lui faut des dieux encore — qu'il les soit!

Aber dieser Stolz auf das Menschentum, der bei aller lyrischen Trunkenheit nichts Frech-prahlerisches an sich hat, so wenig Frech-prahlerisches wie der Goethesche Prometheus oder der Kain Leconte de Lisles, richtet sich nur gegen oben, gegen den Himmel der Mythen und Evangelien. Dieses zuversichtliche Diesseitsbewußtsein speist eine Liebe, die feurig die Erde und alles Leben auf ihr umarmt, und wird von ihr gespeist. Liebe zu jeder Kreatur, Mitleid mit jeder Kreatur, Hingebung an jede Erscheinung und jede Kraft, Sehnsucht, alles in sich zu saugen und sich einzuverleiben, um durch das Leben ringsum, das Alleben, das eigene flüchtige Menschenleben zu schwellen und zu beflügeln, es reicher, heißer, stärker, wilder werden zu lassen — Weltverherrlichung und Verherrlichung des Lebens, das ist das große, einzige, immer wieder unerschöpflich in neuen Hymnen abgewandelte Thema von Verhaerens Dichtung, die tausendstimmig in hingerissener, schwärmerischer Dankbarkeit den Ruhm des Lebens singt. Ein Lob- und Preisgesang auf das Leben, gleichviel wie die Stunde es schenkt, gut oder schlecht, schön oder häßlich, zärtlich oder zornig, auf das Leben um seiner selbst willen, weil es das Leben ist, auf das Leben, das ganze und unzerlegbare, das vielfältige und doch eine, ohne Unterschied zwischen Tierheit und Gottheit, zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, zwischen Fleisch und Seele. Und da Verhaerens Temperament alles, was er empfindet, in Paroxysmus, Fieber, Rausch, Verzückung steigert, so ist auch sein Weltgefühl maßlos, ein fieberndes Berauschtsein, und maßlos seine Hingebung an die Natur, seine Begierde, in ihr unterzutauchen, sich in ihr aufzulösen. Mag er dankbar seinen Körper preisen, seine Hände, sein Herz, seine Lungen, seine Augen, seine Nerven, sein Gehirn, oder den Körper der Frauen preisen als herrliches Teilstück der Welt, die in ihnen sich spiegelt, mag er das Summen, Brausen, Raunen, Schwirren, Zittern von Ästen, Blättern und Insekten um sein Haus herum so tief in sich fühlen, als wär er selbst Ast, Laub, Gras und Wehen von Flügeln, mag er zuzweit mit der geliebten Frau im Garten ihrer Liebe seine und ihre Liebe als Blühen wie das Blühen der Bäume und Blumen, als Leuchten wie das Leuchten von Sonne und Luft erleben, mag er so mit einem Baum verwachsen, daß Säftetrieb und Rhythmus des Baumes in sein Blut überströmen, oder mag er im Wind die weite Welt in seine Lungen schlürfen, all das verstreute Leben, das der Wind über die Erde jagend in Norden, Süden, Westen, Osten in sich geschlürft hat — Rausch glüht immer aus seinen Versen.

Mit diesem Weltgefühl betrachtet, gewinnt auch der Tod neue Bedeutung, oder vielmehr: er verliert die alte. Er verliert seine Schrecken, ohne zur Lokkung zu werden. Er bedeutet für Verhaeren nicht wie für Maeterlinck den Anfang von etwas anderem, Vollkommnerem, sondern einfach die Rückkehr ins All, die Vollendung des Aufgehens und Einswerdens. Ein Gedicht in „Les ryth-

24) La science und Les cultes in Les Forces tumultueuses.



mes souverains“ offenbart in mythologischem Symbol, wie er vom Sterben denkt. Nachdem er alle Taten getan, alles erobert hat, nichts mehr erobern kann, nicht mehr größer werden kann, als er sich gemacht hat, erobert sich Herkules singend den Tod in den Flammen. Singend harrt er auf dem brennenden Scheiterhaufen aus, er, der so angespannt und heftig gelebt hat, daß er alles ist, was ist, Gewitter der Berge, Wind der Wälder und Gebrüll der Tiere, er, durch dessen Herz wie Sturzbäche alle Menschenleidenschaften, Freude und Trauer, rasten. Singend und im Leiden selig gibt er seinen Körper wieder den Wäldern, Fluren, Wogen, Bergen und Meeren zurück:

> ce corps en qui s'écroule un morceau d'univers.

XIII.

In die französische Literatur brachen die Vlamen in einem entscheidenden Augenblick ein. Der Naturalismus hatte den Gipfel seiner Entfaltung schon überstiegen und war eben daran, sich zu erschöpfen. Blutauffrischung war überall dringend notwendig, aber kaum nirgends notwendiger als in der Lyrik, wo das parnassische Ideal einer unpersönlichen, unbewegten, in makelloser Glätte und Strenge kühl schimmernden Kunst sich überlebt hatte, wo man sich nach mehr Lyrik im Sinn von Unrast, Fieber, seelischer Aufwühlung, nach mehr Musik, nach Zertrümmerung jeder Formensteifheit sehnte, nach einem neuen, biegsameren, beschwingteren, von Ketten und Hemmschuhen befreiten Vers. In den Jahren zwischen 1880 und 1900, die eine ausgesprochene Zeit des Herumtastens und Experimentierens bedeuteten, wurde kecker als je vorher in Frankreich an der Tabulatur des Versbaues gerüttelt. Von den Gruppen und Grüppchen, die sich in Pariser Kaffeehäusern über das Programm der einzig wahren Dichtung der Zukunft stritten, hatte jede ihre eigene, mehr oder weniger großzügige und verschwommene Ästhetik, aber gemeinsam war ihnen allen die Sehnsucht nach dem *vers libre*, nach Erlösung des Verses von den Kniffen, Verzwicktheiten und Beckmessereien, von denen er seit dem Mittelalter und der Renaissance, besonders seit Malherbe, noch am Ende des 19. Jahrhunderts starrte. Romantiker wie Parnassier waren auf halbem Weg stehen geblieben; was sie nicht gewagt hatten, wollte die verslibristische Bewegung durchführen. Es ist bezeichnend, daß damals eine Reihe von Ausländern den Franzosen halfen: Stuart Merill, ein Landsmann Walt Whitmans, ein zweiter Amerikaner Francis Viélé-Griffin und einer der wichtigsten Führer der Symbolisten und Dekadenten, der Grieche Papadiamantopoulos, der sich Jean Moréas nannte.

Und dazu nun die Vlamen. Sie kommen aus einem Land mit einer ganz frischen Literatur, mit einer Literatur, die überhaupt erst mit ihnen erwachsen ist. Sie fühlen sich zwar der Kultur und der Bildung nach als Franzosen, betrachten zwar das Französische als ihre Muttersprache und die französische Literatur als ihre geistige Heimat, ihre künstlerische Vergangenheit. Aber die Überlieferungen, die Autorität der Akademie, der Kritiker, Metriker, Grammatiker, die Summe ererbter Schulweisheiten, die in Frankreich (zum Segen und Unsegen der Literatur) immer von stärkstem Einfluß waren, halten sie weit weniger in Bann. In ihnen ist die freche Unbekümmertheit von jungen Barbaren ohne Glauben und Aberglauben. Und wie ihr Französisch sich nicht durchaus mit der reichsfranzösischen Sprache deckt, da ihnen die

Ehrerbietung vor heiligen Vorschriften und Verboten nicht von Kind auf anerzogen wurde, da ihr germanischer Individualismus sich schlecht mit allgemein verpflichtenden Normen abfindet, so wagen sie es auch eher, mit dem Vers nach ihrem Gutdünken umzuspringen. Ihr Beispiel gibt den Franzosen Mut und Ansporn, und wenn es wirklich glückte, mehr als einen lächerlichen Zopf abzuschneiden, so gebührt ihnen ein großer, vielleicht der größte Teil des Verdienstes daran. Das Ringen mit der Form, das einen Verhaeren von den Strophen der „Flamandes" durch den Formenwirrwarr und die Formlosigkeit seiner wildesten Bände zu dem gezügelteren und doch geschmeidigen, innerlich freien Vers der letzten Bände gelangen ließ, hat auch in Frankreich Früchte getragen.

Was die Eigenart der Vlamen in der französischen Literatur kennzeichnet und zugleich die Rolle, die sie in der europäischen Literatur um 1900 spielen, läßt sich, glaube ich, in einem einzigen Wort zusammenfassen: sie sind modern. Die Vlamen, besonders ein Verhaeren, sind durchaus moderne Menschen, durchaus Kinder der Gegenwart, von allen zeitgenössischen Künstlern Europas am geringsten mit Tradition, mit lähmenden Erinnerungen an Vergangenes belastet. Sie sind groß geworden in einem Land, das eng umgrenzt ist, dessen nationale Begrenztheit aber durch die vielfältigen Beziehungen und Interessen verwischt wird, die es mit Nachbarländern verbinden, mit England fast ebenso wie mit Frankreich und weit loser mit Deutschland. Inmitten eines ausgesprochen demokratisch empfindenden Volkes, in einem Industriestaat, wo innige Fühlung mit modernem Leben, Leben der Technik, überseeischen Handels und weltumspannenden Verkehrs sich beinahe notwendig einstellen mußte, wo sie aus nächster Nähe mit allen sozialpolitischen Fragen vertraut werden konnten, die das moderne Leben aufwirft, wo sie aus nächster Nähe und mit hineingerissen das Aufeinanderprallen schärfster Klassengegensätze beobachten konnten und den mühsamen, außerordentlich erbitterten Kampf um die wirtschaftliche und kulturelle Hebung einer dichten, selbstbewußten, aber in sehr drückender Lage niedergehaltenen Arbeiterbevölkerung, die noch entschiedener als anderswo ihr Heil allein vom Sozialismus erwartet.

Die riesige Welle sozialen Mitleids und sozialer Propaganda, die, mit den Anfängen der sozialistischen Bewegung einsetzend, von Frankreich, von Victor Hugo und Kleineren, wie Sue, ausgehend, als die bezeichnendste Strömung des verflossenen Jahrhunderts durch die europäischen Literaturen läuft, die durch das Werk von Dickens, das Werk von Zola, von Tolstoi, von Björnstjerne und Ibsen, von Hauptmann und Dehmel flutet — sie scheint bei den Vlamen (und immer wieder muß man Verhaeren als den größten und repräsentativsten Vlamen hervorheben) ihren Gipfel zu erreichen. Bei Verhaeren findet man zusammengepreßt und mit der wuchtigsten Energie gestaltet, was überall in Europa verstreut anklingt: düsterer Gegenwartspessimismus, wie wir ihn seit der Armeleutdichtung der Naturalisten kennen, ein Hinuntersteigen ohne Scheu und Scham in die dunkelsten und grauenvollsten Abgründe der Gesellschaft, ein Hineinleuchten ohne Schonung in soziale Schäden, in jedes menschliche Elend, körperliches wie sittliches Elend — aber dieser trostlose Gegenwartspessimismus beglänzt und überglänzt von Mensch-



heitsliebe, von einem schimmernden Zukunftsoptimismus, der der geplagten Menschheit Erlösung und ein herrliches Morgen verheißt, Befreiung durch soziale Reformen oder Revolution, Fortschritt hinauf zu Glück und Wahrheit durch menschliche Wissenschaft, durch menschliche Arbeit im allgemeinen, die den Menschen vergöttlicht und ihm die entgötterte Welt dienstbar machen wird, durch den Helden und Eroberer von heute, der nicht mehr, den Säbel in der Faust, hoch zu Roß einhersprengt, sondern im Kontor oder in der Fabrik oder im Laboratorium zu suchen ist.

Man kann Dichter von stillerer Art, von intimerer Kunst, die wählerischer sind, weniger lärmen, nie abstoßen, selten auf die Nerven fallen, einen Stefan George, einen Anatole France, einen Henri de Régnier, lieber haben als Verhaeren. Aber es wird sich einem vor Verhaeren, vor seinen Hymnen auf Leben und Erde, auf Heute und Morgen immer zwingend das Gefühl aufdrängen: hier steht der Dichter einer neuen Zeit, deren Umwälzungen wir alle ahnen, die aber vorläufig noch keiner so messianisch zu deuten und zu singen weiß wie er, deren Inhalt und Sehnsucht, deren Ethos und Religion, deren Tragik und Vertrauen keiner so lyrisch beredt wie er in neue künstlerische Werte umzuprägen weiß, ein Dichter, in dessen Werk das ganze, verworren kreisende Dasein unserer Tage nach Ausdruck ringt und der darum von allen, die augenblicklich in Europa schreiben, die meisten Aussichten hat, zu dauern und fernen Geschlechtern etwas von uns zu sagen.

XIV.

Jahrhundertelang lebt vlämisches Volk in Flandern, Brabant und Limburg, ohne eine Literatur hervorzubringen. Endlich blüht in diesem Volke eine Literatur auf, Dichter erstehen ihm, die der Rede wert sind, darunter einer sogar von überragender Größe. Aber diese Literatur ist dem Ausdruck nach französisch und bereichert zunächst den romanischen Anteil an der Weltliteratur. Das ist bedauerlich, aber es läßt sich begreifen als das notwendige Ergebnis geschichtlicher Entwicklung. Was hätten die vlämischen Dichter tun sollen? Sich absondern und eine vlämische Mundart oder Niederländisch schreiben, wie es manche Vlamen versucht haben und heute noch versuchen, zum Beispiel ein Mann von der Begabung Stijn Streuvels'? Das war zu undankbar und hätte ihnen von vornherein den Weg zu europäischem breiten Erfolg und zu europäischer breiter Wirksamkeit erschwert, wenn nicht ganz versperrt. Hochdeutsch schreiben, das ihnen allen eine fremde Sprache ist, die sie erst erlernen müssen, in der sie nicht aufgewachsen sind und von Kindheit an gelebt haben?

Belgien liegt an der Peripherie von zwei Kulturkreisen, dem deutschen einerseits, dem französischen anderseits. Daß der französische Teil Belgiens nach Frankreich neigt, ist nur natürlich. Aber auch der deutsche Teil muß sich einem dieser Kulturkreise anschließen, da er zu klein und schwach ist, um für sich zu gedeihen. Nach dem deutschen Kreis könnte die Stammesverwandtschaft ziehen. Aber Deutschland, von dem wie von Frankreich nur ein paar Stunden Eisenbahnfahrt trennen, scheint so weit und fern, unvertraut und aus manchen Gründen wenig einladend. Hinter der deutschen Kultur und Sprache stand nie geschlossen wie hinter der französischen ein politisch mächtiger Staat, wie er allein einer Kultur und Sprache Ausdehnungskraft und Werbekraft verleihen kann. Und als endlich

nach dem siebziger Krieg ein solcher Staat sich bildete, da war es längst zu spät, da war das vlämische Belgien längst erobert. Eingewurzelte Überlieferungen, seit langem ererbte Sympathien wiesen die Vlamen nach Frankreich. Und vielleicht war es noch etwas Tieferes, was sie dorthin zog: die geheime Sehnsucht nach romanischem Wesen Klarheit und Schönheit, die in jedem Germanen schlummert und die seit dem Mittelalter so viele unwiderstehlich nach Italien, dem ältesten Herd lateinischen Ideals, hinuntergelockt hat.

Die Selbstkritik der Engländer in ihrer Literatur.

Von Ph. Aronstein.

Das Problem des Engländertums ist durch den Krieg, in dem wir uns mit dem englischen Volke befinden, in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Und es hat nicht an Versuchen gefehlt, sich mit demselben auseinanderzusetzen. Daß diese Versuche meist einseitig ausgefallen sind, ist nur zu erklärlich. Indignatio facit versum, die Entrüstung macht zwar den Dichter, aber nicht den objektiven Beurteiler. Einzelne geschichtliche Tatsachen bieten ebensowenig wie einzelne Aussprüche bedeutender Männer des eigenen oder eines fremden Volkstums eine genügende Grundlage, um ein Volk zu charakterisieren. Eine solche wird uns aber geboten in seiner Literatur, wenn wir sie in diesem Sinne zu lesen verstehen. Das Schrifttum eines Volkes ist nichts für sich Bestehendes. Es geht nicht an, dasselbe in der Weise von seiner Politik, den äußeren Formen seines Lebens scheiden zu wollen, wie es etwa französische und englische Gelehrte mit Bezug auf Deutschland zu tun pflegen. Das ist törichte Selbsttäuschung. Es ist vielmehr das Produkt und zugleich der Spiegel dieses Landes. Zweck und Ziel der Literatur ist, wie Hamlet das vom Schauspiel sagt, „der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen".

Von keiner Literatur gilt dies aber in höherem Maße wie von der englischen. Kann man die deutsche, wenn man sie kurz kennzeichnen will, als eine Schule der Ideen bezeichnen, erscheinen die der Franzosen und Italiener als Reiche der Form und der Schönheit, so ist die englische von Chaucer bis auf Meredith in erster Linie eine Schule des Lebens. Deshalb bezeichnet auch der bedeutendste englische Kritiker des 19. Jahrhunderts, Matthew Arnold, die Poesie einseitig als Kritik des Lebens, eine Definition, die eben auf dem Wesen und Charakter der englischen Poesie aufgebaut ist und in ihr ihre Begründung findet. Indem sie aber Kritik des Lebens ist, ist sie natürlich vorzugsweise Selbstkritik, Kritik des eigenen Volkstums. Dieses ist es vor allem, das sich in der Literatur in allen seinen sozialen Schichten spiegelt, in ihr und durch sie in seinen Vorzügen und Fehlern, seiner Stärke und seiner Schwäche dargestellt, verherrlicht und getadelt, idealisiert und karikiert erscheint. Dies geschieht in erster Linie unbewußt, naiv. Wenn Shakespeare, wie Goethe rühmend hervorhebt, seine Römer zu Engländern macht, so tut er damit nichts anderes als Goethe selbst, dessen Iphigenie keine Griechin, sondern eine Deutsche ist, oder als Racine,



dessen Römer und Griechen französische Adlige vom Hofe Ludwigs XIV. sind. Nicht mit dieser unbewußten Selbstkritik, die so groß ist wie die Literatur selbst, haben wir es hier zu tun. Wir beschränken uns vielmehr auf die bewußte, absichtliche Beschäftigung der englischen Literatur mit dem eigenen Volkstum, die jedenfalls in ihrer Gesamtheit ein bedeutendes Zeugnis für die Erkenntnis dieses Volkstums bietet. Wir werden kurz zu skizzieren versuchen, wie die hervorragendsten Geister unter den Engländern im Laufe der Jahrhunderte ihr eigenes Volkstum aufgefaßt haben, namentlich auch im Vergleiche und im Gegensatze zu anderen Nationen; wie sie ihr nationales Ideal, d.h. den Inbegriff der Eigenschaften, die sie hochschätzten und auf die sie stolz waren, aufgebaut haben, und welcher Art die Kritik ist, die sie an den Erscheinungen ihres nationalen Daseins geübt haben.

I.

Das nationale Selbstbewußtsein nimmt in England seinen ersten gewaltigen Aufschwung im Zeitalter der Königin Elisabeth, das den Sieg über die spanische Weltmacht im Jahre 1588 und die Anfänge der englischen Kolonisation und Seeherrschaft sah. Und dieses Erwachen des nationalen Geistes findet naturgemäß seinen Ausdruck in der herrschenden Literaturgattung der Zeit, dem Drama, welches damals die Funktionen von Buch und Zeitung und — können wir heute hinzufügen — des Kinematographen mit denen der Bühne vereinigte, alle Regungen der Volksseele treu spiegelnd. Daher zeigt sich in einem großen Teile der dramatischen Literatur, namentlich der neunziger Jahre des 16. und des Anfangs des 17. Jahrhunderts, ein kampfesfroher Patriotismus, ein gesteigertes Bewußtsein der eigenen Größe und ein glühender Haß gegen die Feinde, besonders eine antikatholische und meist antispanische, oft auch antifranzösische Tendenz. Diese tritt in manchen Stücken der Dramatiker der Zeit von Marlowe und Peele bis zu solchen flinken und schnellfertigen „Dramenbauern", wie Dekker und Thomas Heywood, die für den Tag im Auftrage einer Schauspielergesellschaft „abendfüllende" Dramen allein oder zu mehreren zusammenzimmerten, oft sehr aggressiv und unkünstlerisch hervor. Diesem poetischen Aufschwung verdankt auch die Gattung der „Historien" oder vaterländischen Dramen ihre Entstehung und kurze Blüte, jene in ihrer Art in der Neuzeit einzige Literaturgattung, aus deren großer Masse — man zählt innerhalb eines Zeitraumes von 15 Jahren mehr als 220 Stücke dieser Art, von denen etwa die Hälfte erhalten ist — Shakespeares neun Historien als Gipfelpunkt hervorragen. Shakespeare selbst hat sich von dieser patriotischen Woge tragen lassen, und wenn er auch in seiner breiten Menschlichkeit die Extreme des Hasses, der sich in manchen Dramen seiner Zeitgenossen ausspricht, vermeidet, so ist er doch einseitig patriotisch, steht keineswegs den Ereignissen objektiv gegenüber wie etwa Schiller, verherrlicht die Engländer und verkleinert ihre Feinde, die Franzosen, die Gegner seines Helden Heinrichs V. sowohl wie die Jungfrau von Orleans, die er als Hexe und Buhlerin darstellt. Und in seinem Richard II. findet sich die schönste Verherrlichung Englands in der Literatur; es sind jene Worte, die der sterbende Gaunt an seinen leichtsinnigen königlichen Neffen richtet. Da heißt England „dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut, dies Kleinod in die Silbersee gefaßt, die ihre Dienste ihm als Mauer leistet, als Festungsgraben, der



das Haus beschützt vor weniger beglückter Länder Neid"; so und in ähnlichen Wendungen wird vor allem Englands insulare Lage als sein größter Vorzug und Schutz gepriesen.

Das hochgespannte Nationalgefühl der Renaissancezeit unterscheidet sich seinem Wesen nach nicht von dem anderer Völker. Es enthält als Elemente den Stolz auf die Taten der Väter und die alte glorreiche Geschichte des Landes, die durch die Sage verklärt und ähnlich, wie die der Franzosen, durch keltische Einbildungskraft und eine phantastische Gelehrsamkeit nach rückwärts erweitert wird über die Idealgestalt des Königs Artus bis auf Brutus, den Enkel des Äneas, und die Freude über die Vorzüge des Landes, seiner Lage, „rings umfaßt vom stolzen Meere", seinen Reichtum und seine Fruchtbarkeit. Ein neues Element kommt hinzu durch die große puritanische Revolution des 17. Jahrhunderts, die das Königtum der Stuarts stürzte, und deren Gipfelpunkt die kurze ruhmreiche Herrschaft Cromwells bildet. Es ist der Stolz auf die Freiheit Englands im Gegensatze zu der Knechtschaft, unter der andere Völker seufzen, und vor allem der Glaube, daß die Engländer „das auserwählte Volk" seien im Sinne des biblischen Judentums. Nirgends erschallen diese neuen Töne so kraftvoll als in den Schriften, besonders den Sonetten und den polemischen Poesieschriften des größten Schriftstellers der englischen Revolution, Miltons. Da wird England gepriesen als das Land „des freien Gewissens, der Freiheit des Denkens", als „die vollkommenste freie Nation der Welt". „Wir haben Grund zu glauben," sagt Milton in der berühmten Streitschrift für die Freiheit der Presse, Areopagitica, „daß die Gunst und die Liebe des Himmels uns besonders gnädig und zugeneigt ist. Warum sonst wurde diese Nation vor jeder anderen auserwählt, daß aus ihr wie aus Zion die erste Kunde der Reformation in ganz Europa erschalle? Hätten die Bischöfe nicht Wickliff als einen Ketzer und Neuerer unterdrückt, so hätte man vielleicht nie von Huß, Luther und Calvin gehört. Aber jetzt, wo Gott eine neue und große Zeit in seiner Kirche beginnt, die Reform der Reformation selbst, wem anders offenbart er sich als seinem Diener und, wie seine Art ist, seinen Engländern?" Also selbst den Ruhm der Reformation will Milton Deutschland und der Schweiz nicht lassen, sondern nimmt ihn für sein Volk in Anspruch. Diese Überhebung, dies Besserseinwollen als andere Völker, dieser Glaube, zu Gott in einem bevorzugten Verhältnis zu stehen, auserwählt zu sein, ist von jener Zeit an charakteristisch für das englische Volksbewußtsein und findet in seiner Literatur von Milton bis zu Kipling, dem wilden Sänger der englischen Weltmission, mannigfachen Ausdruck.

Die Zeit vor der sogenannten „glorreichen Revolution" von 1688, d. h. dem Siege der Aristokratie über das nach Absolutismus strebende Königtum der Stuarts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, sah die innere Konsolidierung des englischen Staatsgebäudes als einer parlamentarischen Aristokratie mit dekorativer monarchischer Spitze und den Aufbau des englischen Weltreiches infolge der Siege über die Franzosen in Canada und Indien, nicht zu geringem Teile mit Hilfe deutscher Söldnertruppen und durch das Bündnis mit Friedrich dem Großen. Das ist auch die Zeit, in der das englische Nationalbewußtsein seinen spezifischen, es von dem aller anderen modernen Völker unterscheidenden Charakter und seine bleibenden Ausdrucksformen gefunden hat. Unter den Schrif-



ten, die hierzu beigetragen haben, ist die erste Daniel Defoes, des Verfassers von Robinson Crusoe, Gedicht The True-Born Englishman, „der echte Engländer". Diese Satire, die im Jahre 1709 unter der Regierung Wilhelms III. erschien, richtet sich gegen diejenigen, welche den aus den Niederlanden gekommenen König und seine holländischen Freunde als „Fremde" angriffen und sich etwas darauf zugute taten, „echte Engländer" zu sein. Dagegen weist Defoe darauf hin, daß die Engländer ein Mischvolk aus zahlreichen Rassen seien, und daß namentlich ihr Adel, der so stolz auf seine „Echtheit" poche, fremdgeboren sei, ein Sammelsurium von Normannen, Holländern, Schotten, Iren und den Nachkommen der zahlreichen ausländischen Maitressen König Karls II. Er sieht in diesem Mischcharakter eher einen Vorzug als einen Mangel und rät seinen Landsleuten, gegeneinander Toleranz zu üben. Man kann im allgemeinen sagen, daß sie diesen Rat befolgt haben. Wenn das englische Volk die Kinderkrankheit des Nationalbewußtseins: die Verketzerung der eigenen Volksgenossen aus Gründen der Abstammung, so früh überstanden hat, so ist das nicht zum geringsten Grade dieser Satire zu verdanken.

Defoe entwirft in demselben Gedicht eine humoristische Skizze „jenes heterogenen Dinges, eines Engländers", auf die wir nicht näher einzugehen brauchen, da sie sich im wesentlichen deckt mit der berühmteren, die wir dem aus Schottland stammenden Arzt John Arbuthnot verdanken. Er ist der Schöpfer des Typus des Engländers geworden durch seine „Geschichte John Bulls" (zuerst erschienen 1712). Das Ganze ist eine politische Allegorie, die den spanischen Erbfolgekrieg zum Gegenstand hat, den sie darstellt als einen Rechtsstreit zwischen Lord Stolz (Spanien), Ludwig Pavian (Ludwig XIV.), Nicolaus Frosch (Holland) und John Bull oder Stier (England). Diese Allegorie interessiert uns heute kaum noch in ihren Einzelheiten. Was besonders von Interesse ist, ist seine Charakteristik des Engländers, zu der die damals herrschende Klasse der Grundbesitzer Modell gestanden hat. John erscheint da als ein ehrlicher, aufrichtiger, cholerischer, kühner Bursche, leicht zum Streit geneigt, besonders wenn jemand ihn meistern will, für Schmeichelei sehr empfänglich, launisch, geschäftstüchtig, aber doch nachlässig in seinen Rechnungen und daher leicht zu betrügen, dabei ein fröhlicher Zecher, der seine Flasche und ein gutes Essen liebt. Dieser Typus, bei dem die äußere Behäbigkeit nicht fehlen darf, ist seitdem unzählige Male in Bild und Wort nachgezeichnet worden, mit liebevollem Humor in den Skizzen des Amerikaners Washington Irving und mit scharfer Kritik zuletzt in einem nachgelassenen Werke von George Meredith, von dem noch die Rede sein wird.

Gleichzeitig mit dieser ihrem Wesen nach sympathischen, positiv-konstruktiven Kritik beginnt aber auch die angreifende und negativ zersetzende, die sich gegen die Auswüchse des politischen Lebens richtet. Von jenem selben Arbuthnot stammt die Satire „die Kunst der politischen Lüge". Die Schrift definiert die politische Lüge als „die Kunst, die Leute zu einem guten Zwecke von heilsamen Falschheiten zu überzeugen", und erörtert weiter die Rechtmäßigkeit der politischen Lüge, wer sie ausüben solle, ob bloß die Regierung oder auch das Volk, die verschiedenen Arten derselben, wie sie beschaffen sein müsse, um Glauben zu finden, welche von den beiden Parteien es am



weitesten darin gebracht habe, die Organisation derselben, wie man einer Lüge widersprechen solle, ob durch die Wahrheit oder eine andere Lüge, und so manches andere. Die kleine Schrift ist außerordentlich witzig und mutet uns heute, wo die Kunst der politischen Lüge so virtuos, unter einer so glänzenden Organisation und mit so unendlich durch die Technik vervollkommneten Hilfsmitteln in England geübt wird, geradezu aktuell an. Sie ist mit ihrer anscheinenden Ernsthaftigkeit und trockenen Sachlichkeit ganz im Stile der Schriften des größten englischen Satirikers, des Freundes und Zeitgenossen Arbuthnots, Jonathan Swift, gehalten. Auch dieser, der schärfste und bitterste unter den Geistern, die verneinen, hat manchen Beitrag zur Kritik des Engländertums geliefert. Da sind vor allem seine blutigen Satiren auf die Beraubung, Verarmung und planmäßige Ausbeutung seines Heimatlandes Irland durch die Engländer, die „Tuchmacher-Briefe" und andere Flugschriften, mit ihnen der Vorschlag, die kleinen Kinder der Armen in Irland zu schlachten und an den Tafeln der Reichen zu verzehren, damit sie nicht ihren Eltern zur Last fallen und dem Gemeinwohl nützlich seien — ein grausiger Hohn auf die Unterdrückung und Aussaugung Irlands —; dazu gehört auch jenes wunderbare Buch, das heute noch neben Robinson Crusoe die Freude der Kinder ist, ohne daß diese ahnen, daß es im Grunde eine Satire auf die Menschheit und besonders auf englische Verhältnisse darstellt, „Gullivers Reisen". Ein Beispiel möge das erläutern. Im sechsten Kapitel des zweiten Buches, das die Reise Gullivers zu den Riesen von Brobdingnag behandelt, gibt Gulliver dem König einen Bericht über die Verfassung und die Einrichtungen Englands; dieser aber kommt nach den Lobreden Gullivers auf die beste aller Verfassungen usw. und den Antworten, die der englische Patriot auf seine Frage gibt, zu dem Schlusse, daß die Engländer „die verderblichste Rasse häßlichen kleinen Gewürms seien, die die Natur je auf der Oberfläche der Erde habe herumkriechen lassen". Es ist die Kehrseite des parlamentarisch-aristokratischen Systems, die Bestechlichkeit, die Selbstsucht der Parteien und ihre Intrigen, die Verkehrung des Rechtes zugunsten der Mächtigen und Reichen, die in Swifts Meisterwerk — es erschien im Jahre 1726, also in den Anfängen jenes Systems — mit unerbittlicher Schärfe dargestellt wird.

Es ist bezeichnend und kein Zufall, daß die beiden zuletzt genannten Kritiker des Engländertums, Arbuthnot und Swift, keine Engländer im engeren Sinne waren, sondern der Herkunft nach der eine ein Schotte, der andere ein Irländer. Wir können im allgemeinen die Beobachtung machen, daß die kritische Beschäftigung mit Fragen des englischen Volkstums vielfach von Schotten und Irländern ausgegangen ist. Das ist psychologisch ganz natürlich. Um über ein Volk, dem man angehört, einigermaßen unbefangen urteilen zu können, ist es sicherlich von Nutzen, gleichzeitig, sei es durch Geburt oder durch besondere geistige Bildung einen Standpunkt außerhalb einzunehmen, von dem aus die Dinge in ihrer Idealität sich darbieten. Es ist das eine Beobachtung, die auch durch die Literaturen anderer Völker, z. B. der deutschen, bestätigt wird.

Auch das Kampflied des englischen Imperialismus, der kraftvolle, wenn auch reichlich schwülstige Ausdruck von Englands Wille zur Seeherrschaft, stammt von einem Nicht-Engländer, dem Schotten James Thomson, dem sentimentalen Dichter der „Jahreszeiten". Das



„Rule Britannia" wurde zuerst im Jahre 1740 als Schluß des patriotischen Maskenspiels Alfred gesungen. Hier wird prophetisch, als göttliche Bestimmung, verkündet, daß Britannien die Wogen beherrschen werde, daß Briten nie Sklaven sein werden; es wird die Freiheit der Briten der Knechtschaft anderer, „nicht so gesegneter" Nationen gegenübergestellt und nicht weniger als die Unterwerfung des Ozeans und jedes Gestades, das er bespült, verheißen. Keine Nation besitzt ein anerkanntes Nationallied, das den Willen zur Macht sowie das Gefühl der Überlegenheit über alles Fremde so deutlich und so kraftvoll, so unbedingt zum Ausdruck bringt. Wie zahm, wie sentimental erscheint dagegen unser von Feinden und Übelwollenden so verlästertes „Deutschland, Deutschland über alles" mit seinem Preise deutscher Frauen, deutscher Treue, deutschen Weins und deutschen Sanges! Um dieselbe Zeit wie das „Rule Britannia" entstand übrigens auch die offizielle englische Nationalhymne „God save the King", über deren Verfasser und Komponisten nur Vermutungen bestehen, die aber in ihrem kriegerischen Tone durchaus der Stimmung jener Zeit entspricht.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Verhältnisse in England zu einer gewissen Stetigkeit gelangt. Der Sieg des aristokratischen Parlamentarismus war entschieden, das Königtum, vertreten durch die hannoverschen George, die erst in der dritten Generation sich als Engländer fühlten, hatte nur noch die Bedeutung einer dekorativen Spitze und der Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Vergangenheit. Damit setzt auch gleich die Kritik des Bestehenden in der Literatur ein, und zwar vom Standpunkt des Humanismus des 18. Jahrhunderts. Diese Kritik ist aber nicht direkt, sei es offen oder verhüllt, wie im Zeitalter von Defoe und Swift, durch Pamphlet und Satire, sondern, da die Literatur sich jetzt von der Politik gelöst hat und ein eigenes Dasein führt, indirekt, gelegentlich, beiläufig durch den realistischen Roman, der die Rolle des Dramas in der Renaissance übernimmt und in noch höherem Grade wie dieses ein treuer Spiegel des Lebens ist. Die Romane von Fielding, Smollett und Goldsmith sind voll von scharfer Satire auf die Schäden und Mängel, die mit dem herrschenden System eng verbunden waren. Wir sehen hier deutlich die Kehrseite jener Freiheit, die Montesquieu und Voltaire ihren Landsleuten und der Welt als Muster vorhielten, die Bestechlichkeit des Parlaments und der Minister, den heftigen, alles unterwühlenden Parteigeist, die Mißbräuche und die Käuflichkeit der Ämter in Kirche, Heer und Verwaltung, die Klassenjustiz, die den gentleman milde behandelte und sein Eigentum durch harte Gesetze schützte, aber blutige Strafbestimmungen für die kleinsten Vergehen des Volkes zur Hand hatte, vor allem die Schuldhaft mit ihren geradezu grotesken Auswüchsen: alles das wird in Romanen und Zeitschriften schonungslos gegeißelt. Es ist wiederum bezeichnend, daß die schärfste Kritik von zwei Schriftstellern ausgeht, die der Peripherie des Reiches angehören, dem Irländer Oliver Goldsmith und dem Schotten Smollett.[1]) Auch bei ihnen aber verdrängt die Kritik nicht das stolze Bewußtsein der Überlegenheit über andere Völker, speziell über die damals allein in Betracht kommenden Franzosen. Und dieser Stolz stützt sich in erster Linie auf den vermeint-

1) Vgl. dazu Aronstein, England um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in den „Neueren Sprachen" Bd. III 1895.

lichen Vorzug der Freiheit. Mit feinem Humor verspottet der liebenswürdige Verfasser des „Landpredigers von Wakefield" diesen Stolz in einem Essay in seinem „Weltbürger". Da wird geschildert, wie ein Schuldner, der durch die Gitter seines Gefängnisses spricht, ein Lastträger, der stehen geblieben ist, um sich etwas auszuruhen, und ein Soldat sich über die Folgen des französischen Einfalls in das Land unterhalten. „Mir ist besonders um unsere Freiheit bange," ruft der Gefangene aus, „wenn die Franzosen siegen sollten, was würde aus der englischen Freiheit werden? Liebe Freunde, die Freiheit ist das Vorrecht des Engländers, wir müssen sie mit Lebensgefahr verteidigen. Die Franzosen sollen sie uns nicht rauben; es ist nicht zu erwarten, daß Menschen, die selbst Sklaven sind, unsere Freiheit brechen würden, wenn sie siegten." Der Lastträger nennt sie alle Sklaven, die nur dazu gut seien, Lasten zu tragen, und der Soldat bekräftigt mit einem Fluche seine Befürchtung für die Religion, wenn die Franzosen kommen sollten. Die köstliche Szene dürfte auch heute noch Parallelen in England finden, wenn wir für französische Knechtschaft und Papismus den „preußischen Militarismus" und die deutsche Ungläubigkeit setzen.

Die ganze Kritik der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts berührt aber doch nicht die Grundlagen des nationalen Glaubens, die Überlegenheit der Engländer über alle anderen Völker der Welt, ihren weltgeschichtlichen Beruf zur Seeherrschaft und den Individualismus als Fundament und Eckstein des nationalen Lebens. Sie entnimmt vielmehr diesem nationalen Ideale die Maßstäbe, an der sie die Wirklichkeit mißt, und beschränkt sich auf die Aufdeckung von Mißbräuchen und Widersprüchen in der Anwendung und Durchführung dieser als unumstößlich geltenden Theorien. Und dieser nationale Glaube wird gestärkt durch das Gefühl der sittlichen Überlegenheit, das, wie schon vorher dargelegt, in der Zeit des Puritanismus entstanden, durch die religiöse Renaissance des 18. Jahrhunderts, den Methodismus der Wesley und Whitfield, neue Nahrung erhält. Diese Bewegung, die die breiten Schichten der englischen Mittelklasse tief und nachhaltig ergriffen hat, hat zweifellos segensreich auf das private sittliche Leben gewirkt, aber sie hat anderseits ebenso unzweifelhaft die geistige Entwicklung gehemmt und ein moralisches Pharisäertum großgezogen, das die geistige Freiheit einengte und unterdrückte. Wenn auch die sog. „Aufklärung" mit dem Deismus der Collins, Toland und Tindal in England begonnen hat, so ist sie doch dort in den Ansätzen stecken geblieben und hat ihre weitere Entwicklung und ihr Emporblühen zu einem neuen Humanismus erst in Deutschland gefunden.

So erscheint das 18. Jahrhundert in der Entwicklung des englischen Nationalbewußtseins als die Blütezeit, der Höhepunkt eines naiven, unbewußten Dogmatismus, eines festen Glaubens der Nation an sich selbst, der wohl Kritik im einzelnen verträgt und selbst für notwendig hält, aber im übrigen fest aufgebaut ist auf der wenigstens theoretischen Freiheit des einzelnen, und der die Bestimmung des englischen Volkes zur Weltherrschaft zur See und seine Überlegenheit über andere Völker, besonders auch in sittlicher Hinsicht, als seine beiden Hauptglaubenssätze umfaßt.

II.

Die Französische Revolution, die das politische Denken auf dem europäischen Festlande so nachhaltig beein-

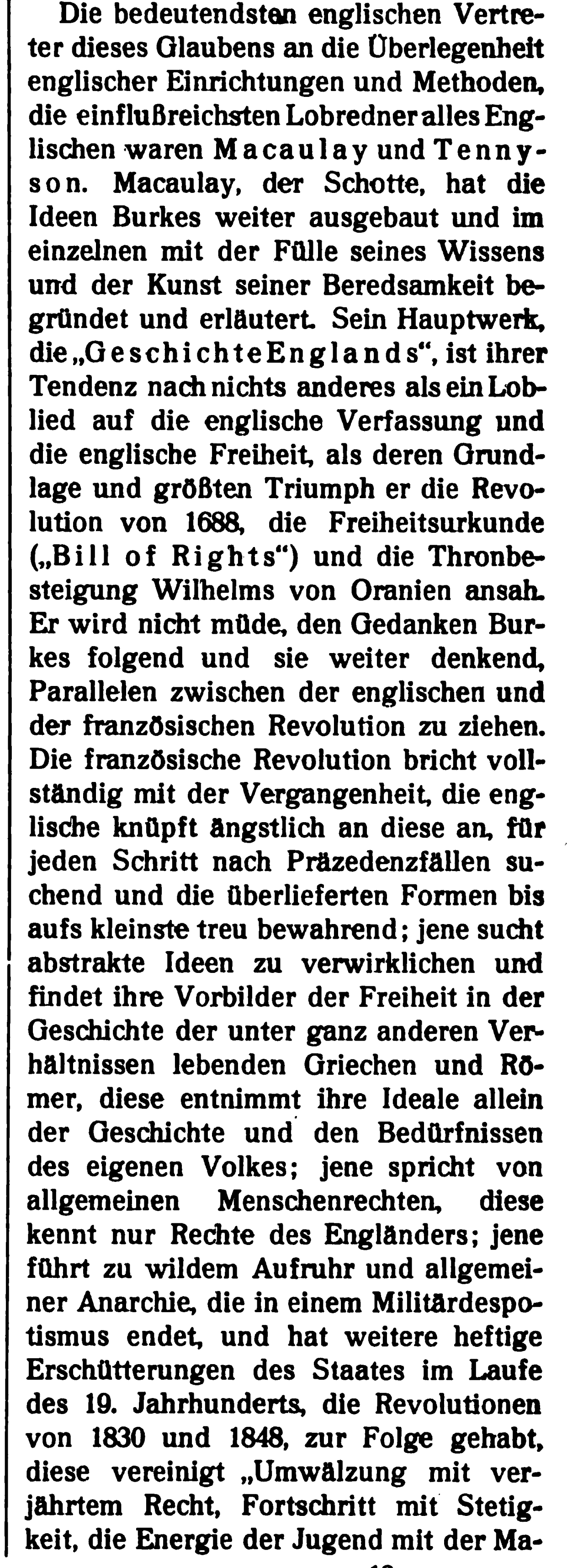


flußt und umgestaltet hat, hat die starke nationale Selbstbejahung in England kaum irgendwie beeinträchtigt. Sie wurde in England von liberalen Politikern und Dichtern, wie Wordworth und Coleridge, zuerst freudig begrüßt, sie hat auch ihre Enthusiasten gehabt, wie Thomas Paine, den Verfasser der „Rights of Man", ferner den vielseitigen Joseph Priestley, der als Freidenker, Chemiker, Physiker, Philosoph und politischer Schriftsteller gewirkt hat, aber diese unbedingten Anhänger der französischen Revolutionsgrundsätze sind in England immer eine abseits stehende Sekte, eine einflußlose Minderheit geblieben, und weder Byrons beißende Satire und Auflehnung gegen das Bestehende noch Shelleys prachtvoller revolutionärer Idealismus haben daran viel geändert. Die Wirkung der Französischen Revolution ist eine ganz andere gewesen. Sie hat das nationale Lebensgefühl des Engländertums nicht umgestaltet oder beeinträchtigt, sondern es vielmehr gestärkt, indem sie es aus einem unbewußten zu einem bewußten, sich auch in der Idee setzenden machte. Das plötzliche Phänomen des großen Nachbarvolkes, das seine Geschicke nach Ideen der Vernunft regeln, das kartesianische „Ich denke, also bin ich" aus dem Gehirn, wo die Gedanken leicht beieinander wohnen, in die Wirklichkeit, das Reich der Interessen, der Macht, der Leidenschaften übertragen wollte, erregte zuerst staunende Begeisterung in England, dann aber, besonders als der revolutionäre Geist immer wilder, immer heftiger gegen das Bestehende und alle geschichtlichen Mächte und Einrichtungen wütete, die Gefühle des Gegensatzes, des Widerwillens und Abscheus. Es ist das große Verdienst des Irländers Edmund Burke, diesen grundsätzlichen Gegensatz begründet, ihm glänzenden Ausdruck gegeben, das unbestimmte Gefühl der Abneigung gleichsam artikuliert zu haben. Seine „Betrachtungen über die französische Revolution", die 1790 erschienen und eine ungeheure Wirkung ausübten, stellen zum ersten Male mit genialem Scharfblick der abstrakten Anschauung die historische gegenüber, dem idealen Staate die Berechtigung des geschichtlich Gewordenen, dem Rechte, das mit uns geboren ist, die Rechte des Staatsbürgers, im besonderen Falle des Engländers, der nach Verwirklichung strebenden Idee die Vorzüge der geschichtlichen Kontinuität, des Aufbaues auf und Anschlusses an die Vergangenheit, kurz der französischen Freiheit die englische. Burkes große Bedeutung für die Entwicklung des nationalen Lebensgefühls in England ist, daß er dem starken konservativen Zuge im englischen Volke, dem Festhalten am Alten, Worte und Gründe geliehen und so die instinktive Abneigung eines praktischen Volkes gegen Ideen als solche verstärkt hat. So entstand als Reaktion gegen die Revolution und ihre von Burke schon 1790 vorausgesagten Folgen, den Militärdespotismus und die langen Kriege, eine Verehrung des Alten, Bestehenden, ja alter Vorurteile und Mißbräuche, die in ihrer hartnäckigen Ablehnung aller Vernunftgründe an das Credo quia absurdum des Tertullian erinnert. Die Französische Revolution hat in England das nationale Lebensgefühl nicht untergraben, sondern im Gegenteil fester begründet. Der naive, unbewußte nationale Dogmatismus des 18. Jahrhunderts ist zu einem bewußten geworden.

Das 19. Jahrhundert ist, was die englische Verfassung angeht, die Zeit des Übergangs von der Aristokratie zu einer



sich immer erweiternden Demokratie. Auf die Katholikenemanzipation im Jahre 1829 folgt im Jahre 1832 die erste große Parlamentsreform, dann in längeren Abständen weitere Reformen und Abschaffungen von Beschränkungen der politischen Rechte bis auf die letzte Parlamentsreform von 1884/85 und ihren Ausbau bis in die Grafschaften und Kirchspiele in den Jahren 1888 und 1894, ja wir können sagen, bis auf die Abschaffung des unbedingten Vetos des Oberhauses im Jahre 1910. Diese Entwicklung vollzieht sich nicht planvoll, einer Idee nach, sondern von Fall zu Fall unter dem Drängen der nach Gleichberechtigung verlangenden Volksschichten, immer nach hartnäckigem Widerstreben der bisherigen Machthaber, das oft nur durch die wildeste Agitation, ja durch drohende Revolution gebrochen werden kann. Aber sie erfolgt doch schließlich, im Gegensatz zu Frankreich und den anderen Staaten des europäischen Festlandes, ohne offene Revolution, Aufstände und Barrikadenkämpfe auf dem Wege ordnungsmäßiger Gesetzgebung. Und so erschien sie denn dem sich selbst bespiegelnden Engländertum und seinen festländischen liberalen Bewunderern als, wenn auch äußerlich ohne Methode, sich doch nach inneren Gesetzen abspielend, ein naturgemäßes, notwendiges Geschehen, ein allmähliches Wachsen, wie das der Pflanzen. Und England galt wieder einmal, wie zur Zeit der Voltaire und Montesquieu, als das Idealland geordneter Freiheit, wurde als das gelobte Land freier Selbstbestimmung, das Muster und Vorbild politischen Lebens in hohen Tönen gepriesen. Seine Geschichte erschien als der naturgemäße Fortschritt, der anderswo durch widrige Verhältnisse nur gehemmt und gehindert worden sei.



Die bedeutendsten englischen Vertreter dieses Glaubens an die Überlegenheit englischer Einrichtungen und Methoden, die einflußreichsten Lobredner alles Englischen waren Macaulay und Tennyson. Macaulay, der Schotte, hat die Ideen Burkes weiter ausgebaut und im einzelnen mit der Fülle seines Wissens und der Kunst seiner Beredsamkeit begründet und erläutert. Sein Hauptwerk, die „Geschichte Englands“, ist ihrer Tendenz nach nichts anderes als ein Loblied auf die englische Verfassung und die englische Freiheit, als deren Grundlage und größten Triumph er die Revolution von 1688, die Freiheitsurkunde („Bill of Rights“) und die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien ansah. Er wird nicht müde, den Gedanken Burkes folgend und sie weiter denkend, Parallelen zwischen der englischen und der französischen Revolution zu ziehen. Die französische Revolution bricht vollständig mit der Vergangenheit, die englische knüpft ängstlich an diese an, für jeden Schritt nach Präzedenzfällen suchend und die überlieferten Formen bis aufs kleinste treu bewahrend; jene sucht abstrakte Ideen zu verwirklichen und findet ihre Vorbilder der Freiheit in der Geschichte der unter ganz anderen Verhältnissen lebenden Griechen und Römer, diese entnimmt ihre Ideale allein der Geschichte und den Bedürfnissen des eigenen Volkes; jene spricht von allgemeinen Menschenrechten, diese kennt nur Rechte des Engländers; jene führt zu wildem Aufruhr und allgemeiner Anarchie, die in einem Militärdespotismus endet, und hat weitere heftige Erschütterungen des Staates im Laufe des 19. Jahrhunderts, die Revolutionen von 1830 und 1848, zur Folge gehabt, diese vereinigt „Umwälzung mit verjährtem Recht, Fortschritt mit Stetigkeit, die Energie der Jugend mit der Ma-



jestät unvordenklichen Alters" und hat in England den inneren Frieden bewahrt, während alle Throne Europas wankten — Macaulay denkt an die Revolution von 1848 — und die Bürger in den Hauptstädten auf Barrikaden kämpften.[2]) So ist Macaulay der begeistertste und beredte Advokat des politischen Engländertums, der selbstzufriedene und optimistische Bewunderer des eigenen Volkstums, dessen Methoden und Lebensformen ihm als der Gipfel menschlicher Weisheit, ja als naturnotwendig erschienen. Und den Grund dieser Überlegenheit sieht er in dem praktischen Charakter des englischen Volkes, seiner angeborenen Abneigung gegen abstrakte Ideen. Sogar auf die Philosophie, die doch das Reich der Ideen ist, überträgt er diese selbstgefällige Ansicht von der Überlegenheit des englischen Geistes. Nirgends tritt die Einseitigkeit Macaulays so grell hervor wie in seinem Essay über Bacon. Da schwelgt er förmlich in seiner Feindschaft gegen allen Idealismus, seiner Begeisterung für den bloßen und unmittelbaren Nutzen. „Wenn wir eine Wahl treffen müßten", heißt es da mit Bezug auf den Philosophen Seneca, „zwischen dem ersten Schuster und dem Verfasser der Bücher über den Zorn, so würden wir uns für den Schuster aussprechen. Es mag schlimmer sein, zornig als naß zu sein. Aber Schuhe haben Millionen vor Nässe geschützt, und man kann zweifeln, ob Seneca je jemanden vor dem Zorn geschützt hat." Was heißt das im Grunde anders, als daß die Bildung der Seele, der sittliche Idealismus, die Erhebung der Menschen über das Alltägliche ein unfruchtbares Beginnen, eine Torheit und Nichtigkeit sei, von geringerem Werte als Schusterarbeit? In demselben Essay findet sich der bekannte Ausspruch: „Ein Morgen in Middlesex ist besser als ein Königreich in Utopia". Also besaß auch Macaulay der erste beste Krautjunker mit seinem Haufen von „feinem Dreck" mehr als Shakespeare mit seinem weltumfassenden Reich des Geistes. Es ist der Standpunkt des echten Philisters, den Macaulay hier, wo er über Bacon schreibt, „das Haupt aller Philister und darum ihnen auch so zu Recht", wie Goethe einmal sagt (Gespräch mit Riemer am 13. 10. 1807), mit Leidenschaft, ja, man könnte sagen, mit einer Art von trockenem Fanatismus, dem Fanatismus des Unglaubens, in seiner gewöhnlichen antithetisch-dialektischen Methode verficht. In der Tat besaß er gar kein Organ für die Philosophie. Kant versucht er einmal zu lesen und fand ihn „vollständig unverständlich, als ob er in Sanskrit geschrieben wäre".[3]) Und Plato schätzt er, der ein Kenner der griechischen Literatur war, nicht wegen seiner Philosophie, sondern wegen seiner Kunst der Erzählung und Beschreibung, seines Humors und seines ausgezeichneten Griechisch, kurz als Schriftsteller. Sokrates nennt er „bei all seiner Geschicklichkeit einen seltsamen, phantastischen, abergläubischen alten Burschen". Kurz, er urteilt auch hier als der Philister, der er war, allerdings ein Philister von gewaltiger geistiger Energie, ein Genie. (Schluß folgt.)

2) Vgl. History of England Tauchn. Ed. Ch. I, Bd. I, 85, ferner Ch. X, Bd. III, 446 ff., außerdem den Essay „History", wo von dem Einflusse der Alten auf die politischen Ideen der Franzosen die Rede ist, den Essay über Mirabeau und besonders auch den über Hallam's Constitutional History.

3) Trevelyan, Life and Letters of Lord Macaulay p. 515.



Germanistenwünsche.

Von Richard Bürger.

Als im Jahre 1816 die eben erst preußisch gewordene Schulpforte — sie war damals mehr als heute die „alte" — von der ihr gewiß wohlwollenden Regierung mit einem Sprungpferde zu eifrigem Gebrauch bedacht wurde, flammte in ihrem engen Kreise ob dieses neumodischen Angebindes helle Entrüstung auf: Wie man einer „literärischen" Anstalt so etwas zumuten könne, meinte der Rektor Ilgen, und das Ungetüm wanderte auf jahrelanges Verschwinden in eine entlegene Ecke.

Man wäre versucht, anzunehmen, daß diese Geschichte als typisch sich demnächst wiederholen könnte, wenn die vielberufene Neuorientierung unseres höheren Schulwesens nach dem Kriege — und wer träumte nicht gern einmal von diesen Zeiten? — ernsthaft eingeleitet würde. Auch da wird alt und jung aneinander geraten, und das Alter wird sich seines reicheren älteren Besitzes allen Stürmern und Drängern gegenüber mehr als einmal rühmen und an ihm zähe festhalten. —

Nachdem der Geschichtsunterricht erst jüngst, getragen von der bedeutsam angeregten Gegenwart, in neue Bahnen hinübergeleitet worden ist, treten nun die Germanisten in dem von ihnen geschaffenen Verbande mit umfassenden Wünschen an die deutschen Regierungen heran.[1]) Leichter und schwerer zugleich scheint die Durchführung dessen zu sein, was da in kurzen und doch so inhaltreichen Sätzen gefordert wird. Leichter: das Schlagwort von der nun endlich zu bildenden deutschen Schule hat die Stunde seiner Entstehung überdauert und verlangt ernsthafte Beachtung. Andrerseits scheint diese zweite Reform, die — nach der Geschichte — unserem gesamten höheren Schulwesen zuteil werden soll, größere Schwierigkeiten in sich zu bergen: Wenn im Geschichtsunterricht sich die Interessen mehr den neueren und neuesten Zeitläuften zuwenden sollen, so ist dies mit einer inhaltlichen Pensenverschiebung leicht zu bewerkstelligen. Was die Germanisteneingabe fordert, ist zwar auch getragen von der Gegenwartsbegeisterung, ist aber mehr ein Bemühen, die Pflege unserer Muttersprache nach rückwärts zu verankern. Führt die Neuregelung des Geschichtsunterrichts etwas aus dem Betrieb der Geschichtswissenschaft heraus und greift einer von ihr erst noch zu leistenden Arbeit vor, so fühlt man bei den Germanisten auf Schritt und Tritt den Hauch der ihnen geläufigen Fachinteressen. Die Empfänger der Eingabe mögen an der enzyklopädischen Breite der Forderungen, die ihnen die Entscheidung erschwert, Anstoß nehmen. Für uns soll dies kein Anlaß zu Tadel sein.

I.

Die Germanistik ist — woran sie in diesem Zusammenhange und in dieser Zeit erinnern kann — das Kind einer Epoche voll ungeheurer Umwälzungen, einer Zeit, die in der Pflege des deutschen Altertums den besten Ausdruck des neuen Zeitgeistes zu finden glaubte.

1) Eingabe des Deutschen Germanistenverbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen.

Sie hat aber auch weiterhin ihre Existenzberechtigung als Wissenschaft über die erste Geburtsstunde hinaus nachweisen müssen. Sie hat so neben dem nationalen Zwecke ihrer Gründungszeit eine allgemeine und dauernde Bedeutung im Rahmen der Geisteswissenschaften gewonnen. Dieses doppelte Gesicht der germanistischen Wissenschaft kommt in den Wünschen der Germanisten gut zum Ausdruck. So sind z. B. die Forderung nach vertiefter Betrachtung des Mittelalters (S. 11), nach stärkerer Pflege der Volkskunde (S. 12) romantisches Erbgut aus der Zeit vor 100 Jahren. Fragen wir zunächst, mit welchem Recht diese Wünsche hier zum Ausdruck gelangen.

Man wird bei der Absicht inhaltlicher Bereicherung für den Deutschunterricht sich auf die Interessenspannweite berufen können, die unser geistig literarisches Leben vor dem Kriege erreicht hatte. Zugegeben, daß da manche Wege über die Romantik zu einer tieferen Betrachtung des Mittelalters hinführten. Unser ganzes Denken war beherrscht von der Sehnsucht, über eine bloß technisch-rationalistische Anschauung der Wirklichkeit zu einer gefühlsmäßig tieferen Lebensdeutung zu gelangen. Es ist wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß sich diese Denkrichtung auch noch nach dem Kriege weiter festigt, und es ehrt den Germanisten, wenn er für sein Fach das Recht, etwas am Aufbau einer Lebensanschauung mitzuarbeiten, in Anspruch nimmt. Es sind das jedoch Dinge, die bei einer Neuordnung des Unterrichts nicht in Betracht kommen; sie sind zu zarter, persönlicher Natur und widerstreben daher einer behördlichen Regelung. Auch müßte sich die Wissenschaft erst auf die mit der Erfüllung dieser Forderung sich ergebenden Verhältnisse einrichten, und ich sehe daselbst zunächst nur Ansätze zur tieferen Erfassung des klassischen Mittelalters, wie sie z. B. in Schönbachs und besonders in Burdachs Arbeiten vorhanden sind. Schließlich bietet unsere klassische Literatur der Zeit um 1800 selbst Anlaß genug zu einer auf Lebensanschauung ausgehenden, vertiefenden Behandlung.

Wir sind aber vielleicht überhaupt nicht in der Lage, diesem eben angedeuteten Zeitgeist zu stark die Zügel schießen zu lassen. Der Krieg steht uns allen und besonders der Jugend in unzähligen konkreten Einzelheiten vor der Seele; wir erleben ihn — Gott sei Dank — mehr als Anlaß zu praktischem Vergegenwärtigen und Miterleben, derart, daß wir — zunächst — jede grübelnde Selbstbesinnung meiden müssen. Es war anders, als nach 1800 die romantische Denkweise in Deutschland und anderwärts Platz griff. Man unterlag mehr einer als hart und drückend empfundenen Gegenwart und fühlte den Riß zwischen der Realität und der Möglichkeit seelischer Befreiung; für diese zwiespältige Lebenserfassung suchte man nach Bildern in der Vergangenheit. Nichts von alledem heute! Die Fülle der praktischen Aufgaben, die uns bevorstehen, nötigt uns eher, aus unsrer Literatur der Jugend eine Reihe biegsamer Denkformen zu vermitteln; wir müssen uns hüten vor der Gefahr der geistigen Systematisierung; sie würde leicht die Folge einer besonderen Behandlung der ersten Glanzzeit der deutschen Literatur sein, zumal wir die so gewonnenen neuen Gedanken auf die Ideen unsrer Klassiker sozusagen projizieren müßten, um sie zum Verständnis zu bringen und ihnen Bedeutung zu geben.

Auch eine besondere Behandlung der Volkskunde glauben wir, als zu roman-



tisch gedacht, ablehnen zu müssen. Nach 1800 suchte und fand man im „Volke" die letzten Helfer zur Überwindung des politisch verbildeten Staatsbürgers, der in der „grande armée" den Geist der Revolution der Welt aufdringlich zuzuschieben schien. Man sah, daß die politischen Zustände das, was man bisher Volk nannte, aufgesaugt hatten. Heute ist uns eine derartig das Volk isolierende Betrachtung vollkommen unverständlich; unser ganzes Volk ist bis in die tiefsten Schichten hinein zur Teilnahme am Schicksal des Vaterlandes herangezogen worden. Wir Gebildeten selbst alle sind „Volk", wir fühlen das „Volk" nicht so leicht im Gegensatz zu anderen Gemeinschaftsbildungen. Es ist der Sieg des Allgemeinen über den Sondergeist, den wir erlebt haben und weiter erleben. Zugegeben, daß hiermit manche malerische Nuance, manches Schöne, vielleicht für immer, verloren worden ist. Aber die Tatsache ist nicht zu bestreiten, und die Zeit verlangt statt des Konservierens mehr Erfassen des gegenwärtig Gegebenen. Die Volkskunde — ein sehr umfassendes Gebiet — war bisher eine Art Museum, zu behäbig breiter Betrachtung einladend; sie wird, wenn sie den Änderungen des Tages sich anpaßt, sehr viel einfachere Formen annehmen müssen, und statt des weitausgreifenden Sammelns mehr an die Nötigung zu geistiger Gesammeltheit (wenn das Wort erlaubt ist) denken müssen.

II.

Sind so die Grundstimmungen, welche die Anfänge der Germanistik beherrschten, nur mit Einschränkung für die Neuordnung des deutschen Unterrichts zu verwerten, so bleibt nur die Möglichkeit übrig, zwischen den letzthin die germanistische Wissenschaft kennzeichnenden Interessen und den Bedürfnissen der Gegenwart eine Verbindung herzustellen. Die Eingabe unterscheidet Forderungen für den Sprachunterricht und zur Behandlung des deutschen Schrifttums; sie greift hiermit auf die innerhalb der Germanistik bestehende Gliederung und Arbeitsteilung, die ja durch die Sache selbst gegeben ist, zurück. Sie fordert für die Sprache, auch im fremdsprachlichen Unterricht, durchweg Ausgehen von der Muttersprache, wissenschaftliche Vertiefung im Sinne einer zu psychologischer und logischer Einsicht führenden Behandlung, Beachtung der Dialekte und der Wortkunde und besondere Pflege der älteren Sprachstufe. Diesen Wünschen entspricht für das Schrifttum die Forderung einer breiten Materialdarbietung für alle Stufen und das Verlangen nach tieferer, weitausgreifender Erfassung der literarischen Inhalte bis zur Einführung in philosophische Denkweise. Es ist kein Zweifel, daß jeder dieser Wünsche auf bestimmte Arbeitsgepflogenheiten der Germanistik zurückgeht. Gleichwohl scheint es mir geboten, Unterricht und Wissenschaft einmal in ihrer gegenwärtigen Form nebeneinanderzuhalten, um sich von der Möglichkeit der gewünschten Änderung zu überzeugen. Der Unterricht im Deutschen steht in der Mitte zwischen dem altsprachlichen, der heute das Hauptgewicht auf die Inhalte der Schriftwerke legt, und dem neusprachlichen, dem wichtige Aufgaben der Spracherlernung obliegen. Er ist vor jeder Einseitigkeit somit bewahrt. Allerdings ist zu beachten, daß die jeweiligen Wissenschaften nicht ganz diesem oben gezeichneten Zustande entsprechen. Die klassische Philologie, als älteste und am reichsten ausgestattete, pflegt die Sprachfor-



schung neben den literarischen Verhältnissen; sie hat sogar — durch die besondere Betonung des Griechischen, dessen Geschichte der allgemeinen Sprachwissenschaft immer noch die wertvollsten Aufschlüsse zu geben scheint — in der Indogermanistik gewichtigen Einfluß. Die Germanistik neigt mehr zur Vertiefung in das Schrifttum; die Mehrzahl ihrer Vertreter sind Literaturhistoriker; die Zeit der Universalität Jacob Grimms, der in Sprache und Literatur zu Hause war, ist längst vorbei. In der Romanistik steht augenblicklich das sprachliche Interesse durchaus im Vordergrunde. Wenn demnach selbst in der Germanistik nicht alle sprachwissenschaftlichen Probleme bis zu ihrer neusten Bearbeitung gebracht sein sollten, der Zustand der gesamten Sprachwissenschaft ist eine Basis, auf der ein besser als bisher gegründeter deutscher Sprachunterricht in Zukunft gedeihen könnte. Ist doch auf den Gebieten, welche die Eingabe nennt, in der Bedeutungslehre und in der Dialektkunde, reichlich Vorarbeit vorhanden, um dem Unterricht neues Leben angedeihen zu lassen. Nur bedürfte es einer wirklich eingehenden Beschäftigung mit der sprachwissenschaftlichen Seite ihrer Wissenschaft für die Germanisten, deren Neigungen sehr oft ausschließlich der literarischen Kunstschöpfung gelten. Ich muß es mir versagen, hier auf die hiermit in der Eingabe — allerdings sehr vorsichtig — verknüpfte Frage der Erlernung der fremden Sprachen einzugehen.[2]) Warten wir die Zeit ab, wo, statt der augenblicklichen — immerhin berechtigten — Erregung über die angeblich zu weit gehende Erlernung der Sprachen unsrer Gegner, eine ruhigere Überlegung Platz greift; denn gerade hier stehen große geistige und — was für manche noch wichtiger ist — praktische Werte auf dem Spiel.

Eher wäre schon die von unsrer Jugend so kräftig mitempfundene Freude an einem reinen deutschen Ausdruck als Ausgangspunkt für sprachliche Belehrung mit in Rechnung zu setzen. Aber Vorsicht ist geboten. Nirgends könnte, besonders bei einem Lehrer, der erst neuerdings und gelegentlich die sprachliche Seite des Deutschunterrichts ins Auge zu fassen genötigt wird, die Unterweisung leichter in trockner Belehrung enden als bei der Forderung einer größeren Berücksichtigung der hierher gehörenden Vorgänge und Tatsachen.

Etwas weniger günstig scheint es mit der Aussicht der Forderungen zu stehen, die in literaturgeschichtlicher Hinsicht von der Eingabe erhoben werden.[3]) Die germanistische Wissenschaft ist hier zum Teil recht abseitige Wege gegangen. Abgesehen von den

2) Eingabe S. 14: 2. Der fremdsprachliche Unterricht sollte daher erst beginnen, sobald die in die höhere Schule eintretenden Schüler sich in gemeinsamer Arbeit eine einigermaßen breite, gleichmäßige Grundlage an deutschen Sprachkenntnissen erworben haben.

3) Die fünf Thesen auf S. 12 verlangen Behandlung der Dichtung im Zusammenhang mit dem Dichterleben und dem Zeitgeist, von U II an die Erreichung der Fertigkeit, unter geeigneter Anleitung größere Schriftwerke selbständig zu lesen, ferner einen vierjährigen Lehrgang (für U II — O I) mit Behandlung der deutschen Literatur bis zur Gegenwart und beständige Betonung des gegenwärtig Lebendigen. In den oberen Klassen sei es Aufgabe des Unterrichts einen Einblick in die Grundtatsachen des Seelenlebens zu vermitteln und den Sinn für Weltanschauungsfragen anzuregen; die dem deutschen Unterricht fremden Stoffgebiete seien aufzugeben, und Erscheinungen volksfremden Ursprungs nur einzubeziehen, wenn sie fördernd oder hemmend auf unser Geistesleben eingewirkt hätten.



geschichtlichen und biographischen Gesamtdarstellungen, abgesehen von den ästhetischen Kommentaren zu den klassischen Dichtungen, hat ihre Arbeit der Schule nicht unmittelbare Dienste geleistet. Die Lachmannsche Textkritik, von formwissenschaftlichen Idealen beseelt, hat mit der Feststellung eines letzterreichbaren Tatbestandes eine rein wissenschaftliche Höhe erklommen, die unendlich erziehlich wirken könnte, wenn sie dem Verständnis der Schüler erreichbar wäre. Sie hat überdies einen förmlichen Kult der literarisch entlegensten Schriftwerke gezeitigt, so daß mitunter die Frage: Wozu diese Arbeit? nicht von der Hand zu weisen ist. Demgegenüber hat die neuere Literaturwissenschaft den Wert selbständiger Eigenart gewonnen, besonders wenn sie, von der Dichtung ausgehend, die philosophischen und kunsthistorischen Zusammenhänge aufsuchte. Nur an diese Arbeiten denkt wohl auch die Eingabe, wenn sie im Deutschunterricht den Weg bis zur Einführung in Philosophie und Kunst offen gehalten wissen will. Es wäre wohl aber besser, einfach beim Schriftwerk als Ausgangs- und Endpunkt des deutschen Unterrichts zu bleiben und höchstens eine Änderung der Interpretation zu verlangen. Stand früher die Deutung zu oft *unter* dem Kunstwerk und gefiel sich im Zerfasern, so müßte nun vom Lehrer eine mehr beherrschende Stellungnahme gefordert werden. Leicht ist allerdings diese Arbeit nicht. Für die älteren unter uns hieße dies sich eingehend mit der wissenschaftlichen Literatur der letzten zwanzig Jahre befassen; da würde sich herausstellen, wie sehr wir jetzt schon über die Literaturgeschichte Scherers, über E. Schmidts Lessing u. a. m. hinausgekommen sind. Zu einer wirklichen Reform scheinen mir alle diese Anregungen jedenfalls nicht auszureichen; der Unterricht im Deutschen kann inhaltliche Bereicherung statt bloß formalmethodischer Weiterbildung verlangen. Es genügt nicht, die Pforten der Wissenschaft einmal recht breit aufzutun und ihrem umfassenden Einflusse die Schule zu unterwerfen. Alle Germanistik bleibt in der Enge und ist begrenzt gegenüber dem, was heute die Besten dem deutschen Volke aus seinem eigenen Geistesbesitz bieten wollen.

III.

Gegenüber diesem enzyklopädischen Programm der Eingabe tut es gut, sich der einfachen Formen des Geschichtserlasses zu erinnern. Da wird nicht erst nach wissenschaftlichen Anregungen ängstlich Ausschau gehalten; es heißt einfach: „Was verlangt die vaterländisch bewegte Gegenwart?" Man möchte wünschen, daß die Eingabe sich diese Frage auch einmal gestellt hätte. Mit andern Worten: Wenn wir im Unterricht an der Hand von Schriftwerken unsern Schülern sagen sollen, was deutsch ist, dann gilt es zunächst einmal, ihnen eine Reihe unsrer besten Schriftsteller, die bewußt vaterländisches Denken pflegten und verbreiteten, unter diesem Gesichtspunkte vorzuführen. Das ergibt eine Charakteristik deutschen Wesens, die zwar nicht die Fülle einer aus der Geschichte geschöpften Darstellung aufweisen würde, die aber zu den tiefsten Fragen psychischen Erkennens Anlaß bieten könnte. Von Lessing (wenn nicht schon von Luther) wäre auszugehen. Seine Art der Kunstbetrachtung mit ihrer — so oft getadelten — begrenzten Beobachtungsfähigkeit hat etwas echt Deutsches, und trotz aller Wandlungen, die wir erlebt haben, bleibt sie den meisten unter uns

vertrauter, als man gemeinhin annimmt; sie ist auch innerlicher, als die Betonung rein empirischer Beobachtung zugeben mag. Sein dramaturgischer Standpunkt wäre mehr aus den Fesseln einer bloß dialektisch die Dinge gegeneinander ausspielenden Auffassung zu lösen und grundsätzlich auf nationales Kunstverlangen zurückzuführen. Weiterhin würden Fichtes Reden an die deutsche Nation Anlaß geben zur Behandlung der Frage nach dem Maßverhältnis zwischen deutscher Nation und Nation an sich. Sind wir heute nicht ständig dieser Fragestellung unterworfen? Bewußtes Deutschtum bieten dann noch E. M. Arndt und L. Jahn — die beide noch zu wenig gelesen werden —, die großen Bahnbrecher historischen Denkens, Savigny und Ranke. Gerade sie sind die Repräsentanten des klassischen Zeitalters des bewußt empfundenen deutschen Patriotismus. Keine spätere Zeit hat uns derartig den Sinn für unsre Eigenart geschärft, keine hat wie sie unsre Art zu denken in der Welt verbreitet und ihr Anerkennung erzwungen. Im Kampfe gegen die Revolution und ihre Epigonen erwuchs die Denkart eines Savigny und eines Ranke. Ausgewählte Abschnitte aus Savignys Beruf unsrer Zeit, aus Rankes Geschichte der Päpste und Deutscher Geschichte müßten unbedingt der Schule geboten werden. Vielleicht wäre auch noch etwas von der Sonderart Schlossers, Dahlmanns, ja selbst Leos nicht von der Hand zu weisen. Eine Hochflut patriotischer Gefühle sahen erst wieder die sechziger Jahre. Wieder war es wie 1810—30 der Gegensatz zu Frankreich, an dem sich unser Nationalgefühl stärkte. Hier könnten Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", dann aber auch besonders seine Reden als Grundlage für die Entwicklung unsres neudeutschen Patriotismus dienen. Treitschkes hinreißendes Pathos müßte sich hieran anschließen, er beherrscht ja bis in den Sprachgebrauch hinein die unmittelbare politische Gegenwart unsres Volkes, und Historiker, welche die Reichsgründung behandelt haben, wie Sybel, Lenz, Marcks, Fester usw., würden einzeln auch die Erkenntnis einer besonderen Geschichtsauffassung und literarischen Eigenart vermitteln helfen. Daß die Historiker in dieser Reihe im Mittelpunkte stehen, ist bei der Art, wie sich unser Patriotismus geschichtlich gegründet hat und weitererhält, nicht zu verwundern. Die Besorgnis, daß man so aus dem Rahmen eines reinen Deutschunterrichts heraustreten könnte, ist unbegründet. Literatur, die nichts weiter als Literatur sein will, bleibt unfruchtbar. Eine um ein bestimmtes Problem gruppierte Schriftstellerreihe jedoch, wie sie hier — sicher noch zu ergänzen und zu verbessern — vorgeschlagen wird, bietet einen förmlichen Lehrkursus angewandter Philosophie, und das ist es, was die Schule braucht, nicht aber eine Einführung in die reine Philosophie. Philosophische Fragen im Leben aufsuchen und erkennen ist wichtiger als der Besitz fertiger philosophischer Weisheit, wie ihn die Systeme übermitteln. Gerade das Unfertig-Fragmentarische, das die Behandlung eines besonderen Falles nach dem hier gegebenen Vorschlage festzustellen versucht, hält den Blick offen für weitere Fragestellung, wie sie Studium, Beruf und Lebenserfahrung mit sich bringen.

IV.

Es ist gewiß, daß der Versuch einer Vereinfachung der Wünsche der Germanisten, wie er hier unternommen worden ist, noch nicht an das Ziel



aller dem Deutschunterricht jetzt geltenden Bestrebungen führt. Da ist noch viel Arbeit zu tun, und von den verschiedensten Berufen her werden Ratschläge erwünscht. Das Wort von der „deutschen Schule“, die kommen soll, ist in diesem Zusammenhange kaum gestreift worden. Die Fülle der Probleme, die es enthält, ginge über den Rahmen einer Erörterung unter Germanisten hinaus. Sollte der Wunsch nach der Einheitsschule, die eine ausgesprochen deutsche Schule sein müßte, nicht in Erfüllung gehen, dann wäre vielleicht noch Gelegenheit und Zeit, wenigstens für die Behandlung von Muttersprache und deutscher Dichtung für *alle Schulgattungen*, ein festeres Band gleichmäßiger Pflege zu knüpfen, damit wenigstens das Gefühl der Zusammengehörigkeit an einem Punkte unsres vielgespaltenen Schulsystems in die Erscheinung träte. Ich glaube nicht, daß dieser Gewinn für unser vaterländisches Denken und für weiter zu erhaltendes Zusammengehörigkeitsgefühl zu verachten wäre. Vielleicht, daß auch eine Art Austausch und gelegentliche gemeinsame feierliche Pflege unseres besten literarischen Besitzes denkbar wäre in Form von Deklamationsakten und dramatischen Aufführungen. Hier darf nicht eingewendet werden, es gäbe nichts Gemeinsames, das die Schulgattungen auf diesem Gebiete verbände. Man sollte nicht vergessen, daß der Versuch, im Erlebnisaufsatz den schriftlichen Arbeiten des deutschen Unterrichts auch an den höheren Schulen neue Bahnen zu weisen, letzthin von der Volkschule ausging. Auch die in der Eingabe vorgeschlagene Folge von Märchen, Sage, Geschichte als Einführung in die höhere Kunstdichtung ist an der Volkschule typischer und sauberer durchzuführen. Für die Dialekte, die Berufs- und Sondersprachen wird der Volkschüler mehr Selbstbeobachtetes mitbringen als der schriftsprachlich erzogene Sohn der höheren Klassen. Sollte nicht, wenn nicht ein Austausch, so doch ein *Ausgleich* innerhalb des deutschen Unterrichts, wenigstens für die Jahre des schulpflichtigen Alters, möglich sein? Die Sprachmeister, von denen die Geschichte berichtet, hatten, bis auf L. Jahn, eine feste Hand, die durchgriff da, wo sie bessern wollte. Auch die Übermittlung einer tieferen Erkenntnis der Muttersprache verträgt ein gewisses Maß ordnender Regelung; dies sollten wir Philologen bei der weitgreifenden Kenntnis, deren wir uns auf diesem Gebiete rühmen, nicht vergessen und nicht übermäßig behutsam zu Werke gehen wollen. Was die Jungwehr, als echte Nachfolgerin des Geistes L. Jahns, geleistet hat, eine Überbrückung der Klassengegensätze auf eigenem Gebiete, dies sollte dem Deutschen bei der schulmäßigen Pflege seiner Sprache und seiner Dichtung in bescheidenerem Maße auch erreichbar sein.



Nachrichten und Mitteilungen.

Nahrungsmittelämter im alten Ägypten. Die Volksernährung war bei uns bis zum Ausbruche des jetzigen Weltkrieges der privaten Tätigkeit überlassen, sie regelte sich nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage. Erst die Absperrung von den großen Märkten des Auslandes gab unseren Staats- und Gemeindebehörden sowie dem Reiche Veranlassung, die Versorgung der Bewohner mit ausreichenden Lebensmitteln planmäßig in die Hand zu nehmen. Im klassischen Altertume gab es wohl Stadtbelagerungen, aber keine so umfassenden Absperrungen eines ganzen Landstriches. Gleichwohl bestanden überall Nahrungsmittelämter, die nicht der Kriegsnot entsprangen, sondern zu den ständigen Verwaltungseinrichtungen des Staates gehörten, Jahrhunderte hindurch. So in Rom und in den griechischen Stadtstaaten. Anlaß gab der Umstand, daß die Zufuhr aus überseeischen Gebieten infolge von Mißwachs und anderen Ursachen starken Schwankungen ausgesetzt war; das Nahrungsmittelamt hatte ständig für Ausgleich zu sorgen, unterstützt durch gesetzliche Maßnahmen des Staates. Eine solche Maßnahme war z. B. das römische Korn-Ausfuhrverbot für Sizilien in republikanischer Zeit, um den gesamten Kornertrag dieser Insel für Rom zu sichern, oder das Verbot der Ringbildung und der Preistreibung in der römischen Kaiserzeit. Nicht immer genügten die Vorkehrungen zur Abwehr von Hungersnot; alsdann wurde Korn aus Staatsmitteln aufgekauft und zu mäßigen Preisen, später auch umsonst an die Bürger Roms verausgabt. Die Unzulänglichkeit der römischen Kornversorgung veranlaßte den Kaiser Augustus, einen besonderen Nahrungsmitteldiktator (Praefectus Annonae) einzusetzen, der für ausreichende Zufuhr des Korns in guter Beschaffenheit zu sorgen, Maß und Gewicht nachzuprüfen sowie die sachgemäße Lagerung in den Staatsspeichern und die richtige Verausgabung zu leiten hatte; später fiel ihm auch die Beaufsichtigung der Bäckerinnung zu. Neben den genannten Maßnahmen treffen wir allenthalben auch die Einrichtung der Zwangsverkäufe: die Grundbesitzer waren verpflichtet, alljährlich einen bestimmten Bruchteil ihrer Ernte zu mäßigem Preise an das Nahrungsmittelamt ihrer Stadtgemeinde abzuliefern. Die Stadtgemeinde zu Athen war berechtigt, jährlich den dritten bzw. achten Teil des gesamten in der Landschaft Attika erzeugten Speiseöles — im Altertum kannte man keine Butter, man verwendete dafür das Speiseöl — zwangsweise zum Marktpreise anzukaufen.

Weit besser als über die anderen Länder des klassischen Altertums sind wir über Ägypten der griechisch-römischen Zeit wie in Hinsicht aller Einzelheiten des Verwaltungsdienstes [1]) so auch in Hinsicht der Nahrungsmittelversorgung unterrichtet, und zwar dank den Papyrusurkunden, die in den letzten zwanzig Jahren zu vielen Tausenden dem ägyptischen Wüstenboden entstiegen sind. Ägypten war das erste Kornland der alten Welt, der gesamte Verwaltungsdienst drehte sich dortselbst fast nur um Ackerbau und Kornsteuern. Da lehren uns die Papyri mancherlei bewundernswerte Einrichtungen. Der ganze Ackerboden des Landes war entweder Staatseigentum, oder — und zwar zu geringerem Teile — in verschiedenartigen Formen als Lehen an Einzelbesitzer vergeben. Das Staatsland wurde durchweg verpachtet. Die Pächter und Lehenbesitzer zahlten ihre Steuern nicht in Geld, sondern in Korn, weil der Staat auf diese Weise das Korn, das er zur Verschiffung über See benötigte, unmittelbar in die Hand bekam. Zwischenhandel war in verständiger Weise ausgeschaltet. Außerdem geschah die Zahlweise im Girowege. In jedem Dorfe lagen nämlich Staatsspeicher, dorthin brachte jeder Bauer ohne Ausnahme seine gesamte Ernte, dort wurden alle Bestände zusammengeworfen und nur buchmäßig geschieden. Die Abgaben zahlte man durch Wegschrift von seinem Guthaben und durch Gutschrift auf das Guthaben des Staates. Auch private Zahlungen leistete man in Form von Korn und im Girowege. Daneben waren aber Bankwesen und Girogeldverkehr in Stadt und Dorf reich entwickelt, weit mehr als bei uns heute.

---

1) Siehe die soeben erschienene Schrift des Verfassers „Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri". Aus der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Bd. 565. Leipzig 1916, B. G. Teubner.



Man sollte glauben, daß ein Land mit solchem Kornreichtume niemals in Hungersnot geraten könnte. Dennoch geschah es im Laufe der Jahrhunderte wiederholt, aber nur deshalb, weil die Kornsteuern alle Jahre in derselben Höhe unerbittlich beigetrieben wurden, ohne Rücksicht auf fette und magere Jahre, die durch starkes oder schwaches Steigen des Nilstromes bedingt wurden. Das römische Volk, welches ein Drittel des Jahres mit ägyptischem Getreide ernährt wurde, ging voran. Für gewöhnlich aber konnte ein Mangel in den Dörfern, wo jedermann Ackerbau und Viehzucht trieb, nicht eintreten; anders in den ägyptischen Städten mit ihrer starken, nicht dem Landbau zugewendeten Bevölkerung. Hier sorgte die Behörde für angemessene Zufuhr von Lebensmitteln, und es gab in jeder Stadt — sicher nachweisbar für die römische Zeit — ein *Nahrungsmittelamt*. Diese Behörde war von besonderer Wichtigkeit und Ausdehnung in der Landeshauptstadt Alexandrien, woselbst das Nahrungsmittelamt in fünf Unterteile, je einen für die fünf Stadtteile dieser Riesenstadt des Altertums, zerfiel.

Wie ein zu *Oxyrhynchos* in Mittelägypten gefundener Papyrus (Nr. 908) vom Jahre 199 n. Chr. zeigt, stand dort an der Spitze des Nahrungsmittelamtes ein Kollegium von zwölf Beamten (*εὐθηνιάρχαι*), von denen monatlich abwechselnd jedesmal sechs die Geschäfte führten. Ihre Aufgabe war es vor allem, für Brot zu sorgen. Die Zahl Sechs hing damit zusammen, daß es in der Stadt sechs Bäckereien gab, mit denen je eine Mehlmühle verbunden war. Jede Bäckerei wurde durch einen dieser Beamten beaufsichtigt, der die pünktliche Anlieferung des Kornes, das Mahlen und Backen zu prüfen und dafür einzustehen hatte, daß die erforderlichen Tiere zum Treiben der Mühle sowie das nötige Heu und Gerste zum Füttern dieser Tiere zur Stelle waren. Täglich mußten in jeder Mühle sechs Hektoliter Weizen ausgemahlen werden, das sind in den sechs Mühlen 1080 Hektoliter monatlich, entsprechend der Kopfzahl der Bewohner. So sorgte die Stadt für den nötigen Bedarf an Brot. Die Maßnahme war in allen Städten ungefähr die nämliche.

Um die nötige Zufuhr von Korn an die Mühlen zu sichern, standen die städtischen Nahrungsmittelämter mit den Staatsbehörden in Verbindung. Die Staatsbehörden waren imstande, über den Kornbestand des Gaues stets die genaueste Auskunft zu geben an der Hand *statistischer Übersichten*. Jeder Dorfvorsteher führte nicht nur genaue Listen über die Besitzrechte am Ackerlande, sondern auch über die Art der Verwendung. Kein Bauer konnte bauen, was ihm gut dünkte, vielmehr hatte er nach bestimmten Grundsätzen und in Beachtung der Regeln für eine gesunde Fruchtwechselwirtschaft diejenige Feldfrucht zu bauen, die fällig war, und auch in dem Umfange, wie das an der Reihe war. Daß das geschah, wurde von den Behörden überwacht. War die Saatzeit vorüber, so hatte jeder Dorfvorsteher eine Statistik an die Gaustaatsbehörde einzureichen, woraus man ersehen konnte, wie viel Morgen mit Weizen, wie viel mit Gerste, mit Hülsenfrüchten und sonstigen Früchten, und zwar für alles Ackerland mit Einschluß des Privatlandes, bestellt worden waren. Jede Gauhauptstadt faßte diese Dorfberichte zusammen und sandte die zusammenfassende Gau-Statistik an die Landeshauptstadt Alexandrien. Dort konnte man sich also sehr bald nach beendigter Aussaat ein Bild von dem Umfange der bevorstehenden Ernte machen. War die Ernte vorüber, so hatte jeder Dorfvorsteher eine Statistik über die bis in Bruchteile von Scheffeln genau berechnete Menge der verschiedenen Ernteerträge des öffentlichen und privaten Ackerlandes an die Gaustaatsbehörde einzureichen, diese wiederum an die Zentralbehörde in Alexandrien, und wenige Wochen später wußte man in Alexandrien, wie viel Scheffel Weizen, wie viel Scheffel Gerste usw. im ganzen Lande geerntet worden waren. Die weitere Berechnung, wie viel Korn zur Ernährung des Volkes zu dienen hatte, war dann bald gemacht, weil die Kopfzahl auf Grund der alle vierzehn Jahre stattfindenden Volkszählungen und der zwischendurch geführten Zu- und Wegschreibungen (an der Hand von Geburts- und Todesanzeigen) bekannt war.

Diese *Saatstatistik*, vor allem auch die *Erntestatistik* könnte uns heute als Vorbild zur gesicherten Durchführung der Volksernährung dienen, vor allem auch die *Pflicht der Dörfer, bestimmte Früchte in bestimmten Mengen anzubauen.*

Für die Ernährung mit Brotgetreide bildeten die oben erwähnten, in jedem Dorfe



vorhandenen staatlichen Kornspeicher einen natürlichen Rückhalt, sie erleichterten auch den städtischen Nahrungsmittelämtern ihre Aufgabe. Neben dem Brote mußte aber auch für Fleisch gesorgt werden. Das geschah auf dem Wege vertraglicher Abmachungen zwischen dem Nahrungsmittelamte und den Viehzüchtern unmittelbar, also unter Ausschaltung eines Zwischenhandels. Vor allem kam hierbei Schweinefleisch in Betracht, wenigstens erwähnen die Papyri häufig den Auftrieb von Schweinen, niemals — soweit bisher bekannt — von Rindern oder anderem Schlachtviehe. In solchen Verträgen, deren wir mehrere besitzen, verpflichteten sich die Schweinezüchter, eine bestimmte Zahl von Schweinen für den Markt einer bestimmten Stadt zu füttern und davon so viel jeweilig abzuliefern, als von Fall zu Fall verlangt wurde. So sicherte sich jede Stadt eine nach der Kopfzahl ihrer Bewohner berechnete Anzahl von Schweinen, wobei nicht nur mit einem einzigen Züchter, sondern mit mehreren gleichzeitig Abkommen getroffen wurden, um die nötige Anzahl von Tieren festzulegen. Die Tiere gehörten vom Tage des Vertragsschlusses ab der Stadtgemeinde, sie blieben bis zu ihrer Verwendung nur in Kost beim Züchter. Die Abschätzung der Tiere geschah durch die Nahrungsmittelbeamten, der Abschluß der Verträge dagegen durch den obersten Gaubeamten, den sogenannten Strategen, weil die Züchter nicht bloß vertraglich, sondern auch noch eidlich sich binden mußten. Der Eid wurde nicht nur den Beamten auferlegt, sondern grundsätzlich auch allen Privatleuten, welche eine Leistung für die Öffentlichkeit übernahmen. Der Züchter haftete dem Staate für gewissenhafte Pflichterfüllung mit seinem ganzen Vermögen, ja er mußte sogar noch einen Bürgen stellen, der dem Staate — ebenfalls mit seinem ganzen Vermögen — als Rückversicherung diente. Das war hart gegenüber unserer heutigen Auffassung, aber wirksam. So heißt es in einem Papyrus des Berliner Museums (Nr. 92) vom Jahre 187 n. Chr.: „Ich erkläre hiermit, indem ich schwöre beim Genius des Markus Aurelius Kommodus Antoninus, unseres Kaisers und Herrn, daß ich 165 Schweine habe, die ich füttere zum Auftriebe auf den Markt der Stadt Psenbellichis, und die ich liefern werde, sobald es verlangt wird, andernfalls soll mich die Strafe des Eidbruches treffen." Also neben Vermögenshaftung noch Eidbruchstrafe.

Nach Auftrieb der Schweine trat der Metzger in Tätigkeit. Auch dieser mußte zur Sicherstellung der Volksernährung eidliche Verpflichtungen eingehen und einen Bürgen stellen, der ebenfalls eidlich sich verpflichten mußte. Etliche Papyri der Straßburger Bibliothek, allerdings aus sehr später Zeit (566 n. Chr.), enthalten solche Bürgenverpflichtung: „Ich verpflichte mich freiwillig und aus eigenem Antriebe, Bürge zu sein für den und den Metzger, daß er das Metzgergeschäft untadelig auf die Dauer des folgenden Jahres ausübt und sein Geschäft nicht in Stich läßt, anderenfalls aber ihn vor die Behörde zu bringen derart, daß man ihn greifen kann", usw.

Alle Gewerbe waren zu Zünften zusammengeschlossen, deren Vorstände (Zunftmeister) halbamtliche Eigenschaft besaßen. Daß Metzger und Bäcker ihre Schuldigkeit taten, dafür sorgten auch diese halbamtlichen Zunftmeister. Nach den im Frieden bei uns bestehenden Grundsätzen ist der Bäcker oder Metzger nicht verpflichtet, auf Verlangen an jedermann zu verkaufen; damals aber bestand diese Pflicht, doch nur in Hinsicht der Nahrungsmittel.

Neben Brot und Fleisch waren es nach Ausweis der Papyri noch Eier und Speiseöl (statt der heutigen Butter), gelegentlich auch Obst, deren Zufuhr und Verkauf durch die Nahrungsmittelbehörden nach festen Regeln gesichert wurde. Es sind das dieselben Speisen, deren Sicherstellung auch heute unsere Behörden in die Hand genommen haben. In einem Papyrus aus dem bereits genannten Oxyrhynchos vom Jahre 327 n. Chr. heißt es: „Ich verpflichte mich durch heiligen Eidschwur, den Eierverkauf auf dem Stadtmarkte auszuführen, und zwar im Handverkaufe, zur öffentlichen Nahrungsversorgung der Stadtbevölkerung, Tag für Tag, ohne Unterbrechung. Nicht soll ich befugt sein, fortan unter der Hand oder in meiner Wohnung Eier zu verkaufen" usw. Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen privatem Handel im Hause des Verkäufers und öffentlichem Verkaufe — zu behördlich festgesetzten Preisen — im Dienste der öffentlichen Nahrungsmittelversorgung auf dem Stadtmarkte. Wiederum ist der Händler, wie oben, durch Eidschwur gebunden. Die Zahl der Eier, die zum Verkaufe gestellt werden sollen,

ist im Papyrus nicht angegeben, doch wird dieser Punkt irgendwie anders geregelt gewesen sein.

Über die Versorgung der Städte mit Speiseöl besitzen wir nur ein sehr frühes Zeugnis, nämlich das Steuergesetz des Königs Philadelphos aus dem 3. Jahrh. v. Chr. Dort handelt es sich um die Verpflegung Alexandriens, dessen Ölbedarf in der Weise gedeckt wird, daß auf bestimmten Gauen die Verpflichtung lastet, eine genau vorgeschriebene Anzahl von Morgen Landes mit Ölfrüchten zugunsten Alexandriens dauernd zu bestellen.

Ein Papyrus des Britischen Museums endlich (Nr. 974) aus dem 4. Jahrh. n. Chr. zeigt uns die Versorgung einer Stadt mit Obst. Auch hier hat der Händler einen Bürgen zu stellen, und dieser gibt folgende eidliche Erklärung ab: „Ich bin Bürge für den und den Fruchthändler, daß er der Stadt seinen Dienst ordentlich leistet in der Zufuhr aller zeitgemäßen Obstarten, die in sein Fach schlagen, in reichlicher Menge und ohne Unterbrechung. Sollte man wegen Vertragsbruches auf ihn fahnden, so will ich ihn stellen, daß er seine Schuldigkeit tut, andernfalls will ich selber seine Pflicht auf mich nehmen, oder es soll mich die Strafe des Eidbruches treffen" usw. Wie hier für Obst, so wird auch für andere Fruchtarten, insbesondere für Gemüse, gesorgt gewesen sein, wenn auch die Papyri bislang darüber keine Auskunft geben.

Alle diese Maßnahmen zur Sicherung der Volksernährung, leider nur lückenhaft durch die Papyri uns überliefert, lassen sich durch alle Jahrhunderte der griechisch-römischen Zeit hindurch verfolgen. Dienststellung und Titel der Beamten der Nahrungsmittelämter wechselten im Laufe der Jahrhunderte, aber der Grundsatz, daß die Öffentlichkeit für gesicherte Ernährung des Volkes zu sorgen hatte, blieb derselbe.

Heidelberg. Prof. Dr. Preisigke.

Ein deutscher Irrlehrer des Auslands.

I.

Emsig hatte die Presse des Auslands dafür gesorgt, daß all die Äußerungen deutschen Haders und deutscher Unzufriedenheit, die sie in der letzten Zeit vor dem Kriege wahrzunehmen glaubte, in vergrößerter und vergröberter Aufmachung den gläubigen Lesern aufgetischt wurden, um den unbequemen Nebenbuhler herabzusetzen, womöglich auszuschalten, da man mit ihm erfolgreich nicht konkurrieren konnte.

Aber wie man als Kronzeugen des zynischen Imperialismus den General von Bernhardi fand, so als Wortführer der „colossal immorality" Treitschke, des deutschen Kultus der Macht Fr. Nietzsche, der die deutsche Kultur der letzten Generation beherrschte, der die Prinzipien des „Bismarckismus" philosophisch begründete, der die neuere deutsche Dichtung, Kunst und Philosophie wie keiner vor ihm beeinflußte, der dem Denken und Fühlen der letzten Lustren seinen Stempel unverkennbar aufdrückte. Er ist neben Heine der deutsche Schriftsteller, der dem gebildeten Ausland am bekanntesten ist; seine Urteile wiegen hier so schwer, weil er auch der anerkannte Philosoph des jüngsten Deutschlands ist.

Er ist der Kronzeuge all derer, die die deutsche Kultur für eine minderwertige, rohe, barbarische halten, die neben der französischen und — slawischen tief herabsinke.

Für den Leser bedeutete die Frage, welche Schriften schon in die Zeit des umdüsterten Geistes gehören, wenig oder nichts; was in seinen Werken steht, wird als gleichwertig genommen.

Welches ist der Standpunkt Nietzsches? „Deutsch denken, deutsch fühlen — ich kann alles, aber das geht über meine Kräfte" (XI 313).[1] Er tat sich auf seine vermeintliche Abstammung von polnischen Adligen und seine Verwandtschaft mit Chopin etwas zugute, gerade wie Paul de Lagarde sich seiner Verwandtschaft mit dem Eintagskönig Theodor von Korsika rühmte. „Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten. Mein Mißtrauen gegen den deutschen Charakter habe ich schon mit 26 Jahren ausgedrückt — die Deutschen sind für mich unmöglich" (XI 373). Und warum dieser auffällige Haß gegen das Vaterland, der nur bei Byron in solcher Schärfe ein Widerspiel findet? „In Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris und Neuyork — überall bin ich entdeckt: ich bin es nicht in Europas Flachland Deutschland" (XI 312). Was Platen, Heine, Schopenhauer u. a. zu ähnlichen Ausfällen veranlaßte, trieb auch Nietzsche: gekränkte Eitelkeit oder das Gefühl der Verkanntheit. Dazu kommt die Über-

1) Ich zitiere nach der Leipziger Taschenausgabe.



schätzung französischer Kultur. „Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffiniertesten Kultur Europas und die hohe Schule des Geschmacks" (VIII 224). „Als Artist hat man keine Heimat in Europa außer in Paris" (XI 298). Von den Engländern weiß er in der „Morgenröte" zu rühmen (V 376), sie hätten „sich an die Spitze der Wissenschaft gestellt"; doch die Russen erhalten keine lobende Charakteristik, wenn er auch von Dostojewski mächtig beeinflußt wurde.

Was den Theoretiker in Deutschland besonders abstieß, war der Staat mit seinem gesetzmäßigen Triebwerk, seiner Über- und Unterordnung, seiner das Kleinste regelnden Organisation — ein Zustand, der jetzt goldene Früchte trägt. Das „friderizianische Preußen", dessen Geist das neue Deutschland zu erfüllen drohte, war schon den Romantikern ein Greuel gewesen und ist's allen Stürmern und Drängern, die lieber wie Goethe im „Götz" das Faustrecht verherrlichen und wie Görres über den „Racker Staat" herfallen. In diesem Sinne redet auch der neue Zarathustra (VII 69) „vom neuen Götzen": „Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer . . Vernichter sind es, sie stellen Fallen auf für viele und heißen sie Staat: sie hängen ein Schwert und hundert Begierden über sie hin . . .; dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist." Und öfter wie einmal spottet er gegen „preußische Schneidigkeit und Berliner Witz und Sand" (VIII 211) und bekam dabei das ganze literarische und künstlerische Ästhetentum zu Lachern, das ja wie er den „Bildungsphilister" und die „heil'ge Ordnung" verabscheute.

Als der Einfall der deutschen Heere in Belgien bekannt wurde, strategisch notwendig, auch politisch gerechtfertigt, wie sich erwies, da brauste ein Sturm der Entrüstung durch den ausländischen Blätterwald, und die Zeitung eines neutralen Staates zitierte den Satz Nietzsches (aus VIII 211): „Es ist heute vielleicht die gefährlichste und glücklichste Verkleidung, auf die sich der Deutsche versteht, dies Zutrauliche, Entgegenkommende, die Karten aufdeckende der deutschen Redlichkeit: sie ist seine eigentliche Mephistopheles-Kunst, mit ihr kann er es noch weit bringen. Der Deutsche läßt sich gehen, blickt dazu mit treuen blauen leeren deutschen Augen — und sofort verwechselt das Ausland ihn mit seinem Schlafrocke."

Wie oft konnte man lesen, nicht das Deutschland Goethes und Schillers bekriege man, sondern das „militaristische". Das ist so die Vorstellung Nietzsches (V 136): „Wenn wir von deutschem Geiste reden, so meinen wir Luther, Goethe, Schiller und einige andere." Aber seit die Deutschen zur Macht kamen (1870/71), ist's mit dem Volk der Denker vorbei: „Die Macht verdummt" (X 284). „Wie viel verdrießliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, Schlafrock, wie viel Bier ist in der der deutschen Intelligenz!" (X 215). „Deutschland gilt immer mehr als Europas Flachland" (X 287). Schon 1873/74 ist der junge Nietzsche überzeugt, „daß die Deutschen bis jetzt keine Kultur haben, so sehr sie auch reden und stolzieren mögen" (II 198).

Mehr noch, die Deutschen haben überall, wohin sie kamen, die bestehende Kultur verdorben. „Sie haben, seit einem Jahrtausend beinahe, alles verfilzt und verwirrt, woran sie mit ihren Fingern rührten" (X 454). „Alle großen Kultur-Verbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen . . Sie haben alles, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es gibt, den Nationalismus, diese névrose nationale, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas" (XI 370f.). „Soweit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur" (XI 294).

Ist es ein Wunder, wenn die Nietzscheaner des Auslandes mit ihrem Propheten den Weltkrieg als einen Kreuzug für die Kultur, gegen die Barbarei des kulturwidrigen Deutschlands erklären?

II.

Aber noch in anderer Hinsicht ist Nietzsche dem modernen Ausland ein Irrlehrer geworden — und das ist das Sonderbarste. Der Weltkrieg, der nach den erlogenen Erklärungen der Feinde und nach der Ansicht weiter neutraler Kreise von Deutschland angestiftet und begonnen wurde, ist nach den Äußerungen fremder Zeitungen und Zeitschriften eine Folge der Lehre Nietzsches, der mit seinen Ideen zum mindesten das ganze gebildete Deutschland berauscht habe.

Es ist richtig: für den Skeptiker war der militärische Geist stets etwas Hohes. Er selbst war ein begeisterter Feldartillerist, und es schmerzte ihn tief, als er durch eine



schwere Verletzung vor der Zeit der Waffe entsagen mußte. Als der Krieg 1870 ausbrach, bot er sich sofort dem Vaterlande an und leistete als Krankenpfleger Dienste, die ihm sehr schwerfielen. Und als er einmal eine Heeresabteilung, Reiterei, Artillerie, Infanterie in schimmernder Wehr, mit dröhnendem Schritte vorbeiziehen sah, da, sagte er zu seiner Schwester, „fühlte ich wohl, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht" (IX, XI). Er schwärmt für die militärische Erziehung. „Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig; und näher besehen, es gibt keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat. Befehlen können und wieder auf eine stolze Weise gehorchen ..., die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen" (X 140). Seine „Zukunft" träumt er sich in einem „Militärdienst, so daß durchschnittlich jeder Mann der höheren Stände Offizier ist, er sei sonst, wer er sei" (X 52). Er freut sich „der militärischen Entwicklung Europas: die Zeit der Ruhe und des Chinesentums ... ist vorbei" (IX 100). Im Staat sieht er die „organisierte Unmoralität ... als Wille zur Macht, zum Kriege, zur Eroberung, zur Rache" (X 2). Der Krieg ist ihm ein Kulturmittel: „er härtet ab, er macht Muskel" (X 210). Er predigt: „Man muß lernen, viele zum Opfer zu bringen und seine Sache wichtig genug nehmen, um die Menschen nicht zu schonen" (X 181). „Eine Gesellschaft, die endgültig und ihrem Instinkt nach den Krieg und die Eroberung abweist, ist im Niedergang ... Wenigstens dürfte ein Volk ... sein Eroberungsbedürfnis, sein Machtgelüst, sei es mit Waffen, sei es durch Handel, Verkehr und Kolonisation, als Recht bezeichnen — Wachstumsrecht etwa" (X 7). In den Eroberern sieht er die neuen „Barbaren", die kommen (X 135) ... „Man kann bei Naturen wie Cäsar und Napoleon etwas ahnen von einem ‚interesselosen' Arbeiten an ihrem Marmor, mag dabei von Menschen geopfert werden, was nur möglich. Auf dieser Bahn liegt die Zukunft des höchsten Menschen" (X 178). Und so ruft er prophetisch aus: „Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas ... Wir Deutschen wollen etwas von uns, was man von uns noch nicht wollte — wir wollen etwas mehr" (X 140).

In dem „Willen zur Macht", die Unkundige mit brutaler Gewalt verwechselten, sah man die Aufforderung zur Eroberung, zur Niederzwingung der Gegner; Deutschland, sagte man, habe diese Philosophie ergriffen, fühle den Beruf zum „Herrenstaat", und der Kaiser wandle in den Fußtapfen Cäsars oder Napoleons (oder auch Tamerlans oder Attilas), der an seiner Idee arbeite, „mag dabei von Menschen geopfert werden, was nur möglich"; der Militarismus Deutschlands sei die in Praxis umgesetzte Philosophie Nietzsches, dessen Leitspruch: „Werdet hart!" nicht umsonst gesprochen wurde.

III.

Wenn sich nach diesen Gedankengängen in einem neutralen Kopfe ein Zerrbild des deutschen Wesens, des deutschen Willens ergab, ist das wirklich verwunderlich? Eher ist verwunderlich, daß Nietzsche fast zur selben Zeit dem französischen Geiste assimiliert wurde, als die puritanischen Engländer in ihm den Geist des Belial entdeckten, gegen den die christliche Kultur (Englands, Rußlands, Italiens, Serbiens, Montenegros, Japans) mobil gemacht werden mußte.

Und doch dürfen wir nicht vergessen, daß Nietzsche als „Europäer" sprach, der den Kosmopolitismus der Romantik wieder neu entfachte, in jener Zeit, da die Gründertage manchen guten Deutschen am germanischen Wesen irremachen konnten; dürfen nicht vergessen, daß Nietzsche auf das Ausland viel tiefer gewirkt hat als auf uns, und seine Gegner bei uns viel zahlreicher und geschulter sind als anderswo. Und zuletzt sei daran erinnert, daß Nietzsches Kampf gegen alles Pharisäertum, gegen Plattheit, Selbstgenügsamkeit, Seelensattheit unser Denken aufgerüttelt, die innere Vertiefung vorbereitet hat, die nun die dira necessitas des Krieges mit Riesenschritten vollendet. Nietzsches idealer Mensch fordert, wie Wundt („Die Nationen und ihre Philosophie" S. 104—115) so schön zusammenfaßt, „ideale Zwecke, in denen sein Leben aufgehen muß, wenn es für ihn lebenswert sein soll; und diese Zwecke können, weil sie von ihm erstrebt werden, wenn sein Leben ein Leben der Tat sein soll, niemals ein fertiger, nur zum Genusse vorhandener Besitz, sondern sie müssen an Werte gebunden sein, die nicht unter ihm, sondern über ihm stehen. Hier



vollendet sich die Idee des „Übermenschen", wenn wir diesen Namen für ein zu erstrebendes Zukunftsideal beibehalten wollen, indem sie sich mit der diesem auf die Tat gestellten Ideal selbst schon immanenten Idee der Hingabe verbindet. Hinter dem Übermenschen Nietzsches steht so das Pflichtgebot: Du sollst dich selbst dahingeben für die Aufgabe, die dir in der Welt gestellt ist! Kein Zweifel, dieser Gedanke lebte auch in der Seele Nietzsches ... Und zweifellos ist es dieser nicht zu entbehrende Unterton, der in den Seelen vieler nachgeklungen hat, die von Nietzsche angezogen wurden ... Nietzsche hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, jedenfalls ohne es auszusprechen, den deutschen Idealismus seiner Wiedergeburt entgegengeführt ... in dem, was den Kernpunkt aller Philosophie ausmacht: in den Problemen der sittlichen Lebensanschauung."

Eduard Stemplinger-München.

Deutschland im Urteil des Auslandes früher und — jetzt. Herausgegeben von Heinrich Fränkel. Mit Geleitworten von Peter Rosegger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer. München 1916, Georg Müller.

Das vorliegende Werk ist ein Kriegsbuch und muß als solches beurteilt werden. Es ist aus dem Bedürfnis hervorgegangen, die Angriffe, die seit Ausbruch des Krieges gegen Deutschland und das deutsche Geistesleben gemacht worden sind, zurückzuweisen und namentlich der Herabwürdigung des deutschen Volkes durch die Franzosen und die nach Frankreich geflüchteten deutschfeindlichen Elsässer entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke hat der Herausgeber eine große Anzahl von Urteilen, die von Vertretern verschiedener Völker seit Tacitus bis auf die Gegenwart über Deutschland gefällt worden sind, zusammengestellt. Das Verzeichnis der Beurteiler weist 271 Namen auf. Am zahlreichsten und interessantesten sind die Urteile der Engländer und Franzosen, obgleich die Auswahl nicht immer glücklich und charakteristisch ist. Mehr oder weniger typisch sind auch die Urteile der anderen Völker, die der Herausgeber berücksichtigt hat (Russen, Japaner, Italiener, Nordamerikaner, Griechen, Bulgaren, Spanier, Argentinier, Iren, Dänen, Norweger, Schweden, Niederländer, Flamen und Schweizer). Die meisten Vertreter dieser verschiedenen Völker äußern sich zugunsten Deutschlands, so daß durch ihre Aussagen die Anklagen, die seit Ausbruch des Krieges gegen die Deutschen erhoben worden sind, sich in hohem Grade als ungerecht erweisen. Die Geleitworte von P. Rosegger, G. v. Schmoller und W. Waldeyer sind wertvoll insofern, als diese Männer frei von chauvinistischer Überhebung sind und die Hoffnung hegen, daß die in diesem Buche zusammengestellten günstigen Urteile zugleich zur Selbsterziehung des deutschen Volkes mithelfen werden. So gibt Waldeyer dem Wunsche Ausdruck: „Möchten alle Deutschen, die das Buch lesen, sich fragen, ob sie stets das Ihrige dazu getan haben, der günstigen Urteile, die sie darin finden, sich wert zu erweisen, und möchte so jeder dazu beitragen, daß die uns zuerkannten guten Eigenschaften unserer heranwachsenden Jugend bewahrt bleiben für und für!" In diesen Worten ist schon angedeutet, was über das Unternehmen als Ganzes kritisch zu bemerken ist: daß es namentlich im Auslande sicherer sein Ziel erreicht, der gerechten Sache, für die es eintritt, wirksamer gedient hätte, wenn der Herausgeber bei der Auswahl der Urteile im Hinblick auf Deutschland wie auf Deutschlands Gegner von einer objektiveren Gesinnung getragen worden wäre. Von diesem Vorbehalte abgesehen, ist die Lektüre des vorliegenden Werkes lehrreich und fördernd sowohl für die Freunde als auch für die Feinde Deutschlands.

J. B.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG | HEFT 4 | 1. JANUAR 1917

Aus den Schützengräben.

Von P. D. Fischer.

Verehrte Freundin!

Sie wünschten meine Meinung über das wundersame kleine Buch zu wissen, das Sie mir neulich mit nach Hause gaben. Ich komme Ihrer Aufforderung um so lieber nach, als ich mich dadurch von einem Druck zu befreien hoffe, den ich unter dem vielen Schweren, womit der Krieg je länger, je härter auf uns lastet, am widerwärtigsten empfinde; ich meine den Druck der Lügen und Verleumdungen, die unsere Gegner von Beginn des Weltkrieges an in einem bis dahin unerhörten Maße gegen uns losgelassen haben, und deren Verbreitung sie zielbewußt als eines ihrer wirksamsten Kriegsmittel zu betreiben nicht müde werden. Gehen sie doch, England auch hierin an der Spitze, so weit, diejenigen ihrer Landesangehörigen, die auf Grund ihrer eigenen Wahrnehmungen gegen die eine oder andere dieser Lügen Front zu machen versuchen, wegen Landesverrats vor den Strafrichter zu ziehen. Ein Spezialgesetz, das die Verbreitung der Wahrheit mit Strafe bedroht, etwa eine lex Hobhouse, wäre ja wohl das Tollste, was dieser Krieg an Rechtsirrungen zu leisten vermöchte.

Und wir? Sollen wir uns auf den landläufigen Trost beschränken, daß Lügen kurze Beine haben? oder daß Schimpfwörter keine Geschosse sind? Sollen wir diese Gasbomben ihrer Verleumdungen ruhig über uns ergehen lassen und ihnen lediglich die vollendete Gleichgültigkeit unseres guten Gewissens entgegenstellen? Kann es uns wirklich gleichgültig sein, daß diejenigen Nationen, die dem allgemeinen Weltenbrand bisher noch in mühsam aufrechterhaltener Neutralität gegenüberstehen, von den Schmähungen und Drohungen unserer Gegner mehr und mehr angesteckt werden? Nein, und abermal nein! Zahmes Erdulden, stilles Verachten ist auch diesem Punkt der Kriegführung gegenüber vom Übel. Auch hier gilt es, sich zu wehren; auch hier ruft mutig sich zeigen, niemand sich beugen, die Arme der Götter herbei.

Ich bitte deshalb um die Erlaubnis, meine Bemerkungen auf noch einige andere Schriften aus den Schützengräben ausdehnen zu dürfen, die mir neuerdings in die Hand gekommen sind und die mir, jede in ihrer Art, typisch für den Geist unserer Feldgrauen, zugleich aber die wirksamste Widerlegung der wider uns erhobenen Beschuldigungen zu sein scheinen.[1]) Und wenn ich mir für diese Bemerkungen einen Platz in den auch Ihnen wohlbekannten blauen Heften der „Internationalen Monats-

1) Leutnant Gotthold von Rhoden. Tübingen 1916 bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). — Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. — Leutnant Karl Feyerabend. Gedenkblatt der Brasilianischen Bank für Deutschland.

schrift" erbeten habe, so ist dies in der Hoffnung geschehen, daß diese Zeitschrift, dem Sinne ihres Begründers und dem ihres jetzigen Leiters gemäß, auch gegenwärtig noch fortfährt, ein Organ der Verständigung zwischen den verschiedenen Kulturvölkern zu bilden, und daß ihre Stimme auch jetzt noch in neutralen Ländern, hier und da vielleicht auch bei unseren Gegnern, gehört wird.

Ich beginne mit dem Heft, das die Erinnerung an Gotthold von Rhoden festzuhalten bestimmt ist, ein Heft, dessen Bekanntschaft ich Ihnen zu verdanken hatte, als es noch lediglich dem Kreise der Verwandten und Freunde zugänglich war, und mit dem Sie mich jetzt, wo es auf vielfaches, wohlberechtigtes Verlangen veröffentlicht worden ist, aufs neue beschenkt haben. Der Held dieser Schrift, einer der drei in diesem Kriege vor dem Feinde gefallenen Söhne des Konsistorialrates und Predigers von Rhoden, ist als junger Theologe aus seinem ersten Marburger Semester unmittelbar bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger zu den Waffen geeilt, hat es durchgesetzt, sehr bald an die Front zu kommen und ist, zum Offizier befördert, ein volles Jahr hindurch in den Schützengräben im Westen mit vorbildlicher Einsetzung seiner vollen Jugendkraft tätig gewesen, bis ihn am 15. September 1915 in der Champagne die tödliche Kugel traf. Einer von vielen Tausenden; aber einer der Reinsten, von den höchsten Idealen Beseelten. Einer, in welchem sich die sittlichen Grundlagen, auf denen die stärkste Kraft unserer Heeresmacht beruht, am restlosesten ausgeprägt haben; einer zugleich, dessen so früh unterbrochener Entwicklungsgang die bündigste Widerlegung der von unseren Gegnern über den preußischen Militarismus verbreiteten Verleumdungen darstellt.

Wenn der treffliche Schwede R. Kjellén in seinen „Ideen von 1914" das deutsche Pflichtgefühl dem westeuropäischen Individualismus gegenüberstellt, so kommt in den Feldzugsbriefen des Neunzehnjährigen trotz aller Zurückhaltung der Gedanke der Unterordnung unter das Ganze wiederholt zu überraschend klarem Ausdruck. „Ich bin nicht mehr ich," schreibt er am 11. Dezember 1914 von Arras, „sondern ein Teil der Volkskraft, die sich für das Vaterland aufbrauchen und aufopfern muß. Darum weg mit der ängstlichen Sorge um meine Person!" An der Wende des großen Jahres schreibt er den Eltern: „Das alte Jahr hat der unsagbaren Not so viel gebracht, das neue wird noch mehr bringen. Im alten brach im ersten Sturm der Begeisterung das Beste der Menschenseele hervor, im neuen heißt es Ausdauer, Bewährung. Das wird schwerer sein: seid auch Ihr stark in der Liebe und bleibt es; verliert nicht den guten Glauben an unser Volk und bleibt stolz und getrost, auch wenn ich nicht heimkehre; ich will keine schwächliche Trauer." Ganz im Sinne dieser Bitte hat der Vater das Wort, mit welchem der Sohn den Brief an einen gleichfalls im Felde stehenden Freund schloß:

„Kopf hoch und Augen geradeaus aufs Ziel gerichtet!"

an den Schluß der Vorrede gesetzt, mit der er die Briefe des Gefallenen der Öffentlichkeit übergab.

Jedes Wort in diesen schlichten Briefen legt Zeugnis davon ab, wie innerlich gefestigt dieser junge Krieger war. „Als Zugführer, der für das Wohlergehen von 60 Mann verantwortlich ist, habe ich meine Gedanken zusammenzunehmen. Wer hätte das denken können, als ich noch ein fröhliches Studententum vor mir haben zu können glaubte!

Aber vielleicht reift diese schwere Zeit. ... Jetzt muß sich zeigen, was an dem Menschen ist, ob er als innerlich gebrochener, verlebter Mensch aus dem Strudel der grausamsten Erlebnisse heimkehren wird, oder ob ihn dieser gewaltige Ansturm noch in seinem Charakter stärken konnte." Und als er am 30. Januar 1915 seinen Lieben mitteilt, daß er über Nacht ein kgl. preußischer Leutnant geworden, sagt er: „dies ganze militärische Leben, mit all seinen Förmlichkeiten, dies Kriegsdasein — es ist nur das Äußerliche, das Körperliche; daß nur der Geist stark und gesund bleibe und die Seele rein! ... Freuen tue ich mich natürlich doch ..."

Ausgesprochener Duellgegner, Abstinent, obgleich von der Familie, wie er sagt, in Freiheit dressiert, doch von den strengsten sittlichen Grundsätzen beherrscht, ist dem jungen Mann die Anpassung an seine neuen Umgebungen nicht leicht geworden. „Es geht mir", schreibt er nach Haus, nachdem er sich entschlossen hatte, als Fahnenjunker Berufssoldat zu werden, „äußerlich ja ganz gut. Desto mehr muß ich innerlich schwer arbeiten. Meinen Geist kann ich auf keinen Fall dem Offizierkorps anpassen." In welchem Maße er sich trotzdem die allgemeine Anerkennung seiner neuen Berufsgenossen erworben hat, namentlich auch die seiner Vorgesetzten, geht aus dem Briefe hervor, den sein Hauptmann nach der Beförderung Gottholds zum Leutnant an dessen Vater richtete. „Es mag ihm zuerst schwer geworden sein, sich einzuleben, und vor allen Dingen wird er manche eigene Ansicht, die sehr anerkennenswert ist, dem allgemeinen Wesen unterordnen müssen. Aber gerade seine Ansichten, die zuerst etwas übertrieben schienen, sind so schätzenswert für uns alle, und er hat sich durch sein Auftreten unter Vorgesetzten und bei seinen Untergebenen viel Freunde erworben. Zu seinem vorzüglichen Charakter gesellen sich bei ihm die guten Eigenschaften, die wir gerade jetzt bei unseren Offizieren brauchen: das enge Zusammenleben und -fühlen mit den Leuten, das vorbildliche Verhalten, die nicht ermüdende Ausdauer und vor allem auch sein persönlicher Mut, gepaart mit unerschütterlichem Gottvertrauen ..." Und wiederum der junge Leutnant über diesen Hauptmann: „Mein Hauptmann ist ein Hauptmann — unbeschreiblich. Er ist der vornehme Grundbesitzer, der durch sein großartiges Organisationstalent Großes zustande bringt, äußerst praktisch und weltgewandt ... Seine Weltanschauung ist durchaus nicht starr; er ließ mich so viel reden, wie ich wollte — natürlich nur auf seine Aufforderung hin — und suchte mich von der Unerfahrenheit und Unhaltbarkeit meiner Ideen zu überzeugen ... So rücksichtslos darf ich ja nicht sprechen, wie ich wohl möchte; aber in all diesen Sachen der Weltanschauung bin ich, Gott sei Dank, mein eigener Herr, da kann mir keiner dreinreden, da bin ich frei und selbständig..." Und als der junge Leutnant bald darauf von seinem Regiment zu einem neu gebildeten versetzt wird, begleitet ihn sein bisheriger Hauptmann eine Strecke lang und sagt ihm zum Abschied: „Bleiben Sie so."

Stimmt dies Verhältnis zwischen dem eben flügge gewordenen jüngsten Leutnant und dem welterfahrenen Hauptmann zu den Vorstellungen, welche die Presse des Auslandes über den preußischen Militarismus verbreitet? Oder stimmt damit die Stellung zu seinen Untergebenen, die persönliche Teilnahme, die er für jeden von ihnen betätigt, das Verständnis, mit dem er auf die einzelnen einzuwirken sucht? „Meine 60

Schutzbefohlenen kenne ich nun alle bei Namen; für einen Zwanzigjährigen bereitet die Behandlung so verschiedener Geister sicherlich manch Kopfzerbrechen ... Ich werde Euch ein paar Adressen schicken für Liebespakete ..."

In welchem Umfange der junge Offizier sich in den wahren Geist des preußischen Militarismus einzuleben gewußt, wie er nach oben und nach unten den weitgehendsten Anforderungen entsprochen hat, das geht unwiderleglich aus den Briefen hervor, die nach seinem Heldentode der Hauptmann und der Regimentskommandeur an den Vater richteten, und andererseits aus dem rührenden Schreiben des Burschen, das die Liebe und die Bewunderung für den Dahingeschiedenen wunderschön zum Ausdruck bringt. —

Wie ganz anders das zweite Buch! Wenn in den Feldpostbriefen von Gotthold von Rhoden das Ringen einer jungen Seele, die Erlebnisse in den furchtbarsten Kämpfen sich anschaulich und erschütternd, zugleich jedoch erhebend abspiegeln, so erwecken die Briefe des Landwehrleutnants André Jolles aus dem Felde über antike Kunst, die Ludwig Pallat veröffentlicht und mit einigen prachtvollen Versen eingeleitet hat, zunächst ein Gefühl des Staunens, ich möchte sagen des Befremdens darüber, daß Briefe dieses Inhalts aus dem Felde herstammen. Dreißig bis vierzig Briefe, alle ohne Anrede und ohne Schluß, nur mit Zeitangabe, ohne Ort — alle offenbar an dieselbe Empfängerin gerichtet, die wohl als Gattin des Absenders zu denken ist, alle mit Nachdruck und magistralem Ernst tiefste Fragen antiker Kunst behandelnd — die dorischen Tempel, Homer, archaische Kunstwerke, Stilfragen, das griechische Drama, Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes: ist das mitten unter den Schrecken des Weltkrieges möglich? Wie ist es denkbar, daß der Leser nur an ganz vereinzelten Stellen, vielleicht drei- oder viermal in dem ganzen Buch von 101 Seiten, und auch da nur ganz flüchtig, etwas davon erfährt, daß rings herum der Krieg tobt. Einmal, unmittelbar nach einer ebenso feinen als tiefsinnigen Charakterisierung der Kunst des Sophokles, entschuldigt sich der Verfasser, daß seine Briefe weniger überdacht und weniger zusammenhängend sind. „Bei uns sind die Umstände nicht danach, über Kunst zu schreiben — ich versuche trotzdem, meine Gedanken aus dem Dreck zu retten."

Eine Erklärung liegt vielleicht darin, daß die Briefe sicherlich vor ihrer Veröffentlichung eine Redaktion erfahren haben. Zunächst offenkundig in ihrer Zusammenstellung nach dem Inhalt. Denn sie sind in der vorliegenden Ausgabe nicht nach ihrer Entstehung geordnet, sondern nach bestimmten sachlichen Gedankenfäden an- und hintereinandergereiht; zwischen Briefe aus dem Juli und August 1915 ist einer aus dem Januar 1915 eingeschoben; dann folgen einige aus dem Mai und Juni 1915, unter denen sich wieder einer aus dem November 1915 befindet, und so fort. Wenn also hier sichtlich eine Umreihung und eine durchgreifende Neuordnung des Materials vorgenommen worden ist, so liegt die Vermutung nahe, daß auch der Inhalt der Briefe nicht unverändert geblieben sein wird. Unter anderem wird vermutlich viel Persönliches, das in den Gedankengang der Briefe über antike Kunst nicht paßte, weggefallen sein; die Beziehungen des Schreibers zur Empfängerin, die persönlichen Eindrücke, die er doch notgedrungen als Offizier, als Teilnehmer an gewaltigen Kriegshandlungen im Kreidemorast der Champagne empfan-



gen **mußte**, sind offenbar auf ein Geringstmaß zurückgeführt, das diesen Briefen den Charakter des persönlichen Gedankenaustausches fast raubt und sie gelegentlich zu einer akademischen Vorlesung oder noch näher zu Vorträgen in einem kunstwissenschaftlichen Privatkolleg umstempelt. Und der Zweck dieses Privatkollegs? Wollte sich der Schreiber erretten aus dem Wust des Kriegsgetümmels, oder wollte er der Gattin eine Anleitung geben, nach der sie ihr Kind in die antike Kunst einzuführen vermöchte? Vielleicht, sogar wahrscheinlich, beides?

Aber — so, wie sie sind, können diese Briefe aus dem Felde mit dem Dichter sagen: Ich bin nun, wie ich bin; so nimm mich nur hin. Und wer sie mit Aufmerksamkeit liest und vor einigem gelegentlich etwas stark aufgetragenen Geistreichtum nicht zurückscheut, wird in ihnen nicht nur eine höchst eigenartige Bereicherung unserer Kriegsliteratur, sondern eine Quelle mannigfaltigster Belehrung und Anregung kennen und schätzen lernen. Sie wissen, verehrte Freundin, daß wir uns in der kleinen Graeca, von der ich Ihnen öfters erzählt habe, in diesem Jahre mit Homer beschäftigen. Ich kann aus unmittelbarstem Eindruck die Wahrheit und das Zutreffende von allem bestätigen, was der Brief vom 15. August 1915 über Homer sagt: „Als der blinde Sänger seine Stimme erhob, da schwiegen alle Musen und Künste; keiner konnte mehr einen Finger rühren, atemlos horchten sie; wie Josua die Sonne zum Stehen brachte, so stand, als Homer sang, die Welt stille ... Wie macht er es, alle die Figuren, die sich im Grunde so ähnlich sehen, so verschieden zu charakterisieren ..., nicht nur die Großen, sondern gerade die Kleinen ... Er beschreibt nicht, macht keine psychologischen Andeutungen, Einzelheiten kennt er hierbei nicht — und trotzdem! Da stehen sie deutlich und fest umrissen, stark wie die Wirklichkeit, schön wie Gedanken, alle verschieden, scharf gekennzeichnet ... Genau dieselbe Empfindung hat man bei jedem Wort, was er spricht. Sagt er Haus, so sehe ich ein Haus, sagt er Tür, so trete ich ein, sagt er Meer, so lecke ich mir die Lippen und schmecke den salzigen Geschmack ... Wie macht er das alles? ... Ich weiß es ebensowenig, wie ich Prometheus zugeschaut habe, wie er beim Bache saß und Menschen schuf ...“

Oder die wundersamen Gedanken, die er „auf dem Kriegsschauplatz, kein einziges Buch, nach allen Seiten abgelenkt“, über die religiösen Probleme bei Äschylos vorträgt. Ihm ist Äschylos ein Sturm, der alle Naturgewalten entfesselt, ein Sturm, der aufbaut und nicht verwüstet, ein Geisterbeschwörer, der von seinen Figuren besessen ist, und dessen Personen in einer Wolke von Ängsten und Leidenschaften, Gespenstern und unbeherrschbaren Mächten wandern. Wie anders der milde, abgeklärte, menschliche Sophokles, nach dem er sich gelegentlich wie von Sehnsucht angeweht fühlt. „So wie sich in dem Schreiben über Äschylos mein ganzes Innere aufwühlte, so kam mir beim Denken an Sophokles eine gewisse Linderung ...“

Eine höchst eigenartige, ich möchte sagen eine einzigartige Erscheinung, dieser Landwehrleutnant, der mitten aus den Schrecken der Champagneschlacht des vorigen Jahres seiner Gattin ein Privatkolleg schreibt über antike Kunst, dieser Kenner des griechischen Theaters, der ihr aus dem Schützengraben, ohne Hilfsmittel, mit beständigen Unterbrechungen die Entstehung des griechischen Dramas, die Grundlehren der Poetik des Aristoteles, das Verhältnis der großen griechischen Dramatiker vor-



trägt. Vorträge, die zu jeder Zeit Beachtung verdienen würden, die aber, so entstanden, ein vollgültiges Zeugnis von dem Geist ablegen, der in unseren Schützengräben solche Klänge auslöst und eine glänzende Widerlegung der Schmähungen, die uns als kulturfeindliche Barbaren verhöhnen.

In diesem Sinne mögen zum Schluß noch die wenigen Blätter hier Erwähnung finden, in denen unser Freund Max Schinckel namens der Brasilianischen Bank für Deutschland einem am 18. August d. J. gefallenen Beamten dieser Bank, dem Leutnant Karl Feyerabend, ein ehrendes Andenken errichtet hat. Bei Beginn des Krieges schlug sich Feyerabend von Porto Alegre nach Deutschland durch, um seine Kräfte dem bedrängten Vaterlande zu widmen. Mit welchem Heldenmut er dies getan hat, geht aus dem Brief hervor, den nach seinem Tode der Regimentskommandeur an die Witwe gerichtet hat. Zur Charakteristik des Gefallenen ist eine Niederschrift von ihm über das Leben unserer Soldaten mitgeteilt, die aus einer früheren Stellung vor Ypern herrührt, und der ich einige Sätze entnehmen möchte, da sie ohne Kommentar den Mann, die Situation und das Verhältnis des Offiziers zu seinen Leuten in schärfsten Umrissen vergegenwärtigen: „Ein unterirdischer Gang, mit Balken verstrebt, vorsichtig tastet sich der Fuß auf den schlüpfrigen Brettern weiter, ein Fehltritt, und er versinkt fast bis ans Knie in den Sumpf. Selten nur erhellt ein Lichtstümpfchen spärlich die Finsternis. Von Zeit zu Zeit schlagen wir eine Zeltwand beiseite, die zum Schutz gegen die herrschende Zugluft ausgespannt ist. An der einen Wand hocken und liegen auf Bänken und einfachen Holzpritschen unsere Feldgrauen, meist schlafend, nur die wenigen, die das Glück haben, in der Nähe einer Kerze zu wohnen, spielen Karten, lesen, schreiben. Draußen lauert der Tod. Täglich mehrere Stunden lang fallen die feindlichen Artilleriegeschosse nieder; drinnen langweilige Stunden des Wartens. Jetzt bin ich bei meinem Zuge und grüße die bekannten Gesichter.

Wenn es euch recht ist, wollen wir wieder etwas lesen!

Ein vielstimmiges: „Jawohl, Herr Leutnant!“ ist die Antwort, und so gut es eben gehen will, drängen sie sich um mich zusammen. Eine Kerze habe ich selbst mitgebracht, so daß mit einem anderen Lichtstumpf der Raum beinahe feenhaft erleuchtet wird.

Es ist Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“, das wir zusammen begonnen haben, von dem mir mal ein Kamerad sagte, das könne man beinahe jeden zweiten Tag wieder lesen. Und einige Sekunden später ist Meister Keller herniedergestiegen von seiner himmlischen Höhe und erzählt seinen deutschen Brüdern von seiner Schweizer Heimat... Die Geschichte ist zu Ende; alles hat gespannt gelauscht, denn Meister Gottfried versteht zu fesseln, ob er nun mit wenig Worten den Zauber einer Mondscheinlandschaft vom Zürcher See vor uns aufleuchten läßt oder mit leise quellendem Humor und jener Liebe, der nichts Menschliches fremd ist, uns den Charakter und den Entwicklungsgang seiner Gestalten zeichnet, oder ob er den Blick aufs Ganze richtet, aufs Vaterland und auf die Notwendigkeit, ihm zu dienen und es in jedem Augenblick immer wieder in erneuter Herrlichkeit aufzubauen. Solche Gedanken klingen in uns an; jeder mißt sie nach seinen Erfahrungen und wendet sie prüfend auf seine Verhältnisse an, und wenn sich der kleine Kreis trennt, dann ist keiner, der nicht etwas mitgenommen hätte fürs Leben.

Das ist das seltsam Große dieser Zeit, daß nun schon mehr als 20 Monate alle Standes-, Klassen-, Konfessions- und Parteischranken gefallen sind, daß alle, ob hoch oder niedrig, reich oder arm, studiert oder ungelehrt, dieselbe klare, einfache Pflicht zu erfüllen haben, das Vaterland zu verteidigen... Sehnen nach Klarheit erfüllt uns alle; nur was klar in uns geworden ist, befriedigt uns, freilich nur, um gleich wieder neues Sehnen in uns wachzurufen, aber das ist der Weg des inneren Fortschreitens. Und da zeigt sich nun ein gut Stück kameradschaftlicher Hilfeleistung darin, daß wir einander zu fortschreitender Klarheit verhelfen, und wo der eigenen Kraft Grenzen gezogen sind, uns mit den großen geistigen Führern unseres Volkes und der Menschheit verbinden ..."

Und nun wendet Karl Feyerabend seinen Blick auf die Zukunft. Wie wird's werden, wenn der Friede wiederkommt? Werden auch unsere Heimgekehrten wieder hineingezogen werden in die alten Gewohnheiten? Sollen die alten Parteiphrasen und -dogmen wieder umgehen und heischen, daß man sie anbete, unbesehen, mit Haut und Haar? Und er richtet seine Hoffnung als Heilmittel dagegen auf die deutschen Bücher; nicht ihre Masse, wie sie ständig den Markt überschwemmt, sondern jene kleine Zahl, die der Feldgraue draußen im Unterstand gelesen, im Zwiegespräch mit den Kameraden geprüft und wieder geprüft und schließlich als goldhaltig befunden hat. Und er schließt seine Niederschrift mit Fichtes Wort:

„Dasjenige Volk, welches bis in die untersten Stufen hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von seinen Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachahmung für sie.

Das sind wir Deutsche und wollen's immer mehr werden."

So Karl Feyerabend.

Was bleibt uns übrig, als einfach ein ehrfürchtiges Amen zu sagen!

Berlin, 20. November 1916.

Guido Gezelle.

Von Franz Jostes.

II. Seine Dichtung.[1])

Gezelle ist ein moderner Dichter in vollem Sinne des Wortes, und zwar erscheint er als solcher von seinem ersten Auftreten an. Daher auch der Mangel an Verständnis für ihn bei denen, die nur nach alten Leisten zu schuhen vermochten. Das Hauptcharakteristikum seiner Dichtung aber ist Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit:

„Hetgeen ik niet uitgeve en
hebbe ik niet in,
wie zal mij dat wijten te schanden?
Mijn herte en mijn tale, mijn
zede en mijn zin,
't is al zoo van buten, 't is
al zoo van bin':
't ligt alles daar bloot op mijn handen!

Dan weg met de oneigne
tale en den schijn
van elders geborgde gepeizen;
mijn zijt gij niet, uw dat en
wille ik niet zijn,
dat in mij en aan mij is
dat heete ik mijn
oneigne, ik late uw, ... gaat reizen!" [2])

1) Siehe Heft 2. November 1916.

2) Was ich nicht ausgebe, habe ich nicht in mir, mein Herz und meine Sprache,



Daran hielt er in Leben und Dichtung allen Einwendungen zum Trotz fest:

„Wat ook alle pedagogen
Staande houden, hooge en fel,
onbelogen,
onbedrogen,
wilde waarheid, wilde ik wel." [3])

Wohl bemerkt man zwischen den Gedichten der ersten und zweiten Periode hie und da Unterschiede: jene weisen in Wort und Bild begreiflicherweise noch Spuren der herkömmlichen Dichtersprache auf, aber mit der Zeit werden sie immer seltener, ebenso wie die Fremdwörter. Zugleich wächst seine Herrschaft über die Sprache immer mehr, und immer mehr Gewicht legt er auch auf einen in Sinn und Klang genau treffenden Ausdruck. Seine Anforderungen an die Schärfe der Zeichnung, an die Einheitlichkeit des Bildes und die Festigkeit des Rahmens, in den er es spannt, sind mit den Jahren gewachsen. Aber das alles berührt nicht das Wesen seiner Dichtung, das ihn zu Gezelle und zu einem Bahnbrecher gemacht hat.

Reif in der Jugend, ist er im Alter jung geblieben. Als er die verstaubte Leier seiner Frühzeit einmal wieder vom Nagel heruntergeholt hatte, da gelang es ihm auch, ihr wieder die alten Töne zu entlocken und Lieder zu singen von jugendlicher Frische und Anmut, Lieder von einer Zartheit und Innigkeit des Gefühles, einer Kraft und Schmiegsamkeit der Sprache, einer Lebendigkeit und Farbenpracht der Bilder, die bei dem alternden Mann überraschen mußten. —

Verse zu machen wurde Gezelle sehr leicht, aber zu dichten im wahren Sinne des Wortes, das ist ihm nicht leicht geworden:

„O dichten, die 'k gedregen, die 'k
gebaard hebbe, in de pijn
des dichtens, en gevoesterd aan
dit arem herte mijn;
mijn dichten, die 'k zoo dikwijls herkastijd heb, hergekleed,
bedauwend met mijn tranen en
besproeiend met mijn zweet," . . . [4])

In seiner geistigen Werkstatt lag ein großer Vorrat von Stoffen aufgespeichert, Gedanken, Bilder, Wörter, Sprüche, Verse und Strophen, die der rechten Stimmung oder des glücklichen Griffes harrten, um aus ihrem embryonalen Zustande heraus und ans Licht zu kommen. Manches, das verbunden werden sollte, wollte sich durchaus nicht in die gewünschte Form und Fassung bringen lassen — „men doet ook niet al wat men wil met de woorden", seufzt einmal der Dichter — und mußte oft jahrelang — wenn nicht für immer — liegen bleiben, bis es oft plötzlich und von selbst an- und ineinanderschoß.[5])

„Ten halven afgewrocht,
ontvangen niet geboren;

---

meine Sitte und mein Sinn, es ist ganz so von außen wie es von innen ist: es liegt da alles offen auf meinen Händen. — Weg denn mit der uneigenen Sprache und dem Glanz anderswoher geborgter Gedanken; mein seid ihr nicht, euer will ich nicht sein, was in mir und an mir ist, das nenne ich mein: Uneigene, ich lasse dich . . . geh fort.

3) Was auch alle Pädagogen steif und fest (hoch und heilig) behaupten, ich wollte wohl wilde Wahrheit, ohne Lug, ohne Trug.

4) O Gedichte, die ich getragen, die ich geboren in der Pein des Dichtens und genährt an diesem meinem armen Herzen; meine Gedichte, die ich so oft wieder gezüchtigt und umgekleidet habe, sie betauend mit meinen Tränen und benetzend mit meinem Schweiß . . .

5) Etwas Ähnliches bekennt Du Bois-Reymond von sich in einem Briefe an Fr. Zöllner: „Ich habe in meinem Leben einige gute Einfälle gehabt und mich manchmal dabei beobachtet. Sie kamen völlig unwillkürlich, ohne daß ich einmal an die Dinge dachte. Sichtlich fielen die Molekeln mit einmal in die gesuchte Lage . . ." Fr. Zöllner, Wissenschaftl. Abhandlg. II, 2. S. 1064. Leipzig 1889. (Hierauf hat mich mein Kollege Plaßmann aufmerksam gemacht.)



gevonden algeheel
noch algeheel verloren,
zoo ligt er menig rijm
onvast in mij, en beidt
den aangenamen tijd
der volle uitspreekbaarkeit." [6])

Ein charakteristisches Beispiel bietet hierfür sein Nachtigallenlied, von dem er schon 1874 in einem Briefe an G. Verriest schreibt, daß es ihm im Geiste schwebe:

„Ik hoore peerlen op een elpen tafel tinkelen,
Ik hoore op zilverdraad met rassen vingertik . . .
20—30 verzen . . .
Ik hoore uw (nacht) musijk, o roode nachtegal!"

Im „Tijdkrans" ist (zwanzig Jahre später) daraus folgende Strophe geworden:

„Geteld, nu tokt zijn taalgetik,
als ware 't op een marbelstik,
dat perelkransen,
van 't snoer gevallen, dansen." [7])

Ob freilich das lange Meißeln, Feilen und Schleifen nicht auch bisweilen seine Schattenseite gehabt hat, muß ich dahingestellt sein und die Flamen entscheiden lassen, für einen Fremden ist es zu schwer, hier ein Urteil zu fällen.[8]) Der Rhythmus freilich, in dem Gezelle eine unübertroffene Meisterschaft besaß, hat dabei indes stets gewonnen.[9])

Gezelles Dichtungen sind meistens entweder aus seinem eigenen innern Leben oder aus seinem Verkehr mit der Natur und seinen Mitmenschen hervorgegangen. Doch lassen sie sich nicht immer reinlich scheiden; denn der Dichter ist kein bloßer Realist, seine Kunst kein Impressionalismus: die Natur ist für ihn ein Ausfluß der Gottheit, ihre Schönheit ein Abglanz der ihrigen und ihr Preis oft zugleich ein inbrünstiges Gebet zu Gott. Er fühlt sich selbst als ein Teil der Natur und verschmilzt ihren Zauber mit dem Zauber seines Gemütes, bevor er sie uns zeigt:

„Mij spreekt de blomme een tale,
mij is het kruid beleefd,
mij groet het altemale,
dat God geschapen heeft." [10])

Aber viele, sehr viele Gedichte sind doch auch rein religiösen Charakters und ohne Beziehung zur Schöpfung. Man hat, wie oben angeführt, Gezelles Dichtung „unklare Mystik" genannt. Aber Gezelle ist überhaupt kein Mystiker, wenn man nicht mit dem Worte Unfug treiben und alles Übersinnliche und Religiöse als Mystik bezeichnen will, was freilich oft genug geschieht. Alle Spekulation liegt ihm völlig fern; weder als Denker noch als „Schauer" will er zu dem Urgrunde der Dinge vordringen, vielmehr besieht er alles nur mit seinen leiblichen Augen, und zwar sehr scharf. Seinen großen Landsmann Ruusbroec (1294—1381) hat er zwar sehr fleißig studiert, aber nur dessen

6) Zur Hälfte vollendet, empfangen, nicht geboren, weder ganz gefunden, noch ganz verloren, so liegt da mancher Vers schwankend in mir und wartet auf die erfreuliche Zeit der vollen Aussprechbarkeit.

7) Gezählt nun schlägt sein Sprachgetick, wie wenn auf einem Marmorstück von der Schnur gefallene Perlenkränze tanzen.

8) Doch will ich offen bekennen, daß ich in die Bewunderung dieser Strophe nicht vorbehaltlos einstimmen kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn Hugo Verriest sie vorträgt, man an Nachtigallengesang erinnert wird; ich zweifele auch gar nicht daran, daß Gezelle das Geräusch wirklich gehört und dem Nachtigallengesang ähnlich befunden hat — aber! ich habe in meinem Leben zwar manche Perle und manche Marmorplatte gesehen, indes nie Perlen auf Marmor tanzen hören! Und das dürfte bei vielen Lesern der Fall sein. Was nützt uns aber ein Vergleich, bei dem uns das tertium comparationis unbekannt ist? —

9) Über den Rhythmus bei Gezelle handelt G. Verriest, Des bases physiologiques de la parole rhythmée. (Revue Néoscolastique. Löwen 1894.)

10) Zu mir redet die Blume eine Sprache, mir gegenüber ist das Kraut liebenswürdig, mich grüßt es allzumal, was Gott geschaffen hat.



prachtvolle Sprache, nicht sein mystisches System hat ihn beeinflußt. Nur sehr selten, nur dort, wo die Wärme seines Gefühles fast bis zum Siedepunkte steigt, erinnert er an die Mystiker, etwa an Seuse. Ich wüßte im Augenblick nur ein einziges Gedicht dieser Art zu nennen, „Blijdschap", aus dem hier eine Stelle mitgeteilt werden mag:

„Ja! Daar zijn blijde dagen nog in 't leven,
hoe weinig ook, daar zijnder nog voorwaar,
en geren zou ik alles, alles geven
om één van die, mijn God, om éénen maar,
wanneer ik U gevoel, U heb, U drage,
mij onbewust, U zelf ben, mij niet meer,
U noemen kan, mijn God, en zonder klagen
herhalen: God! mijn God en lieve Heer!
o Blijft bij mij, Gij zon van alle klaarheid,
o blijft bij mij, blaakt deur end deur mij nu,
o blijft bij mij; ëen dingen, een is waarheid,
al 't ander al is leugen buiten U!
Gij zyt mijn hulpe, als niemand helpt, elk vlucht,
Gij zijt mijn vreugde, als elke vreugde een pijne is,
‚Hallelujah', als alles weent en zucht." [11])

Das mag man Mystik nennen, aber ist es unklar? verschwommen? Ich finde es ebenso klar wie schön! Es ist möglich, sogar sicher, daß die Herzensergießungen eines frommen Priesters von einem Protestanten, ja selbst von einem katholischen Laien oft nicht, oder nicht völlig nachempfunden werden können, aber wen wird das stören, wen zu einem abfälligen Urteile verleiten? Die reformierten Holländer offensichtlich nicht! Überdies ist Gezelles religiöse Dichtung nicht einmal durchweg subjektiv, es gibt darunter so objektive Stücke, daß sie meines Erachtens in jedem christlichen Kirchengesangbuche stehen könnten. Man nehme nur das folgende „Requiem" aus dem „Tijdkrans":

„Milde en machtig mededoogen,
keert uwe onbermhertige oogen
toch niet af
van mijn' nietheit, die, benepen,
voelt de dood haar henenslepen
naar het graf!

. . . .

't Is bestemd en 't staat geschreven:
sterven eens moet alle leven;
't wil en 't zal
dat daar duurt of schijnt te duren,
twintig jaar of twintig uren
sterven al!

. . . .

Nu is 't duister al en droevig,
lastig, leedzaam, ongedoevig,
waar ik ga;
waar ik zoeke of waar ik dale,
uitgeweerd gij, heldere strale
vant 't hierna!

. . . .

Vrijdt mijn arme ziele, o vrome
vechter, dat zij t'Uwaard kome
zonder scha;
dat ze, in uwen schoot geborgen,
na dees bittere wereldzorgen
rusten ga!" . . . . . [12])

11) Ja, es gibt frohe Tage noch im Leben, wie wenig auch, es gibt ihrer wirklich noch, und gerne würde ich alles, alles geben um einen von ihnen, mein Gott, um einen nur von ihnen, an denen ich Dich fühle, Dich habe, Dich trage, mein nicht bewußt, Dir selbst bin, mir nicht mehr, Dich, mein Gott, nennen und ohne zu klagen wiederholen kann: Gott! mein Gott und lieber Herr! O bleib bei mir, Du Sonne aller Klarheit, ... bleib bei mir, durchglühe mich jetzt ganz und gar, o bleib bei mir; ein Ding, eins ist Wahrheit, alles andere, alles ist Lüge außer Dir! Du bist mein Trost, wenn aller Trost Gift ist, Du bist meine Hilfe, wenn niemand hilft, jeder flieht, Du bist meine Freude, wenn alle Freude eine Pein ist, „Halleluja", wenn alles weint und seufzt.

12) Mildes und mächtiges Mitleid, wende deine unbarmherzigen Augen doch nicht ab von meiner Nichtigkeit, die beklommen von dem Tode sich hingeschleppt fühlt zum Grabe. — Es ist bestimmt und steht geschrieben: sterben muß einmal alles Leben; es will und muß, was da währt und scheint zu währen zwanzig Jahr oder zwanzig Stunden, alles sterben! — Jetzt ist finster alles und traurig, voll Last, voll Leid, voll Unruhe, wo ich gehe, wo ich suche oder



1.

Gezelles Naturdichtung ist in noch höherem Maße Gelegenheitsdichtung als seine religiöse. Seine Schilderungen knüpfen stets an eine bestimmte Gegend und einen bestimmten Gegenstand an, der bei dieser oder jener Gelegenheit besondern Eindruck auf ihn gemacht hatte. Man wußte genau, wo das „ranke riet" wuchs, das er besungen, wo die Weiden und Pappeln standen, die Kühe grasten, wo der Puter der „Pachthofschildering" einherstolzierte, und „König Canteclaar" seine mächtige Stimme erschallen ließ. Bei seinem letzten Besuche in Zillebeke hatte er, wie G. Verriest erzählt, dort flüchtig eine Kuh auf der Weide liegen gesehen, deren Bild nicht wieder aus seiner Erinnerung verschwinden wollte. Er nahm sich vor, in den nächsten Ferien sie womöglich noch einmal zu beobachten. Aber Versetzung und Tod kamen dazwischen, „und der Mann hat das Kuhbild unvollkommen mit in den Himmel genommen."

Der Schärfe seines Auges und der Sorgfalt seiner Beobachtung verdanken die Schilderungen es auch, daß sie so lebendig und anschaulich sind: man glaubt die Gegenstände vor sich zu haben, den Hengst zu sehen, die Nachtigall zu hören und die Blumen zu riechen. Die Wahrheit springt uns gleichsam ins Gesicht, und einem Maler müßte beim Lesen von Gedichten wie beispielsweise die „Pachthofschildering" der Pinsel auf der Palette zu tanzen anfangen. Als Beispiel wähle ich hier das bereits erwähnte Gedicht „Terug", das er nach dem Besuche seines großelterlichen Hofes zwei Jahre vor seinem Tode gedichtet hat:

1. Scheef is de poorte, van
   oudheid, geweken;
   zaalrugde 't dak van
   de schure; overal
   stroo op de zwepingen
   zit er gesteken;
   vodden beveursten het
   huis en den stal.

2. Boven die vodden zijn
   blommen gesprongen;
   onder die vodden zit
   volk en gezin:
   blommen van vrede, zoo
   ouden, zoo jongen,
   blommen van buiten en
   blommen van bin.

3. Daar is't, dat moeder zat;
   daar is't, dat vader
   vond die hem arbeid en
   herte bracht; daar
   knielden wij kinderen,
   handen te gader,
   baden wij, kleenen en
   grooten te gaâr.

4. Daar is de schippe nog,
   daar is de tange;
   't ovenbuur staat daar, zoo
   't vroeger daar stond;
   't hondekot staat daar en ...
   — 't is al zoo lange! —
   Hoe is die naam van dien
   anderen hond?

5. Ach, hoe verheugen mij
   ach, hoe verheffen
   de oudere dagen mijn
   diepste gemoed!
   Is er wel iemand, die 't
   oit kon beseffen,
   wat gij, oud hof, mij nu
   zegt, mij nu doet?

6. Zalige lieden, al
   te arglooze menschen.
   weinig begeerdet gij,
   groot was uw hert!
   — Kon het maar helpen, met
   weenen en wenschen,
   weêr ate ik roggenbrood
   naast u aan 't berd! [13])

---

wohinab ich steige, Dich ausgenommen, heller Strahl des Jenseits! — Befreie meine Seele, o starker Streiter, daß sie zu Dir komme sonder Schaden; daß sie, in deinen Schoße geborgen, nach diesen bitteren Weltsorgen ruhen gehe!

13) Zurück! Schief ist die Pforte vor Alter gewichen, senkig (sattelrückig) das Dach der



Ein Vergleich dieses Gedichtes mit dem schon von Ida von Düringsfeld gelobten „Excelsior" in den „Dichtoefeningen", kann den Unterschied zwischen dem jugendlichen und alten Dichter veranschaulichen. Wie prächtig sind dort die dem im Hafen von Antwerpen wartenden Dampfer „Excelsior" gewidmeten Strophen!

Gelijk het peerd te stampen staat
en sperken uit de steenen slaat,
en schuimende van den rennendorst,
met wit bespegelt zijn zwarte borst,
zoo ligt een schip en spant en touwt
den kabel die 't gebonden houdt:
in rep en in roere staat alles aan boord,
en hooge in de vlagge daar brandt het woord
Excelsior!

. . . .

Daar hong een moeder moe geschreid,
een dochter vol ellendicheid,
een knaapke rood en wit gekoond,
een vader met grijs haar gekroond,
een weenden om den hals van een
die beide en hun kind en hun broeder scheen,
die zucht noch klacht en liet, noch traan,
maar één woord van zijn lippen gaan:
Excelsior!

. . . .

De winden ontbinden en bonzen op
het schip, en voeren het in den top
en dan weêr van boven ten grondewaard neêr
der golven, die wiegen weg en weêr;
omleege grinst de dood van uit
den afgrond en van boven luidt
de donder; . . . maar 't edele kindgelaat
en vreest niet, op de vlagge staat
Excelsior! . . . . . . [14])

Während in „Terug" der Hof bis zum letzten Verse seine Rolle behält und die Sehnsucht des Dichters nach den Tagen der Kindheit um so mächtiger und rührender erscheinen läßt, je verfallener die Wohnung, je ärmlicher der Hausrat und je kärglicher das Mahl geschildert wird, trennt sich hier nach der Landung der junge Missionar von dem Schiffe, um zu den Wilden zu gehen und von ihnen erschlagen zu werden. Das ist das eigentliche Thema, für das der Dichter Interesse erwecken will, während das Schiff nur eine nebensächliche Bedeutung hat. Aber der Dichter widmet ihm so viele und so prächtige Verse, daß es ein zu großes Interesse auf sich selbst zieht, wodurch — nach meinem Gefühle

---

Scheune, überall auf den Latten sitzt Stroh gesteckt, Rasen (Grasplaggen) liegt auf der First von Haus und Stall. — Auf dem Rasen sind Blumen entsprossen; unter dem Rasen sitzt Volk und Familie: Blumen des Friedens, Alte wie Junge, Blumen außen und Blumen innen. — Dort ist's, wo Mutter saß, dort ist's, wo Vater fand, die ihm Arbeit und Herz brachte; dort knieten wir Kinder, die Hände gefaltet, beteten wir Kleinen und Großen zusammen. — Dort ist die Schaufel noch, dort ist die Zange, das Backhäuslein steht dort, wie es früher da stand; die Hundehütte steht dort, und . . . — es ist schon so lange! — wie ist der Name des anderen Hundes? — Ach wie erfreuen mich, ach wie erheben die alten Tage mein tiefstes Gemüt! Gibt es wohl jemand, der es je zu fassen vermöchte, was du, alter Hof, mir jetzt sagst, mir jetzt tust! — Glückliche Leute, überaus harmlose Menschen, wenig begehrtet ihr, groß war euer Herz! — Könnte es nur helfen, weinen und wünschen, wieder äße ich Roggenbrot neben euch am Tische.

14) Gleichwie das Pferd zu stampfen steht, und Funken aus den Steinen schlägt und schäumend vor Renndurst mit Weiß seine schwarze Brust besprenkelt, so liegt ein Schiff und spannt und reißt den Kabel, der's gebunden hält: es regt sich und rührt sich alles am Bord, und hoch in der Flagge, da brennt das Wort: Excelsior! — Da hing eine Mutter müde geweint, eine Tochter voll Kümmernis, ein Knäblein mit Wangen, rot und weiß, ein Vater mit greisem Haar gekrönt weinend um den Hals von einem, der sowohl ihr Kind wie ihr Bruder schien, der Seufzer nicht noch Klage, noch Träne, nur ein Wort von seinen Lippen gehen ließ: Excelsior! — Die Winde entfesseln sich und stoßen auf das Schiff und führen es in die Höhe und dann wieder von oben tief hinunter zu den Wellen, die hin und her wiegen; unten grinst der Tod aus dem Abgrund, und oben wird der Donner laut . . . aber das edle Kinderantlitz fürchtet sich nicht, auf der Flagge steht: Excelsior!



— die Einheitlichkeit der Stimmung einigermaßen gestört wird. —

Gezelle ist wintersiech gewesen; Frost und Schnee machten ihn traurig und krank; der Winter ist für ihn ein „Spuk".

„De deuren van den Oosten gaan,
nog nauwlijks, even open
en toe, gelijk, den laatsten keer,
des veegen wimpers doen,
die henengaat in 't eeuwige. Ach,
't is avond nog eer 't noen
kan worden! Is geen dageraad,
geen dag ons meer te hopen? [15])

Kommt aber „Ostern", dann lebt er mit der ganzen Natur wieder auf.

. . . .

„Dagende uit den Oost is, allenthenen,
dag en dauw in 't land, en licht verschenen,
perels overal, die op, die aan
't ruwgelokte gerste blinken staan. . . .
't Vee wil uit den stal; de veulen dweerschen,
mallik achtereen, de malsche meerschen,
manen in de locht; en eer zoo tam,
dertel nu, van doene, is rund en ram.

Vogels hoore ik, heinde en verre slechten
veete; om „mij en dij", in 's huwelijks rechten,
kijven immer mussche en mussche; 't springt
menig tonge los, die vecht, die vinkt.

Bezig is de bie, van vlerken vlugge;
bezig worme, wespe, miere en mugge;
bezig nu ist al, dat been verrept,
vinne, varne voert, of asem schept . . . [16])

Licht, Tag, Wärme sind Voraussetzung für die gute Stimmung des Dichters und seine Lust zu singen. Die Nacht ist seine Freundin nicht und ebensowenig der sonst so viel besungene Mond: wenn er einmal auf diesen kommt, wird er matt. Ich habe mir das lange nicht erklären können, bis ich zufällig erfuhr, daß er gewöhnlich um 8 oder 9 Uhr zu Bett ging — er war ihm also nicht vertraut und gegenständlich genug!

Aber die Sonne! Schwerlich hat ein anderer Dichter sie so häufig und so begeistert besungen.

1. „'t Heelal doordaverend vroongedrocht,
die aarde, hemel, zee en locht
bebouwt: die, algebriênde, gaat
alleene; die geen schade en laat
u schenden; heerlijk zongespan,
wie is't die, u geleken, kan,
van al Gods werken, schoone zijn,
o schonheit van den zonneschijn"? [17])

Besonders schön finde ich die Schilderungen — es sind mehrere — ihres Kampfes mit den nordischen Riesen im Gewitter:

3. 't Is donker nu, 't is donkerder,
nog donkerder! Gevaren,
als machtig, overmachtig groote
en mammothsche adelaren,
omslaan de wolken alles, en
voor't nachtelijk bedwang,
onthemelt al dat hemel is,
in 's hemels zwart gevang.

---

15) Die Tore des Ostens gehen kaum noch eben auf und zu; gleich wie es zum letzten Male die Wimpern des Sterbenden tun, der hinübergeht ins Ewige. Ach, es ist Abend, noch ehe es Mittag werden kann! Ist für uns kein Morgenrot, kein Tag mehr zu hoffen?

16) Beim Tagwerden ist aus dem Osten überallhin Tag und Tau und Licht im Land erschienen, Perlen überall, die blinkend auf und an dem rauhgelockten Grase stehen. — 's Vieh will aus dem Stall, die Füllen durchqueren, eins hinter dem andern, die fetten Weiden, die Mähnen in der Luft, und vorher so zahm, ist ausgelassen jetzt im Treiben Rind und Widder. — Vögel hör ich nah und fern Fehde schlichten; um „Mein und Dein" in des Ehestands Rechten keifen immerzu Spatz und Spatz; es springt manche Zunge los, die ficht und singt. — Emsig ist die Biene, flügelflügge; emsig Wurm, Wespe, Grille und Mücke; emsig ist jetzt alles, das Bein, Flosse, Hand bewegt, oder Atem schöpft. . . .

17) (O du) das Weltall durchschwingende Wunderwerk des Herrn, das Erde, Himmel, Meer und Luft bewohnt, das, allgebietend, einsam geht, das du durch keinen Schaden dich schänden läßt, herrliches Sonnengespann, welches ist's von allen Werken Gottes, das sich dir vergleichen kann, schönes Wesen, o Schönheit des Sonnenscheins?



4. 't Is donker! Zal 't verwonnen zijn
dat overheerlijk blaken,
dat altijd even schoone van
de schoone zonnekaken?
't Is nacht! En zijt voor goed nu gij
gedompt en doodgedaan?
Gij, beeld des Alderhoogsten, zult
gij, stervend, ondergaan?

5. Staat op! Het worde dag weerom!
Staat op en slaat die booze,
die duistere onbedachten, gij,
Des hemels schoone rooze;
Gij, onverkrachte lichtvorstin,
staat op uit uwen schans
6. en plettert, onbermhertiglijk,
de domme reuzen gansch!

De zonne vecht! Zij duwt den spiet,
den onverwonnen gaffel
des zonnelichts, de reuzen in
den zwartgezwollen naffel;
ze bersten, en ze bulderen
malkander slaande, intween;
en, hersens in de kele valt
het reuzenrot ineen.

8. Ze 'n zijn niet meer .... ze 'n zijn niet meer,
Ze waren! .... In hun stede
komt helderheid, komt hemelsblauw,
komt goud, dat schittert, mede.
De zonne vocht, de zonne won,
en, tierende overluid:
„Hier ben ik"! roept ons zonneken,
„des vijands vonke is uit!" [18])

2.

Zahlreich sind die Schilderungen aus der Fauna und Flora, bald kraftvoll und farbenprächtig, bald lieblich und anmutig, nicht selten mit sonnigem Humor hat er die verschiedenen Tiere abgemalt. Sein Bild des Hengstes erinnert an das des Propheten Hesekiel, von dem es doch wieder ganz verschieden ist:

Uit zijn groote longerpijpen
rookt het ros, dat't schauwe geeft;
stampvoets stoot het stijf en stevig,
dat de stompe steenweg beeft:
sterk van lijve, staal in de oge,
kop omhooge
huid ondrooge,
voorwaards voert het, nij'g en trosch.
't hossebossend wielgeklots.

Vriezen mag het, zonnebranden,
duister zijn, of helder dag;
ruw de weg, of effen: dapper
slaan of niet, de geeselstag,
pinnen zal me 't hingstdier, moedig,
trage of spoedig,
kittelbloedig:
deizen dat en doet het niet,
alzoo lang het bane ziet." [19])

---

18) 's ist dunkel jetzt, 's ist dunkeler, noch dunkeler! Dahinziehend wie mächtig, übermächtig große mammuthafte Adler, umschlagen die Wolken alles, und vor der nächtlichen Gewalt enthimmelt alles, was Himmel ist, in dem schwarzen Gefängnisse des Himmels. — 's ist dunkel! Wird es überwunden sein das hoch überherrliche Glühen, das immer gleich schöne, der schönen Sonnenwange? 's ist Nacht! Und bist für immer du nun ausgelöscht und totgemacht, du Bild des Allerhöchsten, wirst du sterbend untergehen? — Steh auf! Es werde wieder Tag! Steh auf und schlag die dunkelen Vermessenen, du, des Himmels schöne Rose; du ungeschwächte Lichtfürstin, steh auf aus deiner Schanze und schmettere ohne Erbarmen die dummen Riesen völlig nieder. — Die Sonne ficht! sie stößt den Spieß, die unbesiegte Strahlengabel des Sonnenlichts den Riesen in den schwarzgeschwollenen Nabel; sie bersten und sie poltern, sich einander entzwei schlagend; und, die Hirne in der Kehle, fällt das Riesenvolk ineinander. — Sie sind nicht mehr . . . sie sind nicht mehr. Sie waren! An ihre Stelle kommt Helligkeit, kommt Himmelsblau, kommt Gold mit, das glänzt. Die Sonne focht, die Sonne gewann, und mit überlauter Stimme: „Hier bin ich!" ruft unser Sönnchen, „des Feindes Zunder ist aus!"

19) Aus seinen großen Lungenpfeifen raucht das Roß, daß es Schatten gibt; (mit allen vieren schnell) stampfend, stößt es fest und kräftig, daß der platte Steinweg bebt: stark von Leib, stier von Auge, Kopf empor, Haut naß, führt es vorwärts, grimmig und stolz, den hin und her stoßenden Räderklotz. — Frieren mag es, Sonnenbrand sein, dunkel sein oder heller Tag, rauh der Weg oder eben, tapfer schlagen der Peitschenschlag oder nicht, auf die Zehen wird sich mir der Hengst stellen, langsam oder schnell, kitzelblütig: zurückspringen, das tut er nicht, solange er noch Bahn sieht.



Und der Hengst unter dem Geflügel, ist er je getreuer und würdevoller dargestellt worden als von Gezelle?

Gekamde koning Canteclaar,
hoe geren zie 'k u komen daar,
gestapt zoo edeldrachtig
als Alexander, Attila
of Karloman zijn' wederga:
heel keizerlijk almachtig;

Gij kraait, terwijl ge uw' vlerken slaat,
en 't stemgeluid dat henengaat,
uit uwen hals gedreven,
herwekt het slapend menschendom,
het boodschapt hem den dag weêrom,
den dag, het licht, en't leven.

Uw' vonkelende ooge, uw' rooden kam
een laaiend beeld van vier en vlam,
uw' zwakken steert, uw' spooren,
uw' om end om geglimde borst,
uw' strijdbaarheit, uw' zegedorst,
uw' stem, zoo schoon om hooren...

wie is er die dat al beschrijft,
die, heel in woord en taal gelijfd,
doet leven u en waken?
Wie is er? Anders geen als gij,
heer Canteclaar, die machtig zij
uw evenbeeld to maken.[20])...

Von den Vögeln hat er außer seiner Hauptfreundin, der Nachtigall, besonders die Meise in sein Herz geschlossen.

Daar hipt en wipt, den tak omtrent,
een pimpermeesk' half zonneblend;
en 'k hoor zijn bekske, naaldefijn,
herhalend en herhalend zijn,
hoe 't blijde en hoe 't ja vromer is,
nadien 't nu eenmal zomer is.
Ja-wel, mijn kleentje, en meê met u,
zoo hipt mijn herte en wipt het nu,
vol hope, omdat 't weer zonneschijn
verblijden zal en zomer zijn!"[21])

Besondere Freude bereitete ihm das Leben und Treiben der jungen Meisen, dem er zwei hübsche Lieder gewidmet hat, von denen eins hier Platz finden mag:

Meezen.

1. Twintig meezenvoetjes
hippelen in t groen,
zurkelende zoetjes,
zoo de meezen doen.

2. Sprongen, rechte en kromme,
doen ze elkander na,
oppe, nêere en omme,
ga en wederga.

3. Elk op elk z'n taksken,
laat z'n tonge gaan;
elk het meezenfrakske, en
t meezenmutsken aan.

4. Voor die 't frakske maken,
één duim, of drie quart,
kost het, van blauw laken,
met 'n lapken zwart.

5. Uit die kleene lapkes
swarter als laget,
snijen de meezen kapkes,
volgens hunne wet.

6. 'k Zie ze geren spelen,
'k hoor ze geren, 's noens
bobbelender kelen
babbelen bargoensch.

---

20) König Canteclaar mit deinem Kamme, wie gerne sehe ich dich dahergestapft kommen, so edel von Haltung wie Alexanders, Attilas oder Karlmanns Gegenstück: ganz kaiserlich allmächtig; — du krähst, während du in die Flügel schlägst, und der Klang der Stimme, der aus deinem Halse getrieben dahingeht, weckt wieder die schlafende Menschheit, er botschaftet ihr wieder den Tag, den Tag, das Licht und das Leben. — Dein funkelndes Auge, dein roter Kamm, ein von Feuer und Flamme lohend Bild, dein schwacher Schwanz, deine Sporen, deine um und um glänzende Brust, deine Kampfeslust, dein Siegesdurst, deine Stimme, so schön anzuhören: — wen gibt es, der das alles beschreibt, es ganz in Wort und Sprache verleibt, dich lebendig und wach macht? Wen gibt es? Anders keiner als du, König Canteclaar, ist imstande, dein Ebenbild zu schaffen.

21) Dort hüpft und wippt ein Pimpermeislein (parus coeruleus) auf dem Zweige umher, halbblind von der Sonne, und ich höre, wie sein nadelfeines Schnäbelchen immer wiederholt, wie es froh, und wie's ja mutiger ist, nachdem's nun einmal Sommer ist. Jawohl, mein Kleines, und zusammen mit dir so hüpft mein Herz und wippt es nun, voll Hoffnung, daß Sonnenschein und Sommersein es wieder froh machen wird.



7. 't Zit entwaar 'en spinne,
 't ronkt entwaar 'en bie:
snappen doen ze ze inne
 zonder „een — twee — drie."

8. Hoort ze vijzevazen
 altijd even stout;
reppen, roeren, razen,
 weg en weere, in't hout!

9. „Mij," zoo roept er eene.
 „mij, die mugge!" — „Dij?"
wedderroept Marleene,
 „mij, Martijne, mij!"

10. Twee die wetten weten,
 delen 't heltegoed:
eten en vergeten
 mensche en meeze moet.[22])

Ich habe dieses Gedicht nicht nur um seiner selbst willen ausgewählt, sondern nebenbei auch, um an einem Beispiele zu zeigen, welche Schwierigkeit die Übersetzung aus Gezelles Werken bietet. Das Gedicht ist nämlich von Hjerm Holling[23]) verdeutscht, im ganzen nicht übel, wenn auch bisweilen etwas zu frei. Aber an der letzten Strophe ist er völlig gescheitert:

„Zwei, die kundig dessen,
fällen Urteil weis,
essen und vergessen
müssen Mensch und Meis."

Und so etwas muß dem feinhörigen Gezelle angedichtet werden! Ich werfe keinen Stein auf den Übersetzer, er versteht wenigstens seine Kunst besser als die meisten seiner Mitarbeiter an der Sammlung, aber an Gezelle scheitert eben oft jede Übersetzerkunst.

3.

Schwalben und Stare, Raben und Spatzen, sie alle haben ihren Teil bekommen, und sie können damit zufrieden sein! Selbst die Fliege, die „dikke, weltevreden, welgezinde snaartrompet" — bei Gezelle dürfen wir sie wohl zu den Singvögeln stellen! — der noch niemand das armseligste Verslein gewidmet hat, obwohl sie reichlich so lange wie Merle, Meise und Nachtigall gesungen und eine mindestens so schöne Sprache besitzt wie die Honigbiene und Grille, hat endlich von Gezelle Genugtuung für die lange Verkennung erhalten! Wir sehen hier indes schon, daß er bei Gegenständen, für die es doch schwer ist, das Interesse des Lesers wachzurufen, seinem Gedichte einen Zusatz beimischt, der das erleichtern soll. Bisweilen nimmt er ihn aus dem Schatze seines reichen Wissens wie bei dem Gedichte auf den „Niemandfreund", die Distel:

Ach distel, ik en kende maar
van zeggenswege uw streuvelhaar
 ik liet mij, van die 't zeiden
verwittigd zijn, in't akkerland,
dat ge overal de kroone spant
 om onraad uit te breiden. . . .
Men scheldt . . . of erger nog, men hoort,
van wetswege, en bij koningswoord,
 gebannen en geboden,

22) Zwanzig Meisenfüßlein hüpfen im Grün (Strauch), lieblich trillernd, wie die Meisen tun. — Sprünge, gerade und krumme, macht eins dem andern nach, hinauf, hinab, im Kreise, Männlein und Weiblein. — Jedes auf seinem Zweiglein läßt seine Zunge gehn, jedes mit dem Meisenfräcklein und dem Meisenmützchen auf. — Denen, die das Fräcklein machen, kostet's einen Daumen oder dreiviertel blauen Tuches nebst einem Läppchen Schwarz. — Aus den kleinen Läppchen, schwärzer als Steinkohle, schneidern die Meisen nach ihrem Herkommen Käppchen. — Ich sehe sie gerne spielen, ich höre sie gern des Mittags mit brodelnder Kehle kauderwelsch plappern. — Es sitzt wo eine Spinne, es summt wo eine Biene: wegschnappen sie sie ohne Einszweidrei (zu sagen). — Hört sie schwätzen, immer eben kühn, sich regen, rühren, rasen im Holze hin und her. — „Mir," so ruft da eine, „mir die Mücke!" „Dir?" ruft zurück Marleene. „mir, Martin, mir!" — Zwei (natürlich die Alten), die Gesetze kennen, teilen die gemeinsame Beute: essen und vergessen müssen Mensch und Meise!

23) Vlämische Dichtung. Jena 1916.

dat 't distelvolk men, een en al,
te zeisene en te spade, zal
verdoen en de eerde uit roden.[24])

Aber sein Herz kann das alles nicht beeinflussen:

dit Vlamingshert, dat, 't baten niet,
maar 't schoone in al Gods werken ziet,
en't goede zoekt te raden.[25])

Gewöhnlich aber schlägt er in solchen Fällen einen scherzhaften Ton an.

Man lese einmal das folgende Gedicht auf die Spinne (De Kobbe):

Vrouw kobbe zat weleer, eens voorjaarmorgen vroeg,
dat 't koolzaad blommen droeg,
gedoken in heur holleken,
zoo stille, of waar' ze dood;
een bolleken,
geen' errewete groot;
maar waken deed ze wel: vrouw kobbe is slim genoeg!

. . . .

Heur nette spande alom, van onbermhertig fijn,
onzichtbaar schier, satijn,
gesponnen zonder spinnewiel,
nen koolzaadtop omtrent;
daarinne viel,
och arme, een bietje blend!
och, bietje, bietje, vlucht, of u zal leed gaan zijn!

. . . .

Vrouw kobbe, op heur bureel, verwittigd al te wel,
per spreekdraad even snel,
komt kijken uit heur holleken.
Verrezen van de dood
is't bolleken
gebekt nu en gepoot!
Het bietje beeft, het valt aan't vechten voor zijn vel.

. . . .

Ach arem bietje, 't wendt zijn' hals en zijnen kop,
zijn' vlerken in het strop,
zijn' beentjes en zijn billekes. . . .
't zou geren vluchten, maar
al stillekes,
't vernestelt altegaar;
terwijl vrouw kobbe komt geschreên erboven op.[26]) . . .

Zur Beruhigung des Lesers will ich aus dem Schlusse mitteilen, daß der Dichter das Bienchen rettete, indem er der bösen Frau Spinne den Kopf zertrat.

Ich wüßte überhaupt keinen zweiten flämischen Dichter zu nennen, der einen so echten, feinen Humor besäße wie Gezelle. Wie prächtig hat er nicht seinen Landsmann gezeichnet, der allwöchentlich in den Straßen Kortrijks mit dem Rufe „beeksala! beeksala!" (Bachsalat, Brunnenkresse) seine Ware gegen alle Leiden anpries, und, wenn er sie verkauft hatte, sich satt aß an Kartoffeln, denn „Beeksala" zu essen, nein, das überließ er den Walen!

---

24) Ach Distel, ich kannte nur von Hörensagen dein Struwelhaar; ich ließ mich, von denen. die's erzählten, unterrichten, daß du überall im Ackerland herrschtest, um Unheil zu verbreiten. — Man schimpft . . . oder schlimmer noch, man hört, daß von Gesetzes wegen und bei Königswort gebannt und geboten sei, das Distelvolk vom Ersten bis zum Letzten mit Sense und Spaten zu vernichten und aus der Erde zu roden.

25) Dies Flämingsherz, das nicht auf den Nutzen, sondern auf die Schönheit in allen Werken Gottes sieht und das Gute zu erraten sucht.

26) Frau Spinne saß dereinst an einem Lenzmorgen früh, als der Kohl in Blüte stand, verdeckt in ihrem Höhlchen, so still, als wäre sie tot, ein Kügelchen, keine Erbse groß; aber wachen tat sie gut: Frau Spinne ist schlau genug! — Ihr Netz von unbarmherzig feinem, fast unsichtbarem Satin, ohne Spinnrad gesponnen, war rund um den Kohlkopf gespannt: dahinein fiel, o jemine, ein blindes Bienlein! Ach Bienlein, Bienlein, flieh, sonst wird's dir schlecht ergehen! — Frau Spinne, auf ihrem Bureau vorzüglich, ebenso schnell wie durch den Telegraphen, benachrichtigt, kommt aus ihrem Höhlchen, zu schauen. Auferstanden vom Tode ist's Kügelchen, mit Mund nun und Füßen ausgestattet! Das Bienlein bebt, es fängt an zu kämpfen um sein Fell. — Ach, armes Bienlein, es dreht in der Schlinge seinen Hals und seinen Kopf, seine Flügel, seine Beinchen und seine Hinterbäckchen ... es würde gerne fliehen, aber ganz leise, leise ist's völlig vernestelt; unterdes kommt Frau Spinne von oben hinzugeschritten...

Nur ein Beispiel noch dafür, mit dem ich auf ein tiefes Verständnis bei Ehemännern wie Junggesellen zu stoßen hoffe, will ich hier anführen, den Schluß aus dem Gedichte auf die „groote kuisch“ (Großes Reinemachen):

. . . . „Ze gieten
bij heele en gansche vlieten!
Past op, en niet te bij en gaat,
gij heeren: heel dien waterstaat
en zult ge, of 't zal u rouwen,
niet stooren. Zwicht de vrouwen,
die heerschend met den bezem staan,
of seffens zal hun tonge gaan!
't En baat hier niet als vluchten
en, stille of luide, zuchten:
't zij binnen of 't zij buiten huis,
geen vrijheid meer: 't is „groote kuisch!“
'k ga ievers om een glaasken:
te naaste weke is Paaschen!“[27])

4.

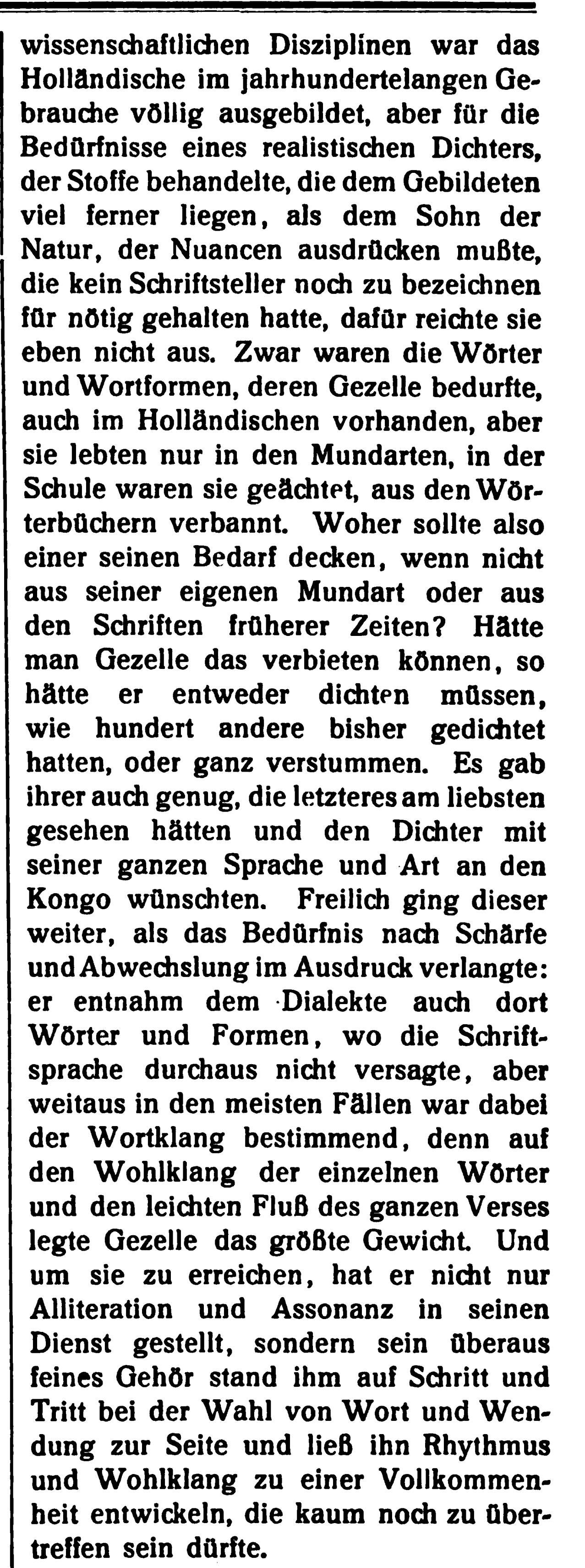
Es brauchte eigentlich nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß Gezelle ein Flamingant vom Scheitel bis zur Sohle war. Er liebte sein Volk von ganzem Herzen und hat seine Vergangenheit in mehreren prächtigen Liedern verherrlicht, von denen das auf die Gülden-Sporenschlacht (Groeningheveld) allbekannt ist und viel gesungen wird. Durch seine literarische Tätigkeit hat er die vlämische Bewegung mächtig gefördert, aber öffentlich aufgetreten ist er für sie meines Wissens kaum. Nur einmal hat er doch das Wort genommen, und das ist ihm nicht gut bekommen: er, der die Gefährlichkeit waschender Frauen, wie wir soeben gesehen, richtig zu würdigen und zu umgehen wußte, wagte sich an die politisierenden Studenten heran und nannte sie „ruitenbrekers“ (Radauschläger)! Das haben sie ihm wieder heimgezahlt! Doch wurde der Zwischenfall bald vergessen, und jetzt ist längst Gras darüber gewachsen.

„Weg, weg, met de tale,
die niemand spreekt,
hoe edel dan ook
zij mag heeten!“

Gezelle haßte die unnatürliche, schwerfällige und geschraubte Buchsprache seiner Zeit, und suchte ihr im Anschluß an seine heimatliche Mundart in Wort und Wendung, Gang und Klang frisches Blut und neues Leben zuzuführen. Den damaligen Wortführern in der flämischen Literatur war das ein Ärgernis und eine Torheit zugleich. Es war das insoweit auch zu verstehen, als man einer gemeinsamen Schriftsprache bedurfte und als solche die unter den obwaltenden Verhältnissen allein mögliche holländische Schriftsprache gewählt hatte. Zu dieser hatte das Brabantische erhebliche Beiträge geliefert; die Limburger waren und blieben literarisch indifferent, weil ohne innere Kraft; die Bewohner Flanderns aber, die schon geographisch dem Holländischen am fernsten standen und ebenso regen Geistes wie literarisch rührig waren, empörten sich mit Recht dagegen, daß dieselben Leute, welche nicht laut genug über die Unterdrückung des Flämischen durch das Franzosentum schreien konnten, sich unter den Ihrigen wie die ärgsten Tyrannen gebärdeten. Hätte sich diese Tyrannei nur auf die Schule erstreckt, so wäre nicht viel dagegen einzuwenden gewesen, denn diese bedarf der Einheitlichkeit und der strengen Gesetze. Aber darüber gingen sie hinaus: sie wollten auch den Schriftstellern zu schreiben befehlen, wie man's

27) Sie gießen bei heilen und ganzen Bächen! Paßt auf und geht nicht zu nahe heran, ihr Herren, diese ganze Wässerei (eigentlich „Seewesen“) dürft ihr nicht stören, soll's euch nicht gereuen! Laßt die Frauen in Ruhe, die da herrschend mit dem Besen stehen, sonst wird sogleich ihre Zunge gehen! Es nutzt hier nichts als fliehen und still oder laut seufzen: keine Freiheit mehr, sei's in oder sei's außer dem Hause: es ist „Großes Reinemachen“! Ich gehe mal zu einem Gläschen: die nächste Woche ist Ostern!

in der Schule lernte. Dichter, wie Heremans selbst einer war, konnten das leicht, denn ihre Gedanken und Gefühle waren hundertmal gedacht, gefühlt und ausgedrückt, und sie hatten die Wahl; aber Gezelle? Wie wäre es selbst jetzt noch beim besten Willen möglich, seine Gedichte in das holländische Buchdeutsch der sechziger Jahre zu bringen? Nein, es war die erbärmlichste Kleingeisterei, die ihn niederzudonnern suchte. Immer und überall haben sich die bedeutenden Dichter das Recht gewahrt, sich von den Fesseln der Schulsprache, d. h. von der Herrschaft der Schulmeister zu befreien, und alle Vernünftigen haben ihnen dies Recht zugestanden. Wie treffend hat nicht schon im 18. Jahrhundert der nüchterne, aber einsichtige Justus Möser in dieser Hinsicht geurteilt! Er fand die deutsche Sprache zu arm, „weil wir mit Hilfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provinzialdialekt vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können ... Verschiedene große Genies ... haben zwar seit einiger Zeit gesucht, demselben abzuhelfen; aber kaum wagt ein Lessing das Wort Schnickschnack oder beschreibt uns stiere starre Augen, so empören sich diejenigen, welche die Buchsprache allein gebraucht wissen wollen ... Der Engländer allein nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet, und dieses tut mit ihm jeder Provinzialdialekt." [28]) So urteilte einer, der kein Dichter, aber ein weitblickender Mann von gesundem und scharfem Urteile war. Hundert Jahre später war man in Flandern zu dieser Einsicht noch nicht gekommen! Hätte Gezelle ein System der Philosophie, eine Kirchengeschichte oder sonst ein gelehrtes Werk in seiner Sprache geschrieben, so wären die Anklagen auch vollauf berechtigt gewesen, denn für alle



wissenschaftlichen Disziplinen war das Holländische im jahrhundertelangen Gebrauche völlig ausgebildet, aber für die Bedürfnisse eines realistischen Dichters, der Stoffe behandelte, die dem Gebildeten viel ferner liegen, als dem Sohn der Natur, der Nuancen ausdrücken mußte, die kein Schriftsteller noch zu bezeichnen für nötig gehalten hatte, dafür reichte sie eben nicht aus. Zwar waren die Wörter und Wortformen, deren Gezelle bedurfte, auch im Holländischen vorhanden, aber sie lebten nur in den Mundarten, in der Schule waren sie geächtet, aus den Wörterbüchern verbannt. Woher sollte also einer seinen Bedarf decken, wenn nicht aus seiner eigenen Mundart oder aus den Schriften früherer Zeiten? Hätte man Gezelle das verbieten können, so hätte er entweder dichten müssen, wie hundert andere bisher gedichtet hatten, oder ganz verstummen. Es gab ihrer auch genug, die letzteres am liebsten gesehen hätten und den Dichter mit seiner ganzen Sprache und Art an den Kongo wünschten. Freilich ging dieser weiter, als das Bedürfnis nach Schärfe und Abwechslung im Ausdruck verlangte: er entnahm dem Dialekte auch dort Wörter und Formen, wo die Schriftsprache durchaus nicht versagte, aber weitaus in den meisten Fällen war dabei der Wortklang bestimmend, denn auf den Wohlklang der einzelnen Wörter und den leichten Fluß des ganzen Verses legte Gezelle das größte Gewicht. Und um sie zu erreichen, hat er nicht nur Alliteration und Assonanz in seinen Dienst gestellt, sondern sein überaus feines Gehör stand ihm auf Schritt und Tritt bei der Wahl von Wort und Wendung zur Seite und ließ ihn Rhythmus und Wohlklang zu einer Vollkommenheit entwickeln, die kaum noch zu übertreffen sein dürfte.

Die Flaminganten waren holländischer

[28]) Sämtliche Werke V, S. 83.



als die Holländer, die selbst die Mängel ihrer Schriftsprache erkannten und Gezelle zustimmten. Dieser kümmerte sich übrigens nicht um all die Angriffe; nur einmal hat er kurz gefragt: „Wer seid Ihr, die Ihr das freieste, was dem Menschen gegeben wurde — die Sprache —. unter Gesetz stellt?" Bald mußten seine Gegner erleben, daß es gerade die verschrienen Partikularisten waren, denen es gelang, sich den Weg ins Ausland zu bahnen, was den sprachlich „korrekten" Dichtern versagt blieb. Wer liest in Holland heute noch Jan van Beers, Jul. de Geyter, Vuylsteke, Dautzenberg und wie die damaligen Koryphäen der flämischen Dichtung alle heißen mögen? Sie sind in den Literaturgeschichten aufgespießt wie Schmetterlinge in einer Sammlung, ja, aber sie sind tot, wie diese; Gezelle indes lebt noch, und jedes holländische Kind kennt ihn, trotz seiner Sprache:

„Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles!"

Die Politik der Propheten.

Von Hermann Gunkel.

Mitten in den Aufregungen dieses Weltkrieges, da so mancher wieder nach dem glaubensgewaltigen, von Kampf und Schlacht widerhallenden Alten Testamente greift, um sich daran den Mut zu tapferem Aushalten im Vertrauen auf den alten Gott zu erneuern, dürfen auch die Propheten, die großartigsten Gestalten Israels, um Gehör bitten. Sind doch auch sie einem großen Teile ihres Wesens nach Politiker gewesen, und war doch der Krieg, und zumeist der Weltkrieg, das Element, in dem sie gelebt haben; und ihre Religion selber ist ohne die ständige Rücksicht auf die Kriegsschicksale ihres Volkes und ihre eigenen politischen Gedanken gar nicht zu verstehen.

Die Propheten — Politiker! Das mag die Gegenwart verwundern, in der es ja eine vielfach umstrittene Frage ist, ob eine unmittelbare Verbindung von Religion und Politik überhaupt wünschenswert erscheint. Anders aber als wir denkt über diese Dinge das alte Israel. Israels Religion ist von Anfang an eine Nationalreligion gewesen. Nach altisraelitischem Glauben hängt die Sache des Volkes und die des Gottes aufs engste zusammen. Es liegt in der Natur der Dinge, wenn in einem solchen Volke Männer erstehen, die im Namen des Nationalgottes ihre Meinung über die staatlichen Verhältnisse aussprechen und Einfluß auf die Politik begehren. Nun haben zwar — wie wir noch sehen werden — gerade die größten unter ihnen diese Verbindung von Volk und Gott gelockert; ihr Jahve ist ihnen mehr als ein Nationalgott; aber darin denken doch auch sie noch ganz wie ihr Volk, daß nach ihrer Überzeugung alle Schicksale Israels von Jahve herrühren und daß ihnen unter allem, was es auf dieser Erde gibt, ihr Volk das Allerwichtigste ist. Darum sind diese Propheten Politiker. Bei allen entscheidenden Wendungen der nationalen Geschichte haben sie ihre Stimme erhoben. Jahrhundertelang haben sie mit ihrem Volke gerungen; schließlich haben sie es überwunden und seinen Geist bestimmt.

Nun ist es freilich eine ganz besondere Art von Politik, die sie betrieben haben. Wer auch nur ein wenig von dem inneren Leben dieser feurigen Ekstati-



ker erfaßt hat, wird das völlig begreiflich finden. Von nüchternen, realpolitischen Erwägungen, von denen sich die zünftigen Politiker aller Zeiten leiten lassen, sind diese flammenden Seelen weit entfernt. Ihre Politik ist durchaus idealistischer, religiöser Natur: ihren begeisterten Glauben, ihre hohen sittlichen Ideale haben sie in bestimmte politische Forderungen oder Ratschläge umgegossen. So werden wir auch bei der Behandlung dieses Gegenstandes immer wieder auf die Religion der Propheten zurückkommen müssen.

Kein Zufall ist es auch, daß die Propheten so oft gerade von Kriegen reden. Das erklärt sich aus der Art der ältesten israelitischen Religion, die zu einem großen Teile ihres Wesens eine Kriegsreligion gewesen ist: „Jahve Zebaoth" war der Streiter und Führer in der Feldschlacht. Und dieser kriegerische Geist war in den Propheten aufs neue erwacht. Diese leidenschaftlichen Ekstatiker jauchzen hinein in das Toben und den Graus der Schlacht, wenn das Lärmhorn ertönt und die prasselnde Flamme Palast und Burg ergreift und wenn sich „Jahve Zebaoth" in seiner furchtbaren Größe offenbart.

Der Prophet Jeremia[1]) unterscheidet unter den Propheten zwei verschiedene Arten: die Heils- und die Unheilspropheten. Diese Unterscheidung, die wir also nicht selber erdichtet, sondern den Quellen entnommen haben, bestätigt sich uns durchaus, und nicht nur für das Zeitalter des Jeremia. Vielmehr können wir fast zu jeder Zeit diese beiden Arten von Prophetie nebeneinander erkennen.

Verfolgen wir zunächst die Geschichte der Heilsprophetie. Da sehen wir schon unter den älteren Königen Propheten, die der Herrscher selbst in schwierigen Staatsfragen zu Rate zieht. Diese Männer ziehen etwa mit Israels Führer in den Krieg und helfen ihm in Jahves Namen zu Israels Heil. Solche Heilspropheten wird es damals sehr viele gegeben haben; Hunderte von ihnen stehen z. B. in Ahabs Diensten.[2]) Typus dieser Art ist Elisa unter dem Königshause des Jehu, das er selber zur Herrschaft erhoben hatte. Einer der bedeutendsten unter ihnen muß Jona ben Amitthai, der Helfer Jerobeams II., gewesen sein, dessen Namen die Geschichte bewahrt hat[3]) und von dem noch die späteste Zeit ein gemütvolles Märchen, unser Jona-Buch, zu erzählen weiß. Solche Männer mögen manchmal politisch weitblickend und höchst einflußreich gewesen sein, die festesten Stützen des Königtums und die beliebtesten Führer ihres Volkes: Elisa empfängt von seinem dankbaren Herrscher den Ehrennamen „Israels Wagen und Reiter", d. h. Israels Kerntruppe im Kriege.[4]) Und auch die fremden Völker, mit denen Israel kämpft, mögen den Namen des israelitischen Gottesmannes mit Schauder und Schrecken nennen.[5]) Andererseits dürfen wir uns vorstellen, daß diese Propheten manchmal in die Ränke des Hoflebens verflochten waren, so wie Nathan bei Salomos Thronbesteigung eine mehr als bedenkliche Rolle gespielt hat.[6]) Die Bedeutung dieser Männer für das religiöse Leben ihres Volkes war, daß sie den Grundgedanken der Religion: Jahve, Israels Gott, hilft ihm in allen seinen Nöten, beständig wachgehalten haben. Wir werden die Wirksamkeit solcher Propheten also nicht geringschätzen dürfen, auch wenn wir hinzufügen, daß sie mit diesem Gedanken über die Reli-

1) Jeremia 28, 8f.

2) I. Könige 22, 6. 3) II. Könige 14, 25.
4) II. Könige 13, 1. 5) II. Könige 6, 11f.
6) I. Könige 1.

gion ihrer Zeitgenossen nicht hervorragten. Sie sind auch als Männer den Unheilspropheten gegenüber untergeordnet; sie sind nicht selbständig wie diese, sondern sie erscheinen im Gefolge der Könige, von deren Tisch sie essen, und das Volk jubelt ihnen zu. — Weissagungen dieser Heilspropheten mögen manchmal in der Form kurzer Gedichte im Volk umgegangen oder in fliegenden Blättern verbreitet gewesen sein. Es wird keinen Feldzug Israels gegeben haben, wo sie nicht eine Verheißung aussprachen. Oder wenn über ein Volk der Nachbarschaft das Verderben zu kommen schien, werden sie dies zu Israels Freude im voraus verkündet haben. So setzt Amos[7]) solche Drohungen über die Völker ringsumher voraus, einst durch Jahves Propheten kundgetan, aber noch immer nicht eingetroffen, die er nun seinerseits, wohl auch dem Wortlaut nach, aufnimmt: jetzt endlich sollen sie in Erfüllung gehen! Auch Träume von einer seligen Endzeit müssen in den Kreisen der Heilspropheten gepflegt worden sein: einst werde Jahve einen „Tag" halten, an dem er selber erscheint, um alle Heiden zu vernichten, Israel aber ein herrliches Glück zu schenken. Auf ein solches Heilsorakel nimmt ein Spruch in dem alten Jakobsegen Bezug: dereinst soll aus Juda ein Herrscher kommen, dem sich alle Völker unterwerfen, ein Spruch, den man fälschlich für unecht hat erklären wollen.[8])

Aber auch in der späteren Zeit, dem eigentlich klassischen Zeitalter der Prophetie, als die großen schriftstellerischen Unheilspropheten erstanden waren, ist die Heilsprophetie nicht verstummt. Zwar könnten wir aus der Bibel selbst den Eindruck gewinnen, es hätte damals nur eine einzige, gleichmäßige Kette gewaltiger Unheilspropheten gegeben: Amos, Hosea, Jesaia, Jeremia, Hesekiel, denen allen dies gemeinsam ist, daß sie Israel den Untergang geweissagt haben. Nun hat die Geschichte die Drohungen dieser Mäner erfüllt, und das die Bibel sammelnde Judentum hat daher von den vorexilischen Propheten fast nur Unheilspropheten aufgenommen. Wer aber tiefer blickt, der erkennt an vielen, mehr oder weniger deutlichen Spuren, daß in ebendieser Zeit zugleich auch eine höchst bedeutsame Heilsprophetie bestanden hat. Amos setzt voraus, daß sich seine Zeitgenossen nach dem „Tage Jahves" sehnten und ihn für eitel „Licht" hielten[9]); wer anders kann diese Hoffnung vertreten haben als eben Heilspropheten? Hosea hat gegen Propheten gekämpft, die er Verführer und Fallstricke des Volkes nennt und geradezu für „Verrückte" erklärt.[10]) Ebendasselbe sehen wir bei Micha[11]), Jesaia[12]) und Zephania[13]); diese Männer, welche die Unheilspropheten leichtfertige Volksverderber schelten, werden in derselben Zeit, da jene von Drangsal und Untergang sprachen, Jahves Hilfe in aller Not zugesagt und ebendadurch den grimmigen Zorn ihrer Gegner erregt haben. In das volle Licht der Geschichte tritt diese Heilsprophetie dann am Ende der Geschichte Judas ein; damals haben Jeremia und Hesekiel mit höchst einflußreichen und sicherlich gewaltig begeisterten prophetischen Nebenbuhlern kämpfen müssen, die den Sturz der chaldäischen Weltmacht und Israels Erlösung für die allernächste Zukunft behaupteten und ihr Volk zum verzwei-

7) Amos 1.

8) I. Mose 49, 10. Wahrscheinlich versteht der Dichter des Liedes als diesen Kommenden den David.

9) Amos 5, 18. 10) Hosea 4, 5; 9, 7 f.

11) Micha 3, 6. 11. 12) Jesaia 28, 7.

13) Zephania 3, 4.



felten Widerstande gegen die Fremdherrschaft fortrissen. Schließlich aber, seit der Perserzeit, ist diese Heilsprophetie zur unbestrittenen Herrschaft gekommen und hat dem damals so tief daniederliegenden Judentum neue Hoffnung eingeflößt. Von dem großen „Deuterojesaia“ an, d. h. dem uns sonst unbekannten Verfasser eines Büchleins, das dem Buche des alten Jesaia beigebunden ist[14]), sind alle Propheten des Judentums Heilspropheten gewesen, bis zu ihren späteren Nachfolgern, den „Apokalyptikern“, hin. Hier kommt also die Heilsprophetie auch in der Bibel zu Worte. Aber auch aus der vorexilischen Zeit besitzen wir im Kanon selber einige Stücke, die aus diesen Kreisen stammen: das sind die kleinen Bücher des Nahum und Habakuk, die den Untergang der Weltmacht weissagen, und das sogenannte „Lied des Mose“ [15]), eine umfassende prophetische Geschichtsbetrachtung und Heilsverkündigung aus chaldäischer Zeit. Dazu kommen noch nicht wenige Stücke, die wir jetzt als Einsätze in den Büchern der Unheilspropheten lesen und deren „Unechtheit“ man seit längerer oder kürzerer Zeit erkannt hat. Es sind zumeist Heilsweissagungen, einst ohne Namen umlaufend, von den späteren Sammlern, die namenlose Stücke überhaupt nicht aufnehmen wollten, so untergebracht. Die gegenwärtige Forschung pflegt sie in Bausch und Bogen für „nachexilisch“ zu erklären; aber man wird mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß manche von ihnen aus älterer Zeit herrühren und daß also die Orakel von Heilspropheten — ein eigentümliches Spiel des Schicksals — in den Schriften derselben Männer einen Unterschlupf gefunden haben, die sie einst, als beide Parteien noch am Leben waren, so bitter bekämpft haben!

14) Jesaia 40—55. 15) V. Mose 32.

— Noch weiter führt eine andere Betrachtung. Ein Volk, das seiner eigenen Kraft bewußt ist, sieht ebendarum auch eine große Geschichte, die es erleben will, vor sich und tröstet sich mit dieser Hoffnung in Zeiten nationaler Bedrängnis. Die Wahrheit dieses Satzes erkennen wir Deutschen in der Drangsal dieses Weltkrieges. Auch ein so von sich selbst überzeugtes Volk wie Israel muß eine große Hoffnung besessen haben. Demnach muß die Heilsprophetie zu jeder Zeit in ihm die Regel gewesen sein, und die Unheilspropheten sind überhaupt nur als furchtbare Ausnahmen denkbar. Das verraten diese Männer selber, indem sie von ihren prophetischen Gegnern stets als von der Mehrzahl sprechen, die ihnen, den einzelnen, gegenüberstehen. Ja, wir vermögen, wie das Folgende zeigen wird, noch zu erkennen, daß die Unheilsprophetie selber diesen patriotischen Gedanken nicht hat widerstehen können und, je länger, je mehr, Anleihen bei der Heilsprophetie gemacht hat. Nun stellt es zwar Jeremia so dar, als ob es von jeher nur Unheilspropheten gegeben habe: *„die Propheten, die seit uralter Zeit gewesen sind, weissagten 'über' mächtige Länder und gewaltige Reiche von Krieg, 'Hunger' und Pestilenz“* [16]); sicherlich wird daran richtig sein, daß die weitaus meisten aller Propheten von Tod und Verderben gehandelt haben; so entspricht es der leidenschaftlichen, das Furchtbare liebenden israelitischen Religion; trotzdem läßt sich das zornige Wort eines erregten Propheten nicht ohne Vorbehalt als Geschichtsquelle verwenden: Jeremia hat doch, wie gerade diese Worte zeigen, viele Unglücksorakel über fremde Völker gekannt, die eben für Israel heilverkündend gewesen sind.

16) Jeremia 28, 8.



Wer das überwallende Temperament der Propheten kennt, die nur von „Wahrheit“ und „Lüge“ wissen und von nichts dazwischen, denen eine billige und gerechte Behandlung des Gegners fernliegt, wird es nur natürlich finden, daß die Unheilspropheten ihre Gegner einfach als „Lügenpropheten“ gebrandmarkt haben.[17]) Uns Nachgeborenen aber, die wir größere Gerechtigkeit beweisen sollten, will es nicht geziemen, dies Urteil nachzusprechen, und wir gestehen, mit wenig Freude zu sehen, wie noch Gelehrte der Gegenwart, in dem hinterlassenen Mantel der Propheten sich bergend, von diesem sicheren Orte aus auf ihre längst verstorbenen Gegner, die sich nicht mehr wehren können, schelten. Vielmehr haben wir zu erkennen, daß sich Heils- und Unheilspropheten weder in ihrem äußeren Auftreten noch in der Art, wie sie zu ihrer Überzeugung gekommen sind, unterscheiden, und daß auch von diesen unveräußerliche Gedanken der Religion ausgeprägt worden sind. So werden wir also diese Richtung, die in der Bibel für die ältere Zeit zu kurz gekommen ist, im Geiste überall ergänzen müssen, um von der wahren Geschichte der Prophetie eine Vorstellung zu gewinnen.

Viel bedeutsamer freilich als diese Heilspropheten sind ihre großen Gegner, die Unheil verkündet haben. Das sind die Männer, die als Widersacher der Könige auftreten, ja, als Feinde ihres Volkes gelten, und die dem natürlichen Empfinden Israels oft aufs heftigste widersprechen. Es sind die großen Revolutionäre, wenn ihr Volk ihnen zufällt, die großen Einsamen, wenn sie niemand versteht, die Männer, die höhere Ziele haben als das Heil des Königshauses, ja, als das Gedeihen ihres Volkes, denen Jahves Sache hoch über der nationalen steht. Mag die Menge den Heilspropheten zujauchzen, sie sind die Geschmähten und Verlästerten, die Verfolgten, Eingekerkerten und Getöteten. Aber sie sind zugleich die Träger der hohen sittlichen Ideale, die eigentlichen Werkzeuge der Offenbarung. Die Heilspropheten haben für Israel gesprochen; die Worte dieser Großen ergehen noch immer an die ganze Welt. Sie sind es, die in der Zeit der Assyrer und Chaldäer die furchtbare Drohung von Israels Untergang geprägt haben. Jahrhunderte hindurch haben sie mit den Heilspropheten gekämpft. Dennoch haben beide Richtungen eine gewisse gemeinsame Grundlage: beide gehen auf ein volkstümliches Zukunftsbild zurück, das — wie man in der letzten Zeit zu erkennen beginnt — wahrscheinlich im letzten Grunde aus dem Ausland nach Israel gekommen ist. Und sie haben sich im Laufe der Geschichte untereinander beeinflußt. Fast alle Unheilspropheten haben am Schluß der Wege Gottes das Heil gesehen und so in die Heilsprophetie, von der sie sich so weit entfernt hatten, schließlich doch wieder eingelenkt. Demnach läßt sich an den Heilshoffnungen der Unglückspropheten feststellen, was die Heilsprophetie zu jener Zeit verkündet hat.

Unsere Aufgabe wird es im folgenden sein, vor allem die Unheilspropheten als die geschichtlich bedeutsameren zu schildern, zugleich aber in dies Bild, soweit es möglich ist, die Wirksamkeit der Heilspropheten mit einzuzeichnen und das Ringen der beiden Parteien miteinander zu zeigen.

Zuerst ein Vorspiel, eine gewaltige Ouvertüre. Schon vor den schriftstellerischen Propheten sind zwei große Unheilspropheten erstanden, welche die beiden entscheidenden Staatsumwälzungen in Israel hervorgebracht haben: Ahia

17) Jeremia 23,21 ff.; 29,8 f.; Hesekiel 13.



hat Israels Abfall vom Hause Davids bewirkt, Elia und sein Schüler Elisa sind gegen Omris Geschlecht aufgetreten und haben es schließlich ausgerottet. Die Verhältnisse, unter denen diese beiden großen Bewegungen entstanden sind, sind einander ähnlich gewesen, und auch die Ideen, von denen sie getragen waren, werden sich einander geglichen haben. Die bedeutendsten Dynastien, die Israel erlebt hat, haben sämtlich den politischen Gedanken befolgt, ihr in allen äußeren Dingen verhältnismäßig unentwickeltes Volk in die Reihe der Kulturvölker zu erheben und in Israel einen Kulturstaat mit Beamten, stehendem Heere, Festungen und Burgen, Wagen und Rossen, üppiger Hofhaltung, freilich auch mit Fronden und Aushebungen, zu begründen. Dazu haben sie freundschaftliche Beziehungen mit Staaten der Nachbarschaft, besonders mit den Phöniziern, angeknüpft und auch Götter oder gottesdienstliche Formen aus der Fremde eingeführt. Wären diese Bestrebungen zum Ziele gekommen, so würde Israel unzweifelhaft ein Stück seiner Eigenart und gerade sein bestes Teil verloren haben. Das haben große Propheten empfunden und sich ihnen aufs leidenschaftlichste entgegengeworfen.

Gegen Salomo ist Ahia aufgetreten. Was das Volk gegen Salomos Regiment erbitterte, liegt klar am Tage. Es waren zunächst die Steuern und Fronden, damals in Israel noch etwas Neues, was man nicht ertrug. Der am Hofe Salomos geltenden despotischen Staatsauffassung, wonach das Volk um des Herrschers willen da ist, trat die alte Freiheitsliebe Israels entgegen, die ihm noch von der Wüste her im Blute steckte. Diesen Beweggrund aber zum Aufstande finden wir verkörpert in der Person eines Propheten. Diese Prophetie steht also nicht auf Seite eines neumodischen aus dem Ausland eingeführten, kultivierten Staates, sondern auf der Seite der alten Freiheiten des Volkes. Sie vertritt das Altisraelitische, nicht das Kanaanäische in Israel. Sie schwört zu dem alten Jahve, zu dem Jahve der Wüste und der Väter. — Nun hatte Salomos Wunsch, ausländische Sitte und höhere Kultur in Israel heimisch zu machen, auch auf den Kultus übergegriffen. In Jerusalem standen Altäre für die Götter von Sidon, von Moab und Ammon, und der Jahvedienst selber war von Fremdländischem durchsetzt. Der Jahvetempel auf Zion war von tyrischen Werkleuten erbaut, ausgestattet mit Symbolen kanaanäischer Religion: einem Baalhause ähnlicher als einem Heiligtum Jahves. Wir dürfen schließen, daß Israels Abfall auch auf der Abneigung des für den alten Jahve begeisterten Volkes gegen den neuen Gottesdienst Salomos beruhte.

So ist Ahia unter den Propheten der erste Vertreter des alten Wüstenjahves, der die Freiheiten Israels schützt, die fremde Kultur als einen Verstoß gegen Israels Sitte und als nichts denn menschlichen Hochmut haßt, dem die fremden Götter, die man neben ihn stellen will, ein Greuel sind. Und hier erkennen wir die Tragödie der inneren Geschichte Israels in der älteren Zeit: das Königtum war durch die Natur der Dinge auf diese Wege geführt, auf denen es der Freiheitsliebe des Volkes und der Religion begegnen mußte. In diesem beständigen inneren Kampfe, der das Volk nie zur Ruhe kommen ließ, ist die große Unheilsprophetie erwachsen.

Diese Auffassung des Ahia ist um so sicherer, als auch schon frühere Gottesmänner in ähnlichen Fällen aufgetreten waren: der „Seher" Samuel hatte den ersten König Saul bitter getadelt, als

dieser den altüberlieferten, aber höchst barbarischen Brauch des „Bannes" nicht mehr vollziehen wollte[18]), und Nathan hatte den Bau eines Tempels für die Lade Jahves widerraten: der Wüstengott wohnt in einem Zelt, aber in keinem Zedernpalaste.[19]) Und auch die Späteren, Elia, Amos und deren Nachfolger, haben sich noch von denselben Gedanken leiten lassen.

Mit Omri war ein neuer großer Organisator auf den Thron gestiegen, der Salomos Politik mit aller Kraft wieder aufnahm. Omri hat z. B., wie einst Salomo, Israel nach Bezirken eingeteilt und mit Tyrus einen Freundschaftsbund geschlossen. Die Ehe seines Sohnes Ahab mit der phönizischen Prinzessin und die Erbauung eines Tempels für den tyrischen Baal sollten dieses Bündnis besiegeln. Aber wieder hat sich eine kleine Prophetenpartei dieser Politik des Herrscherhauses widersetzt. Unter ihnen der gewaltigste, Elia, auch wenn wir die Übertreibungen der Sage abziehen, die ihn noch riesenhafter dargestellt und seinen Gegner, König Ahab, ganz ins Schwarze gemalt hat. Auch Elia ist ein Mann der alten Zeit: in der Steppe, wo sich altväterisches Leben gehalten hat, ist er zu Hause; im Pelzmantel, der uralten Nomadentracht[20]), geht er einher; er sucht seinen Gott in der wilden Einsamkeit des Horeb, unter den furchtbaren Erscheinungen eines Vulkanausbruchs, mit denen sich Jahve einst an derselben Stätte dem Mose offenbart hatte. Für den alten Jahve kämpft er gegen den wollüstigen, grausamen Baal. Die Rechabiten, jenes Geschlecht, das aus religiöser Begeisterung am Nomadenleben, auch noch in Kanaan, festhielt, haben sich auf die Seite dieser Männer gestellt.[21]) Und wie der Gott, so ist auch der Mann selber: gewaltig, zornig, rauh, von „Eifer" erfüllt. — Dieser Gott aber, das hat Elia mit aller Wucht seines leidenschaftlichen Herzens gefordert, soll allein verehrt werden in Israel. Die Masse des Volkes jener Zeit mochte in dem Baaltempel des Königs nichts Schlimmes sehen, da Jahves Heiligtümer ja unangetastet blieben. Patriotische und dem Königshause ergebene Propheten sind dem Herrscher gefolgt und haben ihm Heil verkündet.[22]) Nur die Sage, nicht die Geschichte weiß von der Verfolgung der Jahvereligion durch Ahab. Dem Elia aber ist ein solches Nebeneinander zweier Götter eine unerträgliche Halbheit. Wer sich neben Jahve einem anderen Gott zuwendet, ist von Jahve abgefallen! Freilich hat er nur gegen den tyrischen Baal gekämpft, nicht gegen den kanaanäischen, der damals schon längst mit Jahve verschmolzen war. Aber es wird die Zeit kommen, da seine Nachfolger die Forderung der Reinheit der Religion auch wider den Jahve-Baal kehren!

Zugleich hat Elia den König angegriffen bei seinem Justizmord an Naboth. Auch hier standen sich alte und neue Gedanken gegenüber. Naboth, ein Israelit von altem Schlage, weigerte sich, das Leben seiner Väter hinzugeben; Ahab aber, von dem Rechte des Königtums erfüllt, schreitet über das seines Untertanen hinweg. Der Jahve, für den Elia so eifert, ist also der Gott des alten guten Rechts. Elia hat dem Königshause für Naboths Mord den Untergang geweissagt.

Aber noch mehr. Auch seinem eigenen Volke, das den Baal gleichgültig geduldet hat, droht er ein kommendes furchtbares Verderben. In den großen

18) I. Samuelis 15.
19) II. Samuelis 7.
20) Musil, Arabia Petraea Bd. III S. 123.
21) II. Könige 10, 15f.
22) I. Könige 22, 6.



nationalen Unglücksfällen, den schrecklichen Aramäerkriegen, die damals begannen, haben Elia und die Seinigen Jahves Rache erkannt. Dieser Gott bringt Unheil über sein Volk, wenn es ihm nicht gehorcht. Denn Jahve ist mehr als Israel. Jahve stellt Forderungen an sein Volk und wird es eher vernichten, als auf sie verzichten. Ja, Jahves Feinde sollen seine Werkzeuge sein gegen sein eigen Volk.

Elia selber hat den Sieg seiner Gedanken nicht mehr erlebt. Aber sein Schüler Elisa hat Ahabs Haus gestürzt und den tyrischen Baal aus Israel ausgerottet. Freilich durch welche Mittel! Er stiftete den blutigen Jehu auf, der den König und sein ganzes Geschlecht ermordete. Der so auf den Thron gekommenen Dynastie ist Elisa die treueste Stütze gewesen.

Es folgte das Jahrhundert der schweren Kriege mit den Aramäern, in denen Israel bis hart an den Rand des Abgrunds geriet. Dann kam eine neue Wendung durch das ferne Assur, das sich jetzt mit seiner ganzen Macht auf die Aramäer stürzt und so Israel aus ihrer Hand befreit. Das ganze verlorene Gebiet wird den Feinden wieder abgenommen. Nun beginnt für Israel eine schöne Zeit, eine letzte Herbstessonne, ehe der Assyrer den grausigen Winter brachte. Die Befreiung von Aram mochte damals für den Augenblick angenehm genug sein, aber sie war ein böses Vorzeichen für die Zukunft. Denn die Aramäer, die jetzt allmählich dahinfielen, waren der Damm, der Israel von dem gewaltig flutenden Strome Assurs trennte. Sank dieser dahin, so brach die vernichtende Flut auch in Israel ein. Aber von diesen kommenden Nöten ahnte man in Israel nichts oder wollte nichts davon wissen. Ruhig und sicher saß man in Zion und in Samarien. Herrliche Hoffnungen von einem künftigen Jahvetage waren im Volke verbreitet und erfüllten es mit stolzem Selbstvertrauen. Zugleich war in jener Friedenszeit eine neue Welle ausländischen Einflusses über Israel dahingegangen. Eine Fülle neuer Bedürfnisse und Genüsse waren im Lande heimisch geworden. Auch die sozialen Verhältnisse hatten sich verändert. Die Aramäerkriege hatten den israelitischen Freimann, den Träger der Lasten des Staates, an den Bettelstab gebracht; eine neu aufkommende Geldwirtschaft ruinierte ihn vollends. So traten sich immer mehr zwei Stände gegenüber, wie sie das alte Israel nicht gekannt hatte: die wenigen Reichen und Vornehmen, die in allen Lüsten dahinlebten, und die Masse der Besitzlosen, die in der Tiefe grollte. Jetzt hätten die Armen dringend des Schutzes einer überlegenen Gewalt bedurft; aber solche Macht war nicht vorhanden. Das Rechtsprechen war in Israel immer eine Sache des guten Willens gewesen. Aber dies auf das sittliche Empfinden gestellte System, das in älterer Zeit genügt hatte, versagte in diesen schwierigen Verhältnissen, wo nur feste Ordnung hätte helfen können. — Dazu kam die niemals ruhende Eifersucht der Stämme und Geschlechter, die in der Folgezeit in blutigen Staatsumwälzungen ausbrechen sollte. Und schließlich noch, in der Folgezeit, als die Assyrergefahr immer deutlicher wurde, der Streit der politischen Parteien: mit denen, die rechtzeitigen Anschluß an Assur forderten, kämpften diejenigen, die einen Bund der palästinensischen Kleinstaaten unter ägyptischer Führung erstrebten. — Auch die Jahvereligion war nicht zur Ruhe gekommen. Eine klare Auseinandersetzung der höheren Religion, wie sie einst Mose gebracht hatte, mit der ihr unter-

geordneten, aber seit der Einwanderung in Kanaan auch in Israel tief eingedrungenen kanaanäischen Religion war noch immer nicht erfolgt. Diese beständige Spannung des inneren Lebens Israels hat es verhindert, daß Israel jemals zu einem sicher befestigten Staate gekommen ist. Aber sie ist auch der Grund, daß hier ein geistiges Leben erwachsen ist, wie es die anderen, an äußerer Kultur zum Teil so sehr überlegenen Völker des alten Orients nicht kennen. Und gerade in dieser Zeit, wo die Wolke des Assyrers näher und näher zieht, ist in Israel das Größte entstanden, was es überhaupt erzeugt hat, die schriftstellerische Unheilsprophetie.

Das Neue dieser Entwicklungsstufe der Prophetie gegenüber der älteren eines Elia besteht in folgenden Stücken. Während die ältere Bewegung nur von Zeit zu Zeit aufgetreten zu sein scheint, setzt nunmehr eine fast ununterbrochene Reihe gewaltiger Männer ein. Während ferner die älteren Propheten durch den einen oder den anderen Mißstand zu leidenschaftlichem Widerstande gereizt wurden, durch Salomos Fronden, Ahabs Baaltempel und den Mord an Naboth, haben die Späteren in ihrem Geiste, aber in tieferer Einsicht und mit einer bei weitem größeren Weite des Gesichtskreises die Prinzipien herausgestellt, soweit prinzipielles Denken hebräischem Geiste überhaupt gegeben war. So haben sie z. B. nicht gegen den einen oder anderen Gott geeifert, der damals Jahve zufällig den Rang in Israel streitig machte, sondern sie haben gegen alle fremden Götter und gegen die Vielgötterei als solche gekämpft. Aus diesem großartigen Zuge ihres Denkens folgt zugleich, daß sie sich nicht begnügt haben, nur das eine oder das andere Ereignis der Zukunft anzukündigen, wie etwa Elia die Hungersnot, obwohl sie von solcher Weissagung einzelner zukünftiger Geschehnisse niemals abgelassen haben, sondern daß ihnen — was besonders seit Jesaia hervortritt — zugleich ein ganzes, die Völker und Zeiten umfassendes Zukunftsbild, ein großer „Jahverat“, ein gewaltiges „Jahvewerk“, vor Augen stand. Für dieses Bild haben sie den Aufriß und viele Einzelheiten dem volkstümlichen Glauben Israels, wie er durch die Heilspropheten gepflegt wurde, übernommen, aber das Heil, das man im Volke erhoffte, in furchtbarer Weise in Unheil für Israel verwandelt. Mit diesem größeren Gesichtskreis der Späteren ist es auch gegeben, daß sie Schriftsteller geworden sind: gegen einen einzelnen Frevel kann man mündlich eifern, ein einzelnes Ereignis im Worte kundtun, aber eine ganze Kette von Gedanken wird nur schriftlich fortgepflanzt. Betreffs des Bereichs ihrer Wirksamkeit sind beide Richtungen insofern verschieden, als sich die ältere mehr mit den inneren Zuständen beschäftigt hat, während bei der späteren die Weltpolitik mächtig hervortritt: es ist das Herannahen des entsetzlichen Assur, das diese Wendung im Geistesleben Israels hervorgebracht hat.

Amos aus Thekoa, ein schlichter Hirte, verkündet in schaurigen Worten das Furchtbarste, was jeder Vaterlandsfreund zu glauben sich weigert, den Untergang der Nation. Hervorgegangen ist diese Weissagung zunächst aus der politischen Lage: Assurs Kommen war es, was Amos ahnte. Das Raunen der Völker von nahem Verderben hat in ihm ein so lautes Echo gefunden. Aus jenen Jahren der Spannung, da das Gewitter schon am Himmel stand, aber der zündende Strahl noch nicht niedergezuckt war, hat man ihn in seiner inneren Aufregung zu verstehen. Und doch



ist Amos mehr als der Herold zukünftigen politischen Geschehens. Die bestimmte Weissagung über Assur ist ihm nicht die Hauptsache; zuweilen denkt er auch an andere Plagen, die Israel verderben können: an Mißwachs, Heuschrecken und Pest. Daß gerade Assur auftreten wird, verkündet er, weil dies das Furchtbarste ist. Israels Untergang will er; wodurch es untergeht, ihm ist es einerlei. Also ein seltsamer Politiker — dieser Mann! Er, der ein bestimmtes Ereignis voraussieht und der doch gerade auf dies Bestimmte keinen ausschlaggebenden Wert legt. Wir schließen also, daß er noch andere als politische Gründe für seine Drohung haben muß. Und so ist es wirklich. Viel mehr als die politische Einsicht, Assur werde heranziehen und Israel vernichten, bestimmt ihn die tiefe sittliche Überzeugung, daß sein Volk um seiner Sünde willen sterben muß. Ein Volk, so dem Bösen dahingegeben, so abgewandt von Gott, darf nicht länger sein! — Was sind das für Sünden? Auch Amos ist ein Eiferer für das gute Alte gegen das Neue und das Ausländische. Der Mann aus der Steppe, selber an das einfachste Leben gewöhnt, zürnt über die Üppigkeit der neuen Zeit und ballt die Faust wider die hoffärtigen Paläste. Hierin tritt seine Ähnlichkeit mit Elia, noch mehr mit Ahia hervor. Aber das ist bei ihm doch nur eine Nebensache. Die Hauptsache ist dem Propheten, daß Gott Gerechtigkeit will. Die Majestät des sittlichen Gedankens ist ihm aufgegangen und erfüllt ihn ganz. Und dem Volke seiner Zeit, das zwar reiche Opfer bringt, aber in der Sittlichkeit schwach ist, ruft er es entgegen, daß Gott der Opfer nicht begehrt. Es ist eine neue Stunde in der Weltgeschichte, die mit solchen Worten des zornigen Propheten anhebt: die Religion Israels, großgezogen im Gottesdienst, ist nun erwachsen und macht sich von der Schale los. Die Zeit der Opfer und der heiligen Bräuche ist vorüber, die Religion streckt sich nach einer besseren Verehrung Gottes durch sittliches Handeln. — Und zugleich erhebt sich die Religion über das Volkstum. Jahve ist ein sittlicher Gott; das Recht gilt ihm mehr als sein Volk; ja, er ist entschlossen, um des Rechtes willen sein Volk zu vernichten. — So erhaben nun auch diese Botschaft des gewaltigen Mannes ist, so war es andererseits für Israel ein furchtbares Verhängnis, daß seine größten Männer in so schrecklichen Gegensatz zu ihrem eigenen Volke geraten sind. Wir Deutschen wissen ja aus eigener frischer Erfahrung, daß eine Nation, der ein Krieg auf Leben und Tod bevorsteht, nichts so nötig hat als ein gutes Gewissen. Indem Amos und seine Nachfolger dies ihren Zeitgenossen zu nehmen suchten, schlugen sie Israel tiefer, als es je ein äußerer Feind hätte treffen können.

Wie Amos, so hat auch sein etwas jüngerer Zeitgenosse Hosea den Sturz des Volkes und des Königshauses verkündet.

„Noch kurze Zeit, da suche ich heim
die Blutschuld von Jisreel an Jehus Haus"

— gemeint ist die entsetzliche Ausrottung der Omri-Dynastie, wodurch das damals herrschende Königshaus des Jehu auf den Thron gekommen war —;

„so mache ich dem Reich des Hauses Israel ein Ende".

„Ich zerbreche Israels Bogen
im Tale Jisreel". [23])

Auch bei Hosea ist der Grund dieser schrecklichen Weissagung Israels Sünde. Aber während sich Amos mit seinem ganzen Zorn auf die sozialen Schäden des Volkslebens wirft, hat Ho-

23) Hosea 1, 4f.



sea, noch tiefer blickend, erkannt, daß Israels eigentliche Krankheit darin besteht, daß es, wenn es auch Jahves Namen noch so oft nennt, doch in Wirklichkeit dem Baal dient! Seitdem es in Kanaan eingezogen ist, hat es — so behauptet er — den alten Gott verlassen und ist dem fremden gefolgt. Mit schroffer Rücksichtslosigkeit, mit furchtbarer Einseitigkeit behauptet er, daß der Kultus, den die Zeitgenossen an ihren vielen Heiligtümern für Jahve betreiben, im Kern der Sache gar nicht diesem gilt. Erbarmungslos reißt er so den Schleier des Jahvenamens hinweg, der über dem Gottesdienst lag und das aus der Baalreligion Eingedrungene verhüllte. Mit herbem Spott hat er die heiligen Symbole verhöhnt. Auch hier keine Spur von Toleranz! — Und weshalb diese furchtbaren Ausbrüche, diese Erbitterung, dieser Abscheu? Hosea hat in den schmerzensreichen Schicksalen seines eigenen Lebens erkannt, daß das Höchste die Treue, das Abscheulichste die Unzucht des Eheweibes ist. Daß dieser angebliche Jahvekultus Jahve nicht gefällt, hat er sich daran klargemacht, daß darin Unzucht betrieben wird. Die Prostitution, die im Jahvedienste jener Zeit nach dem Vorbild der Baalreligion im Schwange ging, sie hat ihm die Augen dafür geöffnet, daß ein solcher Kultus in Wahrheit mit Jahve nichts zu tun hat. Weil sie durch Unzucht wider Jahve freveln, darum hinweg mit Israel aus dem Lande, das ihnen Jahves Gnade einst geschenkt hat!

„Sie sollen nicht bleiben in Jahves Land!
Ephraim muß nach Ägypten zurück,
in Assur sollen sie Unreines essen“.[24])

Die Verbannung in die Fremde, das furchtbarste Mittel, das damals besonders assyrische Machtpolitik anwandte, um störrische Völker zu zähmen, hat der Prophet seinem Volke gedroht. Oder er weissagt, Jahve werde sie in die Wüste zurückführen, woher sie gekommen sind. Daß er so eine ganze Reihe verschiedener Länder nennt, in die Israel auswandern muß, zeigt uns, daß es nicht eigentlich realpolitische Erwägungen sind, die ihm gerade diesen Gedanken eingegeben haben. Vielmehr werden wir anzunehmen haben, daß man in Israel schon vor Hosea viel von der Fortführung als dem furchtbarsten Schicksal gesprochen hat, ein Gedanke, den sich Hosea dann angeeignet und in seiner idealistischen Weise zurechtgelegt hat. — Auch von den Verhältnissen und Ereignissen der inneren Politik redet er nicht selten. Er schaut auf die vielen Staatsumwälzungen zurück, in denen sich Israel nach dem Tode des großen Jerobeam II. selber zerfleischte. Er tadelt die Politiker, die in der Fremde Anschluß suchten und sich abwechselnd an die beiden, um Kanaan streitenden Weltmächte wandten, bald in Assur, bald in Äpypten Schutz suchend. Der Prophet seinerseits sieht in solchem Gebaren eitel Narrheit: Israel ist wie eine einfältige Taube, die freiwillig ins Netz geht! Er ist der Überzeugung, daß man Jahve allein vertrauen solle; so könne man jeder Hilfe aus der Fremde entraten. Wie solche politischen Gedanken zu beurteilen sind, werden wir bei der Darstellung des Jesaias zeigen.

Von besonderer Bedeutung ist die Wendung, die Hoseas Prophetie am Schluß seiner Gedanken nimmt. Ein Amos hatte in furchtbarer Einseitigkeit nur das eine Wort ausgesprochen, daß das Ende über Israel gekommen sei, und nicht gefragt, ob überhaupt etwas und was danach kommen solle.[25]) Dabei aber hat der

24) Hosea 9, 3.

25) Der Schluß des Buches Amos 9, 8ff. ist nach allgemeiner Annahme unecht.

zartere und positivere Hosea nicht stehen bleiben können. Seine eigene Lebenserfahrung hat ihn gelehrt, daß es — so würden wir es ausdrücken — eine Liebe gibt, die auch die Sünde überwindet. Der Gott aber kann nicht kleiner sein als der Mensch. Und so sieht der Prophet am Ende der Wege Gottes nicht mehr Sünde und Strafe, sondern Bekehrung und Gnade. In der Not wird sich Israel nach seinem alten Gotte sehnen und sich ihm wieder zuwenden, und dann wird Jahve ihren Schaden gerne heilen. So lenkt Hosea nach all den furchtbaren Worten doch wieder in eine Botschaft vom Heile ein; und alle oder fast alle Späteren sind ihm darin gefolgt. Denn vom Zürnen und Drohen kann keine Religion leben. Auch ein Mann wie Hosea, der so entsetzliche Worte über Israel spricht, müßte verzagen, wenn nicht nach der Nacht ein neuer Morgen anbricht. Kein Zweifel aber, daß die Unheilsprophetie sich hier Hoffnungsbilder der Heilsprophetie angeeignet hat.

Unterdessen sind die Assyrer Israel immer nähergerückt. Mit König Pekach von Israel ist die zum Widerstand gegen Assur entschlossene Partei ans Ruder gekommen, und jetzt führt die gemeinsame Not die alten Feinde, Aramäer und Israeliten, zu einem Bündnis zusammen. Der Gedanke dieses Bundes war derselbe, der die syrisch-palästinensischen Kleinstaaten in den folgenden Jahrzehnten immer wieder bestimmt hat. Jeder einzelne dieser Staaten war zu schwach, um für sich allein den Assyrern zu widerstehen. So galt es, die alten Streitigkeiten zu vergessen und gemeinsam einen starken Wall zu bilden, an dem sich die Woge Assurs brechen mußte. Zugleich hoffte man auf die andere Großmacht, die vorzeiten Kanaan und Syrien beherrscht hatte: konnte es doch kein Zweifel sein, daß ebendies Ägypten mit seiner wunderbaren Fruchtbarkeit und mit seinen seit uralter Zeit aufgehäuften Schätzen das letzte Ziel des assyrischen Vormarsches war, sei es, daß den Politikern Assurs dieser Plan schon damals vor Augen stand, sei es, daß sich der assyrische Staat durch die innere Notwendigkeit schließlich doch zu diesem Unternehmen gezwungen sehen mußte. Damaskus, die Vormacht Arams, und Israel werden sich damals an Juda gewandt und dieses, das sie wegen seiner Ägypten benachbarten Lage bei ihrem Bündnis unmöglich entbehren konnten, zum Beitritt aufgefordert haben. Aber A h a s, in jener Zeit König von Juda, verweigerte den Anschluß. Diese Politik des judäischen Staates ist zunächst aus dynastischen Gründen zu erklären: das Königshaus wünschte nicht, sich in die Abhängigkeit von dem Bruderstaat Israel zu begeben, und zog es vor, Vasall der entfernteren Assyrer zu werden. In Israel aber ward es natürlich als ein Verbrechen betrachtet, daß die nächsten Verwandten in so gefährlicher Stunde ihre Hilfe versagten. Darum war die Antwort ein wütender Angriff beider Verbündeten auf Juda. So groß aber die Not auch war, die so in den nächstfolgenden Jahren über Juda kam, so hat die Folgezeit doch Ahas' assyrerfreundliche Politik als die richtige erwiesen. Das gewaltig überlegene Weltreich schlug jeden Widerstand, der ihm entgegentrat, zu Boden, aber gewährte demjenigen, der sich ihm rechtzeitig ergab, ein bescheidenes Fortbestehen. Daß Ahas und — von wenigen Ausnahmen abgesehen — auch seine Nachfolger den Anschluß an Assur gesucht und bewahrt haben, hat es bewirkt, daß Juda in das Verderben, das nun über Israel kommen sollte, nicht verwickelt wurde und die



Assyrerzeit überdauert hat. So ist dieser Angriff von Aram und Israel auf Juda, der in der Geschichte der Welt nur ein Zwischenspiel ohne besondere Bedeutung darstellt, für Juda ein Ereignis ersten Ranges; und ebenso in der Geschichte der Prophetie, denn er ist das erste große Geschehnis, das Jesaia erlebt und das seine Gedanken entscheidend bestimmt hat.

Jesaia, der erste Prophet, der in Juda aufgetreten ist, zugleich derjenige, der die Bewegung der Unheilsprophetie von dem zu seiner Zeit untergehenden Israel nach Juda übertragen hat, hatte in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit ähnliche Erwartungen ausgesprochen wie vor ihm Amos und Hosea: Israel und Juda sind zum Untergange geweiht, der Assyrer wird kommen und sie hinwegfegen. Aber, so war auch er mit Hosea überzeugt gewesen, nach dieser Katastrophe kommt dennoch die Zeit des Heiles:

„Der Rest wird sich bekehren,
der Rest von Jakob
zu dem Heldengott“.[26])

Mit einer ganz anderen Botschaft aber ist Jesaia jetzt, da Aram und Israel das kleine Juda bedrängten, aufgetreten. Er hat Ahas den Anschluß an Assur aufs leidenschaftlichste widerraten: Juda soll überhaupt nichts unternehmen, sondern sich allein auf Jahve verlassen. Und man darf solches Vertrauen hegen, denn Jahve schützt seine heilige Stadt. Diese Verkündigung des Jesaia ist nach mehr als einer Hinsicht bemerkenswert und vielleicht die bedeutsamste Wandelung, die in der Geschichte der Unheilsprophetie überhaupt geschehen ist. Jesaias Vorgänger hatten für die nächste Zukunft das Verderben erwartet und die Gottesangst gepredigt; er aber redet vom Heile und vom Vertrauen.

26) Jesaia 10, 21.

Die älteren hatten allen Stätten Israels die Zerstörung angedroht, auch gerade den heiligsten, und keine dabei ausgenommen; Jesaia selber hatte dasselbe für Jerusalem in den grausamsten Worten verkündet. Jetzt aber unterscheidet er Israel und Juda, Samarien und Zion:

„Über Ephraim mag Samarien gebieten,
und über Samarien der Remalja-Sohn“,[27])

aber über Judas Hauptstadt, über Jerusalem, ist Jahve der König, und er beschirmt seine Stadt als sein unantastbares Heiligtum! Es ist unzweifelhaft, daß auch hier wiederum eine Anleihe bei volkstümlichen, heilsprophetischen Gedanken vorliegt. Vom Vertrauen auf den helfenden Gott, der seine heilige Stätte schützt, werden die Heilspropheten immer wieder gesprochen, und das jahvegläubige Volk wird solchen Worten viel lieber gelauscht haben als der finsteren Unglücksbotschaft eines Amos. Aber eine solche Anleihe war jetzt nötig geworden: in einer Zeit, da alles jubelte, mochte es genügen, zu drohen und zu schrecken; jetzt aber, da das Volk vor Aram und Israel erzitterte, *„wie des Waldes Bäume vor dem Winde beben“*, konnte das bloße Schelten nicht helfen; der Prophet mußte verheißen und trösten können. Und das konnte Jesaia mit gutem Gewissen: er selbst empfand gerade in dieser Stunde der dringendsten Gefahr Zions unendlichen Wert: hier ist ein Ort in der Welt, da sich Jahve offenbart; diese Stätte Gottes darf nicht verschwinden! Oder, wenn wir es mehr in unserer Sprache ausdrücken, ein Volk, dem so viel verliehen ist, hat eine Aufgabe und daher eine Zukunft: es wird von Gottes starker Hand gehalten, bis es ausgeführt hat, wozu es geschaffen ist. So wird die Unheilsprophetie positiv. Und höchst einflußreich

27) Jesaia 7, 9.



ist diese Botschaft für die Folgezeit geworden: je stürmischer die Verhältnisse wurden, um so machtvoller ist dieser Glaube an Zion als Jahves unantastbares Asyl in allen Nöten hervorgetreten. Und diese neue Stellung gibt den Propheten zugleich die Möglichkeit, ihrem Volke und seinen Regenten politische Ratschläge zu geben. Männer wie Amos können nur drohen; sie waren überzeugt, daß kein Rat hilft, und daß Israel in den Abgrund taumelt. Rat können nur Heilspropheten geben, die hinzuzufügen vermögen: wenn ihr nach meinen Worten handelt, werdet ihr Heil sehen:

„*Wenn ihr willfährig seid*
und 'guten Rat' [28]) *annehmt,*
sollt ihr das Land genießen"! [29])

Jesaia in seiner jetzigen positiven Stellung hat zum Guten geraten.

So ist er denn auch von nun an ein Politiker gewesen, mehr, als es seine Vorgänger gewesen waren. Ein ganzes langes Menschenleben hindurch hat er bei jeder Wendung der Ereignisse seinem Volke gezeigt, was es tun müsse. Mit der Erfüllung seiner Weissagungen ist es ihm so gegangen, wie es Männern, die sich auf ein so gefährliches Gebiet wagen, eben zu gehen pflegt. Eine Reihe seiner Worte haben sich bestätigt. Denn Jesaia besaß in manchem eine bewunderungswürdige Einsicht in die Dinge dieser Welt, wie er denn vor allem die Schwäche Ägyptens Assur gegenüber klar erkannt hat. Zugleich aber war er von einem Glauben beseelt, der alles Irdische überflog, der alle kriegerischen Rüstungen, die Rosse und Wagen ebenso wie die Bündnisse, verschmähte und alles von dem Gotte erwartete, der allein handelt und dem der Mensch nicht in den Arm fallen soll. Wahrlich, ein Glaube, der die Welt überwindet, und der auch nicht verzagt, wenn es nicht ganz so geht, wie es sich menschliches Denken ausgemalt hat, sondern der sich nach jeder Enttäuschung immer aufs neue kühn hervorwagt. — So hat er in jener Not Ahas geraten, nichts zu unternehmen, auch Assurs Eingreifen nicht anzurufen, sondern allein auf Jahves Hilfe zu warten. Ein seltsames Schauspiel, daß ein so tapferer Mann die scheinbar feige Politik der Enthaltung von allem Handeln vertritt; aber alle Tapferkeit und Kühnheit hat sich bei ihm in das trotzige Vertrauen auf Jahve und sein Werk ergossen. König Ahas freilich wußte von solchem Glauben wenig genug; er war ein kluger Realpolitiker und zog es vor, sich Assur zur rechten Zeit zu ergeben, um so günstige Bedingungen zu erhalten. Gewiß dürfen wir also Jesaia bewundern und ihn den Luther des Alten Testamentes nennen; aber ebenso sicher würde es töricht sein, Ahas zu tadeln, der so gehandelt hat, wie es ihm die Klugheit gebot, und der — damit recht behielt.

Nun geschah es, wie zu erwarten stand. Assur kam. Die Verbündeten erlagen ihm beide. Damit aber beginnt ein neues Zeitalter in der Geschichte Syriens und Kanaans. Jetzt war Assur der Herr. Das Bestehen von Israel und Juda war nicht unmittelbar bedroht, aber die Freiheit war verloren. Und schwer lastete auf den Völkern allen Assurs grausamer Druck. Um „*Beute zu erbeuten und Raub zu rauben*", war es ausgezogen, und es verstand sich auf die Kunst, die unterworfenen Völker durch Abgaben und Fronden auszupressen. Israel und Juda waren — um ein Bild jener Zeit zu gebrauchen, Lasttiere des Assyrers geworden; ein schweres Joch lag auf ihrer Schulter, und ihr Rücken kostete den

28) ṭōb. 29) Jesaia 1, 19.

Stab des Fronvogts. Es war eine Zeit, wie sie Deutschland in den Jahren der Unterdrückung durch Napoleon I. erlebt hat, Jahren, von denen man reden wird, solange es ein deutsches Volk gibt. Aber noch war Kraft und Freiheitsliebe der kleinen palästinensischen Staaten nicht gebrochen. Viermal haben sie in den folgenden Jahrzehnten um ihre Freiheit gekämpft, jedesmal von Ägypten dazu angestiftet. Ihr Unglück war, daß sie sich nur schwer zu gemeinsamer Tat entschließen konnten und immer wieder einzeln losschlugen, und ferner, daß sich ihr ägyptischer Bundesgenosse zu schwach erwies. So war der Erfolg immer derselbe: Assur behauptete seine Stellung und schlug Ägypten aus Kanaan heraus. — Jesaia, der jetzt in die Zeit der männlichen Reife trat, hat diese Aufstandsversuche als aussichtslos erkannt und die zur Empörung ratende Partei, die es auch in Juda gegeben und die in dem fast verzweifelnden Volke viele Anhänger besessen haben wird, mit aller Gewalt bekämpft. Auch damals werden Heilspropheten den Widerstand des Volkes geschürt haben, indem sie das baldige Ende der assyrischen Macht und Judas Rettung verhießen: Jesaia spricht gelegentlich von einem Heilsorakel, das zu jener Zeit umging und Gläubige fand.[30])

Nun stimmt der Prophet freilich mit solchen Heilsverkündigungen insofern überein, als auch er nunmehr Assurs Sturz erwartet. Zu furchtbar — so ist er überzeugt — hat die Weltmacht den Auftrag, den sie von Jahve erhalten hat, überschritten. Jahve hat sie gesandt, sein Volk zu strafen; aber ihr Sinn steht darauf, es zu vernichten. Besonders aber wird Jahves Zorn durch den Hochmut des Assyrers gereizt. Hochmütige Prunkreden, welche die fremden Welteroberer zu halten pflegten, wie sie uns als Inschriften an den Wänden assyrischer Königspaläste erhalten sind, hat er von ihnen vernommen. Der Prophet entsetzte sich über solche Prahlereien von Menschen, die ihm als unmittelbare Lästerungen des wahren Gottes erschienen. Hinunter in den Staub mit den Sterblichen, die es vergessen, daß sie nur Werkzeuge sind, Werkzeuge in der Hand des in allem wirkenden Gottes!

„Wen hast du gehöhnt und gelästert?
gegen wen die Stimme erhoben?
Hoffärtig hobst du die Augen
wider den Heiligen Israels“![31])

Es muß der Tag kommen, da sich Jahve auch wider Assur wendet! Das ist aber eine Überzeugung, die Jesaia mit den Heilspropheten geteilt haben wird. Aber nun fährt er fort: Noch ist diese Stunde nicht erschienen. Noch ist die Ernte nicht reif und das Ende nicht da. Noch ist Jahves Werk nicht abgeschlossen: Jerusalems Sünde ist nicht genug bestraft, und auch Assurs Hochmut ist noch nicht aufs höchste geschwollen. Der sittliche Gedanke vor allem hat ihn verhindert, das Heil für sofort zu erwarten. Es ist, äußerlich betrachtet, nur eine zunächst kaum sichtbare Färbung der Gedanken, die ihn so von der Heilsprophetie unterscheidet. Blickt man aber in die Tiefe, so erkennt man, daß es sich hier dennoch um einen grundlegenden Unterschied handelt. Denn die ganze Haltung eines Propheten wird dadurch bestimmt, was er von der nächsten Zukunft behauptet. Mochten die Gegner an baldige Erlösung glauben, Jesaia war überzeugt, daß eine solche für heute und morgen nicht bevorstand. Jahve wartet noch. Aber freilich, schon liegt das Wetter in der Luft. Wenn Gott aber einschreitet, so wird er allein handeln. Keines Mannes Arm wird ihm

30) Jesaia 28, 15f.

31) Jesaia 37, 23.



helfen. *„Assur fällt durch kein menschliches Schwert“!*[32]) Man sieht, daß keine politische Erwägung diese Erwartung von Assurs Sturz eingegeben hat, sondern allein der Glaube, der Glaube, daß die Gottheit ein solches Übermaß von Hoffart und Übermut nicht dulden kann, und daß auf dies Regiment des Zerstörens und Verderbens der Tag des Guten doch endlich erscheinen muß.

Jesaia hat diese Gedanken ausgesprochen in einem großartigen, dramatischen Bilde. Der Hochmut Assurs muß noch gewaltiger anschwellen: auch Zion, Jahves Heiligtum, wird er antasten; dann aber wird Jahve aufstehen und Assur zerbrechen. Vor Zion wird diese letzte Wendung der Weltgeschichte geschehen; denn Zion ist der Mittelpunkt der Welt. Dann aber ist Jerusalem genug gereinigt. Dann erlebt es die selige Endzeit, von der die Völker singen und sagen: die goldene Zeit kehrt wieder, da Wolf und Lamm sich befreunden, unter einem göttlichen Könige aus Davids Stamm. — Manche dieser Züge, die Jesaia bald einzeln vorträgt, bald zusammenstellt, ohne sie freilich jemals — dem „impressionistischen“ Denken der Propheten entsprechend — zu einem vollständigen Gesamtgemälde zu verbinden, stimmen mit dem überein, was die Heilspropheten verkünden mochten, wie denn gerade hier der gemeinsame Untergrund beider Richtungen, die überlieferte Eschatologie, auch in Einzelheiten stark hervortritt. Aber wie in dem, was man für die Gegenwart zu erwarten habe, so besonders in den praktischen Folgerungen weichen beide Parteien aufs stärkste voneinander ab. Jene werden zum Aufstand und zum Bündnis mit Ägypten geraten haben; Jesaia aber warnte davor, sich Assur zu widersetzen. Menschliche Macht, so ist und bleibt er überzeugt, richtet gegen Ägypten doch nichts aus; Jahve selbst wird helfen, aber er allein, ohne jeden fremden Beistand, dann, wenn seine Stunde gekommen ist.

Samarien ist der umgekehrten Politik gefolgt und darüber zugrunde gegangen. Schließlich haben auch die Führer Judas dem Freiheitsdrange ihres Volkes nicht mehr widerstehen können. Gewaltige Anstrengungen hatte Jesaia gemacht, um Hiskias Anschluß an Ägypten zu hintertreiben. Er weissagte jetzt eine furchtbare Züchtigung seines Volkes, die es mit Recht verdient hätte, und hoffte doch zugleich auf Jahves Hilfe im letzten Augenblick. Wenn Jerusalem, tief erniedrigt, zu ihm seufzen und jammern wird, daß seine Stimme wie die eines Totengeistes von der Erde her wimmert, dann endlich wird er hören und sich mit seinen Schrecknissen aufmachen:

„mit Toben und Tosen und lautem Schall,
Sturm und Wetter und fressenden Feuers Lohe“,[33])

und alle Völker, die gegen Zion ziehen, werden wie ein Traum, ein Nachtgesicht vergehen! So verband sich auch diesmal bei ihm eine wunderbare Einsicht in die Verhältnisse der Weltmächte und ein höchst idealistischer Glaube.

Sanherib, König von Assur, erschien in Palästina, unterwarf die kleinen Staaten, schlug ein ägyptisches Heer und sandte seine Streitmacht vor Jerusalem. In diesen Tagen der tödlichsten Gefahr wurde Jesaia völlig ein Heilsprophet. Jetzt, da alles auf dem Spiele stand, mußte der plötzliche Umschlag, Jahves Eingreifen, kommen! In dieser Zeit voller Drangsal und Angst allein aufrechtstehend, hat er einen rauschenden Jubelhymnus gesungen und

32) Jesaia 31, 8.

33) Jesaia 29, 6.



Assur, das er im Geiste schon weichen und fliehen sah, verhöhnt:

„Es verachtet dich,
es spottet dein
die Jungfrau, Tochter Zion!
Hinter dir drein schüttelt das Haupt
die Tochter Jerusalem!“ [34])

Und wirklich geschah ein Unerwartetes: das assyrische Heer — vielleicht durch eine Pest dazu gezwungen — mußte plötzlich abziehen. Wie frohlockte jetzt das befreite Jerusalem! Aber Jesaia empfand diese Freude nicht mit: soviel von seinen Weissagungen damals auch erfüllt war, zu deutlich erkannte er, daß das, was ihm stets die Hauptsache gewesen war, die Bekehrung seines Volkes, nicht eingetroffen sei. Der Freudentaumel, der jetzt die Stadt erfüllt, zeigt es ihm, daß im Innern der alte Schade geblieben ist: der leichtsinnige Lebensgenuß beginnt von neuem!

„Es rief der Herr
Jahve Zebaoth
an jenem Tage
zum Weinen und Klagen,
zum Glatzescheren und Sackumgürten.
Und es kam Jauchzen und Jubeln,
Rindertöten, Schafeschlachten,
Fleischessen, Weintrinken.
„Gegessen und Getrunken, denn morgen
sind wir tot“! [35])

Darum hat Jesaia gerade jetzt, bei dem Abzug des assyrischen Heeres, neue Drangsal und den schließlichen Untergang geweissagt: *„dieser Frevel wird euch nicht verziehen, bis daß ihr sterbet“!* [36] Plötzlich also schlägt, am Ende seines Lebens, seine Prophetie um und wendet sich mit aller Wucht vom Heil zum Unheil zurück. Es sollte mehr als ein Jahrhundert dauern, bis diese Worte wahr wurden.

Es folgte eine mehr als fünfzigjährige Frist, in der Juda Assurs Vasall blieb. Denn wenn auch in dem Schicksalsjahre, von dem wir soeben gehandelt haben, das Äußerste abgewandt war, so war dennoch Juda damals von Assur so grausam gezüchtigt worden, daß es ein halbes Jahrhundert lang, soweit wir wissen, keinen Aufstand wieder versucht hat. Und erst jetzt erstieg Assur die Höhe seiner Macht: auch Ägyptens hat es sich schließlich bemächtigt. Der Traum des Jesaia, daß es vor den Toren von Jerusalem zerschellen würde, hatte sich nicht erfüllt. Jene Zeit der größten Ausdehnung des assyrischen Reiches, da zugleich die assyrisch-babylonische Kultur mit vollen Strömen in aller Welt und auch in Juda eindrang, da sich alle Völker vor Assurs großen Göttern beugten, das ist die Zeit, da assyrischer Gottesdienst auch in Juda einzog. Judas Selbstgefühl war gebrochen. Der Glaube der Propheten, daß Jahve ein Gott besonderer Art, ja, der einzige Gott sei, war, so schien es damals, durch die Tatsachen widerlegt. Jahves Volk mußte jetzt den Fremden dienen, und wie lange schon, und Jahve hatte nicht zu helfen vermocht. Auch die Propheten aller Richtungen mußten verstummen, und wo sie etwa sprachen, wurden sie vom Könige Judas mit Gewalt zum Schweigen gebracht. Hätte damals ein judäischer König gewagt, sich an der Religion des Weltenherrn und ihren Symbolen zu vergreifen: ein Rachezug Assurs und die Vernichtung des judäischen Staates wäre die unausbleibliche Folge gewesen. Das sind die Jahre des Königs Manasse.

Dann ist die Herrschaft der Assyrer allmählich zurückgegangen und schließlich in erschütterndem Falle zusammengebrochen. Schon lange vor der letzten Katastrophe hatten jauchzende prophetische Stimmen, die sich jetzt wieder hervorwagten, diesen Sturz des Zwing-

34) Jesaia 37, 22. 35) Jesaia 22, 12f.
36) Jesaia 22, 14.



herrn geweissagt. Jetzt beginnt unter den Völkern eine neue Blütezeit. Überall da, wo die Assyrer ihre schwere Hand abließen, macht man sich an das Werk der „Restauration". Die befreiten Nationen versuchen, die Spuren der Fremdherrschaft zu vertilgen und die alten Zustände wiederherzustellen. Also eine Zeit, vergleichbar den Zuständen Europas nach dem Sturz Napoleons I. Wir wissen von solchen nationalen Erneuerungen in Ägypten, in Babylonien und in Juda. So erhob in Juda die Prophetie ihr Haupt aufs neue. Sie, die so oft im Gegensatz zu dem Empfinden ihres Volkes gestanden hatte, war jetzt von den Wogen der Zeit getragen. Ihre Feindschaft gegen die Götter der Fremde, die sich in Jahves Heiligtum eingenistet hatten, fand begeisterten Widerhall in den Herzen der Vaterlandsfreunde, welche die Götter der jetzt dahinsterbenden Gewaltherrscher voller Haß betrachteten, und nicht minder in den Herzen der Jahvepriester von Jerusalem, die sie so lange Zeit hindurch neben ihrem Gott hatten dulden müssen. Propheten und Priester, die sich bisher oft genug bekämpft hatten, fanden sich so zusammen. Es kam zu einer großen nationalen Handlung, bei der sich beide Teile in die Führung teilten, der Gesetzgebung des Königs Josia. Wir kennen das Programm, auf das man sich damals geeinigt hatte: alle fremden Götter sind auszurotten, und der Tempel von Jerusalem ist das einzig rechtmäßige Heiligtum des wahren Gottes; nur dort dürfen Jahveopfer dargebracht und Jahvefeste gefeiert werden. Das damals eingeführte Gesetz ist uns im fünften der Bücher Mose erhalten.

Man darf in dieser Begeisterung für den Ziontempel etwas von dem Geiste eines Jesaia erkennen. Dennoch war es ein großer Abfall von den echten Gedanken der alten Unheilspropheten, daß man sich jetzt so tief auf Opfer, Feste und Zeremonien einließ, die gerade von Männern wie Jesaia stets gering geschätzt worden waren. Viel verhängnisvoller war es noch, daß ebendiese Gesetzgebung die Heilsprophetie zur Herrschaft brachte, zu der jetzt auch die Ernsteren, die mehr als bloße Vaterlandsfreunde waren, übergehen mochten. Juda war ja jetzt offenkundig ein frommes Volk geworden. Es hatte die Forderungen der Propheten auf sich genommen. Die herrlichste Zukunft mußte ihm bevorstehen. Zugleich aber war, eben durch diese Tat der Reformation, der Nationalstolz gewaltig gestiegen: Israel, so war man überzeugt, ist das Volk, das Jahve aus allen Nationen der Erde erwählt hat, dem er Sieg verleiht, wohin es den Fuß setzt. So mischte sich eigentümlich das Selbstbewußtsein Israels und sein Glaube an Jahves Größe: Jahve, der mächtigste der Götter, ja, der alleinige Gott der Welt, und Israel, sein Volk, das erste unter den Nationen zur Herrschaft über die Welt berufen.

Dieser damals aufs höchste anschwellende religiöse Patriotismus aber sollte in der Folgezeit Juda höchst verderblich werden. Denn wie einst in der Assyrerzeit wurde es auch jetzt in den Strudel der großen Weltereignisse gezogen. Damals ist die Welt aufs neue verteilt worden. Chaldäer und Ägypter kämpfen nach Assurs Sturz um die Herrschaft über Syrien und Kanaan. Auch jetzt wäre es Judas politische Aufgabe gewesen, dem jeweiligen Herrn der Welt zu gehorchen. Denn es war nicht zum Herrschen geboren, sondern zum Dienen. Sein Unglück war, daß es diese herbe Notwendigkeit nicht begreifen wollte. Und darüber ist es zugrunde gegangen.



Der einzige, der sich dem immer höher anschwellenden religiös-nationalen Fanatismus entgegengesetzt hat, ist Jeremia, der noch einmal die alte Unheilsprophetie in aller Kraft erneuert hat. Schon von früher Jugend an hat er das Verderben über die Heimat kommen sehen. Der Sturm der wilden „Skythen", der damals über Vorderasien einherbrauste, hat ihn ursprünglich in Bewegung gesetzt. Aber auch als sich dieser verzogen hatte, hat er die Drohung nicht fallen lassen, sondern Jahrzehnte hindurch aufrechtgehalten, wie oft verhöhnt und verspottet — sein ganzes Leben wurde ihm dadurch vergiftet — und schließlich doch als Prophet beglaubigt: diese Erfüllung der Worte des Jeremia ist eins der wunderbarsten Ereignisse aus der Geschichte Israels!

Und an dieser Drohung hat ihn auch die Reformation des Josia nicht irregemacht. Er erkannte klar, daß die neue Gesetzgebung den Kultus zwar äußerlich gebessert hatte, daß aber im Innern nichts verändert war. Um so mehr streitet er gegen den religiösen Hochmut, der sich nun eingestellt hat; ja, im Gegensatz zum Geiste des neuen Gesetzes, aber in Nachfolge der größten unter seinen Vorgängern, kämpft er gegen Opfer und heilige Satzungen überhaupt. So ist Jeremia der letzte große Verkündiger einer Religion, die, frei von Kultus und Zeremonien, allein die großen Ideale der Frömmigkeit und Sittlichkeit kennt. Solche rauhe Größe ist nur unter Unheilspropheten möglich.

Für die Zukunft aber weissagt er den Untergang der Stadt und die Zerstörung des Tempels. Auch die Zerstörung des Tempels, nunmehr des einzigen Jahveheiligtums, das noch dem Jesaia das schützende Asyl in allen Stürmen gewesen war. Das ist das furchtbarste Wort, das je ein Unheilsprophet gesprochen hat! Der Eifer dieser Männer für die Gerechtigkeit und die Frömmigkeit des Herzens hatte die ganze Religion umgestaltet, alle Heiligtümer in den Staub geworfen, alle Symbole und Zeremonien für wertlos erklärt und damit dem Volke allen äußeren Halt genommen. Nur eines war übriggeblieben und wurde jetzt mit der ganzen Inbrunst des Glaubens umfaßt: der Tempel und sein Gottesdienst. Jetzt fiel auch dieses Letzte! Denen, die auf Jahves Gegenwart im Tempel vertrauen und hier ihren Schutz suchen, antwortet der Prophet: Jahve will euch Frevlern hier keine Sicherheit bieten! Ihr sollt auf diesen Tempel nicht vertrauen! Übt Gerechtigkeit, so kommt ihr nicht in Not! Und in den folgenden Kämpfen zwischen Chaldäern und Ägyptern hat er bis zum offenbaren Hochverrat immer denselben Rat gegeben: ergebt euch den Chaldäern! Jerusalem ist doch zur Zerstörung bestimmt!

Aber ihm und seinem jüngeren Zeitgenossen Hesekiel, der nach der ersten Fortführung judäischer Vornehmer durch die Chaldäer in Babylonien wirkte, stand die leidenschaftlich erregte Partei der Heilspropheten gegenüber. Während Jeremia die sittlichen Gedanken in furchtbarer Größe vertrat, waren seine Gegner von religiösen Gedanken erfüllt: habt Vertrauen auf den Gott, der euch auch in dieser Not nicht im Stiche läßt und sein Heiligtum nicht den Heiden preisgibt! Damit aber haben diese Heilspropheten ihr Volk zu einer wahnsinnigen Politik des Widerstandes gegen die weit überlegene Weltmacht fortgerissen und in den Abgrund gestürzt.

Wie sehr sich aber die beiden, sich so erbittert befehdenden Parteien dennoch in ihren Gedanken genähert hatten,

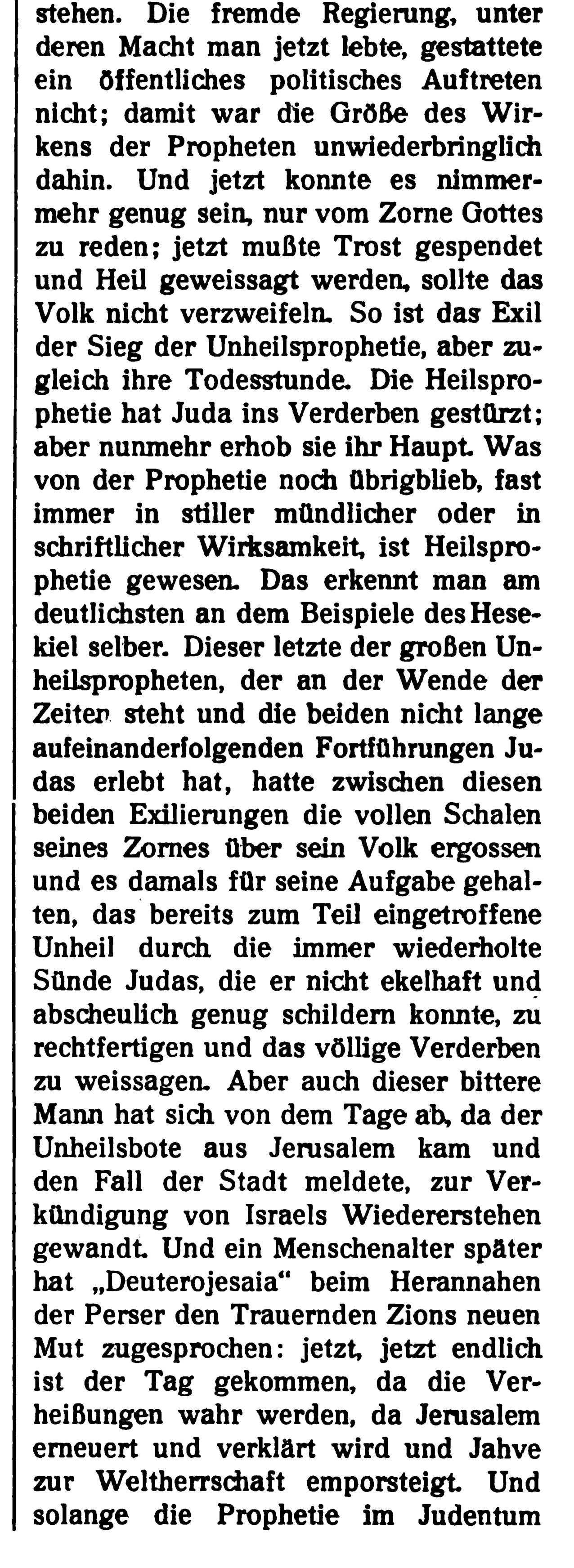


sieht man aus dem „Liede des Mose“[37]), das aus den letzten Jahrzehnten vor dem Untergange Jerusalems stammen mag. Auch der Verfasser dieser prophetischen Dichtung redet mit Wucht von Israels Sünden, redet also hier ganz wie ein Unheilsprophet, aber er schließt seine Gesamtbetrachtung der Geschichte des Volkes, indem er nunmehr Jahves Eingreifen verheißt: der Tag, da der Gott seinem Volke Recht schafft und an seinen Drängern Rache nimmt, steht nahe bevor! So hatte also die Heilsprophetie von ihren Gegnern gelernt. Und andererseits hatten auch diese den schönen Traum von Israels endlicher Verklärung nicht aufgegeben. Auch Jeremia hat die innere Kraft zu seinem Widerstande gegen sein Volk in der Überzeugung gefunden, daß Jahve am letzten Ende Gedanken des Heiles über Israel hegt. Dennoch bestand zwischen beiden Parteien auch hier ein grundsätzlicher Unterschied: denn für die Gegenwart verkündigen jene die Errettung, Jeremia das Verderben!

So ging Juda zugrunde. Die Unheilsprophetie hatte gesiegt. Die Gedanken, von denen sie ausgegangen war, werden nun in der sich neu bildenden Gemeinde eine Macht. Endlich glaubte man es, daß Jahve seinem Volke nicht gnädig sei, sondern schrecklich zürne; hatte man doch diesen schauerlichen Gotteszorn selbst mit Entsetzen erlebt und erkannte ihn immer wieder in dem Elend der folgenden Jahrhunderte. Eine Umgestaltung des Glaubens und Lebens, wie sie die Unheilsprophetie gefordert hatte, ist im „Judentum“ wirklich geschehen. Hesekiel hat selber am meisten mitgewirkt, diesen Wandel zu vollziehen. Aber eben durch diesen gewaltigen Sieg hörte die Unheilsprophetie auf zu be-



37) V. Mose 32.



stehen. Die fremde Regierung, unter deren Macht man jetzt lebte, gestattete ein öffentliches politisches Auftreten nicht; damit war die Größe des Wirkens der Propheten unwiederbringlich dahin. Und jetzt konnte es nimmermehr genug sein, nur vom Zorne Gottes zu reden; jetzt mußte Trost gespendet und Heil geweissagt werden, sollte das Volk nicht verzweifeln. So ist das Exil der Sieg der Unheilsprophetie, aber zugleich ihre Todesstunde. Die Heilsprophetie hat Juda ins Verderben gestürzt; aber nunmehr erhob sie ihr Haupt. Was von der Prophetie noch übrigblieb, fast immer in stiller mündlicher oder in schriftlicher Wirksamkeit, ist Heilsprophetie gewesen. Das erkennt man am deutlichsten an dem Beispiele des Hesekiel selber. Dieser letzte der großen Unheilspropheten, der an der Wende der Zeiten steht und die beiden nicht lange aufeinanderfolgenden Fortführungen Judas erlebt hat, hatte zwischen diesen beiden Exilierungen die vollen Schalen seines Zornes über sein Volk ergossen und es damals für seine Aufgabe gehalten, das bereits zum Teil eingetroffene Unheil durch die immer wiederholte Sünde Judas, die er nicht ekelhaft und abscheulich genug schildern konnte, zu rechtfertigen und das völlige Verderben zu weissagen. Aber auch dieser bittere Mann hat sich von dem Tage ab, da der Unheilsbote aus Jerusalem kam und den Fall der Stadt meldete, zur Verkündigung von Israels Wiedererstehen gewandt. Und ein Menschenalter später hat „Deuterojesaia“ beim Herannahen der Perser den Trauernden Zions neuen Mut zugesprochen: jetzt, jetzt endlich ist der Tag gekommen, da die Verheißungen wahr werden, da Jerusalem erneuert und verklärt wird und Jahve zur Weltherrschaft emporsteigt. Und solange die Prophetie im Judentum

weiterbestand, hat sie im Geiste dieses enthusiastischen prophetischen Dichters von dem demnächst hereinbrechenden Heile geredet und dem Judentum so die Kraft zum Aushalten in seiner traurigen Drangsal gegeben.

Die Unheilsprophetie hat eine grausige Erfüllung ihrer Worte erlebt. Der Traum von Zions Verklärung ist niemals Wirklichkeit geworden. Der größte Gedanke dieser Heilsprophetie aber, die Jahvereligion solle einst die Weltreligion werden, hat sich doch erfüllt, als die Zeit gekommen war.

Die staatlichen Maßnahmen zur Wiederherstellung der Landwirtschaft in der Provinz Ostpreußen.

Von Wilhelm von Horn.

Es konnte nicht anders sein, als daß der landwirtschaftliche Betrieb der Provinz Ostpreußen, der Haupterwerbszweig ihrer Bewohner, durch den Einfall der Russen im Jahre 1914 in erheblichem Maße geschädigt wurde. Wenn schon jetzt, noch während des heftigsten Völkerringens, ein Überblick über die Wiederherstellungstätigkeit versucht werden kann, so ist dies nicht nur durch die beispiellos großartige staatliche Unterstützungsaktion möglich; es treten hinzu die überall im Deutschen Reiche und darüber hinaus gebildeten Hilfsunternehmungen; nicht zuletzt aber das Pflichtbewußtsein der Einwohner, ihre Entsagungsfähigkeit und ihr unermüdlicher Schaffensdrang, der sie unbekümmert um die offiziell erklärte Freigabe der Provinz in die Heimat zurücktrieb. So war es in den ersten Oktobertagen 1914, als die langen Züge der Flüchtlinge bei den widrigsten Verhältnissen den Weg nach Ostpreußen wieder zurück suchten, so war es in der Zeit nach der Winterschlacht, als die Provinz dauernd befreit wurde. Von allen Schritten zugunsten der Provinz ist jedoch der wichtigste die Hilfsaktion des Staates. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, in großen Zügen die Grundsätze, die Ausführung und den Erfolg dieser staatlichen Maßnahmen nach dem Stande vom Ende September 1916 darzustellen.

I.

Was der Staat für die Wiederherstellung der Landwirtschaft getan hat, erschöpft sich nicht in finanziellen Leistungen. Von nicht geringerer Bedeutung ist seine Tätigkeit in der inneren Verwaltung. In weitestgehender Weise hatte sich diese hierbei der dankenswerten Unterstützung der Militärbehörden, namentlich des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und seines damaligen Generalstabschefs, zu erfreuen. Durch das Entgegenkommen der Militärverwaltung ist es u. a. gelungen, die Provinz von Requisitionen der Truppen seit dem Frühjahr 1915 im wesentlichen freizuhalten. Die Heeresverwaltung hat ferner in weitem Umfange dienstunbrauchbare Militär-, Beute- und Etappenpferde sowie Kolonnenpferde zur Bestellung hergeliehen und Motorpflüge und Betriebsmittel zur Verfügung gestellt. Sie hat die erforderlichen Mannschaften zur Bestellung beurlaubt, kommandiert oder zurückgestellt und Gefangene überwiesen und somit die Frühjahrsbestellung 1915 wesentlich durchführen helfen. Auch durch verwaltungsrechtliche Maßnahmen hat sie den Wiederaufbau der Provinz gefördert.

An Geldmitteln wurden vom Staate



im Jahre 1914 400 Millionen zur Verfügung gestellt. Bei dieser Bewilligung handelt es sich rechtlich um eine Leistung des preußischen Staates. Das Kriegsleistungsgesetz enthält keine Vorschriften darüber, ob und wie Kriegsschäden und Nachteile, die über die allgemeinen Kriegsleistungen hinausgehen, entschädigt werden sollen. Es spricht in dieser Hinsicht aber den wichtigen Grundsatz aus, daß über die Entschädigung derartiger Nachteile ein späteres Reichsgesetz zu befinden hat. Ein solches Gesetz ist noch nicht ergangen. Wenn also die Staatsregierung für die Landwirtschaft in Ostpreußen durch Gewährung größerer Mittel helfend eingreifen wollte, so konnte dieses nur aus preußischen Mitteln geschehen, allerdings mit der Erwartung auf Ersatz dieser Leistungen aus Reichsmitteln gemäß dem zu erlassenden Reichsgesetz. Indem der preußische Staat die Mittel zur Verfügung stellte, erfüllte er „die der Allgemeinheit obliegende selbstverständliche Pflicht, die Bevölkerung der Provinz dafür in vollem Umfange schadlos zu halten, daß sie zum Heile des Reiches schwere Opfer bringen mußte, und den mitgenommenen Landesteilen wieder zu ihrem früheren Wohlstande zu verhelfen". Die Leistungen des Staates sind gegründet auf das öffentliche Recht. Das Verfahren ist kein gerichtliches; den Leistungen liegt kein Vertragsverhältnis mit den Geschädigten zugrunde. Ein Rechtsanspruch des einzelnen auf die Entschädigung besteht dem Staate gegenüber nicht.

Was der Staat dem einzelnen als Entschädigung gewährt, ist die Vorwegnahme der später vom Reiche zu gewährenden Entschädigung: es ist die Vorentschädigung. Die Grundsätze über die Vorentschädigung waren zunächst abschließend geregelt durch die staatsministerielle Anweisung vom 18. Januar 1915. Nach ihnen ist in der Provinz unter Leitung des Oberpräsidenten und Beratung der Kriegshilfskommission und ihrer Abteilungen verfahren worden. Schon nach kurzer Zeit wurde es nötig, die Grundsätze über das Vorentschädigungsverfahren weiter auszubauen und zusammenzustellen. Ein Abschluß dieser Arbeit ist nach mehrfachen Verhandlungen erfolgt durch die ministerielle Verfügung vom 17. Mai 1916. Inzwischen ist am 3. Juli das Reichsgesetz über die Feststellung der Kriegsschäden ergangen, das zur Vorbereitung eines späteren Gesetzes den Begriff des Kriegsschadens feststellt und auch das Verfahren bei der Feststellung der Schäden regelt, eine Entscheidung über die Entschädigungspflicht des Reiches aber nicht bringt. Es liegt in der Natur der Sache, daß zwischen den Grundsätzen für die Vorentschädigung und den reichsgesetzlichen Bestimmungen eine weitgehende Übereinstimmung erstrebt wird. Immerhin sind die Grundsätze der Vorentschädigung teilweise weiter gegangen als die reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Feststellung des Kriegsschadens, so daß nicht alle Schadensfälle, für die Vorentschädigungen gegeben werden, auch gleichzeitig in diesem Umfange festgestellte Kriegsschäden im Sinne des Reichsgesetzes sind. Dabei ist aber von Wichtigkeit, daß das reichsrechtliche Feststellungsverfahren nicht alle Kriegsschadensfälle festzustellen haben wird, denn die bereits nach den preußischen Grundsätzen endgültig durch Abfindung mit den Geschädigten erledigten Schadensfälle, d. h. solche, die unter 1500 Mark bleiben, werden durch die reichsrechtlich eingesetzten Behörden nicht von neuem festgestellt und bleiben also auch den späteren reichsrechtlichen Vorschrif-



ten gegenüber erledigt. In diesen Fällen ist die Vorentschädigung zugleich endgültige Kriegsentschädigung.

Die wichtigsten Grundsätze über das Vorentschädigungsverfahren, soweit sie die landwirtschaftlichen Kriegsschäden betreffen, sind folgende:

Die Vorentschädigung geschieht unter Anrechnung auf die dereinst zu gewährende endgültige Entschädigung. Sie ist ihrem Zwecke nach beschränkt auf das zur Fortführung der landwirtschaftlichen Betriebe und zur Beschaffung der hierzu erforderlichen Geräte, Betriebsmittel und Zubehörstücke notwendige Maß. Es kann also aus der Vorentschädigung nicht der Ersatz der verlorenen Gegenstände schlechthin erfolgen, sondern nur insoweit, als der Ersatz notwendig ist, um die Fortführung des Betriebes zu ermöglichen. Die Vorentschädigung muß hinter dem vorläufig zu ermittelnden Gesamtbetrage des Kriegsschadens zurückbleiben. Für die Höhe des Sachschadens ist maßgebend der Wert, den die beschädigte oder zerstörte Sache vor dem Kriege gehabt hat, und zwar unter Berücksichtigung des Alters und der Abnutzung (Zeit-Friedenswert). Es wird also nicht der meist höhere Wert berücksichtigt, den die Sache im Laufe des Krieges infolge der Konjunktur erhalten hat, sondern die Feststellung des Schadens geschieht nach dem Werte vor dem Kriege. Von diesem Grundsatze sind nur einige bestimmte Ausnahmen zugelassen. Handelt es sich um Gegenstände, die erst nach dem Ausbruch des Krieges (zu Kriegspreisen) beschafft waren, und zwar zu teureren Preisen als Friedenspreisen, und die dann beschädigt oder vernichtet sind, so sind die tatsächlichen Anschaffungspreise maßgebend. Diese Bestimmung ist wichtig für die Entschädigung im Kreise Memel, in den die Russen erst einfielen, nachdem sie schon fast einen Monat vorher aus der Provinz dauernd vertrieben worden waren.

Die Ermittlung des Schadens und seine vorläufige Feststellung (die endgültige Feststellung erfolgt nach den Vorschriften des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1916) geschieht durch die Kriegshilfsausschüsse, die bei den Landratsämtern der geschädigten Kreise — es sind dies sämtliche Kreise der Provinz mit Ausnahme von Fischhausen und Mohrungen — gebildet werden. Bei diesen hat der Geschädigte, d. h. wer die Gefahr des zufälligen Unterganges der Sache trägt, nach einem vorgeschriebenen Formular seinen Kriegsschaden anzumelden und die Anträge auf Gewährung von Vorentschädigung zu stellen. Über diese Anträge hat sich der Kriegshilfsausschuß gutachtlich zu äußern. Die Festsetzung der Vorentschädigung geschieht durch den Landrat, in einzelnen Fällen (bei Beträgen über 5000 Mark) durch den Regierungspräsidenten — ausnahmsweise auf Grund der Genehmigung des Oberpräsidenten oder Regierungspräsidenten —, die Anweisung in allen Fällen durch den Landrat. Es wird darauf Wert gelegt, daß die Vorentschädigung in Natur durch Lieferung von Zubehörstücken, Waren u. dgl. erfolgt. Wo Lieferung in Natur nicht möglich ist, soll — in der Regel — der Geschädigte eine Bescheinigung des Landrats erhalten, daß Rechnungen für die bezeichneten Anschaffungen bis zur festgesetzten Höhe aus Staatsmitteln gezahlt werden.

Die Kriegshilfsausschüsse haben möglichst unter Zuziehung des Geschädigten, soweit erforderlich auf Grund örtlicher Verhandlung — sie sind auch zu eidlichen Vernehmungen der Zeugen berechtigt —, ihr Gutachten über die Höhe der Schäden abzugeben.

Die Aufsicht über das ganze Vorentschädigungsgeschäft führt der Oberpräsident. Er kann nach Anhörung der Kriegshilfskommission oder ihrer Abteilungen einheitliche Schätzungsnormen feststellen, die zwar für die Kriegshilfsausschüsse bei ihrer Begutachtung maßgebend sind, nicht aber für die reichsrechtliche endgültige Feststellung des Kriegsschadens.

II.

Unter Berücksichtigung dieser grundsätzlichen Bestimmungen ist die Entschädigung landwirtschaftlicher Schäden vor sich gegangen. Die Feststellung der Grundsätze im einzelnen ergab sich aus der Praxis. Für eine große Anzahl von Einzelfällen hatte sich der Oberpräsident die Entscheidung vorbehalten und war somit zu genauester Kenntnis der Bedürfnisse der Landwirtschaft gekommen. Im Verein mit der Landwirtschaftskammer, mit dem Landwirtschaftlichen Institut der Universität, mit praktischen Landwirten wurden durch einen besonderen sachverständigen Landwirt des Oberpräsidiums die Grundsätze — Schätzungsnormen — beraten, den Bezirksregierungen und der Kriegshilfskommission vorgelegt und schließlich von dem Staatsministerium gebilligt. Sie halten die Mitte zwischen einer Entschädigung, wie sie im Fall der Versicherung gegeben wird, und der Entschädigung im Falle einer Enteignung.

Für die Feststellung der landwirtschaftlichen Schäden insbesondere ist vorgeschrieben, daß der Gegenstand des Schadens nach Art, Zahl und Menge genau dargelegt wird. Die Schätzungsnormen nehmen Bezug auf das Formular zur Anmeldung der Kriegsschäden. Das Formular sieht zunächst Schäden an Gebäuden vor, sodann Schäden an Liegenschaften, Meliorations- und sonstigen baulichen Anlagen, Zäunen und Dränagen. Für die Gebäudeschäden gelten besondere Grundsätze, auf die hier nicht näher einzugehen ist. Die Schäden an Liegenschaften werden nach den allgemeinen Grundsätzen über beschädigte Anlagen vorläufig ermittelt. Es folgen Schäden an Holzungen. Die vorläufige Feststellung derartiger Schäden ist, falls sie über 1000 Mark ausmachen, durch den Oberpräsidenten dem Forstamte der Landwirtschaftskammer übertragen. Sind die Schäden geringer, so erfolgt die Abschätzung durch den Kriegshilfsausschuß. Für Garten - und Parkanlagen sind besondere Sachverständige benannt worden. Die Grundsätze über die Entschädigung sind auch hier keine anderen als sonst; insbesondere können Seltenheits- und Schönheitswerte, die Liebhaberwert sind, nur berücksichtigt werden, soweit durch Vernichtung oder Beschädigung der gemeine Verkaufswert des gesamten Grundstücks nachweislich in erheblichem Maße vermindert worden ist.

Die weiteren in dem Formular aufgeführten Schadensfälle beziehen sich auf Getreide, auf totes und lebendes Inventar.

Die Ermittlung der angesetzten Normalpreise zur Entschädigung für Feldfrüchte ist keine willkürliche gewesen, sondern beruht auf umfangreichen Berechnungen und Vergleichungen der in Königsberg und sonst in der Provinz bezahlten Preise. Da diese Preise nur Höchstpreise sind, lassen sie einer dem Einzelfalle angepaßten Bewertung ausreichenden Spielraum. Was das lebende Inventar betrifft, so sind für die verschiedenen Tierarten verschiedene Normalwerte angesetzt. Die Berechnung der Normalwerte ist gleichfalls keine willkürliche, sondern beruht auf eingehenden Ermittlungen der Statistik. Die

Entschädigung für lebendes Inventar unterscheidet den Fall des Verlustes und den der bloßen Wertverminderung der Tiere. Bei dem Verluste ist für die Bewertung der Tiere maßgebend das Gewicht. Hierzu tritt die Bewertung der besonderen werterhöhenden Eigenschaften (Zuchtwert und Qualitätswert). Die Berechnung geschieht danach so, daß zunächst das Gewicht der Tiere nach Zentnern ermittelt und zu dem sich hierfür ergebenden Preise ein Zuschlag für Zucht- oder Qualitätswert hinzugerechnet wird. Immer aber soll berücksichtigt werden, daß Rinder, Schafe und Schweine mindestens den Fleischwert behalten, so daß ein Sinken unter diesen nicht eintreten kann. Für die Bewertung von Pferden sind besondere Bestimmungen absichtlich nicht gegeben. Es ist vielmehr den Kriegshilfsausschüssen überlassen, den Wert der Tiere richtig zu schätzen.

Da die staatliche Aktion nur diejenigen Schäden treffen soll, die die Provinz allein infolge der Kriegsereignisse erlitten hat, so konnten Seuchenschäden nicht mitentschädigt werden. Zwar ist es in der Provinz in sehr vielen Fällen nicht möglich gewesen, an sich zulässige Entschädigungsansprüche wegen Verlustes an Tierseuchen durchzuführen, weil eine tierärztliche Feststellung der Seuchen nicht hatte erfolgen können. Aber die Schädigung durch eingeschleppte Tierseuchen ist nicht auf die Provinz Ostpreußen beschränkt, und deswegen war es nicht möglich, den Verlust durch die Seuchen als vorentschädigungsberechtigten Kriegsschaden anzuerkennen. Eine gewisse Abhilfe ist dadurch erreicht worden, daß die Provinzialverwaltung in gewissen Fällen bei Verlusten infolge von Maul- und Klauenseuchen helfend eingreift, gleichwohl bleibt eine Anzahl Seuchenfälle ohne Entschädigung, die entschädigt worden wären, falls der Einbruch der Russen nicht stattgefunden hätte.

Durch die Flucht der Bevölkerung, die Vernichtung und Wegschaffung des Inventars ist es gekommen, daß in den Kreisen Pr.-Eylau, Friedland, Gerdauen, Königsberg, Labiau, Rastenburg, Wehlau und im Regierungsbezirke Gumbinnen und Allenstein die Winterung auf einer Fläche von 84000 ha nicht bestellt, auf 144000 ha zu spät bestellt worden ist, daß an Sommerung 32000 ha unbestellt geblieben sind, 152000 ha zu spät bestellt sind. Infolge dieses Umstandes ist der Acker schlechter geworden, verunkrautet und in seiner Struktur nachteilig verändert, der Ertrag ausgeblieben oder geringer geworden. Man hatte deswegen die Verluste, die sich hieraus in der Ernte 1915 zeigten, nach besonderen Grundsätzen entschädigen wollen, aber die Staatsregierung trug Bedenken, diese Ernteverluste, da sie kein Sachschaden sind, als entschädigungsberechtigt anzuerkennen. Sie hat demgemäß den Ausfall an der Ernte nicht als entschädigungsberechtigt anerkannt, wohl aber die Wertverminderung, die die Grundstücke dadurch erlitten haben, daß sie wegen der auf dem feindlichen Einbruch beruhenden unterlassenen oder beeinträchtigten Bestellung in schlechteren Kulturzustand gekommen oder verunkrautet sind (Feldinventarschäden). Es wird demgemäß Kriegsschaden anerkannt, wenn die Winterung zu spät bestellt ist oder wenn der Boden vor Winter nicht gepflügt ist. Die hierüber festgesetzten Grundsätze beruhen auf einer ausführlichen Vergleichung der Erntestatistik und besonderen Erhebungen, die für die einzelnen Kreise gemacht worden sind. Auf Grund der statistischen Unterlagen ist ferner der Wert der Winterung auf den Morgen Land, und zwar einheitlich für den einzelnen Kreis,



für die Kreise selbst aber in fünf Abstufungen, verschieden festgestellt. Er schwankt zwischen 26 und 34 Mark, nach der Güte des Bodens. Diese Beträge sind aber nur Durchschnittsbeträge für den einzelnen Kreis. Die Summe der für den einzelnen Kreis verfügbaren Entschädigung — die gesamten Kosten werden über 100 Millionen Mark betragen — wird dadurch bestimmt, daß die Zahl der zu spät bestellten Morgen multipliziert wird mit dem feststehenden Durchschnittssatze für den Morgen. Die Entschädigung des einzelnen Besitzers hat der Kriegshilfsausschuß nach Lage des Falles festzustellen, nur darf die Gesamtsumme dieser Beträge nicht größer sein als die Gesamtsumme der für den Kreis ermittelten Entschädigungssumme. Ergibt die Addition der einzelnen Entschädigungen mehr als die für den ganzen Kreis verfügbare Gesamtsumme, so müssen die einzelnen Entschädigungen nötigenfalls prozentual herabgesetzt werden. Der zweite Fall des als Kriegsschaden anerkannten Feldinventarschadens liegt vor, wenn der Boden vor Winter nicht gepflügt ist. Für die Entschädigung ist auch hier dieselbe Gruppeneinteilung der Kreise vorgenommen und der Durchschnittssatz in den Kreisen einheitlich zwischen 30 und 50 Mark für den Morgen festgesetzt. Die Gesamtheit der einzelnen Entschädigung darf auch hier nicht größer sein, als das Gesamtkontingent des Kreises (Produkt aus dem Durchschnittsschadenssatz und der Zahl der ungepflügten Morgen). Auf diese Schäden an Feldinventar können Vorentschädigungen gewährt werden. Diese Entschädigungen umfassen zugleich die Entschädigung für den Erwerbsausfall durch das Ruhen des Betriebes. Darüber hinaus kann den Landwirten, deren Wohngebäude zerstört waren und die sich deswegen haben anderweit Unterkunft verschaffen müssen, ein entsprechender Teilbetrag des Nettomietwertes der eigenen Wohnung, gemäß der letzten Veranlagung zur Einkommensteuer, erstattet werden. Weitere Feldinventarschäden, insbesondere Schäden aus der Ernte 1916, sind nicht als Kriegsschaden anerkannt, sie sind mit der Entschädigung für die Verschlechterung und Verunkrautung des Bodens abgegolten. Eine Sonderbestimmung besteht über die Betriebseinstellungen bei landwirtschaftlichen Nebenbetrieben, als welche nur die Brennereien, Stärkefabriken, Trocknereien und Molkereien gelten. Eine Betriebseinstellung ist nicht als Kriegsschaden zu behandeln, wenn das zu verarbeitende Rohmaterial bereits anderweit entschädigt oder sonst angemessen verwertet ist. Ist dies nicht der Fall, so kann der Unterschied zwischen der tatsächlich ermöglichten und derjenigen Verwertung, die ohne den feindlichen Einfall möglich gewesen wäre, als Kriegsschaden behandelt werden. Über die Gewährung von Vorentschädigungen entscheiden im Einzelfalle die Minister. Hinsichtlich des Konjunkturverlustes ist bestimmt, daß, wenn die Verwertung der Kartoffeln aus den im Winter 1914/15 geräumten Gebieten erst im Frühjahr 1915, und zwar zu einem geringeren Preise als 3 Mark für den Zentner, hat geschehen können, die Differenz zu ersetzen ist. Endlich ist erwogen — die Entscheidung ist noch nicht erfolgt —, zur Kontrolle darüber, daß die Kriegsschäden nicht in einem größeren Betrage festgestellt werden, als die durch den Schaden hervorgerufene Wertverminderung des Gutes nebst dem Verluste an Wirtschaftsreinertrag beträgt, für gewisse Fälle eine Gegenrechnung durch Vergleichung der Gutswerte vor und nach dem schädigenden Ereignisse anzuordnen.



III.

Nach vorstehenden Grundsätzen ist die Wiederherstellung der Landwirtschaft durchgeführt worden. An Vorentschädigungen sind bis Anfang Oktober 1916 zusammen 609 Millionen Mark gegeben worden, von welcher Summe ein erheblicher Teil der Landwirtschaft zugute gekommen ist — für lebendes Inventar allein in der Zeit vom 1. Dezember 1914 bis 1915 97000000 Mark. Die Durchführung ist erfolgt in dauerndem Zusammenarbeiten des Staates, der Selbstverwaltungsbehörden und der Landwirtschaftskammer. Was diese in der Kriegszeit für die Provinz geleistet hat, ist in Heft 36 der Arbeiten der Landwirtschaftskammer dargelegt. Auch die Denkschrift des Staatsministeriums vom 28. Mai 1916 enthält die näheren Angaben darüber. Um der Landwirtschaftskammer die Arbeit zu ermöglichen, hat ihr der Staat für Saatgetreide, Pferde, Zugochsen, Geschirre, Kraftpflüge insgesamt 30299000 Mark teils als Darlehn, teils als zinsfreien Vorschuß zur Verfügung gestellt, von welcher Summe 29599000 Mark in Anspruch genommen sind. Ein großer Teil dieser Summe ist durch Verrechnung auf Vorentschädigung dem Staate wieder zugeführt worden. Der Erfolg der Maßnahmen entsprach den Erwartungen und hat sie übertroffen. Die Gewährung der Vorentschädigung mußte sich in der ersten Zeit der noch wechselnden militärischen Lage anschließen, besonders hinsichtlich der Besetzung der Weiden mit Rindvieh, konnte aber allmählich allen geschädigten Kreisen der Provinz gleichmäßig zugute kommen.

Die Verluste der Provinz im einzelnen betragen 186391 Stück Pferde. Dieder Verlust ist nicht vollständig wettgemacht worden. Noch jetzt herrscht ein starker Mangel an Arbeitspferden. Die Pferde, die es der Landwirtschaftskammer einzuführen gelang (etwa 50000 Stück), waren zum Teil von schlechter Beschaffenheit. Für die Erhaltung des Pferdematerials war es von Wichtigkeit, daß der Oberbefehlshaber den Handel mit älteren als dreijährigen Pferden untersagte. Besser hat sich die Wiederbesetzung der Provinz mit Vieh bewerkstelligen lassen. Die Hochzuchten der Pferde und des Rindviehes hatten unter dem Russeneinfall schwer zu leiden gehabt. Man schätzt den Verlust an Stuten auf ungefähr die Hälfte. Ein Ersatz ist dadurch geschaffen, daß die Heeresverwaltung, auch nichtpreußischer Kontingente, der Landwirtschaftskammer Zuchtstuten zur Verfügung stellte, um sie an Züchter zu überweisen. Auf diese Weise sind etwas über 4000 Stuten in die Provinz gekommen, so daß die ostpreußische Edelzucht für ihren Verlust in gewissem Umfange entschädigt ist. Von den Beständen der ostpreußischen Herdbuchgesellschaft sind etwa 35000 Stück erhalten geblieben. Der Ersatz geschah aus den unbeschädigt gebliebenen Teilen der Provinz und aus Friesland und Holland. Schon vor dem Einfalle der Russen hatte die Landwirtschaftskammer auf militärische Veranlassung Maßnahmen zur Sicherung des Viehes gemeinschaftlich mit der Militärverwaltung getroffen. Von den geretteten Tieren wurden die für die Zucht wertvolleren ausgesondert, in anderen Provinzen untergestellt und nach Beseitigung der Gefahr wieder in die Provinz zurückgebracht und dort verteilt. Das übrige für die Zucht nicht so wertvolle Vieh wurde im Inlande verkauft. Auch im November 1914 wurden auf militärische Anordnung Schritte zur Bergung des Viehes durch die Landwirtschaftskammer unternommen. Die Einlieferer des Viehes erhielten Anerkenntnisse, nach denen der Be-

sitzer berechtigt sein sollte, den Wert des abgelieferten Viehes als Kriegsschaden anzumelden. Die Verwertung ist durch die Landwirtschaftskammer erfolgt. Zwischen ihr und der Staatsregierung ist das Rechtsverhältnis aus diesen Maßnahmen dahin geregelt worden, daß der Schaden, den die Besitzer durch Verlust des Viehes erleiden, als Kriegsschaden anzusehen ist. Auf diesen Schaden werden Vorentschädigungen gegen Abtretung der an die Kammer bestehenden Ansprüche gegeben, die Kammer dagegen überweist den Erlös aus der Bergungsaktion abzüglich ihrer Unkosten und vorbehaltlich privatrechtlicher Erstattungsansprüche dem Staate. Von diesem sogenannten Bergungsvieh hat die Kammer 7000 ausgesucht gute Stücke wieder nach Preußen zurückgeschafft. Sie hat ferner von anderer Seite Vieh bezogen und auf diese Weise insgesamt etwa 43000 Stück Rindvieh wieder in die Provinz hineingeführt. Insbesondere hat sie, um dem Pferdemangel einigermaßen abzuhelfen, eine große Anzahl bayerischer Zugochsen in die Provinz eingeführt. Sie hat ferner etwa 17000 Schweine, 42000 Schafe, 1000 Ziegen, 33000 Hühner, 5000 Gänse in die Provinz eingeführt und unter die Landwirte verteilen und verkaufen lassen. Allein durch die Tätigkeit der Landwirtschaftskammer ist der Verlust der Provinz an lebendem Inventar, der 872000 Stück Vieh betrug, um 191000 Stück verringert worden. Das Ergebnis der Viehzählungen vom Dezember 1912, 1914 und Oktober und Dezember 1915 ist in der Denkschrift des Staatsministeriums veröffentlicht. Es zeigt sich, daß sowohl die Zahl der viehhaltenden Haushaltungen, der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Schweine und Ziegen sich wieder in erfreulichem Aufschwunge befindet. Im einzelnen haben betragen im Bezirk

	am	Königsberg	Gumbinnen	Allenstein
die Zahl der Viehhaltungen	2. 12. 1912	107 659	93 522	80 100
	„ 1. 12. 1914	89 848	31 021	39 531
	„ 1. 12. 1915	84 610	73 101	61 325
Pferde		203 384	161 519	119 354
		172 531	53 782	71 571
		165 011	124 961	101 036
Rindvieh		527 700	396 440	291 264
		552 155	154 845	196 137
		501 111	302 762	241 234
Schafe		163 972	78 170	102 427
		124 261	10 116	49 578
		117 170	42 791	59 177
Schweine		490 748	459 170	283 929
		478 395	191 061	183 127
		420 266	306 718	197 855
Ziegen		15 807	9 595	17 606
		13 757	3 578	11 127
		13 108	6 538	14 817

In gleicher Weise hat die Landwirtschaftskammer sich die Heranschaffung von totem Inventar angelegen sein lassen.

Da die Russen fast alles Leder und sämtliche Geschirre, ferner fast sämtliche Wagen und landwirtschaftliche Maschinen vom kleinsten Pfluge bis zur größten Dreschmaschine beschädigt oder weggeschaft hatten, so übernahm es die Landwirtschaftskammer, für Ersatz zu sorgen. Es gelang ihr und der hiesigen Maschinengenossenschaft, größere Vorräte von Maschinen zu sichern und auch dem Mangel an Waren abzuhelfen. Auch hat sie eine große Anzahl Geschirre beschafft, die sie an die Landwirte abgab. Im Verein mit der Kreisverwaltung hat sie für die Sicherung des zurückgelassenen Getreides und die Vornahme der Druscharbeiten gesorgt. Bei weitem die wichtigste Aufgabe aber war es, die Frühjahrsbestellung zu ermöglichen. Auf den Antrag des Oberpräsidenten erging die Bundesratsver-



ordnung vom 31. März 1915, derzufolge die Bestellung verlassener Äcker oder solcher Äcker, deren Eigentümer dazu nicht imstande sind, durch die Behörde gesichert werden kann. Diese Verordnung hat sich so bewährt, daß sie demnächst auf das Jahr 1916 und neuerdings auch auf das Jahr 1917 ausgedehnt worden ist. Ferner wurde es den Flüchtlingen durch Bundesratsverordnung vom 31. März 1915 ermöglicht, die während ihrer Flucht geschlossenen Verträge, durch die sie außerhalb der Provinz festgehalten wurden, in erleichterter Form zu kündigen, um in die Provinz Ostpreußen zurückkehren zu können. Um den Einwohnern jedoch einen besonderen Anreiz zur Vornahme der Bestellungsarbeiten zu geben und ihnen einen Ersatz für die besonders hohen Unkosten zu gewähren, die die Bestellung der Äcker bei dem Mangel an fast allen hierzu notwendigen Gegenständen verursacht hatte, hat der Staat auf Antrag des Oberpräsidenten eine Summe bis zu 30 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, um in den vom November 1914 bis Februar 1915 besetzt gewesenen Landesteilen die Bestellung herbeizuführen. Die Abgrenzung der zu prämiierenden Fläche in den nicht völlig in Feindeshand gebliebenen Kreisen war durch die Stellung der deutschen Truppen gegeben. Doch ist auch, freilich mit halben Prämien, ein schmaler, hinter dieser Linie zurückliegender Streifen in die Prämienzone einbezogen, auch sind die nur zeitweise besetzten, aber dauernd gefährdet gewesenen Kreise Neidenburg und Ortelsburg mit einer geringeren Summe bedacht worden. Für den Morgen bestellten Landes wurden 25 und 12,50 Mark gezahlt, je nachdem das Land in den Händen der Russen gewesen war oder nicht. Diese Mittel (es sind etwa 19 Millionen Mark bisher verausgabt) werden auf die Vorentschädigungen nicht angerechnet, sondern sind eine staatliche Anerkennung für den Eifer der Bevölkerung. Trotz Fehlens von Vieh und Pferd, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden ist es hierdurch gelungen, in den Grenzkreisen 800000 Morgen Land zu bestellen. Die Feststellung, daß die Bestellung ordnungsmäßig erfolgt war, geschah durch besondere Bestellungskommissionen des Kreises. Zur Vornahme der Bestellung hat die Landwirtschaftskammer die Beschaffung des Saatgutes, fast 110000 Zentner, und die des damals nur in geringer Menge erhältlichen Düngers vermittelt. Sie hat mit dem ihr gewährten Staatskredit 128 Motor- und Dampfpflüge besorgt und an die Besitzer zum Teil in Anrechnung der Vorentschädigung, zum Teil unter günstigen Abzahlungsbedingungen überlassen. In welcher Weise sich die Militärverwaltung an der Frühjahrsbestellung beteiligt hat, ist bereits erwähnt. Da endlich die Heranschaffung der Futtermittel sich zunächst nur mit Schwierigkeiten hatte vollziehen lassen, errichtete die Landwirtschaftskammer im Sommer 1915 selbst eine Futterstelle, durch die sie zum Vorteil der Landwirtschaft der Bezugsvereinigung deutscher Landwirte gegenüber allein als Käuferin auftritt und an die ihr angeschlossenen Kommunalverbände die Futtermittel verteilt.

Das Ergebnis der staatlichen Wiederherstellungsarbeit an der Landwirtschaft ist das, daß man jetzt nur selten einen Acker findet, der noch nicht bestellt ist.

Ackerbau und Viehzucht sind somit dank der großzügigen Tätigkeit des Staates wieder in Aufschwung begriffen und die Provinz wieder in die Lage gebracht, ihren Anteil zu der Ernährung des Reiches beizutragen. Auch auf die



Wiederherstellung der Landwirtschaft bezieht sich, was der Unterstaatssekretär Drews in der Sitzung der Kriegshilfskommission vom 6. Juli 1916 ausgesprochen hat: es habe sich gezeigt, daß der Weg, der der Kommission und ihren Mitgliedern gewiesen war, der richtige gewesen sei, und daß die Beteiligten auf ihrem Arbeitsgebiete erfolgreich mitgewirkt hätten, des Königs Wort zu verwirklichen, daß neues, frisches Leben aus den Ruinen erstehen solle.

Den Beteiligten aber ist der Lohn der königliche Dank, der auch ihnen in der an das Staatsministerium gerichteten Allerhöchsten Kabinettsorder vom 27. Mai 1916 ausgesprochen worden ist.

Die Selbstkritik der Engländer in ihrer Literatur.

Von Ph. Aronstein.*)

Neben dem großen Historiker Macaulay steht als Verherrlicher und Verfechter des Engländertums der Dichter Alfred Tennyson, der wahre, echte Poeta laureatus der herrschenden Klassen in England um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Tennyson hat in wohlklingenden Versen die englische Freiheit gepriesen, „die ehrbar gekleidete Freiheit, die sich langsam nach unten erweitert von Präzedenzfall zu Präzedenzfall". Ihrer natürlichen langsamen Entwicklung, bei der das Neue gleichsam in das Alte hineinwächst, stellt er im Hinblick auf das französische Freiheitsideal „die Falschheit der Extreme" und „die rohe Hast, die Halbschwester der Verzögerung", gegenüber.[4]) Den Entwicklungsgedanken, der gerade damals in Darwin, Huxley und Herbert Spencer seine größten Vertreter hatte, überträgt der Dichter von der Natur auf das Staatliche und sieht sein Wirken in der Entwicklung des englischen Staatswesens, das nach ihm naturgemäß, also vollkommen erfolgt ist. Man weiß aus Tennysons Leben, wie einseitig, ja beschränkt englisch er war, ein verfeinerter, vergeistigter Typus des lebensfrohen, breitschultrigen, in seiner Beschränktheit glücklichen englischen Landjunkers, den er so sympathisch geschildert hat. So finden wir ihn auch überall als unbedingten Fürsprecher der englischen äußeren Politik. Der Krimkrieg sogar begeistert ihn, ohne daß er mehr als die Straßenpatrioten von London und Liverpool nach seinen Gründen fragt, weil er in ihm einen Reiniger von Mammonsdienst und Materialismus, von Krämergeist und schnöder Selbstsucht zu sehen glaubt. Und wie ein lauter Rufer im Streite Englands mit anderen Nationen im vollen Sinne des „right or wrong, my country", so ist er ein begeisterter Verfechter des Zusammenschlusses und der Organisation des englischen Weltreiches, kurz ein Imperialist vom reinsten Wasser.

Immerhin ist der Dichter Tennyson doch nicht ein so ganz einseitiger Vertreter englischer Selbstzufriedenheit wie Macaulay. Mitunter findet auch die Kehrseite des gepriesenen Fortschritts in England, das Elend der Massen in der ersten Blütezeit des Industrialismus und der rücksichtslose Kampf ums Dasein in seinen Versen eine scharfe Beleuch-

*) Siehe Heft 3.

4) Vgl. hierzu namentlich die Gedichte „You ask me why tho' ill at ease", ferner „Of old sat Freedom on the heights" und „Love thou thy land with love far brought"... und meinen Aufsatz in den Englischen Studien XXVIII, 54 ff „Tennysons Welt und Lebensanschauung".



tung. Der Blick für diese wenig erfreuliche Seite der englischen Freiheit, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, war Tennyson und anderen seiner Zeitgenossen geschärft worden durch den Einfluß des großen Schotten Thomas Carlyle.

III.

Es gibt wohl kaum einen größeren Gegensatz in der Literatur wie den zwischen Macaulay und Carlyle. Macaulay, obgleich ungeheuer belesen, wurzelt doch mit seinen Grundanschauungen ganz in der englischen Literatur, und zwar der Literatur des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Kritik, des Skeptizismus und der Verstandesklarheit. Carlyle, der Nachkomme strenggläubiger schottischer Kalvinisten, die den Finger Gottes überall sahen, fand in der Literatur seines Landes keine Befriedigung und wandte sich der deutschen Literatur und Philosophie zu, besonders Kant, Fichte und Goethe, mit welch letzterem er auch in freundschaftliche Beziehungen trat. Er drang in die deutsche Gedankenwelt so tief ein und vermittelte diese Kenntnis seinen Landsleuten durch Übersetzungen und kritische Schriften so weit, als es ihm seine angeborene puritanische Lebensauffassung gestattete.[5]) Hier fand er einen anderen Maßstab für die Beurteilung von Menschen und Dingen als den unmittelbaren praktischen Nutzen; hier erschien das Vergängliche nur von Wert als Symbol des Ewigen, „der Gottheit lebendiges Kleid". Und vom Standpunkte seines Idealismus, der gewissermaßen eine Synthese des feurigen Glaubens seiner Väter und des deutschen Transzendentalismus bildet, ging er daran, teils gelegentlich, wie in seinen literarischen und historischen Schriften, teils verdeckt symbolisch, wie in dem tiefsinnigen „Geflickten Flickschneider", teils direkt, wie in den flammenden Schriften „Chartismus", „Vergangenheit und Gegenwart" und „Flugschriften jüngster Zeit", die Zustände und politischen Anschauungen in England zu beurteilen. Da erwies sich ihm die vielgepriesene Freiheit, besonders in ihrer Übertragung auf das wirtschaftliche Leben, als Spiel von Angebot und Nachfrage, für die großen Massen der Bevölkerung als nichts als die Freiheit, zu verhungern und roh und unwissend zu sein, und das englische Parlament, jener Gipfel menschlicher Weisheit, hieß „der nationale Schwatzklub", hervorgegangen aus den Stimmen von „27 Millionen meistens Narren", „die kondensierte Torheit der Nation", nur dazu gut, möglichst geräuschvoll nichts zu tun und die Regierung abwechseln zu lassen „zwischen dem Ehrenwerten FelixParvulus und dem Sehr Ehrenwerten Felicissimus Null". Auch der glorreiche Fortschritt erschien weniger imponierend, als er in Macaulays tönenden Antithesen sich darbot, wenn man fragte, wohin der Fortschritt denn ging. Deshalb predigte Carlyle an Stelle der alleinseligmachenden Demokratie die Herrschaft der Tüchtigen und Besten, Heldenverehrung, Aristokratie, wobei allerdings die Frage der Auswahl dieser „Besten" als große Schwierigkeit bleibt. Gegenüber der äußeren Freiheit mit ihrem Mechanismus der Wahlurnen und des Parlamentarismus verkündet er die Lehre von der inneren geistigen Freiheit, wie er sie bei Goethe gelernt hatte, jener Freiheit, die keine Verfassung und kein noch so gerechtes Wahlrecht geben kann. Und dem be-

5) Daß dies nur in beschränktem Maße der Fall war, wie Leon Kellner in seiner „Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Victoria" und auch S. Sänger in einer besonderen Schrift gezeigt hat, ändert an der Bedeutung des Goetheschen Einflusses auf Carlyle nichts.



quemen Glauben an die Segnungen des freien Wettbewerbs, dem Laissez aller der damals herrschenden manchesterlichen Nationalökonomie, die die Augen schloß vor dem Elende des Volkes, stellte er die Notwendigkeit der Sorge für die Schwachen entgegen. Mit seiner gewaltigen Prophetenstimme und seiner Kunst des Wortes hat er die Engländer doch etwas aus ihrer Selbstzufriedenheit, ihrem fröhlich-seichten Optimismus aufgerüttelt und das Dogma von der Überlegenheit und Vortrefflichkeit alles Englischen einigermaßen erschüttert. Wir wissen, daß er das, was er in England vermißte, nirgends so sehr fand als in Deutschland. Er ist der einzige hervorragende Schriftsteller in England, der nicht nur das Deutschland Schillers und Goethes, Kants und Beethovens geschätzt hat, sondern ebensosehr das Deutschland des „preußischen Militarismus", das Deutschland des großen Friedrich, dessen Leben er in zehn wie ein Roman spannenden Bänden erzählt hat, Kaiser Wilhelms I., der ihm im Jahre 1874 den Orden Pour le Mérite verlieh, und Bismarcks, der ihn durch ein Schreiben an seinem 80. Geburtstage ehrte. Er glaubte an die Zukunft Deutschlands. „Seit alten Zeiten", schrieb er im September 1870 an Froude, „ist Deutschland die friedliebendste, frömmste und stärkste und am meisten Respekt einflößende von allen Nationen gewesen. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird auch dem Anschein nach wieder auf fünf Jahrhunderte mit diesem Amte betraut werden." Was würde Carlyle wohl gesagt haben, wenn er den jetzigen Krieg erlebt hätte!

Der realistische Roman in England um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ein Abkömmling des Romans des 18. Jahrhunderts, übt wie dieser ernste nationale Selbstkritik, besonders in den Werken seiner beiden größten Vertreter, Dickens und Thackeray. Dickens war von glühendem sozial-ethischem Pathos erfüllt, ein warmherziger Anwalt des Volkes, dem er entsprossen, und ein scharfer Ankläger der regierenden Klassen. In den Dienst dieser Sache stellte er mit Bewußtsein sein großes Talent, seine mächtige Gestaltungkraft, seine feine Beobachtung, seinen erquickenden Humor und seine ganze formlose, aber reiche Kunst. Den Jammer der Privatschulen („Nicolas Nickleby" und „David Copperfield"), die Hartherzigkeit und Grausamkeit manchesterlicher Armenpflege („Oliver Twist" und „Our Mutual Friend"), des Rechtes Aufschub („Bleak House"), den Unfug bei den Parlamentswahlen („Pickwick Papers"), die Schäden der Krankenpflege („Martin Chuzzlewit"), den Bureaukratismus in niederen und hohen Kreisen („Oliver Twist" und „Little Dorrit") und manches andere hat er so wirksam geschildert, daß seine Darstellungen eine große, oft direkt praktische Wirkung ausgeübt haben. Die satirischen Gestalten, die Bumble, Squeers, Creacle, Sarah Gamp u. a., haben die englische Sprache und die nationale Anschauung bereichert. Ein Denker, ein Philosoph war Dickens allerdings nicht, und über die Darstellung einzelner Mißstände ist er im allgemeinen nicht hinausgegangen. Sein Kampf gegen das nationale Laster der Heuchelei, den „Cant", trifft die Erscheinungen desselben nur in dem Medium der unteren Volksschichten, wenn wir ihm auch die prächtige Gestalt eines Pecksniff verdanken, seine Darstellung der Aristokratie ist bloße Karikatur. Nur hier und da hat er sich hierüber erhoben. Unter dem Einflusse der Ideen Carlyles hat er die Hartherzigkeit der kaufmännischen und großindustriellen Kreise und die freihändlerische Volkswirt-

schaft, auf die sie sich stützte und die sie nach englischer Art zum selbstverständlichen Naturgesetz erhoben, in seinen im besten Sinne populären „Weihnachtsmärchen" und dem sozialen Roman „Harte Zeiten" bloßgestellt, und dann richtet sich seine Kritik, allerdings erst in seinen letzten Werken, auch gegen das festeste Bollwerk des Engländertums, den nationalen Eigendünkel. Sein Mr. Podsnap in „Our Mutual Friend" ist ein Typus jener „echt britischen Beschränktheit", von der Heine spricht; er hält alle anderen Nationen, abgesehen von dem Handel, aus dem er sein Einkommen bezieht, für einen Fehler und pflegt von ihren Sitten kurz abweisend zu bemerken: „Nicht englisch, womit sie mit einer Handbewegung und einer plötzlichen Aufwallung aus der Welt geschafft werden." Bezeichnend ist es, daß das Kampflied des englischen Chauvinismus oder „Jingoismus", wie die Engländer es nennen, Rule Britannia, Dickens besonders verhaßt war, so daß er sich oft über sein schwülstiges Pathos lustig macht.[6])

Thackeray, Dickens' Rivale als Romanschriftsteller, kommt diesem nicht gleich an dichterischer Gestaltungskraft, an Reichtum und Fülle der Phantasie; aber er ist philosophischer, ein tieferer und feinerer Denker. Seine scharfe Satire zerlegt die Dinge und Menschen mit der harten, verständigen Klarheit jenes 18. Jahrhunderts, in dem er geistig zu Hause war und das er in seinen historischen Romanen so wunderbar hat wieder aufleben lassen. Und indem er mit seinem scharfen Blicke die oberen Schichten der englischen Gesellschaft beleuchtet, zunächst bekanntlich in der ergötzlichen Maske des Kammerdieners — er nennt ihn Yellowplush nach seinen obligaten Beinkleidern —, legt er seine Sonde an eins der Hauptlaster der englischen und mehr oder weniger jeder künstlichen Gesellschaft, dem er den Namen gegeben hat, die snobbery[6a]), das Snobtum. „Derjenige, welcher gemeine Dinge auf gemeine Weise bewundert, ist ein Snob", lautet seine bekannte Definition in dem „Buch von den Snobs". Diese gemeinen Dinge sind Rang und Geld, und wie diese Verehrung, namentlich die der erblichen aristokratischen Kaste, die „Lordolatrie", alle Schichten der Gesellschaft durchzieht, ist ein Hauptgegenstand seiner Satire und Romane. Die Verehrung äußerlicher Dinge entspringt dem Wesen einer Gesellschaft, die zwar äußerlich unter freien Formen lebt, aber innerlich unfrei ist, weil ihr der absolute Maßstab für das Sein und Handeln des Menschen fehlt, weil sie den Idealismus einer in dem Wesen der Dinge selbst verankerten Anschauung entbehrt und deshalb ganz unter der Banne der Konvention, d. h. eines aus mancherlei disparaten Elementen, solchen des praktischen Nutzens, der zufälligen Bedingungen des Daseins, der Heuchelei zusammengesetzten Übereinkommens über das Erlaubte und Verbotene steht. England ist nicht umsonst nicht bloß das Land ohne Musik, sondern auch ohne Metaphysik.

Wenn in dieser Skizze, deren Gegenstand die Darstellung der Selbstbespiegelung des Engländertums in ihrer Literatur und durch ihre Literatur ist, Vollständigkeit angestrebt würde, so könnten noch eine Reihe bedeutender Schriftsteller aus jener Zeit Erwähnung finden:

6) Vgl. hierüber meine Dickens-Studien und den Aufsatz „Dickens und Carlyle" in der Anglia XVIII, ferner Eckardt, Zur Charakteristik von Charles Dickens Germ. Rom. Monatsschrift 1914.

6a) Vgl. hierüber Dr. Kurt de Bora „**Wert** und Wesen von Thackerays Snobs**buch**" Germ. Rom. M. 1915.



Benjamin Disraeli besonders, der spätere Lord Beaconsfield, der die Entstehung der englischen Verfassung und ihr Wesen sehr verschieden von Macaulay und originell, allerdings von einem einseitigen Parteistandpunkte, dargestellt hat in seinem Roman „Coningsby oder das neue Geschlecht" (1844), und der die soziale Frage unter dem Einflusse Carlyles vom sozialaristokratischen Standpunkte behandelt in dem bedeutenden Roman „Sybil oder die beiden Nationen" (1845), ferner ein anderer Schüler Carlyles, der vielseitige Pfarrer Charles Kingsley, dessen dichterisches Wirken beherrscht wird von den Ideen des Christentums, eines kampfesfrohen Protestantismus, der Überlegenheit des Germanentums und besonders von sozialen Bestrebungen und der in „Alton Locke" (1856) den Roman des christlichen Sozialismus geschaffen hat. Dann Frauen, wie Mrs. Gaskell (Mary Barton, 1848), Charlotte Brontë (Shirley, (1849), George Eliot (mit dem politischen Roman „Felix Holt", 1866), und noch manche andere. Aber Vollständigkeit ist hierbei weder möglich noch von Wert. Es handelt sich vielmehr darum, die psychologische Entwicklung des nationalen Lebensgefühls in England in seinen Hauptetappen zu verfolgen und in dieser letzten kritischen Periode desselben, die mit Carlyle beginnt, die wichtigsten Versuche des Engländertums in der Literatur darzulegen, zu einer wirklichen Selbsterkenntnis durchzudringen. Hierbei ist von hervorragender Bedeutung die Wirksamkeit Matthew Arnolds, die, obgleich ganz verschieden, sich etwa der Carlyles an die Seite stellt.

Matthew Arnold[7]) (1822—1888) ist wie Carlyle von der literarischen zur Gesellschaftskritik fortgeschritten; er hat auch wie dieser den Maßstab seiner Kritik in dem deutschen Humanismus des 18. und des Anfangs des 19. Jahrhunderts gefunden. Goethe war sein Lehrer, wie der Carlyles; er nennt ihn „den klarsten, breitesten, heilsamsten Denker der Neuzeit". Daneben hat ihm Heine manche Anregungen und Ideen gegeben, Heine, der so scharf über die Engländer geurteilt hat, nach M. Arnold „ein glänzender und hervorragender Soldat im Freiheitskriege der Menschheit" und „der bedeutendste Nachfolger Goethes auf seinem bedeutendsten Tätigkeitsgebiete". Im übrigen kann es keinen größeren Gegensatz geben, als er besteht zwischen Carlyle und M. Arnold. Jener, der Sohn der schottischen Heide und des schottischen strengen Kalvinismus, tritt wie ein Prophet auf und mahnt mit Worten voll Feuer und Kraft zur Buße und Einkehr, dieser, der Sohn eines bedeutenden gelehrten Vaters, des verdienstvollen Rektors von Rugby, ein feinsinniger Dichter und Meister nachempfindender scharfsinniger Kritik — er hatte zuerst den Ehrgeiz, der englische Sainte-Beuve zu werden — sucht, indem er von literarischen Gegenständen zu religiösen, politischen und sozialen Fragen übergeht, nicht mit donnernder Scheltrede, sondern durch ruhige Überredung und Milde auf seine Leser zu wirken. Deshalb ist sein unmittelbarer Einfluß auch weit geringer gewesen als der des Propheten von Ecclefechan. Dagegen hat er mittelbar, indem er gleichgestimmte Geister anregte, einen um so nachhaltigeren Einfluß ausgeübt. Wir begegnen seinen Ideen sehr oft in der englischen Literatur der allerneuesten Zeit.

Arnolds Gesellschaftskritik findet sich gelegentlich in seinen Gedichten und

7) Vgl. darüber meinen Aufsatz über Matthew Arnold in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte XV 3/5 1904.



Prosaschriften — ich erinnere besonders an sein Gedicht „Heines Grab", das die oft zitierten, berühmten Verse über England, „den müden Titanen", enthält, der unter der atlantischen Last seines Schicksals einherstolpert[8]) —, im Zusammenhange aber in einem eigenartigen und merkwürdigerweise wenig bekannten und nie neugedruckten Buche, das in nicht sehr ansprechender Form — daher wohl sein geringer Erfolg — wohl die gründlichste und scharfsinnigste Kritik des Engländertums darstellt, die wir, wenigstens von einem Engländer, besitzen. Es heißt „Kultur und Anarchie" und erschien im Jahre 1869, als der alte manchesterliche Liberalismus, der Glaube an die Segnungen unbedingter Freiheit im politischen wie wirtschaftlichen Leben, in England auf seiner Höhe stand. Doing as one likes, „Tun, wie man will", so definiert Arnold die hochgepriesene persönliche Freiheit, die im Grunde nichts anderes sei als das Vorrecht jedes einzelnen, nach seinem eigenen Willen oder dem seiner Klasse zu handeln, und die über diesem zufälligen Selbst kein höheres, besseres Selbst im Staate anerkenne, sondern im Gegenteil den Staat mit sich und seiner jeweiligen Klasse gleichsetze. Die drei Klassen aber, in die das englische Volk zerfällt, charakterisiert er mit rücksichtsloser Schärfe des Urteils als Barbaren, Philister und Pöbel. Barbaren sind die Aristokraten, die zwar den Sport, die Ausbildung des Körpers, hochschätzen und äußerlich feine Formen, aber keinen Sinn für geistige Dinge haben. Als Philister bezeichnet er mit einem Heine entlehnten Ausdruck die große Mittelklasse und definiert sie, auf den Ursprung des Wortes zurückgehend, als hartnäckige Gegner der Kinder des Lichts, Feinde der Ideen und allein glaubend an mechanische Methoden zur Erreichung äußerlicher Ziele. Pöbel nennt er endlich — sehr undemokratisch — die Arbeiterklasse, die in Armut und Roheit dahinlebe mit dem einzigen Vorrecht, zu tun, was sie wolle, ohne doch zu wissen, was sie wolle. Allen aber ist nach Arnold gemeinsam eine besondere Form des Atheismus, nämlich der Unglaube an die Macht der Vernunft, des besseren Selbst, und gewissermaßen als Ergänzung, Korrelat, dieses Unglaubens, ein Quietismus, d. h. die Ansicht, daß das Richtige von selbst zur Geltung komme, sich durchsetze durch den Zusammenstoß und die Wechselwirkung der Äußerungen unserer gewöhnlichen Natur. Daß dies aber keineswegs der Fall ist, zeigt Arnold auf dem Gebiete, auf dem er Fachmann war — er war Schulinspektor und hat viel für die Entwicklung des englischen Schulwesens getan —, indem er die englischen Unterrichtsmethoden und -erfolge mit den preußischen vergleicht. So kommt Arnold zu dem Schlusse, daß die Engländer wohl die äußere persönliche Freiheit besitzen, aber nicht innerlich frei sind. Sie betrachten die Dinge eben allein vom praktischen Standpunkte, sehen nur auf den unmittelbaren Nutzen und erreichen daher auch nur, was sich auf diesem Wege erreichen läßt. Er zitiert einmal einen Ausspruch Goethes, der diese Eigenschaft treffend charakterisiert: „Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kom-

8) Die bekannten Verse lauten: Yes, we arraign her! but she — The weary Titan, with deaf — Ears and labour — dimmed eyes — Regarding neither to right — Nor left, goes passively by — Staggering on to her goal. — Bearing on shoulders immense — Atlantean, the load, — Wellnigh not to be borne, — Of the too vast orb of her fate.

men. Aber sie sind groß als praktische Menschen“ (Gespr. mit Eckermann, 24. 6. 1825). — Ein Heilmittel für diesen kurzsichtigen Geist ist nach Arnold das Streben nach „Kultur“. Als Methode, diese zu erreichen, empfiehlt er mit einem von ihm geprägten Scherzworte, das Swifts „Bücherschlacht“ entlehnt ist, „Süßigkeit und Licht“, Süßigkeit (sweetness) im Gegensatze zu der Schärfe, Bitterkeit und Brutalität des Parteikampfes, und „Licht“, d. h. Geist, Intelligenz, um die Enge und Dunkelheit des Lebens zu erhellen. Kultur aber ist, wie Arnold sie definiert, Bildung im weitesten Sinne des Wortes, d. h. das Streben, über die Dinge, die uns angehen, das Beste, was in der Welt gesagt oder gedacht worden ist, zu wissen und durch dieses Wissen Leben und Denken zu befruchten, die Dinge nicht mehr bloß vom Standpunkte des praktischen Nutzens und durch die Parteibrille zu betrachten, sondern von der hohen Warte der Vernunft, der Idee. Arnold bezeichnet dies auch als „hellenisieren“, indem er, wiederum im Anschlusse an Heinesche Ideen, dem „Hellenismus“, der die Ausbildung aller Kräfte des Menschen lehrt, den „Hebraismus“ gegenüberstellt, der nur das Moralische gelten läßt. Vertreter der letzteren Richtung sind nach ihm die Puritaner und ihre Nachfolger, die frommen Sekten der Methodisten, Baptisten usw., und ihrer Enge und Beschränktheit gilt besonders sein Kampf, wie der so mancher der besten englischen Schriftsteller der Neuzeit.

IV.

Die allerneueste Literatur, die der Schriftsteller der Gegenwart, ist natürlich in beträchtlichem Maße ein Versuch nationaler Selbsterkenntnis, Kritik und bewußte Selbstbespiegelung des eigenen Volkstums. Daß diese oft zur Selbstverherrlichung wird, kann im Zeitalter des englischen Imperialismus nicht überraschen. Patriotischer Stolz durchglüht die Abenteuerromane Robert Louis Stevensons wie die Dichtungen von Henry Newbolt und William Henly und wird zum einseitigsten, ausschweifendsten Nationalismus bei Rudyard Kipling, in dessen Gedichte alle Motive des englischen Nationalstolzes vereinigt und auf die Spitze getrieben erscheinen. Ihm ist England nicht bloß die welterobernde Macht, die Mutter der Nationen, die von Gott bestimmte Herrscherin über „die freien Meere“, die die niederen Rassen zum Lichte führen soll, sondern auch das auserwählte Land und Volk im Sinne des Puritanismus und des biblischen Judentums. Die verengende Wirkung dieses der allgemein menschlichen Grundlage entbehrenden Nationalismus zeigt sich bei Kipling in den letzten Jahren in einem Erstarren seines Talentes und während des Krieges in der unglaublichen Roheit der Äußerungen, durch die er sich selbst entehrt hat.

„Was England braucht, ist nicht Lobpreisung, sondern Warnung“, sagt ein englischer Kritiker bei Gelegenheit einer Besprechung Kiplings, und daran hat die Literatur, die dem Kriege unmittelbar voranging, es keineswegs fehlen lassen. Unter den Schriften dieser Art betrachten wir zuerst einige der bedeutendsten Produkte des zeitgenössischen Romans, der der Tradition des englischen Romans von Fielding und Smollett bis zu Dickens und Thackeray folgend, das englische Volk in seinen verschiedenen Schichten darzustellen versucht. Unter den Schriftstellern dieser Gattung sind die erfolgreichsten Arnold Bennett, H. G. Wells und John Galsworthy.

Arnold Bennett hat in seinen wirklich guten Romanen — er hat auch



dem Sensationsbedürfnisse der Masse gedient, wie in „The Grand Babylon Hotel" und ähnlichen Geschichten — einen engen Kreis des Lebens mit einer Gründlichkeit dargestellt, die an Hardys Wessex-Romane erinnert. Es ist die kleinbürgerliche Gesellschaft in der Heimat des Schriftstellers, dem Töpfereibezirk von Nord-Staffordshire, den sog. „Potteries" oder „fünf Städten". Er führt diese vor in ihrem alltäglichen Tun und Leiden mit dem feinen psychologischen Verständnis, das der Sympathie entspringt. Seine Kritik ist diskret und zurückhaltend und darum um so wirksamer. Die Menschen, die hier dahinleben in eintöniger Erwerbsarbeit, weder den Tag genießend noch dem Leben einen wirklichen Inhalt und Zweck zu geben verstehend, sind der Typus jenes Philistertums, welches Arnold bekämpft. Es ist eine stickige Luft in diesem Milieu, wie in einer dunkeln Wohnung hinter einem alten Laden. Gelderwerb und Klatsch in der Woche, eine aszetisch freudlose Religion und als geistige Nahrung Sonntagsschulen und Bibelklassen an den langweiligen Sonntagen füllen das Leben aus, aber die Menschen fühlen sich wohl in dieser dumpfen Atmosphäre und stellen sich jedem Versuche, die frische Luft der großen Welt und ihrer Kämpfe und Ideen in ihre gettoartige Abgeschlossenheit hineinzulassen, feindlich gegenüber. Aus den Anstrengungen der jungen Generation, hinauszugelangen aus dieser Enge und Dumpfheit, und den Kämpfen, die sich hieraus ergeben und die meist mit dem Siege der Alten oder höchstens einem Kompromiß endigen, entsteht die fast immer sehr eintönige und wenig bedeutende Handlung der Romane Bennetts.

H. G. Wells ist vielseitiger, schärfer, satirischer als Bennett, tritt mehr mit seiner Persönlichkeit hervor, will nicht bloß Künstler, sondern eine Art allgemeiner Volks- und Menschheitsberater sein. Er hat mit phantastischen Romanen im Stile Jules Vernes begonnen, die aber mit dem Ausspinnen irgendeiner wissenschaftlichen Phantasie die Tendenz verbinden, die Wirklichkeit gewissermaßen in Verzerrung, wie in einem Hohlspiegel, zu zeigen und irgendeine Seite derselben durch solche Vergrößerung satirisch zu charakterisieren. Aber er hat sich dann auch in Büchern wie „Kipps", „Tono-Bungay" u. a. der unmittelbaren Darstellung der Wirklichkeit zugewandt. Und er schildert das Kleinbürgertum in seiner Enge, seiner geistigen Gebundenheit, der Dumpfheit und Einförmigkeit seiner Existenz ähnlich wie Bennett, nur in einem etwas anderen Milieu, dem der kleinen Städte im Südosten von England und Londons, und dann natürlich mit einer anderen persönlichen Note. Es ist eine trübe Welt, in die er uns einführt. Welch ein Humbug, welch eine Versündigung an der heranwachsenden Menschheit ist die Privatschule, die Kipps besucht, anspruchsvoll „Cavendish Academy" genannt — alles Schwindel, Reklame, hohler Schein. Wenn sie ein Typus vieler Schulen ist, auf denen das Kleinbürgertum seine Bildung sucht — und sie ist es —, so hat England seit Dickens' „Dotheboys Hall" in „Nicolas Nickleby", abgesehen von der humaneren Behandlung, keine Fortschritte gemacht. Die Schule aber erklärt die Beschränktheit und Unwissenheit der breiten Mittelklassen in England, die jedem, der dort eine Zeitlang gelebt hat, auffällt. Hiervon gibt das Bäckerhaus in Chatham, wo George Ponderevo, der Erzähler von „Tono-Bungay", Lehrling ist, ein Bild. Welch freudloses Hindämmern zwischen harter Arbeit und einer



selbstgerechten, lieblosen Religiosität, welche Häßlichkeit und erstickende Gettoatmosphäre hier in dem freien England! Fürwahr, man sieht, von wie geringem Werte die Freiheit, zu tun, was sie wollen, für die ist, die innerlich unfrei sind![9])

Wells hat seine Ideen über Dinge und Menschen auch in direkter Form dargelegt in einer Reihe von Aufsätzen, die unter dem Titel „An Englishman looks at the world", „Die Weltanschauung eines Engländers", gesammelt sind und ein besonderes Interesse bieten, weil sie kurz vor dem jetzigen Kriege und zum Teil in Vorahnung desselben geschrieben sind. Der Grundgedanke dieser Aufsätze, die sich zum Teil mit der Zukunft von England beschäftigen, ist die Klage über den Mangel an geistiger Regsamkeit in seinem Vaterlande, an jener „von Kritik geleiteten Phantasie", die das Kennzeichen hervorragender Arbeit ist. Bezeichnenderweise stellt er gerade Deutschland seinen Landsleuten als Muster vor. „Wir sind in hohem Grade eifersüchtig auf Deutschland, nicht nur, weil die Deutschen zahlreicher sind als wir und ein größeres, abwechslungsreicheres Land besitzen, sondern auch, weil in den letzten hundert Jahren, während wir von Plattheiten und Eitelkeit gelebt haben, sie die Energie und die Demut gehabt haben, ein ausgezeichnetes System der nationalen Erziehung zu entwickeln, in Wissenschaft, Kunst und Literatur zu schaffen, eine soziale Organisation aufzubauen und über uns hinauszuklettern auf der Stufenleiter der Zivilisation."

Von der höheren englischen Erziehung in den vielgerühmten „öffentlichen Schulen", wie Eton und Harrow, sagt er, daß sie nur Philister hervorbringe, engherzige, vorurteilsvolle Leute mit nicht mehr geistigen Interessen als ein Tischler und Schreiber, und weshalb? — weil die Lehrer selbst Philister ohne Persönlichkeit seien, Menschen ohne selbständiges Denken, von denen man nur verlange, daß sie nie einen Gehrock zusammen mit einem Filzhut trügen, aus guter Familie stammten, nicht an dem Apostolischen Glaubensbekenntnis zweifelten und nie durch sozialistische Meinungen oder sonstige Verstöße gegen die Regel Anstoß erregt hätten. Interessant ist besonders auch, daß Wells für den bevorstehenden Seekrieg statt der Dreadnoughts Unterseeboote, Torpedoboote, Torpedozerstörer und Luftschiffe empfiehlt. Hierfür aber, meint er, fehle es den Engländern an schöpferischer Fähigkeit, sie seien in allen geistigen und technischen Dingen rückständig und überschätzten gutes Betragen, körperliche Gesundheit und die gewöhnlichen Tugenden der Mittelmäßigkeit. Die Freiheit des Engländers ist eben vorzugsweise äußerlich; innerlich ist er unfrei, gebunden durch die Fessel einer Konvention, die tiefer in das Leben des einzelnen einschneidet und es enger beschränkt, als je ein Staatswille es vermag.

John Galsworthy, auch als Problemdramatiker erfolgreich, hat in seinen Romanen die sog. „obere Mittelklasse", das Großbürgertum, sich als Vorwurf genommen und stellt dies mit psychologischer Vertiefung dar. Sein erster Roman, „The Man of Property", spielt in London in einer weitverzweigten Großkaufmannsfamilie, die als Typus der ganzen Gesellschaftsschicht hingestellt wird. Ein unerschütterlicher starker Egoismus und ein angeborener Sinn für Besitz, sowie als Kehrseite die-

9) Über Kipps und Tono-Bungay vgl. auch den Aufsatz von Bernard Fehr: „Das heutige England im Lichte englischer Literatur" im Aprilheft 1916 dieser Zeitschrift.

ser Grundeigenschaften die Abneigung und Unfähigkeit, sich irgendeiner Sache, Kunst, Wissenschaft, Literatur, dem Staatswohle, ganz hinzugeben, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben, was wir als Vorzug deutscher Art betrachten, kurz, sachlich in höherem Sinne zu sein — das charakterisiert nach Galsworthy diese Kreise. Sie sind energisch, solide, halten fest am Erworbenen und eng zusammen, die übrige Welt, besonders die Nichtbesitzenden, schroff ablehnend. Ihr Leben ist im allgemeinen streng nach der Konvention geregelt, Geschäft und Vergnügen, Ehe und Erziehung, die ganze Existenz von der Geburt bis zum Testament und Tode. Manchmal aber kommt es doch anders, wie so oft im Leben. Die Liebe führt einen Außenseiter, eine stolze, eigenwillige Künstlernatur, in diese Kreise, oder sie reißt ein Mitglied derselben heraus, kurz, mischt die Karten des Lebensspiels anders, als Konvention und Sitte es wollen. Dann entsteht Kampf und Leid und auch herbe Tragik.

Eine andere Studie Galsworthys — seine Romane haben die Geschlossenheit und Klarheit psychologischer Studien, die einen Grundgedanken durchführen — „Das Landhaus", hat die Darstellung der ländlichen Grundbesitzer, des englischen Junkertums, wie wir sagen würden, zum Gegenstande. Die Schilderung atmet feine Ironie und ist von einer gewissen Milde durchwärmt, wie ja auch die Gesellschaft dieser Landbesitzer sympathischer ist als das Großkaufmannstum in den Städten. Auch hier beherrscht die Konvention das Leben, aber eine durch unvordenkliche Tradition gefestigte, die nichts außer sich kennt und anerkennt. Das Glaubensbekenntnis des Besitzers des Landhauses lautet: „Ich glaube an meinen Vater und dessen Vater und seines Vaters Vater, die Mehrer und Bewahrer meines Besitzes. Und ich glaube, daß wir das Land gemacht haben und es erhalten werden, wie es ist. Und ich glaube an die ‚öffentlichen Schulen' und besonders an die, auf der ich gewesen bin. Und ich glaube an diejenigen, die mir gesellschaftlich gleichstehen, und an das Landhaus, und an die Dinge, wie sie sind, in alle Ewigkeit. Amen." Ein ehrwürdiger Edelrost liegt auf dem ganzen Leben im Landhaus, der regelmäßigen Geschäftigkeit der Tage mit ihren kleinen, ruhigen Sorgen und Pflichten, denn man betreibt die Landwirtschaft ja nicht als Erwerb, sondern als Luxus, da man für sein Einkommen nicht darauf angewiesen ist, und hat im übrigen irgendeine harmlose Liebhaberei, sammelt Vögel, Bilder, Rosen, alte Möbel, Meßbücher und ähnliches, und ebenso auf der feierlichen Ruhe des „Sabbat", an dem der Gutsherr mit der Familie zur bestimmten Stunde zur Kirche geht, seinen Ehrenplatz einnimmt, mit Selbstbewußtsein den sonntäglichen Bibeltext vor seinen Pächtern liest und dann der Predigt des Pfarrers zuhört, der wie er stramm und fest auf dem Boden des Bestehenden steht, konservativ, intolerant gegen alles Neue, energisch, eigensinnig, beschränkt und wohlwollend wie er. Auch hier stört allerdings die Natur durch die Leidenschaft dann und wann den regelmäßigen Lauf des Daseins und ruft Konflikte hervor, und hartköpfige Idealisten, unpoetische Shelleys, der ja auch aus solch einem Milieu stammte, zerbrechen sich den Kopf an dem Bestehenden. Am Ende bleibt aber alles immer beim alten; Neues findet nur schwer und sehr, sehr allmählich Eingang.

Galsworthy hat auch versucht, seine Studien von Stadt und Land zu einem Gesamtbilde zu vereinigen in einem Ro-

man mit dem bezeichnenden Titel „Die Insel-Pharisäer". Das Buch ist als Kunstwerk unerfreulich, eine Reihe loser Skizzen, ohne rechte Handlung und interessante Charaktere; die Satire, die Tendenz hat wie so oft die Kunst ertötet. Aber es ist um so interessanter als Dokument englischer Selbstkritik. Nach Galsworthy ist der Grundcharakter der englischen Gesellschaft ein unwahrer Konventionalismus, eine äußerliche Kultur von Körperpflege, Sport und Bädern unter Verzicht auf jeden inneren Individualismus, auf wirkliche Freiheit. Beschränktheit und Unduldsamkeit der Ansichten und Unselbständigkeit des Urteils sind das Kennzeichen der Akademiker und Geistlichen, namentlich wo die sexuelle Moral in Frage steht. „Wir denken so viel daran, was unsere Mitmenschen denken, daß wir überhaupt nicht mehr denken," heißt es einmal. Zivilisation ist vor allem Selbstbeherrschung, nie Leidenschaft, Begeisterung oder Aufregung zu zeigen. Und das Häßliche und Traurige im Leben sieht man eben nicht, weil man es nicht sehen will. So verfließt das Leben dieser Glücklichen, dieser Götter der Gesellschaft in ungetrübter Heiterkeit, äußerlich wenigstens, aber im Wesen ist alles unoriginell, nachgemacht, konventionell, „keusch, diskret, abgeleitet, praktisch und behaglich", wie die Bilder und die Zimmereinrichtungen. Man beschäftigt sich wohl auch mit den Armen, besucht das Ostende von London und die Hütten der Tagelöhner, aber man betreibt das wie einen Sport, eine Liebhaberei, und wundert sich dann, wie undankbar doch die Armen sind. In Wirklichkeit kennt man nur sich und seine Klasse, und die ganze Moral, eine Art „kultivierter Brutalität", hat die Selbstbehauptung dieser Klasse zum Zweck. An die gerühmte Kulturmission Englands, wie sie Kipling etwa in seinem Gedichte „The white man's burden", „Die Aufgabe des weißen Mannes", besingt, glaubt Galsworthy nicht. Man kann Nationen nicht von außen beglücken, ihnen eine fremde Kultur auferlegen: alles, was man darüber sagt, ist nur „cant", Heuchelei. — Man sieht, wie die englische Selbstgefälligkeit, der Glaube an die Überlegenheit alles Englischen, hier angegriffen wird. Galsworthys Bücher, die offenbar von M. Arnolds Ideen sehr beeinflußt sind, sind ein Symptom des Eintritts des englischen nationalen Lebensgefühls aus der Periode des Dogmatismus, der unbedingten Selbstbejahung, in die der Kritik, des Zweifels. Ein englischer Politiker, C. F. G. Masterman, der in in einem bekannten Buche über „Die Lage von England" Galsworthy mehrere Seiten widmet, meint, daß man eben die Dinge nehmen müsse, wie sie seien, mit Zweifeln komme man zu nichts, gewinne keine Siege, untergrabe nur die Energie usf. Das ist alles richtig. Aber wenn nun die Erkenntnis doch den Zweifel bringt und den Glauben an die eigene Vortrefflichkeit untergräbt, was hilft es da, die Augen zu schließen und sich mit Unwahrheiten und Halbwahrheiten zu täuschen? Das ist die Frage, die Galsworthy in seinem ausgezeichneten Buche seinen Landsleuten vorlegt. Die Antwort ist inzwischen schon von der Weltgeschichte sehr deutlich erteilt worden.

Die eben genannten drei Romanschriftsteller, Bennett, Wells, Galsworthy, sind Engländer und fühlen sich als solche. Es mögen zum Schlusse noch zwei hervorragende Schriftsteller zu Worte kommen, die ähnlich wie Swift und Goldsmith ihren Standpunkt mehr oder weniger außerhalb des englischen Volkstums im engeren Sinne nehmen, George Meredith und Bernard Shaw.



George Meredith, der Meister des psychologischen Romans und, wenn auch als Künstler ungleich und oft dunkel und schwer verständlich, sicherlich der gehaltvollste und tiefste unter den Schriftstellern Englands vom Ende des 19. Jahrhunderts — er ist 1909 gestorben —, war irischer und wallisischer Abstammung, wenn auch in England geboren. Er hat, was wohl auch zur Freiheit seines Urteils in nationalen Fragen beigetragen hat, eine nichtenglische, und zwar deutsche Erziehung genossen; bis zum 15. Jahre besuchte er die Schule der Mährischen Brüder in Neuwied. Seine Romane, wie seine Gedichte üben scharfe Kritik an dem englischen Volke, dem Rangstolze und der Rücksichtslosigkeit der Aristokratie wie der geistigen Stumpfheit, dem Mangel an Einbildungskraft und dem Materialismus der wohlhabenden Mittelklasse. Er zeigt, so besonders in seinem einzigen politischen Romane, „Beauchamp's Career", wie in England die Stimmung abwechselt zwischen einer satten Selbstzufriedenheit und Bewunderung englischen Reichtums, Handels, der „wunderbaren Presse" und der Verfassung, die als „der Gipfel praktischen menschlichen Scharfsinns" gepriesen wird, und einer würdelosen Panik und Angst vor fremder Invasion. Er hat in seinem letzten nachgelassenen Werke, „Celt and Saxon" (1910), mit Geist und Scharfsinn das Symbol des Engländertums, welches Arbuthnot vor 200 Jahren geschaffen hat, die geheiligte Gestalt John Bulls, besonders vom Standpunkte des idealistisch gestimmten Kelten und Dichters angegriffen. Die Gedanken, die er hier ausspricht, wären eines näheren Eingehens wert. Meredith möchte an Stelle des feisten John Bull gerne „eine prächtige, glutäugige, mütterliche Britannia" als Sinnbild Englands sehen. Daß aber John Bull heute noch das Feld unumstritten behauptet, erklärt sich doch wohl daraus, daß er die hervorstechendsten Eigenschaften des englischen Volkes, seinen starken Eigenwillen und Eigensinn, seinen Mangel an Reflexion, von dem ja schon Goethe spricht (s. o.), und seine Abneigung gegen den Idealismus so treu verkörpert. Nur daß die Geschichte, wenn sie einerseits der Willenskraft dieses Typus ein volles Ausleben geschenkt hat, andrerseits doch auch die Beschränkungen desselben den klügeren Geistern im englischen Volke mehr und mehr deutlich vor Augen geführt hat.

Bernard Shaw ist ein außerordentlich freier Geist, einer, der, wie Carlyle es ausdrückt, „alle Formeln verschluckt hat" (has swallowed all formulas). „Ich bin eine Krähe," sagt er einmal von sich („Antonius and Cleopatra, Preface"), „die hinter vielen Pflügen hergegangen ist. Ohne Zweifel komme ich denen außerordentlich gescheit vor, die nicht hungrig und neugierig auf den Feldern der Philosophie, der Politik und Kunst herumgehopst sind." Schopenhauer, Nietzsche, Ibsen und Wagner hat er in sich aufgenommen, und seine Kritik des Lebens, die Soziales und Politisches, das Verhältnis der Geschlechter und die moralische Wertung der Handlungen, Heldentum, Aszetik, Patriotismus, Justiz behandelt, ist sehr originell und antikonventionell, antiorthodox, ja oft mit Bewußtsein paradox. Besonders dem englischen Volkstum steht er, der englische Schriftsteller irischer Abkunft, ganz frei gegenüber. „Ich betrachte niemals einen Engländer als meinen Landsmann," sagt er von sich in der Vorrede zu dem Drama „John Bulls andere Insel" (1904), das die nationale Frage behandelt. Allerdings faßt er zum Unterschiede von Meredith die Verschieden-



heit von Engländertum und Irländertum nicht als eine der Rasse auf. „Es gibt keine irische Rasse," meint er, „so wenig, wie es eine englische oder Yankee-Rasse gibt." Vielmehr drückt nach ihm das irische Klima jedem Einwohner des Landes sofort sein Gepräge auf, und dieses natürliche Klima wird durch das künstliche wirtschaftliche verstärkt. Wenn er sich einen Iren nennt, so versteht er darunter einen, der die Sprache Swifts spricht und nicht „das unsägliche Kauderwelsch der Londoner Zeitungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts." Die sog. „gälische Bewegung", die sich an Yeats, Synge und George Moore knüpft und die fast ausgestorbene irische Sprache wieder auferwecken will, hält er für eine bloße romantische Spielerei.

Seine Gegenüberstellung des Iren und Engländers in der 1906 verfaßten Vorrede zu dem genannten Drama — seine Vorreden sind bekanntlich literarisch nicht weniger von Bedeutung als die Dramen selbst — erscheint außerordentlich paradox. „Der Engländer", sagt er, „ist vollständig im Banne seiner Einbildungskraft, da er keinen Sinn für die Realitäten des Lebens hat, der Ire mit einer viel feineren und wählerischeren Einbildungskraft hat immer auch ein Auge auf die Dinge, wie sie sind, gerichtet." Er illustriert diese paradox erscheinende Behauptung in noch paradoxerer Weise durch die Gegenüberstellung der Darstellung des britischen Soldaten in Thomas Moores idealisiertem „Jungen Spielmann" („The minstrel-boy to the war is gone") und in Kiplings „quasi-realistischen" „Drei Soldaten". Und doch liegt in dieser Paradoxie etwas Richtiges, insofern als die Idealisierung der inneren Wahrheit der Dinge näher kommt als die realistische Kunst, die sie in den Zufälligkeiten ihrer äußeren Erscheinung abzukonterfeien versucht. Ist nicht z. B. Schillers „Jungfrau von Orleans" trotz der Vergewaltigung des überlieferten Historischen eine innerlich wahre Gestalt? Shaw findet denselben nationalen Unterschied in dem Charakter zweier nationaler Helden, des Irländers Wellington und des Engländers Nelson, welch letzteren er einen Theaterhelden nennt, der von Ruhmsucht und Patriotismus berauscht und voll von englischem Vorurteil sei. Geistige Trägheit ist nach ihm die charakteristische Eigenschaft des Engländers; Willenskraft, Energie erscheint diesem als die Hauptsache im Leben, während er der Intelligenz mißtraut und sentimentale Dummheit bewundert. Den Grund für diese „englische Dummheit" sieht Shaw in der begünstigten Lage Englands, die den Engländern gestatte, sich im Vertrauen auf ihre Macht und ihr Geld mit Schein und Rhetorik zu begnügen, während der Ire darauf angewiesen sei, mit den Waffen des Geistes gegen „das langsame Gewissen" und die „schnellen Angstanfälle" John Bulls zu kämpfen. Nach dieser schneidenden Charakteristik gibt Shaw noch ein aktenmäßig belegtes Beispiel der Methoden englischer Völkerbeglückung aus der Verwaltung Lord Cromers in Ägypten, „die Schrecken von Denshawai", welches zeigt, wie die Engländer im angeblichen Interesse der Ordnung unterworfene Völker mit Brutalität und despotischer Willkür tyrannisieren.

Und nun zu dem Drama selbst. Zwei Zivilingenieure, die Besitzer eines gutgehenden Geschäftes, Lorenz Doyle, ein Ire, und Thomas Broadbent, ein Engländer, reisen geschäftlich nach Irland in die Heimat Doyles, das stille Örtchen Roscullen, das dieser seit 18 Jahren nicht gesehen hat, und in dem sein Vater noch lebt und die Jugendgeliebte, die „Erbin"



des Orts mit 50 Pfund Sterling Einkommen, auf ihn wartet. Wir lernen die Haupttypen in dem irischen Städtchen kennen, das abergläubische, unwissende niedere Volk, kleine Bauern, die ein Leben harter Arbeit und mannigfacher Unterdrückung eng und zähe gemacht hat, den Priester, der klug alle beherrscht und leitet, die Ortshonoratioren, die in stolzer Dürftigkeit ein eintöniges Leben verbringen, und als Typus irischer Träumerei einen exkommunizierten Priester, der, eine Art Franziscus von Assisi, sich eins fühlt mit aller Kreatur, in idealen Träumen dahinlebt und unter der Maske einer angenommenen Verrücktheit den Leuten bittere Wahrheiten sagt. In dieses Örtchen mit seinem ereignislosen Traumleben, dessen Symbol ein alter verfallener Turm ist, kommt der energische Engländer hinein, wie ein rasendes Automobil in die wackligen kleinen Hütten eines Dörfchens. Und merkwürdig: obgleich er nichts wie hohle Phrasen vorbringt und keine Spur von Verständnis für Land und Leute zeigt, ja sich nach Möglichkeit lächerlich macht, gewinnt er die schüchternstolze Jugendgeliebte Doyles zur Frau, wird als Parlamentskandidat aufgestellt und legt die Grundlagen zu einem Plane, das abgelegene Örtchen zu einem Mittelpunkte des Fremdenverkehrs zu machen mit einem lärmenden Hotel und dem unentbehrlichen Golfspielplatze für das Wochenende der Londoner. So werden Fortschritt und Geschäft in das traumverlorene Städtchen einziehen, wobei allerdings die kleinen Existenzen, die bis dahin zufrieden dahingelebt haben, mitleidlos geopfert werden. „Die englische Dummheit" und der englische Wille haben wieder einmal gesiegt, nicht ohne die Segnung der hochtönenden moralischen Phrase. „Ich fühle jetzt mehr als je zuvor, daß ich recht daran tue, mein Leben der Sache Irlands zu weihen. Kommen Sie und helfen Sie mir, den Platz für das Hotel zu wählen!" — mit diesen Worten Broadbents, die in epigrammatischer Schärfe jene eigentümliche Mischung von Geschäft und Humanität, wirklichem Mammonsdienst und einer unverbindlichen Verbeugung vor den Idealen kennzeichnen, welche das Engländertum ausmacht, endet das Drama.

V.

Mit den beiden Äußerungen von Meredith und Shaw, die uns bis an die Schwelle des Weltkrieges führen, schließen wir unsere Betrachtung. Überblicken wir noch einmal den von Shakespeare bis Shaw durchlaufenen Weg. Die kraftvolle innere Selbstbejahung des englischen Volkes, die ihre Nahrung aus Quellen der äußeren Macht wie des inneren Wohlergehens, der Größe des Staates und der Freiheit des einzelnen saugt und eine Weihe in dem Bewußtsein einer religiösen Auserwähltheit findet, wird unter dem Einflusse der Ideen und Ereignisse der Französischen Revolution bewußt dogmatisch. Sie sucht für ihr besonderes Sein, ihre Auffassung des Verhältnisses des einzelnen zu Staat und Gesellschaft die Gründe in dem Wesen des staatlichen Lebens selbst, dieses historisch gewordene und mit vielen Zufälligkeiten behaftete Sein und sein Werden zur Norm und zum Ideal des Staates erhebend, darin etwas Naturnotwendiges sehend. Und sie findet für diesen Glauben nicht bloß in England selbst, sondern auch bei fremden Völkern einen fruchtbaren Boden. Die Kritik, die geübt wird — und es fehlt nicht daran —, rüttelt nicht an den Grundlagen dieses nationalen Lebensgefühls. Dann aber kommt im 19. Jahrhundert der Zweifel, angeregt einerseits durch die gesellschaftliche Entwicklung unter der Herr-



schaft des Industrialismus, andererseits besonders durch die Bekanntschaft mit deutschem Idealismus. Und dieser Zweifel, der immer weiter um sich greift und immer tiefer gräbt, findet beredten Ausdruck in einer politisch-sozialen Literatur, deren Spitzen Carlyle und Matthew Arnold sind, und in der Spiegelung und Kritik des Lebens, wie sie in dem Hauptzweige der produktiven Literatur, dem Roman, geübt wird. Am Schlusse dieser Entwicklung stehen jene beiden bedeutenden Männer aus dem Ausgange des 19. Jahrhunderts, der vor wenigen Jahren verstorbene Dichter und Psychologe Meredith, der in seinem letzten Werke das geheiligte Symbol des Engländertums psychologisch zerpflückt und seine Unzulänglichkeit dartut, dabei den Standpunkt des Kelten einnehmend und seine idealistischen Bedürfnisse vertretend, und der jetzt 60 jährige Bernard Shaw, der dem Engländertum mit der vollen Unabhängigkeit des Iren gegenübersteht. Die Formel, die er für das englische Wesen in den letzten Worten seines Dramas findet, zeigt uns als Kern desselben die Vereinigung eines energischen, rücksichtslosen Geschäftsgeistes mit der Pflege der humanitären Phrase, eine Vereinigung, die um so merkwürdiger und fester ist, als sie keineswegs auf bewußter Heuchelei beruht, sondern auf einer unbewußten inneren Eigenart, dem Mangel einer im Wesen und in der ewigen Wahrheit der Dinge fest verankerten idealen Grundlage. (Als „sincere cant", aufrichtige Heuchelei, bezeichnet dies schon Carlyle.) Und hier stoßen wir auf den großen Grundmangel des Engländertums. Der beispiellose, der Gunst der Umstände und der nationalen Energie verdankte Fortschritt Englands in den letzten Jahrhunderten ist erkauft worden um den Preis des Mangels an jener Innerlichkeit, jener wirklichen Menschheitskultur, die sich nicht auf praktischen Bedürfnissen, sondern auf den tiefsten und innersten Bedürfnissen des strebenden Menschengeistes aufbaut. Die Erkenntnis dieses Mangels bei vielen der geistigen Führer der Nation ist gewiß ein Schritt, wenn auch nur der erste, auf dem Wege zur Hebung desselben. Der Zweifel schadet zwar der Seele, wie Wolfram von Eschenbach sagt, aber wo er einem unverzagten Manne nahe tritt, kann dieser doch selig werden. Und was von dem einzelnen gilt, gilt auch von den Völkern. Ob die Erfahrungen des jetzigen großen, durch Englands Mitschuld entfachten Weltkrieges die dazu nötige Einkehr auch bei dem englischen Volke bringen werden — das ist eine der großen Fragen der Zukunft.

Nachrichten und Mitteilungen.

Reymont, W. S., Die polnischen Bauern. Berechtigte Übersetzung von Jean Paul d'Ardeschah. 4 Bände. Jena 1912. Eugen Diederichs.

Das vorliegende Buch ist schon einige Jahre vor dem Kriege erschienen, ohne daß es in Deutschland Beachtung gefunden hätte. Der Verleger ließ kurze Zeit vor dem Kriege einen Klageruf hinausgehen über die Oberflächlichkeit des deutschen Lesepublikums, und er begründete ihn damit, daß vom vorliegenden Buch, von dem er 700 Exemplare als Rezensionsexemplare versandt habe, das in 84 Zeitungen mit größter Anerkennung besprochen sei — im ersten Jahre nach dem Erscheinen nur 94 Exemplare verkauft wurden. Wir seien heute, folgerte er daraus, so abgehetzt und oberflächlich geworden, daß wir uns vor einem vierbändigen Roman fürchten. Insbesondere hätte auch die ostdeutsche Presse versagt: „ich warte auf sämtliche Blätter in Breslau, Posen und Königsberg, daß sie ihren Lesern erzählen, ein Werk der Welt-



literatur sei ihnen endlich zugänglich, das ihnen das Seelenleben ihrer polnischen Mitbürger so nahe bringe, wie es eben nur die Kunst tun könne und nicht ein politischer Leitartikel."

In dieser letzten Bemerkung des Verlegers liegt viel Wahres, aber man kann bezweifeln, daß dieser Appell genützt hätte, wenn nicht der Krieg gewaltsam die Aufmerksamkeit Deutschlands auf Polen hingelenkt hätte. Heute muß man den, der das einfache polnische Volk näher kennen lernen will, in erster Linie — schon der vorzüglichen Übersetzung, aber mehr noch des Inhalts wegen — auf das Werk Reymonts hinweisen, und deshalb sei es hier nachträglich noch kurz angezeigt. Władisław Stanisław Reymont (geb. 1868) ist einer der besten unter den jüngeren polnischen Romanschriftstellern; mit Vorliebe hat er soziale Stoffe behandelt und sich dabei stets auf die Seite des armen Volkes gestellt; er ist auch unmittelbar aus dem Bauerntum hervorgegangen. Diese Herkunft aus dem einfachen Volk und den Zug zu ihm teilt er nun ja mit mehreren jüngeren polnischen Dichtern; ich erinnere daran, daß sich Männer wie Tetmajer und Rydel sogar mit Bauerntöchtern verheirateten; aber Reymont zeichnet sich aus durch eine besonders feine Beobachtungsgabe. Das gilt namentlich von den „Chłopcy", den „Bauern". Es ist ein Volksepos; eine breite, aber sprachlich und darstellerisch wunderschöne Schilderung des Lebens, Denkens und Fühlens der polnischen Bauern im russischen Anteil, so, wie sie sich meines Wissens sonst nirgends findet. Es ist vielleicht das Meisterstück des Dichters. Die „Handlung" (die Schicksale einer Dorfschönen, Jagna, die den Vater heiratet, den Sohn liebt und durch ihre Leidenschaftlichkeit allmählich immer tiefer hinabsinkt) ist in den ersten beiden Bänden noch leidlich straff; in den beiden letzten verläuft die Schilderung typisch slawisch ganz ins Breite. Um so mehr tritt der eigentliche Mittelpunkt des Epos, das ganze Dorf, in den Vordergrund, und die Mächte, die das Dorf bewegen: das Gefühl enger Zusammengehörigkeit, verbunden mit dem demokratischen Prinzip der Selbsthilfe, das das Dorf geschlossen den Kampf mit dem Gutshof um seinen Waldbesitz aufnehmen und auch, zur Wahrung des Rechts, vor Gewalt nicht zurückschrecken läßt; die absolute Naturgebundenheit des polnischen Bauern (die Verflechtung der Schilderung in die Jahreszeiten gehört zu den größten künstlerischen Reizen der Dichtung; namentlich im dritten Bande, dem „Frühling", der „Vorerntezeit", die für den polnischen Bauer immer mit Entbehrungen verknüpft ist, tritt das hervor, aber auch sonst in vielen Einzelheiten); weiter der instinktive Haß gegen die deutschen Ansiedler; ferner tauchen in dem Roman, der noch vor der großen russischen Revolution geschrieben ist, schon Zeichen der neuen Zeit auf; bei aller Unterwürfigkeit finden sich schon politisch-demokratische Tendenzen und Anfänge von Aufsässigkeit, die sich ganz charakteristisch gegen die russische Schulpolitik richten: bekanntlich sind gerade dadurch die polnischen Bauern im russischen Anteil aufgerüttelt worden. Dies letztere tritt, wie gesagt, erst in den letzten beiden Bänden und mehr episodisch hervor. Sonst aber schildert das Epos im wesentlichen das russisch-polnische Dorf vor der Politisierung, die etwa in den 90er Jahren beginnt, mit seinem vegetativen Dahinleben, seinen Gewohnheiten, seiner Sinnlichkeit, die hauptsächlich in der Gestalt der Jagna verkörpert ist, seinen sonstigen Freuden (Tanz und Schnaps) und seiner Abhängigkeit von allen Naturereignissen. Das Ganze ist ein prächtiges Gemälde von erstaunlicher Anschaulichkeit und Naturtreue und gewährt allerdings einen einzigartigen Einblick in das Seelenleben der polnischen Bauern.

Die Übersetzung ist ausgezeichnet gelungen und in sprachlicher Hinsicht vielmehr eine Neudichtung als eine Übersetzung zu nennen; von der wundervollen Sprache Reymonts gibt auch die deutsche Übersetzung eine deutliche Vorstellung. Außerdem hat der Übersetzer eine gehaltvolle Einleitung, die gut in das Verständnis der Dichtung einführt, dem Werk vorausgeschickt. — Möchte die deutsche Übersetzung während und nach dem Kriege die Leser finden, die ihr vor dem Kriege versagt geblieben sind.

Dr. E. Zechlin.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG | HEFT 5 | 1. FEBRUAR 1917

Die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien.*)

Die Aufgaben.

Die Auslandskunde gehört im Rahmen der verschiedensten Wissenszweige seit Entstehung der modernen Wissenschaft zu den Aufgaben der deutschen Bildungsstätten, vor allem der Universitäten. Namen wie Humboldt, Savigny, Ranke, Ritter und Bopp sind dessen Zeuge. Im Rahmen des Unterrichts trat die Berücksichtigung des Auslands gegenüber den nationalen Aufgaben der Universitäten naturgemäß zurück, Kenntnis des Auslands wurde aber bei der gerade in Deutschland stets anerkannten Unbegrenztheit der Wissenschaft von Gelehrten wie Behörden gepflegt. Solange Preußen und dann das Reich eine kontinentale Großmacht war, lag nur ein geringes staatliches Bedürfnis vor, diesen Studiengebieten ein anderes als wissenschaftliches Interesse entgegenzubringen. Erst mit dem Hineinwachsen Deutschlands in die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Zusammenhänge rückten die Auslandsstudien aus der Sphäre der Wissenschaft entscheidend in die der praktischen staatlichen Bedürfnisse. Wie der Staat an seinen Universitäten nicht nur Gelehrte, sondern namentlich auch Beamte erzogen wissen wollte, brauchte er jetzt auch Auslandskundige, und zwar zunächst ein ständig wachsendes Personal für den auswärtigen Dienst mit besonderer Vorbildung, wie Dragomane und Kolonialbeamte, dann gut vorgebildete Pioniere des Deutschtums im Ausland, schließlich immer stärker nicht mehr nur binnenländisch, sondern auch weltpolitisch gebildete Staatsbürger überhaupt.

Mit der Entwicklung der staatlichen Bedürfnisse hat die Organisation der Auslandsstudien annähernd Schritt gehalten. In Geschichte, Geographie, Philologie, Staats- und Naturwissenschaften ist die Kunde des Auslands immer stärker gepflegt worden, und auch für die Ausbildung von Auslandsbeamten sind besondere Einrichtungen getroffen. Aber immer mehr drängt sich der Gedanke auf: Auslandskenntnisse sind bei einem Weltvolk nicht nur das Rüstzeug für Auslandsbeamte und Auslandsinteressenten, sondern ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung.

Geschichtlicher Rückblick.

Die besondere Förderung der im Staatsinteresse notwendig werdenden Schulung für das Ausland beginnt mit der Begründung des Seminars für Orientalische Sprachen an der Universität Berlin im Jahre 1887. Diese wichtige Anstalt hat nun schon über 25 Jahre zur Zufriedenheit der Behörden und des Publikums gewirkt. Eine große Zahl hervorragender Beamter des Auswärtigen wie des Kolonialdienstes sind aus ihr hervorgegangen. Bei langsamer Erweiterung schien das Seminar für Orienta-

*) Haus der Abgeordneten 22. Legislaturperiode. IV. Session 1916/17. Nr. 388.



lische Sprachen als „Orientalische und Kolonial-Akademie" berechtigten Ansprüchen zu genügen. Erst die politischen Ereignisse des neuen Jahrhunderts und die immer stärkere Verflechtung Deutschlands in die Weltwirtschaft stellten die Frage der Auslandsstudien auf eine breitere Basis. Die am 1. Mai 1908 in Kraft tretenden neuen Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst des Reiches und die im gleichen Jahre erfolgende Begründung des Hamburgischen Kolonialinstituts, dessen Schöpfer den Begriff des Kolonialen im weitesten Sinne des Wortes verstanden, sind Zeichen der veränderten Sachlage, mit der sich von da ab die Öffentlichkeit ohne Unterbrechung beschäftigte. Vom Jahre 1913 an begannen auch die Volksvertretungen der Frage der Auslandsstudien näherzutreten. Der Reichstag ersuchte den Reichskanzler um Vorlage einer Denkschrift über den Ausbau des Seminars für Orientalische Sprachen zu einer Deutschen Auslandshochschule und hat diesen Wunsch im folgenden Jahre wiederholt.

In Preußen hatte sich das Kultusministerium sowohl vom Standpunkt der allgemeinen Wissenschaft wie im Interesse einer deutschen Kulturpolitik im Ausland und des akademischen Unterrichts in der Heimat schon lange mit dem Gegenstand beschäftigt. Hierauf gestützt, konnte der Kultusminister, als es am 24. Februar 1914 auch im Landtage zu einer ersten anregungsreichen Aussprache über die Auslandsstudien kam, bereits zu den verschiedenen Seiten des vielgestaltigen Problems näher Stellung nehmen und die leitenden Gedanken skizzieren, die in der vorliegenden Denkschrift eine nähere Ausführung finden. In seinen Darlegungen (Protokoll der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses, 17. Sitzung) würdigte der Kultusminister zunächst die Aufgaben der nationalen Kulturpolitik, um dann für unser Versagen auf diesem Gebiet die binnenländische Orientierung unserer Bildung verantwortlich zu machen. „Der Gedanke, in unserem akademischen Leben Einrichtungen zu schaffen, welche zum gründlichen Studium des Auslandes Gelegenheit bieten und damit die studierende Jugend in ganz anderer Weise als bisher auf die Beschäftigung mit ausländischen Einrichtungen und auf die Betätigung in überseeischen Ländern hinzuweisen, erscheine daher voller Beachtung wert." Es handele sich dabei nicht nur um das Studium fremder Sprachen, sondern der gesamten fremden Kulturverhältnisse. „In solchem Umfange gefaßt, gehe die Aufgabe über das Orientalische Seminar, sosehr es sich für die praktische Schulung zum unmittelbaren Auslandsdienst bewährt habe, weit hinaus. Es erscheine überhaupt ausgeschlossen, daß eine besondere Anstalt als Auslandshochschule sie zur Durchführung zu bringen vermöchte. Ihre Verwirklichung wäre vielmehr im Rahmen unserer Universitäten zu suchen, die zu allen Zeiten Brennpunkte unserer nationalen Bildung gewesen seien." Die Frage sei aber im einzelnen noch nicht genügend geklärt, so daß er sich weitere Prüfung vorbehalten müsse.

Bei dem Auseinandergehen der Meinungen über die Organisationsfrage wie über den Umfang der geforderten Reformen war es erforderlich, zunächst noch Gutachten von Gelehrten und Praktikern einzuziehen und Beratungen mit den beteiligten preußischen und Reichsressorts einzuleiten.

Gleichzeitig begannen auch die Fakultäten sich mit der Frage zu beschäftigen, und die Juristische und Philoso-

phische Fakultät der Berliner Universität reichten eingehende Gutachten und Anträge ein. Die Arbeit war in vollem Fluß, als der Weltkrieg ausbrach und mit seinen Erscheinungen die Bedeutung der Frage für Deutschland mit elementarer Wucht offenbarte. Die Vorarbeiten wurden deshalb trotz des Krieges nicht eingestellt, wie auch der Kultusminister in der verstärkten Haushaltskommission am 14. März 1916 von neuem auf die Frage einging und erklärte, daß bei aller Einigkeit über die Ziele es noch eingehender Prüfung bedürfe, welche Wege man einzuschlagen habe. Seitdem ist die Frage nun so weit geklärt worden, daß mit dem zur Beratung stehenden Haushaltsplan die ersten Anträge zum Ausbau der Auslandsstudien dem Landtage vorgelegt werden konnten.

1. Allgemeine Voraussetzungen.

Die Problemstellung.

Wie schon der geschichtliche Rückblick ergab, handelt es sich bei den Auslandsstudien um drei getrennte Aufgaben.

1. Wissenschaftliche Auslandskunde,
2. Praktische Schulung von Beamten oder Privaten, die ins Ausland wollen,
3. Weckung außenpolitischen Interesses und Verständnisses in der Heimat.

Diese drei Aufgaben stehen aber nicht nur in historischer Folge hintereinander, sondern auch in sachlich scharf zu trennender Problemstellung nebeneinander. Das Ausland, das schon früher Gegenstand der Wissenschaft war, ist das natürlich in erhöhtem Maße geblieben, daneben aber ist die praktische Forderung der Ausbildung für das Ausland getreten, und als neuestes Ziel ist die Schaffung einer nationalen Auslandsbildung hinzugekommen. Eine Lösung des viel erörterten und oft mißverstandenen Auslandsstudienproblems ist nur möglich, wenn diese drei Gesichtspunkte gleichmäßig berücksichtigt werden. Da die wissenschaftliche Auslandskunde sich von selbst verstand und das Problem der außenpolitischen Vertiefung unserer Gesamtbildung noch wenigen aufgegangen war, hat die Frage der Auslandsschule bzw. -hochschule die öffentliche Erörterung beherrscht und die ganze Fragestellung einseitig beeinflußt.

Ob Aufgabe des Reiches oder der Bundesstaaten.

Die Tatsache der parlamentarischen Erörterung der Angelegenheit im Reichstag wie im preußischen Landtag zeigt, daß von vornherein keine Klarheit darüber bestand, ob die Förderung einer besseren Kenntnis des Auslandes zu den Aufgaben des Reiches oder der Bundesstaaten gehöre. Bei der Bedeutung der Frage für die Reichsinteressen und den Reichsdienst schien das Reich, bei der sachlichen Verknüpfung der Auslandsstudien mit der Wissenschaft, dem Unterrichts- und Bildungswesen schienen die Bundesstaaten zuständig. Da die öffentliche Erörterung sich besonders mit der Vorbildung für den auswärtigen Dienst beschäftigte, ergab sich die Forderung einer Reichsauslandshochschule gleichsam von selbst. In der Diskussion, die im Reichstage der oben angezogenen Resolution voranging, wurde ebenso wie in Broschüren und Zeitungsartikeln der Gedanke einer Umgestaltung des Seminars für Orientalische Sprachen in eine solche Reichsanstalt lebhaft befürwortet. Nun ist das Orientalische Seminar zweifellos aus dem Interessenkreis des Reiches heraus geboren und hat diesen Interessen seit seinem Bestehen hauptsächlich gedient. Seine Kosten werden

zur Hälfte aus Reichsmitteln bestritten, zur anderen Hälfte aber aus Fonds der preußischen Unterrichtsverwaltung, die auch die wesentliche organisatorische Arbeit im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amt übernommen hat. Es hat sich hier zu beiderseitiger Zufriedenheit eine ersprießliche Zusammenarbeit entwickelt, die nun schon bald drei Jahrzehnte andauert. Die Reichsleitung bezeichnet die für den Reichsdienst notwendigen Aufgaben und beteiligt sich an den Kosten: dafür erhält sie eine sachverständige Ausbildung ihrer Beamten. Die preußische Unterrichtsverwaltung bearbeitet die unterrichtstechnischen Fragen und erhält dafür Reichsmittel für ein wichtiges Universitätsinstitut. Beide Teile haben also Nutzen von dieser Vereinbarung und sehen vorerst keine Veranlassung, das Verhältnis zu ändern. Rein theoretisch klingt es natürlich überzeugend, daß das Reich für seine Auslandsbeamten selber sorgen müsse, aber dann könnte man mit dem gleichen Recht auch die Ausbildung der Inlandsbeamten des Reichsdienstes der Reichsleitung zuschieben, was bei dem staatsrechtlichen Aufbau des Reiches sich von selbst verbietet.

Auf Grund der Reichsverfassung ist das gesamte Unterrichtswesen den Einzelstaaten vorbehalten. Um so weniger ist ersichtlich, warum gerade auf dem Gebiet der Auslandsstudien die sonst gültige Praxis durchbrochen werden sollte, zumal dem Reich die ausführenden Organe für eine solche Neuerung fehlen würden. Die Forderung einer Übernahme der Fürsorge für die Auslandsstudien durch das Reich geht ausschließlich von dem Gedanken der Auslandsschule als einer in der Reichshauptstadt oder doch jedenfalls an einem bestimmten Ort zu errichtenden Reichsanstalt aus, berührt damit aber nur einen und nicht einmal den wichtigsten Punkt des vielgestaltigen Problems. Es sollen auch Auslandsbeamte ausgebildet werden, aber was würde eine noch so verschwenderisch ausgestaltete Auslandshochschule, was würden uns die bestausgebildeten Auslandsbeamten nutzen, wenn die deutsche Bildung nach wie vor binnenländisch orientiert bliebe? Die Erziehung zum Weltvolk erfolgt nicht durch Konsuln und Diplomaten, sondern durch eine den neuen Tatsachen unserer Weltstellung gerecht werdende Erweiterung unserer Bildungsinhalte. Gewiß werden Fachanstalten wie das Seminar für Orientalische Sprachen oder das Hamburgische Kolonialinstitut nie entbehrt werden können, und gewiß sind diese Anstalten auch des Ausbaus und der Verbesserung fähig, aber nur, wenn auch unsere akademische Jugend sich willig den neuen Aufgaben des Reiches anpaßt und sich mit weltpolitischem Denken erfüllt, nur dann wird in der Heimat der unentbehrliche Resonanzboden für die Arbeit der deutschen wirtschaftlichen und kulturellen Vorkämpfer im Ausland geschaffen.

Die Ziele der Unterrichtsverwaltung.

Die Auslandsstudien sind gewiß auch für diejenigen da, die sich für eine Lebensarbeit in der Fremde ausrüsten wollen, aber es kann nicht scharf genug betont werden, daß die Ziele, die sich die Unterrichtsverwaltung steckt, sehr viel weitere sind. Sie will unserer Bildung, die bisher allzu einseitig literarisch-historisch-ästhetisch gerichtet ist, eine neue Note hinzufügen. Der Krieg hat auch die, die es noch nicht wußten, darüber aufgeklärt, wie erschreckend unsere Unkenntnis des ausländischen Denkens gewesen ist, wie



bitter not uns ein staatswissenschaftliches Verstehen der Gegenwart tut. Gerade diejenigen, die niemals die Grenzen des Deutschen Reiches überschreiten werden, die aber die Masse der Bildungsschicht ausmachen, müssen den mangelnden Augenschein durch Studium ersetzen. Die junge Juristengeneration, die dem Staat die künftigen Beamten stellen soll, die angehenden Oberlehrer, die unsere Bildungsideale in die Jugend der Zukunft pflanzen sollen, sie müssen es in ihren eindrucksreichsten Jahren erfahren, daß die Ideen von Weimar und die Zucht von Potsdam zwar auch weiterhin die Grundlagen unserer Kultur bilden sollen, daß aber das neue Deutschland auch andere Aufgaben zu erfüllen hat als literarisch-künstlerische Bildung zu pflegen und pflichttreue Staatsdiener und tapfere Soldaten zu erziehen. Unser Feld ist die Welt. Jeder Akademiker muß es als eine Ehrenpflicht ansehen, sich staatswissenschaftlich, sei es wirtschaftlich, rechtlich oder politisch, zu belehren und innerlich zu den großen Problemen der Weltpolitik und Weltwirtschaft Stellung zu nehmen. Dabei ist es natürlich unmöglich, jeden einzelnen in alle fremden Gebiete einzuführen. Wer aber einmal etwas tiefer in irgendeinen ganz andersartigen Kulturkreis eingedrungen ist, der geht mit anderen Maßstäben an die Betrachtung der Weltzusammenhänge; er wird auch ein ganz anderes Verständnis haben für die Auslandsnachrichten seiner Zeitungen. Das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche muß politisiert werden. Nicht als ob man ihn einschwören wollte auf gewisse Parteidogmen, nein, er soll gerade durch die Beschäftigung mit dem Ausland, durch das Verständnis für die Weltstellung und die Weltaufgaben Deutschlands hinausgeführt werden über die Fragestellung der heimischen Parteipolitik. Die auch während des Krieges hervorgetretene Beurteilung außenpolitischer Fragen nach innenpolitischen Gesichtspunkten kann nur überwunden werden, wenn eine gediegene staatswissenschaftliche Bildung in bezug auf das Ausland als Ziel unserer nationalen Bildungspolitik klar erkannt und energisch erstrebt wird. Als selbstverständliche Folgeerscheinung wird dann auch der Auslandsinteressent bessere Bildungsmöglichkeiten erhalten, und die Deutschen im Ausland werden in der Heimat mehr Verständnis und mehr Förderung finden. Dann wird auch eine deutsche Kulturpolitik im Ausland im größeren Maße möglich werden als bisher. Mit Sonderinstitutionen ist hier nichts zu erreichen, wenn nicht das Bildungsideal eines ganzen Volkes dahintersteht. Das erzieht man aber nicht auf Auslandsfachschulen, sondern nur dadurch, daß man den Auslandsstudien ihren organischen Platz gibt im lebendigen Fluß unseres akademischen Lebens.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist nicht nur der Gedanke einer Reichsanstalt, sondern auch der einer einzigen großen an einem Ort gelegenen Hochschule für Auslandsstudien überhaupt abzulehnen, da davon doch immer nur ein paar hundert Bevorzugte Nutzen haben könnten. Die Aufgabe ist viel größer. Sie muß an allen Stellen, wo unsere akademische Jugend ihre Bildung erwirbt, einer Lösung entgegengeführt werden. Nicht Zentralisation, sondern Dezentralisation muß die Losung sein. Damit scheidet eine Mitwirkung des Reiches auf anderem als auf ideellem und etwa finanziellem Gebiet von vornherein aus. Ideelle Förderung und im Falle der Ausbildung von

Reichsbeamten auch finanzielle Unterstützung von seiten des Reiches ist natürlich höchst willkommen, bisher schon geleistet und wohl auch in Zukunft zu erwarten.

Wie die verschiedenen Bundesstaaten die Aufgabe lösen wollen, ob sie mehr die wissenschaftliche Arbeit oder die Beamten- und Interessentenschulung oder endlich die allgemeine politische Erziehung ins Auge fassen, muß dem Ermessen der einzelnen Regierungen überlassen bleiben, wenn auch eine Verständigung zwischen den Hochschulstaaten selbstverständlich erscheint und schon begonnen hat. Für Preußen kann es sich nur darum handeln, alle drei Seiten der Aufgabe zu pflegen, am wichtigsten und dringlichsten aber erscheint die Hebung unserer außenpolitischen Bildung, da für dieses Gebiet bisher weniger getan wurde als für Wissenschaft und Fachschulung. Hierfür ist auch innerhalb Preußens weitgehende Dezentralisierung unerläßlich.

Die Erörterung der Auslandshochschule oder Völkerrechtsakademie oder wie man die Anstalt sonst in der Öffentlichkeit charakterisiert hat, hat den Gedanken großgezogen, daß eine bessere Kenntnis des Auslands nur durch eine Einrichtung im Stil des Seminars für Orientalische Sprachen, das aber noch nach der Realienseite mannigfach ausgebaut werden müßte, also nur durch eine kostspielige Spezialanstalt erreicht werden könnte. Wenn nun die Auslandsstudien an allen Hochschulen betrieben werden sollen, könnte man die Gründung zahlreicher Auslandsinstitute befürchten, für die bei der jetzigen Zeitlage die Mittel einfach nicht aufgebracht werden könnten. Deshalb ist es nötig, die grundsätzlichen Gedanken der geplanten Dezentralisierung kurz darzulegen.

Dezentralisierung.

Überall soll angeknüpft werden an das Vorhandene, Ansätze weiter entwickelt und auch das Neue weniger in der Form als in der Sache gesucht werden. Vor allem wird ein langsames, organisches Wachstum erstrebt, ein Sichanpassen an die erst allmählich entstehenden Bedürfnisse, kein Prunken mit weithin sichtbaren Organisationsformen und vollklingenden Namen, sondern eine bewußte Förderung des Willens zur Sache, ein Suchen und ein Erziehen von sachverständigen Lehrern, ein rasches Ergreifen sich bietender Lehr- und Lerngelegenheiten. Die Auslandsforschung ist ihrem Wesen entsprechend schon jetzt dezentralisiert. Die Schulung der Auslandsbeamten des Reiches erfolgt, soweit Preußen in Betracht kommt, nur in Berlin; Änderungen wären hier nur im Einvernehmen mit dem Reich möglich und sind, wenn überhaupt nötig, jedenfalls zur Zeit noch nicht spruchreif. Das Schwergewicht liegt also auf der allgemeinen Auslandsbildung. Ihre Pflege kann unschwer dezentralisiert werden, und zwar in einem doppelten Sinne. Die großen allgemeinen Fragen der Zeitgeschichte und der Weltwirtschaft müssen in Zukunft überall regelmäßig gelehrt werden, nicht nur in Berlin, schon einfach aus dem Grunde, weil die aus den Schützengräben heimkehrende akademische Jugend ein Recht darauf hat, die Ursachen des Krieges wie seine weltgeschichtliche Bedeutung in wissenschaftlich vertiefter Form vorgetragen zu bekommen. Auf diesem gewaltigen Hintergrund wächst dann ganz von selbst eine staatswissenschaftliche Allgemeinbildung, die dem Deutschen dringend not tut. Bei diesen Studien sollen sich die Vertreter aller Fakultäten zusammenfinden. Es wird nicht

leicht sein, in den Studienplänen die Möglichkeit zu schaffen, daß diese staatsbürgerliche Erziehung ihren Platz an der Sonne erhält. Es wird hier viel von der Einsicht der Vertreter der üblichen Brotstudienfächer und von dem guten Willen der Studenten abhängen. Ob es nötig sein wird, hier mit Examensbestimmungen oder durch Beschneidung der oft über Gebühr großen Stundenzahl einzelner Vorlesungen einzugreifen, kann erst der Erfolg der ersten Versuche erweisen. Auch hier soll nichts übereilt werden. Der Krieg hat hoffentlich das Interesse an diesen Fragen derartig geweckt, daß es nur der Anregung bedarf, dieses neue Gebiet dem akademischen Stundenplan ohne Schwierigkeiten einzugliedern.

Sonderaufgaben einzelner Universitäten.

Daneben ist eine Dezentralisierung in dem Sinne geplant, daß an einzelnen Hochschulen bestimmte Gebiete der Auslandskunde mit besonderem Nachdruck gepflegt werden. Dadurch vertieft sich die Allgemeinbildung allmählich zur Fachbildung. Dabei wird an alte Traditionen oder an die von der geographischen Lage gestellten Sonderaufgaben anzuknüpfen sein. So ist, um nur einige Beispiele zu nennen, bei Kiel durch das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft der Weg nach Übersee gewiesen, so liegt in Bonn durch die Nähe Frankreichs und Hollands das Studium des romanischen Kulturkreises und des niederländischen nahe, so ist in Königsberg und Breslau die slawische Welt für Lehre wie Forschung von besonderem Interesse. Diese Universitäten müßten allmählich zu Mittelpunkten einer besonderen Fachausbildung für die von ihnen gepflegten Gebiete entwickelt werden. Es wird hierbei nicht möglich sein, alle Hochschulen gleichmäßig zu bedenken. Die Technischen Hochschulen eignen sich der Organisation ihres Unterrichts nach weniger dazu als die Universitäten, wenn sich auch in den allgemeinen Abteilungen der Technischen Hochschulen Gelegenheit dazu schaffen läßt. Aber auch bei den Universitäten besteht nicht die Absicht, sie nach bestimmten Gesichtspunkten hin abzustempeln. Es wird versuchsweise begonnen werden, bei einigen bestimmte Gebiete in den Vordergrund zu stellen, ohne damit ihren Gesamtcharakter irgendwie zu beeinträchtigen. Die Auslandsstudien bilden doch nur einen bescheidenen Teil der wissenschaftlichen Gesamtarbeit.

Berlin.

Daß die größte preußische Universität, Berlin, keine Sondernote entwickeln kann, sondern das Gesamtgebiet der Auslandsstudien umfassen muß, entspricht ihrem Wesen und ihren Überlieferungen. Dabei wird tunlichst Fühlung mit den anderen Hochschulen Berlins zu erstreben sein, um unnötige Konkurrenz zu vermeiden. Vorerst ist hier nirgends an Änderung bestehender Organisationsformen gedacht. Schon jetzt besteht ein gemeinsames Vorlesungsverzeichnis aller in Berlin gehaltenen kolonialwissenschaftlichen Vorlesungen, das vom Kultusministerium herausgegeben wird. An Stelle nachheriger Zusammenstellung könnte vorherige Verabredung treten. Jedenfalls soll auch hier wie überall die natürliche Entwicklung abgewartet werden.

Ordnung nach Kulturkreisen.

Eine Neuerung werden die Auslandsstudien schon durch ihre natürliche Fragestellung in der Gruppierung der wissenschaftlichen Disziplinen bringen, und es ist nicht unmöglich, daß sich daraus im Laufe der Zeit neue Organisationsformen entwickeln werden. Wenn



sonst von Fachstudien die Rede ist, so denkt man dabei an Jurisprudenz, Philologie und andere große Berufsgebiete. Fachstudien in bezug auf das Ausland greifen aber über den Rahmen der Einzeldisziplinen hinaus, und der Spezialist für ein bestimmtes Gebiet braucht nicht nur philologische, d. h. hier sprachliche, sondern auch staatswissenschaftliche, historische und geographische Kenntnisse. Vor allem muß er das vielgestaltige Denken und Empfinden, die ganze soziologische Struktur des betreffenden Landes kennen und verstehen, wenn seine Arbeit einen Sinn haben soll. Es bereitet sich hier also auf einem Sondergebiet der Wissenschaft durch ihre Anwendung auf die Praxis eine neue Gliederung vor, die den alten Wissenschaften nichts nimmt, aber zu neuen Zusammenfassungen führt, die im wesentlichen mit gewissen großen Kulturkreisen zusammenfallen. Diese Neugruppierung spezieller Zweige der großen alten Wissensgebiete zu neuen Einheiten ist auch sonst zu beobachten und zu begrüßen; denn nur so kann unsere Wissenschaft davor bewahrt werden, in Spezialstudien zu zerfallen; nur so bleibt die notwendige Geschlossenheit und Einheitlichkeit unserer Bildung erhalten. Einer der Wege zu diesem Ziel sind auch die Auslandsstudien, insofern sie das geistige Interesse von der einseitigen technischen Handhabung des Rüstzeuges zum Broterwerb, sei es beim Lehrer, Juristen, Theologen, Arzt, Kaufmann oder Techniker, wieder zu den großen Zusammenhängen einer nationalen Kultur zurückführen und gerade durch den Kontrast mit dem Ausland dem gebildeten Deutschen die Werte seiner vaterländischen Kultur zum Bewußtsein bringen.

2. Einzelbegründung der Anträge.

Bücherbeschaffung.

War die grundsätzliche Stellung zum Problem der Auslandsstudien einmal gewonnen, so ergab sich die Aufgabe, durch Stellung bestimmter Anträge die Arbeit zu beginnen. Drei Gesichtspunkte waren dabei maßgebend. Erstens gehört zu jeder Arbeit das nötige Rüstzeug: für die Auslandsstudien sind das im wesentlichen Bücher. Es hat sich herausgestellt, daß die politische Literatur über das Ausland, die mit wenigen rühmlichen Ausnahmen in fremden Sprachen verfaßt ist, auf unseren Universitätsbibliotheken, ja sogar auf der Königlichen Bibliothek, nur ungenügend vertreten war. Es erscheint deshalb eine Forderung von 30000 Mark zur Anschaffung ostländischer Literatur, ein Gebiet, das besonders große Lücken aufwies. Namentlich die durch den Krieg und durch Bundesverhältnisse eng mit uns verknüpften Länder des Balkans und des Orients sollen dabei berücksichtigt werden. In diesen Ländern besteht kein gut organisierter Buchhandel. Es wird deshalb nötig sein, namentlich um wichtige ältere Quellenwerke zu beschaffen, sachverständige Einkäufer an Ort und Stelle zu schicken, wofür ein weiterer Posten von 10000 Mark eingestellt ist.

Die intensivste Benutzung der Bücher erfolgt auf den Fachseminaren, wo der Student tagsüber bei der Arbeit sich von den wichtigsten Werken seines Gebietes umgeben sieht, und dadurch mit der Literatur seines Faches durch den Augenschein bekannt wird, ohne sich mühselig durch dickbändige Kataloge oder volle Bücherzettelkästen hindurcharbeiten zu müssen. So liegt dem Landtag ein Antrag auf Begründung eines Orientalischen Seminars an der Univer-



sität Münster vor. Warum gerade Münster gewählt wurde, wird unten in anderem Zusammenhang dargelegt werden. Schon aus den Etatsposten (einmalig 4000, jährlich 500 Mark) ist ersichtlich, daß dieses Seminar nach Art der üblichen Universitätsseminare und nicht als ein großes Institut im Stil des Berliner Seminars für Orientalische Sprachen gedacht ist.

Lehraufträge.

Zweitens schien es notwendig, einen größeren Betrag von 50000 Mark anzufordern (Kap. 119, Tit. 13d), um damit die ersten Versuche zu einer Ausgestaltung des Universitätsunterrichts in dem oben skizzierten Sinne zu ermöglichen. Von wenigen gleich zu nennenden Ausnahmen abgesehen, wurde auf Begründung fester Stellen verzichtet. Einmal muß sich die Unterrichtsverwaltung freie Hand für Versuche vorbehalten; weiter fehlt es an den nötigen Kräften, namentlich während des Krieges; endlich wird dauernd ein gewisser Teil dieser Summe zur Befriedigung wechselnder Wünsche verfügbar bleiben müssen. Es ist nämlich beabsichtigt, für bestimmte Fragen Männer der Praxis heranzuziehen, sei es aus dem Wirtschaftsleben, sei es aus dem Außendienst des Reiches. Diese sollen in der Form beauftragter Dozenten zu Wort kommen, ohne dem Lehrkörper der Universitäten eingereiht zu werden. Ob sie als Redner für ein ganzes Semester, für einen Kurs oder für einen Einzelvortrag gewonnen werden, wird von den jeweiligen Bedürfnissen und individuellen Möglichkeiten abhängen. Soweit tunlich, könnten zu diesen Vorlesungen auch weitere Kreise zugelassen werden. Es soll auch der Versuch gemacht werden, die Redner zur Drucklegung ihrer Ausführungen zu veranlassen, um so staatlicherseits die Entstehung einer außenpolitischen Literatur in deutscher Sprache zu fördern, an der es bisher nahezu gebricht. Der Posten ist im Ordinarium eingesetzt worden, weil es in vielen Fällen nur möglich sein wird, Sachverständige zu einer literarischen oder pädagogischen Beschäftigung mit einer Sonderaufgabe zu veranlassen, wenn man ihnen eine materielle Entschädigung für längere Zeit in Aussicht stellen kann, und um dem ganzen Versuch eine gewisse Stetigkeit zu garantieren. Daß einer oder der andere dieser Lehraufträge später in eine feste Stellung wird umgewandelt werden müssen, liegt im Wesen der Dinge. Bei dem Mangel an Sachverständigen ist auch in Aussicht genommen, Mittel aus diesem Fonds dafür zu verwenden, Spezialisten der einen Universität Gastvorträge an anderen zu ermöglichen. Es soll eben in möglichst freier Form der beste Weg zur Erreichung des gesteckten Zieles erprobt werden. In der Hauptsache wird es sich um zweistündige Semestervorlesungen handeln, möglichst in Verbindung mit einem Kolloquium oder gar mit seminaristischer Arbeit. Aus folgenden Gebieten sollen Lehraufträge erteilt werden:

1. für spezielle Geographie und Landeskunde einzelner fremder Länder mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsgeographie, Vorlesungen, die neben die üblichen geographischen Hauptvorlesungen zu treten haben;
2. für ausländisches Recht, und zwar für englisch-amerikanisches, romanisches, nordisches, slawisches, orientalisches, chinesisches und japanisches Recht;
3. für Wirtschaftskunde des Auslandes und weltwirtschaftliche Beziehungen überhaupt;



4. für Geschichte, Religions- und Kulturgeschichte fremder Völker sowie für außenpolitische Zeitgeschichte.

Dabei wird nach Möglichkeit, sei es in zeitlicher Folge, sei es unter Berücksichtigung der Sondernote einer Universität, versucht werden, jeweils einen ganzen Kulturkreis dem Verständnis der Studierenden nahezubringen. Hier führen dann die Vorlesungen von der politischen Bildung langsam hinüber zu ernsteren Fachstudien für einen Lebensberuf in dem betreffenden Kulturkreis.

Feste Stellen.

An solche Fachstudien ist — und damit wird der dritte Gesichtspunkt berührt — bei der Begründung einzelner fester Stellen gedacht. Einem Wunsche des Herrenhauses folgend (Antrag Hillebrandt vom 5. Mai 1916), ist dabei das Schwergewicht zunächst auf den uns durch den Krieg besonders nahegerückten Orient gelegt. Es ist ein Extraordinariat in Berlin für orientalische Hilfswissenschaften und ein solches in Münster für Kunde des christlichen Orients beantragt. Die Berliner Professur soll die bereits bestehenden philologischen Professuren der Friedrich-Wilhelms-Universität nach der Realienseite hin ergänzen, so daß durch Zusammenwirken aller orientalischen Lehrer der Universität ein wirklich geschlossenes Bild des islamischen Kulturkreises gegeben werden kann. Da durch diese Professur wie durch die an vielen Universitäten eingerichteten türkischen Kurse für den islamischen Orient mancherlei geschieht, ist es nur billig, auch den christlichen Orient zum Gegenstand unserer akademischen Arbeit zu machen. Als Ort dafür bot sich die Universität Münster. Hier gibt es in der Katholisch-Theologischen Fakultät bereits einen Lehrstuhl für Missionskunde und einen für Religionsgeschichte. Dazu hatte die Fakultät eine Professur für Kunde des christlichen Orients angeregt. Indem gleichzeitig dort in der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät ein Orientalisches Seminar begründet wird, sind in Münster alle Grundlagen zum Studium des christlich-orientalischen Kulturkreises gegeben, der, in die islamische Welt eingesprengt, ein beachtenswertes Sonderdasein führt.

Schließlich sind noch Lektorate für Bulgarisch in Berlin und für Spanisch in Bonn geschaffen. Daß das Bulgarische an Deutschlands größter Universität eine Stätte haben muß, bedarf keiner weiteren Begründung. Die Schaffung eines Lektorates für Spanisch gerade in Bonn hängt mit der traditionellen Pflege der romanischen Sprachen in Bonn zusammen. Es wurde schon oben angedeutet, daß in Bonn in Zukunft der ganze romanische Kulturkreis besonders gepflegt werden soll. Es sind dort neuerdings auch Vorkehrungen zum Studium des französischen Rechtes getroffen.

Die Großmacht.

Deutsche Betrachtungen über Ausdruck, Begriff und Wesen.

Von Paul Herre.

I.

Die großen politischen Gegensätze, die das Völkerleben beherrschen, lenken unsere Blicke immer wieder auf die kleine Gruppe überragender Staatswesen, deren Mit- und Gegeneinander der geschichtlichen Entwicklung die Richtung gibt. Vollends der gegenwärtige Weltkampf, der das Dasein fast aller Völker bis in die Grundfesten erschüttert, enthüllt die ausschlaggebende Bedeutung der Großmächte. Sie allein sind die Träger des ungeheuren Ringens. Die kleinen Staaten, die neben ihnen in den Krieg getreten sind, befinden sich mehr oder weniger in der Gefolgschaft der großen. Ja, nicht nur über das Schicksal der mitkämpfenden, sondern auch über das der ferngebliebenen Kleinstaaten entscheidet das Machtwort, das die allbestimmenden Großmächte im Friedensschluß sprechen werden. Mehr denn je wird die zukünftige Gestaltung des staatlichen Zusammenlebens von der großstaatlichen Verständigung abhängig sein.

In einer plastischen und eindringenden Studie hat uns Rudolf Kjellén, der Sohn eines kleinen Volkes, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges das Wesen der heute bestehenden acht Großmächte unseres Erdballs dargelegt.[1]) Mit dem durch die vaterländische Not geschärften Blick hat zumal die deutsche Publizistik das von dem Schweden gezeichnete Bild ergänzt und erweitert. Dank dieser Aufklärungsarbeit stehen die europäischen Großmächte England, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland und Italien vor uns als die großstaatlichen Individualitäten, die auf Grund ihrer besonderen natürlichen und geschichtlichen Daseinsbedingungen in dem ewigen Wettstreit um Herrschaft und Machtstellung ihr Lebensinteresse betätigen und darüber hinaus vom Willen zu immer größerer Macht sich vorwärtstragen lassen. Wir kennen die amerikanische Großmacht der Vereinigten Staaten und die asiatische Großmacht Japan, die, von dem gleichen Drange erfüllt, mit der Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes, der älteren Generation zur Seite getreten sind. Wir überblicken die geschichtlichen Zusammenhänge, innerhalb deren sich das Werden und Vergehen der Großmächte bis herab auf das gegenwärtige Geschlecht vollzogen hat. Wir besitzen von den besonderen Zielen der Großmachtsindividualitäten, die den heutigen großstaatlichen Areopag bilden, eine klare Vorstellung und bauen darauf unser politisches Urteil. Wir würdigen ihre geographischen und ethnischen Grundlagen, den Umfang ihrer Machtmittel, die Lebenskraft ihres Volkstums, die Festigkeit ihrer staatlichen Verhältnisse und ziehen daraus unsere Schlüsse für die weitere Gestaltung des Zusammenlebens auf dem Erdball.

Das letzte Wort über die Eigenart der großstaatlichen Erscheinung ist indessen noch keineswegs gesprochen. Vor allem ist es nötig, mehr, als das bisher ge-

1) Rudolf Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig u. Berlin 1914. (Das schwedische Originalwerk, aus dem die deutsche Ausgabe ein Auszug ist, erschien in 4 Bänden 1911—1913.)



schehen ist, die aus der Betrachtung der einzelnen Großmächte gewonnenen konkreten Erkenntnisse für das Verständnis des Phänomens an sich nutzbar zu machen, um so zu weiteren historisch-politischen Erkenntnissen fortzuschreiten. Zur Lösung des schwierigen Problems sollen die nachfolgenden Untersuchungen beitragen. Teils selbständig, teils den Spuren anderer Forscher folgend, gehen sie im Zusammenhange den Wandlungen nach, die Ausdruck und Begriff während der letzten zwei Jahrhunderte in der deutschen Beurteilung erfahren haben, mit dem Ziele, auf diesem Wege dem Verständnis des Wesens der Großmacht selbst näherzukommen.

II.

Die beiden Wörter, deren Zusammensetzung den Ausdruck Großmacht ergibt, deuten klar auf die Vorbedingungen seiner Entstehung hin. Zunächst spricht daraus die Erkenntnis, die den wesentlichen und bleibenden Inhalt der Lehre Machiavellis bildet, daß der Staat Macht ist. Seitdem das aus dem Renaissancegeist geborene Buch „vom Fürsten" der Welt das Auge öffnete über das wahre Wesen des Staates, hat die Überzeugung, daß Selbstsucht und Machtwille die eigentlichen Triebkräfte staatlichen Daseins bedeuteten, die Staatsmänner und Politiker Europas beherrscht und ihre Handlungen bestimmt. In unzähligen Aussprüchen ist diese Anschauung für das 16. bis 18. Jahrhundert belegt. Es ist bezeichnend, daß ein Friedrich der Große, der als Kronprinz die unsittliche Staatslehre des großen Florentiners bekämpfte, als König ihm zur Seite trat. „Machiavell sagt," so schreibt der Begründer der preußischen Großmachtstellung[2]), „daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zugrundegehen würde; es tut mir leid, aber ich bin genötigt, einzugestehen, daß Machiavell recht hat." Es war nur die selbstverständliche Folge dieser Erkenntnis, wenn Staat und Macht schließlich völlig gleichgesetzt wurden. Die handelnden Staaten wurden schlechthin „die Mächte". Während Machiavell am Beginn der Entwicklung diese Identifizierung noch unbekannt war, wurde mit der Ausbildung einer über das europäische Staatensystem sich erstreckenden Diplomatie der Ausdruck „Macht" in dem übertragenen Sinne zum festen Bestand des politischen Wortschatzes.

Eben die Gestaltung eines von gleichartigen Grundsätzen beherrschten Staatensystems war jedoch die notwendige Mitvoraussetzung dieses Entwicklungsprozesses. Nicht der auf das Wohl der Untertanen bedachte Staat, nicht der innerpolitisch tätige Staat hatte Anspruch auf den Titel „Macht", sondern lediglich der nach außen handelnde Staat, der seine Machtmittel außerpolitisch und militärisch in die Wagschale warf.[3]) Daraus ergab sich folgerichtig das Weitere. Erst indem die Staaten rivalisierend und miteinander sich abfindend in Berührung traten, wurde man darauf gewiesen, sie gegeneinander abzuwägen und zu klassifizieren, kleine und große Staaten zu unterscheiden. Solange nur eine überragende Macht vorhanden oder solange über zahlreichen kleinen Gebilden nur zwei Großstaaten nebeneinander standen, die sich das

2) Politisches Testament von 1752. Ausgabe von G. Küntzel S. 47.

3) Demgemäß fällt für unsere Betrachtung die Frage weg, inwieweit nicht der Machtcharakter, sondern der Rechtscharakter das entscheidende Merkmal des Staates ist. Man sollte bei diesem Problem überhaupt grundsätzlich die zwei Seiten des Staates mehr auseinanderhalten: seine Stellung nach außen und seine Einrichtung im Innern.



Übergewicht streitig machten, fehlte der Anstoß zu einer derartigen Gegenüberstellung. Eine Mehrzahl größerer Staatswesen, die mit einer Vielheit kleinerer Staaten ein organisches Staatensystem bildeten, war die notwendige Voraussetzung für das Auseinanderhalten der zwei Klassen.

Aus diesen Vorbedingungen erklärt es sich, daß das 16. und 17. Jahrhundert, obschon es handelnde „Großmächte" vor Augen hatte, noch nicht den erkennenden Blick für sie gewann, denn diese überragenden Staaten trugen noch mehr oder weniger den Stempel des Universalreiches, das keine gleichwertigen Nebenbuhler dulden will. Erst mit der Niederwerfung der Weltherrschaft Ludwigs XIV. gestalteten sich endgültig die Verhältnisse, aus denen die Anschauung von der besonderen Art der Großmacht emporwuchs. Es ist kein Zufall, daß Lord Bolingbroke zum ersten Male den Ausdruck „große Mächte" gebraucht: der Führer Englands in der letzten Phase des großen Kampfes gegen den französischen Universalherrscher, der Vater des Utrechter Friedens. In seinen „Letters on the study and use of history", die in geschichtlicher Betrachtung aus den Vorgängen der Zeit politische Lehren zu sammeln suchen, nennt er Frankreich und Österreich „the two great powers", deren Gegensatz den Inhalt der gewaltigen Auseinandersetzung des 16. und 17. Jahrhunderts bilde.[4]) Der große Einfluß, den das politische Lehrbuch des englischen Staatsmanns ausübte, führte zusammen mit dem zunehmenden Verständnis für den Charakter des staatlichen Zusammenlebens dahin, daß der Ausdruck „große Mächte" in der historischen und politischen Literatur aller Völker im 18. Jahrhundert Aufnahme fand. Nicht so freilich, daß er schlechthin Geltung gewann. Zumal in der Diplomatie beschränkte man sich darauf, den Ausdruck „Macht" vorsichtiger anzuwenden, in der Weise, daß man ihn allein dem großen Staate vorbehielt, der im Gegensatz zu den schwächeren darauf Anspruch hatte. Indessen dieser Sprachgebrauch beließ offensichtliche Unklarheiten der Klassifizierung, denen gegenüber der adjektivische Zusatz „groß" von Vorteil war, um so mehr, als mancher kleinere Staat nach dem erhöhenden Titel verlangte und ihn im abmildernden diplomatischen Verkehr auch eingeräumt erhielt.

Maßgebend für die Unterscheidung großer und kleiner Mächte war das Streben, aus der dabei erlangten Erkenntnis für die politische Nutzanwendung Gewinn zu ziehen. Man vergegenwärtige sich, welche Bedeutung ein Erfahrungssatz für die politische Anschauung und diplomatische Praxis hatte, wie ihn Friedrich der Große aufstellte[5]): „Die großen Monarchien gehen ihren Weg von selber, trotz der Mißbräuche, und halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke. Die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, wenn nicht alles bei ihnen Stärke, Nerv und Lebenskraft ist." Kein Wunder, daß der große König auch in bezug auf die Klassifizierung der Staaten zu klaren Feststellungen gelangte. In seiner „Histoire de mon temps", die mit einer Betrachtung der europäischen Staatenwelt beginnt, findet er für das Jahr 1740, daß die „Republik Europas" aus zwei Gruppen von Staaten bestehe.[6]) Sie ergeben sich ihm

4) Ausgabe London 1752, an mehreren Stellen des 7. Briefes, wobei „great power" und „principal" power nebeneinander gebraucht werden.

5) Exposé du gouvernement prussien. Œuvres Band 9 S. 191.

6) Fassung von 1746. Publ. aus den preuß. Staatsarchiven Band 4 S. 206 ff.



aus einer Abstufung. Die eine Gruppe umfaßt die „puissances" oder „grandes monarchies", die sich in zwei Untergruppen spalten: Frankreich und England, die nach der Weltstellung streben, und Spanien, Holland, Österreich und Preußen, die in gewisser Hinsicht von Frankreich und England abhängen. Die dritte Gruppe setzt sich aus Staaten zusammen, die nur mit fremder Unterstützung sich bewegen können und ihrerseits Europa nicht in Bewegung zu setzen vermögen; es sind Sardinien, Dänemark, Portugal, Polen und Schweden; auch Rußland und die Türkei gehören ihr zu, die halbasiatischen Staaten, die nur durch Frankreich und England in den europäischen Bereich hineingezogen werden.[7])

Immer klarer zeigte sich die Rolle, die die großen Mächte für die Entwicklung des Staatenlebens spielten. Vollends seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts würdigte man sie in ihrem besonderen Charakter, in ihrem Wirken innerhalb ihres besonderen Kreises als „Senat Europas" oder als „Aristokratie der europäischen Mächte."[8]) Der schließliche Ausgang des großen Kampfes gegen die Französische Revolution und ihren Erben Napoleon befestigte diese Anschauung, obschon sich die Betrachtung in der Zeit der Humanitätsbewegung den machtpolitischen Fragen entfremdete. Mochte in den Umwälzungen jener Jahrzehnte auch das Urteil über den Umkreis der großstaatlichen Gruppe auseinandergehen und mochte die Auffassung vom Wesen der großen Macht noch schwanken: die Tatsache des Bestehens war ein überall geltendes politisches Axiom, und der Ausdruck „große Mächte" umschrieb nach wie vor die Anschauung vom Dasein dieser großen Staaten. Noch fixierte er sich nicht zu dem technischen Wort, das wir heute gebrauchen, aber das Bestreben nach einer schlagwortmäßigen Prägung läßt sich deutlich erkennen; Historiker wie Heeren, Rotteck und Schlosser bedienten sich gern des Ausdrucks „Hauptmächte". Zu einer regelmäßigen Handhabung des Ausdrucks kam es jedoch nicht. Selbst Rankes klassisches Fragment vom Jahre 1833[9]), das uns später näher beschäftigen wird, trägt den Titel „Die großen Mächte". Es bedurfte eines weiteren Anstoßes, um den Prozeß der Gestaltung des Ausdrucks zum Abschluß zu bringen.

Dieser Anstoß kam aus den besonderen Verhältnissen des deutschen Staatslebens nach dem Wiener Kongreß.

Wir besitzen eine Aufzeichnung des Fürsten Metternich aus dem Jahre 1852 über „die Großmächte".[10]) Der große Wert, den sie für die Geschichte des Ausdrucks besitzt, beruht darauf, daß sie zum ersten Male das uns heute geläufige Wort bewußt ins Auge faßt und über seine Entstehung wichtige Aufschlüsse gibt. Metternich berichtet, daß er selbst den Ausdruck „Großmacht" nie gebraucht, vielmehr stets bekämpft habe. Die Begriffe „Macht" und „Staat", so meint er, bezeichneten hinreichend

7) Eine ähnliche Abstufung der Mächte findet sich bereits in den 1738 niedergeschriebenen „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe".

8) Diese Ausdrücke werden von den Historikern der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts häufig angewendet.

9) Im zweiten Bande der von Ranke herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift". Wieder abgedruckt in den „Sämtlichen Werken" Band 24 und neuerdings in diesen Wochen mit einem Vorwort von Friedrich Meinecke in der Inselbücherei Nr. 200. Leipzig 1916.

10) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Band 8, S. 558—559.



den Unterschied der materiellen Kräfte politischer Körper, und es beweise die Richtigkeit des alten Satzes Oxenstiernas von der parva sapientia: „daß die Bezeichnung von Großmächten zuerst von den Kabinetten der Staaten des zweiten und dritten Ranges ausgegangen ist, und dies in Fällen, in denen sich die Regierungen irgendwelchen Verpflichtungen zu entziehen bewogen gefunden haben." Das zusammengesetzte Wort erscheint dem Fürsten geradezu gefährlich, weil es auf das moralische Feld anspiele und so dem Mißbrauch Tür und Tor öffne: „Mißbrauch führt zu Anmaßungen auf dem Rechtsgebiete, zur Mißachtung der Gleichheit der Rechte der selbständigen politischen Körper ohne Rücksicht auf die Ausdehnung der Staaten."

Es kann nach diesem Zeugnis Metternichs keinem Zweifel unterliegen, daß der Ausdruck „Großmacht" aus den ungesunden Verhältnissen des Deutschen Bundes emporgewachsen ist. Die „Mittelstaaten", wenn nicht gar die Kleinstaaten, beanspruchten trotz all ihrer Machtlosigkeit als „Macht" angesehen zu werden. Um aber den Großen sich nicht gleichzustellen und diesen den Vorrang zu gewähren, den sie aus Gründen der Klugheit glaubten anerkennen zu müssen, fügten sie im Verkehr mit den beiden deutschen Großstaaten, die zu den „großen Mächten" Europas zählten, der „Macht" das schmeichelnde „Groß" hinzu. Die Entstehungszeit des neuen Ausdrucks wird durch die Niederschrift Metternichs einigermaßen genau bezeichnet. Eine Prüfung der politischen Äußerungen jener Jahre bestätigt die Richtigkeit dieser zeitlichen Ansetzung. So bediente sich Bismarck in seiner bekannten Rede vom 3. Dezember 1850, die die klassische Formulierung der großstaatlichen Grundlage enthält[11]), noch nicht des Ausdrucks „Großmacht", sondern bezog sich lediglich auf den „großen Staat". Dagegen nannte er bereits in seinem Berichte vom 15. Februar 1854 an Otto v. Manteuffel[12]) Österreich und Preußen „die deutschen Großmächte". Es lag in sprachlicher Hinsicht nahe, daß sich zu den vielgebrauchten Ausdrücken „Mittelstaat" und „Kleinstaat" das ergänzende Kompositum „Großmacht" bildete und einbürgerte.

Schließlich erfolgte der letzte Schritt. Das zusammengesetzte Wort „Großmacht", das zunächst nur für den deutschen politischen Umkreis Anwendung gefunden hatte, gewann auch für den weiteren europäischen Bereich die Führung und verdrängte die nebeneinanderstehenden Worte „große Macht" und das daneben gebrauchte zusammengesetzte Wort „Hauptmacht". Es wurde zu dem technischen Ausdruck, der uns heute geläufig ist. Schon A. L. v. Rochau gebrauchte ihn in seinen „Grundsätzen der Realpolitik" ganz in unserem Sinne[13]), und sein vielbeachtetes Buch, das auf die junge Generation deutscher Politiker eine große Wirkung ausübte, sorgte für eine schnelle Verbreitung und Einbürgerung des handlichen und bezeichnenden Wortes. In den 60er und 70er Jahren gelangte es zur vollen Herrschaft, zumal seitdem man begann, sich mit dem Inhalt zu befassen, der die Form füllte. Der Theoretiker Heinrich v. Treitschke bediente sich des Ausdrucks „Großmacht" mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie der

11) Bismarcks Reden hrsg. von H. Kohl. Band 1 S. 264—265.

12) H. v. Poschinger, Preußen im Bundestag. Teil 4 S. 175.

13) Teil 1. Erste Auflage, Stuttgart 1853. Zweite Auflage 1859. Von der inhaltlichen Bedeutung des wichtigen Werkes wird noch die Rede sein.



Praktiker Bismarck. Das allgemeine Wort „Macht", das sich im diplomatischen Sprachgebrauch lange Zeit für die Großmächte behauptet hatte, trat mehr und mehr zurück und ist uns heute geradezu ungeläufig geworden. Es wird fast nur noch in der Gleichsetzung mit dem nach außen handelnden Staat gebraucht, wobei von dem Umfang seiner Machtmittel abgesehen wird.

Indessen gilt dies lediglich für den deutschen Sprachgebrauch und bis zu einem gewissen Grade für den germanischen. Der aus mehr als einem Worte bestehende technische Ausdruck wird nur dann leicht zum festen Schlagwort, wenn sich seine Bestandteile zu einem neuen Worte zusammenschließen. Diese kompositale Bildung ist aber nur den germanischen Sprachen eigen. Demgemäß ist die Entwicklung des entsprechenden Ausdrucks in den Ländern romanischer Zunge anders verlaufen als in Deutschland. Allerdings gestaltete sich, so sahen wir, auch in England[14]) und Frankreich der Ausdruck „große Macht", seitdem das Bewußtsein für die besondere Stellung des Großstaates erwacht war; „great power" und „grande puissance" gehören seit beinahe zwei Jahrhunderten dem englischen und französischen Wortschatz an. Aber zu dem festumgrenzenden Ausdruck, wie er sich im deutschen Sprachgebiet entwickelte, sind sie nicht geworden. Der Franzose und Engländer hat wie der Italiener und Spanier in einem ursprünglicheren Sinne als der Deutsche das Grundwort „Macht" lebendig erhalten und begnügt sich bis auf den heutigen Tag, durch die Hinzufügung der Adjektive „groß" und „klein" den Charakter des Staates zu kennzeichnen, in der Weise, daß er nur in besonderen Fällen diese Hervorhebung anwendet.[15]) Gewöhnlich werden die Großmächte nur als „Mächte" behandelt, so daß es einen korrespondierenden Ausdruck zur deutschen „Großmacht" bei den romanischen Völkern nicht gibt. Vermutlich werden neben den Tendenzen der Sprache die staatlichen Verhältnisse dazu mitgewirkt haben, daß die Entwicklung des Ausdrucks in den nichtdeutschen Ländern weniger weit ging als auf deutschem Boden. Das Fehlen jener politischen Zersplitterung, die eine Eigentümlichkeit der deutschen Geschichte ist und die an der Bildung des technischen Ausdrucks „Großmacht" einen so großen Anteil besitzt, brachte den größten Teil der Voraussetzungen in Wegfall, aus denen die scharfe wörtliche Gegenüberstellung großer und kleiner Staaten hervorging.

III.

Wir sind bisher lediglich der Entwicklung des Ausdrucks nachgegangen. Selbstverständlich steht sie von vornherein in engster Verbindung mit der Gestaltung des begrifflichen Inhalts, die wir nunmehr ins Auge fassen. Erst indem wir uns mit dieser Frage beschäftigen, gewinnen wir den festen Standpunkt für die Beurteilung des Wesens der Großmacht.

Wir kehren zu unserem Ausgang zurück. Wie dem Ausdruck, so liegt auch dem Begriff „große Macht" oder „Großmacht" die Tatsache zugrunde, daß

14) Die englische Sprache ist bezüglich der Zusammensetzung mehrerer Wörter zu den romanischen zu rechnen.

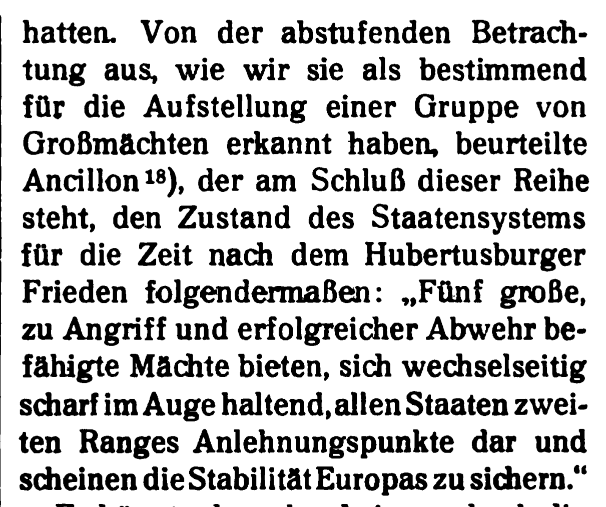
15) Ich sehe davon ab, diese Feststellung in einzelnen Beispielen zu erhärten, wie ich denn auch nicht beabsichtige, für alle Sprachen dem Problem nachzugehen. Vielleicht nimmt ein linguistischer Fachmann Gelegenheit, sich mit der interessanten Frage weiter zu beschäftigen.



man den Staat als eine Macht sieht, die sich selbstsüchtig zu behaupten strebt, und daß man ihm in einzelnen Gebilden eine besondere Machtfülle und Machtbedeutung zuerkennt. Von Machiavell bis zu Friedrich dem Großen beherrschte diese Erkenntnis in voller Klarheit die Staatsmänner und Politiker. Nach ihr wurde auch gehandelt, und ein hartes, aber wahres Wort des Fürsten Kaunitz kennzeichnet das Wesen staatlicher Praxis in diesem Zeitalter: „Die Verträge sind nichts mehr. Es falle der Staat, der sich nicht zu halten vermag.“[16]) Aber auch die Wissenschaft vom Staate vertrat diese Anschauung. Es ist kein Zufall, daß man die Staaten vorwiegend unter dem außerpolitischen Gesichtspunkte zu betrachten pflegte. So stellte der sächsische Völkerrechtslehrer und Diplomat Emerich v. Vattel, dessen Lehrbuch des Völkerrechts[17]) auf Theorie und Praxis der auswärtigen Politik im 18. Jahrhundert einen entscheidenden Einfluß übte, die bedeutungsvollen Erfahrungssätze auf: der einzelne Staat habe zur Aufgabe die Pflicht der Selbsterhaltung; das heiße, seine Macht so stark zu machen, daß sie zur Abwehr eines jeden ungerechten Angriffs ausreicht. Auch Historiker und Publizisten, wie Schmauß, Achenwall und Ancillon, erblickten in den Staaten selbstsüchtige Organismen auf der Grundlage des Machtzwecks. In voller Einheitlichkeit erfüllte der Staatsgedanke diese Generationen, die die großen staatlichen Kämpfe der alten und neuen Großmächte im Zeitalter Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen vor Augen

16) Kaunitz an Graf Wassenaer. Brief aus dem Jahre 1782. Zit. in der anonym erschienenen (von v. Goldmann verfaßten?) Schrift „Die europäische Pentarchie“. Leipzig 1839, S. 281.

17) Leyden 1758 erschienen.



hatten. Von der abstufenden Betrachtung aus, wie wir sie als bestimmend für die Aufstellung einer Gruppe von Großmächten erkannt haben, beurteilte Ancillon[18]), der am Schluß dieser Reihe steht, den Zustand des Staatensystems für die Zeit nach dem Hubertusburger Frieden folgendermaßen: „Fünf große, zu Angriff und erfolgreicher Abwehr befähigte Mächte bieten, sich wechselseitig scharf im Auge haltend, allen Staaten zweiten Ranges Anlehnungspunkte dar und scheinen die Stabilität Europas zu sichern.“

Es könnte danach scheinen, als ob die politischen Denker des 18. Jahrhunderts bereits das Wesen der überragenden Staatswesen richtig erkannt hätten, die wir heute Großmächte nennen. In Wahrheit waren ihrer Einsicht noch erhebliche Schranken gezogen. Die neuere Forschung[19]) hat uns über den Inhalt und die Bedeutung der Wandlung unterrichtet, die die Anschauung von den großen Mächten in den Jahrzehnten um 1800 durchmachte. Es besteht eine auffällige innere Verwandtschaft zwischen den tatsächlichen Vorgängen des Staatenlebens und der Beurteilung, die sie seitens der Praktiker und Theoretiker der Staatskunst erfuhren. Weit weniger noch, als das staatliche Handeln im Zeitalter der sogenannten Kabinettskriege von den wahrhaft organischen Kräften der Völker getragen wurde, war die Anschauung von dem wirklichen Ver-

18) Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis la fin du 15ᵉ siècle. Berlin 1803. Teil 1 S. LXXI.

19) Vgl. die eindringende Untersuchung Hermann v. Caemmerers, der allzufrüh der geschichtlichen Forschung entrissen worden ist: Rankes „Große Mächte“ und die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts. Der Aufsatz ist ein Beitrag der „Studien und Versuche zur neueren Geschichte, Max Lenz gewidmet von Freunden und Schülern“. Berlin 1910.

ständnis staatlichen Wollens und Handelns erfüllt. Ganz rationalistisch mit den aus dem Naturrecht abgeleiteten Ideen von der Planmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufs arbeitend, sah man den Staat gleichsam seelenlos, als eine äußerliche Zusammenballung von Macht, über deren inneren Gehalt man sich keine Gedanken machte. Gewiß trieb man auch Wohlfahrtspolitik, aber das Volk war lediglich Objekt, nicht Subjekt dieses staatlichen Interesses, und nur in wenigen Ausnahmemenschen streifte es die sittliche Auffassung, die uns heute selbstverständlich dünkt. Eine politische Richtung, die mit dem Aufstieg des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck gelangte, nahm an den Wirkungen fürstlichen Willkürregiments zwar in steigendem Maße Anstoß, fiel jedoch nur der andern Gefahr zum Opfer, die Machtpolitik ganz zu leugnen. Diejenigen, die an der Anschauung vom Machtcharakter festhielten, blieben in den oberflächlichen Ideen der alten Staatskunst stehen. So meinte Ancillon, ein jeder Staat müsse seine Macht nach Kräften zu entfalten suchen, aber maßgebend dafür war seine Rechnung, daß auf diese Weise Friede und Gleichgewicht am besten gewahrt würden.

Allein der große König drang in seinen theoretischen Betrachtungen zu der Erkenntnis vor, daß bestimmte geschichtliche Kräfte die Grundlage der Staaten bildeten. Diese Wahrheit stand ihm vor Augen, wenn er es als notwendig hinstellte, daß das Wohl des Staates nicht von den guten oder schlechten Eigenschaften eines einzelnen Menschen abhänge, sondern daß er sich durch sich selbst aufrechterhalte.[20] Jedoch auch in der überragenden Erscheinung Friedrichs des Großen kam die verinnerlichende Auffassung des Staates schließlich nur in der begrenzten Vorstellung des aufgeklärten Despotismus zu Worte, die dem Volke lediglich eine passive Rolle zuwies und der die Einsicht in die den nationalen Lebensbedingungen entspringenden Triebkräfte fremd blieb. Auch hinsichtlich der Methode, die er zur Durchführung seiner Machtpolitik handhabte, blieb er auf dem Boden der alten Staatskunst stehen, wenn er mit seiner großen Art auch die engen Schranken der herrschenden Richtung manchmal durchbrach, indem er sich namentlich des häufig gebrauchten Mittels der Intrige enthielt. Im Stile der Kabinettspolitik trieb er jene Politik der Feinspinnerei, die im Italien der Renaissance zur ersten Vervollkommnung gebracht worden war. Kaum ein anderer Staatsmann hat so nachdrücklich den Wert des Geheimnisses in der Politik betont wie Friedrich. In diesem Punkte offenbart sich besonders klar der Charakter der älteren Generation großer Staatswesen, die sich in der Person des Herrschers zusammenfaßten.

Bis an die Jahrhundertwende blieb dieser Zustand bestehen. Während die Bewegung der Französischen Revolution und der Befreiungskriege die Dämme des alten Fürstenstaates niederriß und den neuen volksmäßigen Theorien Eingang in das Staatsleben verschaffte, lebte die Anschauung vom alten Machtstaat in den leitenden Kreisen fort. Ein Theoretiker und Praktiker der Staatskunst wie Friedrich v. Gentz, der unter seinen Zeitgenossen vielleicht das größte Verständnis für den staatlichen Machtkampf besaß, wuchs weder in inner- noch außerpolitischer Hinsicht über die Auffassung des 18. Jahrhunderts hinaus. Dieser

20) Politisches Testament von 1752. Ausgabe von G. Küntzel S. 49.



Mann, der in seinem erbitterten Kampfe gegen die Universalmonarchie Napoleons zum überzeugtesten Wortführer und Vorkämpfer des europäischen Gleichgewichts wurde, wog klar und nüchtern die Interessen der Großmächte gegeneinander ab. Sorgsam wies er einer jeden ihren besonderen Lebensumkreis zu, indem er zugleich auf die Interessen der kleinen Staaten Rücksicht nahm.[21]) Er zeigt sich uns auch als Gegner des durch das revolutionäre Frankreich zertrümmerten Absolutismus, wenn er die zukunftweisenden Worte schreibt: „Die Fürsten, heißt es, erziehen die Völker; und in einem gewissen Sinne verhält es sich auch so; aber in einem höheren und umfassenderen gilt es, daß die Völker die Fürsten erziehen.“[22]) Jedoch die Folgerung aus dieser Erkenntnis hat Gentz nicht gezogen. Wie seinen Vorgängern erschien ihm der Staat nur als ein hohles Machtgebilde, wenn ihn auch sein politischer Realismus in bezug auf das Verständnis des Charakters staatlicher Selbstsucht jenen bei weitem überlegen machte. Im Grunde trug auch er bei Verfolgen seiner politischen Ziele mehr der Verwirklichung eines rationalistisch angenommenen Plans der Weltordnung Rechnung als dem Waltenlassen der in den Nationen lebenden Kräfte, und es ist kein Zufall, daß er schließlich in den Dienst desjenigen Staates trat, der in den Stürmen der Völkererhebung gegen den korsischen Welteroberer frei von nationaler Leidenschaft blieb.

Dem toten Berater und Mitarbeiter schrieb Fürst Metternich den bezeichnenden Nekrolog[23]): Gentz sei der Mensch gewesen, der „jeder Art von Romantismus am fernsten“ gestanden habe; erst in den letzten fünf bis sechs Jahren habe sich eine romantische Liebe bei ihm ausgebildet; das sei der Anfang vom Ende gewesen. Des großen Publizisten politische Anschauungswelt ist in ihren Vorzügen und Schwächen mit diesem Wort, in dem natürlich auch alle Einseitigkeit des österreichischen Staatskanzlers mitklingt, treffend gekennzeichnet. Das tiefere Eindringen in das Wirken des Phänomens „Staat“ mußte Gentz verschlossen sein, weil er bis in sein Greisenalter ein Mensch des 18. Jahrhunderts blieb.

Aber schon war die Anschauung vom Staate in eine neue Entwicklungsphase eingetreten, die zugleich ein neues Verständnis der Großmacht brachte. Den Anstoß gab die geistige Bewegung der Romantik, die aus der nationalen Erhebung der Völker emporwuchs. Während in der vorangehenden Generation universaler Humanitätsbestrebungen das staatliche Interesse sich in der völligen Negierung des Staates erschöpft hatte, gewann es unter der überwältigenden Einwirkung des geschichtlichen Prozesses, der sich um die Jahrhundertwende abspielte, einen ganz neuen Inhalt. Mit ihrer Bekämpfung des rationalistisch-weltbürgerlichen Geistes des 18. Jahrhunderts fand die romantische Bewegung endlich den festen Standpunkt zu den umstrittenen Fragen des staatlichen Daseins. Mit ihrem Sinn für die Bedeutung der geschichtlichen Kräfte, die der allgemeinen staatlichen Entwicklung zugrunde liegen, erfaßte sie das geheimnisvolle Walten

21) Ich denke namentlich an seine „Fragmente aus der neusten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa“. St. Petersburg 1806.

22) Eb. S. XXXVIII.

23) Metternich an Prokesch-Osten. Wien, 15. Juni 1832. Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Wien 1881. Band 2 S. 118.

des Volkstums, das in den einzelnen Staaten lebt und durch sie Geltung sucht zur gemeinsamen Arbeit für den menschlichen Kulturfortschritt. Mochte auch in diesen neuen Vorstellungen mancher universale Zug wirksam bleiben; das Entscheidende war, daß es diesen Vertretern der früheren Romantik gelang, die feste Einheit zwischen Staat und Nation theoretisch zu begründen. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier dem Wachsen dieser Erkenntnis im einzelnen nachzugehen; Friedrich Meinecke hat es uns in seinem bedeutenden Werke „Weltbürgertum und Nationalstaat"[24]) unübertrefflich geschildert. Von Herder beeinflußt, gewannen Novalis, Schlegel, Fichte, Arndt, Stein, Humboldt und Gneisenau in steigendem Maße und vielfach im Gegensatz zu eigenen früheren Vorstellungen Klarheit über das Problem, und für manchen von ihnen wurde sie der Antrieb zur nationalen Tat. Vereinzelt rang sich aus dem verwirrenden Kampf alter und neuer Anschauungen auch schon die Anschauung von der Individualität der Staaten durch. Ein Novalis erklärte: „Die Staaten werden verschieden bleiben, solange die Menschen verschieden sind[25])," und ein Fichte schuf bereits die Formel: „Völker sind Individualitäten mit eigentümlicher Begabung und Rolle dafür."[26]) Aber wie es bei der Herkunft und dem Ziel der neuen Gedanken nicht anders sein konnte: die Betrachtung aller dieser politischen Denker blieb im großen ganzen auf das innere Leben der Staaten beschränkt. Über dem Drange, die beherrschende Frage des Verhältnisses von Staat, Nation und Individuum einer Lösung entgegenzuführen, wurde das nicht minder umfassende Problem des Zusammenlebens der Staaten untereinander aus dem Auge verloren. Wohl ließ man die Blicke über die Grenzen der Nation schweifen und malte ein Nebeneinander der Völker, das die Anerkennung der Volksindividualitäten zur Grundlage hatte. Jedoch die Vorstellung dieses internationalen Zustandes irrte von den geschichtlichen Gegebenheiten ab und verlor sich unreal wieder in weltbürgerliche Ideen, die das besondere Machtinteresse des einzelnen Staates außer acht ließen. Soviel neue historische und politische Erkenntnis die Romantik vermittelte: gerade für die Frage des Großmachtdaseins hat sie mehr verwirrt als geklärt, mehr geschadet als genützt.

In dieser Doppelrolle erscheint auch Adam Müller, der erste systematische Vertreter romantischer Staatswissenschaft, der es nicht verabsäumt hat, neben dem innerstaatlichen Problem sich mit den Fragen des internationalen Zusammenlebens und der Wirksamkeit verschiedener Staaten innerhalb eines Staatensystems zu beschäftigen.[27]) Wie Gentz, mit dem er anfänglich aufs engste zusammenging, wendet er sich in dieser Hinsicht mit Schärfe gegen die Universalmonarchie. Aber er bekämpft auch die neutralen Staaten, die aus dem Kampf der Großmächte in größerer Zahl hervorzugehen schienen und zu denen er stillschweigend die Gruppe schwacher Kleinstaaten rechnet, die sich zwischen den überragenden Großstaaten nicht zu behaupten vermögen. Er stellt ihnen den „organischen Rechtsstaat" entgegen, in

24) München 1908, 3. Auflage 1915.
25) Schriften, hrsg. von Heilborn, Band 2 S. 291.
26) Sämtliche Werke Band 7 S. 563.
27) Müller ist auffälligerweise in v. Caemmerers Untersuchung unberücksichtigt geblieben. Vgl. dagegen Meineckes Werk, Kapitel 7 des ersten Buches.



dem sich allein eine gesunde geschichtliche Entwicklung äußere. Ein solcher echter Staat jedoch kann nach seiner Vorstellung nur der von nationalen Kräften getragene Volksstaat sein, der als besondere Individualität nach seinen eigenen Lebensbedingungen handelt; die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen diesen daseinsberechtigten großen Staatsindividuen bilde den Inhalt des geschichtlichen Prozesses. Wie charakteristisch sind die Ausführungen, die Adam Müller der umwälzendsten historischen Erscheinung, dem Kriege, widmet[28]): „Es waren nicht sowohl die Ansichten der Kabinette, welche den Krieg bestimmten; es war niemals der Eigensinn der Regierenden, wie ein weichlicher, verderbter Pöbel sich die Sache denken mochte; es waren immer tiefer liegende, in der notwendigen Konstruktion des gesamten Staatenverhältnisses liegende Gründe." Kein Zweifel, daß hier bereits die Auffassung vom Wesen des handelnden Staates formuliert ist, die wir heute als richtig erkennen und in voller Übereinstimmung hegen. Und Müller stützt diese Erkenntnis durch weitere Feststellungen, die unser Interesse in Anspruch nehmen: „Jeder wahre organische Rechtsstaat muß beschränkt sein im Raume, damit er ein wirkliches, lebendiges und abgeschlossenes Individuum sein könne."[29]) Nur Staaten, die dies innere Gleichgewicht auf natürlicher Grundlage besitzen, so meint er, sind „vollständig", alle anderen einseitig. Europa ist der vornehmste Sitz organischer Staaten, und zwar sind es die „Fünf-Reiche" Großbritannien, Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland; ihnen haben Natur und Geschichte „ein lebendiges rechtliches und unabhängiges Dasein" gegeben. Diese Unabhängigkeit zeigt sich auch unter allem Anschein äußerer Abhängigkeit und äußerer Ähnlichkeit der Sitten. „Übrigens sind auch nur die unter den Fünf-Reichen, welche der Idee der politischen Einheit nicht treu geblieben oder welche sie auszuführen durch bisher unüberwindliche Schwierigkeiten verhindert worden sind, nämlich Deutschland und Italien, einstweilen äußerlich abhängig geworden."[30])

Entsprechen auch diese Sätze unserer heutigen Anschauung? Allerdings werfen sie die frühere äußerliche Beurteilung des staatlichen Daseins über den Haufen, aber sie versagen in bezug auf eine Wahrheit, die die vorangehenden Generationen bereits besessen hatten und die die unrealistische Betrachtung des jüngeren romantischen Geschlechtes bis zur Bedenklichkeit verdunkelte. Während die Romantik mit hohem Verdienst am geschichtlichen Fortschritt auf der einen Seite neue Erkenntnis erschloß, ließ sie auf der andern mit großer Schuld wertvollen Besitz fahren. Sie entfremdete sich dem Machtgedanken, der mit dem Staate untrennbar verbunden sein muß, soll dieser nicht in seinem Handeln innerhalb des Staatensystems lahmgelegt werden, und rückte an seine Stelle, als die zur Tat drängende Kraft, ein wahrem staatlichen Leben widersprechendes Rechtsprinzip. Adam Müllers „Fünf-Reiche", die er als die „organischen Staaten" seiner Zeit ansah, waren nicht die Großmächte, die das Staatensystem beherrschten. Spanien gehörte ihnen schon damals mehr als 100 Jahre nicht mehr zu, und die Gründe, die ihn das zersplitterte und unter Fremdherrschaft seufzende Deutschland und Italien den

28) Elemente der Staatskunst. Berlin 1809. Teil 1 S. 287. 29) Eb. S. 276.

30) Eb. S. 281.



Hauptmächten zurechnen ließen, schlossen sie vielmehr aus. Es kennzeichnet die von unlebendigen Rechtsvorstellungen beherrschte Anschauung, daß sie von den beiden Großmächten Österreich und Preußen gänzlich absieht, während Rußland, „welches bisher auf einem Fuß stand, nun auf zweien steht", im Begriff scheint, zu „gehen".[31]) Aber gerade in der Betätigung einer immanent wirksamen Rechtsidee faßt sich für Müller alles echte staatliche Leben zusammen; sie ist der „unsterbliche Teil" des „organischen vollständigen Staates".[32])

IV.

Die große Bedeutung, die diesen Anschauungen für die Entwicklung des Großmachtsbegriffs zukommt, liegt klar zutage. Adam Müllers Theorie hat zwar einen besonders individuellen Charakter, aber im wesentlichen spiegelt sie lediglich die romantische Schulmeinung wider. Es ist bekannt, daß Karl Ludwig v. Haller, der einflußreichste Vertreter romantischer Staatswissenschaft, dem staatlichen Machtgedanken noch viel ablehnender gegenüberstand.[33]) Vielfach im Widerspruch mit den geschichtlichen Tatsachen, bekämpfte der Schweizer, der Sohn des gemischtnationalen Kleinstaates, grundsätzlich die von Egoismus und Machtstreben getragene Betätigung. Demgemäß lehnte er auch die lebendige Erscheinung der Großmacht mit Entschiedenheit ab, ganz befangen in patriarchalischen Vorstellungen, die allen Realitäten hohnsprachen. „Kleinere Staaten sind die wahre, einfache Ordnung der Natur, auf welche sie durch verschiedene Wege am Ende allemal wieder zurückführt."[34]) Ja, in seiner patrimonialstaatlichen Voreingenommenheit entschwand ihm selbst der Sinn für die entscheidende Bedeutung der nationalen Triebkräfte, wie sie sein Vorgänger erkannt hatte. In der herrschenden romantischen Richtung, die zumal im Preußen Friedrich Wilhelms IV. die Führung erlangte, trat an die Stelle wachsenden Verständnisses für das Wesen des handelnden Staates ein völliges Unverständnis, das auf die deutsche Entwicklung einen unheilvollen Einfluß geübt hat.

Sogar in den Kreisen, die die Traditionen des 18. Jahrhunderts fortzusetzen suchten, machte sich diese Rückbildung geltend. Das lehrt das Beispiel des Göttinger Historikers Arnold Heeren. Auf den Schultern der kameralistischen und historischen Schule seiner Universität stehend, sah auch er die Staaten vornehmlich in ihrem Zusammenleben miteinander, und es hätte bei dieser Betrachtung, die die machtpolitischen Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken mußte, für ihn nahegelegen, unter Benutzung der neuen Erkenntnis romantischer Geschichts- und Staatsanschauung nunmehr das klärende Schlußwort zu sprechen, zu dem die Entwicklung drängte. Aber das Gegenteil war der Fall. Heeren blieb nicht nur auf dem aufklärerischen Standpunkte der äußerlichen Betrachtung des Staates stehen, indem er Adam Müllers vertiefende Auffassung außer acht ließ. Er entfremdete sich sogar, in der Erkenntnis absteigend, seinen Vorgängern und gab in bezug auf die Einschätzung des Machtprinzips dem romantischen Einfluß nach. So krankt sein Urteil über die Großmächte an einer seltsamen Unklarheit. Auf der

31) Eb. S. 276. 32) Eb. S. 277.

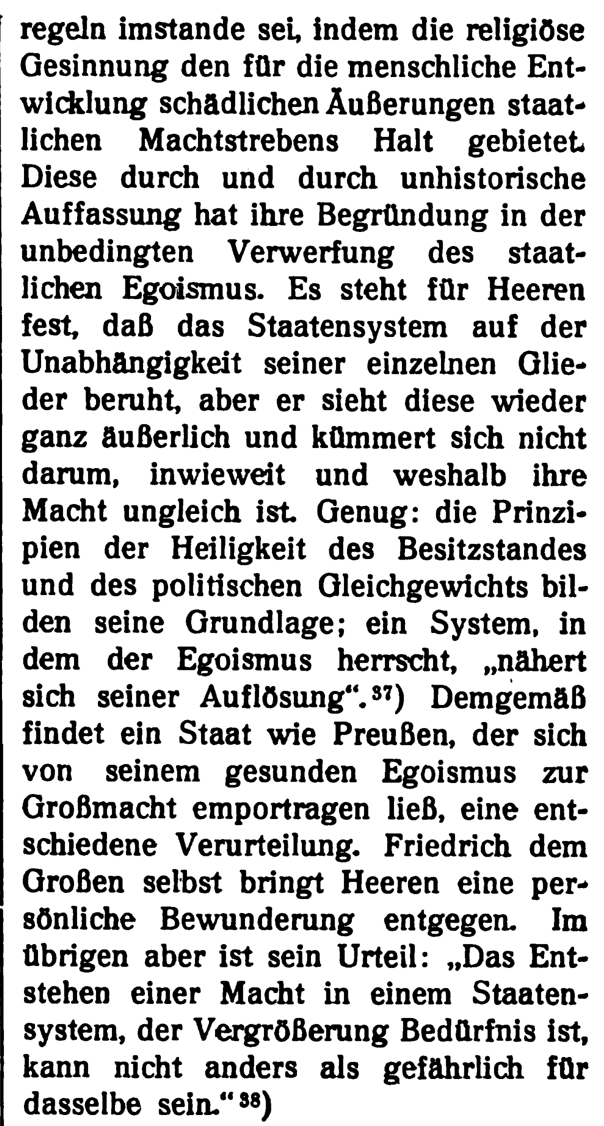
33) Vgl. das zehnte Kapitel des Buches Meineckes.

34) Restauration der Staatswissenschaft Band 2 S. 535.



einen Seite hat er ein volles Verständnis für das Dasein dieser „Aristokratie der Hauptmächte". Entsprechend der politischen Wirklichkeit zählt er ihnen Österreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich zu, während Portugal, Schweden und Spanien, die sich den internationalen Abmachungen von 1815 später anschlossen, erst in weitem Abstande folgen.[35]) Auf der anderen Seite aber erklärt und rechtfertigt er die bestimmende Rolle der Großmächte mit rein rationalistischen Argumenten. Diese Aristokratie scheint ihm nützlich und nötig, „weil sie aus der Natur der Dinge hervorgeht", und unverdächtig, „weil sie öffentlich ist": „sie bildet gewissermaßen einen europäischen Senat, dem es nur noch an einer festen Form fehlt."[36])

Das Bemerkenswerteste dieser Anschauung ist, daß ihr jede Vorstellung von dem selbstsüchtigen Machtstreben des Großstaates verlorengegangen war. Heeren hat die Lücke, die dadurch in die Beurteilung staatlichen Handelns gerissen wurde, selbst gefühlt, und er hat versucht, sie auf eigenartige Weise auszufüllen. Er setzt voraus, daß sich die Wirksamkeit der großmächtlichen Aristokratie, um wohltätig zu sein, auf die allgemeinen Angelegenheiten beschränke, und er muß zugeben, daß sie schädlich sei, wenn sie diese Grenzen überschreite. Um der Politik aber die höhere Sanktion zu geben, die die Diplomatie nicht bieten kann, ruft er, ganz Romantiker, die Religion zu Hilfe. Er sieht so die Verbindung der Heiligen Allianz als einen Zustand an, der das staatliche Zusammenleben dauernd zu


regeln imstande sei, indem die religiöse Gesinnung den für die menschliche Entwicklung schädlichen Äußerungen staatlichen Machtstrebens Halt gebietet. Diese durch und durch unhistorische Auffassung hat ihre Begründung in der unbedingten Verwerfung des staatlichen Egoismus. Es steht für Heeren fest, daß das Staatensystem auf der Unabhängigkeit seiner einzelnen Glieder beruht, aber er sieht diese wieder ganz äußerlich und kümmert sich nicht darum, inwieweit und weshalb ihre Macht ungleich ist. Genug: die Prinzipien der Heiligkeit des Besitzstandes und des politischen Gleichgewichts bilden seine Grundlage; ein System, in dem der Egoismus herrscht, „nähert sich seiner Auflösung".[37]) Demgemäß findet ein Staat wie Preußen, der sich von seinem gesunden Egoismus zur Großmacht emportragen ließ, eine entschiedene Verurteilung. Friedrich dem Großen selbst bringt Heeren eine persönliche Bewunderung entgegen. Im übrigen aber ist sein Urteil: „Das Entstehen einer Macht in einem Staatensystem, der Vergrößerung Bedürfnis ist, kann nicht anders als gefährlich für dasselbe sein."[38])

Daß ein führender Historiker, der der auswärtigen Politik der Staaten sein besonderes Interesse zuwendete, solche Ansichten vertrat und auf die Mitlebenden damit eine große Wirkung übte, war nur deshalb möglich, weil das staatliche Zusammenleben in der Epoche der Restauration zeitweilig selbst von Einflüssen beherrscht wurde, die außerhalb der staatlichen Daseinsbedingungen lagen. In dem Augenblick, wo sich die gegensätzlichen Machtinteressen der Großmächte wieder siegreich gegenüber wirklichkeitsfremden Prinzipien durch-

35) Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien. 4. Aufl. Göttingen 1822. (Sämtliche Werke Band 9) S. 443.

36) Eb. S. 444.

37) Eb. S. 7.

38) Eb. Band 8 S. 339.



setzten, öffnete sich das Tor für klarere Vorstellungen. Zumal hinsichtlich der politischen Anschauungen verrichtete der langsam emporsteigende Realismus in Deutschland ein heilsames und erzieherisches Werk. So wurde Schritt für Schritt der verlorengegangene Boden wiedergewonnen.

An der Schwelle der neuen Zeit steht Hegel, der große Vorkämpfer der idealistischen und spekulativen Philosophie. Mit hervorragendem realpolitischem Verständnis wußte er die Erkenntnis der aufklärerischen und romantischen Denker zu verbinden, um dem Staat sein Recht zurückzugeben.[39]) Die Machtpolitik als die entscheidende Äußerung staatlichen Handelns erlebte in der „Philosophie des Rechts" ihre Wiederauferstehung ebenso wie das aus dem „Volksgeist" verstandene nationale Prinzip als die bestimmende Kraft staatlicher Entwicklung. Hegel sah wieder den von besonderen Interessen geleiteten Volksstaat: „als einzelnes Individuum ist er ausschließend gegen andere ebensolche Individuen." Die zukunftweisenden Anschauungen des 18. Jahrhunderts und der Romantik schienen zu der Einheit verknüpft, die das wahre Verständnis des handelnden Staates erschließen mußte. Indessen von spekulativen, universalistisch gefärbten Ideen erfüllt, vermochte der große Philosoph nicht die Folgerung aus seinen eigenen Feststellungen zu ziehen. Mit der Annahme auserwählter Völker, die als die Werkzeuge des Weltgeistes jeweils berechtigt sind, die Weltherrschaft auszuüben, blieb Hegel, Fichte nahekommend, auf dem Wege zur letzten Erkenntnis vor dem Ziele stehen. Die bewertende Klassifizierung der Nationen verdunkelte ihm den Blick für das Wesen der großen Staaten, deren Wirken den geschichtlichen Gang bestimmt.

Nicht der Philosoph, sondern der Historiker machte endgültig die Bahn frei. Leopold v. Ranke wurde dank seiner genialen Veranlagung, die mit dem großartigen geschichtlichen Sinn ein klares Verständnis für das Bestehende verband, der vielbewunderte Interpret und Verkünder der tatsächlichen Erscheinung der Großmacht.[40]) Überall knüpft seine Anschauung an die früheren Vorstellungen an, aber indem sie jeder Einseitigkeit ausweicht und immer wieder der wahrhaft geschichtlich erfaßten Bedingtheit Rechnung trägt, verbreitet sie ein geradezu neues Licht über das komplizierte großstaatliche Gebilde. Von großer Bedeutung waren die Lehren, die ihm der von Gentz vermittelte Einblick in das politische Getriebe der Großmächte erteilte.[41]) Die Beobachtung der erneut zum Durchbruch gekommenen großstaatlichen Interessengegensätze schärfte sein Auge für den besonderen Daseinsinhalt der überragenden Staatswesen und führte ihn dazu, sich grundsätzlich mit ihnen auseinanderzusetzen. So erstand im zweiten Jahrgang seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" das schon genannte großartige Fragment „Die großen Mächte"; so behandelte das als Schlußwort der Zeitschrift geschriebene „Politische Gespräch" von 1836 das Problem nochmals in allgemeinerem Zusammenhange, und durch all die objektiv-ruhigen geschichtlichen Arbeiten der späteren Schaffenszeit Rankes blitzt

39) Im einzelnen vgl. Meinecke, Kapitel 11 des ersten Buches.

40) Auch für Ranke verweise ich auf Meineckes Werk, dessen zwölftes Kapitel ihm und Bismarck gewidmet ist. Eine ins einzelne gehende Untersuchung der politischen Anschauungen Rankes verdanken wir O. Diether: Ranke als Politiker. Leipzig 1911.

41) Darauf legt v. Caemmerer mit Recht großen Wert. A. a. O. S. 310 ff.



immer wieder hell und klar jene Erkenntnis auf, die das Fundament des Verständnisses staatlichen Einzeldaseins und staatlichen Zusammenlebens bleiben wird.

Das Besondere Rankescher Auffassung von der Großmacht ist nicht so sehr die Feststellung ihres von staatlichem Egoismus bestimmten Machtcharakters und ihrer von eigensten Lebensbedingungen geleiteten Individualität; beides hatten bereits die vorangehenden Denker erkannt. Was ihn über diese hinaushebt und zum Repräsentanten einer ganz neuen Anschauungswelt macht, ist die kühle Folgerung, die er zuerst aus jenen Vorstellungen zog. Rankes Machtstaat ruht auf der Nation. Aber indem er tatsächlich Greifbares und unreal Geistiges in ein innerliches Verhältnis brachte, umging er die Einseitigkeit, die die frühere Beurteilung der nationalen Kräfte hemmte. Die Nation macht den Staat, aber der Staat macht auch die Nation: das ist sein Grundsatz. Entscheidend ist die von selbstsüchtigen Antrieben getragene lebendige Kraft in der Gestalt der dem Staate innewohnenden moralischen Energie. So ist für Ranke der moderne Staat: „ein Staat von organischer Einheit, von einem einzigen und durchgehend herrschenden Interesse".[42]) Innere und äußere Entwicklung werden in untrennbarer Beziehung zueinander gesehen, da für beide die eine Grundkraft treibend ist. „In jedem unserer großen Staaten", so sagt er[43]), „ist ein lebendiges, individuelles, ihnen innewohnendes Prinzip, von dem seine Tätigkeit nach außen, seine innere Gestaltung abhängt."

Damit ist dem lebendigen Staat das uneingeschränkte Recht zuerkannt, zu sein, zu bleiben und zu wachsen. Aber dieses höchste Recht auf besonderes Dasein erscheint Ranke zugleich als bindende Pflicht. „Das Maß der Unabhängigkeit", so folgert er unerbittlich, „gibt einem Staate seine Stellung in der Welt; es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zweck einzurichten, sich zu behaupten. Dies ist sein oberstes Gesetz."[44]) Egoismus wie Machtstreben erscheinen so wie Äußerungen, die aus den innersten Lebenskräften des großen Volkes notwendig herauswachsen, nicht nur wie Eigenschaften, die zufällig Herrschern und Regierungen anhaften. Dieser vertiefenden Beurteilung entspricht Rankes sittliche Auffassung vom Machtstreben des großen Staates. Machtpolitik sieht er untrennbar mit staatlicher Geltung verbunden, und mit beinahe friderizianischen Worten spricht der Historiker zu seinem Volk: „Um etwas zu sein, muß man sich erheben aus eigener Kraft, freie Selbständigkeit entwickeln, und das Recht, das uns nicht zugestanden wird, müssen wir uns erkämpfen."[45]) Es ist durchaus richtig, wenn man den Inhalt der Politik in Rankes Sinn dahin bezeichnet hat: sie sei „machtmehrende Verfolgung derjenigen staatlichen Interessen, welche die innere Ordnung und die äußere Geltung fördern".[46]) Von der Überzeugung ausgehend, daß das Machtstreben nur der notwendige Ausfluß im Staate organisierter nationaler Lebenskräfte ist, weist Ranke den Einwand zurück, daß die Anerkennung

42) „Die spanische Monarchie", Einleitung. Sämtliche Werke Band 35—36 S. 87.

43) „Politisches Gespräch". Eb. Band 49—50 S. 332.

44) Eb. S. 334. 45) Eb. S. 327.

46) M. v. Szczepanski, Rankes Anschauungen über den Zusammenhang zwischen der auswärtigen und der inneren Politik der Staaten. Zeitschrift für Politik. Band 7 S. 618.

einer solchen Machtpolitik zur Gutheißung roher Gewalt führe.[47]) Selbst der Krieg erscheint ihm lediglich als ein „Wettstreit der moralischen Energie"[48]), er prägt das kühne Wort: „Große Armeen werden gebildet, um große Gedanken durchzuführen."[49])

Im ganzen gesehen steht Rankes Auffassung vom Staate und seinen Daseinsbedingungen den Anschauungen des 18. Jahrhunderts näher als denen der Romantik. Ja, sie will das in ausdrücklicher Absicht. Denn der große Historiker, der sich über die Irrtümer der deutschen Politik seiner Zeit klar geworden war, hatte sich das hohe Ziel gesteckt, seinen Landsleuten die Augen zu öffnen über das wahre Wesen der großen Staaten. So stellte er in diesen publizistischen Arbeiten geflissentlich alles zurück, was das Bild der großstaatlichen Aufgaben und Mittel trüben konnte, was den verwirrenden Vorstellungen der Humanität und Romantik entgegenkam. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich das absprechende Wort, daß „die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur" nicht den einzigen Inhalt der großen Völkerkämpfe der Geschichte bilde.[50]) Im übrigen lehrt die ganze Geschichtsauffassung Rankes, daß der von ihm in seinem Wesen scharf erfaßte Machtstaat im wahrsten Sinne eine Kulturerscheinung ist. Wie sehr diese staatlichen Individualitäten bei aller Eigenheit ihres Wollens und Handelns doch ganz idealistisch im allgemeinen geschichtlichen Zusammenhange gesehen sind, bringt ein anderes Wort zum Ausdruck. Sie erscheinen ihm „in unaufhaltsamer Entwicklung begriffen, mitten in den Verwirrungen der Welt durch inneren Trieb nach dem Ideal fortschreitend, eine jede auf ihre Weise".[51])

Mit dem ihm angeborenen geschichtlichen Instinkt und mit dem an der staatlichen Wirklichkeit geschärften politischen Urteil hat es Ranke weise vermieden, die großartige Mannigfaltigkeit seiner Erkenntnis in einengende Formeln zu gießen. Er unterließ es, dem tragenden Grundbegriff der Nationalität einen einschränkenden Stempel aufzudrücken und ihn des mehrdeutigen Sinnes, wie ihn die Geschichte kennt, zu berauben. Er umging es, den neuentdeckten Machtstaat in einer politischen oder staatsrechtlichen Wendung zu umschreiben. Gerade dieses besonnene und verzichtende Offenlassen, an dem seine unvergleichliche künstlerische Gestaltungskraft einen hervorragenden Anteil hat, sichert seinen Feststellungen die Unvergänglichkeit. Noch heute gilt, was Ranke 1833 von den großen Mächten zusammenfassend schrieb: „Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfachsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte."[52])

(Schluß folgt.)

47) „Politisches Gespräch". A. a. O. S. 334.
48) Eb. S. 327.
49) „Weltgeschichte". Band I, 2 S. 221.
50) „Die Großen Mächte". Sämtl. Werke Band 24 S. 39.
51) „Politisches Gespräch". A. a. O. S. 339.
52) „Die Großen Mächte". A. a. O. S. 39—40.



Die internationale Meeresforschung vor und nach dem Kriege.

Von Fr. Heincke.

I.

Die Vereinigung der Staaten Großbritannien und Irland, Deutschland, Rußland und Finnland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Niederlande und Belgien zur gemeinsamen wissenschaftlichen Erforschung der nordeuropäischen Meere im Dienste der Seefischerei, kürzer die internationale Meeresforschung, wurde auf Grund des Christiania-Programms von 1901 begründet. Nach Genehmigung desselben durch die beteiligten Regierungen und Bereitstellung der nötigen Mittel konnte die gemeinsame Arbeit organisiert und im Jahre 1902 begonnen werden.

Die nächste Aufgabe der internationalen Meeresforschung war die naturwissenschaftliche Erforschung der nutzbaren Fische unserer nordeuropäischen Meere, insbesondere der noch sehr wenig bekannten physischen und biologischen Bedingungen ihres Lebens, ihrer Ernährung und Fortpflanzung, ihres Wachstums, ihrer Wanderungen u. a. Das große Endziel der Arbeiten ist, durch solche Kenntnisse die wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen für eine vernünftige Bewirtschaftung des Meeres an Stelle der plan- und rücksichtslosen Ausnutzung durch den gegenwärtigen Betrieb der Seefischerei. Dabei galt es zunächst die Möglichkeit von Schonmaßregeln für gewisse von der jetzigen Raubfischerei besonders stark betroffene Nutzfischarten zu prüfen und gegebenenfalls solche Schonmaßregeln durch internationales Übereinkommen gesetzlich einzuführen. Bei der Organisierung der internationalen Meeresforschung war das Wichtigste, daß die Forschungen über die in Betracht kommenden physischen Verhältnisse des Meeres, über den Betrieb und die Erträge der Fischereien und über die einzelnen Nutzfische, z. B. den Hering und die Scholle, von allen beteiligten Ländern gleichzeitig in allen Teilen des großen Untersuchungsgebietes und nach denselben wissenschaftlichen Methoden ausgeführt wurden. Dazu wurde eine leitende und kontrollierende Zentralstelle errichtet, der aus je zwei Delegierten von jedem Staat zusammengesetzte und meist jährlich einmal zusammentretende Zentralausschuß mit einem festen Zentralbureau in Kopenhagen für die Geschäftsführung und die Herausgabe der gemeinsamen Veröffentlichungen. Die Kosten der Zentralstelle trugen die beteiligten Staaten gemeinsam mit nach ihrer Größe abgestuften jährlichen Beiträgen. Den Vorsitzenden des Zentralausschusses stellte zuerst, bis 1908, Deutschland, dann, bis 1912, England, dann wieder Deutschland. Die Ausführung der eigentlichen Forschungsarbeit selbst war Sache der einzelnen beteiligten Länder und geschah auf deren Kosten; sie setzten ihrerseits wieder besondere staatliche Kommissionen dafür ein, errichteten wissenschaftliche Laboratorien an Land und stellten vor allem für die Arbeit auf See besondere für diesen Zweck erbaute oder eingerichtete Untersuchungsdampfer bereit, so Deutschland den Reichsforschungsdampfer „Poseidon". So entstand nach und nach ein großer Apparat von La-



boratorien und Untersuchungsfahrzeugen jeder Art und ein Stab von mehr als hundert Gelehrten, womit die wissenschaftliche Erforschung unserer Meere bald in weit größerer Ausdehnung und mit größerer Kraft ausgeführt werden konnte, als jemals zuvor.

Nach Überwindung der ersten methodischen und praktischen Schwierigkeiten, die bei der Größe und Mannigfaltigkeit der Aufgaben längere Zeit erforderte, sind bald sowohl allgemeinwissenschaftliche wie praktische Erfolge erzielt worden. Diese Erfolge und die Notwendigkeit, sie zu vergrößern und auszubauen, bewirkten, daß die anfangs nur für einen Zeitraum von fünf Jahren geplanten Arbeiten wiederholt verlängert wurden. Sie veranlaßten auch im Jahre 1913 die Vereinigten Staaten von Nordamerika, der europäischen Vereinigung beizutreten, weil sie sich praktischen Nutzen für ihre eigenen Seefischereien davon versprachen. Auch unsere europäischen Regierungen mußten sich überzeugen, daß die öffentlichen Mittel, die ja hauptsächlich für die Erreichung praktischer, meerwirtschaftlicher Ziele gewährt wurden, fruchtbringend verwendet waren. Im Jahre 1913 konnte der Zentralausschuß für die internationale Meeresforschung den beteiligten Regierungen die ersten auf praktisch-wissenschaftliche Untersuchungen begründeten Vorschläge vorlegen zu einem gesetzlichen Mindestmaß für die Landung und den Verkauf der Scholle in der Nordsee.

In diesem Augenblick, wo Gelehrte, Fischer und Gesetzgeber der beteiligten Staaten den ersten wohlüberlegten und erfolgverheißenden Schritt zu einer vernünftigen Bewirtschaftung des Meeres tun wollten, unterbrach der Krieg jählings die internationale Arbeit und machte ihre Fortsetzung so gut wie unmöglich. Zwar besteht das Zentralbureau in Kopenhagen noch weiter, da die meisten Staaten, auch England, ihre Beiträge im ersten Kriegsjahre weitergezahlt haben, aber dieser anerkennenswerte Versuch, die zentrale Organisation während des Krieges und darüber hinaus zu erhalten, bedeutet doch kaum mehr als die Möglichkeit, gewisse laufende Veröffentlichungen des Zentralbureaus abzuschließen.

Am schwersten ist durch diesen plötzlichen Abbruch der internationalen Arbeiten die deutsche Meeresforschung betroffen worden. Gerade sie hatte ihre besten Kräfte an die Lösung der neuen wissenschaftlichen Aufgaben gesetzt und bei mancher derselben die Organisierung und die geistige Führung übernommen. Nun ist sie mit einem Male ganz zur Untätigkeit verurteilt. Der Seekrieg und der Stillstand der deutschen Hochseefischerei machen wissenschaftliche Forschungsarbeiten auf See und in den Fischereihäfen unmöglich. In unseren Meereslaboratorien an Land kann kaum noch gearbeitet werden; ihre Gelehrten stehen im Felde oder die Anstalten sind ganz geschlossen, wie Helgoland. Überall aber fehlen zugleich die allernotwendigsten Geldmittel, und so ist es zum größten Schaden der Sache nicht einmal möglich, wichtige angefangene Arbeiten abzuschließen und zu veröffentlichen. Die neutralen Staaten und selbst England sind hierin weit besser dran als Deutschland; die ersteren haben sogar ihre Arbeiten auf See teilweise fortsetzen können.

Für die internationale Meeresforschung bedeutet der Krieg, wie für so viele andere Friedenswerke, ein großes Unglück. Ihr Schicksal im Kriege wird aber noch ein besonderes durch den



ausgesprochen internationalen Charakter ihres Gebietes, des Meeres, und ihres Hauptgegenstandes, der Hochseefischerei. Geht es in diesem Kriege um die Freiheit der Meere, so gewiß auch um die Freiheit der Seefischerei; diese kann nur bedeuten eine auf freies Übereinkommen aller Völker gegründete gemeinsame wirtschaftliche Ausnutzung des Meeres, gesichert durch einen gesetzlich geregelten vernünftigen Betrieb der Fischerei und durch internationale Fischereiverträge. Diese zu fördern ist aber nach dem Christiania-Programm von 1901 das wichtigste praktische Ziel der internationalen Meeresforschung.

Angesichts der üblen Lage, in die der Krieg die internationale Meeresforschung und im besonderen die deutsche Meeresforschung gebracht hat, und bei der großen Gefahr, die ihrem Fortbestehen droht, ist es nötig jetzt noch während des Krieges klare Einsicht in einige wichtige Fragen zu bekommen, von deren Beantwortung ihr ferneres Schicksal abhängt. Diese Fragen sind folgende.

Erstens: Ist die internationale Meeresforschung notwendig und unentbehrlich zur Erreichung wichtiger wissenschaftlicher und praktischer Ziele für die Beherrschung des Meeres durch den Menschen? Sind ihre bisherigen Leistungen und Erfolge groß genug, um die dafür aufgewandten öffentlichen Staatsmittel zu rechtfertigen und die Gewährung weiterer Mittel zu fordern? Muß sie daher nach Beendigung des Krieges auf jeden Fall wieder aufgenommen werden?

Zweitens: Ist ihre Wiederaufnahme in absehbarer Zeit nach Friedensschluß möglich?

Drittens: Hat Deutschland ein besonderes Interesse an ihrer Förderung und Fortsetzung?

Um die erste und wichtigste dieser Fragen recht zu verstehen, muß man sich klarmachen, daß die internationale Meeresforschung dreifacher Art ist: erstens eine Erforschung des Meeres im allgemeinen, zweitens eine Forschung im Dienste der Seefischereien und drittens eine internationale, also gemeinsame Arbeit mehrerer Länder.

II.

Die allgemeine Meeresforschung umfaßt die gesamten physischen und biologischen Verhälthältnisse des Meeres. Begründet und zuerst ausgebaut von den mehr seefahrenden Völkern, namentlich England, ist sie in den letzten Jahrzehnten auch durch Deutschland gefördert und erweitert worden, so besonders durch die Deutsche Plankton-Expedition des „National“ (1889) und die Deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia“ (1898). Die deutsche Wissenschaft hat hier Bedeutendes geleistet durch die Auffindung neuer fruchtbarer Untersuchungsmethoden, besonders der Hensenschen quantitativen Bestimmung des Planktons, d. h. der frei im Wasser schwebenden Urnahrung aller höheren Meerestiere; durch sie ist die Grundlage für eine allgemeine Biologie des Meeres geschaffen und die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges zwischen den physischen und biologischen Verhältnissen des Meeres mächtig gefördert worden. Bei solchen Forschungen wurde es auch bald klar, daß sie auf die Dauer nur durch internationales Zusammenarbeiten mehrerer Länder erfolgreich sein konnten. Die gewaltige Größe und Unzugänglichkeit des Meeres erfordern sehr bedeutende Mittel und Kräfte, die ein einzelnes Land nicht aufbringen kann. Die räumliche Verbindung aller Meere untereinander und der



damit gegebene Zusammenhang aller ihrer physischen und biologischen Vorgänge verlangt die Anwendung gleicher, durch internationale wissenschaftliche Arbeiten festgestellter Untersuchungsmethoden. Neuere Forschungen über die hydrographischen Verhältnisse des nordatlantischen Ozeans, namentlich seiner Strömungen, haben ergeben, daß ihr Verlauf und ihre periodischen Schwankungen in ursächlichem Zusammenhang stehen mit der Witterung in Mittel- und Nordeuropa und dadurch auch mit der Fruchtbarkeit unserer Meere und Länder, die also durch ozeanische Verhältnisse wesentlich mitbedingt werden. Die Witterungsbeobachtungen sind bekanntlich seit geraumer Zeit international organisiert; dasselbe muß auch mit den hydrographischen Meeresbeobachtungen geschehen.

Die allgemeine Meeresforschung in dieser ihrer neuen Gestalt als angewandte Naturwissenschaft ist nun die unentbehrliche Grundlage und die Voraussetzung des Erfolges für die besondere Meeresforschung im Dienste der Seefischerei. Auch sie ist geboren im Beginn des vorigen Jahrhunderts. Aber nicht wie jene aus allgemeinem Wissenstrieb, angeregt durch die gewaltige Steigerung der überseeischen Schiffahrt, sondern unmittelbar aus einer großen wirtschaftlichen Not der Seefischerei, wie sie damals an den Westküsten Schwedens und Norwegens durch das plötzliche Fernbleiben der gewohnten Fischzüge, besonders des Herings, entstanden war. Wo lagen hier die Ursachen: in menschlichem Verschulden durch unvernünftigen Betrieb der Fischerei oder allein in natürlichen Verhältnissen, auf die der Mensch keinen Einfluß hatte? War Abhilfe möglich? Indem die Regierungen der nordischen Länder zur Beantwortung dieser wirtschaftlich überaus wichtigen Fragen auch die Hilfe der Naturwissenschaft als unentbehrlich erkannten, entstanden im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die ersten wissenschaftlichen Meeresuntersuchungen im Dienste der Seefischerei. Im Auftrage und mit Unterstützung des Staates sind so in unseren nordischen Nachbarländern eine fortlaufende Reihe grundlegender Untersuchungen über die Naturgeschichte wichtiger Nutzfische, namentlich des Kabeljaus und Herings, durch namhafte Forscher, wie Nilsson, G. O. Sars u. a., ausgeführt und bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden.

Diese neue Art der praktisch-wissenschaftlichen Meeresforschung wurde in der Folge zunächst in Deutschland von der 1870 begründeten Kieler Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere mit großem Eifer aufgenommen und mit deutscher Gründlichkeit vertieft und ausgebaut. Nord- und Ostsee wurden jetzt zum ersten Male physisch und biologisch planmäßig erforscht und im besonderen die Bearbeitung der Naturgeschichte wichtiger Nutzfische, wie des Herings, in Angriff genommen. Diese in vieler Beziehung bahnbrechenden und vorbildlichen Arbeiten der Kieler Kommission haben wesentlich dazu beigetragen, auch in den anderen Küstenländern solche Untersuchungen durch Staatsmittel zu fördern. Es wurden ständige Kommissionen dafür eingesetzt und besondere Meereslaboratorien begründet, die, wie die Kgl. Biologische Anstalt auf Helgoland, nicht nur der allgemeinen Meeresbiologie, sondern auch der angewandten im Dienste der Seefischerei dienen und deren Leiter zugleich auch Berater der Regierungen in Seefischereiangelegenheiten sind.

Inzwischen vollzog sich in der See-



fischerei der nordeuropäischen Länder eine gewaltige Veränderung: der Übergang von der Küstenfischerei zur Hochseefischerei. In früherer Zeit und noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnten die Seefischer mit ihren kleinen, von Wind und Wetter abhängigen Segelfahrzeugen und ihren kleinen und leichten Fanggeräten nur in engen Meeresbuchten, in Flußmündungen und auf den flachen Küstengründen der offenen See mit Erfolg fischen; ihre schwankenden Fangerträge wurden wesentlich mitbestimmt durch die wechselnden Mengen der vor den Küsten mehr oder weniger regelmäßig erscheinenden Züge der Wanderfische. Wie ganz anders jetzt! Große und seetüchtige Fischerfahrzeuge, ausgerüstet mit Dampfmaschinen und Motoren aller Art und vergrößerten und verbesserten Fanggeräten, gewaltigen Grundnetzen und kilometerlangen Treibnetzen, durchkreuzen zu Tausenden tagaus, tagein unsere nordischen Meere; kein Fangplatz ist für sie zu weit abgelegen, keine Meerestiefe und kein Meeresgrund mehr unerreichbar. Die Gesamterträge dieser Hochseefischerei sind gegen früher enorm gestiegen und steigen noch von Jahr zu Jahr. Der ungeheure Verbrauch von Seefischen im Binnenlande reizt zu immer neuem Gewinne und zu einer stetigen Ausdehnung der Fischerei. Auf dem freien extraterritorialen Gebiet des Meeres keinerlei Beschränkung irgendwelcher Art unterworfen, wird sie immer mehr zu einer rücksichtslosen Ausbeutung der reichen Schätze des Meeres, zu einer Raubfischerei im schlimmsten Sinne des Wortes. Sie ist wirklich im Meere dasselbe, wie auf dem Festlande das Niederlegen ganzer Wälder und die Ausrottung wertvoller Tiergattungen.

Die örtlichen Küstenfischereien früherer Zeiten wurden oft schwer betroffen durch das Fernbleiben der segenbringenden Fischscharen, das, wie jetzt wohl als sicher gelten kann, rein natürliche und menschlicher Einwirkung entzogene Ursachen hatte. Der gewaltigen, an keinen Ort mehr gebundenen Hochseefischerei droht eine andere, weit größere und dauernde Gefahr, die der Überfischung. Kann der natürliche Bestand eines Meeres an Nutzfischen, z. B. der Nordsee, eine so starke Befischung auf die Dauer ohne ernste Schädigung ertragen? Wird ihm jetzt nicht alljährlich mehr entnommen, als durch seine natürliche Wachstums- und Zeugungskraft in gleichem Zeitraume nachwachsen kann? Und wenn eine solche Überfischung ernstlich droht oder bereits besteht, sind Gegenmaßregeln nötig und möglich, und welcher Art müssen sie sein?

Die Antwort auf diese Fragen wird sehr wahrscheinlich dahin ausfallen, daß eine Überfischung der Nordsee in der Tat droht oder bereits besteht. Dafür sprechen mancherlei Anzeichen, so die relative Abnahme der großen und Zunahme der kleinen Fische in den Fängen, besonders aber, daß die Gesamterträge der Hochseefischerei in geringerem Grade wachsen als der Umfang des Betriebes und die Ausdehnung der Fischgründe; dies weist deutlich auf eine Abnahme der Ertragsfähigkeit der alten Fischgründe der Nordsee hin. In England, das den weitaus größten Anteil an der Hochseefischerei hat, ist die Frage der Überfischung und der damit zusammenhängenden sinnlosen Vernichtung junger, untermaßiger Fische schon lange mit großem Interesse und in breiter Öffentlichkeit verhandelt worden, auch sind vielfache Abhilfemaßregeln vorgeschlagen, ohne daß ein greifbares Ergebnis erzielt wäre. In Deutschland,



das seine Hochseefischerei erst in den letzten dreißig Jahren aus kleinen Anfängen zu achtungswerter Höhe entwickelt hat, sind jene Fragen von Anfang an mehr wissenschaftlich behandelt worden. Besonders der Deutsche Seefischerei-Verein und die Biologische Anstalt auf Helgoland haben immer wieder darauf hingewiesen, daß eine befriedigende und endgültige Antwort auf diese biologisch wie wirtschaftlich gleichwichtigen Fragen nur bei einer partei- und leidenschaftslosen Behandlung derselben durch streng wissenschaftliche Untersuchungen gegeben werden könne. In der Tat ist die Frage, ob der natürliche Bestand einer Fischart der Nordsee, z. B. der Scholle, jetzt überfischt wird oder nicht, ein rein biologisches Problem. Wir können es erst lösen, wenn wir nicht nur gleicherweise die Größe und Zusammensetzung dieses Bestandes nach Menge und Art der Fische kennen, sondern auch die ganze Entwicklungs- und Lebensgeschichte der Scholle, vor allem ihre Ernährung, ihr Wachstum und ihre Fortpflanzung; denn davon hängt die Möglichkeit ab, den weggenommenen Teil des Bestandes regelmäßig wieder zu erzeugen. Daß wir ohne solche rein naturwissenschaftliche Kenntnisse auch nicht imstande sein werden, die Wirksamkeit und Zweckmäßigkeit irgendeiner Schonmaßregel, sei es Schonrevier oder Schonzeit oder Mindestmaß für den Fang, zu beurteilen, vielmehr mit derartigen Maßnahmen völlig im Dunkel tappen müssen, versteht sich hiernach von selbst. Eine Fischereigesetzgebung zum Schutze und zur Erhaltung der natürlichen Fischbestände unserer Meere ohne solche wissenschaftliche Kenntnisse ist eine Unmöglichkeit. Endlich kann nur die wissenschaftliche Forschung entscheiden, ob wirklich das Meer als Ganzes so unendlich reich an Fischen und so unerschöpflich für den Menschen ist, wie die allein ihrem Verdienst nachgehenden Fischer und manche andere glauben; so reich, daß jeder noch so große örtliche, durch menschliche Schuld veranlaßte Verlust stets schnell wieder aus der unermeßlichen Fülle des Ozeans ersetzt wird.

Die hier unentbehrliche wissenschaftliche Forschung konnte aber nur dann erfolgreich sein, wenn sie ein organisiertes internationales Zusammenarbeiten aller an der Hochseefischerei beteiligten Staaten wurde, teils wegen des großen Umfanges der Arbeit, die ein einzelner Staat nicht leisten konnte, teils auch in Ansehung ihres praktischen Endziels, nämlich einer gesetzlichen Regulierung des Hochseefischereibetriebes, die nur durch internationale Fischereiverträge sichergestellt werden kann. Die in letzterer Beziehung gebotene, durch keinerlei nationale Sonderwünsche getrübte Sachlichkeit der Untersuchungen wird nur gewährleistet durch ein internationales, sich selbst kontrollierendes Zusammenarbeiten. Ein lehrreiches Beispiel dafür, wie es in solchen Dingen nicht zugehen darf, liefert der vor etwa dreißig Jahren gemachte englische Vorschlag, die Deutsche Bucht der Nordsee zu einem internationalen Schonrevier zu machen, weil sie der Hauptaufenthaltsort, die „Kinderstube" der jungen Nutzfische der Nordsee, besonders der Scholle, sei. Eine solche, auf einer ganz ungenügenden Kenntnis des Lebens der betreffenden Fische beruhende Maßregel würde, wenn sie hätte durchgeführt werden können, die damals eben aufblühende deutsche Hochseefischerei im Keime erstickt, England aber nur kleine Unbequemlichkeiten und schließlich große Vorteile auf unsere Kosten gebracht haben.

Unter dem Zwange solcher Tatsachen und Erwägungen entstand die internationale Erforschung der Nordmeere, zuerst und fast gleichzeitig geplant in Deutschland, Holland und Schweden und im Jahre 1902 verwirklicht. Nicht plötzlich und als etwas Neues, sondern aus kleinen Anfängen entwickelt, als etwas natürlich Gegebenes und Notwendiges in der fortschreitenden materiellen Beherrschung und wirtschaftlichen Ausnutzung des Meeres durch den Menschen. Die Wissenschaft als die geistige Führerin aller schaffenden und fruchtbringenden menschlichen Arbeit erweist sich jetzt auf dem Meere so unentbehrlich wie auf dem Lande, für die Seefischerei so nötig als wie für die Landwirtschaft, für Handel und Industrie. Ohne sie gibt es im Meere nur Raubfischerei, die früher oder später große Werte unwiederbringlich vernichten muß, mit ihr wird künftig eine vernünftige Meerwirtschaft entstehen, die auf die Dauer größere Erträge bringen muß, als der jetzige Fischereibetrieb.

III.

Die Notwendigkeit der internationalen Meeresforschung ist damit bewiesen. Es soll jetzt untersucht werden, ob ihre bisherigen Erfolge groß und namentlich in Ansehung ihrer Endziele wichtig genug sind, um eine weitere staatliche Förderung zu rechtfertigen.

Bei der Größe der neuen hier zu lösenden Aufgaben und ihrer mannigfachen Schwierigkeiten konnte trotz großen Arbeitsaufwandes nicht erwartet werden, daß in der kurzen Zeit von zwölf Jahren auf allen Gebieten abschließende Ergebnisse erzielt werden würden. In der Tat, wenn auch schon jetzt manche schönen und großen Erfolge zu verzeichnen sind, so bleibt doch noch viel mehr zu erforschen übrig. Aber man darf erwarten und verlangen, daß methodisch und zielbewußt gearbeitet wird und daß die Forschung jetzt die rechten Mittel und Wege zeigen kann, die zum Endziele führen. Und daß dem so ist, darf getrost behauptet werden.

In der allgemeinen Meeresforschung ist in erster Linie die Hydrographie der nordeuropäischen Meere mächtig gefördert worden. Auf Grund der viermal jährlich zu gleichen Zeiten und auf vorgeschriebenen Linien ausgeführten Terminfahrten und zahlreichen Zwischenbeobachtungen können wir jetzt genaue Karten entwerfen von dem physischen Zustande des Meeres nach Salz- und Gasgehalt, nach Temperatur und Strömungen in allen Tiefen und von ihrem regelmäßigen Wechsel im Laufe des Jahres. Dadurch sind zugleich höchst wichtige Aufschlüsse gewonnen über die engen Beziehungen zwischen der Physik und Chemie und der Biologie des Meeres, z. B. über den Einfluß von Temperatur, Salzgehalt und Strömungen auf die Verbreitung der schwimmenden Eier unserer Nutzfische, ihrer jungen Brut und deren erster Nahrung, des Planktons. Unser Wissen von der qualitativen und quantitativen Verteilung des letzteren ist dabei außerordentlich gefördert worden. Dasselbe gilt von dem Gehalt des Meeres an Bakterien, der von bestimmendem Einfluß ist auf seine Produktion an organischer Substanz.

In der Naturgeschichte der Nutzfische hat die internationale Meeresforschung ganz außerordentliche, vorher kaum geahnte Fortschritte gebracht, die hauptsächlich der verbesserten Technik der wissenschaftlichen Fischerei zu verdanken sind. Die Erfindung neuer mannigfacher Netze und Fanggeräte gestattet uns jetzt, jede

Fischart des Meeres auf jeder Lebens- und Größenstufe und in jeder Meerestiefe mit Sicherheit zu fangen und damit auch ihre Lebensgeschichte, vor allem ihre Fortpflanzung und ihre Wanderungen, in allen Einzelheiten zu erforschen. Der größte Erfolg dieser Art ist die endgültige Lösung des jahrhundertealten Problems der Fortpflanzung des Aals. Es ist jetzt sicher nachgewiesen, daß alle Aale Europas zum Laichen bis mitten in den Atlantischen Ozean wandern müssen, und daß ihre junge, dort geborene Brut nach Zurücklegung einer wunderbaren Metamorphose alljährlich in ungeheuren Mengen an die Küste zieht und weiter in die süßen Gewässer aufsteigt. Die Größe dieser Fortschritte in der Naturgeschichte unserer marinen Nutzfische wird man vielleicht am besten daran ermessen, daß wir über sie jetzt fast in jeder Beziehung besser unterrichtet sind wie über unsere Süßwasserfische. Das ist allein das Ergebnis eines zielbewußten und methodischen Zusammenarbeitens, das uns leider in der Süßwasserfischerei noch fehlt. In dieser Beziehung kann und wird die Meeresforschung anregend und befruchtend auf die Süßwasserforschung wirken; in erster Linie bei solchen Fischen, die, wie der Aal, der Lachs u. a., einen Teil ihres Lebens im Meere zubringen und die vielfachen engen Beziehungen zwischen Festlands- und Meeresleben erkennen lassen.

Erst auf Grund einer solchen genauen Kenntnis der Naturgeschichte der Nutzfische und ihrer allgemeinen physischen und biologischen Lebensbedingungen konnte die internationale Meeresforschung an die Lösung der praktischen Fragen der Überfischung und der Schonmaßregeln mit Aussicht auf Erfolg herangehen. Hier gilt es die Beantwortung folgender Fragen: 1. Wie groß ist der natürliche Bestand eines Meeres, z. B. der Nordsee, an Nutzfischen, und wie ist der Bestand jeder Art zusammengesetzt nach Größenstufen, Geschlechtern u. a.? 2. Wie groß ist die Fischmenge jeder Art nach Zahl, Gewicht und Zusammensetzung, die die Fischerei alljährlich dem Bestande entnimmt? 3. Kann diese jährlich weggefischte Menge durch die Vermehrung und das Wachstum der übriggebliebenen Fische regelmäßig und vollständig ersetzt werden, oder wird mehr weggefangen, als normalerweise nachwachsen kann (Überfischung), und welches sind die sichtbaren Folgen davon in der Größe und Zusammensetzung des Bestandes? 4. Sind solche Anzeichen von Überfischung wissenschaftlich untrüglich festzustellen? Oder beruhen vielleicht alle bisher nachweisbaren Schwankungen und Veränderungen in den Erträgen der Fischerei nur auf natürlichen, jedem menschlichen Einfluß entzogenen Ursachen? 5. Wenn eine Überfischung besteht, welche Mittel sind geeignet, den normalen Zustand wiederherzustellen, und wie muß der Fischereibetrieb reguliert werden, um einen Fischbestand, ohne ihn dauernd zu schädigen, mit größtmöglichem Nutzen zu befischen?

So leicht diese Fragen gestellt und so kurz sie ausgedrückt werden können, ebenso schwer und langwierig ist ihre Beantwortung. Sie würde aussichtslos gewesen sein, wenn man sich nicht zunächst auf einen einzigen wichtigen Nutzfisch beschränkt hätte, und zwar auf die Scholle der Nordsee, bei der eine Überfischung mit großer Wahrscheinlichkeit bereits besteht. Die gründliche Bearbeitung dieses einen Fisches hat aber recht bald dahin geführt, die Mehrzahl der obigen Fragen zu beantworten, wenn auch keineswegs erschöp-

fend, doch so weit, daß hier ein gangbarer Weg zu notwendigen Schonmaßregeln gezeigt werden kann. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen über die Scholle sind in einem von Heincke ausgearbeiteten Generalbericht niedergelegt; auf Grund desselben konnte der Zentralausschuß in Kopenhagen im Jahre 1913 den Regierungen der beteiligten Staaten die ersten positiven Vorschläge zu einem gesetzlichen Mindestmaß für die Scholle der Nordsee machen.

Von den mannigfachen Mitteln und Wegen, wie diese Ergebnisse erreicht wurden, können und sollen hier nur einige wenige genannt werden, teils um die Größe der geleisteten Arbeit zu ermessen, teils um zu zeigen, wie nur die konsequente Anwendung streng wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden hier zu Erfolgen führen kann.

Das erste und vornehmste dieser Forschungsmittel ist die Bestimmung der Länge, des Gewichts, des Geschlechts und des Reifestadiums bei vielen Tausenden einzelner Schollen aus allen Teilen der Nordsee und zu allen Zeiten des Jahres. Solche Bestimmungen sind ausgeführt: 1. an Land bei den Schollenfängen, wie sie in den Nordseehäfen gelandet werden; sie belehren uns über die Zusammensetzung der in den menschlichen Verbrauch übergehenden Schollenmengen nach Zahl, Länge, Gewicht u. a. der einzelnen Fische; 2. auf See bei solchen Schollenfängen, wie sie in den Grundnetzen der gebräuchlichen Fischerfahrzeuge gefunden werden; sie zeigen die Zusammensetzung der dem Schollenbestande des Meeres entnommenen und damit vernichteten Schollenmengen, die stets größer sind als die gelandeten und damit nutzbar gemachten; 3. auf See bei den rein wissenschaftlichen Fängen der Forschungsdampfer mit Grundnetzen von verschiedener Maschenweite; sie zeigen uns die Zusammensetzung jener Teile des natürlichen Schollenbestandes, die von den gebräuchlichen Fischerfahrzeugen nicht gefangen werden können, weil sie durch die Maschen ihrer Netze wieder entweichen. Die wissenschaftliche Analyse dieser drei Arten von Schollenfängen zusammen und ihre Verarbeitung geben uns dann ein Bild von der Zusammensetzung des natürlichen Schollenbestandes der Nordsee nach Zahl, Länge, Gewicht, Geschlecht und Reife der einzelnen Fische.

Selbstverständlich können nicht alle einzelnen Schollen gemessen und gewogen werden, sondern stets nur Stichproben der Anlandungen und Fänge. Solche Proben müssen das sein, was man in der Statistik „repräsentativ" nennt und deshalb nach streng wissenschaftlichen, mathematisch begründeten Methoden ausgewählt und behandelt werden, um brauchbare Schlußfolgerungen zu gestatten. Die geistige Arbeit, die hier über das mehr oder weniger mechanische Messen und Wägen mehrerer Millionen einzelner Schollen hinaus geleistet werden mußte, ist eine recht große.

Ein zweites, sehr wichtiges Forschungsmittel sind die Versuche mit dem Aussetzen und Wiederfangen markierter, d. h. solcher Schollen, die mit einer Marke versehen sind, an der Zeit und Ort der Aussetzung zu erkennen sind. In den Jahren 1902 bis 1912 sind rund 29000 solcher Schollen in der Nordsee ausgesetzt und 9000 davon von der Fischerei wiedergefangen und zurückgeliefert worden. Diese Versuche belehren uns über die Wanderungen und das Wachstum der Schollen, vor allem aber in



dem Verhältnis der wiedergefangenen zu den ausgesetzten Fischen über die Wahrscheinlichkeit, mit der eine Scholle der Nordsee Aussicht hat, im Laufe eines Jahres von der Seefischerei gefangen zu werden. Man darf diese Wahrscheinlichkeit auf Grund der bisherigen Untersuchungen zwischen $^2/_{10}$ und $^4/_{10}$, im Mittel auf $^1/_3$, veranschlagen. Diese Zahl, der sog. Befischungskoeffizient, bedeutet, daß die Schollenfischerei in der Nordsee jährlich etwa $^1/_3$ aller jener Schollen des ganzen Bestandes wegnimmt, die innerhalb der von den gebräuchlichen Geräten fangbaren Größen liegt. Auf Grund der obengenannten fangstatistischen Untersuchungen kann man die Gesamtzahl der alljährlich aus der Nordsee von erstklassigen Fahrzeugen gelandeten Schollen durchschnittlich auf rund 200 Millionen Stück von 18 cm Länge an schätzen. Dazu kommen weitere 300 Millionen Schollen von etwa 12 bis 20 cm Länge, die zwar von den Grundnetzen mitgefangen, aber als wertlos wieder über Bord geworfen und nutzlos vernichtet werden. Dies ergibt 500 Millionen als Gesamtzahl aller von der Fischerei jährlich dem Bestande der Nordsee entnommenen Schollen über 12 cm Länge. Bei einem Befischungskoeffizienten zwischen $^2/_{10}$ und $^4/_{10}$, im Mittel von $^1/_3$, berechnet sich hiernach die Zahl aller die Nordsee bevölkernden Schollen über 12 cm auf 1250 bis 2500, wahrscheinlich 1500 Millionen Stück.

Ein drittes und nicht das unwichtigste Forschungsmittel ist die Altersbestimmung der Schollen. Die Möglichkeit das Alter der Fische in Jahren nach den sog. Jahresringen der Schuppen, Gehörsteine und Knochen zu bestimmen, ist bei Beginn der internationalen Meeresforschung von deutschen Gelehrten entdeckt und zu einem hohen Grade der Sicherheit gebracht worden. Bis heute liegen bereits bei etwa 30000 einzelnen Schollen solche Altersbestimmungen vor; sie haben sich als außerordentlich wichtig für die Lösung vieler praktisch-wissenschaftlichen Fragen erwiesen. Wir wissen jetzt, daß die Seefische ein viel höheres Alter erreichen können, als man bisher geglaubt hat, die Scholle z. B. bis zu 50 Jahren und mehr. Wir können nun bestimmen, in welchem Alter männliche und weibliche Schollen fortpflanzungsfähig werden. Da jede Scholle ihren Geburtsschein gleichsam als versteinerte Urkunde bei sich trägt, können wir jetzt die Zusammensetzung der Schollenfänge nicht nur nach Geschlecht, Länge und Gewicht, sondern auch nach dem Alter der einzelnen Fische feststellen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit die Zusammensetzung der Schollenbevölkerung eines Meeres in gleicher Weise zu bestimmen, wie es beim Menschen durch die Bevölkerungsstatistik auf Grund der Volkszählungen geschieht. Auf diesem Wege gelangt man weiter durch vergleichende Untersuchung der Schollenbestände verschiedener Meere zu einem wirklichen wissenschaftlichen Beweise für eine tatsächlich bereits bestehende Überfischung in der Nordsee. Es hat sich gezeigt, daß die Schollenbestände in solchen Meeren, die erst seit kurzer Zeit mit großen Grundnetzen befischt werden, z. B. im Weißen oder Barentsmeere, eine wesentlich andere Zusammensetzung haben, als in der schon so lange und so stark befischten Nordsee. Die Schollen erreichen im Barentsmeere nicht nur ein wesentlich höheres Alter als in der Nordsee, auch die verhältnismäßige Zahl der alten und großen Schollen ist dort viel größer. Die aus dem Zahlenverhältnis der einzel-

nen Jahrgänge der Schollen erschließbare wahrscheinliche Lebensdauer einer Scholle von bestimmtem Alter ist im Barentsmeere ganz bedeutend höher als in der Nordsee, ein deutlicher Beweis, daß die Schollen in der letzteren viel stärker verfolgt werden. Hält man damit zusammen, daß nachweislich in dem Maße, wie die neuere zerstörende Grundnetzfischerei in der Nordsee an Stärke und Ausdehnung von Jahr zu Jahr zugenommen, auch die verhältnismäßige Zahl der großen zu den kleinen Schollen stetig abgenommen hat und gleichzeitig auch die absolute Größe der Fänge für die Fangeinheit (Trawlstunde, Dampfertag u. a.), so ist sicher bewiesen, daß der ursprüngliche natürliche Schollenbestand der Nordsee durch andauernde übermäßige Befischung bereits ernstlich angegriffen und nicht mehr imstande ist, die jährlich ihm entnommenen Fischmengen auf natürlichem Wege wieder zu ersetzen. Die Fischerei entnimmt also hier dem Meere nicht bloß den normalerweise möglichen Zinsertrag, sie zehrt bereits vom Kapital selbst; wird hier nicht ernstlich Einhalt geboten, so muß dieses Kapital, der wertvolle Schollenbestand der Nordsee, früher oder später erschöpft werden.

Die Altersbestimmung der Schollen liefert uns aber nicht nur den Beweis für die Überfischung des Schollenbestandes der Nordsee, sie zeigt auch deutlich, wie unwirtschaftlich und geradezu verwüstend die Art des Fischereibetriebes wirkt. Wie oben gesagt, kann man die Zahl der jährlich aus der Nordsee entnommenen Schollen auf etwa 500 Millionen von 12 cm Länge an schätzen. Von diesen werden 300 Millionen — etwa 12 bis 20 cm lange und 2 bis 3 Jahre alte — Schollen im Gesamtgewicht von etwa 120000 Doppelzentnern vollkommen nutzlos vernichtet. Rund 200 Millionen Schollen von 18 cm Länge an mit einem Durchschnittsgewicht von etwa 220 g und einem Gesamtgewicht von 450000 Doppelzentnern werden gelandet und dem menschlichen Gebrauch zugeführt. Davon sind aber rund 80 Millionen im Gesamtgewicht von etwa 90000 Doppelzentnern sog. untermaßige, unter 25 cm messende und unter vier Jahren alte Schollen, die nur einen äußerst geringen Marktwert haben und die Kosten ihres Fanges nicht decken. Als wirklich wirtschaftlich verwertbar bleiben also von den 500 Millionen vernichteter Schollen nur 120 Millionen von über 25 cm Länge und einem Alter von vier Jahren an mit einem mittleren Gewicht von 300 g, einem Gesamtgewicht von 360000 Doppelzentnern und einem Marktwert von etwa 16 Millionen Mark. Um diesen wirtschaftlich verwertbaren Fang zu erzielen, werden gleichzeitig an Zahl mehr als dreimal und an Gewicht über einhalbmal soviel Schollen, unter 25 cm lang und unter vier Jahren alt, so gut wie zwecklos vernichtet. Dieser junge Schollennachwuchs steht noch weit vor dem Eintritt in die volle Zeugungs- und Wachstumskraft; seine Vernichtung ist also sowohl wirtschaftlich für den Menschen wie biologisch für die Erhaltung des Schollenbestandes geradezu verhängnisvoll.

Die Altersbestimmung der Fische ist endlich das einzige Mittel, uns über die Größe und den Gang des natürlichen Wachstums der Schollen Aufschluß zu geben. Durch sie wissen wir jetzt, daß die Schollen normalerweise nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten wachsen, aber nicht im Herbst und Winter. Wir können ferner bestimmen, wie groß die mittlere Länge und das mittlere Gewicht der Schollen in jedem ein-



zelnen Jahre ihres Lebens sind und wie sie von Jahr zu Jahr zunehmen, d.h. wie groß das mittlere Wachstum in jedem Lebensjahre ist. Dabei hat sich u. a. ergeben, daß die Schollen, wie zu erwarten, nicht in jedem Jahre ihres Lebens gleichviel an Masse oder Gewicht zunehmen, oder, was dasselbe sagt, gleichviel an nutzbarem Fischfleisch hervorbringen, sondern daß es eine Periode gibt, wo sie eine größere Wachstumskraft haben und eine größere jährliche Gewichtszunahme erfahren als zu irgendeiner anderen Zeit ihres Lebens. Bei den Schollen der südlichen Nordsee fällt diese Zeit des stärksten Wachstums in das Alter von 3,5 bis 7 Jahren und zwischen 25 und 45 cm Körperlänge. Hiermit eröffnet sich die Möglichkeit, bei jeder Scholle außer ihrer wahrscheinlichen Lebensdauer auch ihre wahrscheinliche Gewichtszunahme in einem bestimmten Abschnitt ihres Lebens zu berechnen und damit auch ihren wirtschaftlichen Wert als Erzeuger von Fischfleisch. Die Kenntnis solcher Dinge ist ja bekanntlich unentbehrlich für eine rationelle Viehzucht; sie wird es auch für jede künftige Fischkultur im Meere sein. Von Bedeutung ist in dieser Hinsicht auch die durch die Altersbestimmungen festgestellte Tatsache, daß die Wachstumsgröße und Wachstumskraft der Schollen in verschiedenen Meeren auch sehr verschieden groß sein kann. In diesem Sinne gibt es „schnellwüchsige" Schollen, wie in der Nordsee und bei Island, und „langsamwüchsige", wie in der Ostsee und im Barentsmeere; um eine Länge von 35 cm zu erreichen, gebrauchen z. B. die ersteren nur 4 bis 5, die letzteren 10 bis 12 Jahre; zu einer Länge von 50 cm jene nur etwa 10, diese 20 bis 30 Jahre. Es kann als sicher angesehen werden, daß die Schollenbevölkerungen der genannten und anderer Meeresteile nicht nur in dieser Art ihres Wachstums, sondern auch in vielen anderen körperlichen Eigenschaften konstitutionelle und erbliche Unterschiede besitzen, sog. Lokalformen oder Rassen der Scholle sind, ähnlich den verschiedenen Rassen unserer Haustiere und Kulturpflanzen.

Solche mit Hilfe der Altersbestimmung gewonnenen Kenntnisse von dem Wachstum der Schollen sind von besonderer und grundlegender Bedeutung für die Ergreifung richtiger und brauchbarer Schonmaßregeln, eines der Endziele der internationalen Meeresforschung.

Die Altersbestimmung der Fische hat sich auch bei anderen wichtigen Nutzfischen, über die ähnliche Untersuchungen wie bei der Scholle im Gange sind, als äußerst fruchtbar für die Lösung biologischer Fragen erwiesen. So hat z. B. eine Untersuchung der großen Heringsschwärme an der Küste Norwegens ergeben, daß dort im letzten Jahrzehnt — einer Periode besonders reicher Fischerei — ein bestimmter Jahrgang der Heringe, nämlich die nach ihrer Altersbestimmung im Jahre 1904 geborenen, eine Reihe von Jahren hindurch an Zahl der Individuen alle anderen Jahrgänge stark überwogen hat. Dies kann nur daher kommen, daß im Jahre 1904 an der norwegischen Küste eine viel größere Menge von Heringsbrut erzeugt worden ist, als in jedem der Jahre vorher und nachher. Damit erklärt sich sehr wahrscheinlich der große Heringsreichtum der letzten zehn Jahre in Norwegen durch dieses eine außerordentlich reiche Brutjahr 1904. Solche guten Brutjahre sind auch bei anderen Fischarten durch die internationale Meeresforschung nachgewiesen worden; sie scheinen periodisch aufzutreten und haben Ursachen, die



sicher außerhalb menschlichen Einflusses und in zeitlichen und örtlichen Besonderheiten der physischen und biologischen Zustände der betreffenden Meeresgebiete liegen, vermutlich in einer besonders üppigen Produktion jener kleinsten Formen des organischen Planktons, die die erste Nahrung der neugeborenen Fischbrut bilden. Hier eröffnet sich die Aussicht, das Geheimnis der sog. Fischperioden zu enthüllen, d. h. des periodischen Anschwellens und Abschwellens der Menge gewisser Fischarten, einer der bemerkenswertesten Erscheinungen in der Biologie unserer nordischen Meere. Das ist ein neuer schöner Erfolg streng wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden und ihrer gleichzeitigen und gemeinsamen Anwendung in dem ganzen großen Gebiet unserer Meeresforschung.

IV.

Schon vorher haben wir die Unentbehrlichkeit der internationalen Meeresforschung erkannt. Jetzt ist wohl auch bewiesen, daß sie bereits Bedeutendes geleistet hat und auf dem rechten Wege ist zur Erreichung ihrer großen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Endziele. Damit ist dann auch die Aufwendung staatlicher Mittel dafür gerechtfertigt und die Notwendigkeit ihrer Fortsetzung nach dem Kriege gegeben. Hiervon sind jetzt alle sachverständigen und maßgebenden Stellen der beteiligten Länder fest überzeugt, auch in England, dessen voriger Minister für Landwirtschaft und Fischerei es während des Krieges auch öffentlich ausgesprochen hat.

Es fragt sich nun, ob die Wiederaufnahme und Fortsetzung der internationalen Arbeiten alsbald nach Friedensschluß möglich sein wird. Diese Frage ist größtenteils eine politische; ihre Beantwortung hängt wesentlich vom Ausgange des Krieges ab, besonders davon, wie sich das künftige Machtverhältnis zur See zwischen Deutschland und England gestalten wird. Behauptet und befestigt England seine maritime Vorherrschaft, so würde es möglicherweise selbst im Frieden nicht vor dem Versuche zurückschrecken, die Fischereien seiner Seenachbarn zu vergewaltigen und die wirtschaftliche Ausnutzung des „freien Meeres“ zu seinem alleinigen Nutzen zu regeln. Das wäre wohl auch das Ende der internationalen Meeresforschung. Kann dagegen Deutschland seine Seegeltung siegreich behaupten und vergrößern, so wird gewiß die jetzt lahmgelegte Hochseefischerei nach Beendigung des Krieges sofort sehr energisch und in friedlichem Wettbewerb der Völker wieder aufgenommen werden. Dann wird sich auch sehr bald die Notwendigkeit einer vernünftigen Regelung des Hochseefischereibetriebes von neuem geltend machen, und alle beteiligten Staaten, auch England, werden im eigenen Interesse gezwungen sein, gemeinsam über internationale Schonmaßregeln zu beraten und Fischereiverträge miteinander abzuschließen. Dazu müssen aber unsere abgebrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden.

Ob dies freilich sofort nach Friedensschluß möglich sein wird, ist wohl zweifelhaft. Man wird damit rechnen müssen, daß — wie Fürst Bülow sagt — Haß und Rachegefühl noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen werden. So können wohl noch einige Jahre vergehen, bis die Gelehrten der jetzt so tief verfeindeten Völker imstande sein werden, auf internationalen Zusammenkünften sachlich und leidenschaftslos miteinander zu arbeiten. Aber kommen wird dieser Tag über kurz

und lang, weil er kommen muß; ist doch alle wahre Wissenschaft international.

Wenn aber die Unterbrechung unserer gemeinsamen Arbeiten durch den Krieg auch noch nach Beendigung desselben vielleicht eine Zeitlang fortdauert, so darf und kann doch diese Pause nicht ungenutzt bleiben. Wo die internationale Arbeit ruht, muß die nationale um so größer sein. Zunächst und vor allem ist es notwendig, in jedem Lande nach Bereitstellung ausreichender Kräfte und Mittel die angefangenen Arbeiten abzuschließen und ihre Ergebnisse zu veröffentlichen; sodann müssen gewisse laufende Untersuchungen, namentlich hydrographische und allgemein biologische, energisch fortgesetzt werden. Wird beides unmöglich gemacht, so verliert auch die ganze mühsame Arbeit der letzten Jahre zum größten Teile ihren Wert, besonders in Deutschland. Endlich hat das durch den Krieg erzwungene Aufhören des größten Teiles der Hochseefischerei in der Nordsee und die dadurch ihrem Fischbestande unfreiwillig gewährte Schonzeit von bereits mehr als zwei Jahren die Meeresforschung vor ein ganz neues Problem gestellt, dessen Lösung sofort nach Friedensschluß mit allen Kräften versucht werden muß. Welche Veränderungen hat diese Schonzeit in der Größe und Zusammensetzung des Fischbestandes der Nordsee hervorgebracht, besonders bei der Scholle? Die Untersuchungen hierüber, die ziemlich erhebliche Mittel und vor allem die Wiedereinstellung des Forschungsdampfers „Poseidon“ in den wissenschaftlichen Dienst erfordern, sollten auf jeden Fall ausgeführt werden; ihre Unterlassung würde ein unverzeihlicher, später nicht wieder gut zu machender Fehler sein.

Wenn der hier versuchte Beweis von der Notwendigkeit und der großen Bedeutung der internationalen Meeresforschung geglückt ist, so muß Deutschland auch gewillt und bereit sein, sie zu erhalten und weiter zu fördern, sei es in der bisherigen Form oder mit einer vereinfachten zentralen Organisation oder vorläufig als nationales Unternehmen. Wenn irgend möglich, sollten die dazu nötigen Mittel schon jetzt — noch während des Krieges — gesichert werden, um eine zu lange Unterbrechung unserer Forschungsarbeit zu vermeiden, die einer so groß angelegten Sache verhängnisvoll werden kann.

Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten die geistige Führung in der Meeresforschung gehabt; es muß sie auch in Zukunft behalten und seine Seegeltung auch in der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Eroberung des Meeres fortschreitend betätigen.

Neue Lieder der Sappho und des Alkaios.

Von Alfred Gercke.

Je mehr wir von der lesbischen Dichtung kennen lernen, um so zarter und inniger, leidenschaftlicher und offener offenbart sich uns das Gemüt der größten Dichterin der Liebe, die die Welt kennt; um so gewinnender und ergreifender zeigt sich ihre in ihrer ungesuchten Schlichtheit so beredte Kunst, in der sich die Sprache mühelos dem Versrhythmus anschmiegt; um so schwerer verwinden wir den Verlust der kostbaren Liedersammlung, die in hellenistischer Zeit neun Bücher umfaßte. Jetzt haben uns kurz vor Kriegsausbruch ägyptische Papyrusfunde[1]) eine Anzahl Gedichte aus den beiden ersten Büchern wiedergeschenkt, vieles freilich nur in jämmerlichen Fetzen, und auch die besterhaltenen lückenhaft und unvollständig, aber doch, wie etwas, eines Versuches der Übertragung oder Nachdichtung, der Ergänzung und Besprechung wert. Sie sind sämtlich ohne Überschriften überliefert, die uns selbstverständlich, ja unentbehrlich scheinen.

Die Allgewalt der Liebe, an Anaktoria.

Manchen dünkt, es wäre ein Trupp von Reitern
Oder Fußvolk oder ein Schiffsgeschwader
Auf der schwarzen Erde das Schönste: mir scheint's
Nur der Geliebte.

Alles trägt die Liebe ja leicht, und alles
Lehrt sie uns verstehen. Von allen Männern
Wählte als den schönsten die vielbegehrte
Helena jenen,

Der vernichten sollte die Scheu vor Troja;
Ihrer Tochter, ihrer geliebten Eltern
Dachte sie nicht weiter: verführt von Kypris
Folgte sie Paris.

Mich auch wußte Kypris im Flug zu fesseln,
Daß ich nichts mehr schaute und nichts mehr hörte,
Auch von ferne immer gedenkend, Anaktoria, deiner.

Deinen lieben Schritt zu vernehmen, deiner
Anmut Glanz zu sehen, erhoff' ich sehnlichst,
Statt der Kampfeswagen der Lyder, statt der
Reiter im Panzer.

Ach, es ist nicht möglich, ich weiß es freilich,
Und mein Sehnen bleibt nur ein frommes Wünschen,
Aber bitten darf ich darum die ew'gen
Seligen Götter.

Das Schicksal der Doricha.

(Erhalten ist von dem merkwürdigen Liede nur der Schluß.)

Du auch, Kypris, zeigtest dich harten Herzens,
Doch mit Prahlen haben erzählt die Männer,
Wie zum zweiten Male verlangend Sehnen
Doricha stillte.

Gebet an Hera.

Nahe trat im Traume mir, Herrin Hera,
Deine anmutsvolle Gestalt, so wie sie
Vordem Atreus' Söhne erblickten, beide
Betend in Nöten.

Ares' Arbeit hatten sie kaum vollendet,
Waren von Skamanders Gestade hierher
Aufgebrochen, konnten jedoch die Seefahrt
Nimmer vollenden,

Bis sie dich und Zeus den gewalt'gen gnädig
Fanden nebst dem lieblichen Sohn Thyonas.
So auch bist du gnädig erschienen mir jetzt,
Als ich dich anrief,

Altem Brauche folgend, und Opfer brachte
. . . .

Diese Lieder sind alle im sapphischen Versmaße gehalten: dessen Strophe be-

1) The Oxyrynchos-Papyri ed. by Hunt, Vol. X, Lond... 1914. Vgl. den Artikel „Neue Lesbische Lyrik" von U. v. Wilamowitz-Moellendorff in Neue Jahrb. XXXIII (1914) 225ff. Obiger Beitrag wurde im Juni 1914 dem Herausgeber eingereicht, konnte aber bisher nicht gedruckt werden. Neuere Literatur ist nicht berücksichtigt, da der Verfasser seit zwei Jahren als Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers auf dem Hochmoore sitzt.



steht aus drei Elfsilblern (_ ᴗ _ ⏓ _ ᴗᴗ _ ᴗ _ ⏑̄) und einem Adonius (_ ᴗᴗ _ ⏑̄, benannt nach dem Kehrverse „wehe Adonis").

Das erste Buch der großen, mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe umfaßte alle Gedichte in diesem nach der Dichterin selbst benannten Maße, das waren im ganzen, wie wir jetzt aus der Buchunterschrift erfahren, 1320 Verse oder 440 Strophen. Dieses Buch wurde schon im Altertume besonders gern gelesen und ausgeschrieben, und die modernen Papyrusfunde haben uns Reste dreier Exemplare geschenkt, von denen die zuletzt gefundenen die ergiebigsten sind. Leider ist das meiste sehr verstümmelt. Wie Anaktoria, so wird auch eine andere leidenschaftlich geliebte Freundin, die Gongyla, angeredet: die Göttin von Kypros schilt ihr Vorhaben, vermutlich eine Reise, und sie selbst ist zur Freude der Dichterin erschrocken, als sie das Reisekleid (?) erblickt, so daß nun die Hoffnung auf ihr Bleiben aufleben kann, die Liebessehnsucht bis zuletzt umgibt. Eine andere Geliebte vergleicht Sappho mit Hermione und ihrer göttlichen Mutter, der blonden Helena, „wenn solcher Vergleich Sterblichen erlaubt ist"; jedenfalls vergißt sie bei ihrem Anblicke aller Sorgen und will mit der Geliebten die Nacht durchschwärmen. Auch in dem Schlußgedichte des Buches ist von einem Nachtfeste der Jungfrauen die Rede, und darunter steht unmittelbar die erwähnte Unterschrift „Buch I der Lieder" mit der Angabe der Zeilen.

Die eigenartige, uns wie hypermodern erscheinende Selbständigkeit des weiblichen Geschlechtes im öffentlichen Leben auf Lesbos war uns aus älteren Liedern bereits bekannt, erhält aber doch noch weiteres Licht und neue Seiten durch den jetzigen Fund. Die Leidenschaftlichkeit der lesbischen Liebe tritt immer stärker hervor und läßt uns jetzt erst ganz verstehen, wie die von der Großstadtluft Athens gepflegte Posse eine Sappho und ihre Gefährtinnen in den Schmutz ziehen und ein Vorurteil aufbringen konnte, von dem erst Welcker die edle und doch so natürlich empfindende Sappho befreite. Vielleicht hat auch Doricha Mädchen geliebt, und die Männer sprachen davon nicht eigentlich prahlend sondern mit Freude am Klatsch: was darüber Auskunft geben könnte, fehlt leider, nämlich das ganze vorangehende Gedicht.

Ebenso fehlt der Schluß des Gebets an Hera und damit sein Anlaß. Ob die Dichterin noch lebendigen Götterglauben hatte, erführen wir gern. Denn Aphrodite, die in einem längst bekannten, wundervollen Gedichte angerufen wird, das sich durchaus als ein tief empfundenes Gebet darstellt, wird doch auch sonst so häufig als Kypris usw. erwähnt, daß derartiges sichtlich zu dem bequemen Vorrate von poetischen Vorstellungen und Wendungen gehört, der schon durch ältere Poesie an die Hand gegeben war.

Völlig abgeblaßt erscheinen die religiösen Vorstellungen in den meisten Götterhymnen des Landsmannes und Zeitgenossen der Sappho, **Alkaios**, von denen wir mehrere bereits aus Zitaten kannten, den auf Hermes gedichteten nur durch eine Nachbildung des Horaz (I 10) kennen. Diese Dichtungen waren mehr vom Verstande als vom Gefühle diktiert, obwohl mit sicherem poetischen Takte durchgeführt. Das zeigt deutlich der neue Hymnus:

Gebet an die Dioskuren.

Kommt hierher, verlaßt den gestirnten Himmel
Und erscheinet, gütige Hilfe bringend,
Zeus' und Ledas mächtige Söhne, Kastor
Und Polydeukes!



Über Landesbreite und alle Meere'
Reitet ihr auf eilender Rosse Rücken,
Und die Menschen rettet ihr leicht von Todes
Eisigem Grauen.

Hurtig eilt ihr über der Tempel Zinnen,
Laßt von fern erglühen des Mastes Spitze
Und bringt Hoffnungschimmer dem schwarzen Schiff in
Nächtlicher Brandung.

Dies könnte eine in sich abgeschlossene Dichtung sein. Aber vielleicht ist der Hymnus unvollständig, vielleicht folgten berühmte Taten der göttlichen Brüder, vielleicht die Begründung der Bitte? Bei Sappho würde man das Letzte mit Sicherheit voraussetzen, aber die Ode des Horaz auf Merkur mahnt zur Vorsicht, da ihr gerade das persönliche Moment fehlt, dagegen eine kurze mythographische Skizze das Wesen des Gottes erläutert. Daß diese dem Vorbilde selbst entlehnt sein kann, lehrt modernem Zweifel gegenüber jetzt das Gedicht auf die Dioskuren. Dazu kommt das Satyrspiel „Die Spürhunde" des Sophokles, dessen erste Hälfte im Jahre 1910 gefunden wurde: der doppelte Diebstahl des Hermes und seine Erfindung der Leier, die schließlich Apollon erhält, waren hier der Kern der Handlung, und eben dies hatte längst vorher Alkaios, wie auch ein homerischer Hymnus, scherzhaft behandelt. Die älteren Dichter hatten den Respekt vor den Göttergestalten des Volksglaubens gründlich untergraben, und man kann nicht behaupten, daß Alkaios dagegen nachdrücklich angekämpft hätte, wenn er auch zu den Dioskuren ernsthaft betet, was man ihn als Kind gelehrt hatte. Mit Religion hat aber nichts mehr zu tun das folgende Gedicht:

Das Walten der Eris.

Wie es heißt, erfuhren mit böser Tücke
Priamos und seine geliebten Kinder
Bitter Leid durch dich, du entfachtest Glut im
Heiligen Troja.

Dich nicht wollte Aiakos' Sprößling ehren,
Als er alle Götter zur Hochzeit einlud,
Da das zarte Mädchen aus Nereus' Haus in
Cheirons Behausung

Er als Gattin führte. Es löste der keuschen
Jungfrau Gürtel Liebe des edlen Peleus
Zu der allerschönsten der Nereustöchter.
Und einen Knaben

Schon im Jahresringe gebar sie: Glückskind,
Einen Halbgott, Lenker der falben Rosse.
Als die Phryger Helenas wegen fielen
Samt ihrer Feste,
War auch ihm des Todes Geschick beschieden . . .

Das Gedicht steht an poetischer Kraft und im Einzelnen im Ausdruck nicht ganz auf der Höhe der meisten Dichtungen des Alkaios. Daß ich Eris, die nicht genannt wird, hineingebracht habe, ist leicht verständlich, weil dieser ungebetene Gast bei Peleus' und Thetis' Hochzeit rachsüchtig den „Parisapfel" unter die geladenen Hochzeitsgäste warf und dadurch den zehnjährigen Brand entfachte und die Vernichtung der unschuldigen Trojaner und vieler Griechen hervorrief. Ob ich Achills Tod als Schluß des Liedes mit Recht vermutet habe (die letzte Zeile ist nicht überliefert), mag zweifelhaft scheinen. Jedenfalls ist der Stoff dem Epos entlehnt, nicht der Ilias sondern den verlorenen Kyprien, die die Vorgeschichte des trojanischen Krieges ausführlich erzählten. Eine Reminiszenz daran flicht auch Sappho ihrem Liebesliede an Anaktoria ein.

Auch in dem Gebete an Hera hat Sappho epischen Stoff verwendet, die Heimfahrt der Zerstörer Ilions, denen die Götter günstigen Fahrwind versagten: diese Erzählung entstammte gewiß den verlorenen Nosten. Wir kannten die alte epische Erzählung bis in viele Einzelheiten bereits aus der Odyssee, wo Nestor dem jungen Telemachos ausführlich erzählt, was er von der Heimfahrt der Helden weiß (III 103 ff.). Damit stimmt das Lied der Sappho teil-



weise überein. Lesbos kommt beide Male vor, da der blonde Menelaos nach der Telemachie hier die Vorausgefahrenen einholte. Aber als erste Station, wo die voraussegelnde Hälfte der Griechen den Göttern Opfer brachte, nennt Nestor die kleine Insel Tenedos vor der troischen Küste; Agamemnon oder vielmehr beide Atriden blieben zunächst mit der anderen Hälfte der Mannen zurück. Auch die Anrufung des Dionysos, Sohnes der Semele oder der Thyone, und die der Hera selbst bei dieser Gelegenheit war bisher nicht überliefert, da vielmehr Athena neben Zeus als die zürnende Gottheit galt. Die neuen Sagenzüge werden schwerlich lediglich dem lesbischen Lokalpatriotismus verdankt werden sondern gestatten einen Einblick in das ältere Epos, das durch die der Odyssee eingefügte Telemachie halb ersetzt und bald verdrängt wurde. Dieser Einblick ist auch für die Geschichte des hellenischen Heldenepos ein Gewinn.

In der Ilias wird die Vermählung Hektors mit Andromache schon als längst vollzogen vorausgesetzt, beider Sohn war ein unmündiges Kind und blieb es auch, als sich der Krieg über zehn Jahre ausdehnte. Die Hochzeit gehörte der Vorgeschichte an, war also vermutlich in den Kyprien ausführlich geschildert worden, wie dieses verlorene und als Ganzes schwer vorstellbare Epos seine Bilder breit und behaglich zu malen liebte. Von dort hat Sappho wohl Umrisse und Farbenton zu dem Gemälde genommen, das das Schlußstück ihres zweiten Buches bildet. Dies war entweder der Kern eines Hochzeitsgedichtes, worin Sappho eine besondere Stärke besaß, oder man muß darin ein Seitenstück zu der homerischen Dichtung erblicken, da es, soweit es erhalten ist, nichts von subjektiver Lyrik enthält sondern einen Ausschnitt aus dem Epos darstellt, sogar in einem an den epischen Hexameter erinnernden daktylischen Maße.

Die Einholung der Andromacha.

Botschaft brachte Idaios der Held zu der Heimat hin,
Und der eilige Bote verkündete folgendes:
„König Priamos, Fürsten von Troja und Dardanos
Und ganz Asien, lauschet! Unsterblichen Ruhm gewann
Hektor samt den Gefährten, sie führen im Schiffe heim
Von dem heiligen Theben und Plakias Quellgebiet
Die glutäugige, zarte Andromacha über die
Salzflut und eine Fülle von goldenen Schnecken auch,
Purpurgürtel und schöne Rosetten und Spielerei'n,
Ungezählte Gefäße von Silber und Elfenbein." —
Sprach's, und hurtig erhob sich vom Sitze der alte Held.
Und die Kunde durcheilte die weithingebaute Stadt.
Eiligst spannten die Weiber vor Karren mit kreisenden
Rädern Mäuler, und alles bestieg sie in Ungeduld,
Die schlankfüßigen Mädchen und Frauen ohn' Unterschied
Außer Priamos' Töchtern, die fuhren getrennt für sich.
Und die Männer bespannten mit Rossen den Wagenpark,
Junggesellen sie alle, mit weithin erschallendem
Rufe trieben die Lenker der Wagen nun ihr Gespann. . . .
Also zogen sie aus zum Gestade der Meeresflut.

. . . . (Von dem Landen des Schiffes ist nichts, von der Begrüßung und Rückfahrt sind nur wenige Worte erhalten.) . . . . .

Weihrauch aber empfing sie daheim und verbrannter Zimt.
Und es schluchzten die Frauen, die edlem Geschlecht entstammt,
Und es jauchzten die Männer und riefen mit hellem Klang
Den Ferntreffer, den Heiland Apollon, den Leierfreund,
Jetzt zu preisen den Hektor im Bund mit Andromacha.



Die epische Breite und der epische Ton sind unverkennbar, manche Beiwörter lassen sich aus Homer belegen, in Kleinigkeiten weicht das Gedicht sogar von der sonst bekannten Technik der Sappho ab. Das ganze II. Buch enthält übrigens Dichtungen in demselben Versmaße (einem Vierzehnsilbler ⏓ – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓), das nicht aus dem ionischen Epos stammt. Aber Stoff und Sprachform stammen daher.

Auffällig ist im ganzen, wie völlig Ilias und Odyssee zurücktreten: diese wird gar nicht gestreift, von der Ilias scheint Alkaios nur einmal berücksichtigt zu haben, was wir jetzt gegen Schluß des ersten Gesanges lesen, wie Thetis dem Zeus ihres Sohnes Groll berichtet und ihn fußfällig um Genugtuung angeht. Gewiß gab es schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Ilias, die im Wesentlichen unserer Ilias entsprach, und von der Odyssee scheint wenigstens der Kern vorgelegen zu haben, wie hauptsächlich darauf fußende Dichtungen des spartanischen Chordichters Alkman beweisen. Aber noch um 600 v. Chr. waren Kyprien, Nosten und die Gesänge von der Zerstörung Ilions auf Lesbos die beliebtesten Epen.

Damit wird einer antiken, noch heute vielfach geglaubten Legende der Lebensnerv zerschnitten. Ein griechisches Heldenepos, behauptete man, gab es nicht, bevor der athenische Tyrann Peisistratos um 550/30 durch Sammlung und Ordnung der umlaufenden Heldengesänge die beiden großen Epen Ilias und Odyssee schuf; alle anderen Epen entstanden erst später in formaler Anlehnung an diese umfassenden Werke. Gegen diese im ganzen unwahrscheinliche und im einzelnen unhaltbare Hypothese hat sich die moderne Homerforschung in zahlreichen, eindringenden Untersuchungen gewendet. Jetzt liegen die Akten dafür vor, daß Kyprien und Nosten ebenso alt sind wie die beiden erhaltenen Epen oder wenigstens schon am Ausgange des 7. Jahrhunderts weltbekannt waren. Die Redaktion des Peisistratos war also nicht epochemachend für die Entstehung des Epos, sie kann nur Bedeutung für die buchmäßige Niederschrift und Erhaltung der Epen beanspruchen.

Der Erfindung der griechischen Lautschrift (um 900) folgte nach Freigabe des ägyptischen Handels unter Psammetich die Herstellung geschriebener Bücher und bald auch ihre gewerbsmäßige Verbreitung im Buchhandel, etwa in Sapphos Jugend oder wenig früher. Dadurch wurden die zahllosen Elegien, Iamben, Lieder seit Mitte des 7. Jahrhunderts aus der Verzettelung und Verwahrlosung gerettet, keine älteren.

Doch zurück zu den lesbischen Lyrikern selbst und ihrem Nachlaß!

Auch Alkaios verstand es, in der Art der ihm sonst vielfach überlegenen Sappho, durch Einflechten von Sagen oder Zügen alter Sage der zart abgetönten Stimmung eines Liedes eine noch größere Weihe zu geben. Wohl das schönste von allen, die wir von ihm kennen, ist das in demselben Maße wie Sapphos Einholung der Andromache gedichtete

Vermessenheit,
an Melanippos.

Du willst sterben mit mir, Melanippos, zugleich? Und dann,
Wenn du über des Acheron wirbelnde Flut gesetzt,
Willst du schauen noch einmal der Sonne erquickend Licht
Droben? Nein, auf Unmögliches richte du nicht den Sinn.
Wähnte Sisyphos nicht, der aiolische König, auch
Einst dem Tod zu entrinnen, von allen der klügste Mensch?
Doch wie sehr er verschlagenen Sinnes, er mußte doch

Über Acherons wirbelnde Fluten zurück zuletzt:
Kronos' Sohn, der gewaltige, legte ihm schwere Last
Auf dort unter der schwarzen Erde. Drum wollen wir
Nicht hinab ins Verschlossene dringen, solange uns
Noch zu leben beschieden, was immer zu leiden bleibt,
Was der Wind des Geschickes mit eisigem Hauch uns bringt.

Unter den Büßern im Hades hat Odysseus auch den Sisyphos gesehen, wie er unablässig einen Stein bergauf in stets vergeblicher Anspannung aller Kräfte wälzen muß zur Strafe für ein nicht genanntes und nicht bekanntes Vergehen. So hatten ihn die Orphiker als warnendes Beispiel geschildert. Entweder dorther oder wahrscheinlicher aus einer älteren, reicheren Quelle schöpfte Alkaios, vielleicht einer mündlich fortgepflanzten Volkssage, die uns freilich nur in junger, grotesk possenhafter Ausstattung genauer bekannt ist. Wie im deutschen Märchen der Teufel geprellt wird, so betrog Sisyphos, der Überkluge, den Hades: dem Tode, den Zeus ihm wegen Verrats eines Geheimnisses schickte, kam er zuvor, bezwang ihn und legte ihn in starke Fesseln, so daß nun niemand mehr starb, bis Ares den Tod befreite und ihm den Frevler übergab; da ließ dieser seine Gattin die Totenopfer zurückhalten und erbot sich nun bei dem verwunderten und unwilligen Hades, die Sache droben in Ordnung zu bringen, kehrte aber nicht zum Hades zurück sondern blieb bis in sein hohes Alter König von Korinth. Nicht dieser Schwank, in den die schließliche furchtbare Strafe ohne Ende schlecht hineinpaßt, sondern eine ältere Gestaltung der Sage lag der orphischen Predigt wie dem lesbischen Liede zugrunde, und ihr schmiegten sich die schwermütigen Todesgedanken an.

Derselbe Alkaios, der die offiziell verehrten Gottheiten mit offiziellen Hymnen feiert, weiß doch des Mythus tiefen Sinn zu verstehen und zu deuten und zeigt in aller Lebensfreude bisweilen einen ungewöhnlichen Ernst der Lebensauffassung, der nicht nur durch bittere Erfahrungen veranlaßt war sondern im Grunde auch in einer tiefreligiösen Überzeugung wurzelt, die ja mit dem Gottesglauben nicht zusammenfällt.

Was niemand aus den Götterhymnen schließen könnte, das verraten andere Dichtungen: ein aufgewühltes, zerrissenes Gemüt, eine zu Extremen neigende Leidenschaftlichkeit, einen jähen Wechsel der Stimmung. In einem neuen Bruchstücke offenbart er sich als Fatalist, darin über gelegentliche Äußerungen der homerischen Gedichte noch hinausgehend und wenig übereinstimmend mit dem etwas jüngeren Philosophen Pherekydes von Syros, der mit Pittakos von Lesbos in Verbindung gebracht wird. Denn dessen Darstellung in poetischer Prosa zeigt mehr das mythische Gewand hesiodeischer Theologie als die Schärfe philosophischer Beweisführung.

Ganz allein steht Alkaios in dem geradezu an einen Ausspruch Jesu (Matth. 10, 30. Luk. 12, 7. 21, 18) erinnernden Satze, daß kein Mensch auch nur ein Haupthaar verlieren würde gegen den Willen der Moira des Zeus. Das ist eine ganz unerwartete Lehre alter Zeusreligion oder selbständiger Grübelei, die der Dichter vielleicht nicht im eigenen Namen vorgebracht, sondern irgend jemand in den Mund gelegt hatte, ein Vorläufer der gelästerten Anschauung eines Xenophanes über das Wesen und Walten der Weisheit Gottes, der tiefste Spruch aus dem Zeitalter der sieben Weisen. Eben diese Tiefe sieht dem Alkaios nicht ähnlich, er hat



die Lehre ohne Frage nicht selbst erfunden. Aber wir wissen nicht, woher er den Spruch hatte.

Fatalismus und zugleich feste Zuversicht auf irdische und überirdische Hilfe und glücklichen Ausgang erfüllte den streitbaren Dichter in den langwierigen Bürgerkämpfen seiner Vaterstadt Mytilene, in die er als Parteigänger des Adels verstrickt war. Seine politischen Lieder haben einen ansehnlichen Zuwachs erhalten und wenigstens in einem tritt zuversichtliche Hoffnung auf eine Wendung zum Guten durch göttliche Fügung klar zutage. Der Name des angerufenen Gottes (Zeus?) ist nicht erhalten. Das Lied ist in einem eigentümlichen Versmaße gehalten, mit zwei schweren dreisilbigen Füßen (zumeist Palimbakcheen) anhebend, dann in leichterem Takte gehalten (vgl. die Asklepiadeen *Maecenas atavis* | *edite regibus*):

– – ∪ – – ∪   – ∪ ∪ – ∪ –
– ∪ – ∪ ∪ –   – ∪ ∪ – ∪ –

Melanchros unser Feind.

. . . .

immer trieft des Palast's Schwelle von üppigen
Tranks Völlerei, seiner | zechenden Rotte Schwarm
tut sich gütlich mit ihm an der Gemeinde Mark.
Er selbst, der Eidam sich | eines Atriden rühmt,
mag verschlingen die Stadt (Myrsilos lehrte ihm's),
Bis hier der Kriegsgott uns | alles zu wenden gibt.
Dann soll unseres Volk's Hader vergessen sein:
Herzfressend Elend, wir | wollen es ächten samt
bürgermordendem Krieg. Einer der Götter hat
Uns dies geschickt, ja, ge|blendet des Volkes Sinn —
Gib dem Phittakos jetzt sehnlich erhofften Ruhm.

Wir wußten bereits von der Gewaltherrschaft des Myrsilos, des Melanchros und verschiedener Geschlechter wie der Kleanaktiden, denen erst das Waffenglück und die Friedensliebe des gerechten und weitschauenden Pittakos oder vielmehr Phittakos ein Ende machte. Dieser stand, wie Solon in Athen, zehn Jahre (590—580?) an der Spitze des Staates und verstand die Parteien zu versöhnen, so daß er wie Solon um seiner praktischen Klugheit willen später zu den sieben Weisen gerechnet wurde. Von seiner festen Hand und seinem milden Sinne erhofften schon lange vorher Aristokraten wie Plebejer, darin merkwürdig einig, Ordnung der Wirren, stammte er doch mütterlicherseits von dem alten lesbischen Könige Penthilos und weiterhin von den mythischen Königen Atreus und Agamemnon ab, während sein Vater Hyrras ein Zugewanderter war, der nicht mehr Rechte als das gemeine Volk besaß. Auch der in den ersten Versen Angegriffene rühmte sich seiner Verschwägerung mit den Atriden, war also irgendwie mit Pittakos verwandt, aber nicht mit ihm identisch. Denn der Ausruf „möge er die Stadt verzehren" ist grimmige Ironie: der Prasser war einst ein Werkzeug und Helfershelfer des inzwischen gestürzten Tyrannen Myrsilos gewesen und hat sich nun selbst der Stadt bemächtigt, während sich die Emigranten unter Pittakos, Alkaios und seinen Brüdern zum Angriffe rüsten. Davon wußten wir bereits, aber erst jetzt ist gesichert, daß Pittakos nicht den Myrsilos stürzte und unmittelbar nach dem Sturze seine Reformen einführte, sondern daß dazwischen die Tyrannis eines Dritten gehört, höchst wahrscheinlich des Melanchros. An Pittakos, in einem etwas früheren Zeitpunkte, wird auch gerichtet sein die

Warnung.

Schmerbäuche sieh, die Lippen herabgesenkt,
Bei Tage füllt man sich in Gelagen an,
Und nachts rumoren die Gedärme,
Die man befreit, der Natur gehorchend.

Auch jener selber konnte das nimmermehr
Verleugnen, seit mißhandelt er die Natur:
Er macht die Nacht mit Fleiß zum Tage —
Schon ist der Boden im Faß zu spüren.

Du selber stehst, obwohl du aus solchem Haus,
Im besten Rufe: den Edelsten der Nation,
Die wackre Eltern streng erzogen,
Gleichst du durchaus in dem besten Streben.

Eine solche Ermahnung mußte, auch wenn sie in guter Absicht an einen sehr jungen Menschen gerichtet war, ihren Zweck verfehlen, da sie mit einer Verhöhnung der Familie, einer ganz persönlichen Invektive verbunden war, wie man sie in der Form des lyrischen Versmaßes, der alkäischen Strophe, nicht erwartet. Sie erinnert stark an den Reisläufer und gottbegnadeten Dichter Archilochos (um 648), der keine persönliche Verunglimpfung scheute und seine Schimpfworte bisweilen von der Gasse auflas. Dessen giftige Iamben erzählten aber auch gelegentlich einfach Tatsachen und wirkten dann um so nachhaltiger. Das hat Alkaios in einem seiner Lieder glücklich nachgeahmt, dessen Vorwurf wir nicht weiter kennen:

Ein Schuft.

Schamlos hat er Menschen sowohl wie Götter,
Alle, betrogen.

Vater Zeus, die Lyder gewährten damals,
Viermaltausend Drachmen als Ehrengabe
Unsrer Rotte, falls es ihr glückte, jene
Feste zu nehmen.

Segen freilich konnten sie nicht erwarten.
Doch der tief verschlagene Fuchs gedachte,
Uns zu hintergehen mit wenig Mühe,
Als er uns anwies

. . . .

Der Schluß der Geschichte, wie die Söldner um ihren Lohn gebracht wurden, fehlt. Aber wir sehen den Dichter selbst in fremdem Solde, wie auch seine Brüder Kriegsdienste in der Ferne taten. Ein Bruchstück spricht auch, ohne sonst Neues zu bieten, von Askalon, dem heiligen Babylon und dem Todesgange. Die Vaterstadt hat die Anhänger der unterlegenen Partei ausgestoßen. Im Krieg und wilden Lagerleben, beim Becher und im Liebestaumel suchen sie Trost und Vergessen, um doch immer wieder auszuschauen, wie es daheim aussieht, und sich beim ersten Winke der zurückgebliebenen Gesinnungsgenossen zusammenzufinden und je nachdem zu einem unüberlegten oder wohlvorbereiteten Putsch zurückzukehren. Eine derartige fast verzweifelte Stimmung, weit entfernt von stiller Ergebung in das unabänderliche Schicksal, spiegelt ein am Anfange und Schlusse verstümmeltes Lied in alkäischem Maße wider:

Das Schiff am Strande.

. . . .
Schon ist die Fracht gebracht vom Schiffe,
Wo sie am besten geborgen lagert.
Gepeitscht von heftig brandender Wogen Schlag,
Im Kampf mit Sturm und strömendem Regenguß,
Hat's keinen Wunsch mehr, sondern fürchtet,
Rasch am verborgenen Riff zu bersten:

So wird das Schiff geschleudert nach hier und dort.
Ich aber will, mein Lieber, vergessen dies
Und mich mit euch beim Wein vergnügen
Und mit dem Bykchis im Reigen tanzen.
Uns soll auch Sehnsucht nimmer erneu'n den Schmerz,
Mag einer noch so reichlich . . . . .

Das Bild des herrenlosen, der Gewalt der Elemente preisgegebenen Schiffes war von Alkaios aufgebracht und schon im Altertume auf das Staatsschiff gedeutet wie in der bekannten horazi-



schen Übertragung eines ganz ähnlichen Liedes *(O navis referent)*. Diese Deutung ist gewiß richtig.

Auch der Umschlag der Stimmung ist für den Dichter charakteristisch. Von dem unkünstlerischen, gesuchten und verletzenden Umkippen bei Heine ist er weit entfernt, denn auch durch alle lärmende Fröhlichkeit des Zechens und Tanzens klingt doch stets der eine Ton eines fast verzweifelten Sichberauschens und Vergessenwollens hindurch: das ist fast die wehmütige Lustigkeit des Narren im „König Lear". So bieten diese politischen Lieder reich bewegte und immer wechselnde Bilder, den Ausdruck der äußeren und inneren Erlebnisse einer starken Persönlichkeit in wild bewegten Zeitläuften, lauter Schöpfungen des Augenblickes. An poetischem Werte stehen sie hoch über den glatten, unpersönlichen Götterhymnen, die mit seinem Herzblut geschriebenen Dichtungen eines großen Dichters; die schönsten von ihnen können den reineren, harmonischeren Liedern der Sappho wohl zur Seite stehen. —

Diese Mitteilungen mag ich nicht schließen, ohne dem Manne öffentlich Dank zu sagen, der seit zwei Jahrzehnten mitgeholfen hat, die neuen, so schwer verständlichen und stark zerstörten Funde zu bergen, zu enträtseln, zu würdigen. Sein Name verschwindet fast in den Veröffentlichungen, obwohl die englischen Herausgeber ihren Dank ihm abzustatten nie versäumt haben. Aber nur wer Einblick hat in die eigentliche Arbeit, die der Veröffentlichung vorausgegangen ist, weiß, daß wir ihm nicht bloß einzelne Ergänzungen und Erklärungen verdanken, sondern daß häufig auch da, wo jetzt alles klar auf dem Papyros zu stehen scheint, ursprünglich nichts als wenige zusammenhanglose Buchstaben gelesen wurden, bevor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff an die Entzifferung ging und mit genialem Blicke ihre Bedeutung erkannte und die weitere Lesung erzwang. Einen solchen Retter brauchten Sappho und Alkaios.

Charles Dickens im Lichte der neuesten Forschung.

Von Bernhard Fehr.

I.

Die Gestalt Charles Dickens' ist uns bis jetzt meistens nur in dem verklärenden Licht der Legende erschienen. Der ganz überwältigende Erfolg seiner Werke hat ihn in den Augen der meisten Leser zu einem literarischen Helden gestempelt. Wohl machte sich in den späteren Jahren die scharfe Kritik der gebildeten englischen Kreise geltend. Im großen und ganzen ist aber das Bild vom literarischen Riesen in den wesentlichen Zügen dasselbe geblieben. Die gewissenhafte, scharfe Forschung allein ist hier imstande, dem Bild die Umrisse der Wahrheit zu geben.

Wie nimmt Dickens sich aus, wenn wir ihn in seine Zeit richtig hineingestellt haben? Was ist das Wesen seiner Persönlichkeit? Wie äußern sich Zeit und Persönlichkeit in seiner Kunst und wie ist diese Kunst selber entstanden? Diese drei großen Fragen vor allen Dingen und andere mehr hat Wilhelm Dibelius in seinem tiefgründigen Werk beantwortet.[1]) Eine Flut von Eindrücken stürmt auf den

1) Wilhelm Dibelius, Charles Dickens. B. G. Teubner 1916. Geh. 8 M., geb. 10 M.

Leser, der sich in die Ideenwelt dieses Buches versenkt hat, ein. Aus ihrer Menge wählen wir einen ganz bescheidenen Teil aus, den wir hier als Rohmaterial benutzen wollen, um ein kleineres Gebäude, Abbild des größeren, von Dibelius aufgetürmten, vor den Augen des Lesers zu errichten.

II.

Dickens ist ein Kind des **idealen englischen Liberalismus**, mit ihm aufgewachsen und vielleicht später wieder mit ihm untergegangen. Seine Hauptttätigkeit fällt in die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. 1850 hat er schon seinen berühmtesten Roman „David Copperfield“ geschrieben. Was nachher kommt, ist immer noch gewaltige Leistung, steht aber an Kraft und schöpferischem Wert hinter den Werken der ersten Zeit bedeutend zurück. Philosophisch-politisch und künstlerisch ist Dickens ausgewachsen, sein Werk eigentlich jetzt schon abgeschlossen.

Der Liberalismus aber, den Dickens in den dreißiger Jahren vorfand, war eine nüchterne, farblose, gefühlsfeindliche Verstandeslehre. Hier war nach Locke der Freiheitsbegriff in der inneren Politik zum Grundsatz des Staatslebens erhoben worden. Locke schwebte die Freiheit des Volkes im Gegensatz zum Despotismus vor. In Wirklichkeit handelte es sich aber hier nur um die Freiheit der herrschenden Klasse gegenüber jeder Kontrolle von unten und von oben. Der Adlige verschafft sich Gefolgschaft im Parlament, der kleine Junker regiert mit dem Geistlichen zusammen seine Grafschaft. Die jüngeren Söhne der Adligen werden Bischöfe und Richter. Dieser Freiheitsbegriff wird nun aber gegen das Ende des 18. Jahrhunderts von dem neuen, durch den Industrialismus gestärkten Bürgertum übernommen und auf seine Weise umgedeutet. Der reiche Bürger waltet nun in seiner Fabrik wie der Grundherr auf dem Lande. Freiheit bedeutet für ihn das Recht, den Schwachen, den Arbeiter, rücksichtslos zu unterdrücken. Das Ideal, das später Matthew Arnold als das Krebsübel der englischen Demokratie hingestellt hat, das „Tue, was dir beliebt“ (Do as you like), hat in den behäbigen Bürgerkreisen seine Verwirklichung schon gefunden.

Die Not ist groß. Auf dem Lande läuft der Hauptgewinn in die Taschen des großen Grundherrn und großen Pächters. Der Landarbeiter geht leer aus. Auf ihm lasten die hohen Kornpreise, die erhöhten Steuern, Folgen des Napoleonischen Krieges. In Südengland flammen 1816 die Heuschober auf. Die Revolution steht drohend vor der Türe.

Das Spinnrad schnurrt nicht mehr im Bauernhause, der Webstuhl ruht. Die Stadt hat die landwirtschaftliche Bevölkerung in Massen an sich gezogen... Dort sinken die Löhne durch das überwältigende Angebot der Arbeitskräfte und durch die Konkurrenz der Kinderarbeit; denn die Gemeinden haben die Kinder des Armenhauses in Scharen dem Fabrikherrn zugetrieben.

Nun kommt die Wissenschaft und liefert für alle diese Zustände die logische Rechtfertigung. Das muß so sein! Es ist ein Naturgesetz, daß der Reiche reicher, der Arme ärmer werde. Aber immer noch bleibt der Grundgedanke die Freiheit. Schon **Adam Smith** hat sie für den Handel gefordert, den er von allen Schranken, von den Hemmungen aller Innungen und Gilden und Organisationen befreien möchte. „Jeder sorge für sein eigenes Interesse; damit sorgt er am sichersten für



das Gemeindewohl; denn die Weisheit des Schöpfers hat es so gefügt, daß das Streben des Menschen, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, dem Ganzen zugute kommt." So wird die menschliche Selbstsucht mit der göttlichen Vorsehung in Einklang gebracht. Malthus kommt mit seiner Bevölkerungstheorie, einer Ergänzung zu Smiths Lehre, zum Schluß, daß alle die schlimmen Mißstände unvermeidlich sind, denn jedes Jahr stößt der menschliche Gesellschaftsorganismus einen Teil der überflüssigen Bevölkerung ab, um zwischen Menschen- und Nahrungsmittelvorrat das Gleichgewicht herzustellen. Ricardo beweist durch sein ehernes Lohngesetz, daß der eigentliche Vorteil dem Grundherrn verbleiben muß. Bentham schließlich empfiehlt einen Staat, in dem das selbstsüchtige Interesse des Individuums mit dem Interesse der Gesamtheit zusammenfällt, so daß die eine Selbstsucht die andere aufhebt. Jede Handlung muß nützlich sein für die größtmögliche Zahl.

Die Selbstsucht ist als eine unantastbare menschliche Kraft, als Urtrieb menschlicher Handlung erkannt worden, als notwendigste Grundlage jedes Staatswesens. Da der Staat aber nicht geistig, sondern wirtschaftlich aufgefaßt wird, so muß er eine ungehemmte wirtschaftliche Interessenpolitik, den Freihandel, gewähren lassen. Richard Cobden (1804—1865) ist der große Agitator dieses Liberalismus, den er in richtiger Erkenntnis des englischen Nationalcharakters zur Religion der Masse umgestaltete. Er hat eine von jenen verblüffenden Gleichungen aufgestellt, die wir in der Geschichte des Puritanismus immer wieder finden. Freihandel bedeutet den Frieden zwischen den Völkern. Wer also dem Freihandel dient, wird zugleich ein Wohltäter des Menschengeschlechtes. Freihandel bringt auch dem Einzelwesen den größten Gewinn. Der eigene Geschäftsvorteil wird somit wiederum der Sache der Menschheit gleichgesetzt. Der Cant erreicht in jenem Zeitalter den Gipfelpunkt.

Der äußerste linke Flügel der Liberalen, der philosophische Radikalismus, verlangt eine Reform, die vor keinem Mittel zurückschreckt. Er hat erkannt, daß die aufklärende Arbeit der Volkserziehung und Volksbildung die Verwirklichung eines politischen Planes am meisten fördern kann. Zwei Schriftstellerinnen, Jane Marcet und Harriet Martineau, besorgen diesen Aufklärungsdienst, indem sie Erzählungen und Novellen im Volke verbreiten, die nationalökonomische Grundsätze, vor allen Dingen die Lehre eines Malthus, künstlerisch verwerten. Miß Martineau versteigt sich in einer Erzählung (Manchester Strike) zu folgendem hübschen, an die Adresse der Arbeiter gerichteten Malthusschen Trostsatze: „Wir Fabrikanten tun für euch alles, was wir können, indem wir das Kapital vermehren, das euch die Existenz bietet; ihr müßt das übrige tun, indem ihr eure Anzahl den Existenzmitteln anpaßt."

Der rein wirtschaftlich gefaßte Freiheitsgedanke, den der Bürger dem Adligen abgelauscht hatte, geht in der Gewerkschaftsbewegung auch auf den englischen vierten Stand über, der in grob selbstsüchtiger materialistischer Weise die Grundsätze der klassischen Nationalökonomie auch seinen Zwecken dienstbar zu machen weiß und sich heute von jeder Kontrolle freigemacht hat. Der Chartismus, der dem Schoße des Radikalismus entsprungen ist, bildet in den vierziger Jahren dazu eine Ergänzung, mündet dann aber immer mehr in das sozialistische Fahrwasser ein.



Der Liberalismus war erstarrt. Er ward gewogen und zu leicht erfunden. Selbst der feinsinnigste und begabteste Liberale, John Stuart Mill, der eine rein verstandesmäßige Erziehung genossen hatte, fühlte im Vollbesitze seiner Kenntnisse, daß ihm zum ganzen Menschen etwas fehlte, und mit Tränen in den Augen gestand er sich, daß er bei seinen reichen Verstandesgütern allein nie glücklich sein könnte. Die fromme, schlichte, romantische Dichtung eines Wordsworth brachte ihm Trost.

III.

Die Romantik ist die Gegenbewegung zum Liberalismus, dessen nüchternes, kaltes Wesen glücklicherweise England nie ganz beherrschen konnte. Aus der spanischen Mystik gelangt über Frankreich der Kultus der schönen Seele nach England, wo er in Richardsons „Pamela" (1740) seine literarische Verkörperung erhält. Mit Sternes „Sentimentaler Reise" (1768) lernt der englische Leser wieder weinen. Young und Blair bringen Grabesstimmung in die englische Dichtung und Blake die heilige Tiefe der Mystik. In der Politik predigt der Konservative Burke die Lehre von einem Staate, der ein lebendiger Organismus ist, belebt von der Tradition, von der ererbten Angewöhnung an alles Gute und Heilige. Coleridge greift die Aufklärung an und wird zum Vorboten Carlyles. Durch den von dem abtrünnigen Wesley begründeten Methodismus wird auch die englische Staatskirche gezwungen, dem gesamten Volke zu dienen, will sie nicht zu einer bloßen Brahmanenkaste zusammenschrumpfen. So wirkt auf ihrer äußersten Linken der Geist des abtrünnigen Wesley als Sauerteig in der sog. „evangelischen Partei". Viel stärker bricht die Kraft der Kirche in den dreißiger Jahren in der Oxforder Bewegung durch. Die Macht der Mystik und der Schönheit, der Sinn für die Vergangenheit wurden aufs neue geweckt, die Forderungen künstlerischer Erziehung für die höheren Schichten, der Vertiefung der Gefühlswerte im Volksleben aufgestellt und die Lösung der sozialen Frage als wichtig anerkannt.

Die größte Stoßkraft jedoch in der romantischen Gegenbewegung liegt in dem schottischen Puritaner Carlyle verborgen. Er besaß die tiefe Einsicht, daß alte Dogmen, Grundsätze und allgemeine Wahrheiten als Symbole festgehalten werden müssen; er war ein Gegner der Nationalökonomie, war aber einsichtig genug, sich gewisse ihrer Ideen zueigen zu machen. Er begriff, daß der alte Agrarstaat geopfert und zum Industriestaat fortschreiten muß, daß in der Industrie Englands wirtschaftliches Heil liege. Aber er wollte nicht gestatten, daß die Entwicklung sich selbst überlassen werde. Eine Aristokratie sollte sie lenken und leiten: Zur alten Aristokratie des Landes geselle sich heute die neue, die aus den Offizieren der Industrie besteht.

Carlyle hat nach allen Seiten hin gewirkt. Nicht nur finden sich seine Grundgedanken in Einklang mit den seelischen Kräften, die bei den Anhängern der evangelischen Partei wirken, bei den warmherzigen Fabrikanten David Dale (1739—1806), Robert Peel (1750—1830), dem Vater des berühmten Ministers, bei John Fielden (1784 bis 1849), bei dem Kaufmann Thomas Sadler (1780—1835), bei Richard Oastler (1789—1861), dem König der Fabrikarbeiter, bei B. Seeley (1798—1886), dem Verleger der evangelischen Partei, bei dem strengen Tory, dem Grafen von Shaftesbury (1801—1885). Seine Lehre



findet Verbreitung und Anhang bei den führenden Geistern der konservativen Partei. Hier ist es vor allen Dingen der ehrgeizige und phantasievolle Disraeli, der sich Carlyles System anzueignen versteht. Nicht der Verstand allein kann die großen Rätsel des Lebens lösen. Groß ist der Mensch eigentlich nur, wenn er unter der Herrschaft der Leidenschaft steht. Diese romantische Auffassung färbt bei ihm ab auf den Staatsbegriff und auf die Politik, und Disraeli hofft auf dem Boden des Bestehenden, auf dem alten Staate in seiner Verbindung mit der Kirche, auf der Grundlage der alten sozialen Abstufung die soziale Frage lösen zu können. Er verkündigt in seinen beiden Romanen „Coningsby" (1844) und „Sibyl" (1845) Carlyles Patriarchalismus, während der Geistliche Charles Kingsley (1819 bis 1875) Carlyles rein sittliches, nicht christliches System wieder auf den Boden des Christentums stellen möchte. Dem Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre muß ein schlechtes Zeugnis ausgestellt werden; denn alle großen Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge verdankt das damalige England den Konservativen. Die Konservativen waren die geistig stärkeren. Sie konnten aber den Liberalismus nicht entwurzeln. Das viktorianische und das moderne England tragen sein Gepräge. Die Nützlichkeit bleibt immer noch der wichtigste Wertmesser der menschlichen Handlung, die Begeisterung wird als unbequem empfunden. Aber die Romantik mit ihren starken Gefühlsmächten hat das englische Geistesleben ergriffen, und ihrem Einfluß konnte sich auch der Liberalismus nicht entziehen.

IV.

Die auffallendste Verkörperung dieser Vereinigung von Romantik und Liberalismus ist Charles Dickens. Er bekennt sich zu den besten liberalen Traditionen, die er mit den Erfordernissen des Tages und mit den Gefühlswerten der führenden konservativen Geister auf geschickte Weise verschmolzen hat. Er ist kein großer Menschheitsprophet. Was er zu verkündigen hat, ist längst bekannt, ist das geistige Besitztum anderer. Aber gerade darum war er volkstümlich, weil er geistiges Gemeingut verbreitete.

Die Persönlichkeit Dickens' hat sympathische und abstoßende Züge. Er gehört dem bürgerlichen Mittelstande an, ist nicht, wie oft behauptet wird, Vertreter des vierten Standes. Von seinem Vater, der im praktischen Leben nichts taugte, hat er den Flug der Phantasie, vielleicht auch die schauspielerische Ader, von der Großmutter väterlicherseits die Lust am Fabulieren. Die Mutter übermittelt ihm den Sinn für das Komische, aber sonst nichts; wenigstens fühlt sich Dickens ihr gegenüber nicht zu Dank verpflichtet; in seinen Briefen wird sie nie erwähnt. Eindrucksvoll sind des Dichters Kinderjahre in Landport, wo er 1812 das Licht der Welt erblickte. Es ist das Peggottymilieu, das auf ihn einwirkt. Die Eindrücke werden ergänzt und verstärkt durch Phantasie aufpeitschende Ammenerzählungen, später durch Reisebeschreibungen und Abenteuergeschichten, durch Smollet, Fielding, Goldsmith, Defoe, Cervantes, Gil Blas, Tausendundeine Nacht, durch die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Auch der Ernst des Lebens blickt finster in die heitere Jugendszene. Im Hafen liegt das düstere Sträflingsschiff, das von Verbrechen und Sünde, von Strafe und Leiden spricht. Schlimme Tage sammeln sich über der Familie. Der Ort wechselt. An die Stelle der heiteren Küste tritt ein

schmutziges Quartier in der Hauptstadt London. Der Vater wandert in das Schuldgefängnis, und der zwölfjährige Charles muß sein eigenes Brot verdienen. Hier übertreibt die Dickenslegende, die uns zu sagen vergißt, daß die harten, demütigenden Tage in der Schuhwichsefabrik nur wenige Monate ausmachen, daß sie wohl hätten vermieden werden können. Freudlos ist überhaupt die Jugendzeit Dickens' nicht. Es folgt eine interessante Schulzeit, bis der vierzehnjährige Knabe bei einem Rechtsanwalt Stellung findet und es endlich mit 19 Jahren zum Parlamentsberichterstatter gebracht hat. Daneben findet Dickens Zeit, recht häufig ins Theater zu gehen und sich an den Erzeugnissen der kleinen Muse, an Posse und Melodrama, zu ergötzen. Nun geht es fabelhaft schnell vorwärts. 1833 veröffentlicht er seine erste Skizze. Schon drei Jahre später erscheinen die ersten Nummern seiner „Pickwickier", durch die er mit einem Male zum berühmten Manne wird, 1837 folgt „Oliver Twist". Die Verleger beginnen sich um ihn zu reißen. „Nicholas Nickleby" (1838), „Der alte Raritätenladen" (1839) bedeuten weitere Triumphe. Sein Ruhm dringt nach Amerika. Er fährt nach Neu-England hinüber und wird, wo er sich nur zeigt, als geistiger Held gefeiert. Der Erfolg läßt ihn nie mehr im Stich. Sein Leben wird für den Außenstehenden, trotz dem unaufhörlichen ungeheuren Kraftaufwand, den es aufweist, uninteressant. Am Schluß seiner Laufbahn wirkt er als Mime, der Szenen aus seinen Romanen vor einer eindrucksfähigen Menge mimodramatisch aufführt. Dabei aber verschwendet er seine ganze Kraft und liefert sich dem Tode aus (1870). Wer Pikantes in Dickens' Leben sucht, wird schwer enttäuscht. Wohl hört er, daß Dickens mit seiner Frau Catherine Hogarth auf gespanntem Fuße lebte, daß es später zum Bruch kam, daß der Dichter die jüngere Schwägerin Mary († 1837) innig liebte, daß seine zweite Schwägerin Georgina seine eigentliche Lebensgefährtin war. Aber er vernimmt auch, daß Dickens bei alledem ein untadeliger Ehemann blieb.

Die bisherigen Tatsachen und Züge machen uns Dickens eher sympathisch. Neugierig lauschen wir, wenn von der stark pathologischen Seite dieses Mannes die Rede ist. Krankhaft ist eigentlich schon die fast an Wahnsinn grenzende, übereilte Verausgabung seiner Kräfte am Ende seiner Laufbahn. Nervenkrank erscheint uns Dickens, wenn wir sehen, wie er mitten in der Nacht aufsteht, sich ankleidet, sich auf die dunkle Straße begibt und nun die ganze finstere Nacht hindurch seine 48 Kilometer durchrast, durch die Gassen der Stadt, über die dunkle Landstraße dahineilt. „Er schläft ein beim monotonen Klang seiner Füße, die regelmäßig ihre sechs Kilometer stündlich zurücklegen. Meile um Meile bewältigt er, ohne das Gefühl der Anstrengung, in schwerem, von Träumen durchzogenem Schlummer." In diesem eigenartigen Rauschzustand hat er seine Visionen, sieht er die Gestalten, mit denen er seine Romanwelt bevölkern will, hört er ihre abgebrochenen Worte, die für ihn zu Stichworten werden. Und hat er einmal seine Gestalten in der Erzählung voll und ganz erschaffen, so lassen sie ihn nicht mehr los. Sie bewegen sich immer noch, ebenso rastlos wie im Roman, auf der inneren Bühne seines Geistes, die sich allem Widerstreben zum Trotz mit der äußeren Bühne der Wirklichkeit zu verwischen beginnt. Da wandelt er auf der Straße inmitten seiner Romangestalten, wandelt unter ihnen selbst in Begleitung seiner stau-



nenden Freunde! Er flüstert ihnen zu: „Da kommt Mr. Pumblehook — eine Figur aus den ‚Großen Aussichten' — und will uns begrüßen; wir wollen ihm ausweichen; dort ist Mr. Micawber, lassen Sie uns lieber in diese Straße einbiegen."

Zu den krankhaften gesellen sich leider aber auch unangenehme Züge. Dieser Dickens ist in erster Linie ein verschlagener Geschäftsmann, der sich bei seinen Werken vor allen Dingen um den buchhändlerischen Erfolg, nicht so sehr um die künstlerische Leistung interessiert. Wie quält er seine Verleger! Zuerst verpflichtet er sich, dem kleinen Macrone einen Roman für 200 Pfund zu liefern. Er erfüllt den Vertrag nicht, verspricht statt dessen dem reichen Bentley zwei Romane zu je 500 Pfund, die er zwei Jahre später eigenmächtig in 750 Pfund verwandelt, zu schreiben. Er schreibt die Romane nicht, unterhandelt aber mit Chapman und Hall. Jetzt bietet ihm der geängstigte Bentley 4000 Pfund für einen Roman allein, während Dickens das Verlagsrecht des andern zurückkauft. Dickens ist rücksichtslos in der Durchführung seiner Pläne und vergißt alte Freunde leicht. Er ist eitel bis zur Lächerlichkeit, pflegt eifrig und sorgfältig seine Locken und kleidet sich stutzerhaft auffallend. Er protzt mit seinem Reichtum, glänzt durch übertriebenen Aufwand an seinen Gesellschaftsabenden. Er schart mittelmäßige Geister um sich, um deren Lob zu hören. Mit großen und starken Persönlichkeiten kann er nicht verkehren. Gegen Kritik ist er überempfindlich. Die Zeit seiner Armut verschweigt er echt bourgeoismäßig. Er ist ein Snob.

V.

Dickens erscheint uns auf den ersten Blick als ein Dichter, der mit einer unerschöpflichen Phantasie begabt ist. Auch gegen diese Ansicht greift die Forschung berichtigend ein. Sie zeigt uns den Ursprung der Stoffe, wie Dickens seine Stoffe und Motive, Charaktere und Formen von allen Seiten her geholt hat.

Vieles liefert ihm das Leben, die Fülle seiner Zeit mit ihren guten und bösen Elementen. Dickens wollte das Leben seines Volkes sittlich heben und mußte unwillkürlich an die Mißstände seines Zeitalters anknüpfen. So ist der Ausgangspunkt seines Romans „Oliver Twist" das in malthusianischem Geiste erdachte neue Armengesetz des Jahres 1834 mit seinen Härten. Mit vielen anderen Politikern bekämpft Dickens den Geist dieses Gesetzes, das den Armen das Recht auf regelmäßige Gemeindeunterstützung entzieht. So malt das nächste Buch „Nicholas Nickleby" einen buntscheckigen gesellschaftlichen Hintergrund, auf dem die Hauptfiguren sich abheben sollen: die unglaublichen Zustände in den berüchtigten Yorkshire-Privatschulen, wo die Jungen geflissentlich ausgehungert und lahmgeprügelt werden. Das Schulmeisterungeheuer Shaw steht Dickens für den noch schauderhaftern Squeers Modell. Die Eindrücke, die Dickens von der amerikanischen Gesellschaft erhält, verdichten sich in „Martin Chuzzlewit" zu der Gestalt Pecksniffs, des Heuchlers, des Bannerträgers der verheerenden Macht der englischen Selbstsucht, die er in Amerika in gesteigerter Form vorfand. Die beiden ersten Weihnachtsgeschichten spiegeln ganz einfach die herzlose Gesinnung zeitgenössischer Kapitalisten, Kaufleute, Politiker und Gelehrten wider, die, gestützt auf die willkommenen Erklärungen der Nationalökonomie, jede Anteilnahme an dem Kampf gegen das große, gesellschaft-

liche Elend, jedes Mitgefühl mit den Leiden der Schwachen auszuschalten wußten. Scrooge braucht nicht auf einem lebendigen Vorbild zu beruhen. Der Volkswirtschaftler Filer ist wohl bloße Verkörperung des damals so beliebten und wichtigen Sozialtheoretikers, der die geläufigen volkswirtschaftlichen Schlagworte in den Mund nehmen muß. Aber Alderman Cute ist Karikatur eines Politikers jener Zeit, Sir Peter Laurie, während Sir Joseph Bowley, Vertreter der „Jung-England-Partei", wieder Verkörperung ist, aber Verkörperung damals wirkender begrifflicher Mächte. Auch die der Unterhaltung dienenden „Pickwickier" verraten den Einfluß zeitlicher Zustände. Das Schuldgefängnis wird geschildert und später in „Little Dorrit" noch einmal eindrücklich vorgeführt. Gerade in diesen späteren Romanen ist der Ausgangspunkt immer noch irgendein zeitgenössisches Übel: Die verrostete Verwaltungsmaschine in „Little Dorrit", das versteinerte Rechtsverfahren in „Bleak House", die Ehescheidung in „Hard Times". Die ganze Romanwelt Dickens' ist angehaucht von der neuen bourgeoismäßigen Gesinnung der viktorianischen Zeit. Dickens' Held ist meistens — man denke an David Copperfield — ein jüngerer Mann des besseren Bürgertums, der gezwungen ist, Geld zu verdienen und energisch nach oben strebt. Die Helden Fieldings und Smollets haben das nicht nötig, ihre Mittel sind unbeschränkt. Sie dürfen allerlei Liebschaften mit Mädchen der niedrigen Stände haben, ohne dadurch Verpflichtungen auf sich zu nehmen, ganz im Einklang mit den Ansichten des 18. Jahrhunderts, die Verfasser und Leserschaft miteinander teilen. Dickens aber schreibt für eine andere Klasse und für eine andere Zeit. Steerforth, der Emily verführt, begeht ein Verbrechen, das gesühnt werden muß; denn die bescheidenen Bürger haben genau so wie die Adligen ihr Ehrgefühl und ihre heilige Würde, aber auch ihren Edelsinn. Der edle Grandison ist zum Fischer Ham Peggotty geworden. Immerhin hütet sich Dickens, allzu tief hinunterzusteigen. Nur seine Hintergrundfiguren entstammen der untersten gesellschaftlichen Schicht. Seine Helden sind stets Mittelklassenbürger. Selbst der Waisenknabe, der anscheinende Spurius Oliver Twist, ist ein versprengtes Glied der besseren Gesellschaft. Nell und ihr Großvater (im „Raritätenladen") kommen allerdings von unten, haben aber das Betragen der vornehmen Welt. Erst George Eliot hat es in ihrem „Adam Bede" gewagt, einen schlichten Arbeiter zum Helden zu wählen und zum Helden wirkungsvoll zu gestalten. Dickens macht allerdings, seiner Zeit gehorchend, Versuche, den Fabrikarbeiter künstlerisch darzustellen. William Fern in den „Silvesterglocken" ist ein wohlgelungener Versuch, steht aber in Dickens' Porträtgalerie vereinzelt da. Seine Vorgänger, Mrs. Gaskell und Disraeli, übertreffen ihn mit ihrem John Barton und Gerard. Auch der Kapitalist, dieser neue Typus, den Dickens dem Leben der Zeit entnimmt, ist ihm nicht gelungen. Er hat einfach den alten literarischen Typus des Geizhalses seiner vielen Nebenzüge entblößt und die eisige Seelenkälte stehengelassen. Die Fabrikstadt aber in ihrer Häßlichkeit hat er künstlerisch erfaßt. Über Mrs. Gaskell, Kingsley und Miß Martineau hinausgehend, hat er es verstanden, den Gesamtcharakter dieser neuen Erscheinung wiederzugeben. Auch die künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten, die in dem Bilde der Eisenbahnen verborgen liegen, sind ihm nicht entgangen.



Er vergleicht die Güterzüge mit gewaltigen, übersinnlichen Leichenprozessionen, die sich schuldbewußt aus der Gegenwart der hellen Laternen fortstehlen und von Kohlenzügen als Detektiven verfolgt werden, und die Eisenbahnfahrt weiß er sinnlich wirksam wiederzugeben durch Einfügung rhythmischer, regelmäßig sich wiederholender Sätze, ein Verfahren, das Mark Twain in seinem „Punch, brothers, punch with care, punch in the presence of the passenjare" ebenso wirksam ins Komische umgebogen hat. Dickens hat offene Augen für das Schöne in der ihn umgebenden Natur. Er hat viele Landschaften in seinen Romanen verewigt: Canterbury, das hübsche, alte, erinnerungsreiche Städtchen, die Marschlandschaft des Ostens, die Hafenstadt Yarmouth, die Urwaldlandschaft am Mississippi, die Wälder und Wiesen bei Salisbury, gelegentlich auch die Alpen und Italien. Er verwendet sie nach romantischem Verfahren als Umrahmung der Geschichte, in inniger seelischer Verbindung mit den handelnden Menschen. Man wird aber vor allen Dingen an Dickens als den Geographen der Hauptstadt denken. Auf diesem Gebiete ist ihm ganz gewaltig vorgearbeitet worden durch Addison und Steele, Leigh Hunt, Irving und Lamb. Und da wir bis jetzt schon mehrfach gezwungen waren, von Vorgängern zu reden, so ist es an der Zeit, daß wir Dickens in seiner so durchaus engen Verknüpfung mit der literarischen Tradition betrachten.

VI.

Schon in der allgemeinen Form, die Dickens wählt, in der literarischen Gattung, die er pflegt, zeigt sich die Macht der Tradition. Dickens vereinigt ganz einfach die beiden im 18. Jahrhundert noch getrennt nebeneinander herlaufenden Typen des Romans, den Abenteuerroman Defoes und Fieldings und den psychologisch gerichteten Persönlichkeitsroman Richardsons. Schon Scott hat die Verschmelzung vollzogen. Dickens hat ihr aber durch seine Volkstümlichkeit zum endgültigen Siege verholfen. „Oliver Twist" wird für das spätere 19. Jahrhundert zum typischen englischen Roman. Dickens selber versucht mit der Handlungsfreude die eingehende Betrachtung seelischer Zustände zu verbinden. Doch neigt der eine oder andere Roman mehr oder weniger zum einen oder andern Typus hinüber. „Oliver Twist" und „Nicholas Nickleby" sind zunächst Problemromane. Dann wird das Problem aufgegeben, um in dem einen Falle in einen Verbrecherroman, im andern in einen reinen Abenteuerroman überzulenken. Nicholas Nickleby ist ein typischer Tom Jones, der jugendliche, aufbrausende Held Fieldings, Schirmer aller Bedrückten, Feind aller Bedrücker, begleitet von dem obligaten Bedienten des Fieldingschen Romans, von dem Yorkshireburschen John Browdie. Er stürzt sich in einen wahren Wirbelstrudel von Handlungen. Er kommt zu Schauspielern, rettet eine Dame vor Zwang und will sogar großmütig seine Liebe zu ihr opfern, während er sich gegen die Liebe eines aufdringlichen Weibes wehren muß. Man reist in Postkutschen, belauscht Unterredungen, findet Briefe, sieht die Bösewichter bestraft und die Guten verheiratet, das Ganze nach der Art des alten Romantypus. Im „Alten Raritätenladen" steht kein handelnder junger Mann im Vordergrund, sondern eine leidende Heldin. Die kleine Nell ist eine vom Schicksal verfolgte Clarissa, ihr Leiden und Sterben das eigentliche Thema des Romans. Dickens folgt diesmal nicht

Fieldings, sondern Richardsons Spuren. Nicht die Abenteuer, sondern der Seelenzustand der Verfolgten verlangt das tiefste Interesse. Die idyllische Welt eines Goldsmith tritt in den Vordergrund. Die Sentimentalität Richardsons und Sternes feiert ihre Auferstehung. Das übertriebene Pathos wird etwas gemildert durch komische oder groteske Gestalten, wie Dick Swiveller und Quilp. „David Copperfield" fängt an als typischer Abenteuerroman, dessen Züge er auch später zu erkennen gibt. Der jugendliche Held und sein Begleiter fehlen auch hier nicht. Dann aber macht sich wieder Goldsmiths idyllisches Moment geltend und überwuchert die Fieldinggrundzüge. Brave Menschen, die Peggottys, werden geschildert, die wir alle schon von Goldsmith her kennen. Ham ist Moses, Emily ist Olivia, Daniel Peggotty ist Primrose. Auch die Handlung verläuft parallel. Steerforth verführt Emily, der alte Peggotty macht sich auf die Suche nach der Entschwundenen wie bei Goldsmith.

Die Hauptmerkmale der beiden Romantypen wiederholen sich bei Dickens immer wieder. Wir finden einen modernisierten Tom Jones wie Nicholas Nickleby, wie Mart in „Chuzzlewit", wie Pip (in „Großen Erwartungen") oder wir finden einen verzeihenden, selbstlosen Liebhaber wie Ham Peggotty, wie Tom Pinch (in „Martin Chuzzlewit"), wie Jarndyce in „Bleak House", wie Stephen Blackpool (in „Harte Zeiten"). Dabei haben wir noch gar nichts von den zahllosen Nebenzügen, die Dickens mit dem 18. und frühen 19. Jahrhundert gemeinsam hat, gesagt.

Ganz nach dem Muster des 18. Jahrhunderts zeigt uns Dickens seinen Helden im Kampf mit einem Rivalen, der die gleiche Geliebte begehrt. Dabei ist der Nebenbuhler gerne ein scheußliches Wesen, das vielleicht mit dämonischen Zügen ausgestattet ist. Um Agnes wirbt nicht nur der edle Copperfield, sondern auch der Dämon Uriah Heep; Madeline Gray wird nicht nur von Nicholas Nickleby geliebt; sie ist den Verfolgungen des zahnlosen Ungeheuers Gride ausgesetzt. Dies ist in Anlehnung an die Technik des Schauerromans der Mrs. Radcliffe und des Abenteuerromans Marryats. Der Schauerroman hat überhaupt in technischer Hinsicht großen Einfluß auf Dickens ausgeübt. Seine Kunst des Retardierens hat er Mrs. Radcliffe abgeguckt, die durch ihren Stoff gezwungen war, die verschiedenen Spannungsmittel bis aufs äußerste auszunutzen. Das zeigt die Geschichte des unglücklichen Smike in „Nicholas Nickleby". Der Elende wird verfolgt, wir ahnen geheimnisvolle feindliche Mächte, er flieht, wird von seinem alten Peiniger wieder gefangen, entkommt aufs neue, da fordert sein angeblicher Vater, der Unhold Snawly, seine Auslieferung. Endlich wird Smike von seinen Qualen durch den Tod erlöst. Erst jetzt folgt die Enthüllung. Aber sie wird uns in zwei Dosen gegeben: Ralph ist sein Vater und — sein geheimer Verfolger. Mrs. Radcliffe zeigt auch Dickens, wie die Katastrophe sorgfältig vorbereitet werden muß. Im „Alten Raritätenladen" wird der kommende Tod der kleinen Nell schon früh mehrfach leise angedeutet. Der brave Schulmeister spricht davon, der alte Großvater selbst und die Dorfkinder ahnen ihn. Die ganze Spannungstechnik des Schauerromans ist von Dickens übernommen worden, nicht um das Gruseln zu erregen, sondern um das sentimentale Pathos ins Gewaltige zu steigern. Wenn Mrs. Radcliffe uns auf kommenden Schauer vorbereitet, so



schafft Dickens in uns die Vorahnung der Trauer und des Leides. Auch die detaillierte Schilderung des Innenraumes, die Mrs. Radcliffe zur Schaffung eines schauerlichen Milieus entwirft, hat bei Dickens Spuren hinterlassen. Er zeigt uns seine Menschen stets in ihrer Umgebung, in ihrem Zimmer voll altem Kram, in einem Raume, der wie im Schauerroman mit einer der Person entsprechenden Stimmung erfüllt ist. Unter Lumpen und Gerümpel, alten Flaschen, schäbigen Büchern auf wackligen Regalen, zerknitterten, farblosen Papieren und alten Knochen sitzt der alte Geizhals Krook (in „Bleak House") mit seinem leichenfarbigen Gesicht und seiner Überfülle an weißem Haar. Diese Schilderung geht nun allerdings über die Grenzen der Schauerromantechnik schon bedeutend hinaus in das Gebiet einer gewaltsamen Stilisierung der Wirklichkeit, die sich der Symbolik nähert und deren Übertreibung eigentlich geradezu Dickens' Eigenart ist.

Alter Tradition folgt Dickens, wenn er neben seinen Helden einen edeln Beschützer oder einen braven, dummen Gesellen aus den untern Ständen stellt. Oliver Twist steht im Schutze Mr. Brownlows, Nicholas Nickleby wird von Newman Noggs unterstützt. Auch die alte Regiefigur Goldsmiths und Scotts ist Dickens wohlbekannt, die meist im Hintergrund steht, aber alle Fäden der Geschichte in der Hand hält. Unbemerkt lenkt der alte Martin Chuzzlewit die Schicksale der Hauptperson. Wie bei Scott die Bettler und Zigeuner gegen den Schluß des Romans unerwartet zu leitenden Kräften der Handlung werden, so greift auch bei Dickens der Verachtete als Werkzeug strafender Gerechtigkeit ein und entlarvt den Bösen. Rühmlich bekannt ist der unbrauchbare Mr. Micawber, der am Schluß die Fäden, die der Intrigant Heep gesponnen hat, kühn zerreißt und zum Retter der Tugend wird.

Im übrigen verfolgen wir auch sonst die einfachen Linien Fieldingscher Handlungsführung. Eine Intrige arbeitet gegen den Helden. Menschen treten auf, deren Stellung zur Hauptgestalt erst allmählich klar wird. Dann wendet irgendein plötzlicher Vorfall des Helden Geschick. Am Schluß setzt stärkere Spannung ein.

Auch in den Charakteren und der Porträtierung ist Dickens in zahllosen Fällen auf der Stufe des 18. Jahrhunderts stehen geblieben. Wie bei Walter Scott, dessen Helden und Heldinnen mehr einem technischen Erfordernis als einem inneren Erlebnis ihr Dasein verdanken, kommt Dickens bei den Hauptgestalten über das blasse Schema nicht hinaus. Wie wenig plastisch ist sein Held Nicholas Nickleby, wie farblos sein David Copperfield! Wie geradezu puppenhaft sind seine Heldinnen! Nelly Trent, Amy Dorrit, Agnes Wickfield, Florence Dombey, Kate Nickleby sind mit den Augen des 18. Jahrhunderts gesehene Dulderinnen in der Art von Fieldings Amelia. Sie sind meistens sogar noch blässer als ihr Vorbild. Die verheirateten Frauen sind mit den alten traditionellen Zügen gezeichnet. Er kennt die hohlen Gesellschaftsdamen des Frauenromans: Mrs. Merdle, Fanny Dorrit, Mrs. Gowan. Er kennt das keifende Weib der Legende: Mrs. Varden, Mrs. Snagsby, Mrs. Gargery. Sein Bild der Frauenwelt entspricht der Vorstellung eines damaligen rückständigen Durchschnittsmenschen. Das junge Mädchen muß stets interessant, ideal, heroisch, groß im Leiden, die verheiratete Frau aber stets uninteressant, launisch, tyrannisch, im günstig-

sten Falle komisch sein. Die geistig unbedeutende Frau ist für Dickens wie für frühere Zeiten etwas ganz Selbstverständliches. Seiner eigenen Zeit allerdings hätte sie schon längst nicht mehr etwas Selbstverständliches sein sollen. Man denke an die bedeutenden englischen Frauen des 19. Jahrhunderts, an Mary Wollstonecraft Shelley, an Harriet Martineau, an Florence Nightingale! Und wie ganz anders sind die Frauengestalten, die Schriftstellerinnen wie Miß Austen, Charlotte Brontë und Elizabeth Barrett Browning zu zeichnen wissen! Dickens kommt über die minderwertige Frau nicht hinaus. In Dora Spenlow hat er sie sogar in verklärter Form als bürgerliches Ideal hingestellt.

VII.

So weit dürfte der alte Roman auf Dickens eingewirkt haben. Andere literarische Traditionen machen sich deutlich geltend. Die Auffassung des Kindes deckt sich bei Nelly Trent und Amy Dorrit ungefähr mit der Vorstellung, die sich Wordsworth davon gemacht hatte. Der Byronsche Typus des Giaour hat in dem romantischen Monks des „Nicholas Nickleby" nachgewirkt.

In die Augen fallend ist Dickens' Abhängigkeit von den großen Essaischreibern des 18. Jahrhunderts in seinen Skizzen, die londonsche Krähwinklerei schildern. Addison, Steele, Thomas Hood, W. Irving, Lamb, Leigh Hunt haben hier den Anfang gemacht und das Londoner Milieu mit immer größerer Liebe behandelt. Pierce Egan hat sich hier vor Dickens zum Spezialkünstler dieses Gebietes herangebildet. Dickens' nächster Vorgänger aber war der Polizeiberichterstatter des „Morning Herald" J. Wight, der seine Berichte in Buchform erscheinen ließ („Mornings at Bow Street", 1824, „More Mornings at Bow Street", 1827). Hier werden wir mitten hineingestellt in das schmutzige Londonmilieu der Droschkenkutscher und Scheuerfrauen, des Pfandhauses und des Speisehauses; wir machen Ausflüge am Sonntagnachmittag und werden Zeugen von Eifersuchtsszenen, die in Prügeleien enden. Hier hat Dickens angesetzt, weitergearbeitet und die Gattung der Skizze auf ihren Höhepunkt geführt.

Auch die berühmten „Pickwickier" sind weiter nichts als die erfolgreiche Ausgestaltung einer damaligen Modegattung, die der erwähnte Pierce Egan in „Life of London" (1821 bis 1828) und andere gepflegt hatten: die Literatur des Sportes, herausgewachsen aus den komischen Epen des Dichters William Combes vom komischen Geistlichen Dr. Syntax (1812 u. ff.). Mr. Pickwick ist eine Verschmelzung des weltentrückten Syntax und des korpulenten Herrn und alten Junggesellen Sir John Blubber bei Egan, der auch schon den reisenden Klub und die vier Genossen kennt.

Die berühmte erste Weihnachtsgeschichte ist ein realistisches Märchen. Dickens hat sie höchstwahrscheinlich einem alten Volksbuch von Robin Goodfellow entnommen, das 1840 gedruckt wurde, und der Eingangsfabel von Lesages „Hinkendem Teufel". Jenes lieferte ihm den alten Knauser mit seinen Visionen, dem Geist als Nachtraber und dem Geist mit der Fackel, und die Bekehrungsgeschichte, dieser die ereignisreichen Fahrten durch die Nacht und die Episode von der herzlosen Freude des Erben des Geizhalses. Scrooge selber trägt die Züge eines Märchenbösewichts, und dies führt uns hinüber auf das literarische Gebiet, dessen Schätze Dickens am allerhäufig-



sten ausgegraben hat, die Volksdichtung, wie sie uns im Märchen, in der Straßenballade, aber auch im Melodrama und in der niedrigen Posse entgegentritt. Eine Betrachtung dieser Einflüsse bringt uns auch das eigentliche, tiefinnerste Wesen Dickensscher Kunst näher. Allerdings lassen sich hier nur ganz allgemeine Angaben machen. Es ist unmöglich, im einzelnen Falle zu sagen, ob der Zug aus dem Märchen oder aus dem Volksdrama stammt, weil sich beide gegenseitig beeinflußt haben und der alte Roman vieles aus der Volkskunst in sich aufgenommen, vieles aber auch ihr zurückgegeben hat.

VIII.

Märchenhaft ist schon Dickens' Auffassung der Belohnung der Tugend. Sein Held wird nach märchenhafter Vorstellung am besten dadurch belohnt, daß er am Schluß ein schönes, edles, reiches Mädchen, die Märchenprinzessin, heimführen darf; ähnliche märchenhafte Züge finden wir auf Schritt und Tritt; Quilp ist ein echtes, zwerghaftes Märchenungeheuer. Doch mischen sie sich stets mit den melodramatischen. Dickens hat die Pseudokunst des Melodramas vollständig in sich aufgenommen. In seiner Jugend begeisterte er sich an Charles Mathews, einem berühmten Solospieler, der alle möglichen Typen des niedrigen Dramas, die komischen Ausländer, Franzosen, Iren, Schotten, die betrunkenen Bauern, Quäker, alten Jungfern, hilflosen Polizisten, Sonntagsjäger, improvisierte. Mathews hat uns noch seine Szenarien hinterlassen, die oft an Dickens' volkstümliche Kunst erinnern. Die Motive des Melodramas sind den Stoffen, die wir von Dickens her kennen, sehr ähnlich. Unendlich edle Liebhaber und heroische Jungfrauen werden mit den schwärzesten Schurken kontrastiert, Freude und Leid wechseln mit überraschender Schnelligkeit. Sensationelle und sentimentale Szenen werden vorgeführt: Jagdfeste, Gefängnisszenen, Schiffbruch an felsiger Küste — man denke an die große Szene in „David Copperfield" —, Mordtat im Gewitter. Der Stil ist geschraubt, oft hohl und rhythmisch, genau so wie bei Dickens, dem das Pathos selten gelingt und der oft in Blankvers übergeht. O. Ludwig hat die dramatische Technik Dickens' schon längst erkannt, er nennt seine Romane erzählte Dramen mit erzählter Zwischenmusik, aber — wir merken uns — Dramen der niedrigsten, volkstümlichen Art. Bösewichter werden belauscht, alte Freunde und Gegner treffen sich in unwahrscheinlichen Situationen, Personen des entgegengesetzten Standes (wie die vornehme Rose Maylie und die Straßendirne Nancy in „Oliver Twist") werden durch die Handlung zusammengebracht. Gegen den Schluß hin gipfelt sie gerne in einer mächtigen Anklageszene, in der der Bösewicht vor dem Guten sich verantworten muß. Wie ein geschickter Regisseur schiebt dann Dickens alle nur aufzutreibenden Personen auf die Bühne, um der großen Szene eine stark theatralische Wirkung zu verleihen. Hier prägt sich uns die Micawber-Heepszene in „David Copperfield" besonders deutlich ein, und wir erinnern uns, wie Micawber echt bühnenmäßig mit seinem Lineal auf Heep einschlägt und ihm den Unterarm zerknickt. Immer wieder finden wir bei Dickens solche melodramatische Szenen, wie sie die neuzeitliche volkstümliche und sogar bessere Bühne Englands auch noch aufweist und die der Durchschnittsengländer sich eigentlich ganz gern gefallen läßt. In „Dombey und Sohn" stößt der Vater

die Tochter brutal von sich, in „Martin Chuzzlewit" wird der Böse durch den Stockhieb des Guten zu Boden geschmettert.

Eine ganze Reihe seltsamer Charaktere geht auf die Bühnentradition zurück: die Pantoffelhelden Pott, Snagsby und Wilfer, die komisch-ungeschickten Liebhaber Chivery, Moddle, Guppy, die polternden, guten Alten Meagles und Grimwig, die komische alte Jungfer Betsy Trotwood, die abenteuernden Picaros Trotter und Jingle, von denen der letztere mit seinen abgebrochenen Sätzen in Mathews Repertoire schon vorkommt.

Die auffallendste Stilform, von der Dickens ausgiebigsten Gebrauch macht, ist der immer wiederkehrende, übertrieben starkbetonte Einzelzug bei der Zeichnung der Person, ihrer örtlichen Umgebung und der Natur selber. Der Mensch trägt seine charakteristische Geste als ständiges Attribut, gibt regelmäßig bei seinem Auftreten seine ganz bestimmten, stehenden Sätze von sich, reduziert sich immer mehr vor unseren Augen auf diese stark markierten Einzellinien. Cuttle schwingt seinen Haken, Newman Noggs läßt die Knöchel seiner Hand knacken, Traddles wühlt in seinen Haaren, Casby zeigt immer seinen glänzenden kahlen Schädel und Carker seine gleißenden Zähne. Dieser Carker ist eigentlich nur Kiefer und Zahn. „Geht er spazieren, so lüftet er die Zähne, spricht er zu jemandem, so wendet er ihm seine weißen Zähne zu, singt er, so vibrieren sie mit der Melodie, schaut er jemandem nach, so folgt er ihm mit den Gebiß ... Carker liest einen Brief langsam, wägt jedes einzelne Wort und läßt jeden einzelnen Zahn darauf wirken... Mr. Carker... erledigte eine Menge Geschäfte im Laufe des Tages und ließ seine Zähne auf eine Menge Menschen wirken. Im Kontor, auf dem Hofe, auf der Straße, auf der Börse glitzerten sie... Und als die sechste Stunde kam und mit ihr Mr. Carkers Brauner, da stiegen sie zu Pferde und ritten leuchtend die Straße herauf." Dies ist eine reichliche Ausbeute des alten Stilmittels der Volkskunst in Märchen und Ballade, wo der König immer eine Krone trägt, Robin Hood immer guter Dinge ist, Bogen und Horn an seiner Seite hat, oder im Volksdrama, wo der Teufel immer brüllen muß, der Vater immer tyrannisch, der Soldat immer prahlerisch ist. Dickens wiederholt die ständigen Züge und die stehenden Stichworte so häufig wie im Lustspiel, wo die folgerichtige Wiederholung schließlich komisch wirkt. Dickens geht noch weiter und dehnt den typischen Zug auf die örtliche Umgebung aus. Der mathematische Tatsachenmensch Gradgrind hat ein rechteckiges, mathematisches Gesicht, hat rechteckige Finger und rechteckige Schultern. Vor ihm sitzen in einem rechteckigen Schulzimmer die Schulkinder gleich Gefäßen, in die er die Tatsachen gießen kann. Wir betreten Gradgrinds Haus, das groß und rechteckig ist, Säulenhallen verdunkeln die Fenster wie seine Brauen die Augen. Wir betrachten die Stadt Gradgrinds, die ebenso häßlich und mechanisch aussieht wie Gradgrind selber. Hier sind wir nun allerdings bei einer Vereinfachung und einseitigen Übertreibung der Zeichung angelangt, von der die Volkskunst noch keine Ahnung hatte, bei einem komischen Symbolismus oder bei einer symbolischen Karikatur.

Gelegentlich hat Dickens es verstanden, durch die Wiederholung des typischen Zuges eine leitmotivartige Wirkung zu erzielen, die im Roman als Ganzem eine dekorativ-harmonische



Gliederung vornimmt. In „Dombey und Sohn“ flüstern die heisern Wellen, winken weiße Arme im Mondlicht an drei Stellen, jedesmal, wenn der Tod wieder seinen Eintritt hält in der Familie.

IX.

Dickens wähnte sich als ein Realist. Er gab vor, die Wirklichkeit darzustellen. Aber die ganze Fülle seiner realistischen Stoffe ist überall durchzogen von romantischen Elementen, von märchenhaften, melodramatischen Zügen, sein Werk ist ein Gemisch von Realistik und Phantasie. Seine Romane können wie die Victor Hugos als realistische Märchen betrachtet werden. Wir leben in dem London der Wirklichkeit, unter den Cockneys der Neuzeit, und doch ist die ganze Welt, in die wir hineinversetzt werden, etwas Phantastisches. Menschen wie Mr. Pickwick und Mr. Micawber, das Prächtigste, was Dickens an Porträtierung geleistet hat, sind Unmöglichkeiten. Und doch sind sie lebendig. Vielleicht fehlt ihnen oft die Beziehung zu unserer Welt. Aber sie behaupten das Feld der feenhaften kleinen Welt, in die Dickens sie hineingestellt hat. Dort, im Lande des Humors, wo das Ferne und das Nahe sich treffen, weht auch jener Geist, der Dickens noch lange Zeit als Liebling des englischen Volkes erhalten wird, der Glaube an die unsterbliche Freude.

Nachrichten und Mitteilungen.

Der Rhein-Donau-Kanal und der alte Handelsweg nach Indien.

Die Anfrage unter obigem Titel im Septemberheft 1916 hat einen unerwarteten Erfolg gehabt, weniger für die Geschichte des Einsiedlers von Gauting als für die Vorgeschichte des Ludwig-Kanals. Durch die Güte des Herrn Professor R. Fick in Innsbruck bin ich in der Lage, von zwei Schriftstücken zu berichten, durch die sich der Gedanke, den Plan Karls d. Gr. zur Ausführung zu bringen, bis zum Jahre 1805 zurückverfolgen läßt. Danach ist dieser Gedanke von dem Professor der Geschichte und Geographie in Erlangen Dr. Johann Christian Fick ausgegangen. Sein Sohn, der spätere Geheime Oberbaurat F. Fick in Kassel, erzählt in der mir freundlichst zur Verfügung gestellten Lebensbeschreibung seines Vaters:

„Der selige Vater ging mit mir und dem damaligen Adjunkt der philosophischen Fakultät — nachmaligen Professor der Staatswissenschaften zu Marburg — Lips spazieren nach Oberndorf, eine Stunde von Erlangen, um dem Bruder des letzteren einen Besuch zu machen, der zu jener Zeit freiherrlich von Egloffsteinischer Beamter gewesen ist. Als wir, uns unterhaltend, auf Bauhölzern im Schloßhofe dasaßen, fiel unter anderem das Gespräch auf die großen Schäden, die das Gut durch die Fluten und Eisgänge des Winters erlitten, besonders noch vergrößert durch die fortlaufende Reihe der Altwasser (alter verlassener Flußbetten). Dies veranlaßte mich zu der Äußerung: daß diese lange Reihe stehender kleiner Seen vielleicht bestimmt sein könnten, noch recht nutzbar gemacht zu werden, wenn dereinst der große Gedanke Karls d. Gr. einer Verbindung des Mains mit der Donau mittels der Rezat und Altmühl wieder aufgegriffen und zur wirklichen Ausführung gebracht werde, woran er schon mit einem bedeutenden Heere gearbeitet habe, jedoch durch eine in Pannonien ausgebrochene Empörung und Krieg unterbrochen worden sei, welche deutliche Spuren dieser Arbeiten der Wasserscheide zwischen Rezat und Altmühl in der Gegend der Stadt Weißenburg und nahe an dem Dorfe Graben — welches wahrscheinlich von diesen Arbeiten den Namen hatte — ich bei meinen Reisen als Forstgeometer in den Fürstentümern Ansbach und Eichstädt in Erfahrung brachte. Lips griff diesen Gedanken eines Donaukanals mit vieler Wärme auf und gab mehreres Geschichtliche von diesem großen Gedanken Karls d. Gr. — der nun zwischen acht und neun Jahrhunderten wieder eingeschlafen war — zum besten.



„Der selige Vater, immer wärmer von diesem Gedanken durchdrungen, rief endlich mit größter Lebhaftigkeit aus: ‚Hört einmal! Ihr beiden müßt darüber etwas schreiben, um diesen Gedanken Karls des Großen dem gegenwärtigen Zeitalter wieder zu erwecken!' So entstand das Schriftchen ‚Der Kanal in Franken usw.', in welchem Lips den geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Teil und ich, damaliger Kreisbaukondukteur in Erlangen, den technischen Teil mit einem Kärtchen bearbeitete, welches Schriftchen der königl. preußischen Regierung und dem Kurfürsten Maximilian Josef von Bayern übersendet wurde.

„Besonders von diesem letzteren Fürsten wurde das Schriftchen mit ausnehmendem Anteile aufgenommen, so daß er sich bewogen fand, den beiden Verfassern, die damals noch nicht in seinen Diensten waren, sehr huldvoll zu danken und jeden mit der großen goldenen akademischen Medaille (25 Dukaten schwer, mit der Aufschrift ‚Bene merentibus' und auf dem Averse mit dem Brustbilde des Kurfürsten geziert) zu beglücken."

Diese denkwürdige Schrift war 1805 erschienen. 1819 verfaßte Chr. Fick eine andere, „an die hohe deutsche Bundesversammlung" gerichtete: „Welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerikas auf Europa, und was haben wir jetzt zu tun, um die Folgen, welche daraus entstehen, besonders für Deutschland, minder schädlich zu machen?" Hier behandelt er die damals wichtige Frage, durch welche Mittel man die große Konkurrenz Amerikas ausgleichen könne. Doch davon soll jetzt nicht die Rede sein; ich hebe daraus nur die für die Vorgeschichte des Ludwig-Kanals wichtigen Sätze hervor.

„Bei den besten Kunststraßen und bei den besten Fuhrwerken wird der Transport zu Lande immer viel kostspieliger sein als der zu Wasser. Daher müssen die Flüsse schiffbar gemacht und durch Kanäle miteinander verbunden werden. Unendlich viel ist hierin für Deutschlands Gesamtwohl und der einzelnen Staaten zu tun. Man muß darüber staunen, daß eine Nation, die sich auf einen so hohen Standpunkt der geistigen Bildung und Beurteilungsgabe geschwungen hat, in diesem Gegenstande die Geschichte ganz für sich verloren gehen läßt, welche uns sagt, daß Staaten nur durch die Beförderung der Schiffahrt im Innern zu einer großen Blüte und ausgezeichnetem Wohlstand gelangt sind. Karl d. Gr. in einem Zeitalter der Roheit und mit den damals äußerst geringen hydraulischen Kenntnissen entwarf den eines großen Mannes würdigen Plan, den Rhein mit der Donau vermittels der schwäbischen Rezat und der Altmühl zu verbinden, und schon weit war er in seinem unternommenen Werke vorgerückt, als neue Kriege sein ganzes Augenmerk fesselten. Die Legende sagt, daß jedesmal in der Nacht Teufel den Graben wieder zugefüllt hätten, welcher den Tag über aufgeworfen worden war. Wahrscheinlich ist dieses eine Mythe, und unter diesen Teufeln muß man diejenigen verstehen, welche sich wohltätigen Plänen widersetzen. Schon oben erwähnte ich des Vorhabens von Kaiser Karl d. Gr., den Rhein oder die Nordsee mit der Donau oder dem Schwarzen Meere zu verbinden. Dieser Plan, von einem guten Könige schon lange mit Wohlgefallen beehrt, muß wegen seiner großen Wichtigkeit zuerst vorgenommen werden. Allein auch die Schiffahrt auf der Donau von Regensburg bis Wien bedarf wichtiger Verbesserungen. — Doch die Verbindung der Donau mit dem Rhein, die Schiffbarmachung mehrerer Nebenflüsse usw., alle diese großen Verbesserungen würden den Hauptzweck nicht erfüllen, würden den großen Nutzen nicht stiften, wenn man auf der Donau mit seinen Gütern und Handelswaren nicht ins Meer hinaus und von diesem den Strom herauf schiffen könnte. Denn eben der Zusammenhang eines schiffbaren Flusses mit einem oder dem anderen Meere schafft den Zusammenhang mit allen Völkern der Erde, folglich den Handel mit allen Nationen.

„Ein großes durchaus notwendiges Unternehmen zur steigenden Industrie und Handel im Innern und ins Ausland ist eine Wasserverbindung des südlichen Deutschlands mit dem nördlichen oder der Donau und des Mains mit der Saale vermittels der Tettau und Lockwitz, ein Unternehmen, das in der Ausführung weniger Schwierigkeiten darbieten wird, als man anfänglich vermuten muß."

Prof. Dr. H. Draheim.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 6 1. MÄRZ 1917

Die Plünderung Roms durch Bonaparte.

Von Ernst Steinmann.

I.

Nicht nur Taten vollbrachte der noch nicht dreißigjährige Feldherr in Italien, Taten von solcher Kraft und Kühnheit und Genialität, daß er sich ihrer noch auf St. Helena mit stolzer Freude erinnerte, er verstand es auch, seinen Worten den reinen Glanz und den vollen Klang des Goldes zu verleihen:

„Völker Italiens, die französische Armee kommt, eure Ketten zu brechen! Kommt ihr mit Vertrauen entgegen. Euer Eigentum, eure Religion, eure Gebräuche sollen nicht angetastet werden

Jeder soll zum allgemeinen Wohl beisteuern, jeder soll in Sicherheit sich seines Besitzes freuen und unter dem Schutz der Tugend seine Rechte ausüben.

Die Völker sollen ruhig sein! Wir sind die Freunde aller Nationen und insbesondere der Nachkommen des Brutus, der Scipionen und der großen Männer, die wir uns selbst als Vorbilder gewählt haben. Das Kapitol wiederherzustellen und dort die Statuen jener Heroen zu errichten, die es berühmt gemacht haben, das römische Volk zu erwecken, das erstarrt ist in Jahrhunderten der Knechtschaft — das sei die Frucht unserer Siege!"[1])

Diese Worte erklangen in ganz Italien so laut und hell, wie die Taten dunkel waren, die ihnen folgen sollten. „Die Herren Italiener" — so belehrte man sie später — „waren sehr gütig, wenn sie geglaubt haben, wir seien nach Italien gegangen, um ihnen die Freiheit zu bringen oder die Einigung als Nation. Wir haben uns dieses Landes nur bemächtigt, um dort unsere Geschäfte zu machen. Was unsere Proklamationen und Versprechungen anlangt — schlimm genug, wenn sie sich von ihnen täuschen ließen."[2])

Was diese „Geschäfte" bedeuteten, das hat Barzoni freimütig in einem Bericht an Bonaparte ausgesprochen, in dem er das „erneuerte Italien" einer ungeheuren Totenbahre verglich, auf der eine ganze Generation hingeopfert liege.[3]) Was diese Segnungen französischer Eroberungssucht bedeuteten,

1) Correspondance de Napoléon Ier, Paris 1858. Proklamationen an die Armee. I S. 220 nr. 234 (26. April 1796) und I S. 369 nr. 461 (20. Mai 1796). Es wird nach der Quartausgabe zitiert.

2) Angeloni, Luigi, Dell' Italia uscente il settembre del 1818, Parigi 1818. II S. 199 Anm. 10. Das Buch erschien 1826 in zweiter Auflage unter dem Titel: Della forza delle cose politiche, ragionamenti quattro.

3) Malamani, Vittorio, I francesi a Venezia e la satira. Venezia 1887. S. 64ff. Trolard, Eugène, De Rivoli à Marengo et à Solferino. Paris 1893. II 2 S. 202.

Dem Herrn Direktor Schnorr v. Carolsfeld gebührt mein uneingeschränkter Dank für das Wohlwollen, mit dem er meine Arbeit in der Hof- und Staatsbibliothek in München gefördert hat. E. St.

das haben Stadt und Land in Italien von Mailand und Venedig bis hinunter nach Rom erfahren. Und nirgends hat sich dies Verhängnis zu so tragischer Größe gestaltet, wie eben in Rom, wo der Papst seine tausendjährige Herrschaft an den Sieger verlor und mit seinem Sturz den tausendjährigen Glanz seiner dreifachen Krone begrub.

Wie einmal Italien die Welt regiert hatte, so sollte jetzt Frankreich die Welt regieren. Caput mundi — das war einmal der Ruhmestitel Roms gewesen; er sollte auf Paris übergehen. „Je me plais beaucoup à voir Paris le rendez-vous de toute l'Europe", schrieb Bonaparte bereits am 2. Juli 1796 an Carnot, mit dem er sich völlig eins wußte in der Absicht, Rom zu berauben, um Paris zu schmücken.[4])

Das Direktorium hatte seinem siegreichen General in diesem Sinne schon einige Monate früher ganz bestimmte Anweisungen aus Paris zugehen lassen: „Italien verdankt den schönen Künsten zum großen Teil seine Reichtümer und seinen Ruhm. Aber die Zeit ist gekommen, wo ihr Reich nach Frankreich übersiedeln muß, das Reich der Freiheit zu bestätigen und zu schmücken. Dieser glorreiche Feldzug, der unserer Republik die Macht geben wird, den Feinden den Frieden zu diktieren, er muß uns auch für die Zerstörungen entschädigen, die der Vandalismus unter uns angerichtet hat."[5]) Und gleichzeitig hatte Carnot in bezug auf Rom an Bonaparte geschrieben: „Einige seiner schönen Monumente, seiner Statuen, seiner Gemälde, seiner Medaillen, seiner Bibliotheken, seiner Bronzen, seiner silbernen Madonnen und selbst seiner Glocken werden uns ja für den Aufwand entschädigen, den ein Besuch in Rom Euch kosten würde."[6])

Dies Schreiben Carnots, in dem zum erstenmal mit zynischer Offenheit die Absicht ausgesprochen wird, die Stadt der Päpste aufs schändlichste zu plündern, trägt das Datum des 7. Mai 1796. Wenige Tage später — am 9. und am 17. desselben Monats — wurden bereits mit den Herzögen von Parma und Modena die Verträge abgeschlossen, die ihnen je zwanzig Meisterwerke ihrer Gemäldegalerien kosten sollten.[7])

In Paris war die Frage, ob man mit Recht einen besiegten Feind seiner Kunstdenkmäler berauben könne, aufs eifrigste diskutiert worden. Bonaparte der wie jeder Usurpator auf die öffentliche Meinung das größte Gewicht legte, mußte mit Verdruß erkennen, daß es unter den Franzosen Leute gab, die sein Raubsystem rückhaltlos verurteilten. Der Architekt Quatremère de Quincy stand mit seiner Meinung keineswegs allein da, als er noch als politischer Gefangener im „Redacteur" seine warnende Stimme erhob.[8]) Im Sommer 1796 erschienen seine gesammelten Briefe an Miranda, in denen sich der Autor nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens A. Q. bezeichnet hatte.[9])

4) Correspondance I 561 nr. 715.

5) Brief Carnots vom 7. Mai 1796 in Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte en Italie. Paris 1819. I 155.

6) Correspondance inédite I 153.

7) Correspondance I 303 nr. 368 und 305 nr. 439.

8) J. Guiffrey, L'académie de France à Rome 1793—1804 in Journal des savants 1908 S. 658 Anm. 7, und R. Schneider, Quatremère de Quincy et son intervention dans les arts (1788—1830) S. 164ff.

9) Lettres sur le préjudice qu'occasionneroient aux Arts et à la Science le déplacement des monuments de l'art de l'Italie etc.; eine zweite Ausgabe des Buches wurde mit dem Protest der französischen Künstler gegen den Raub i. J. 1815 in Rom gedruckt. Ein dritte Ausgabe erschien nach Guiffrey

Ja, Quatremère fand den Mut, seine Schrift dem ruhmgekrönten Heerführer nach Italien zu senden. Zwischen den tönenden Reden und schwülstigen Schriften innerer Unwahrhaftigkeit, heuchlerischer Lüge, frevelhaften Übermutes, übelriechender Selbstverherrlichung, mit denen Frankreich damals Europa überschwemmte, wirken die Briefe von Quatremère wie das Licht in der Finsternis. Mit einem Ernst, einer Ehrlichkeit, einem Freimut, einer Wärme, die Sympathie und Bewunderung wecken, beschwört Quatremère den damals schon allmächtigen und unbesiegbaren Genius Frankreichs, an sich selbst und an anderen, an Italien und an Frankreich nicht unsühnbares Unrecht zu begehen.

Er beginnt von einer Republik in Europa zu sprechen, die von den Künsten und Wissenschaften gegründet sei und alle Menschen zu Brüdern mache. „Diese glückliche Gesinnung", schreibt er, „kann selbst nicht durch die blutigen Uneinigkeiten erstickt werden, welche die Nationen verleiten, sich untereinander zu zerfleischen. Fluch über den Grausamen, den Toren, der die heilige Flamme der Menschenliebe und der Menschlichkeit auslöschen wollte, welche die Liebe zu Kunst und Wissenschaft noch in einigen Menschen unterhält. Die Aufklärung allein hat Europa diesen unschätzbaren Dienst geleistet, daß es heute keine Nation mehr gibt, die einer anderen Nation den erniedrigenden Namen des Barbaren zurufen könnte. Als Bürger einer allgemeinen Republik der Künste und Wissenschaften und nicht als Angehöriger dieser oder jener Nation werde ich das Interesse untersuchen, das alle Parteien zur Erhaltung des Ganzen verbindet."

„Tausend Dinge," so beginnt der zweite Brief, „haben dazu beigetragen, Italien zum großen Museum Europas zu machen." Er schildert das Verantwortungsgefühl der Päpste, die jahrhundertelang bemüht gewesen sind, die heiligen Reliquien ihrer Stadt zu sammeln, zu erhalten, wiederherzustellen. Er ist erstaunt, daß man nicht mehr in Europa getan habe, die Päpste zu unterstützen, wo doch Europa vollen Anteil hatte an den Segnungen der Kultur, die von Rom über die Welt verbreitet wurden. „Was würde man aber von einer Nation sagen," ruft er aus, „die, statt solche Bestrebungen zu fördern, es wagen wollte, die Quellen auszutrocknen, durch die die Welt befruchtet wird?" Und mit dem Namen Roms werden tausend Bilder und Vorstellungen in Quatremères Seele lebendig, und die Erinnerung an glückliche Jahre, in denen er selbst an diesem Quell der Weisheit getrunken hatte, leiht seiner Feder Begeisterung und Kraft. Er schaudert förmlich bei dem Gedanken, die Statuen und Gemälde, die nur im hellen Licht am Tiber verstanden und genossen werden können, im grauen Tag von Paris wiedersehen zu müssen, wo jene große Voraussetzung beschaulicher Ruhe fehlt, die Rom besitzt. „Ist nicht die Antike Roms ein großes Buch, dessen Blätter die Zeit zerstreut hat, und das wir jeden Tag bestrebt sind wiederherzustellen? Andere Museen ließ ein Zufall entstehen. Rom allein ist durch Naturgesetz entstanden. Unteilbar ist dies Museum, ob es sich gleich aus zahllosen Statuen und Tempeln, Thermen und Amphitheatern, Gräbern und Inschriften zusammensetzt."

„Der gelehrte Winckelmann hat zuerst in dieses Chaos Ordnung gebracht.

i. J. 1836. Eine Übersetzung der sechs ersten Briefe brachte Archenholz in seiner Minerva schon 1796. VIII 87—120 und 271—309.


21*



Er hat den Geist der Beobachtung geweckt. Er hat Kritik und Methode angewandt. Aber hätte Winckelmann tun können, was er getan hat, ohne die Fülle des Materials, das ihm zur Verfügung stand? Man stelle sich vor, er hätte statt der Galerien Roms die Galerien Europas durchwandern müssen, würde ihm überhaupt der Gedanke gekommen sein, ein Werk wie das seinige zu unternehmen?

Es würde heißen, die Sonne in Sterne zersplittern zu wollen, wollte man die Schätze Roms aus Rom entwenden. Unwissende Freundschaft ist schlimmer als Feindschaft. Aber was in Europa den Künsten und Wissenschaften angehört, ist den Gesetzen von Krieg und Sieg nicht untertan. Friedrich der Große begnügte sich damit, zweimal als Sieger in Dresden einziehend, die prächtigen Gemälde seiner Galerie zu bewundern."

Und immer dringender, immer beredter werden seine Beschwörungen in den nächsten Briefen. Er fleht Minerva und Apollo an, den Raub nicht zuzulassen. Er besteht darauf, daß es außer Rom keine Stadt in der Welt gäbe, die würdig sei, ein Tempel jener Heiligtümer zu sein, die zu ihr gehörten wie das Licht zur Sonne: Rom ist eine Welt! Nach Rom wird jeder pilgern müssen, der seine Augen öffnen will für Natur und Kunst, denn das Kolosseum, die Säulen Trajans und Antonins, die Kolonnaden von St. Peter, die Tore und die Brunnen kann kein Eroberer ihm rauben. Er schildert seine Enttäuschung, als Kastor und Pollux — die berühmte Gruppe von San Idelfonso — nach Spanien gebracht wurden, er beklagt die Entführung von Raffaels Kartons nach London. Teilen ist Zerstören! Zur Freude der Menschheit, zur höchsten Belehrung aller derer, die hören wollen, will er Rom unversehrt erhalten wissen als große Schule der Menschheit — jene Stadt, von der schon Montaigne gesagt hat, sie sei die gemeinsamste der Welt, wo der Unterschied der Nationen sich am wenigsten bemerkbar mache, wo alle Welt ein Zu-Hause suche, weil alle Welt hier zu Hause sei.

Hätte die Sache Roms einen besseren Anwalt finden können? Konnte es möglich sein, die Stimme eines solchen Predigers in der Wüste gänzlich zu überhören? Die Bittschrift, die Frankreichs beste Künstler — unter ihnen David und die beiden Moreau, Lesueur und Pajou, Fontaine und Percier, Girodet, Robert, ja selbst Vivant Denon — damals an das Direktorium richteten, sind ein Echo der Briefe Quatremères an Miranda.[10]) Die Bitte war bescheiden: Nehmt nichts fort aus Rom, bis sachkundige Männer euch ihren Rat erteilt haben! Aber die Bitte kam zu spät. Sie blieb unbeantwortet. Die Helden der Rhetorik und der Phrase hatten den Unwissenden längst andere Wünsche ins Herz gesenkt, und nicht den Unwissenden allein.

„Nicht mehr Blut verlangt der Franzose," schrie einer dieser Maulhelden, der während der Revolution gelernt haben mochte, wie man zum Volke reden müsse, „es sind nicht Sklaven, nicht einmal Könige, die er an seinen Wagen fesseln will. Mit den glorreichen Trophäen der Künste will er seine Triumphe schmücken! Dieser heißen Leidenschaft der großen Seelen, dieser Ruhmessehnsucht, dieser Begei-

10) Die Bittschrift ist vielfach gedruckt worden. Archenholz gibt in der Minerva (1796) VII S. 500 eine Übersetzung. Vgl. Schoell, Recueil de pièces officielles pour détromper les français IX (1816) S. 318, Tourneux, Bibliographie de l'histoire de Paris I (1890) 473 nr. 4955, und Müntz in der Revue d'histoire diplomatique IX (1895) S. 379.



sterung für große Talente verdanken die Griechen ihre erstaunlichen Erfolge. Ihre Tempel, ihre Statuen, ihre Denkmäler verteidigten sie bei Salamis und Marathon! Und so gehen unsere siegreichen Kämpferscharen voran, begleitet vom Genius der Kunst, gefolgt vom Genius des Friedens, und bald werden sie am Fuß der stolzen Basilika von St. Peter angelangt sein!"[11])

Tosender Beifall belohnte den Redner, und er konnte sich einbilden, das Schicksal Roms besiegelt zu haben. Von allen Seiten wurden beifällige Stimmen laut. Lebreton, der Sekretär des Instituts, erklärte feierlich, das römische Volk sei nicht länger würdig, der Bewahrer der von den Griechen erbeuteten Schätze zu sein.[12]) Des Gegenprotestes, den Isabey, Regnault, Gérard Lenoir und viele andere Künstler und Gelehrte zugunsten der Raubabsichten Bonapartes ergehen ließen, und der erst am 5. Oktober 1796 im „Moniteur" erschien, hätte es gar nicht mehr bedurft.[13]) Aber der Geist Quatremères blieb lebendig wie Bankos Geist, und nach der Schlacht von Belle-Alliance standen die Toten wieder auf.

In Italien selbst sah man dem Raube mit gemischten Empfindungen zu.[14]) „Die Republikaner," so berichtet Botta, „nicht die guten, sondern der Auswurf derselben, zeigten die Kunstschätze den Räubern an, die mäßigeren trösteten sich mit der Hoffnung, daß Italien zur Hervorbringung anderer, ebenso kostbarer Schätze noch fruchtbar genug sei; die strengen dagegen freuten sich über den Raub, indem sie sagten, die Freiheit bedürfe dieser Pracht nicht, Brot und Eisen sei für den Republikaner genug." Alle aber, die in Bonapartes Eroberungsgelüsten ein furchtbares Verhängnis für ihr Vaterland erkannten, und die durchschauten, welch ein Unheil die trügerische Botschaft von Freiheit und Gleichheit über ihr unglückliches Vaterland heraufbeschwor, alle die, welche Italiener blieben und nicht Franzosen wurden, waren von tiefer Trauer erfüllt und teilten die Erbitterung des Volkes gegen seine Bedrücker. Aber die eiserne Faust des Siegers erstickte jeden Laut der Klage. Anonyme Anklagen, die meistens in der Schweiz gedruckt wurden, verhallten ungehört. Barzoni, der damals sein berühmtes Buch „Die Römer in Griechenland" verfaßte und damit die Franzosen in Italien meinte, mußte flüchtig werden.[15]) Aber es gab Italiener in Paris, die das Musée Napoléon nicht betreten haben, solange es ihre vaterländischen Heilig-

11) Moniteur universel (6. Juni 1796) Tome XIV S. 1030.

12) Archenholz, Minerva (1796) VIII 466ff.

13) Vgl. Tourneux, Maurice, Bibliographie de l'histoire de Paris. Paris 1900. III 896 nr. 19968. Übersetzung bei Archenholz, Minerva (1796) VIII 476ff.

14) Silvagni, U., Napoleone Bonaparte e i suoi tempi, Roma 1895, II 350ff., verteidigt die Beraubung seines Vaterlandes.

15) Im Jahre 1799 erschienen auch anonym die Briefe von Francesco Becatini voll fürchterlicher Anklagen und bitterer Ironie: Storia del memorabile triennale governo Francese e sedicente Cisalpino nella Lombardia. Zwei anonym erschienene Schriften, die sich mit den furchtbaren Verlusten Italiens beschäftigen, führt Trolard a. a. O. II 2 S. 310 u. 312 auf: Le richezze dell' Italia passate in Francia, ossia prospetto delle spoglie fatte dalla Republica francese, Italia 1800, und Quadri sulla democratizzione nel secolo XVIII, Zürich 1799.

Trolard II 2 S. 310 gibt eine Inhaltsangabe des Buches: Le richezze dell' Italia. Schon die Überschriften geben eine Vorstellung von dem, was Italien damals an Gold, Silber, Geld und Kunstschätzen aller Art verloren hat. Die Angaben sind keineswegs so übertrieben, wie Trolard behauptet, und werden, was die gezahlten Millionen anlangt, durch Bonapartes Friedensabschlüsse bestätigt.

tümer barg, und eine vornehme Römerin, die sich doch entschlossen hatte, Napoleons Raub- und Ruhmestempel zu betreten, brach beim Anblick der römischen Götter und Kaiserbilder vor Schmerz über die Schande ihres Vaterlandes ohnmächtig zusammen.[16])

Rückhaltlos nahm man in Deutschland Partei für das unglückliche Land. Wie hätte das Vaterland von Winckelmann und Goethe, die eben erst in Deutschland mit lauter Stimme das Evangelium von Italiens versunkener Größe und unsterblicher Schönheit gepredigt hatten, diese schmachvolle Beraubung nicht als einen Frevel an Kultur und Gesittung empfinden sollen? Schiller geißelte den Kunstraub Bonapartes in den berühmten Strophen: „Die Antiken zu Paris", und in seinen „Horen" erschienen im Jahre 1797 die zornigen Verse von Gries über die Gallier in Rom.[17]) Am ergreifendsten aber hat August v. Platen noch viele Jahre später in seinem „Alten Gondolier" tiefe Trauer und verhaltene Empörung zum Ausdruck gebracht:

Wir sahen den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen.
Wir sahen, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt!
Wir sahn zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer.
Wir sahn an Tor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Das Verzeichnis der hundert Kunstwerke, die Rom kraft der Verträge von Bologna und Tolentino verlieren sollte, wurde mit und ohne Kommentar in den besten deutschen Zeitschriften abgedruckt: in Wielands „Teutschem Merkur"[18]), in Posselts „Europäischen Annalen"[19]), in Archenholz' „Minerva"[20]), in den „Neuesten Staatsanzeigen"[21]), im „Politischen Journal".[22]) Es ist erstaunlich, wie allgemein das Interesse an den Vorgängen in Italien war, und wenn es auch an Bewunderung nicht fehlte für das Genie des jugendlichen Eroberers, so fand er für seinen Kunstraub doch kaum eine Entschuldigung.

Der Maler Fernow, der sich auch in der Kunstgeschichte einen Namen gemacht hat, war damals in Rom ansässig. Ihm verdanken wir nicht nur die zuverlässigsten Listen aller in Italien geraubten Kunstwerke, Manuskripte und Naturalien, er hat auch im „Teutschen Merkur" über Beginn, Verlauf und Schluß des Raubgeschäftes getreulich Bericht erstattet. Überall wurden Stim-

16) Der Vorgang wird ausführlich geschildert bei Angeloni a. a. O. II 194 Anm. 7.

17) Die Horen, Jahrgang 1797 (Tübingen) Neuntes Stück S. 79ff.:

Ihr droht umsonst; denn Jovis Donner schweigen
Und seine Blitze sind entflohn.
Die Götter selbst, die stolzen Götter steigen
Herab von ihrem Thron

Und folgen willig dem erhabnen Sieger
Bis in den rauhen Norden nach.
Vergebens flehen Roms entnervte Krieger,
Zum Widerstand zu schwach.

Die Rückkehr der Antiken nach Rom am 4. Januar 1816 hat Reinhold in ziemlich schwachen Versen in ähnlicher Weise besungen:

Sie kehren heim, die göttlichen Heroen,
Die ew'gen Wunder in die ew'ge Stadt usw.

(Morgenblatt für gebildete Stände. 26. März 1816 Nr. 74 S. 293/94.)

18) Über die Kunstplünderungen in Italien und Rom in: Der neue Teutsche Merkur (Weimar 1796) III 249—279. Vgl. ebendort 1797 II 59ff. D. Vogel, Rom behalte seinen Apollon und Laokoon.

19) II (1796) S. 236—240 Posselt bringt schon früher (I 261ff.) die Verzeichnisse des Kunstraubes aus Mailand und Parma.

20) XIII (1796) S. 77—86.

21) IV (1798) S. 535—39.

22) 1796 II 1012—14 (abweichend und fehlerhaft). Vgl. auch den Leipziger Gemeinnützigen Zeitungsmann vom 9. Juli 1796 und endlich das unvollständige Verzeichnis im Rheinischen Merkur vom 17. Juli 1815 (Nr. 269).

men laut, daß Apollo und Laokoon nach Rom gehörten und nicht nach Paris. Jeder wußte für diese Behauptung andere Gründe anzuführen.

In Leipzig wurde im Jahre 1803 das von Rinaldo Santalone verfaßte Verzeichnis der 500 Codices gedruckt, die der Vatikan verlor.[23]) In Hamburg hat Archenholz in der „Minerva" eine Anzahl merkwürdiger Dokumente gesammelt, die sich auf den Kunstraub nicht nur in Italien, sondern auch in Ägypten beziehen. Archenholz selbst suchte in seiner Abhandlung zu beweisen, daß Rom und Rom allein das Vaterland für große Künstler sei.[24]) Ja, er ließ die Franzosen sich selbst bekämpfen, und obwohl die Beraubung Roms längst eine beschlossene Sache war, druckte er einen Protest von Roederer ab, des bekannten Herausgebers des „Journal de Paris", der später als Minister und Staatsrat Napoleons eine große Rolle spielen sollte.[25]) Mit weniger Rhetorik, aber mit demselben Freimut und der gleichen Wärme wie Quatremère vertrat auch Roederer den Raubgelüsten Bonapartes gegenüber die Gesetze von Recht und Billigkeit. „Die Kriegsgesetze", führt er aus, „erlauben weder herabwürdigende Beraubungen, die dem besiegten Lande alle Achtung entziehen, noch unersetzbare Verschlechterungen, die, da sie täglich fühlbar sind, ewige Rachsucht veranlassen. Haben Correggio, Carracci, Dominichino ihre Meisterwerke für euch hervorgebracht?" fragt er seine Landsleute. „Römer, laßt keine Bildsäule, sondern Bildhauer kommen," sagte Cyneas zu den Siegern in Afrika; „nehmt keine Gemälde, sondern unterrichtet die Maler. Nicht der Genuß dessen, was man genommen, sondern dessen, was man gemacht hat, ist süß und glorreich!"

Die völkerrechtliche Frage wurde von K. H. Heydenreich in der „Deutschen Monatsschrift" erörtert.[26]) Er fragt, ob

23) Recensio manuscriptorum codicum qui ex universa bibliotheca vaticana selecti iussu dnr. nri. Pii VI. Pont. M. prid. id. iul an 1797 procuratoribus gallorum iure belli seu pactarum induciarum ergo et initae pacis traditi fuere. Lipsiae 1803. Als Verfasser dieser anonym erschienenen Schrift wird im Teutschen Merkur (1802 II 221) Rinaldo Santalone genannt. Im Anhang ist der zweite Raub v. J. 1798 von Büchern, Manuskripten, Vasen und Medaillen verzeichnet, die dem Maler Wicar ausgehändigt werden mußten.

24) Minerva VII (1796) S. 201: Über die Verpflanzung großer Kunstwerke aus Italien nach Frankreich.

25) Minerva X (1797) S. 126: Über Buonapartes Zug nach Rom und über die Gemälde und Statuen Italiens. In Roederers gesammelten Werken — Œuvres du comte P. S. Roederer I–VI, Paris 1853—57 — habe ich diesen Aufsatz nicht zu finden vermocht. Gegen Roederer, den Franzosen, versuchte Stegmann, der Deutsche, Frankreichs Kunstraub zu entschuldigen. Er behauptet, in Italien sei am wenigsten, in Paris am meisten gegen den Kunstraub geschrieben worden. Vgl. Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen (s. l. 1798 anonym erschienen). I S. 322ff. In Cottas neuester Weltkunde (13. Januar 1798) findet sich der klassische Satz: „Gerne opferten die Italiener die Reichtümer der Kunst und des Kunstfleißes, um den ersten Schritt in das Heiligtum der Freiheit zu tun." „Diese Göttin" — schrieb Woyda in seinen Briefen über Italien III 242 — „existiert nirgend anders als in der Vignette auf den Stempeln oder dem Briefpapier; wer sie in den Verordnungen selbst sucht, erstaunt nicht wenig, statt ihrer den mit schweren Ketten belasteten Despotismus zu finden." Vgl. Briefe über Italien, geschrieben in den Jahren 1798 und 1799 vom Verfasser der Vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Anonym erschienen i. J. 1802 in Leipzig. Über den Hauptmann Woyda, den „freimütigen polischen Schriftsteller", der 1798 in französische Kriegsdienste trat, finden sich einige Notizen in Wielands Teutschem Merkur 1800 III 316—18.

26) Darf der Sieger einem überwundenen



es dem Sieger rechtlich zustehe, einem überwundenen Volke Werke der Literatur und Kunst zu entreißen, und er richtet die Gegenfrage an die Franzosen, ob sie mit dem menschlichen Geiste Krieg führen wollten, ob sie von dem Genius der großen Kunst Italiens angefeindet worden seien. Und er kommt zu dem Schluß, daß Güter, die der Menschheit angehören, auch dem Feinde heilig sein müßten, ja daß es ein Verbrechen gegen die Menschheit bedeute, einer besiegten Nation nationale Meisterwerke zu rauben. Und wie auch Roederer sieht er in solchem Akt die Verewigung des Hasses und der Rache: denn solange die besiegte Nation dauert, wird auch die Kränkung dauern über ihren Verlust.[27])

Vor allem aber wendet sich Heydenreich mit Empörung gegen die Schändung der italienischen Kirchen durch die französischen Apostel eines neuen Glaubens, eines neuen sittlichen Ideals. Niemand habe das Recht, die Religion eines anderen Volkes für Aberglauben zu erklären; über die Denkart und den Glauben einer Nation könne niemand Schiedsrichter sein. Die Franzosen behaupteten, die Sache der Menschheit zu führen. Freiheit, Kultur und Glück hätten sie den Völkern verheißen, denen sie alle geistigen und materiellen Güter auf die schonungsloseste Weise raubten. Diesen Widerspruch würden sie niemals lösen können. „Wahrlich," so schließt der Verfasser, „soviel Ehre ihnen auch die zahllosen Fahnen machen, die sie ihren Feinden entrissen haben: die geraubten Meisterwerke Italiens wird gewiß kein edlerer Fremdling ohne ein Gefühl von Entrüstung in den Pariser Kunstsälen erblicken können."

Bonaparte hat im Waffenlärm, der ihn in Italien umklirrte, diese Stimmen entweder gar nicht gehört oder nicht hören wollen. Gegen Raub und Plünderung wendete er sich mit hochtönenden, mehr oder weniger heuchlerischen Worten mehr als einmal in seinen Armeebefehlen; daß ihm die Wegführung der Kunstschätze aus Italien Gewissensskrupel verursacht hätte, deutet nicht ein einziges Wort in seinen Berichten an das Direktorium an. Im Gegenteil! er verweilt mit besonderer Vorliebe bei diesem Thema, und bei den glänzenden Berichten über seine glorreichen Waffentaten vergißt er nicht hinzuzufügen, daß man den heiligen Hieronymus des Correggio gerne für eine Million zurückkaufen würde, und daß er bedaure, daß der Heilige die Reise nach Paris in einer so schlechten Jahreszeit antreten müsse.[28])

Der Geist des Raubes war in der französischen Armee, seit sie die Alpen überschritten hatte, mit neuen Siegen neu erwacht. „Ein schmutzigeres und habgierigeres Heer ist seit den Tagen der Landsknechte nicht mehr in die Gefilde Italiens herabgestiegen", klagte Francesco Melzi, ein erklärter Freund Bonapartes, der zukünftige Herzog von Lodi von Napoleons Gnaden.[29]) „Die französische Invasion zerstörte wie ein Feuer der Hölle Italiens Wohlfahrt überall und auf allen Gebieten," schreibt ein Engländer, der all das Unglück mit

Volke Werke der Literatur und Kunst entreißen? Eine völkerrechtliche Quästion in der Deutschen Monatsschrift August 1798 S. 290—295.

27) Die gleiche Ansicht findet sich im Journal des Luxus und der Moden (Weimar 1802) S. 246/7 vertreten. Vgl. auch Friedrich J. L. Meyer, Fragmente aus Paris im IV. Jahre der Französischen Republik (Hamburg 1797). II 194—199.

28) Correspondance I 302 nr. 367 und 517 nr. 663.

29) Memorie, documenti. Milano 1865 S. 152.



eigenen Augen gesehen hatte.[30]) Aber was konnte von den Soldaten erwartet werden, wenn sich die Heerführer selbst auf die schamloseste Weise zu bereichern suchten? Was konnte schließlich Bonaparte selbst verlangen, wenn seine eigenen Hände nicht rein waren?

In Italien wollte man wissen, daß sich der Generalissimus selbst mit 20 Millionen bereichert habe, und man erzählte sich, daß selbst Berthier, sein bester General und sein vertrauter Freund, nicht gewagt habe, ihn von dem Vorwurf der Raubgier freizusprechen.[31]) Und war nicht Josephine, dem Sieger auf den Spuren folgend, in Mailand und Venedig erschienen, um sich wie einer Königin huldigen zu lassen? Jedermann wußte, wie sehr die schöne Frau Gold und Perlen, Gemälde und Bronzen und andere Köstlichkeiten liebte. Man wußte sich seltsame Dinge zu erzählen, wie sie sich gelegentlich selbst diese Dinge angeeignet hatte, wie leicht es war, ihre Gunst und Fürsprache durch kostbare Geschenke zu erwerben, wie selbstverständlich sie es fand, daß von der großen Siegesbeute Bonapartes ihr die Kleinigkeiten in den Schoß fielen.[32])

30) Rev. John Chetwode Eustace, A classical tour through Italie an. 1802. 4. Aufl. London 1817. Vol. II 58.

31) Sala, Giuseppe Antonio, Diario Romano I 45, erschienen in Miscellanea della R. Società Romana di Storia Patria. Roma 1886.

32) Für Josephinens gänzliche Skrupellosigkeit lassen sich zahllose Beispiele anführen, und über Malmaison haben nicht nur die Gemälde der Kasseler Galerie, sondern z. B. auch eine der herrlichsten Kameen aus dem päpstlichen Schatz im Vatikan, Tolomeus II. und Arsinoe darstellend, den Weg nach Petersburg genommen. Vgl. u. a. Trolard a. a. O. I 385, Lanzac de Laborie, Paris sous Napoléon Bd. VIII (1913) S. 316 Anm. 3 und Marion du Mersan, Notice des monuments, Paris 1840, S. 181. Besonders charakteristisch ist in diesem Sinne ein Schreiben von Denon an Daru aus Braunschweig, datiert vom 14. Februar 1807: J'ai eu l'honneur de lui répondre (à Josephine), que mon désir de la servir m'avait fait toujours joindre aux tableaux que j'étais chargé d'enlever (à l'étranger) nombre de petits objets charmants qui pourraient être extraits de ceux destinés au Musée et que S. M. l'empereur serait sûrement ravie de lui donner. Vgl. Lanzac de Laborie, Paris sous Napoléon Bd. VIII (1913) S. 316 Anm. 3.

Französische Offiziere sprachen es gelegentlich selbst aus, der Krieg in Italien werde nur um des Raubes willen geführt: guerra degli assassini!"[33]) Ein Brigadechef, Dupuy, schrieb aus Mailand an einen Freund: „Ici tout ce monde vole!" Garreau berichtete an das Direktorium nach Paris: „Das Prinzip aller höheren Beamten bei der Armee in Italien ist, daß man in sechs Monaten ein reicher Mann werden muß."[34]) „Pour se faire un sort" ging man über die Alpen zur Armee Bonapartes. „Gagner" war der technische Ausdruck, mit dem Generale, Offiziere und Kommissare ihren schnellen Erwerb von Gütern belegten," schreibt Woyda[35]), der bald als Zuschauer, bald als Offizier und Adjutant am Feldzuge in Italien teilgenommen hatte. „Ich hörte eines Abends zwei Soldaten sich auf der Straße über das Thema unterhalten: ‚Voler,' sagte einer zum andern, ‚c'est malhonnête; le soldat trouve!"

Über das Raubsystem in der französischen Armee berichtet Woyda[36]) mit einer Aufrichtigkeit und Selbstverständlichkeit, als hätte es gar nicht anders sein können. Und da er gleichsam als Franzose unter Franzosen lebte und die Dinge sehen konnte, wie sie wirklich waren, haben wir keinen Grund, seine Angaben

33) Sala, Diario I 45.

34) Trolard a. a. O. II 2 S. 396 u. I 269.

35) Briefe über Italien III 134.

36) A. a. O. III 261.



zu bezweifeln: „Was Bonaparte im großen trieb," schreibt er, „übten die ihm untergeordneten Generale, Offiziere und Kommissare im kleinen. Italien war dazumal noch nicht erschöpft, und so ward es einem jeden, der sich nur irgend zu benehmen wußte, sehr leicht, ein ansehnliches Vermögen zu gewinnen. Überdies hatte man in Italien nicht die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, wie am Rhein und in Holland. Mit den gewonnenen Schätzen eilten dann viele nach Paris, um sie dort durchzubringen. Dieses erregte die Aufmerksamkeit der Nation. Man erfuhr, daß die Armee bis über die Ohren im Golde stecke. Mailand wurde als ein Klein-Paris ausposaunt und ganz Italien als das gelobte Land. Es ward Mode, nach Italien zu gehen. Wer sein Vermögen verloren oder verjubelt hatte, glaubte nur nach Mailand reisen zu dürfen, um sich dort ein neues zu erwerben. Um einander aber keinen Abbruch zu tun und das Land recht systematisch auszusaugen, wurde schließlich einem jeden eine besondere Stadt zu seiner Bereicherung zugewiesen. Aber die Zahl dieser Leute nahm fortwährend zu. Man mußte auf Mittel sinnen, der Habsucht neue Quellen zu erschließen. Rom, das reiche, das prächtige, wurde dazu bestimmt. Berthier erhielt die Ausführung dieser Expedition, und ihn begleitete ein unsäglicher Schwarm von hungrigen Kommissaren. Solange dieser General an der Spitze der Armee stand, ging alles nach Wunsch. Ein jeder nahm, was ihm anstand, man plünderte Kirchen, Klöster und Paläste, teilte sich ehrlich in den Gewinn und erreichte vollkommen seinen Zweck."

Was immer auch Bonaparte bestimmt haben mag, sein Programm in Italien auf Rom auszudehnen, Tatsache ist, daß es ihm zunächst darauf ankam, sich die Schätze, die in der Engelsburg am Tiber bewahrt wurden, zur Unterhaltung seiner Armee und zur weiteren Verwirklichung seiner gigantischen Pläne zu eigen zu machen. Die Verträge von Bologna und Tolentino haben wohl nicht nur die Italiener infame Schriftstücke genannt.

Im Waffenstillstand von Bologna vom 23. Juni 1796 verzichtete der Papst, der nie die Absicht gehabt hatte, mit Frankreich Krieg zu führen, auf die Legationen in Bologna und Ferrara, er gab die Romagna preis, er zahlte 21 Millionen in Gold, Silber, Edelsteinen und Kriegslieferungen, und er verpflichtete sich endlich, hundert Gemälde, Büsten, Vasen oder Statuen nach Auswahl besonders zu ernennender Kommissare dem Sieger auszuliefern.[37])

Bereits am 19. Mai war in Mailand ein von Bonaparte und Saliceti unterzeichnetes Dekret erschienen, in dem Jacques Pierre Tinet zum Agenten der französischen Armee in Italien ernannt worden war mit der Befugnis, die Objekte von Kunst und Wissenschaft zu bezeichnen, die aus Italien nach Frankreich übergeführt werden sollten.[38]) Aber Monsieur Tinet scheint die Erwartungen, die man in seine Kunstkennerschaft

37) Art. 8, die Auslieferung der Kunstwerke betreffend, lautet: Le Pape livrera à la République française cent tableaux, bustes, vases ou statues, au choix des commissaires qui seront envoyés à Rome, parmi lesquels objets seront notamment compris le buste en bronze de Junius Brutus et celui en marbre de Marcus Brutus, tous les deux placés au Capitole et cinq cents manuscrits au choix des dits commissaires. Correspondance de Napoléon I. Tome I 529 nr. 676.

38) Dieses wichtige Dekret regelte in 8 Artikeln die Tätigkeit der Kunstkommissare. Correspondance I 363 nr. 455.



gesetzt hatte, nicht gerechtfertigt zu haben. Als die erste Sendung des Raubes aus Mailand mit Büchern, Gemälden und Manuskripten in Paris anlangte, stellte sich heraus, daß überhaupt nur fünf etruskische Vasen Museumsstücke waren. Von den Gemälden und übrigen Kunstobjekten aber las man im „Magasin encyclopédique", sei nichts wert gewesen, der Republik dargebracht zu werden.[39])

Bonaparte hatte auch selbst schon am 6. Mai aus Tortona um die Entsendung einiger Künstler gebeten, die die Auswahl unter den Schätzen Italiens zu überwachen hätten.[40]) Im Juni waren bereits Barthélemy in Bologna, Monge, Berthollet und Thouin mit Eifer und Erfolg in Pavia tätig.[41]) Noch niemals war es geschehen, daß sich Gelehrte von Ruf ohne weiteres bereitgefunden hatten, ihr Wissen in den Dienst der Beraubung eines besiegten Volkes zu stellen. Bonaparte aber war zufrieden. Am 2. Juli berichtete er nach Paris, daß in Parma, Modena, Mailand, Bologna und Ferrara 110 Gemälde aufgebracht worden seien.[42])

Nun stürzten sich diese und andere Kommissare — der Schrecken Italiens — auf die Residenz des Papstes. Ende Juli meldeten Cacault, der Agent der Französischen Republik, und Azara, der spanische Botschafter am päpstlichen Stuhl, daß die Gelehrten und Künstler, die die Auswahl der hundert Kunstobjekte und der fünfhundert Handschriften zu treffen hätten, am Tiber angelangt seien: „Ich werde mein möglichstes tun," schrieb Azara an Bonaparte, „ihnen die Aufgabe zu erleichtern und den Aufenthalt so angenehm zu machen wie möglich."[43])

Beneidenswert allerdings konnte die Mission bei der erregten Stimmung in Rom gegen die Franzosen nicht genannt werden, ja, man zweifelte selbst in Paris daran, ob der Abtransport des gewaltigen Raubes überhaupt ohne weiteres gelingen werde. Cacault mußte berichten, daß man in Rom die noch übrigen Herrschaftsgebiete des Papstes lieber an Frankreich abgetreten haben würde, als die heiligsten Reliquien des alten und des neuen Rom.[44]) Tatsächlich hatten die päpstlichen Soldaten genug zu tun, die Franzosen in den Straßen Roms vor Beleidigungen zu schützen, und zwei Sekretäre der Kunstkommission sahen bei einem Aufstande ihr Leben ernstlich gefährdet.[45])

Polybios erklärte den Römern, die sein Vaterland erobert und geplündert hatten, niemand würde den Besitzer angesichts seiner geraubten Güter glücklich preisen können, denn man würde immer Mitleid haben mit dem, der einst dies Gut besessen hatte. Auch in Paris war man sich dieser Wahrheit bewußt, und um solch Mitleid in der Wurzel zu ersticken, wurden über Sitten und Charakter Pius' VI. die unglaublichsten Gerüchte verbreitet. Man lese nur, was die „Décade philosophique" über den greisen Papst zu sagen wußte[46]), und man wird erkennen, daß der Geist wilder

39) II 4 (1796) S. 411.

40) Correspondance I 283 nr. 337.

41) Correspondance I 517 nr. 663 Brief ans Directoire vom 21. Juni 1796.

42) Correspondance I 557 nr. 710.

43) Correspondance inédite I 412.

44) L'Italie nous verrait céder sans regret par le Pape toutes les terres domaniales appartenantes à la Chambre apostolique, si nous voulions les prendre en échange des monuments. Vgl. Journal des savants 1908 S. 660.

45) Cacault an Bonaparte am 10. August 1796 in Correspondance inédite I 471.

46) Abgedruckt bei G. Fr. Rebmann, Zeichnungen zu einem Gemälde des jetzigen Zustandes von Paris. Altona 1798. II 173.



Grausamkeit, den die Revolution geboren hatte, noch immer unter den Söhnen Frankreichs lebendig war. Mit der größten Kaltblütigkeit ging man daran, den Papst politisch und moralisch zugrunde zu richten, um sich seiner Schätze ungestraft zu bemächtigen. „Eure Märsche nach dem Süden Italiens", schrieb das Direktorium am 18. Mai 1796 an Bonaparte, „müssen schnell und unwiderstehlich vor sich gehen; die ungeheuren Hilfsquellen, die sich euch erschließen werden, sind ohne Verzug nach Frankreich abzuführen. Laßt nichts in Italien zurück, das uns nützlich sein könnte und das unsere politische Lage uns mitzunehmen erlaubt.[47])

Beschützt vom Waffenruhm Bonapartes, getragen vom Machtgefühl der Sieger, gingen die Abgesandten der Republik unentwegt ihrem Ziele entgegen. Geschmückt mit ihren dreifarbigen Kokarden, sah man sie durch die Straßen Roms spazieren. Bereits am 14. August konnte die Liste der zu wählenden Kunstobjekte in letzter Fassung nach Paris gesandt werden: 54 Statuen, 12 Büsten, Vasen, Altäre, Grabreliefs und endlich 16 Gemälde.[48])

Der Apollo, den einst Julius II. in seinem Viridarium aufgestellt hatte, der Laokoon, durch dessen Auffindung in den Titusthermen einst ganz Rom in Aufregung geraten war, der Torso des Belvedere, auf dem ein Abglanz des unsterblichen Ruhmes Michelangelos ruhte, die Flußgötter Tiber und Nil, die schlafende Ariadne, damals Kleopatra genannt, die Statuen der römischen Kaiser Augustus, Tiberius und Trajan, die Büsten des Marcus und des Junius Brutus, der Antinous', der Grabstein von „Cato und Porzia", der Dornauszieher und der sterbende Gallier — kurz, das Köstlichste, was der kunstsinnige Pius eben mit neuer Pracht im Museo Pio Clementino, im Konservatorenpalast und im Kapitolinischen Museum hatte aufstellen lassen — alles, alles wanderte nach Paris. Es war, als ob man zugleich mit dem Papsttum auch die historische Vergangenheit Roms zerstören wollte.

Aus dem Vatikan aber schleppte man von eben den Altären die Altarbilder fort, für die sie Guercino, Andrea Sacchi, Guido Reni, Poussin und andere gemalt hatten; aus dem Quirinal raubte man Guercinos Meisterwerk, die heilige Petronilla, aus S. Girolamo Dominichinos Kolossalgemälde, die Kommunion des heiligen Hieronymus, aus S. Pietro in Montorio Raffaels Verklärung Christi. Auch Annibale Carracci und Michelangelo da Caravaggio mußten das Beste hergeben, was sie in Rom gemalt hatten, und Carraccis Grablegung Christi aus S. Francesco a Ripa ist noch heute nicht aus Paris zurückgekehrt.

Zunächst allerdings mußte die weitere Entwicklung der politischen Lage den Bevollmächtigten der Republik einen argen Strich durch die Rechnung machen. „Noch schließt der Vatikan alle seine Bewohner ein", schrieb W. Uhden am 12. November 1796 aus Rom an den „Teutschen Merkur".[49]) „Einige nur sind

47) Correspondance inédite I 198.

48) Die offizielle Liste der hundert Kunstwerke des Tolentino-Vertrages brachte das Magasin encyclopédique II 3 S. 424. Sie wurde später u. a. auch in den Miscellanea della R. Società Romana III S. 213 (Sala, Diario Romano) wieder abgedruckt. Die Liste wurde vorher in Paris genau geprüft und mehrfach umgeändert. Vgl. Mag. enc. II 3 (1796) S. 272—277. Unvollständige Gesamtlisten des Raubes wurden von Pommereul, De l'art de voir dans les Beaux-Arts traduit de l'italien de Milizia Paris 1798 S. 275—314 und in Venedig gedruckt: Catalogo de' capi d'opera etc. trasportati dall' Italia in Francia. Venezia 1799.

49) 1797 I S. 56.



von den französischen Kommissärs von ihren Sitzen gestoßen worden, stehen und liegen auf dem Boden und r— lassen sich so von den Antiquaren um so genauer beschauen. Der Apoll und Laokoon sind indes noch um keine Hand breit gewichen. Auch die Handschriften sind unangetastet. Die Kommissärs haben sich von Rom entfernt, und nur der Agent der Republik ist noch hier. — Merkwürdig war es, daß unter den Kommissarien kein Philolog zur Aussuchung der Handschriften befindlich war, und ebenso auffallend, daß die Auswahl der Statuen einem alten Bildhauer überlassen war, der nie in Italien gewesen ist. Wenn es auch wirklich ernst geworden wäre, so scheint es doch wahrscheinlich, daß die Werke der alten Skulptur Rom nicht verlassen, sondern einen von französischen Künstlern angekauften Platz geschmückt hätten. Die Kommissarien sollen aber Noten der zu fordernden Kunstwerke und Handschriften bei sich gehabt haben, die von sehr kundigen Männern aufgesetzt sein mußten."

So dachte und hoffte man noch in Rom im November, aber diese Hoffnungen sollten sich als trügerisch erweisen. Zunächst hatte es sich Pius VI. angelegen sein lassen, alles Gold, das in Rom flüssig war, in Papier umzusetzen und so die ersten 5 Millionen der Kriegskontribution abzuliefern. Dann aber hatte das ungebührliche Verlangen des Direktoriums, der Heilige Stuhl solle alle Bullen und Breven widerrufen, die seit 1787 in bezug auf Frankreich erlassen worden waren, die Verhandlungen zum Stillstand gebracht. Der Papst weigerte sich entschieden, dies Ansinnen zu erfüllen, und, unsicher tastend, suchte er erst bei Neapel, dann bei Österreich Schutz zu gewinnen. Aber bald sah er sich auch hier von Bonaparte überlistet und endlich, von den französischen Truppen hart bedrängt, am 19. Februar 1797 zu dem demütigenden Frieden von Tolentino gezwungen.[50]). Das Lösegeld, das Rom zu zahlen hatte, wurde auf 30 Millionen erhöht, und die Ablieferung der hundert Kunstwerke sollte nun ohne Verzug zur Ausführung gebracht werden. „Die Zahlung von 30 Millionen," schrieb Cacault wenige Monate später aus Rom nach Paris, „nach all den früheren Verlusten, hat aus den Adern dieses alten Leichnams alles Blut gesogen. Wir lassen ihn im kleinen Feuer sterben; er wird von selbst umfallen."[51])

Der Friede von Tolentino hat Rom damals nicht nur seiner größten Kunstwerke beraubt — er zwang auch den Papst, um die ungeheure Kontribution zu zahlen, alle Schätze zu opfern, die seine Vorgänger in der Engelsburg und in den päpstlichen Palästen aufgehäuft hatten. Die Tiaren Julius' II., Pauls III., Clemens' VIII. und Urbans VIII. sind damals ihrer Steine beraubt und eingeschmolzen worden.[52]) Die Mantelschnallen, die Caradosso für Julius II. und Benvenuto Cellini für Clemens VII. gearbeitet hatten, Meisterwerke der Goldschmiedekunst, wie sie alle späteren Jahrhunderte nicht wieder hervorzubringen vermochten, sind damals gleichfalls den Raubgelüsten der Franzosen zum Opfer gefallen. „Wir haben alle Einzelheiten dieser traurigen Exe-

50) Correspondance II 446 Nr. 1511, wo es in bezug auf die Auslieferung der 100 Kunstwerke heißt: Art. 13. L'article du traité d'armistice signé à Bologne, concernant les manuscrits et objets d'art, aura son exécution entière, et la plus prompte possible.

51) Brief vom 5. August 1797. Correspondance inédite II 516.

52) Vgl. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica vol. LXXXI S. 57ff. Unter Triregno.

kution, der noch viele andere Wunderwerke der Goldschmiedekunst zum Opfer fielen, vom letzten Goldschmied des Vatikans, Spagna, erzählen hören", schreibt Eugène Piot im „Cabinet de l'Amateur". „Ihm war ein unauslöschlicher Eindruck von dieser entsetzlichen Zerstörung haften geblieben, an der er einst als junger Arbeiter teilgenommen hatte."[53]) Man kann einen Menschen nicht mehr quälen, wie Pius VI. damals von den französischen Säckelmeistern gequält worden ist. In der Tragödie dieses Greises ist die Zerstörung des wunderbarsten Schatzes, den je ein Souverän der Erde besessen hat, ein Akt für sich. Aber was bedeutete selbst dieser Raub im Vergleich zu dem, was noch kommen sollte?

Wie sehr Bonaparte darauf bedacht war, daß nun auch die Kunstwerke schnell nach Paris geschafft würden, beweist ein Erlaß, der gleichfalls aus Tolentino datiert ist und einen Tag vor dem Friedensschluß mit dem Papst erging. Auf Ansuchen des Kommissars Monge traten die Maler Wicar, Gros, Gerli, der Komponist Kreutzer, der Bildhauer Marin, ein Sekretär und ein Agent der Kommission in Rom mit einem Monatsgehalt von 250 Livres bei.[54])

Und nun scheint sich in der Tat das Weitere in Rom ziemlich schnell und ohne Zwischenfälle entwickelt zu haben. Wir können uns von der Arbeit der Kommissare dank eines Überflusses von Dokumenten eine sehr deutliche Vorstellung bilden. Die Transporte verließen Rom — um kein Aufsehen zu erregen bei nächtlicher Stunde — am 9. April, am 9. Mai, am 10. Juni und am 8. Juli.[55]) Schon am 3. Juni 1797 glaubte Cacault nach Paris berichten zu können, daß der § 13 des Vertrages von Tolentino so gut wie erfüllt sei[56]): „Die Kunstwerke sind abgeliefert und eingepackt. Zwei große Wagenzüge mit den größten Kostbarkeiten befinden sich bereits außerhalb der päpstlichen Staaten; ein dritter Zug geht in drei Tagen ab. Aber zwei andere Transporte können erst später abgehen, da die Wagen noch nicht fertig sind. Das Eisen fehlt! Überhaupt müssen wir uns hier mit einer Bettelhaftigkeit abfinden, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Die römische Kurie hat den ganzen Aufwand für die Verpackung zu tragen, der enorm ist; sie zahlt die Wagen, sie zahlt die Transportkosten bis Livorno. Man schätzt die Ausgabe auf 800000 Livres. Es sollte Rom eine Million erlassen werden, um diese Summen zu zahlen, und alles, was sich sonst auf Kunst und Wissenschaft und die Agenten bezieht." Und daß auch diese letzten Ausgaben nicht gering gewesen waren, beweist die Rechnungsablage von Thouin. Reisen und Gratifikationen, die sich auch auf den Architekten Valadier und den Präfekten des Vatikans erstreckten, hatten mehr als 50000 Livres verschlungen.[57])

53) Müntz, Les annexions de collections etc. in Revue d'histoire diplomatique X (1896) S. 496. Müntz, Trolard, Chevennières, Saulnier und alle übrigen modernen Franzosen, die den Kunstraub Napoleons behandelt haben, suchen ihn — häufig auf Kosten der Wahrheit — zu beschönigen und seine furchtbaren Wirkungen abzuschwächen. Niemand hat den Mut gefunden, die Wahrheit zu sagen wie s. Z. Quatremère de Quincy und Roederer. Mit rühmenswerter Offenheit behandelt Lanzac de Laborie das heikle Thema, sooft er es in seinem ausgezeichneten Buch Paris sous Napoléon berührt.

54) Schreiben an den General Berthier in Correspondance II 440 Nr. 1506.

55) Guiffrey, Journal des savants 1908 S. 658—662.

56) Correspondance inédite II 272.

57) Correspondance inédite II 444—447. Das Benehmen des Präfekten des Vatikans



Thouin verdanken wir auch die äußerst lebendige Schilderung eines solchen Wagenzuges, wie sie damals in kurzer Aufeinanderfolge viermal von Rom nach Livorno gingen.[58]) Nachdem die ganze Route sorgfältig festgelegt und Straßen und Brücken hergerichtet waren, setzte sich der Zug in Bewegung, Rom durch die Porta Angelica verlassend. „Man kann sich das Aufsehen nicht vorstellen, das diese Wagenzüge erregt haben", schreibt Thouin, nachdem er mit dem zweiten Wagenzug in Livorno angekommen war. „Zwölf Wagen von besonderer Struktur, alle neu, rot angestrichen, mit riesigen Ballen beladen, die die Aufschrift trugen: A la République Française, au Ministre des Relations extérieurs, fuhren voraus, und ihnen folgte ein dreizehnter, der die ungeheuren Kisten trug mit den Gemälden Raffaels und der übrigen italienischen Meister. Es folgten vier kleinere Wagen, die mit Reisegeräten und einer Kiste beladen waren, die alle Utensilien und Handwerkszeuge zur Ausbesserung der Wagen, der Kisten und auch der Wege barg. Alle diese Wagen wurden gezogen von 120 Büffeln und 60 riesigen Ochsen mit mächtigen Hörnern. Einige Pferde, etwa 100 Römer, Arbeiter, Handwerker, Soldaten und endlich ein französischer Kommissar begleiteten den Zug, der sich langsam fast über eine Viertelmeile dahinbewegte. Näherte man sich den Städten, oder mußte man durch sie hindurch, so entstand regelmäßig ein großer Volksauflauf, und besonders aus Livorno hatte sich die ganze Stadt aufgemacht, den Wagenzug ankommen zu sehen. Alle diese Zuschauer waren ergriffen von der Macht der Nation, die hundert Meilen von der Heimat entfernt auf Befehl eines der 12 Generale ihrer Armee solche Schätze aus Rom entführt hatte und sie über die Gebirge des Apennin führte, um damit die Hauptstadt ihres Reiches zu schmücken. Was für eine Nation, sagten sie, sind die Franzosen! Sie haben eine so hohe Meinung von uns, daß sie gar kein anderes Wort hinzufügten und uns schlechtweg die Nation nannten, als wenn es gar keine andere Nationen gäbe."

Nichts kann besser den naiven Stolz des machtbewußten Eroberers veranschaulichen als diese Beschreibung. Nichts beweist besser, wie gut Bonaparte seine Landsleute kannte, wenn er den Raub der Kunstschätze Italiens als ein besonders wirkungsvolles Betäubungsmittel auswählte. Was würde es erst bedeuten, wenn alle diese Herrlichkeiten in Frankreich angelangt, dort in feierlichem Triumphzuge durch Stadt und Land dem Bürger und Bauern von den Ruhmestaten Frankreichs in Italien berichten würden! Thouin konnte sich von einer solchen Vorstellung nicht wieder losreißen. „Ein Zug von 50 Wagen," schreibt er, „beladen mit den Trophäen Italiens, geführt von mehr als 700 Zugtieren, gefolgt von Kamelen, von den schönen Eseln Toskanas, den römischen Ochsen mit den großen Hörnern, den

bei dieser Gelegenheit berechtigt zu den schwersten Vorwürfen. Ein gleichzeitiges Dokument sagt über ihn: Mons. Reggi invece di attendere esso alla scelta de' 500 codici vaticani, che il commissario Monge venne per fare secondo il trattato di Tolentino, deputò a tal cosa il Santoloni, scopatore della Biblioteca, e questi si portò in modo che si acquistò la benevolenza del commissario ed in fine parecchie centinaie di piastre. Vgl. Le Grelle, Saggio storico delle Collezioni numismatiche Vaticane S. XLVIII Anm. 3 in Camillo Serafini, Le Monete e le bolle plumbee Pontificie del Medagliere Vaticano. Milano 1910.

58) Magasin encyclopédique III 2 (1797) S. 411—415: Schreiben an das Direktorium aus Livorno vom 28 prairial an 5 (16. Juni 1797).



Büffeln der Pontinischen Sümpfe, das wäre ein Triumphzug, der den Einwohnern Frankreichs einen hohen Begriff von den Siegen seiner Armeen, von der Energie seiner Regierung und der Allmacht seiner Nation geben würde."[59])

Am 8. Juli endlich konnten Monge, Barthélemy, Tinet und Moitte nach Paris berichten, daß der vierte und vorläufig letzte Transport nach Livorno abgegangen sei.[60]) Er enthielt nicht nur die Statuen der schlummernden Ariadne, der Urania, des Diskobol, der Musen Melpomene und Terpsichore, sondern auch drei Kisten für die Citoyenne Bonaparte mit Geschenken des unglücklichen Papstes, der nichts mehr besaß.[61]) Auch die Auswahl der 500 Manuskripte aus der vatikanischen Bibliothek war beendet; zwei Fuhrleute sollten die wohlversiegelten Kisten sofort nach Livorno schaffen. Mit der Auswahl der Typen der Propaganda, auf deren Besitz man in Paris besonderen Wert legte, wollte sich der gelehrte Monge die letzten Tage vor seiner Abreise noch besonders beschäftigen. Nur die Marmorstücke, die so groß und so schwer waren, daß es unmöglich erschien, sie auf dem Landwege zu transportieren, waren unter dem Schutze Cacaults gleichfalls versiegelt und verpackt in einem Magazin des Vatikans zurückgeblieben: die riesige Melpomene, der Nil, Apollo mit dem Greifen, ein Sarkophag, eine Basaltvase und jener Tiber, den tausend Erinnerungen mit Rom verbanden, der im Januar 1512 bei S. Maria sopra Minerva ausgegraben worden war, den Julius II. sofort für sein Viridarium erworben hatte, und den Canova unbegreiflicherweise im Jahre 1815 in Paris zurückgelassen hat.' Diese Schätze sollten auf dem Tiber eingeschifft werden und, sobald es die Sicherheit der Meere gestattete, zur See ihren Weg nach Frankreich nehmen.

Wenn man den Bericht liest, den die Kommissare schon früher an die Verwaltung des Musée National nach Paris gesandt hatten, ein Bericht, der genaue Rechenschaft ablegt über Verpackung und Transport der Statuen und Gemälde, so wird man zugeben müssen, daß sich diese Männer der furchtbaren Verantwortung bewußt gewesen sind, die auf ihnen ruhte.[62]) Die hundert Kunstwerke des Tolentino-Vertrages wurden als Krone des ganzen Kunstraubes aus Italien angesehen; sie wurden angesichts Europas aus Paris entführt, man fühlte sich Europa verantwortlich für den Schaden, den sie erleiden würden. Trotzdem wurde schon damals in Rom an der Verpackung der Gemälde wenigstens eine scharfe und gerechte Kritik geübt: „Unbegreiflich bleibt es mir," schreibt Böttiger, nachdem er seiner Verwunderung Ausdruck gegeben über so manches Kunstwerk, das die Fran-

59) Ähnlich äußerte sich Belleville, der französische Generalkonsul in Livorno, in einem langen Schreiben an Bonaparte vom 17. Juli 1797, das besonders lesenswert ist. Correspondance inédite II 476—480. Der Brief Thouins ist von Archenholz in der Minerva XI (1797) S. 447—453 übersetzt worden.

60) Correspondance inédite II 447—451.

61) Cacault berichtete über diese Geschenke an Bonaparte in einem Schreiben vom 8. Juli 1797 (Correspondance inédite II 443). Über ein kostbares Halsband schreibt er folgendes: Je sais, qu'on prépare un collier de camées, qui sera présenté à Madame Bonaparte de la part du pape. De telles attentions et hommages, noblement offerts à l'époque, où tout est à peu près fini ici, ne sauraient déplaire à votre grande ame, et j'espère, que vous ne me blâmerez pas d'en remercier le saint-père.

62) Dieser undatierte von Monge, Barthélemy und Moitte unterzeichnete Bericht ist mir nur aus der Übersetzung bei Archenholz (Minerva XI [1797] S. 429—447) bekannt geworden.

zosen ihrer Auswahl würdig befunden hatten[63]), „unbegreiflich bleibt es mir, wie die französischen Kommissairs das ungeschickte Übereinanderrollen der Gemälde auf Leinwand gestatteten und so die herrlichsten Meisterstücke einem fast unvermeidlichen Verderben übergeben konnten. Es wurden immer sechs Stück solcher Gemälde in- und übereinandergerollt und dann zum Versenden emballiert. Es ist gar nicht zu berechnen, was dies bei Ölgemälden, wovon die meisten mehr als einhundert Jahre zählen, zum Teil durch Restauration stark inkrustiert und überall zu einer solchen Behandlung viel zu spröde sind, für nachteilige Folgen gehabt haben muß. Ich möchte bei ihrem Auspacken in Paris nicht zugegen sein. Doch dies kümmert die Herren wenig, sie können ja frisch anpinseln."

Bonaparte selbst war mit der Tätigkeit seiner Abgesandten wohl zufrieden, und das war die Hauptsache. Wenige Wochen später bereitete er seinen Dienern im Hauptquartier von Passariano einen überaus gnädigen Empfang. „Die Regierungskommissare für Kunst und Wissenschaft in Italien haben ihre Mission beendet", schrieb er am 13. September 1797 nach Paris.[64])

„Ich behalte die Bürger Berthollet und Monge noch zurück. Die Bürger Tinet und Barthélemy reisen nach Paris ab. Die Bürger Moitte und Thouin haben die Transporte von Rom aus begleitet und sind bereits in Marseille angelangt.

Diese ausgezeichneten Männer haben der Republik mit einem Eifer, einer Arbeitsfreudigkeit, einer Bescheidenheit und einer Selbstverleugnung ohnegleichen gedient. Ausschließlich mit dem Erfolg ihrer Mission beschäftigt, haben sie sich die Achtung der ganzen Armee erworben. Sie haben Italien in der heiklen Angelegenheit, die ihnen oblag, ein Beispiel jener Tugenden gegeben, die fast immer große Talente begleiten."

Hätte man, um das Gelingen einer häßlichen Tat zu preisen, schönere Worte finden können? Hat es jemals eine Hand gegeben, die so sicher wie diese die Feder zu führen verstand und das Schwert? Das war der Kirchenräuber, der von Mailand bis Rom nicht einen Kirchenschatz unberührt gelassen hatte. Das war der Städteplünderer, der nach Paris berichtete, die Disziplin seines Heeres und die Achtung vor Religion und Gerechtigkeit hätten ihm in Italien den Sieg verschafft. Das war derselbe Bonaparte, der erklärte, man könne nur mit Weisheit und Gerechtigkeit große Taten vollbringen.[65]) Das war der dunkle Genius, dessen schreckliches Geheimnis niemand zu ergründen vermochte. Und wer es erfaßt zu haben glaubte, der mußte die Erkenntnis teuer zahlen: „Es vereinigten sich in seinem Charakter", schrieb der General Landrieux in seinen zum Teil noch ungedruckten Memoiren[66]), „die Kühnheit der unverschäm-

63) Auszug aus dem Briefe eines teutschen Künstlers in Wielands Teutschem Merkur 1798 I 167.

64) Correspondance III S. 389 nr. 2192.

65) Correspondance III 490 nr. 2292: „Ce n'est qu'avec de la prudence, de la sagesse, beaucoup de dextérité, que l'on parvient à de grands buts, et que l'on surmonte tous les obstacles: autrement on ne réussira en rien. Du triomphe à la chute il n'est qu'un pas. J'ai vu dans les plus grandes circonstances, qu'un rien a toujours décidé les plus grands événements." Vorher spricht er von der Disziplin, der Gerechtigkeit und dem großen Respekt, que nous avons tous eu pour la religion! Bekanntlich war Friedrich der Große derselben Ansicht, daß oft das Schicksal der Schlachten und folglich der Völker an Bagatellen hänge.

66) Landrieux, Mémoires ed. Léon Grasilier. Paris 1893. I 20.

testen Lügenhaftigkeit mit einer unbezwinglichen Gier nach Reichtum und Macht und die durchtriebenste Heuchelei mit einer tätigen Kraft, wie man sie nur noch bei den Soldaten fand, die ihm folgten."

Das war der spiritus rector der französischen Armee! Das war der Mann, dem ein hinfälliger Greis im Frieden von Tolentino alle Mittel überantwortete, die zur Erhaltung eines Staatswesens notwendig sind. Pius VI. mochte damals glauben, der Erbarmungslose habe ihm den Kelch seiner Leiden bis an den Rand gefüllt. Er sollte bald erkennen, wie furchtbar er getäuscht worden war.

(Schluß folgt.)

Die Großmacht.

Deutsche Betrachtungen über Ausdruck, Begriff und Wesen.

Von Paul Herre.*)

V.

Der alte Boden war wiedergewonnen und neues Gebiet hinzuerobert. Mit der Klarstellung des Begriffs der Großmacht konnten auch die handelnden Politiker neue Wege beschreiten. Aber allzusehr hatten sich die Menschen der Restaurationszeit in dem feinmaschigen Netze der Romantik verstrickt, als daß es ihnen möglich war, die ihnen ans Herz gewachsene gefühlsmäßige oder von unpolitischen Grundsätzen bestimmte Betrachtungsweise aufzugeben. Allzutief hatte sich die liberale Opposition in die Ideen der Französischen Revolution versenkt, als daß sie für etwas anderes Sinn hatte als Verwirklichung des konstitutionellen Prinzips. Rankes Stimme verhallte ungehört, weil die ganze Fragestellung unverstanden blieb. Gewiß erstrebten Konservative und Liberale in Preußen wie im übrigen Deutschland einen deutschen Einheitsstaat, den sie sich als eine ähnliche Großmachterscheinung vorstellten, wie sie in Frankreich, England und Rußland bestand. Aber es war das tragische Verhängnis, daß sie alle die politische Einheit der deutschen Nation herbeiführen wollten, ohne darüber klar zu sein, daß sich diese auf einer vom Machtgedanken beherrschten Staatspersönlichkeit gründen müsse. Das deutsche Volk hatte es in seiner geschichtlichen Entwicklung zu tragen, daß man einen Großmachtstaat erstrebte, ohne dessen Natur zu kennen.

Alle Parteien, die sich in den dreißiger bis fünfziger Jahren um die Schaffung des Einheitsstaates bemühten, waren an diesem politischen Grundirrtum beteiligt, mochten ihre Wege noch soweit auseinandergehen. Liberale Historiker wie Rotteck und Schlosser, deren Werke in den Händen des großen Publikums waren, blieben in der Beurteilung des Machtstaats ganz auf dem Boden der Humanitätsauffassung der älteren Generation stehen. Sie sahen die Mächte, auch „die Hauptmächte", durchaus äußerlich in der Art des 18. Jahrhunderts und würdigten sie allein unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung und Förderung des liberalen Prinzips. Überhaupt traten die machtpolitischen Fragen in ihrer Betrachtung bei weitem vor den Problemen innerstaatlicher Entwicklung zurück; dem Verfassungsleben und den ständischen Verhältnissen der Völker war ihr eigentliches Interesse gewidmet. Männer wie Gervinus, Dahl-

*) Siehe Heft 5.



mann, Droysen, Duncker, Heinrich v. Gagern und all die sonstigen Repräsentanten der konstitutionellen und nationalen Bestrebungen der Revolutionszeit waren zwar erhaben über die hohlen Anschauungen der Aufklärung und kamen hinsichtlich der Bewertung der nationalen Kräfte für den Staat Ranke nahe. Aber in dem leidenschaftlichen Bemühen, ihr Ideal zu verwirklichen und der deutschen Kulturnation den ersehnten Einheitsstaat zu erkämpfen, verloren auch sie den rechten Standpunkt gegenüber den Fragen machtstaatlichen Daseins. Es ist charakteristisch, daß Dahlmann den zweiten Teil seines vielgelesenen Lehrbuchs über „Politik“[53]), der die auswärtigen Verhältnisse und das internationale Zusammenleben der Staaten behandeln sollte, niemals geschrieben hat, und noch bezeichnender ist es, daß Droysen die preußische Monarchie schwanken läßt, ob sie „Staat“ oder „Macht“ sein wolle[54]), daß er die beiden Begriffe einander gegenüberstellt, statt sie zu identifizieren. Kaum daß sich einmal die Publizistik grundsätzlich mit den Fragen der internationalen Politik beschäftigte; die v. Goldmann zugeschriebene Schrift über „Die europäische Pentarchie“[55]), die zu bemerkenswerten Erkenntnissen über die fünf Hauptmächte und das durch diese bestimmte Staatsleben aufsteigt, ohne schließlich doch die prinzipielle Gebundenheit abstreifen zu können, blieb eine seltene Ausnahme. Die Romantiker aber erwärmten sich für die Idee der christlichen Gemeinschaft und entfremdeten sich mehr noch als ihre liberalen Widersacher der realen Erkenntnis staatlichen Daseins.

Friedrich Meinecke hat in seinem Werke die Ursachen dieser Erscheinung dargelegt. Die Einwirkung universaler und unpolitischer Ideale, die im 18. Jahrhundert die gebildeten Schichten des Volkes erfaßt und in der umwälzenden Entwicklung der Französischen Revolution und der Befreiungskriege Zugang zum Staatenleben gefunden hatten, trug die Schuld daran. Sicherlich aber waren darüber hinaus die neue Anschauung von den staatlichen Grundlagen und das Bemühen, ihr in der Praxis Rechnung zu tragen, in hohem Maße mitbestimmend. Vollends seitdem man den Staat vom Volke her sah, machte sich die alte Abneigung gegen den Egoismus und Machtcharakter geltend, die man bereits dem fürstlichen Staate entgegengebracht hatte. Die Völker als Träger der Staaten, so nahm man instinktiv Stellung, müßten ein neues staatliches Zusammenleben heraufführen können, und so wie Kant bereits der Erwartung Ausdruck gegeben hatte, die „Republikanisierung“ der Staaten werde die Kriege vermindern und zuletzt verschwinden machen, rechnete nun die jüngere Generation, Grundsätze des Rechts und der Moral würden künftig das Verhältnis der Staaten untereinander regeln. Die unbestreitbare Wahrheit, daß politische Sittlichkeit niemals mit privater Moral und volksmäßiger Sittlichkeit übereinstimmt, machte sich, zumal in der Frühzeit volksstaatlichen Wirkens, zum Schaden der politischen Anschauung geltend.

Auch zum Schaden der politischen Praxis. Denn es wurde nicht nur gefühlsmäßig geurteilt, sondern auch so gehandelt. Während die Großmacht, ihrem Wesen entsprechend, draußen in

53) Teil 1 (Göttingen 1835) erschien 1847 sogar in zweiter Auflage.

54) Vgl. G. Droysen, J. G. Droysen. Leipzig 1910. Band 1 S. 274.

55) Leipzig, Otto Wigand, 1839. — Vgl. Anm. 16.

der Welt ihre Rolle weiterspielte, nahmen Friedrich Wilhelm IV. und sein Kreis das Interesse Preußens, das doch auch den Großmächten zugehörte, im Sinne romantischer Auffassung wahr. Unbelehrbar hielten sie an dem Standpunkt fest, daß der Staat nicht allein den Geboten seiner eigensten Lebensbedingungen unterworfen sei, sondern auch noch bestimmten sittlichen Geboten. Es entging ihnen, daß sie damit der unvoreingenommenen Betätigung eines gesunden staatlichen Egoismus und berechtigter staatlicher Machtziele den Boden entzogen, und so war denn die Regierung des romantischen Königs eine ununterbrochene Kette von Versündigungen am preußischen Machtgedanken. Weltenfern standen diese christlichen Weltbürger dem Verständnis großstaatlichen Daseins, und noch am Ende der Epoche, da die Stürme der Revolution und des Krimkriegs über Europa hingebraust waren, verteidigte Leopold v. Gerlach diese Art „realpolitischer" Staatskunst mit den bezeichnenden Worten: „Es ist doch nicht zu verkennen, daß nur der zuverlässig ist, welcher nach bestimmten Grundsätzen und nicht nach schwankenden Begriffen von Interessen usw. handelt."[56]) Friedrich Wilhelm selbst aber begnügte sich mit dem Ehrentitel eines christlichen Herrschers und wies es mit sittlichem Abscheu von sich, die Hand nach fremdem Gut auszustrecken![57])

Anders sah es im österreichischen Lager aus. Wohl berührte sich Fürst Metternich in der Hochschätzung der Prinzipien für das staatliche Handeln mit den Anschauungen, wie sie am preußischen Hofe herrschten. Von ihm stammt der Ausspruch: „Grundsätze werden zu allen Zeiten die unverwüstliche Grundlage der Politik bilden; die Anwendung derselben kann allein wechseln, und der Wechsel muß seinerseits die Grundsätze nicht beseitigen."[58]) Aber bei aller Gebundenheit seiner staatsmännischen Theorien war der Staatskanzler der überlegene Diplomat, der in das Getriebe staatlicher Praxis klaren Einblick hatte, und als Verkörperer einer jahrhundertealten Tradition blieb er auf dem Boden der Wirklichkeit. Wenn seine Staatskunst schließlich Schiffbruch erlitt, so war das mehr im Charakter des österreichischen Staatswesens selbst begründet als im Regierungssystem Metternichs.

Die politische Verständnislosigkeit Friedrich Wilhelms IV. drohte Preußen aus der Reihe der Großmächte hinauszuwerfen, und die Prinzipienpolitik des Liberalismus schuf kein Gegengewicht dazu. Diese Gefahr war es, die den politischen Realismus in die Schranken rief zum Kampfe gegen jene nebelhafte Ideenwelt, die den Dingen des Staates Gewalt antat. Was der betrachtende Historiker erkannt und ausgesprochen hatte, nahm der handelnde Staatsmann jetzt auf, um es in die Tat umzusetzen.[59]) Otto v. Bismarck war als überzeugter Anhänger der ständisch-konservativen Partei zum Politiker geworden; in den Nöten seines Staates weiterwachsend, wurde er zum Staatsmann, dem sich das Auge in wun-

56) Gerlach an Bismarck. Berlin, 6. Mai 1857. Briefe (Ausgabe von H. Kohl. 1912) S. 212.

57) Radowitz, Neue Gespräche aus der Gegenwart. Erfurt 1851. Teil 1 S. 206.

58) Metternich an Prokesch-Osten. Wien, 24. April 1852. Aus dem Nachlaß des Grafen Prokesch-Osten, Band 2 S. 402.

59) Für die geistige Verwandtschaft zwischen Ranke und Bismarck vgl. neben Meineckes Buch den schönen Aufsatz von Max Lenz, Bismarck und Ranke. (Kleine historische Schriften Nr. 21.)

derbarer Klarheit für das Wesen des Staates öffnete. Der junkerliche Parteimann, der eben noch in heißer Fehde gegen die liberalen Betreiber der deutschen Einheit gestanden hatte, wandte sich seit den Tagen der Olmützer Demütigung mit der gleichen Entschiedenheit gegen seine bisherigen Freunde. Indem er sich mit dem preußischen Staate gleichsetzte, dessen Dasein ihn erfüllte, gewann er den rechten Blick für das, was Preußen nottat, was ihm die Stellung unter den Großmächten wiederschenken konnte. Und so zeichnete er mit den großen und einfachen Worten seiner berühmten Rede vom 3. Dezember 1850 das Bild der Großmacht mit ihren besonderen Daseinsbedingungen und Aufgaben: „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört."[60]) In immer neuen Wendungen verteidigte Bismarck während der folgenden Jahre staatsmännischer Praxis diese Lehre vom Recht und von der Pflicht selbstsüchtigen staatlichen Handelns und vom Machtcharakter des Staates. Man wird an Friedrich den Großen erinnert, wenn man die von genialer Unbefangenheit getragene Darlegung liest, die er seinem vorgesetzten Minister unterbreitete: „Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert, indem sie furchtlos, vielleicht auch sehr rücksichtslos von uns benutzt werden."[61]) Vollends großartig offenbart sich der staatsmännische Genius Bismarcks in dem Briefwechsel mit dem einstigen Parteifreunde Leopold v. Gerlach, gegen dessen äußere Politik er den berechtigten Vorwurf richtete, daß sie die Realitäten ignoriere.[62]) Die unmittelbare tiefste Erfassung staatlichen Seins und Handelns war die Frucht dieser Lehr- und Kampfjahre des großen Mannes, und die Klarheit, die er selbst gewann, wurde zum Gewinn für sein Volk.

Denn das eigentlich Bedeutungsvolle des politischen Aufklärungswerkes Bismarcks war, daß es nicht theoretische Erkenntnis blieb, sondern die Grundlage der eigenen staatsmännischen Leistung wurde. Als der gehaßte und befehdete Träger der Anschauung vom Egoismus und Machtstreben des Großstaates von Sieg zu Sieg schritt, zerteilten sich wie von selbst die Nebel, die sich auf die Geister gelegt hatten, und faßbar für jedermann erhob sich nun aus der Dunkelheit politischer Verständnislosigkeit die gebieterische Erscheinung der Großmacht. Bismarck allein gebührt das Verdienst. Indessen darf darüber nicht die gedankliche Mitarbeit vergessen werden, die neben ihm in den weiteren Kreisen des Volkes geleistet wurde und die seiner entscheidenden Wirkung den Boden bereitete. In denselben Jahren, da, zunächst nur für wenige Menschen bemerkbar, der Staatsmann sich zur Klarheit durchrang, vertrat ein Anhänger des politischen Radikalismus bereits in der Öffentlichkeit die gleichen Anschauungen. Der völlig in Vergessenheit geratene August Ludwig v. Rochau führte mit seinen „Grundsätzen der Realpolitik" dieses Wort in die deutsche Sprache ein und ließ mit seinem erbitterten Kampf gegen die Phrase die junge Ge-

60) Reden (Ausg. Kohl) Band 1 S. 264.

61) Bismarck an Manteuffel. Frankfurt, 15. Februar 1854. Poschinger, Band 4 S. 177.

62) Bismarck an Gerlach. Frankfurt, 2. Mai 1857. Briefe (Ausgabe von H. Kohl 1896) S. 315.



neration aufhorchen.[63]) Kein Geringerer als Heinrich v. Treitschke hat es bezeugt, welchen tiefen Eindruck diese Schrift in seinen Kreisen machte.[64]) Es war aus der klaren Einsicht in das Wesen der Großmacht gesprochen, man darf sagen: es war bismarckisch, wenn Rochau mit der Sicherheit des großen Politikers den Satz aufstellte: „Weder ein Prinzip noch eine Idee noch ein Vertrag wird die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt."

Durch Bismarcks staatsmännisches Werk war Rankes Erkenntnis der großstaatlichen Natur für die praktische Politik gewonnen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich in der ständigen politischen Handhabung Schritt für Schritt konkretisierte. Der Historiker hatte sich darauf beschränkt, das Grundsätzliche staatlichen Daseins zu erkennen und zu erläutern. Der Staatsmann und Politiker bemühte sich darüber hinaus, die gesicherte allgemeine Erkenntnis auf Grund der Erfahrungen noch bestimmter zu fassen. Von der feststehenden Sonne der „geborenen und natürlichen Interessen" strahlten plötzlich helle Lichter auf das Getriebe der einzelnen politischen Welten. Mit dem geschärften Blick des um die Großmachtstellung seines Staates besorgten Patrioten sah Bismarck als „die Basis des Einflusses, den ein Staat heute zu Friedenszeiten üben kann": „alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündnis schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können."[65]) Die prinzipienlose Technik des politisch-diplomatischen Handwerks, die alle Bindungen, wie „Antipathien oder Sympathien für Zustände und Personen"[66]), über Bord warf, allein im klar erfaßten Staatsinteresse ihren Augenpunkt hatte, kam zu neuen Ehren. Aber sie erstand nicht wieder in der alten Gestalt der Ränke, Schleichmittel und geheimen Machenschaften, sondern bei Anwendung aller menschlichen List und Verschlagenheit in der neuen Gestalt einer großartigen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Wenn Bismarck sich immer als Gegner der „Feinspinnerei früherer Zeiten"[67]) zeigte, so war das nicht nur in der Erfahrung begründet, daß eine offene Politik eher zum Ziele führe als eine versteckte, sondern mehr noch in den neuen Verhältnissen der vom Volke getragenen Großmacht, die sich der einstigen Kleinmittel nicht mehr bedienen mochte. Der Italiener Francesco Crispi, der warme Freund Deutschlands und der bewundernde Schüler des deutschen Kanzlers, faßte einmal die von Bismarck begründete und betätigte, ganz unitalienische Anschauung in Worte, als er eine seiner Reden mit dem Satze einleitete: „Ich werde gemäß den Regeln der modernen Diplomatie, welche die alten Künste der Täuschung und der Lüge verachtet, klar und aufrichtig sprechen."[68])

63) Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands. Stuttgart 1853. Eine zweite Auflage erschien 1859; ein zweiter Teil, der in der völlig veränderten Welt bezeichnenderweise ganz unbeachtet blieb, erschien Heidelberg 1869.

64) Nekrolog für Rochau in den Preußischen Jahrbüchern. Band 32 S. 585—591. Neu gedruckt in den Histor. u. Polit. Aufsätzen Band 4.

65) Bismarck an Gerlach. Frankfurt, 2. Mai 1857. A. a. O. S. 316.

66) Eb. S. 321.

67) Gedanken und Erinnerungen (Volksausgabe) Band 2 S. 282.

68) Memoiren Crispis. Deutsche Bearbeitung S. 237.



Aus dem gleichen Verantwortungsgefühl des großen Staatsmannes an der Spitze der großen Nation erwuchs das von wahrhaft geschichtlichen Erwägungen bestimmte Maßhalten, das im Augenblick des Sieges Trümpfe aus der Hand zu geben schien und doch um so dauernder den Enderfolg sicherte. Auf ihm gründete sich das ruhige Vorschreiten auf einmal eingeschlagener Bahn, das vorsichtige Verzichten auf verlockende Sprünge, die das gemessene Weiterwachsen des geschichtlich Gewordenen stören konnten. Manche dieser Errungenschaften großmächtlicher Staatskunst waren nur individuelle Äußerungen des politischen Genies, das in der Geburtsstunde der deutschen Großmacht an deren Spitze stand. Aber als ein unvergleichliches Gnadengeschenk hat der große Kanzler dem neugeeinten Volke sein Selbst mit in die Wiege gelegt, und es ist Deutschlands Vorrang, wenn auch nicht leichte Aufgabe, diesen kostbaren Besitz in seiner großartigen Besonderheit zu erhalten und zu pflegen.

So gewann der Begriff der Großmacht mit allen seinen Ausstrahlungen lebendige Gestalt im deutschen Volke, und Bismarcks staatsmännisches Werk verrichtete eine wunderbare Erziehungsarbeit. Ihre entscheidende Wirkung war doch die gesicherte Anschauung von der Großmacht unmittelbar. Sie durchdrang die Nation und schuf einen neuen nationalen Geist. Was Ranke einmal von der werdenden Großmacht Preußen gesagt hatte, wollte man nun mit dem neuen Reich sein: „eine selbständige, keines Bundes bedürftige, auf sich selber gestellte Macht.“[69]) Mit starkem Willen handelte Deutschland nun nach dem Worte Bismarcks, „daß eine Großmacht zu ihrer Anerkennung vor allen Dingen der Überzeugung und des Mutes, eine solche zu sein, bedarf.“[70]) Deutscher Art gemäß spann man diesen Gedanken weiter aus und bemühte sich, den großstaatlichen Charakter in engeren Formeln und Regeln zu umschreiben. So suchte noch Rochau die allgemeine historische Erkenntnis politisch auszumünzen, indem er demjenigen Staat den Rang einer Großmacht zuerkannte, der „allerwenigstens auf das Recht einer selbständigen Politik Anspruch macht“.[71]) So erörterte Treitschke den ungeschriebenen Gegensatz zwischen der Großmacht und den Staaten zweiten und dritten Ranges und bezeichnete als die erste den „Staat, der im gegebenen Falle nicht durch einen einzigen Staat völlig vernichtet werden könnte, sondern nur durch eine Koalition“.[72]) So folgerte Julius Froebel aus der geographischen Lage, aus der Natur und Kultur des Landes und Volkes sowie aus dem geschichtlich bedingten kulturhistorischen Beruf für den Großstaat einen bestimmten Machtbedarf, der zugleich das entsprechende Recht auf Machterwerbung gibt: „Von dieser Berechtigung muß er Gebrauch machen, um den Beruf erfüllen zu können, wenn er sich auf seiner Höhe erhalten oder es vermeiden will, historisch überflüssig zu werden.“[73]) Überhaupt wandte man sein Augenmerk jetzt wieder den Fragen des staatlichen Zusammenlebens zu, und während die politischen Handbücher der Jahrzehnte zuvor sich vorwiegend mit den innerstaatlichen Problemen beschäftigt hatten, trat das außerstaatliche Interesse nun-

69) Preußische Geschichte. Sämtl. Werke Band 27—28. S. 250.

70) Gedanken und Erinnerungen, Band 2 S. 305.

71) „Realpolitik“ S. 194.

72) „Politik“, Band 2 S. 562.

73) „Die Gesichtspunkte und Aufgaben der Politik“. Leipzig 1878. S. 452—453.



mehr entscheidend in den Vordergrund.[74]) Ja, man dehnte diese Betrachtung auf die geo- und ethnographischen Vorbedingungen des staatlichen Daseins aus, und ein Friedrich Ratzel entwickelte in gedankenreichen Arbeiten eine Lehre von der Wechselwirkung ethnischer, geographischer und staatlicher Verhältnisse. Mochten solche Formulierungen mitunter zu weit gehen und einer so komplizierten Erscheinung wie der Großmacht allzu enge Grenzen ziehen, ohne doch zugleich das politische Verständnis und die politische Nutzanwendung recht zu fördern, so lassen diese Erörterungen doch erkennen, daß Deutschlands politische Führer endlich den festen Boden staatlichen Denkens und Handelns gewonnen hatten. Im wesentlichen hatten sie den Begriff „Großmacht" erfaßt und sich zu eigen gemacht.

In unsern Tagen hat Rudolf Kjellén am Schlusse seines eingangs erwähnten Werkes mit plastischen Worten Begriff und Wesen der Großmacht gekennzeichnet. Er definiert sie folgendermaßen: „Die Großmacht ist kein mathematischer, kein ethnischer oder kultureller, sondern ein psychologischer Begriff. Die großen Maße sind nötig, ebenso hohe Kultur und eine gewisse Verfassungsharmonie, aber sie konstituieren eine Großmacht erst, wenn ihnen eine starke Seele eingeflößt wird. Die Großmacht ist prinzipiell ein mit reichlichen Machtmitteln ausgestatteter Wille, der sich in Ansprüchen und Einflüssen der äußeren Welt abspiegelt."[75]) Die voranstehenden Betrachtungen zeigen, daß der schwedische Forscher damit nur die Erkenntnisse wiedergibt, die auf deutschem Boden gewonnen worden waren.[76]) Eben die verhängnisvollen Irrungen, die die staatliche Entwicklung Deutschlands jahrzehntelang belastet hatten, brachten die Anschauungen von der Großmachterscheinung in dem verrufen unpolitischen Volke schließlich zu besonders bewußtem Ausdruck. Auch die Franzosen und Engländer besitzen sie, aber da sie sich die Vorstellung vom Machtcharakter der Großmacht nicht mühsam zu erkämpfen brauchten, sondern unter der glücklichen Einwirkung einer langen, von nationalem Geltungswillen getragenen geschichtlichen Entwicklung wie einen selbstverständlichen Besitz in sich trugen, so äußert sie sich bei ihnen mehr instinktiv. Ein Buch, das, wie das Werk Friedrich Meineckes, dem Problem der Auseinandersetzung zwischen Weltbürgertum und Nationalstaat für die deutsche Geschichte nachgeht, ist für die französische und englische Geschichte undenkbar oder würde wenigstens nur in geringem Maße das staatlich-politische Leben in Rechnung ziehen.[77]) Der Großmachtsbegriff spielt im Bereich der westeuropäischen Nationalstaaten eine vorwiegend tatsächliche Rolle. Unser Volk hingegen hat ihn bisher mehr gesehen als erlebt. Gewiß war er seit den Zeiten des Großen Kurfürsten im preußischen Staate als lebendige Kraft wirk-

74) Es sei nur auf die politischen Lehrbücher Dahlmanns, Waitz', Mohls und Roschers gegenüber denen Froebels und Treitschkes hingewiesen.

75) A. a. O. S. 195.

76) Das gilt auch von der andern Hauptseite Kjellénscher Betrachtungsweise, der geopolitisch-ethnographischen, in der er sich in ähnlicher Weise von Ratzel beeinflußt zeigt wie in der historisch-politischen von Ranke. Diesen Zusammenhängen weiter nachzugehen, liegt außerhalb der Absicht meiner Untersuchung.

77) Bezeichnend für die besonderen Anschauungen der Franzosen ist beispielsweise die weite Auslegung, die Ernest Seillière auf philosophischer Grundlage dem Begriff des Imperialismus gibt, worauf hier nicht näher einzugehen ist.



sam, und in der Verkörperung großer Männer hat er Großes geleistet, aber als nationale Kraft ist er jung, steht er erst am Anfang einer geschichtlichen Entwicklung. Gerade das freilich berechtigt zu hohen Erwartungen für die deutsche Zukunft.

VI.

Der zum politischen Axiom gewordene Großmachtsbegriff gründete sich auf der Idee des nationalen Staates. Das war der selbstverständliche Ausdruck der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung, die die abschließende Bildung nationaler Einheitsstaaten zum Inhalt hatte, und an der nicht nur die großen Nationen, sondern auch die kleinen Völker Anteil hatten. Wie aber vertrug sich die Anschauung von der nationalen Grundlage der Großmacht mit dem klar erkannten Gesetz, daß der große Staat und das große Volk das Recht besitzen, weiterzuwachsen? Das ist das beherrschende Problem unserer Tage.

In seinem Buch über die Großmächte läßt Rudolf Kjellén der Feststellung, daß die Großmacht ein mit reichlichen Machtmitteln ausgestatteter Wille sei, den vielsagenden Zusatz folgen: „Ein Wille zu größerer Macht. Keine Großmacht ist im Grunde ‚saturiert'. Großmächte sind ‚Expansionsstaaten'.[78]) Deshalb sehen wir sie alle mit einem größeren oder geringeren Anhängsel von Interessensphären auftreten; die Interessensphäre gehört zum Begriff der Großmacht — wir möchten sagen, wie der Schwanz zu dem des Kometen."[79])

Über die allgemeine Charakterisierung hinaus definiert Kjellén in diesen Sätzen die zur Weltmacht gewordene Großmacht. In der Tat ist unter dem Anstoß imperialistischer Bestrebungen die Entwicklung diesen Weg gegangen: durch kriegerische Eroberung und wirtschaftliche Ausdehnung hat die Großmacht es unternommen, sich einen weiteren Raum für ihren Geltungswillen zu schaffen. Aber im Gegensatz zur vorangehenden Epoche vollzog sich diese Expansion nicht auf festländischer Grundlage — von Rußland ist in diesem Zusammenhange nicht zu sprechen —, sondern über die Meere in kolonialer Richtung. Dieses Hinausgreifen der Großmächte in Gebiete, die nicht von gleichwertigen Kulturnationen bewohnt werden, hat das Festhalten am nationalstaatlichen Prinzip zur Voraussetzung. Weil man das nationale Daseinsrecht der kleinen Staaten anerkannte, wandte sich die Expansion den überseeischen Räumen zu. So fanden sich Machtstreben und nationalstaatliche Idee miteinander ab, und erst die großen Umwälzungen des Weltkrieges im kontinentalen Bereiche Europas lassen das Problem in neuer Gestalt vor unser Auge treten.

Um was es sich dabei handelt, wird uns deutlich, wenn wir den Blick auf Bismarcks politische Gedankenwelt zurücklenken. Es ist mit besonderem Nachdruck zu betonen, daß die Begriffe Ausdehnung und Expansion keinerlei Rolle in seinem Sprachgebrauch gespielt haben. Der Reichsgründer wurzelte völlig im nationalstaatlichen Boden, und da seine Anschauungen stets von den Gesichtspunkten der praktischen Politik bestimmt waren, schwebte ihm insbesondere der deutsche Einheitsstaat als richtunggebendes Ziel vor. Wenn er es nach dem Frankfurter Frieden immer wieder aussprach, daß Deutschland „saturiert" sei, so war das nicht nur eine politisch zu verstehende Äußerung, die

78) Hier bezieht sich Kjellén auf die Ausführungen Karl Lamprechts. Deutsche Geschichte, 2. Ergänzungsband, 2. Hälfte S. 613 ff.

79) A. a. O. S. 195—196.



von den tatsächlichen Verhältnissen ausging, sondern der Ausdruck einer wirklichen Überzeugung. Mit dem grundsätzlich einschränkenden nationalen Standpunkt Bismarcks hängt auch die Deutung zusammen, die er trotz aller Einsicht in den Machtcharakter des Staates dem Begriff „Machtpolitik" gab. Höchst bezeichnend dafür sind die Worte, mit denen er auf der höchsten Höhe seiner Machtstellung die Notwendigkeit des Fernbleibens Deutschlands von den orientalischen Wirren begründete. „Jede Großmacht," so führte er damals aus, „die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert außerhalb ihres Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin."[80]) Das heißt nichts anderes, als daß Machtpolitik, identisch mit Prestigepolitik, als eine ungesunde Äußerung staatlichen Wollens der allein berechtigten Interessenpolitik gegenübergestellt wird.

Vergegenwärtigen wir uns, unter welchen Voraussetzungen Bismarck zu seiner realpolitischen Betrachtungsweise gelangte, so erscheint uns diese Auffassung weniger auffällig. War es doch nur sein Ziel, die politische Ideenwelt der Zeit Friedrich Wilhelms IV. von den gefährlichen Grundsätzen zu befreien, die wahres staatliches Handeln unmöglich machten. Fürst Bülow hatte durchaus recht, wenn er in einer seiner Reichstagsreden diese Anschauung, die allein vom Staatsinteresse ausging und sich der Prinzipienpolitik der Französischen Revolution und der Legitimitätsauffassung der Romantik entgegenstellte, als den wertvollen Inhalt der Lehre und des Werkes Bismarcks rühmte.[81]) Ein weiteres Machtziel lag außerhalb der Vorstellung, die sich der Reichsgründer vom deutschen Großstaat machte. Dem entsprach das innere Zögern, mit dem Bismarck die neuen kolonialen Bahnen beschritt. Am Beginne der weltpolitischen Entwicklung beobachtete er den neuen Ausbreitungstendenzen gegenüber eine seinem sonstigen Wesen nicht entsprechende Zurückhaltung. Sie schienen ihm nicht unbedingt im Staatsinteresse begründet: die nationale Selbstbehauptung überwog in seinem politischen Urteil und Wollen durchaus die staatliche Expansion.

Indessen die tatsächliche weltpolitische Entwicklung, die in steigendem Maße auch Deutschland in ihren Bannkreis zog, schuf allmählich eine erweiterte Auffassung der Großmacht. In sehr viel bewußterer Weise machte sich nunmehr neben dem nationalen Selbstbehauptungsdrange der Expansionstrieb geltend. Immer entschiedener wurde die Lehre in den Vordergrund gerückt, daß der nationale Lebens- und Machtwille über die Selbsterhaltung hinaus Entfaltung und Ausbreitung bedeute, und es wurde mit Nachdruck als das Wesen der zur Weltmacht gewordenen Großmacht hingestellt, daß sich das große Volk nicht mit dem begnügen dürfe, was es besitzt, sondern nach weiterem Wachstum streben müsse. Aus dem ungeheuren Erstarken der Volkskräfte und aus der Erweiterung des Machtbereichs aber ergab sich in auffälliger Folge eine neue Steigerung des Nationalgefühls, die sich unter dem Einwirken der politischen Unreife vielfach im einem übertreibenden Machtkultus äußerte. Mit derselben Unreife und Ein-

80) Rede vom 6. Februar 1888. Reden, Band 12 S. 447.

81) Rede vom 26. Februar 1908. Reden, Band 3 S. 107—108.



seitigkeit nahmen die Unbelehrbaren Stellung, die unter dem zunehmenden Einfluß internationaler Strömungen ideeller und materieller Art Geltung suchten und mehr oder weniger den Machtcharakter des Staates grundsätzlich leugneten. Während die breiten Schichten des Volkes sich, dem unpolitischen Nationalcharakter entsprechend, zurückhielten, fiel der verantwortlichen Regierung die undankbare Aufgabe zu, in Kundgebungen und Handlungen die rechte Mitte zu halten. Die Kritik mag an der Durchführung des weltpolitischen Programms nicht wenig aussetzen: für den Beurteiler, der es in seinen bestimmenden Zügen überblickt, kann kein Zweifel bestehen, daß es im letzten von der rechten Anschauung des Großmachtbegriffes getragen war. Berechtigtes Machtstreben weltpolitischen Charakters, geschichtliches Verständnis der besonderen nationalen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes und Würdigung der geographischen Gegebenheiten scheinen in den Anschauungen Wilhelms II. und seiner Helfer zu einer wirklichen Einheit innerlich verknüpft.[82]) Über alle Parteimeinung hinweg wird man geschichtswissenschaftlich nicht anders Stellung nehmen können.

Bedauerlicherweise wurde jedoch in dem verwirrenden Kampf um die neuen politischen Erfordernisse des Tages die Einheit der Anschauungen nicht wiedergewonnen, die sich unter der zielsicheren Leitung Bismarcks gebildet hatte. Bei Ausbruch des Weltkrieges gab es in Deutschland keine einheitliche Vorstellung davon, was Welt-Großmacht sei oder nicht sei. In dem aus der vorangehenden Epoche fortwirkenden Streben, die großstaatliche Erscheinung in einen gleichmäßigen Begriff zu fassen, gab man vielfach die längst gesicherte Erkenntnis preis, daß ein jeder Staat eine Besonderheit darstellt, deren Entwicklungsgesetze unvergleichbar sind. Die erfolgreiche Expansion des insularen England, das sich, wie Rußland in seinem asiatischen Bereiche, von unersättlichen Machtinstinkten vorwärtstragen ließ, wurde für eine ungestüme patriotische Richtung der Maßstab für Großmachtsbetätigung schlechthin[83]), und die in unserer geographischen Lage ruhende Bedingtheit wurde nicht selten außer acht gelassen.

Demgegenüber erteilt uns das große Ringen, das über uns hereingebrochen ist, eine heilsame Lehre. In aller Unmittelbarkeit tritt uns die Ungleichartigkeit großstaatlicher Grundlagen wieder entgegen. Schon beginnt das Schlagwort „Imperialismus", das die großen Nationen blendete und in dem sich aller Großmachtswille zusammenfaßte, in dem ihm beigelegten Sinne des Weltherrschaftsstrebens zu verblassen.[84]) Die besonderen kontinentalen Voraussetzungen, denen zumal Deutschlands Großmachtstellung unterliegt, fordern wieder mehr ihr Recht und rücken allmählich das wieder in den Vordergrund, was vor der kolonialen Ära der

82) Es ist bezeichnend, daß der Kaiser dem feindlichen Ausland als der eigentliche Verkörperer des deutschen Machtkultus gilt, während ihm von anderer Seite Vorstellungen von einer universalen Kulturaufgabe des deutschen Volkes vorgeworfen werden, die an das einstige Humanitätsideal erinnerten.

83) Auch Kjellén hat in seiner zusammenfassenden Charakteristik der Großmacht etwas einseitig die englische Weltmacht vor Augen und mißt nach deren Maßen.

84) Es ist von Interesse, daß Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik" (selbständige Ausgabe, Berlin 1916 S. 255) von „derjenigen Form der Kolonialpolitik" spricht, „die mit einem nicht ganz zutreffenden und bisweilen falsch angewandten Schlagwort Imperialismus genannt wird.



Anblick der Großmachterscheinung im unmittelbaren Zusammenleben der staatlich organisierten Nationen gelehrt hatte. Nicht als ob damit der hohe Wert der Errungenschaften des kolonialen Zeitalters irgendwie in Zweifel gezogen werden soll: „Die Interessensphäre gehört zum Begriff der Großmacht." Kein großes Volk kann in dem neuen Zeitalter der Weltwirtschaft kolonialen Besitz entbehren, und ihn ihm vorenthalten wollen hieße, seinen Lebensnerv treffen. Aber der Wille zur Ausbreitung schließt die Gefahr in sich, allzusehr in die Weite zu schweifen und die eigentlichsten Grundlagen des nationalen Daseins aus dem Auge zu verlieren. Nicht umsonst macht die Expansionspolitik unsrer Gegner den Eindruck des Ungesunden auf uns, und gerade die Verurteilung dieser Machtüberspannung, die dem Leben der Völker Gewalt antut, kann uns die Gewißheit geben, daß hier staatliche Kräfte wirksam sind, die mit dem wahren Wesen der Großmacht nichts zu tun haben. Denn das Ziel des Staates, auch des Staates als Macht, beschränkt sich auf die Erhaltung und Entfaltung der tragenden Nation, und ein Staat, der um hohler Machtgelüste willen gegen dieses Grundgesetz verstößt, macht sich der Unsittlichkeit schuldig, die dem Weltherrschaftsstreben mit Recht immer wieder vorgeworfen worden ist. Rankes klassischer Satz von der obersten Aufgabe des Staates, sich selbst zu behaupten, erstreckt sich nicht nur auf das Gebot, nach außen Macht zu sein, sondern auch auf die Pflicht, den nationalen Daseinsbedingungen Rechnung zu tragen.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, die in unseren Tagen dem versöhnlichen Ausgleich des Macht- und Ausdehnungsstrebens auf der einen Seite und der nationalen Sicherung auf der anderen entgegenstehen, zeigen aufs klarste, daß man sich über den beherrschenden Machttendenzen der Zeit dem Problem der staatlichen Weiterbildung auch in Deutschland entfremdet hat, und es erwächst uns die Notwendigkeit, ihm in gesteigertem Maße wieder unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn in der fortschreitenden Entwicklung besteht ein enger Zusammenhang zwischen der internationalen Machtstellung und der innerstaatlichen Gestaltung. Alles äußere Wachstum stellt die Großmacht immer von neuem vor die Aufgabe, den bestehenden staatlichen Organismus mit den mehr oder weniger anders gearteten Erfordernissen eines neuen größeren Bereiches in Einklang zu bringen, wenn nicht lediglich rohe Unterwerfung angestrebt wird. Nur so behält das große Staatswesen seine innere Fühlung zu den Kräften des geschichtlichen Fortschritts, nur so den Adel seiner von hoher Kultur getragenen Eigenart. In diesem Zusammenhang aber kommt der Elastizität der Staatsidee eine große Bedeutung zu.[85])

Es ist sicher, daß die Staatsidee unter der Einwirkung des Nationalitätsprinzips viel von ihrer Anpassungsfähigkeit verloren hat, aber zumal auf dem europäischen Kontinent drängt die Entwicklung dahin, hemmende Fesseln abzustreifen. Was die koloniale Ausbreitung nicht bewirkt hat, das werden die großen zu erwartenden Umwälzungen in

85) Auf die hohe Bedeutung dieses Gesichtspunktes hat in geschichts-philosophischem Sinne Kurt Riezler hingewiesen. Vgl. seine Schrift: Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Politik und zu anderen Theorien. München 1913. Dieses Buch ist gegenüber dem späteren, pseudonym (J. J. Ruedorffer) erschienenen Werke desselben Verfassers „Grundzüge der Weltpolitik" merkwürdig unbeachtet geblieben.

Europa selbst hervorrufen: die Ausbreitung des Staates über die nationale Grundlage hinaus ist das Problem der Zukunft. Wie starr der nationalstaatliche Begriff geworden war, lehrt die Beurteilung, die der Nationalitätenstaat Österreich-Ungarn in den letzten Jahrzehnten bei uns und im Auslande, ja vielfach in der Donaumonarchie selbst erfahren hat. Er war das „Monstrum" im Zeitalter der nationalstaatlichen Entwicklung, und vom nationalen Standpunkt wurde ihm bis in unsere Tage hinein das Daseinsrecht abgesprochen, sein Untergang vorausgesagt. Sicherlich wäre Österreich-Ungarn, allein geblieben, dem Ansturm der eroberungsgierigen Gegner zum Opfer gefallen; es verdankt seine Erhaltung der engen Gemeinschaft mit Deutschland. Der deutsche Nationalstaat hat sich mit seinem Dasein für den Fortbestand des österreichisch-ungarischen Nationalitätenstaates eingesetzt. Dieses Eintreten aber hat seinen tiefen geschichtlichen Sinn. Halten wir ihn uns wohl vor Augen! Hätte die nationale Idee schlechthin geltende Kraft, würde Deutschland der geschichtlichen Entwicklung und damit seinem eigensten Lebensprinzip entgegengehandelt haben, würde es für ein dem Tode verfallenes Staatswesen sein Blut geopfert haben, indem es sich der verbündeten Macht zur Seite stellte. Die Geschichte hat es eingerichtet, daß die Erhaltung des nichtnationalen Österreich-Ungarns zu einem nationalstaatlichen Interesse Deutschlands wurde, und es ist eine eigentümliche geschichtliche Verflechtung, daß kein anderer als der Begründer des deutschen Nationalstaats selbst mit großartigem politischen Instinkt den Grund dieser Gemeinschaft gelegt und die Erhaltung der Donaumonarchie als eine Notwendigkeit für Deutschlands Dasein bezeichnet hat.

Wie von einer geheimen Kraft bestimmt, hat Deutschland diese Stellung genommen, und es muß nun auf dem Schicksalswege weiterschreiten. Aus jener Verkettung, die zur weltgeschichtlichen Tatsache geworden ist, muß es, seiner neuen großen Aufgabe sich bewußt werdend, nun die Folgerung ziehen. Die deutsche Großmacht der Zukunft wird sich, wenn die Entwicklung der letzten Jahrzehnte Sinn haben soll, nicht auf dem starren nationalen Staatsbegriff des 19. Jahrhunderts aufbauen, sondern auf einer Staatsidee, die das engere Nationalitätsprinzip überwölbt und den Zusammenschluß verschiedener Nationen auf der Basis übereinstimmender Interessen und auf der Grundlage annähernd gemeinsamer oder wenigstens verwandter Kultur möglich macht. Gewiß nicht in der Weise, daß die geschlossene Besonderheit der einzelnen Nation und ihres Staates aufgegeben wird, die die unentbehrliche Vorbedingung alles selbständigen Kulturschaffens bleibt.[86]) Wohl aber so, daß die zusammenzuschließenden Nationen sich zu einer Einheit verbinden, die in der Gemeinsamkeit politischer und wirtschaftlicher Funktionen zum Ausdruck kommt und in der gemeinsamen Entfaltung schirmender Macht gipfelt.

Es ist nicht wertlos, zu bemerken, daß wir mit dieser Betrachtung wieder ganz auf dem Boden Rankescher Auffassung stehen. Weder der Machtcharakter noch die Individualität der Großmachterscheinung sind aus dem Bilde verschwunden, das wir für die Zukunft

86) In diesem wichtigen, vielleicht entscheidenden Punkte verläßt Friedrich Naumanns „Mitteleuropa", dem sich die oben vertretene Auffassung in einzelnen Punkten nähert, den realen Boden, während Ruedorffer, mit dem sich meine Darstellung ebenfalls berührt, ganz auf ihm stehen bleibt.



sehen. Auch der Nationalitätsbegriff, den Ranke in der ihm eigentümlichen geschichtlichen Vielseitigkeit vor Augen hatte, ist ihm keineswegs verlorengegangen, denn die zukünftige Großmacht mag sich auf einer Mehrzahl von Einzelnationen aufbauen: als handelndes Machtindividuum wird sie durch eine neue Art von Staatsnation getragen sein, deren Charakter durch die richtunggebende Einzelnation bestimmt wird. Und diese Großmacht ist vor der Geschichte um so mehr daseinsberechtigt, als sich in ihr lebensstarke Kräfte auswirken können, die einen neuen geschichtlichen Fortschritt verbürgen. Denn vergessen wir nicht, daß sich die Geschichte nicht im nationalen Entwicklungsprozeß erschöpft, sondern daß dieser nur ein Teil des allgemeinen historischen Verlaufs ist. Wie es wiederum Ranke einmal in klassischen Worten formuliert hat: „Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf: einen nationalen und einen weltgeschichtlichen."[87]) Der starke Glauben unseres deutschen Geschichtsforschers an das dauernde Leben der großen Nation, die sich mit aller nationalen Selbstsucht dem großen Ganzen geschichtlicher Entwicklung einordnet, kann uns auch in diesen Tagen Wegweiser sein.

87) Französische Geschichte, Vorrede. Sämtliche Werke Band 8 S. V.

Wölfflins „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe".

Von O. Walzel.

Botticelli und Lorenzo di Credi sind zeit- und stammverwandte Künstler, beides Florentiner des späteren Quattrocento; aber wenn Botticelli einen weiblichen Körper zeichnet, so ist es nach Gewächs und Formenauffassung etwas, das nur ihm eigentümlich ist und was von jedem Frauenakt des Lorenzo sich so grundsätzlich und unverwechselbar unterscheidet wie eine Eiche von einer Linde.

Kein holländischer Baumstamm hat das Pathos der flämischen Bewegung, und selbst die mächtigen Eichen Ruisdaels erscheinen noch feingliedrig neben den Bäumen des Rubens. Rubens geht mit dem Horizont hoch hinauf und macht das Bild schwer, indem er es mit viel Materie belastet, bei den Holländern ist das Verhältnis von Himmel und Erde grundsätzlich anders: der Horizont liegt tief, und es kann vorkommen, daß vier Fünftel des Bildes der Luft überlassen sind.

Der Zentralbegriff der italienischen Renaissance ist der Begriff der vollkommenen Proportion. Die Säule, der Flächenausschnitt an der Wand, das Volumen eines einzelnen Raumgliedes wie des Raumganzen, die Massen des Aufbaues insgesamt — es sind lauter Gestaltungen, die den Menschen ein in sich befriedigtes Dasein finden lassen. Barock bedient sich des gleichen Formensystems, gibt aber nicht mehr das Vollkommene und Vollendete, sondern das Bewegte und Werdende, nicht das Begrenzte und Faßbare, sondern das Unbegrenzte und Kolossale. —

Drei Möglichkeiten der Stilbetrachtung prägen sich in diesen drei Beispielen aus. Der erste Fall geht auf individuellen Stil, der zweite auf Volksstil, der dritte auf Zeitstil. Nicht alles, was von Heinrich Wölfflin in seinen „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen" (München, F. Bruckmann A.-G., 1915) zur Beschreibung der



drei Fälle vorgebracht wird, führte ich an. Aber ich hielt mich möglichst an seinen Wortlaut in den Sätzen, die ich vorlegte.

Wölfflin will durch die Skizzierung der drei Fälle die Ziele einer Kunstgeschichte bezeichnen, die den Stil in erster Linie als Ausdruck faßt, sei es eines persönlichen Temperaments, sei es einer Volks-, sei es einer Zeitstimmung. Solcher kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise stellt Wölfflin die Fragen gegenüber, die der Künstler aufwirft: ob das einzelne Werk gut, ob es in sich geschlossen sei, ob die Natur zu einer starken und klaren Darstellung komme. Geht es dort auf Ausdruck, so geht es hier auf Qualität.

Wölfflin aber behauptet, daß weder die Prüfung des Ausdrucks noch der Qualität den Tatbestand erschöpfe. Als drittes komme die Darstellungsart hinzu. Jeder Künstler finde bestimmte optische Möglichkeiten vor, an die er gebunden ist. Nicht alles sei zu allen Zeiten möglich. Das Sehen habe seine Geschichte. Wölfflin erkennt in der Aufdeckung dieser „optischen Schichten" die elementarste Aufgabe der Kunstgeschichte.

Abermals verdeutlichen einzelne Fälle den Gedanken Wölfflins. Obwohl Zeitgenossen, stehen der Italiener Bernini und der Holländer Terborch nach ihrem Temperament weit auseinander. Allein mögen auch die stürmischen Figuren Berninis und die stillen, feinen Bildchen Terborchs noch so weit voneinander abliegen, so weisen doch die Zeichnungen beider die gleiche Manier eines Sehens in Flecken statt in Linien auf, etwas, was wir malerisch nennen und was ein unterscheidendes Merkmal des 17. Jahrhunderts ist gegen das 16. Jahrhundert. Es ist nach Wölfflin etwas ganz anderes, als wenn man von dem Schwung barocker Massenbehandlung im Gegensatz zu der Ruhe und Gehaltenheit der Hochrenaissance spricht. „Größere oder geringere Bewegtheit sind Ausdrucksmomente, die mit einheitlichem Maßstab gemessen werden können: malerisch und linear aber sind wie zwei verschiedene Sprachen, in denen man alles mögliche sagen kann, wenn auch jede nach einer gewissen Seite hin ihre Stärke haben und aus einer besonderen Orientierung zur Sichtbarkeit hervorgegangen sein mag."

Wölfflin reiht noch andere Fälle an. Er verwahrt sich dagegen, alle die Unterschiede auf den Ausdruck zu beziehen. Nicht jeder Stimmung hätten jederzeit die gleichen Ausdrucksmittel zur Verfügung gestanden. Auch von neuer Naturbeobachtung solle man nicht schlechtweg reden. Die Beobachtungen des 17. Jahrhunderts seien nicht einfach in das Gewebe der cinquecentistischen Kunst eingetragen worden; die Gesamtunterlage war nach Wölfflin vielmehr eine andere geworden. „Alle Steigerung in der ‚Hingabe an die Natur' erklärt nicht die Art, wie sich eine Landschaft des Ruisdael von einer Landschaft des Patenier unterscheidet, und die ‚fortgeschrittene Bewältigung des Wirklichen' macht den Gegensatz zwischen einem Kopf des Frans Hals und einem Kopf Albrecht Dürers noch nicht verständlich." Ein anderes optisches Schema liegt zugrunde, das tiefer verankert sei als in den bloß imitativen Entwicklungsproblemen. Es bedinge ebenso die Erscheinung der Architektur wie die Erscheinung der darstellenden Kunst. Eine römische Barockfassade hat nach Wölfflin den gleichen optischen Nenner wie eine Landschaft des van Goyen.

Bei dem Gegensatz des Linearen und des Malerischen, wie er an einem Vergleich der Kunst Berninis oder Ter-



borchs mit der Kunst der Hochrenaissance sich ergibt, bleibt Wölfflin nicht stehen. Er kennt noch vier andere Paare von Gegensätzen allgemeinster Darstellungsformen; sie entsprechen abermals der Entwicklung, die sich vom 16. zum 17. Jahrhundert in der bildenden Kunst vollzieht. In knapper Zusammenfassung will ich wiedergeben, wie Wölfflin die fünf Begriffspaare „provisorisch formuliert"; so nämlich drückt er selbst sich aus.

1. Entwicklung vom Linearen zum Malerischen, d. h. Ausbildung der Linie als Blickbahn und Führerin des Auges und — im Gegensatz dazu — allmähliche Entwertung der Linie. Einmal werden die Körper nach ihrem tastbaren Charakter in Umriß und Flächen begriffen, das andere Mal überläßt man sich dem bloßen optischen Schein und verzichtet auf greifbare Zeichnung. Das konstruierende Sehen isoliert die Dinge, das malerische schließt sie zusammen.

2. Entwicklung vom Flächenhaften zum Tiefenhaften, von flächiger Schichtung zum Hintereinander. Dabei ist Flächenstil nicht Folge einer geringeren Fähigkeit, räumliche Tiefe darzustellen, sondern nur möglich bei einer Beherrschung des Verkürzens und des Raumeindrucks, die den Primitiven fehlt.

3. Entwicklung von der geschlossenen zur offenen Form. Die Lockerung der Regel, die Entspannung der tektonischen Strenge bedeutet nicht eine bloße Reizsteigerung, sondern ist eine folgerichtig durchgeführte neue Darstellungsweise.

4. Entwicklung vom Vielheitlichen zum Einheitlichen. Einmal hat der Betrachter von Glied zu Glied fortzuschreiten, das andere Mal im ganzen aufzufassen. Dort ist Einheit eine Harmonie freier Teile, hier ruht sie auf einem Zusammenziehen der Glieder zu einem einzigen Motiv oder auf einer Unterordnung der übrigen Elemente unter ein führendes.

5. Entwicklung von absoluter zu relativer Klarheit des Gegenständlichen. Klarheit des Motivs verliert den Anspruch, Selbstzweck der Darstellung zu sein. Die Form wird nicht mehr in ihrer Vollständigkeit vor dem Auge ausgebreitet, man gibt nur noch wesentliche Anhaltspunkte. Komposition, Licht und Farbe stehen nicht mehr unbedingt im Dienste der Formaufklärung, sondern führen ihr eigenes Leben.

Nur flüchtig andeuten kann ich, wie Wölfflin an der Hand einer überzeugenden Reihe schlagender Belege, in dauernder Gegenüberstellung eines Paares von zeichnerischen, malerischen, plastischen und architektonischen Werken die lineare, auf Fläche, geschlossene Form, Vielheit und Klarheit eingestellte Kunst des 16. Jahrhunderts entgegenhält der malerischen, auf Tiefe, offene Form, Einheit und Unklarheit zielende Kunst des 17. Jahrhunderts. Die Feinheit und Schärfe von Wölfflins Darlegung kann nur an seinem Buch selbst gewürdigt werden, nicht durch irgendeine kürzende Wiedergabe zur rechten Wirkung gelangen. Unentbehrlich sind ferner die Bilder, an denen die Scheidung dargetan wird. Sie sind so glücklich gewählt und so trefflich angeordnet, daß schon, wer nur Wölfflins Hauptgesichtspunkte kennt und die fünf Gruppen von Gegensätzen erfaßt hat, an den Bildern allein die Berechtigung seiner Typen von Darstellungsformen erkennt. Geht man freilich vom Beschauen der Bilder weiter zum Lesen von Wölfflins Ausführungen, so staunt man immer wieder von neuem über die zarte Sorgfalt, mit der er die nicht ungefährliche Aufgabe löst, das einzelne Kunstwerk einem Typus einzuordnen und ihm doch gerecht



zu werden, soweit es noch anderes will, als der Typus zu wünschen scheint. Er beherzigt, daß die Merkmale, um derentwillen er ein Kunstwerk für seine Absichten verwertet, auch noch aus künstlerischen Absichten stammen können, die mit seinen fünf gegensätzlichen Begriffspaaren nichts zu tun haben. Er erinnert etwa einmal ausdrücklich daran, daß die durchgreifenden Veränderungen der Auffassung, die sich im Laufe der Zeit an der Darstellung der alttestamentarischen Susanna oder Simsons ergeben, nie von einem einzelnen Begriff aus dargelegt werden können. Die ältere Gestalt der Geschichte von Susanna sei nicht eigentlich das Bedrängen der Frau, sondern wie die Alten ihr Opfer von weitem beobachten oder darauf zulaufen. Erst allmählich, mit der Schärfung des Gefühls für das Dramatische, komme der Augenblick, wo der Feind der Badenden an den Nacken gesprungen ist und ihr die heiße Rede ins Ohr raunt. Die spannende Szene der Überwältigung Simsons habe sich ebenso nur nach und nach aus dem Schema des Schläfers herausgewickelt, der ruhig im Schoß der Dalila liegt und von ihr der Locken beraubt wird. Allein darum verzichtet Wölfflin nicht darauf, solche Werke für seine Gesichtspunkte in Anspruch zu nehmen, wohl bewußt, daß nur ein Teil des Phänomens, nicht aber das ganze bezeichnet wird durch seine Gesichtspunkte.

Wölfflin bleibt auch nicht bei den Belegen stehen, die mit überwältigender Schlagkraft für seine Ansicht zeugen. Im Gegenteil beschäftigt er sich vorzüglich mit Fällen, die ihm zu widersprechen scheinen. Vielleicht verspürt der eine oder der andere, daß in so schwieriger Lage Wölfflin hier und da nicht ganz ohne Sophismen auskommt. Tatsächlich liegt ihm daran, bei diesen Grenzfällen die eine entscheidende Wendung nachzuweisen, die ein Werk den Darstellungsformen des einen oder des anderen Jahrhunderts zuweist.

Wölfflins Typen gelten für alle Länder, die an der Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts beteiligt sind. Sein Ausgangspunkt ist ja die enge Verwandtschaft der Darstellungsformen des Italieners Bernini und des Holländers Terborch. Indes hebt er selbst hervor, daß dem italienischen Süden die lineare, tektonische, klare Darstellung weit näher liegt als dem deutschen Norden. Schon sehr früh im Ablauf der Darlegungen Wölfflins erscheint der Satz, daß dem plastischen Gefühl der Italiener die Linie immer mehr oder weniger das Element war, in dem sich alle künstlerische Gestalt formte. Gleiches sei von der Heimat Dürers nicht zu sagen, wenngleich wir gewöhnt sind, in der festen Zeichnung die eigentümliche Kraft der alten deutschen Kunst zu erkennen. Allein die klassische deutsche Zeichnung, die sich nur langsam und mühsam spätgotischem malerischen Knäuelwerk entwindet, könne wohl auf Augenblicke am italienischen Lineament ihr Muster suchen, im Grunde aber sei sie der isolierten reinen Linie abhold. „Die deutsche Phantasie läßt alsbald Linie mit Linie sich verflechten, statt der klaren, einfachen Bahn erscheint der Linienbündel, das Liniengewebe; Hell und Dunkel treten früh zu einem malerischen Eigenleben zusammen, und die einzelne Form geht unter im Wogenschlag der Gesamtbewegung."

Nicht seien weitere Belege herangeholt für die Fähigkeit Wölfflins, den Gefahren zu entgehen, die sich einer typisierenden Betrachtung geschichtlicher Erscheinungen entgegenstellen. Allerdings mag hier wie sonst der Leser und Beurteiler sich bewußt bleiben,

daß jeder Versuch, die einzelne Erscheinung einem Typus zuzuweisen, allen den Schwierigkeiten ausgesetzt ist, die einer Umsetzung von Ideellem in Anschauung drohen. Die Idee mag noch so einleuchtend und förderlich sein, gleichwohl kann ihre Anwendung Widerspruch erwecken. Immerhin sollte niemals als berechtigter Einwand gegen eine Idee gefaßt werden, was lediglich vereinzelte unrichtige Anwendung oder gar nur bestreitbare Exemplifikation ist. Vollends sollte der Widerspruch, den durch diese oder eine andere Zuteilung Wölfflin erweckt, nicht ins Gewicht fallen neben den beträchtlichen Gewinnen, die sich für jeden Empfänglichen aus seinen Erkenntnissen ergeben. Ich zweifle nicht, daß die große Mehrzahl aus dem Buch den Eindruck empfängt, jetzt erst Bilder sehen und ihre künstlerischen Wesenszüge erfassen zu können.

Neidenswert ist Wölfflins Befähigung, den künstlerischen Sinn einzelner Züge der Darstellung zu erfassen, mag er vom Standpunkt seiner fünf Typenpaare oder von irgendeinem anderen ein Werk bildender Kunst betrachten. Mit unentwegter Energie und doch nie aufdringlich oder gar pedantisch, immer geschmackvoll sagt er von jedem einzelnen Werk, das er nennt, warum die Gestalten, ihre Gewandung, ihre Stellung an sich und zu anderen, ihr Hintergrund, warum Farben und Belichtung die Darstellung gefunden haben, die dem Kunstwerk eigen ist. Er arbeitet gern und stets erfolgreich mit dem Vergleich zweier oder mehrerer verwandter Leistungen und kann darum eindringlich versinnlichen, welche besonderen Darstellungseigenheiten bei gleichem Stoff und übereinstimmender künstlerischer Aufgabe sich dem einzelnen Künstler im Gegensatz zu seinem Mitbewerber ergeben. Soll ich abermals beklagen, wie weit von solcher Meisterschaft, künstlerische Züge mit Worten festzuhalten, die wissenschaftliche Betrachtung von Dichtung entfernt ist? Wenige wissen an einem Dichtwerk auch nur die selbstverständlichsten Züge zu beobachten, die von Wölfflin an Werken der bildenden Kunst schier mühelos erschaut werden.

Doch ihm liegt diesmal augenscheinlich gar nicht viel an einer neuen Probe seiner Fähigkeit, das Künstlerische zu sehen und auszusprechen. Er möchte auch über den bloßen Nachweis gegensätzlicher Darstellungsmöglichkeiten hinauskommen zu einer entwicklungsgeschichtlichen Verwertung des Nachweises. Ohne Zweifel hätte er sich eine Menge Einwände erspart, wenn er stehengeblieben wäre bei dem gesicherten Ergebnis, daß zwei gegensätzliche Reihen der Darstellungsform bestehen, die sich von selbst zu geschichtlicher Verwertung anbieten, diese geschichtliche Verwertung indes vorläufig in den Hintergrund geschoben hätte.

Wölfflin nimmt für seine fünf Begriffspaare den Namen „Kategorien der Anschauung“ in Anspruch. Die Gefahr, daß sie mit Kants Kategorien auf eine und die gleiche Höhe gestellt würden, besteht nach seiner Überzeugung nicht. Seien sie doch nicht aus einem Prinzip abgeleitet. Mit leiser Ironie sagt er, für eine kantische Denkart müßten diese Kategorien der Anschauung als bloß „aufgerafft“ erscheinen. Er gesteht die Möglichkeit zu, daß noch andere Kategorien sich aufstellen lassen; erkennbar seien ihm keine anderen geworden. Auch seien die fünf Kategorien nicht so unter sich verwandt, daß sie in teilweise anderer Verbindung undenkbar wären. Aber er hält fest, daß sie sich bis zu einem gewissen Grade be-



dingen, ja als fünf verschiedene Ansichten einer und derselben Sache gelten dürfen.

Wölfflin verdeutlicht das: Das Linear-Plastische hängt ebenso zusammen mit den kompakten Raumschichten des Flächenstils wie das Tektonisch-Geschlossene eine natürliche Verwandtschaft mit der Selbständigkeit der Teilglieder und mit der durchgeführten Klarheit besitzt. Anderseits verbindet sich die unvollständige Formklarheit und die Einheitswirkung bei entwertetem Einzelteil von selbst mit dem Atektonisch-Fließenden und kommt im Bereich einer impressionistisch-malerischen Auffassung am besten unter. Auch der Tiefenstil gehört notwendig zu dieser Gruppe, da seine Tiefenspannungen ausschließlich auf optische Wirkungen aufgebaut sind, die nur für das Auge, nicht aber für das plastische Gefühl eine Bedeutung haben.

Auch diese Steigerung mag man gern zugeben. Die fünf Typenpaare wären dann nicht nur jedes für sich wertvolle Mittel zur Erfassung einer Darstellung, vielmehr dürfte angenommen werden, daß vielfach die sämtlichen Glieder der einen Reihe sich an einem Kunstwerk zusammenfinden können, wenn auch nur eines dieser Glieder an dem Kunstwerk nachgewiesen ist. Alles das ist wie selbstverständlich.

Ferner dürfte ein haltbares Ergebnis von Wölfflins Buch sein, daß die eine Reihe der Darstellungsmöglichkeiten, nach ihrem ganzen Umfang, der Hochrenaissance des 16. Jahrhunderts, die andere ebenso dem Barock des 17. Jahrhunderts zukomme. Da geht die Betrachtung zwar schon aus der Welt bloßer Feststellung von verschiedenen, ja gegensätzlichen Möglichkeiten der Darstellungsform weiter zu geschichtlicher Verwertung der Typen. Aber noch weckt das nicht Bedenken. Wer indes stutzt nicht, wenn Wölfflin in der Reihe, zu der das Lineare zählt, ein für allemal eine Vorstufe der Reihe des Malerischen erkennen will? Er sagt: der Fortgang von der handgreiflichen, plastischen Auffassung zu einer rein optisch-malerischen hat eine natürliche Logik und könnte nicht umgekehrt werden, und ebensowenig der Fortgang vom Tektonischen zum Atektonischen, vom Streng-Gesetzlichen zum Frei-Gesetzlichen, vom Vielheitlichen zum Einheitlichen. Wölfflin meint in diesem Vorgang etwas Notwendiges zu erblicken, ebenso notwendig wie das physiologische Wachstum.

Es ist etwas ganz anderes, wenn Wölfflin sonst die Ansicht verficht, daß lineare und tektonische Malerei nicht in dem strengen Sinn Malerei sei, wie malerische, atektonische, daß also auf dem Weg von der Hochrenaissance zum Barock die Malerei sich ihrer eigenen und eigentümlichen Kraft bewußt wird. Er hat durchaus recht, daß in der Malerei der Übergang vom Tastbild der linearen Art zum Sehbild der malerischen Art die „kapitalste Umorientierung" sei, die in der Kunstgeschichte erscheint.

Aber gerät Wölfflin nicht schon durch diese Wendung mit sich selbst in Widerspruch und mit seiner Überzeugung, daß die klassische Kunst des Cinquecento und die barocke Kunst des Secento dem Werte nach auf einer einzigen Linie stehen? Er versichert ausdrücklich: „Der Barock, oder sagen wir die moderne Kunst, ist weder ein Niedergang noch eine Höherführung der klassischen, sondern ist eine generell andere Kunst." Im Gegensatz zu dieser Äußerung, die am Eingang des Werkes erscheint, gewinnen Raffael und Dürer im Verlauf der Darstellung den An-

schein, als seien sie nicht in dem hohen und eigentlichen Sinn Maler wie Rubens oder Rembrandt.

Ich schiebe keine fremde Meinung unter, wenn ich für die zweite Reihe der Gegensatzpaare, für das Malerische oder Atektonische, den Begriff Impressionismus einsetze. Wölfflin selbst meint, man müsse nicht gleich an die letzten Formulierungen des Impressionismus denken; aber grundsätzlich sei der Impressionismus im Zeitalter Rembrandts doch schon da.

Könnte nicht einer unserem Forscher einwerfen, daß er letzten Endes die Gleichwertigkeit geschichtlicher Höchstentwicklungen verkennt und seiner eigenen Zeit einen Tribut entrichtet, indem er die eigentliche Malerei nicht auf der Seite Raffaels sucht, sondern im impressionistischen Lager?

Allein schon die Worte linear und malerisch dürfen als Stütze für sein Verhalten gelten. Wer lineare und malerische Malerei scheidet, sagt damit schon, daß nicht die erste, sondern die zweite die eigentliche Malerei sei. Ganz so wäre der Gegensatz tektonisch und atektonisch zu fassen. Wölfflin bemerkt einmal, Malerei könne, Architektur müsse tektonisch sein. Das heißt: tektonische Malerei fügt sich den Wünschen einer Schwesterkunst, nur atektonische ist frei im Sinn ihrer eigenen Gesetzlichkeit.

Wölfflin indes nimmt überdies in den oben angeführten Sätzen für alle Kunst einen Fortschritt vom Linear-Tektonischen zum Malerisch-Atektonischen an. Auch die Architektur also stiege nach ihm empor, wenn sie zum Impressionismus übergeht. Da tut sich mir die größte Schwierigkeit auf, die aus der Verwertung von Wölfflins Kategorien zu geschichtlichen Bauten sich ergibt. An dieser Schwierigkeit geht er ja gewiß nicht sorglos vorbei. In den Betrachtungen, die am Ende des Buches angestellt werden, verweilt er auch bei der „Periodizität der Entwicklung" und nimmt sie mindestens für die Architektur in Anspruch. Die Teilung in lineare und malerische Baukunst, die sich im 16. und 17. Jahrhundert beobachten läßt, der Übergang vom Linearen zum Malerischen tut sich ihm genau so innerhalb der Gotik auf. Auf klassische Gotik folgt barocke Gotik. Wölfflin geht sogar noch einen Schritt weiter. Er nennt es eine unbestrittene Tatsache, daß sich innerhalb der bildenden Kunst, mit engerer oder weiterer Wellenlänge, gewisse gleichlautende Entwicklungen vom Linearen zum Malerischen, vom Strengen zum Freien schon mehrfach im Abendland abgespielt haben. Die antike Kunst arbeite mit den gleichen Begriffen wie die moderne. Die französische Plastik vom 12. bis zum 15. Jahrhundert biete ein außerordentlich klares Beispiel einer solchen Entwicklung; da fehle auch nicht die Parallele der Malerei. Nur darauf komme es — setzt Wölfflin vorsichtig hinzu — nicht an, daß die Entwicklungskurven der verschiedenen Weltperioden sich absolut decken müssen.

Wölfflin selbst gelangt von der Betrachtung der Periodizität zu der Frage nach dem Aufhören und dem Neuanfangen der Entwicklungen. Warum, sagt er, springt eine Entwicklung je wieder zurück?

Ich kann nicht zugestehen, daß Wölfflin eine durchaus befriedigende Antwort auf diese Frage zu geben hat. Er selbst verwirft die allgemeine Erklärung, daß jede Erscheinung ihren Gegensatz erzeugen müsse. Das Abbrechen bleibe etwas Unnatürliches und komme immer nur im Zusammenhang mit durchgreifenden Veränderungen der geistigen

Welt vor. So sei das Wiedererwachen des Linear-Tektonischen und die Abkehr vom Malerisch-Atektonischen um 1800 bedingt durch eine neue Wertung des Seins auf allen Gebieten. Wölfflin erkennt theoretische Verfechter der Umkehr in Diderot und Friedrich Schlegel und führt geradezu schlagende Äußerungen beider an.

Dann aber nennt er den Fall der Kunsterneuerung um 1800 einzigartig und nimmt ihm dadurch die Möglichkeit, über das Wesen des Neuanfangens wirklich zu belehren. Innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne habe die abendländische Menschheit damals einen durchgreifenden Regenerationsprozeß durchgemacht. Es war, als ob man noch einmal von vorne habe anfangen können. Freilich sei die Kunst auch damals nicht auf einen Punkt zurückgekehrt, auf dem sie schon einmal gestanden hat. Nur das Bild einer Spiralbewegung komme den Tatsachen nahe. Frage man aber nach den Anfängen der vorausgehenden Entwicklung, so suche man umsonst nach einem Augenblick, in dem sich der Wille zum Linearen und Strengen allgemein und rasch entschlossen einer malerisch-freien Tradition in den Weg gestellt hat.

Hier ist augenscheinlich noch manches zu klären. Nicht aber sind die großen Schwierigkeiten überwunden, in die sich Wölfflin begab, als er von seiner glänzenden Antithese zu entwicklungsgeschichtlichen Fragen fortging.

Noch auf eine weitere Schwierigkeit mache ich aufmerksam. Die Worte Fr. Schlegels, die für das Lineare eintreten, führt Wölfflin nach der Fassung von Schlegels „Sämtlichen Werken“ an. Schlegel sagt von linearer Malerei: „Das ist der Stil der alten Malerei, der Stil, welcher mir ... ausschließend gefällt.“ Wölfflin las an gleicher Stelle noch die Einschränkung: „wenn nicht irgendein großes Motiv die Ausnahme rechtfertigt, wie beim Correggio oder den andern großen Meistern, welche den neuen Stil zuerst begründet und veranlaßt haben.“ Wölfflin durfte diese Einschränkung füglich weglassen. Er selbst erkennt ja in Correggio eine Vorstufe zum Malerisch-Atektonischen, einen Übergang mindestens. Die ursprüngliche Fassung von Schlegels Worten (in der Zeitschrift „Europa“ von 1803) drückt sich jedoch anders aus. Da heißt es: „wenn nicht irgendein großes Prinzip, wie beim Correggio oder Raffael, die Ausnahme rechtfertigt.“ Ich wage nicht zu sagen, warum Schlegel geändert hat. Jedenfalls aber ist für diesen Vorkämpfer des Linear-Tektonischen zuerst Raffael, der — das ist selbstverständlich — von Wölfflin zum Hauptvertreter des Linear-Tektonischen erhoben wird, ein Vertreter der gegenteiligen Richtung. Ursache ist die ausgesprochene Neigung der deutschen Romantiker zur Kunst der Vorgänger Raffaels.

Schlegel verurteilt Raffael so wenig wie Correggio. Was ihm widersteht, kennzeichnet er überdies deutlich genug: er bekämpft eine „Malerei aus Helldunkel und Schmutz in Nacht und Schlagschatten“. Das kehrt sich gegen Rembrandt, aber auch gegen Rubens, über den er ja immer wieder abspricht.

Rubens aber wird von dem Romantiker Fr. Schlegel verworfen, obwohl kurz vorher Wilhelm Heinse schon volles Verständnis für Rubens bezeugt hatte. Heinse greift da seiner Zeit mächtig vor. Er tritt für Rubens ein, weil er sich von Winckelmann die Hände nicht will binden lassen. Schlegel aber steht trotz allem Gegensatz zu Winckelmann, gesehen von Wölfflins Standpunkt, ganz auf Winckelmanns Seite.



Denn wer ist der eigentliche Überwinder der Barockkunst und siegreiche Verfechter des Linear-Tektonischen auf dem Gesamtgebiet der bildenden Künste, also auch auf dem Felde der Malerei, wer ist der eigentliche Veranlasser des Neuanfangens um 1800, wenn nicht Winckelmann?

Die weimarischen Kunstfreunde bewegen sich um 1800 noch unverkennbar im Fahrwasser Winckelmanns. Sie schreiben der Malerei die Gesetze einer linear geschauten Plastik vor. So weit gehen die Romantiker nicht, ja sie bekämpfen die plastische Malerei und deren Anwalt Goethe. Daß sie aber trotzdem mit Goethe innerhalb der Wünsche linear-tektonischer Malerei bleiben, daß die Nazarener ihrem Gegner Goethe dennoch recht nahestehen, ergibt sich aus Wölfflins Gesichtspunkten. Goethe, die romantischen Theoretiker und der Kreis der nazarenischen Maler arbeiten gemeinsam an der Kunsterneuerung von 1800, an der Wendung zum Linear-Tektonischen. Um so bemerkenswerter wird die gegenteilige Haltung Heinses. Sie bezeugt, daß unmittelbar vor 1800 schon Verkündiger des Kunstgefühls erstanden, zu dem nach der Überwindung der linear-tektonischen Kunst des beginnenden 19. Jahrhunderts sich eine neue malerisch-atektonische Kunst bekennen sollte. Eine ähnliche Stellung wie Heinse nimmt Herder ein.

Die Reinlichkeit der Zeichnung Wölfflins leidet unter dieser Beobachtung. Aber vielleicht hilft ein Hinweis auf Heinse doch den tatsächlichen Vorgang der Kunsterneuerung von 1800 genauer erfassen. Sicher dürfte sein, daß mit gleicher Sauberkeit wie der Gegensatz des 16. und 17. Jahrhunderts in anderen Zeiten der Widerstreit linearer und malerischer Perioden nicht aufzuzeigen ist. Nicht einmal von einem regelmäßigen Übergang aus dem Linearen ins Malerische und von da ins Lineare dürfte gesprochen werden können. Vielleicht bestehen beide Richtungen gelegentlich auch nebeneinander.

Mir ist es wirklich nicht darum zu tun, irgendwelche Einwände gegen Wölfflin vorzubringen. Wahrscheinlich hat er selbst sich ähnliche Einwürfe längst gemacht. Ich denke vielmehr nur an die Weiterbildung, die den Ergebnissen Wölfflins auf dem Gebiet anderer Künste, vor allem der Dichtkunst, erstehen, und an die Gefahren, denen diese Weiterbildungen ausgesetzt sind, wenn sie zu rasch mit Wölfflin von systematischen Scheidungen zu geschichtlichen Bauten weiterschreiten. Um keinen Preis möchte ich die Gewinne entbehren, die für die Formbestimmung der Dichtkunst aus Wölfflins meisterlicher Formbestimmung der bildenden Künste sich ergeben können. Um so wichtiger ist mir, diese Gewinne vor Schädigung zu bewahren.

In einem Aufsatz des Jahrbuchs der Shakespeare-Gesellschaft für 1916 griff ich mutig hinein in Wölfflins Gedankenwelt und entnahm ihr das Recht, Shakespeare zum Vertreter der Typenreihe zu stempeln, der das Atektonische angehört. Ich nannte ihn demgemäß einen Barockkünstler. Aber nicht die Tatsache, daß er Zeitgenosse der Rembrandt und Velasquez ist, fiel für mich besonders ins Gewicht, sondern der Gegensatz seiner Darstellungsform zur Darstellungsform der Renaissance. Jetzt möchte ich nur noch kräftiger betonen, daß die Ergründung dichterischer Form vorläufig bei der Frage stehen bleiben soll, wie weit die Darstellungsgegensätze, die Kategorien, die von Wölfflin an der bildenden Kunst auf-



gezeigt wurden, auch für die Dichtkunst verwertbar sind, daß dagegen die entwicklungsgeschichtliche Anwendung dieser Kategorien auf dem Feld der Dichtung vorläufig noch zu vertagen sei.

An Schwierigkeiten und Gefahren ist überhaupt kein Mangel, wenn man sich entschließt, Wölfflins Kategorien auf die Dichtkunst anzuwenden. Doch diese Hemmnisse sollten keinen abhalten, den notwendigen und gewinnbringenden Weg zu gehen. Es ist unbedingt nötig, schärfere und genauere Begriffe für die Bestimmung der Darstellungsmöglichkeiten dichterischen Schaffens zu gewinnen. Ich möchte hier nicht die Gründe wiederholen, die für eine Erweiterung und Vertiefung der begrifflichen Forschung innerhalb des Umkreises der Dichtung sprechen, Gründe, die ich schon mehrfach darzulegen versucht habe.

Selbstverständlich lassen sich alle fünf Begriffspaare Wölfflins nicht ohne weiteres auf die Dichtkunst übertragen. In dem Aufsatze des Shakespearejahrbuchs beschränkte ich mich überhaupt auf den Gegensatz des Tektonischen und des Atektonischen, also der geschlossenen und der offenen Form. Ihn zu nutzen, liegt nahe genug. Denn längst ist es geläufig, von Architektur der Dichtung zu reden. Daher bietet sich eine genaue Scheidung zweier Möglichkeiten der Baukunst von selbst an, wenn verschiedene Darstellungsarten dichterischer Baukunst bestimmt werden sollen. Die Gegensätze von Vielheit und Einheit, von Klarheit und Unklarheit sind auch in Wölfflins eigenartiger Fassung immer noch unschwer in der Welt der Dichtung erkennbar. Dagegen sträubt sich das Paar Fläche und Tiefe gegen gleiche Anwendung. Auch der Gegensatz des Linearen und Malerischen ist nicht so glatt auf die Dichtkunst zu übertragen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Gewiß zeichnet ein Dichter seine Gestalten in scharfumrissenen Linien, ein anderer läßt sie nur durch ihre malerischen Züge wirken. Aber beiden stehen in großer Anzahl Dichter gegenüber, die weder das eine noch das andere tun. So gefaßt, läßt das gegensätzliche Begriffspaar nicht die zwei polaren Möglichkeiten dichterischer Darstellung erkennen, sondern nur zwei Möglichkeiten, neben denen andere bestehen.

Überhaupt heißt es sich wohl hüten, auf Werke der Dichtkunst Begriffe bildender Kunst in einer Weise anzuwenden, die — wie man gesagt hat — nur Stimmungsvergleichen entstammt. Bekanntlich sprach sich Meumann gegen die Aufstellung eines Begriffs „Rhythmus der Baukunst" aus; er meinte in ihm nur eine Vermengung ästhetischer Kategorien zu erblicken. Schmarsow und seine Schüler hatten genug Mühe, den Begriff des Rhythmus der Baukunst gegen Meumanns Einwürfe zu halten. Sie suchten zu beweisen, daß er im eigentlichen und nicht im übertragenen Sinn gebraucht werden dürfe.

Ich drücke den Sachverhalt möglichst schlicht aus. Zu prüfen ist, wieweit Begriffe der bildenden Kunst in der Dichtkunst, wieweit Begriffe der Dichtkunst in der bildenden Kunst tatsächlich Darstellungsgegensätze ausdrücken, wieweit eine gewisse Ähnlichkeit besteht, die Verwandtschaft etwa eines Gegenstandes mit seinem Bilde, eine Beziehung von gleichnishafter Art. Kann in solchem strengeren Sinn von Linearem und Malerischem, ja von Tektonischem und Atektonischem in der Dichtkunst geredet werden? Die Gegenüberstellung, auf der sich Wölfflins Kategorien aufbauen, ist der Gegensatz



von Tastbild und Sehbild. Das Sehbild fordert das Malerische, das Atektonische, es kann die Tiefe erkennen lassen, drängt zur Vereinheitlichung und duldet Unklarheit. Umgekehrt verhält sich das Tastbild. Weder Tast- noch Sehbilder werden von der Dichtkunst geboten. Allein für die Gegensatzpaare linear und malerisch, dann tektonisch und atektonisch kommt noch anderes in Betracht. Sie wurzeln in den drei verschiedenen Arten bildender Kunst, sie stellen einer Malerei, die vorzüglich mit malerischen Mitteln arbeitet, eine Malerei gegenüber, die sich Wirkungen der Plastik oder der Baukunst zueignet. Ebenso tritt neben eine Plastik, die nur Plastik sein will, eine Plastik, die noch ins Malerische übergreift, neben reine Baukunst eine Baukunst, die gleichfalls malerische Wirkungen sucht. Noch feiner ließe sich das verästeln. Das Lineare in der Malerei geht auf eine Malerei, die etwas von Zeichnung der Umrisse plastischer Gestalten an sich hat. Zeichnung kann aber auch auf Lineares verzichten und malerische Mittel anwenden.

Wollte man in gleicher Weise die Darstellungsmöglichkeiten der Dichtkunst sondern, so könnte wie dort die Dreiteilung Malerei, Plastik und Baukunst hier die Dreiteilung Epos, Lyrik und Drama verwendet werden. Es liefe dann hinaus auf eine Unterscheidung reiner Epik von lyrischer oder dramatischer Epik, reiner Lyrik von epischer und dramatischer und so fort. Das sind Begriffe, mit denen längst gearbeitet wird. Gefördert würde die Erforschung der Begriffe durch diese Methode nur wenig. Und zwar um so weniger, als die Gegensätze Epos, Lyrik und Drama sich durchaus nicht so leicht und eindeutig voneinander lösen wie die Gegensätze Malerei, Plastik und Architektur. Gibt es doch viele, die der ganzen Einteilung der Poesie in Epos, Lyrik und Drama den Krieg ansagen. Übergänge finden natürlich auch zwischen den drei Arten der bildenden Kunst statt. Aber keiner wird in einem Gemälde wohnen wollen. Und Plastik ist nicht bloß mit Farben auf einer Fläche zu erzielen.

Die Dichtkunst gestattet indes noch andere Unterteilungen. Tastbild und Sehbild, Haptisches und Optisches treffen innerhalb der bildenden Kunst aufeinander. Ebenso begegnen sich innerhalb der Dichtung Akustisch-Musikalisches und Wortinhalt. Etwas, das auf unsere Sinne wirkt, und etwas, das uns den Sinn der Worte vermittelt, vereinigt sich in der Wortkunst. Die eine Richtung der Poesie arbeitet stärker mit der sinnlichen, die andere mit der Sinneswirkung. Die eine greift hinüber ins Feld der Musik, die andere dämpft die akustische Macht des Wortes.

Wiederum liegt eine Scheidung vor, deren wir uns längst bedienen. Sie ist manchem Bedenken nicht ausgesetzt, das sich bei einer Scheidung in Episches, Lyrisches und Dramatisches rasch einstellt. Dafür leidet die eine wie die andere Scheidung an einem ähnlichen Übelstand wie Wölfflins Kategorien. Auch hier, und zwar beidemal, ersteht eine Gruppe eigentlicher und eine Gruppe uneigentlicher Leistung. Einmal erscheint neben reiner Epik, reiner Lyrik, reinem Drama lyrische und dramatische Epik, epische und dramatische Lyrik, episches und lyrisches Drama. Das andere Mal steht neben reiner Dichtung die musikalische Poesie. Genau so bieten Wölfflins Kategorien neben reiner, d. h. malerischer Malerei, und neben reiner, d. h. tektonischer Baukunst noch tektonische Malerei und malerische Baukunst. Das Gefährliche solcher Begriffsbildung kam oben zur Geltung. Es



erschwert, gleichwertige, künstlerisch ebenbürtige Gegensätze zu bezeichnen.

Der Gefahr entgeht, wer die Einteilungsgründe aus einer anderen Kunst holt. Die Scheidung musikalischer und plastischer oder plastischer und pittoresker Poesie führt zu durchaus gleichwertigen Begriffen. Allerdings sind auch diese Gegenüberstellungen längst im Brauch.

Schiller gab seiner Gegenüberstellung musikalischer und plastischer Dichtung die volle Schärfe genauer Begriffsbildung. Bildend oder plastisch nennt er eine Dichtkunst, die einen bestimmten Gegenstand nachahmt (man stoße sich nicht an dem Wort und ersetze es unbedenklich durch: darstellt); musikalisch war für ihn die Dichtkunst, die bloß einen bestimmten Zustand des Gemüts hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nötig zu haben. Nicht bloß, was in der Poesie wirklich und dem Stoffe nach Musik ist, sondern alle Wirkungen, die von der Poesie wachgerufen werden, ohne daß die Einbildungskraft unter der Herrschaft eines bestimmten Gegenstandes wäre, nannte Schiller musikalisch. Wesentlich anders ist das gedacht als die oben durchgeführte bloße Trennung des Musikalischen und Nichtmusikalischen innerhalb der Dichtkunst.

Wilhelm Schlegel stützte seine Entgegenstellung von Plastisch und Pittoresk ausdrücklich auf die Beobachtung des Lieblings der Romantiker, des Holländers Franz Hemsterhuis: die neueren Bildhauer seien zu sehr Maler, die alten Maler zu sehr Bildhauer. Antike und moderne bildende Kunst treten da zueinander in Gegensatz. Wilhelm Schlegel führt den Gedanken weiter. Den Alten ist in allen ihren Kunstwerken die Reinheit und Strenge der Absonderung, die Einfachheit, die Beschränkung auf das Wesentliche, die Isolierung, das Verzichtleisten auf materielle Reize eigen, durchaus Züge, die im Wesen der Plastik liegen. Die Neueren suchen wie die Malerei den Schein, die lebendige Gegenwart und begleiten den Hauptgegenstand ihrer Darstellung mit Ausblicken ins Unendliche. Schon diese Ausführungen der Berliner Vorlesungen Schlegels vom Winter 1801/02 tragen die Antithese des Hemsterhuis aus der Welt der bildenden Künste hinaus in die gesamte Weite aller Kunstbetrachtung, wenden sie mithin auch auf Dichtkunst an. Noch unzweideutiger bekunden das die Wiener Vorlesungen von 1808. Sie erklären bündig: der Geist der gesamten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, der Geist der modernen pittoresk.

Beidemal deutet Schlegel auch an, Rhythmus und Melodie seien der herrschende Grundsatz der antiken, Harmonie der Grundsatz der modernen Musik. Aber er macht nicht Ernst mit dem Versuch, die alte Kunst und Poesie als rhythmisch-melodisch, die neuere als harmonisch zu bezeichnen. Immerhin eröffnet sich da eine Möglichkeit, neben die Gegensatzpaare von Schiller und von Hemsterhuis-Schlegel noch ein drittes zu setzen und es im Sinn Wölfflins für die Darstellungsmöglichkeiten der Dichtkunst zu verwerten. Auch dieses dritte Paar, das aus der Musik stammt, erlaubt gleichwertige Begriffe zu bilden. Rhythmisch-melodische Dichtung stellt sich ebenbürtig neben harmonische.

Wichtiger ist mir, daß zwar nicht Schillers Begriffspaar, wohl aber das von Schlegel überhaupt genau zusammentrifft mit Wölfflins Paar des Linear-Tektonischen und Malerisch-Atektonischen. Schlegels und Wölfflins Begriffe stammen aus der Betrachtung und aus der Fachsprache der bildenden Kunst. Wölfflin wendet sein Paar nur



auf bildende Kunst an, Schlegel auch auf Dichtkunst. Der Romantiker ist mithin Gewährsmann für jeden, der heute wagt, Wölfflins Begriffe aus der bildenden Kunst in die Dichtkunst zu übertragen. Welche Vorteile sich ergeben, wenn an eine Kunst Begriffe gewendet werden, die aus einer anderen stammen dürfte nachgerade klargestellt sein.

Brauche ich noch hinzuzufügen, daß Wölfflin die Scheidung des Pittoresken und Plastischen ganz ungemein verfeinert und verschärft? Daß er an die Stelle einer gelegentlichen, aber nichts weniger als folgerichtig durchgeführten Beobachtung strenge Systematik und umfassende Anwendung des Systems setzt?

Schillers Zweiteilung ergänzt indes nicht nur Schlegels, auch Wölfflins Kategorien, und zwar gerade an der Stelle, die sich oben als ergänzungsbedürftig erwies. Klopstock ist nach Schiller der ausgesprochenste Vertreter der musikalischen Poesie. Klopstock ist — mit Wölfflin zu sprechen — atektonisch, nimmt Unklarheit für sich in Anspruch wie ein gutes Recht und verzichtet von Grund aus auf die Fülle der Einzelheiten des antiken Epos, um alles zu einer Einheit im Sinn Wölfflins zusammenzudrängen. Von entscheidender Wichtigkeit ist, wie sich in ihm die bezeichnenden Züge fast der ganzen einen Typenreihe Wölfflins zusammenfinden. Aber er ist weder linear noch malerisch in einem strengeren Sinn des Worts. Ihm liegt Vergegenwärtigung des Gegenständlichen überhaupt nicht. Ganz anders verhält sich Shakespeare, der ja meines Erachtens gleichfalls der atektonischen Richtung angehört. Da hilft Schiller weiter. Klopstock und Shakespeare stehen sich wie musikalische und plastische Poesie gegenüber. Und zwar in eigentlicher Bedeutung des Worts. Schlegels Antithese des Plastischen und Pittoresken könnte auf den Gegensatz von Shakespeare und Klopstock kaum anders als im Sinn eines Stimmungsvergleichs angewendet werden. An die tatsächlichen Darstellungsgegensätze beider Dichter reicht das Begriffspaar Schlegels nicht heran.

Ich möchte nicht weitergehen und aus dieser raschen Musterung ästhetischer Begriffe gleich eine Ergänzung Wölfflins ableiten. Mir genügt es vorläufig, den Weg anzudeuten, der auf dem Feld der Dichtung mit Wölfflins Fingerzeigen über Wölfflin hinausführt. Durchaus sei die Möglichkeit zugegeben, daß die Dichtkunst noch andere Typen umfaßt, die mit Wölfflins Typen verwandt sind, aber für die bildende Kunst nicht in Betracht kommen. Fritz Strichs Beitrag zu der Festschrift für Franz Muncker, die vor kurzem unter der Überschrift „Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte“ hervortrat, arbeitet mit Schlegels Typenpaaren und bewegt sich dabei gleichfalls auf der Bahn weiter, die von Wölfflin eröffnet wird. Ob Wölfflin selbst durch diese Weiterführungen sich gefördert fühlt, mag dahinstehen. Niemand wird ihm zumuten, daß er seine Typenpaare ergänzen soll aus den Weiterbildungen, die sich innerhalb der Dichtkunst seinen Nachfolgern ergeben. Wir können nicht besser ihm nachstreben, als wenn wir gleich ihm die wahren Darstellungsmittel einer Kunst zu finden suchen. Glückt es indes wirklich, die Darstellungsmittel der Dichtkunst näher zu bestimmen, als es bisher der Fall war, so ist damit noch gar nichts geleistet für die Erweiterung unserer Kenntnis der Darstellungsmittel bildender Kunst; sie sind von Wölfflin in unvergleichlich erschöpfender Weise erforscht worden.



Der Wunsch, den bei der ersten und vorläufigen Auseinandersetzung seiner Typenlehre in einem Vortrag vom 7. Dezember 1911 Wölfflin der Berliner Akademie vorlegte, wird freilich zunächst sich noch nicht erfüllen lassen. Die periodische Wiederholung der Entwicklung, die er an der bildenden Kunst aufgezeigt hatte, wollte er damals auch an der Musik und an der literarischen Auffassung der Welt dargetan sehen. Ich glaube, so weit sind wir noch lange nicht. Um so nötiger scheint mir, nicht bloß seine Typensystematik auf die Dichtkunst anzuwenden, sondern vor allem von ihm zu lernen, wie Typen bei der Betrachtung einer längeren Reihe von Kunstwerken zu nutzen sind. Schillers und Schlegels Gegensatzpaare sind schon recht alt. Doch noch hat keiner versucht, die Darstellungsmöglichkeiten, die sich aus diesen Gegensätzen für den Dichter ergeben, festzulegen und ihre Bedeutung an einer Gruppe oder an mehreren Gruppen von Dichtungen zu prüfen. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst ist nach dieser Richtung Wölfflin zuerst über Schlegels Antithese hinausgegangen. Jetzt stellt sich die Aufgabe, nach Wölfflins Vorbild Gleiches und Verwandtes für die Dichtkunst zu leisten. Und wenn meines Erachtens weitergreifende entwicklungsgeschichtliche Erwägungen dabei vorläufig noch unterlassen werden sollen, so wäre desto dringender zu wünschen, daß der künftige Darsteller dichtungsgeschichtlicher Grundbegriffe eine ebenso geschlossene Reihe von Beispielen, einen ebenso entscheidenden und erhellenden Fall zur Voraussetzung und zum Gebiet seiner Erkundungen mache, wie es auf dem Feld der bildenden Kunst durch den Gegensatz von Hochrenaissance und Barock ermöglicht wird.

Gibt es eine nationale Philosophie?

Von J. Benrubi.

Fast gleichzeitig sind während des Krieges zwei Schriften erschienen, die für das gegenwärtige Zeitalter in hohem Grade charakteristisch sind, und zwar namentlich deshalb, weil sie aus der Feder von hervorragenden Vertretern des Geisteslebens der Kriegführenden herrühren; ich meine W. Wundts „Die Nationen und ihre Philosophie" (Leipzig 1915, Kröner) und H. Bergsons „La Philosophie française" (Paris 1915, Larousse). Obgleich beide Schriften ein patriotisches Ziel verfolgen, so kämpfen die Verfasser darin für Überzeugungen, die sie auch vor dem Kriege vertreten haben, so daß wir etwas mehr als bloß vorübergehende Dokumente des „Burgfriedens" oder der „union sacrée" erblicken dürfen. Es sei uns zunächst gestattet, die Grundtendenzen und -thesen beider Schriften kurz zu charakterisieren.

I.

Wundt geht von der Annahme aus, daß allerdings in den Einzelwissenschaften der rege Verkehr zwischen den Nationen die Unterschiede in den Hintergrund dränge, neben der Dichtung aber als Ausdruck des geistigen Charakters der Nationen in erster Linie die Philosophie stehe, ja daß auf dem Gebiete der Philosophie zwischen den Kulturvölkern ein Kampf der Geister geführt werde, im stillen zwar, aber deshalb doch zuweilen mit nicht geringerer Erbitterung wie der Kampf der Waf-



fen, so daß Fichtes Wort: „Die Philosophie, die man hat, zeigt, was für ein Mensch man ist," sich vor allem auch auf die Nationen anwenden lasse. Um diese Überzeugung durchzuführen, charakterisiert Wundt vier nationale Typen der Philosophie der Neuzeit: den italienischen, den französischen, den englischen und den deutschen. Beschränken wir uns auf die Betrachtung der drei letzten Typen.

Descartes, sofern er Dogmatiker und Skeptiker zugleich ist, ist nach Wundt der vollendete Typus des französischen Geistes. Descartes' Philosophie ist eine merkwürdige Mischung kühner, von dem Geiste der neuen Naturwissenschaft getragener Hypothesen mit Entlehnungen aus der älteren, kirchlichen Philosophie. Als Klassiker der Philosophie kann Descartes uns heute nur noch insofern gelten, als er die Probleme, die die folgende Zeit bewegen, gestellt, nicht weil er sie gelöst hat. Als andere sprechende Beispiele für das Schwanken zwischen Dogma und Skepsis führt Wundt an: Bayle, Voltaire und Diderot. Männer wie Pascal und Malebranche übergeht er mit völligem Stillschweigen. Dagegen behandelt Wundt in diesem Abschnitte einen Denker wie Spinoza, obgleich er zugibt, daß der portugiesische Jude von Amsterdam keiner Nation und allen zugleich angehört, und daß das spinozistische System keine bloße Weiterbildung der cartesianischen Philosophie ist, sondern ein Werk aus einem Gusse, ganz aus der schöpferischen Genialität seines Urhebers hervorgegangen, denn es ist zugleich die zu einem Ganzen verschmolzene Synthese der großen Gedankenströmungen der Zeit, an der die Völker, die an dem Geistesleben dieser Zeit teilnehmen, ihre Spuren erkennen lassen. Als die einzige nennenswerte Weiterführung des Cartesianismus in Frankreich erwähnt Wundt den französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts, der außerdem zum Teil in dem englischen Freidenkertum wurzelt. Ist Descartes also der erste der führenden Philosophen Frankreichs gewesen, so ist er aber im Grunde auch der letzte geblieben, meint Wundt. Was Comte anlangt, so kann er nicht in Betracht kommen. Seine Hauptgedanken hat er älteren soziologischen Schriftstellern, einem Turgot, d'Alembert, Saint-Simon entnommen. Wo schließlich in neuerer Zeit in Frankreich Versuche philosophischer Gedankenbildung hervorgetreten sind, da stützen sie sich entweder auf auswärtige Systeme, oder sie sind, beim Lichte besehen, moderne Umformungen des cartesianischen Dualismus. So z. B. Bergson, bei dem Entlehnungen aus der deutschen Philosophie nachweisbar sind. Was die Moral von Männern wie Fouillée und Guyau anlangt, die Wundt als die beiden bedeutendsten Philosophen Frankreichs aus der jüngsten Zeit bezeichnet, so kann auch hier von einem echten Idealismus nicht die Rede sein, da namentlich für Guyau die menschliche Gemeinschaft nur aus der Summe der einzelnen besteht.

Ein viel einheitlicheres Bild entwirft Wundt von der englischen Philosophie. Locke ist nach ihm einer der größten philosophischen Klassiker Englands. Bacon und Hobbes, Berkeley und Hume überragen ihn weit an genialer Intuition und eindringendem Scharfsinn, keiner ist wie er der vollendete Typus des englischen Geistes in der Eigenart, wie sie zum Teil erst in dem Zeitalter, dem er angehört, sich gestaltet hat, und keiner hat wie er auf das englische Denken der kommenden Zeit gewirkt. Theoretisch ein auf die sinnliche Erfahrung gegründeter Realismus, praktisch

ein durch den Egoismus geleiteter Utilitarismus, daneben, außerhalb der Philosophie liegend, aber zur Befriedigung der Glaubensbedürfnisse unentbehrlich, die durch die Heilige Schrift vermittelte Offenbarung — darin ist vor andern John Locke ein treuer Ausdruck des englischen Geistes. Andererseits kann aber Wundt nicht umhin, Männern wie Berkeley, Hume, Shaftesbury und J. St. Mill eine gewisse Ausnahmestellung innerhalb des englischen Denkens zuzuweisen. So gilt Berkeley die psychische, die innere Erfahrung als die allein wirkliche, und seine Philosophie widerstrebte durch den Idealismus, in den sie einmündet, und durch den Versuch, Philosophie und Religion zu verbinden, der allgemeinen Richtung des englischen Denkens. Ferner ist Hume unabhängig sowohl von der Tradition des englischen dogmatischen Empirismus als auch von dem konventionell gewordenen Verhältnis zur Religion. Dieser Abweichung von der allgemeinen englischen Art ist vor allem der Einfluß zu verdanken, den Hume auf die anderen Nationen, namentlich auf die deutsche, ausgeübt hat. Shaftesbury, bemerkt Wundt, ist der erste gewesen, der sich aus den Banden der Reflexionsmoral und des mit dieser eng verbundenen äußerlichen Utilitarismus befreite, um auf das harmonische Gleichgewicht egoistischer und sozialer Gefühle im Gemüt des sittlichen Menschen seine Ethik zu gründen. John Stuart Mill, der weitherzigste unter den Schülern Benthams, nimmt nach Wundt insofern eine Ausnahmestellung innerhalb der englischen Philosophie ein, als er das Utilitätsprinzip durch den Altruismus Comtes und dessen Ableitung aus dem Sympathiegefühl nach dem Vorbilde Humes zu ergänzen gesucht hat. Aber trotz dieser Ausnahmen kann die englische Philosophie namentlich mit Rücksicht auf die Moral im großen und ganzen als die Philosophie der Gesättigten bezeichnet werden. Als die letzte Entwicklungsphase der englischen Moral bezeichnet Wundt den utilitarischen Egoismus, wie er vornehmlich in der Ethik H. Spencers zum Ausdruck kommt.

Die deutsche Philosophie unterscheidet sich nach Wundt von Grund aus sowohl von der französischen als auch von der englischen Philosophie. Überhaupt ist ihm der Begriff deutsche Philosophie identisch mit „deutschem Idealismus“. Da nämlich die Entwicklung der deutschen Philosophie in engem Anschluß an die deutsche Reformation erfolgt, so ist es begreiflich, daß in ihr von frühe an die religiösen und die mit ihnen eng verbundenen metaphysischen Probleme im Vordergrund stehen, und daß von da aus ein universalistischer Zug der deutschen Philosophie eigen geblieben ist. Der vollendetste Repräsentant dieser typischen Richtung des deutschen Geistes ist Leibniz. Die Tatsache, daß Leibniz vom deutschen und englischen Geistesleben stark beeinflußt worden ist, daß er seine wichtigsten Werke französisch geschrieben hat, und daß seine Interessen, trotz seinem Patriotismus, über die Nation hinausgingen, darf uns nicht verführen, ihn auch dem Geiste nach für einen internationalen Philosophen zu halten. Die „Monadologie“, fügt Wundt hinzu, ist eine echt deutsche Schöpfung, in der sich die strenge Logik des Gedankenaufbaus mit einem Zug alter deutscher Mystik zu einem harmonischen System verbindet; und die in den „Nouveaux Essais“ geführte Polemik mit Locke bildet in ihrer dialogischen Form ein so lebendiges Bild der nationalen Gegensätze des Denkens, wie es die Folgezeit nicht wieder hervorge-

bracht hat. Obgleich Leibniz französisch geschrieben hat, ist daher gerade der Gedankeninhalt seiner Philosophie den Franzosen fremd geblieben. Indessen muß Wundt zugeben, daß auch in Deutschland die Wirkung Leibnizens auf die Folgezeit zunächst eine beschränkte und einseitige war, und daß die deutsche Aufklärung, die wesentlich vom Cartesianismus und von dem englischen Empirismus beeinflußt wurde, kein Verständnis für die Leibnizische Philosophie besaß. Die eigentlich nationale Entwicklung der Philosophie beginnt erst mit Kant. Gewiß leugnet Wundt nicht den Einfluß, den Männer wie Rousseau und Hume auf Kant ausgeübt haben. Aber hier tritt nun die bedeutsame Wendung ein, daß die Kritik, die Hume gegen die alte dogmatische Philosophie gerichtet, bei Kant zugleich eine Gegenkritik herausfordert, welche die empirisch-psychologische Stellung, die Hume den Problemen der Erkenntnis wie der Moral gegenüber einnimmt, als unzulänglich nachweist. Am kräftigsten kommt der nationale Charakter der deutschen Philosophie in der Ethik zum Ausdruck, da hier die Idee der Pflicht im Vordergrund steht. So liegt die Bedeutung der Kantischen Ethik in der Loslösung der Moral von der Reflexion über nützlich und schädlich und damit von jeder Art von Eudämonismus. Den Gedanken einer die einzelne Persönlichkeit als letztes Glied umfassenden sittlichen Welt zur Geltung gebracht und damit die von Kant geforderte, aber bei ihm subjektiv beschränkte Autonomie des Sittlichen durchgeführt zu haben, ist das Verdienst des nachkantischen deutschen Idealismus. Indem andererseits dieser Idealismus den Allgemeinwillen Kants in seiner wahren Bedeutung und in seinem Unterschied von dem Einzelwillen erkannt hat, hat er der Gemeinschaftsethik, die für Wundt die wahre Ethik ist, eine unerschütterliche Grundlage gegeben. Einen Mann wie Fichte würdigt Wundt vor allem als den Vertreter nationaler Denkart. Die „Wissenschaftslehre", meint er, wird längst vergessen sein oder doch nur als eine überlebte Gedankenkonstruktion von der Geschichte der Philosophie weitergeführt werden. „Die Bestimmung des Menschen", die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" und die „Reden an die deutsche Nation" aber werden fortbestehen, solange es ein deutsches Volk gibt. Als den grundlegenden Gedanken der Hegelschen Philosophie betrachtet Wundt, neben der Voraussetzung einer strengen, den Tatsachen selbst immanenten Gesetzmäßigkeit der geistigen Welt, die Erkenntnis, daß der Wille der Knotenpunkt ist, der das geistige Leben der individuellen Persönlichkeit mit dem des geistigen Universums verbindet. Was den von Hegel ausgegangenen deutschen „Materialismus" anlangt, wie er von L. Feuerbach, Büchner und Moleschott vertreten wurde, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er das Seine tat, um dem deutschen Idealismus den Untergang zu bereiten; aber im Grunde, meint Wundt, sind auch die deutschen Materialisten in hohem Grade praktische Idealisten, namentlich die Monisten mit Häckel an der Spitze. Auch Schopenhauer ist für Wundt insofern ein Vertreter des deutschen Idealismus, als er im Leben wie in der Moral energisch den landläufigen Eudämonismus und Utilitarismus bekämpft hat. Ungefähr dasselbe gilt von Nietzsche, der dadurch, daß er den vulgären Eudämonismus energisch bekämpfte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, den deutschen Idealismus seiner Wiedergeburt entgegengeführt hat. In Wirklichkeit sei dann mit dem Ausbruch

des Krieges der deutsche Idealismus wiedererstanden, auch bei solchen, denen er in einer langen Friedenszeit verlorengegangen war. Er regt sich als der Idealismus der Tat in der Seele des gemeinen Mannes, der nichts von Philosophie weiß, wie in der des Gebildeten, der sich vielleicht in allen Systemen umgesehen und von keinem befriedigt gefunden hat.

II.

Die patriotische Tendenz kommt auch in der Abhandlung Bergsons mit großer Deutlichkeit zum Ausdruck. Bergsons Absicht ist nicht etwa, die Überlegenheit der von ihm bevorzugten philosophischen Anschauungen hervortreten zu lassen. Vielmehr will er nachweisen, daß es eine französische Philosophie gibt, die sich von derjenigen aller anderen Völker wesentlich unterscheidet. Die Rolle Frankreichs in der Entwicklung der modernen Philosophie ist nach Bergson völlig klar: Frankreich ist der große Bahnbrecher gewesen. Allerdings sind auch anderswo geniale Philosophen aufgetaucht, nirgends aber hat es, wie in Frankreich, ununterbrochene Kontinuität ursprünglicher philosophischer Schöpfung gegeben. Die ganze moderne Philosophie rührt nach Bergson von Descartes her, der Cartesianismus aber verdankt nichts Wesentliches dem Altertum und dem Mittelalter. Bergson zögert daher nicht, von der Philosophie des Descartes dasselbe zu sagen, was der Mathematiker und Naturforscher Biot von dessen Geometrie gesagt hat: „Proles sine matre creata." Was die beiden großen metaphysischen Lehren anlangt, die im 17. Jahrhundert außerhalb Frankreichs entstanden sind, der Spinozismus und der Leibnizianismus, so bezeichnet sie Bergson, ohne Spinoza und Leibniz jede Originalität abzusprechen, als Kombinationen des Cartesianismus mit der griechischen Philosophie. Aber nicht nur der Rationalismus, sondern auch der Intuitionismus hat in Frankreich seinen Ursprung: Pascal und Rousseau sind die Bahnbrecher dieser zweiten großen Fundamentaltendenz der Neuzeit. Namentlich ist die Reform, die Rousseau auf dem Gebiete des praktischen Denkens bewirkt hat, mit der Reform des Descartes auf dem Gebiete der reinen Spekulation vergleichbar. Ferner ist Lamarck der eigentliche Schöpfer des modernen biologischen Evolutionismus, genau so, wie La Mettrie, Condillac usw. die Bahnbrecher der heutigen physiologischen Psychologie sind. Namentlich ist die „klinische" Psychologie, sowohl ihrem Ursprunge als auch ihrer Entwicklung nach, eine durch und durch französische Wissenschaft. Vorbereitet wurde sie durch die französischen Psychiater der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und endgültig begründet durch Moreau de Tours. Comte und Claude Bernard sind nach Bergson insofern die großen Bahnbrecher der Philosophie des 19. Jahrhunderts, als der erste die Soziologie geschaffen hat, während die „Introduction à la médecine expérimentale" des zweiten für die konkreten Wissenschaften des Laboratoriums dieselbe Bedeutung gehabt hat, wie der „Discours de la méthode" von Descartes für die abstrakten Wissenschaften. Einer der größten Nachfolger Comtes, H. Taine, war der erste, der die Methode der Naturwissenschaften auf die verschiedenen Formen der geistigen menschlichen Tätigkeit, also auf Literatur, Kunst und Geschichte, angewandt hat. Anfang des 19. Jahrhunderts hat ferner Frankreich den größten Metaphysiker seit Descartes und Malebranche hervorgebracht: Maine de Biran. Im Gegensatz zu Kant, meint Bergson, hat



Biran gezeigt, daß die Erkenntnis, die wir von uns selbst namentlich in dem Gefühl der Anstrengung haben, eine Erkenntnis höherer Art ist, die über die bloße Erscheinung hinausgeht und die Wirklichkeit „an sich" erfaßt. Auch Lachelier, der sich selbst als Schüler der deutschen Philosophie betrachtet, geht in Wirklichkeit, meint Bergson, über den Idealismus Kants hinaus, da er einen Idealismus eigentümlicher Art begründet, den man als die Fortsetzung des Biranschen bezeichnen könnte. Seinen Lehrer Ravaisson bezeichnet Bergson als einen gemeinsamen Schüler Pascals und Birans und nebst Lachelier als den hervorragendsten Vertreter der metaphysischen Richtung der französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts. Auch bei Renouvier kann nach Bergson von einem entscheidenden Einflusse der deutschen Philosophie nicht die Rede sein; denn obgleich er vom Kantischen Kritizismus ausgegangen ist, hat er sich immer mehr davon befreit und kam schließlich zu Resultaten, die nicht sehr entfernt vom metaphysischen Dogmatismus sind. Als einen anderen wichtigen Aspekt der französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts charakterisiert Bergson die Lehre der Kontingenz von Boutroux. Endlich bezeichnet Bergson sein eigenes Schaffen als einen Versuch, die Metaphysik auf den Boden der Erfahrung zu stellen, also mit Hilfe der Wissenschaft und des Bewußtseins und durch die Entwicklung des Intuitionsvermögens eine Philosophie zu begründen, die sich nicht damit begnügt, bloße allgemeine Theorien zu konstruieren, sondern vielmehr konkrete Erklärungen der einzelnen Tatsachen zu liefern. Zum Schlusse geht Bergson einen Schritt weiter und versucht, die Überlegenheit der französischen Philosophie hervortreten zu lassen. Da sie nämlich stets bestrebt war, in der Sprache aller Welt zu reden, so ist sie nie das Privilegium einer Kaste gewesen. Sie hat nie den Kontakt mit dem gesunden Menschenverstand verloren. Die streng systematische Form ist ihr im Prinzip fremd. Ferner ist sie stets in Berührung sowohl mit der positiven Wissenschaft als auch mit dem Leben geblieben. Sie ist kein Produkt künstlicher Abstraktionen. Das philosophische Bedürfnis ist in Frankreich allgemein, es sucht alle Diskussion auf das Gebiet der Ideen und Prinzipien zu bringen. Kurz, der französische Geist ist identisch mit dem philosophischen Geiste.

III.

Überblicken wir unvoreingenommen die obigen Charakteristiken, so werden wir konstatieren müssen, daß sowohl Wundt als auch Bergson das nationale Moment zum höchsten Moment der Klassifizierung erheben und mithin zwischen den Philosophen verschiedener Nationalität wirkliche chinesische Mauern konstruieren. Die Tatsache, daß das, was für Wundt weiß ist, Bergson als schwarz bezeichnet, und umgekehrt, berechtigt uns, glaube ich, in der Nationalisierung der Philosophie eine Vergewaltigung der Wirklichkeit zu erblicken. Gewiß, niemand wird leugnen können, daß das nationale Moment auch auf dem Gebiete der Philosophie eine wichtige Rolle gespielt hat. Das Schaffen eines Denkers wurzelt tief im Bewußtsein seines Volkes und seiner Zeit. Ein Descartes ist undenkbar im Deutschland des 18. Jahrhunderts, ebenso wie ein Kant im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Aber das Nationale ist eben nur ein Merkmal, unmöglich kann es uns den Schlüssel des philosophischen Schaffens geben. Die Wahrheit ist weder deutsch, noch englisch, noch französisch usw., sondern übernational, Gott ist ihre Heimat.

Höchstens kann man im griechischen Altertum von einer nationalen Philosophie sprechen, und selbst das würde nur mit vielen Einschränkungen gelten: niemand wird z. B. leugnen können, daß bei dem Entwicklungsgang eines Plato nichtgriechische Einflüsse mitbestimmend gewesen sind. Völlig falsch wäre es dagegen, im Mittelalter von einer nationalen Philosophie zu reden: nicht umsonst bezeichnet man eine Periode von so vielen Jahrhunderten mit dem Namen „Philosophie des Mittelalters", indem man sich nur mit religiösen Einteilungen begnügt. Was die Neuzeit anlangt, so wird man allerdings zugeben müssen, daß die nationalen Unterschiede auf sämtlichen Gebieten der Kultur stärker als im Mittelalter zum Ausdruck kommen. Aber das berechtigt uns nicht im mindesten, die großen Denker der Neuzeit, lediglich mit Rücksicht auf ihre Volks- und Staatsangehörigkeit, durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander zu trennen. Was Wundt von Spinoza sagt, läßt sich auf alle großen Denker der Neuzeit anwenden: ihr Schaffen gehört keiner Nation und allen zugleich an. Mehr oder weniger sind sie alle von geistigen Strömungen verschiedener Zeiten und Völker beeinflußt, so daß manchmal zwischen zwei Denkern verschiedener Nationalität eine viel größere innere Verwandtschaft besteht, als zwischen zwei Denkern derselben Nation. Es sei uns gestattet, diese Bemerkungen im folgenden durch einige konkrete Beispiele zu veranschaulichen.

So ist zunächst Tatsache, daß die drei Deutschen, die Wundt als die Träger der Ideen bezeichnet, die der neuen Weltanschauung in allen Wendungen, die sie erfuhr, ihr bleibendes Gepräge gegeben haben: Nikolaus von Cues, Nik. Kopernicus und Paracelsus, in ihrer geistigen Entwicklung in hohem



Grade von der Kultur des Auslandes beeinflußt worden sind. Nikolaus von Cues hat in Padua studiert, und er knüpft bewußt, außer an die deutsche Mystik, an den Platonismus, den Pythagoreismus und den Neoplatonismus an. Auch Paracelsus ist eine durch und durch europäische Gestalt. Im Kanton Schwyz geboren, durchreiste er einen großen Teil von Europa, studierte nicht nur an deutschen Universitäten, sondern auch in Frankreich, Italien, England, Spanien usw., so daß sein ganzes Denken von nichtdeutschen Elementen durchtränkt ist. Endlich Kopernicus ist polnischer Abstammung, er hat ausschließlich an nichtdeutschen Universitäten studiert (Krakau, Bologna, Padua und Ferrara), namentlich stark ist er von der italienischen Kultur beeinflußt.

Und wie steht es mit der späteren Entwicklung der Philosophie in Deutschland? In bezug auf Leibniz wird gewiß niemand den wohltuenden Einfluß der deutschen Mystik und der deutschen Reformation leugnen können. Ebensowenig läßt sich der Patriotismus und die große Originalität Leibnizens in Abrede stellen. Aber andererseits wird man bemerken müssen, daß die Leibnizsche Philosophie geradezu unverständlich ist ohne die Berücksichtigung des Einflusses von Plato, Aristoteles, dem Neoplatonismus und dem Cartesianismus. Nicht minder sicher ist, daß Leibniz dem Verkehr mit den hervorragendsten Gelehrten in Paris und in London viel verdankt. Wer weiß, ob er zur Entdeckung der Unendlichkeitsrechnung nicht erst durch die Vervollkommnung der Analyse des Descartes, durch die Benutzung der Untersuchungen Pascals und der Anregungen von Männern wie Huyghens, Newton, Arnaud u. a. gekommen ist? Auch bei Kant ist der Einfluß des Geisteslebens des Auslands



in hohem Grade befruchtend gewesen. Wundt selber gibt das in bezug auf Hume und Rousseau zu. Nicht gering zu schätzen aber ist auch der Einfluß von Descartes, und man würde kaum fehlgehen, wenn man behaupten wollte, daß Kants Bestreben, in der Denktätigkeit die Grundbedingung aller Erkenntnis zu suchen, direkt auf Descartes zurückzuführen ist. Ebensowenig würde man in Abrede stellen können, was die anderen Vertreter des deutschen Idealismus nichtdeutscher Denkart sowohl des Altertums und des Mittelalters als auch der Neuzeit verdanken. Sind z. B. nicht die großen Gedankensysteme des nachkantischen Idealismus in Deutschland in hohem Grade bedingt durch den Einfluß des griechischen Altertums einerseits und des französischen Geisteslebens des 18. Jahrhunderts andererseits? Ja, in gewissem Sinne ist die Fortbildung des Kantischen Idealismus vor allem diesem Einfluß zu verdanken. Ist z. B. nicht Hegel gleichsam der deutsche Aristoteles des 19. Jahrhunderts? Und hat nicht Novalis den Verfasser der „Reden an die deutsche Nation" den deutschen Plotin genannt? Nicht mit Unrecht hat ein deutscher Philosophiehistoriker von anderem Gesichtspunkte aus Fichte als den deutschen Rousseau charakterisiert. Es braucht ferner kaum hervorgehoben zu werden, daß Schopenhauer und Nietzsche nichtdeutschen geistigen Strömungen und namentlich der „lateinischen" Kultur der Neuzeit ungeheuer viel verdanken. Besteht endlich nicht zwischen dem französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts und dem deutschen des 19. Jahrhunderts eine viel größere innere Verwandtschaft, als etwa zwischen Kant und Häckel, oder zwischen Leibniz und Schopenhauer?

Noch viel weniger berechtigt ist das Unternehmen, die sog. „französische" Philosophie gleichsam unter eine Glasglocke zu stellen und sie von der Philosophie des Auslandes völlig abzuschließen. Was zunächst Descartes anbelangt, so wird man, ohne seine Originalität herabzusetzen und ohne den großen Einfluß zu leugnen, den er auf die ganze Philosophie der Neuzeit ausgeübt hat, bemerken müssen, daß er durch Vergleichung der verschiedenen Anschauungen und Sitten unter verschiedenen Nationen und Parteien kam und, außer von der Naturwissenschaft seiner Zeit, stark von der Philosophie des Altertums und des Mittelalters beeinflußt worden ist. Neuerdings hat dies ein Franzose gründlich und unwiderleglich nachgewiesen [1]). Wir halten es daher für überflüssig, darauf hier des näheren einzugehen. Ebensowenig brauchen wir zu erörtern, inwiefern der Entwicklungsgang des Cartesianismus in Frankreich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durch fremde, namentlich englische Einflüsse mitbestimmt worden ist. Daß ein Mann wie Rousseau, den Bergson als den einflußreichsten französischen Denker seit Descartes bezeichnet, kein Franzose, sondern Genfer ist und mithin befruchtende Anregungen vom germanischen, d. h. deutsch-schweizerischen, englischen, ja deutschen Geiste empfangen hat, das sei hier nur erwähnt. Wir hoffen dies bei anderer Gelegenheit ausführlich nachzuweisen. Wohl aber können wir nicht umhin, hier noch den entscheidenden Einfluß, den die deutsche Philosophie auf die französische im 19. Jahrhundert ausgeübt hat, kurz anzudeuten.

Vor allem steht es fest, daß Maine de Biran, also der Mann, den Bergson

1) Gilson „La doctrine cartésienne de la liberté et la théologie" (1913) und „Index scolastico cartésien" (1912).



nicht mit Unrecht als den größten Metaphysiker bezeichnet, den Frankreich seit Malebranche hervorgebracht hat, in dem Kampfe gegen den Cartesianismus und namentlich gegen den Sensualismus seines Landsmanns Condillac, die größte Förderung nicht so sehr vom französischen als vom deutschen Denken erhielt. Leibniz ist es, der ihm in dieser Hinsicht die besten Waffen geliefert hat. Birans Werk ist in seinem innersten Kern nicht, wie Bergson bedauerlicherweise im Namen des Patriotismus behauptet, ein Antikantianismus, sondern ein Anticondillacismus. Während Biran in seinen Hauptschriften in der schärfsten Weise gegen Condillac und Genossen polemisiert, spricht er überall, von einigen kritischen Bemerkungen abgesehen, mit der größten Bewunderung von Leibniz. Es ist kennzeichnend, daß Biran über keinen Franzosen eine so enthusiastische Würdigung veröffentlicht hat wie über Leibniz. Nicht minder bemerkenswert ist es, daß Biran von keinem Deutschen so energisch bekämpft worden ist wie von Taine. Aber nicht nur von Leibniz ist Biran beeinflußt worden, sondern auch von Kant und Fichte, die er durch Frau v. Staëls Werk „De l'Allemagne" kennen lernte. Namentlich ist er in seinem Unternehmen, zwischen Moral und Metaphysik einen engen Zusammenhang herzustellen, in hohem Grade durch die deutsche Philosophie ermutigt worden. Und nicht mit Unrecht hat Cousin später Biran als den französischen Fichte bezeichnet.

Mit noch größerem Rechte wird man bezüglich der späteren Entwicklung der Philosophie in Frankreich von einem deutschen Einfluß sprechen dürfen, woneben natürlich der Einfluß der schottischen Philosophen nicht gering geschätzt zu werden braucht. So kann man bei A. M. Ampère von einem Einflusse der deutschen Philosophie insofern sprechen, als dieser hervorragende Gelehrte meint, daß es hinter den Erscheinungen wirkliche Realitäten gibt, die er mit Kant als Noumenen bezeichnet. Sicher hat Ampère, dank dem deutschen Einfluss, viel zur Überwindung des Sensualismus beigetragen. Sehr viel verdankt namentlich der deutschen Philosophie der einflußreichste französische Philosoph des 19. Jahrhunderts, V. Cousin. Er hielt Vorlesungen über die deutsche Philosophie an der Sorbonne, reiste viermal nach Deutschland und lernte hier die namhaftesten Philosophen persönlich kennen. Durch seine Vorlesungen über „Das Wahre, das Schöne und das Gute", die von deutscher Philosophie durchtränkt sind, hat er viel zur Wiedergeburt des Idealismus in Frankreich beigetragen. Jedenfalls hat seit Cousin die deutsche Philosophie in Frankreich Bürgerrecht erlangt. Von dem besonderen Einflusse von Hegels Philosophie der Geschichte hat ein Franzose gesagt, daß seit 1829 in Frankreich kein bedeutenderes Werk erschienen sei, das nicht die Spuren von dessen Ideen in sich trägt. Man wird in der Tat wohl kaum einen namhaften Vertreter der französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts anführen können, der nicht direkt oder indirekt durch die deutsche Philosophie beeinflußt worden wäre. Das ganze Schaffen des hervorragendsten Vertreters des französischen Neokritizismus, Charles Renouvier, ist direkt auf Kant zurückzuführen. Auf Kant gestützt, hat Renouvier nicht nur den realistischen Materialismus energisch bekämpft, sondern auch der Lehre der Willensfreiheit eine unerschütterliche Grundlage gegeben. Ebenso ist der einflußreichste Lehrer der Philosophie an der Ecole normale supérieure, Jules Lachelier, ein begeister-

ter Schüler Kants, obgleich er auch von Aristoteles und von der französisch-schottischen Philosophie beeinflußt worden ist. Mit Kant nimmt er an, daß die Gesetze der Welt eigentlich nur Forderungen des Denkens sind, und daß das Gesetz der Körperwelt die geometrische Kausalität ist. Lachelier bekennt sich offen zum Kritizismus, den er allerdings unter dem Einflusse Ravaissons zu einem spiritualistischen Realismus erweitert. Felix Ravaisson selber geht allerdings nicht unmittelbar von der deutschen Philosophie aus. Aristoteles, Plotin, Pascal und namentlich Biran sind seine Hauptstützen. Aber abgesehen davon, daß sein unmittelbarer Meister, Biran, wie wir gesehen haben, stark vom deutschen Geiste beeinflußt ist, hat auch er mächtige Anregungen von der deutschen Philosophie empfangen, namentlich vom „tiefen Leibniz" und vom „unsterblichen Kant", wie er diese Philosophie nennt, und von Schelling, den er in München persönlich kennen lernte. Besonders sein spiritualistischer Realismus erinnert stark an Schelling. Wieviel ferner Männer wie Taine und Renan deutscher Wissenschaft und Philosophie verdanken, ist ja allgemein bekannt. Nach Taines eigenem Geständnis gewährte ihm die Lektüre der Hegelschen Schriften die tiefsten Genüsse seines Lebens. Auch Renan war sich des wohltuenden Einflusses bewußt, den das deutsche Geistesleben auf sein Denken ausgeübt hat.

Aber auch auf sämtliche Vertreter der heutigen philosophischen Bewegung in Frankreich hat die deutsche Philosophie befruchtend eingewirkt. So ist Th. Ribot nicht nur selber von der deutschen Philosophie und Psychologie beeinflußt, sondern er hat durch seine Werke „La philosophie de Schopenhauer", „La psychologie allemande contemporaine" und durch die Zeitschrift „Revue Philosophique" viel für die Verbreitung und Würdigung der deutschen Philosophie in Frankreich beigetragen. Ungefähr dasselbe gilt auch von Fouillée und seinem Einflusse. Was endlich die höchsten Spitzen der Philosophie der Gegenwart in Frankreich anlangt, Boutroux und Bergson, so sind sie nicht nur indirekt durch ihre gemeinsamen Lehrer Biran, Lachelier und Ravaisson von der deutschen Philosophie beeinflußt, sondern sie haben selber mit vollen Händen aus dem deutschen Geistesleben geschöpft. Namentlich geht aus der enthusiastischen Würdigung, die Boutroux von Männern wie J. Böhme, Leibniz, Kant, Fichte, Zeller usw. geliefert hat, hervor, wie er sich des großen Einflusses, den diese typischen Vertreter des deutschen Denkens auf ihn ausgeübt haben, bewußt ist. Und welcher Kenner der Bergsonschen Philosophie würde den reichen Gewinn bestreiten, den dieser Denker aus dem Studium der deutschen Philosophie und Wissenschaft gezogen hat? Tatsächlich besteht zwischen der Bergsonschen Philosophie und der Gedankenwelt Schellings, Schopenhauers [1]), auch Euckens, eine große innere Verwandtschaft, während Bergson selber sich im bewußten Gegensatz fühlt zu den Lehren eines Descartes, eines Condillac, eines Taine oder eines Le Dantec.

Verhält sich das alles nun so, dann werden wir auch bei aller Anerkennung der nationalen Eigentümlichkeiten auf allen Gebieten des geistigen Schaffens sagen müssen, daß es ein Anachronismus ist, mitten im 20. Jahrhundert von einer nationalen Philosophie zu sprechen. Pascals Klage „Vérité en deçà

1) Siehe den Aufsatz von G. Jacobi, „H. Bergson und A. Schopenhauer" im Januarheft 1916. Die Red.



des Pyrénées, erreur au delà“ ist nirgends so berechtigt wie auf dem Gebiete der Philosophie. Männer von so grundverschiedener Geistesart wie Descartes, Pascal, Voltaire, La Mettrie, Rousseau, Condillac, Biran, Comte, Cousin, Taine, Lachelier, Durkheim und Boutroux in einen Topf werfen und dieses Ragout als „Philosophie française“ auf Kosten der ungeheuren Mannigfaltigkeit des deutschen Denkens verherrlichen, ist eine große Gefahr nicht nur für die Philosophie, sondern überhaupt für das Ganze des Völkerlebens. Früher oder später muß das zur Zerreißung der inneren Bande der Menschheit führen. Und wer würde in der Tat leugnen können, daß in diesem Verfahren und mithin in der Sprengung der Brücken zwischen den Völkern, Ländern und Zeiten eine der tiefsten Wurzeln des gegenwärtigen Krieges liegt? Will man daher in Zukunft Katastrophen, wie wir sie jetzt erleben, vermeiden und das Übel gründlich heilen, so muß man u. a. auch diese Wurzel ausrotten. Man muß also jene Brücken wieder schlagen; man muß bei den Völkern das Bewußtsein der Solidarität, die zwischen ihnen besteht, wecken oder stärken; man muß ihnen zeigen, daß sie auf keinem Lebensgebiet einander entbehren können, daß die nationalen Unterschiede in hohem Grade relativ und dem fortwährenden Wechsel unterworfen sind, daß die Völkerharmonie, der Humanismus im Sinne eines Leibniz, eines Schiller, eines Beethoven oder eines Herder der ideale, d. h. normale Zustand des Menschengeschlechts ist, kurz, daß die Menschheit keine bloße Abstraktion, sondern vielmehr eine höchst konkrete Realität ist und eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen hat: die volle Entfaltung des Menschenwesens, die Verinnerlichung des Daseins, das bewußte Mitarbeiten an der Selbstverwirklichung der Gottheit, die Weltkultur.

Zur Geschichte der deutschen Kolonie in Konstantinopel.

Von Fritz Braun.

Seit jeher besteht ein wirtschaftlicher und politischer Zusammenhang zwischen meiner norddeutschen Heimat und der Wunderstadt am Goldenen Horn. Aus den Tiefen des Baltischen Meeres stammt der Bernstein, dessen duftiger Rauch die Kuppeln der türkischen Moscheen erfüllt, und schon zu den Zeiten des Großen Kurfürsten war der brandenburgische Gesandte an der Hohen Pforte wohlgelitten, da man sich von dem aufstrebenden Kurfürstentum wirksame Hilfe im Kampfe gegen die slawischen Staaten Osteuropas versprechen durfte.

Auch im 19. Jahrhundert blieben unsere Landsleute in Stambul willkommene Gastfreunde. Auf den sonnigen Hügeln bei Böjükdere grübelte unser Moltke darüber nach, wie er dem osmanischen Reiche ein schlagfertiges Heer verschaffen könnte, und in den blütenreichen Gärten von Bebek verlebte Ernst von Wildenbruch fröhliche Jugendtage, für welche die gewaltigen Ereignisse des Krimkrieges einen ernsten Hintergrund lieferten.

Gerade damals vollzogen sich in der Kalifenstadt wichtige Änderungen. So lange spielten dort unter den Franken,



wie man die Angehörigen der abendländischen Nationen zu nennen pflegte, die Italiener nach Zahl und Einfluß unstreitig die Hauptrolle. Dieser Einfluß ließ sich noch bis in jene Zeiten zurückverfolgen, da die Genuesen und Venetianer das Ägäische Meer beherrschten und überall wuchtige Festungswerke von der Macht der stolzen Städterepubliken Zeugnis ablegten. Den wagemutigen Kaufleuten waren auch zahlreiche Handwerker und Kleinbürger gefolgt, die sich in diesem Erdstrich, dessen Klima und natürliche Lebensbedingungen von denen der Apenninenhalbinsel nur wenig abweichen, bald zu Hause fühlten.

Durch die großen Erfolge im Krimkriege gelang es den Franzosen, den Einfluß der Italiener, denen damals ihre Heimat in politischen Dingen keinen rechten Rückhalt zu bieten vermochte, entschieden zurückzudrängen und in den weiten Ländern des osmanischen Reiches hinsichtlich aller zivilisatorischen Fragen maßgebliche Geltung zu gewinnen. Man kann dem Opfermut und der Folgerichtigkeit, welche die Franzosen bei ihren Maßnahmen bewiesen, seine Anerkennung nicht versagen, und zwar erwiesen sich ihre zahlreichen geistlichen Orden, denen man daheim sehr wenig Wohlwollen entgegenbrachte, in dem näheren Orient als treffliche Vorkämpfer des französischen Volkstums. Wo zuerst zwei oder drei Brüder bescheidene Kinderschule hielten und ihren Zöglingen außer dem unentgeltlichen Unterricht noch eine Schüssel Suppe zukommen ließen, erhob sich nach einem Jahrzehnt vielleicht schon ein stattliches Lyzeum, und an der Stelle, wo anfangs nur ein praktischer Arzt unbemittelte Kranke mit Rat und Heilmitteln unterstützt hatte, flatterte bald die Trikolore von dem schmucken Türmchen eines geräumigen Krankenhauses. So bewiesen die Franzosen zu ihrem Teile die Wahrheit des Spruchs, daß Wohltun Zinsen trägt. Wenn man später in einer solchen Provinzialstadt als geselligen Mittelpunkt der Honoratioren ein Klubhaus erbaute, verstand sich als Umgangssprache all der Levantiner, Griechen und Armenier, die sich dort zusammenfanden, das Französische ganz von selber. Solche Erfolge machen es begreiflich, daß die französische Regierung denselben Orden, die im Mutterlande erbittert befehdet wurden, in der Fremde alle mögliche Unterstützung zuteil werden ließ, denn die mehr als hunderttausend Schüler, welche allein im türkischen Reich auf französischen Anstalten unterrichtet wurden, erwiesen sich als die besten Bundesgenossen der französischen Politiker. Daß für diese Bestrebungen heutzutage eine schlimme Krisis gekommen ist, bedarf keines Beweises; doch wäre es töricht, annehmen zu wollen, das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit sei mit einem Male verschwunden, so wie man die Schrift von einer Schiefertafel hinwegwischt.

Bei dieser Entwicklung der Dinge machte die deutsche Kolonie in Konstantinopel anfänglich nur einen recht bescheidenen Eindruck. Ihre Mitglieder gehörten fast ausschließlich dem Mittelstande an. Zumeist waren es Leute, die durch Anspruchslosigkeit und Fleiß einiges Vermögen erworben hatten, Handelsgehilfen, die mit einem ersparten Sümmchen ein eigenes Kommissionsgeschäft gegründet hatten, Handwerker, die mit den in ihr Fach schlagenden Waren bescheidenen Handel trieben, Gärtner, welche die fränkische Bevölkerung Peras mit Gemüse und Blumen versorgten, böhmische Musikanten, die sich auf den Handel mit Musikinstrumenten und Noten geworfen hatten, Gastwirte,



Uhrmacher, Apotheker und andere mehr, d. h. Leute von der Art, wie sie noch heute dem deutschen Handwerkerverein in Pera die Mehrzahl seiner Mitglieder stellen. Alles in allem eine Gesellschaft, die nach außen hin nicht gerade blendete, von deren schlichter Tüchtigkeit man aber viel Rühmens machen könnte. Da diese Deutschen zumeist in der Frankenstadt Pera wohnten und dort ihren Geschäften nachgingen, kamen sie naturgemäß mit Griechen und Levantinern in viel engere Beziehung als mit den eigentlichen Türken, ein Verhältnis, das sich erst zu den Zeiten des deutschfreundlichen Sultans Abdul Hamid, der unsere Landsleute als Hoflieferanten und Hofbedienstete sehr bevorzugte, wesentlich ändern sollte.

Die Gefahr, daß die in der Fremde geborenen Kinder ihr Volkstum verleugneten, eine Gefahr, die man leider gerade bei unseren Stammesgenossen besonders hoch einschätzen muß, war am Bosporus deshalb recht gering, weil die Kluft zwischen dem deutschen Wesen und der Art der Türken und Griechen doch allzubreit ist. Um so größer war darum in Konstantinopel die Sehnsucht der Deutschen nach einer eigenen Schule, die bereits im Jahre 1868 als deutsche Bürgerschule eröffnet wurde. Der Zeitpunkt ihrer Gründung beweist uns, daß hier wie anderswo der wirtschaftliche Aufschwung der Deutschen nicht ausschließlich als Folge der nationalen Einigung aufgefaßt werden darf, sondern teilweise schon früher eintrat, während der Name Bürgerschule für die gesellschaftliche Selbsteinschätzung der Gründer bezeichnend ist. Daneben ist noch erwähnenswert, daß die Schweizer schon bei dieser Gelegenheit, wie das späterhin die Regel blieb, viel mehr zu den Deutschen als zu den Österreichern gehalten haben.

Selbstverständlich waren auch für die deutsche Kolonie in Konstantinopel der Deutsch-Französische Krieg und das Wiedererstehen des Deutschen Reiches Ereignisse von allergrößter Bedeutung. Mehr noch als andere Völker neigen die Türken dazu, die Machtmittel eines Staates nach seinen jüngsten militärischen Erfolgen abzuschätzen. Darum blieben die deutschen Siege in Frankreich nicht ohne Einfluß auf den Absatz deutscher Waren im Orient. Mit der Leistungsfähigkeit unserer Industrie wuchs auch die Bedeutung der deutschen Kommissionäre in Konstantinopel. Infolge der großen Bahnbauten im türkischen Reich kam eine Menge deutscher Bahnbeamter nach Stambul. Die Einrichtung deutscher Dampferlinien nach dem Orient zwang deren Reedereien, gutbezahlte Vertreter nach Pera zu schicken. Mit dem Wachstum der deutschen Schule stieg auch die Zahl ihrer Lehrer. Deutsche Ärzte wirkten durch öffentliche Praxis und durch ihren Unterricht an türkischen Militärmedizinalschulen. Darüber hinaus sorgte auch der Sultan Abdul Hamid für die Vermehrung der deutschen Kolonie, indem er nicht nur deutsche Reformer in das türkische Heer einstellte, sondern auch bei allen wirtschaftlichen Bedürfnissen seines verschwenderischen Hofhaltes unsere Landsleute in erster Linie zu berücksichtigen pflegte.

So kann es uns denn nicht wundernehmen, daß sich die deutsche Kolonie Konstantinopels etwa in dem Zeitraum zwischen 1875 und 1895 nicht weniger veränderte als manche stille Provinzialstadt in der Heimat, die mittlerweile zu einem lebhaften Industrieort geworden war. Von dem alten Geschlechte, das dereinst die Bürgerschule gegründet hatte, waren schließlich nur noch wenige übrig, die beim Dämmerschoppen im



„Felsenkeller" die guten alten Zeiten priesen. Zu ihnen gehörte manch prächtiger Charakterkopf, wie der „alte Wenzel", der es vom Handlanger eines Blumenhändlers bis zum königlich preußischen Gartenbaudirektor gebracht hatte, und die jedem älteren Mitgliede der Kolonie wohlbekannte Frau Schlerf, eine resolute, schlagfertige Bajuvarin, die sich in Zeiten von Not und Pestilenz als selbstlose Helferin vieler Bedrängten bewährt hatte. An die Stelle der schlichteren Handwerker, die teilweise von der Hand in den Mund gelebt hatten, waren mittlerweile wohlhabende Männer getreten, die sich nicht darauf beschränkten, ihr Gewerbe handwerksmäßig auszuüben, sondern daneben lebhafte Handelsgeschäfte unterhielten und auf die Mitgliedschaft des deutschen Gesellschaftsvereins „Teutonia" mehr Wert legten als auf die Zugehörigkeit zu dem alten Handwerkerverein, in dem nach wie vor die kleinen Leute zusammenkamen. Gar mancher dieser Gewerbetreibenden verdankte sein Betriebskapital allerlei Lieferungen für den Jildis, den Hofhalt des Sultans, bei denen anstandslos mit doppelter Kreide gerechnet werden durfte. Der rasche Ausbau der anatolischen Eisenbahn führte wiederum viele deutsche Beamte nach Konstantinopel, die aber an dem geselligen Verkehr ihrer Landsleute nur wenig teilnehmen konnten, weil zwischen Pera und ihrem Amtssitz Haidar Pascha nach Sonnenuntergang keine Fahrzeuge mehr verkehrten.

Das war um so bedauerlicher, als das gesellige Leben der Kolonie in diesem Zeitabschnitt geistig recht rege wurde. Immer wieder versammelte man sich in dem schmucken Festsaal der „Teutonia", um dort Vorträgen zu lauschen, in denen die Gelehrten der Kolonie die Landsleute mit dem Ergebnis ihrer Arbeit bekanntmachten. Um dem Leser zu zeigen, daß an gelehrten Deutschen am Bosporus damals kein Mangel war, braucht man nur die Namen Auler, Giese, v. d. Goltz, Mordtmann, v. d. Nahmer, Rieder und Wiegand aufzuzählen. Auch die Beamten des Konsulats und die Lehrer der deutschen Schule hatten oft genug Interessantes zu berichten, wenn ihr Weg sie wieder einmal nach entlegenen Teilen Kleinasiens und Syriens geführt hatte.

Eine überaus erfreuliche Tätigkeit entfaltete damals der deutsche Ausflugsverein. Seine wichtigsten Förderer waren der Lehrer Gottfried Albert und der deutsche Arzt Dr. M. Mordtmann, der sich durch seine archäologischen Forschungen auch in der alten Heimat wohlverdienten Ruhm erworben hat.

Mochten die „Teutonia" und der deutsche Handwerkerverein noch so segensreich wirken, ihr Wesen bedingte von vornherein eine gewisse Selbstbeschränkung, indem jener Verein die „Gesellschaft" im engeren Sinne, dieser dagegen die Angehörigen des Kleinbürgerstandes vereinigen sollte. Bei dem „Ausflugsverein" fielen solche Rücksichten von vornherein fort. Da war jeder willkommen, der des Deutschen so weit mächtig war, daß er sich unter unseren Landsleuten frei und zwanglos bewegen konnte. Hier bot sich auch Gelegenheit, die Deutsch-Österreicher der Sultansstadt kennen zu lernen, welche sonst vielfach getrennte Wege gingen, weil ihre Behörden sie von allen reichsdeutschen Vereinen fernzuhalten suchten, bei denen man nur im entferntesten irgendeine politische Stellungnahme vermuten durfte. Außerdem sorgte dieser Verein noch dafür, daß ein großer Teil der fremden Schüler, welche die deutsche Schule besucht hatten, auch nach ihrem Abgange die Beziehungen zu unseren



Landsleuten nicht verloren. Weil auch in ihnen durch ihre deutschen Lehrer der Wandertrieb geweckt und gefördert worden war und der Ausflugsverein die beste Gelegenheit bot, sich mit den alten Mitschülern zu treffen, ließen sie mit ihrem Beitritt zumeist nicht lange auf sich warten. So kann es denn nicht wundernehmen, daß gerade der deutsche Ausflugsverein sich allgemeiner Beliebtheit und Unterstützung erfreute. Ihm ließ selbst der Sultan Abdul Hamid reiche Geldspenden zukommen; an seinen Wanderungen beteiligte sich der deutsche Großkaufmann ebensogut wie der Kleinhändler von der Jüksek Kaldirim; hier begegnete der Kärntner dem Friesen, der Siebenbürger Sachse dem Schweizer, und alle die Kinder der Levante, die dereinst auf deutscher Schulbank gesessen hatten, lernten auf den Ausflügen dieses Vereins deutsche Wanderlust, Sangesfreude und harmlose Geselligkeit kennen. Darf es da wundernehmen, daß Gottfried Albert, der Führer auf mancher Wanderfahrt, eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten der Kolonie wurde? Als ein allzu früher Tod der Erdenpilgerschaft des naturfrohen Alpensohnes ein Ziel setzte, floß ihm manche Träne, und das stattliche Denkmal, das seinen Hügel in Ferikiöi schmückt, ist vor anderen wohlverdient zu nennen.

So recht im Mittelpunkt des geselligen Lebens stand damals, und zwar durchaus nicht nur dem Namen nach, unser Botschafter Freiherr Marschall v. Bieberstein und seine Gemahlin. Ihrem jovialen Wesen glückte es, trotz aller durch ihre Stellung gebotenen Rücksichten jene gemütlichen Beziehungen zu schaffen, welche dem Zusammenleben der Menschen erst den rechten Wert verleihen und seine äußeren, an sich leeren Formen mit wesentlichem Inhalt erfüllen.

Die gewaltige Entwicklung, welche die deutsche Kolonie in dem Menschenalter seit der Reichsgründung genommen hatte, spiegelte sich auch in der Geschichte ihrer wichtigsten Anstalten, des Hospitals und der deutschen Schule, wider. Das deutsche Krankenhaus mußte immer wieder durch neue Anlagen erweitert werden, und die bescheidene Bürgerschule hatte sich schon längst zur Realschule entwickelt. Aus dem schlichten Gebäude neben dem Galataturm war sie in einen schmucken Schulpalast an der Jeni Jol übergesiedelt, in jenen gartenreichen Stadtteil, wo die Gesandtschafts- und Botschaftsgebäude Schwedens, Rußlands, Hollands und Frankreichs von ragender Höhe zum Bosporus hinabschauen. Um den kleinen Stamm reichsdeutscher und Schweizer Schüler hatte sich allmählich der Nachwuchs aller möglichen Völker geschart, so daß die kleine Gemeindeschule zu einem Werkzeug nationaler Propaganda geworden war. Für die Wertschätzung der Schule war das ein um so günstigeres Zeugnis, als sie bei diesem Vorgange eine recht passive Rolle gespielt und niemals die Werbetrommel gerührt hatte. Um die Wende des Jahrhunderts finden wir unter ihren Schülern neben 25¾ % Deutschen und 3½ % Schweizern 20 % Österreicher, 30 % Türken, 4¼ % Hellenen, 4 % Engländer, 4 % Italiener und 3 % Rumänen, während sich die übrigen 5½ % auf viele andere Völker verteilen. Dabei muß allerdings betont werden, daß Staatsangehörigkeit und Volkstum hier durchaus nicht immer zusammenfallen. Fälle wie der eines Schülers Antoine, der sich als persischer Untertan zum protestantischen Glauben bekannte und von Eltern stammte, die nach ihrer Bildung und Lebensführung durchaus als gute Deutsche bezeichnet werden mußten, gehören in der Levante



nicht zu den Seltenheiten. Unter den türkischen Staatsangehörigen finden wir ganz überwiegend Griechen und Levantiner, wie sich das schon daraus ergibt, daß nur 3 % der Schüler Mohammedaner waren. Auffällig ist es, daß man unter den 512 Zöglingen der Anstalt nur 7 Franzosen entdecken konnte. Neben der schon erwähnten Tatsache, daß gerade die Franzosen im näheren Orient über eine große Zahl trefflich geleiteter Lehranstalten verfügen, spielten dabei doch wohl auch die nationale Abneigung und der unausrottbare Revanchegedanke keine geringe Rolle. Unsere Volksgenossen vergalten leider in dieser Hinsicht durchaus nicht immer Gleiches mit Gleichem, so daß unter den Schülern von St. Bénoit fast immer eine größere Anzahl von Kindern zu finden war, die sich der deutschen Muttersprache rühmen durften.

Nicht alle Landsleute waren aber mit der Entwicklung der deutschen Schule und der Steigerung ihrer Lehrziele einverstanden. Viele Kleinbürger verlangten von ihr weiter nichts, als daß sie ihren Kindern eine tüchtige Volksschulbildung vermittele, und gaben ihrem Groll namentlich dann recht entschiedenen Ausdruck, wenn die Gaben ihrer Sprößlinge den Anforderungen nicht gewachsen waren. Diese Vorwürfe hatten sicherlich eine gewisse Berechtigung. Auch in Konstantinopel hatte das Handwerk einen goldenen Boden, und in den großen Werkstätten der Eisenbahnverwaltungen vermochte sich der Schmied, der Schlosser eine auskömmliche und sichere Lebensstellung zu verschaffen, in der er seinem Volkstum keine Schande machte. Hoffentlich wird man in Zukunft diesen Wünschen entsprechen können, indem unserer Schule solche Klassen angegliedert werden, welche in der Hauptsache nach dem Lehrplan der deutschen Volksschule arbeiten sollen.

Törichter waren die Einwände jener Mißmutigen, welche der Realschule vorwarfen, sie erziehe den alteingesessenen Gemeindemitgliedern durch die Verbreitung deutscher Sprachkenntnisse nur einen unerwünschten, oft genug unlauteren Wettbewerb. Eine solche Monopolisierung, wie sie diesen Leuten vorschwebte, ist in unserer Zeit schlechterdings undurchführbar, während im Gegensatz dazu die Regel aufgestellt werden darf, daß jede weitere Verbreitung einer Kultursprache über kurz oder lang auch wirtschaftliche Vorteile für das betreffende Volk nach sich ziehen muß. Darum waren die Leiter der Schulgemeinde auch durchaus im Recht, wenn sie unbeirrt ihren Weg verfolgten und nicht eher ruhten, als bis aus der alten Bürgerschule eine vollberechtigte neunklassige Oberrealschule geworden war.

Alles in allem hatten die Deutschen zur Zeit Abdul Hamids guten Grund, mit ihrer Lage zufrieden zu sein. Die deutsche „Gesellschaft" erinnerte hinsichtlich der Zahl ihrer Angehörigen etwa an die Zustände in einer deutschen Mittelstadt, von denen sie sich aber durch den frischeren Lebenshauch, der alle Hauptstätten des völkerverbindenden Handels auszeichnet, sehr zu ihrem Vorteil unterschied. Die wirtschaftliche Lage unserer Landsleute hatte sich recht günstig gestaltet, und an dem Wohlstand der Gewerbetreibenden hatten auch andere Kreise ihren Anteil, selbst das ältliche Fräulein, das sich mit Nachhilfestunden ihr Brot verdiente, und der Privatlehrer, welcher die Knaben und Mägdlein der Kolonie in die Geheimnisse des Klavierspiels einweihte. Es wäre ein völlig verfehltes Unternehmen, die Einkünfte der deutschen Kolonisten aus dem Warenumsatze Konstantinopels

mit dem Reiche auch nur annähernd berechnen zu wollen. Der dabei erzielte Verdienst der deutschen Kaufleute bildet einen recht geringen Bruchteil dieser Einkünfte, der hinter der Geldsumme, welche durch die Gehälter der Beamten und den Erwerb der im inneren Wirtschaftsleben der Hauptstadt tätigen Handwerker, Ärzte, Lehrer usw. zusammenkam, ganz unverhältnismäßig zurückblieb. Alles in allem waren damals sonnige Tage, und niemand dachte an Sturm und Schlackenwetter.

Da setzte im Juli 1908 die jungtürkische Revolution ein, welche die Hauptstadt auf lange hinaus nicht zur Ruhe kommen ließ, da die Reaktionsbestrebungen des Sultans dessen Entthronung zur Folge hatten und es Jahre währte, bis sich die Verhältnisse am Bosporus wieder einigermaßen gefestigt hatten. Während sich so lange unsere Landsleute der besonderen Gunst Abdul Hamids erfreut hatten, kam die große Umwälzung nur den Engländern und Franzosen zustatten. Daß dem so war, lag nur zum Teil daran, daß die Jungtürken, von denen man in Deutschland aus Loyalität gegen den Sultan nichts wissen wollte, in Paris und London Obdach und Unterstützung gefunden hatten. Mindestens ebensosehr erklären sich die politischen Erfolge, deren sich die Briten und Franzosen damals erfreuten, aus der schamlosen, jeder Würde und Selbstachtung hohnsprechenden Art, in der sie um die Gunst der Machthaber buhlten. Es mochte politisch nicht richtig sein, daß unsere Vertreter den neuen Männern und dem neuen Kurs gegenüber eine so ablehnende Haltung einnahmen, aber es war doch immerhin eines jener Versehen, die das Herz preist, wenn der Verstand sie verurteilt. Jenes Benehmen war ja auch durch die Anhänglichkeit an die Person des entthronten Kalifen bedingt, welche man nicht so plötzlich auf ein knappes Kommando hin zu unterdrücken vermochte. Dagegen brauche ich, wenn ich jemals Gefahr laufe, von der englischen und französischen Politik zu gut zu denken, nur die französischen und englischen Zeitungen zur Hand zu nehmen, welche damals in Stambul erschienen. Das ganze Gepräge ihres Beifalls, die kaltblütige Art, die erfolgreichen Parteiführer des Tages den größten Männern der heimischen Geschichte an die Seite zu stellen, das Übermaß von Schmeichelei und Freundschaftsbeteuerungen, das alles ist in parlamentarischen Ausdrücken nicht genügend zu kennzeichnen. Leider dauerte es lange genug, bis die Osmanen merkten, daß in den vermeintlichen Lämmern reißende Wölfe steckten, die sich bereits anschickten, über den türkischen Freund und Bruder herzufallen, um ihn mit Haut und Haaren aufzufressen. Und als dann die Erkenntnis kam, ließ sich manches, wie das Wirken der köstlichen englischen Flottenkommission, überhaupt nicht mehr rechtzeitig gutmachen.

Jedenfalls kam die deutsche Kolonie in der Übergangszeit zu keinem rechten Behagen. Die Diplomaten, welche es zur Zeit Abdul Hamids nicht allzuschwer gehabt hatten, fühlten den Boden unter ihren Füßen wanken, die Militärreformer mußten mißmutig feststellen, daß die phrasenhafte Agitation der Franzosen nicht erfolglos blieb, und den deutschen Beamten der anatolischen Bahn fehlte das rechte Vertrauen zu Vorgesetzten, die aus ihrer Vorliebe für französisches Wesen teilweise gar kein Hehl machten. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht folgten dem Sturze Abdul Hamids in Stambul schwere Jahre. Immer wieder hörte man am hellen Tage das eigentümliche Geräusch, welches die eisernen



Rollwände der Schaufenster verursachen, wenn sie gleichzeitig in fliegender Hast heruntergelassen werden. Deutlicher als alles andere verkündet dieser Mark und Bein erschütternde Ton den Peroten den Eintritt schlimmer Zeiten, in denen das Vertrauen auf die öffentliche Sicherheit geschwunden ist. Infolge von Krieg und Pestilenz wuchs die Teuerung aller Lebensmittel, die auf der ärmeren Bevölkerung der türkischen Hauptstadt um so schlimmer lastet, weil der Ausgleich durch Steigerung der Arbeitslöhne sich hier in solchen Fällen noch viel langsamer zu vollziehen pflegt als in Mitteleuropa. Besser als durch lange Ausführungen wird diese Lage durch die inhaltsschweren Worte gekennzeichnet, welche der Leiter der deutschen Schule seinem Jahresbericht vom Jahre 1912/13 vorausschickt: „Das Schuljahr 1912—13 begann und verlief unter recht ungünstigen äußeren Umständen. Den Tripoliskrieg, der durch die im vorigen Bericht schon erwähnten Italienerausweisungen der Schule den Verlust einer ganzen Anzahl Schüler gerade der obersten Klassen gebracht hatte, löste der Balkankrieg ab. Eine allgemeine wirtschaftliche Depression, eine immer unerträglicher werdende Teuerung waren die Folge. Und auch die allmählich zum ständigen Gast gewordene Cholera stellte sich wieder ein. Daß unter solchen Umständen sowohl die Finanzgebarung der Schulgemeinde als auch der innere Schulbetrieb zu leiden hatten, leuchtet ein. Zeitweise war in der Prima nur ein Schüler anwesend, und am 5. November, als das Gespenst der Massakerfurcht umging, fehlten z. B. im Durchschnitt der Gesamtschülerzahl nahezu 30 % der Schüler, in einzelnen Mädchenklassen bis zu 60 % der Schülerinnen."

Heutzutage gehören diese Jahre, in denen der Deutsche besorgen mußte, allen Einfluß am Goldenen Horn einzubüßen und im osmanischen Reich dem wirtschaftlichen Wettbewerb der westeuropäischen Nationen zu erliegen, Gott sei Dank der Vergangenheit an. Noch im letzten Augenblick haben sich die Türken von ihren gleisnerischen Freunden losgesagt, weil diese sich anschickten, ihr ganzes Reich aus reiner Liebe unter sich aufzuteilen, und als treue Waffenbrüder der anatolischen Soldaten tränkten unsere Landsleute die starren Felsgestade der Dardanellen mit deutschem Blute. Fleißige Hände und nachdenkliche Köpfe sind geschäftig, um das Bündnis der beiden Völker noch enger zu gestalten und in der ersehnten Friedenszeit zwischen unserem Vaterlande und dem Kalifenreich einen Austausch von Rohstoffen und Handelswaren herbeizuführen, wie er bisher kaum geahnt wurde. In solcher Zeit dürfte es doppelt angebracht sein, mit kurzen Worten zu kennzeichnen, was die deutsche Arbeit im näheren Orient erstreben muß! Dabei handelt es sich sicherlich vor allem um dreierlei:

Erstens gilt es, den türkischen Bauernstand geistig und wirtschaftlich so weit zu heben, daß er imstande ist, auf dem heimatlichen Boden die Getreidemengen zu erzeugen, welche das Land bei sachgemäßer Behandlung zu liefern vermag. Da die Türkei in erster Linie ein Agrarstaat ist und den Aufwand des eigenen Staatshaushalts ebensogut wie die fremde Wareneinfuhr aus dem Ertrage der Ernten bezahlen muß, ist die erfolgreiche Arbeit der bäuerlichen Bevölkerung die unerläßliche Vorbedingung jeglichen Fortschritts.

Dann muß es unsere Aufgabe sein, dem Lande einen hinreichend unterrichteten und genügend besoldeten Beamtenstand heranzuziehen, der nicht nach

Art des russischen Tschinownik zum schädlichen Parasiten seiner Pflegebefohlenen wird, sondern sich die sachliche Durchführung aller Regierungsmaßregeln in pflichtgemäßer Weise zur Aufgabe macht, denn der Bauer wird nur dann mit Lust und Liebe an die Arbeit gehen, wenn er sicher ist, nicht durch allerlei Willkür um die Früchte seines Fleißes betrogen zu werden.

Drittens müssen wir alles daransetzen, die Wehrmacht der Türkei derartig zu verstärken, daß sie künftighin imstande ist, ihre Selbständigkeit aus eigener Macht zu verteidigen. Ohnedem würden wir Gefahr laufen, bei aller wirtschaftlichen Arbeit im osmanischen Reiche Saaten zu streuen, deren Früchte schließlich unseren Feinden zugute kämen.

Gott sei Dank liegt die Sache so, daß es uns nicht schwerfallen kenn, den Türken zu zeigen, ihr Nutzen sei auch der unsere, und unser Nutzen der ihre; wäre es doch die kurzsichtigste Verblendung, irgendeinen Teil dieses Reiches zu eigenem Besitz an uns zu bringen, das uns am meisten zu nutzen vermag, wenn es gelingt, seinen ganzen Organismus mit neuem Leben zu erfüllen.

Es ist selbstverständlich, daß ein großer, vielleicht der größte Teil der Arbeit, welche in der Türkei zu leisten ist, der Schule zufällt. Hoffentlich wird bei unseren Bemühungen, den Osmanen bei der Reform ihres Schulwesens mit Rat und Tat beizustehen, der schlimme Fehler vermieden, daß man von oben nach unten bauen will und die Arbeit nicht im Dorf, sondern in der Hauptstadt beginnt und endet. Wie verkehrt das wäre, könnten uns schon die Erfahrungen der Franzosen lehren, die von Pernot kurz vor dem Weltkriege in einem inhaltsreichen Buche (Rapport sur un voyage d'étude à Constantinople, en Égypte et en Turquie d'Asie. Paris 1914. Didot et Cie.) zusammengefaßt wurden, das auf dem Schreibtische keines Landsmannes fehlen sollte, der sich mit diesen Fragen beschäftigen muß. Es entspricht durchaus den Tatsachen, wenn Pernot in diesem Buche seinen Landsleuten zuruft: „Nicht dadurch, daß wir Lyzeen und Kollegs vervielfachen, werden wir unseren Einfluß vermehren, sondern viel eher dadurch, daß wir die Schöpfung technischer Institute und Lehranstalten für Handel und Ackerbau begünstigen, und auf dem Wege, daß wir die Volksschulen vervollkommnen, welche die Schüler auf jene Lehranstalten vorbereiten.“ Sicherlich ist eine der wichtigsten Aufgaben die Bildung eines anspruchslosen eingeborenen Lehrerstandes, der genaue Kenntnis der Volksnatur und unbedingte Treue gegen den Glauben und die Sitte der Väter mit ehrlicher Parteinahme für die abendländischen Verbündeten vereinigt.

Wenn der Weltkrieg sein Ende erreicht hat, werden deutsche Lehrer zahlreicher als je in den Orient strömen. Möchte man bei ihrer Auswahl nicht vergessen, daß ihre Tätigkeit nur dann von Erfolg gekrönt sein wird, wenn es sich um Männer handelt, welche die Gabe besitzen, sich durch ihre ganze Art die Liebe ihrer Schüler zu erwerben. Der große Arzt und Organisator Rieder-Pascha, einer unserer Besten, die im Orient gewirkt haben, ruft seinen Landsleuten mit vollem Rechte zu: „Alle Erfolge hängen hier viel mehr denn bei uns von der Persönlichkeit des Lehrers ab. Ohne Frage sind die Schüler persönlicher, suggestiver Beeinflussung ungemein zugänglich, und zwar ganz gleich im guten wie im schlechten Sinne; viele von ihnen sind Wachs in den Händen des Lehrers; er kann sie zu Faulen und zu Fleißigen machen. Dazu gehört aber, daß der Lehrer vor allem eine In-



dividualität ist, daß er an sich selbst glaubt und sich seines Wollens, Könnens und auch — Nichtkönnens voll bewußt ist" (Dr. Robert Rieder-Pascha: Für die Türkei. Jena 1904. II, S. 9).

Welcher Art auch die Reformen im türkischen Reiche sein mögen, es darf sich dabei nur um solche Maßnahmen handeln, welche die Grundlagen des osmanischen Volkslebens, vor allem seine Religion, nicht im geringsten antasten, da in demselben Augenblick das Vertrauen des Volkes, die unentbehrliche Vorbedingung seiner aufrichtigen Mitarbeit, ohne die in letzter Linie doch nichts zu erreichen ist, unrettbar verlorenginge. Auch hier möchte ich wieder Rieder-Pascha sprechen lassen:

„Daß ein Fremder jemals imstande sein würde, eine tiefgreifendere, allgemeinere oder gar dauernde Reform der türkischen Zustände und islamischen Gepflogenheiten zu bewerkstelligen, halte ich für absolut ausgeschlossen, für einfach unmöglich. Der Fremde kann durch ehrliche Detailarbeit sich selbst und seinem Volke Ehre machen; er kann auch der Türkei ungemein viel nützen dadurch, daß er durch selbstlose Hingabe an die Sache, durch sein Beispiel anspornt zu fleißiger, tätiger Arbeit, daß er günstige Vorbedingungen schafft für schnelle und sichere Erreichung eines bestimmten Ziels. Den Islam reformieren, d. h. ihn unseren ideellen und kulturellen Begriffen näherbringen, könnte höchstens der Mohammedaner selbst, und auch der würde gut tun, recht vorsichtig und wählerisch zu Werke zu gehen. Sint, ut sunt, aut non sint!" Der das schrieb, war kein schwarzseherischer Pessimist, sondern ein Mann der glaubensstarken Tat, wie sich jeder überzeugen kann, welcher der türkischen Militärmedizinschule oder dem wogenbespülten Krankenhaus von Gülhane einen Besuch abstattet.

Als ich zum letzten Male vor Mehmeds Moschee Rast hielt, herrschte in Konstantinopel das unruhige Treiben einer gärenden Zeit, und die wohlbegründeten Sorgen unserer Landsleute ließen niemand des Tages recht froh werden. Wer weiß, wann es mir wieder vergönnt ist, von Peras Höhen zu den glücklichen Eilanden der Prinzeninseln hinabzuschauen? — Hoffentlich darf ich dann die Überzeugung mit mir heimnehmen, daß jenes Land, dem ich selbst ein gut Teil meiner Lebensarbeit gewidmet habe, noch eine sonnige Zukunft erhoffen kann.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neutrale Stimmen. Amerika — Holland — Norwegen — Schweden — Schweiz. Eingeleitet von Rudolf Eucken. Leipzig 1916. S. Hirzel.

Die Leipziger Verlagsbuchhandlung S. Hirzel hat Vertreter der wichtigsten neutralen Länder aufgefordert, über die Ursachen und den Charakter des Krieges und über die Stimmung ihrer Völker möglichst objektiv zu berichten. Wenn man die große Voreingenommenheit berücksichtigt, die das Meiste charakterisiert, was über die gegenwärtige Lage geschrieben worden ist, so wird man das vorliegende Unternehmen mit Freude begrüßen dürfen. Denn trotz der persönlichen Stellungnahme der Verfasser zum Kriege sind ihre Berichte in hohem Grade repräsentativ und daher geeignet, aufklärend zu wirken. Mit Recht sagt Eucken in seiner gehaltreichen und von jeder Intoleranz freien Einleitung, niemand werde das Ganze auf sich wirken lassen, ohne eine Bereicherung seines Wissens und eine Erweiterung seines Gesichtskreises zu erfahren, und die hier vollzogene Aufdeckung der großen Zusammenhänge und der treibenden Kräfte der Zeit werde dazu beitragen, daß die europäischen Völker ihr Verhältnis zueinander künftig nicht auf die Stimmung des Augenblicks allein stellen,



sondern einen soliden Boden dafür suchen. Unter den Eindrücken, die die Lektüre des vorliegenden Werkes hinterläßt, bleibt dem Leser besonders der, daß der Einmarsch der deutschen Heere in Belgien in hohem Grade in allen neutralen Ländern zur Entstehung der deutschfeindlichen Strömungen beigetragen hat, wobei natürlich die Fälschung der öffentlichen Meinung durch die Presse der Gegner Deutschlands und namentlich durch den englischen Lügenfeldzug die Hauptrolle spielte. Bei allem Bestreben, der deutschen Sache gerecht zu werden, herrscht zwischen den Verfassern keine Übereinstimmung bezüglich der Ursachen des Krieges. Beachtenswert ist jedenfalls die Ansicht des Anglo-Amerikaners Prof. Clapp, daß man in Amerika diesen Krieg als einen Wirtschaftskrieg zwischen England und Deutschland betrachtet, ebenso die Klage des holländischen Philosophen Prof. van der Wyck, daß einige Staatsmänner und Geldmagnaten mit Hilfe der Zeitungsschreiber die Geschicke der Nationen bestimmen. Der Verfasser des Berichtes über Norwegen, Schuldirektor Karl Aas, zieht aus der gegenwärtigen Lage vor allem die Folgerung, daß der Krieg, ob er ein Volk zur Niederlage oder zum Sieg führt, zu den höchsten Übeln des Menschengeschlechts gehört. Am meisten mit der deutschen Sache sympathisieren der Deutsch-Amerikaner Prof. Carus und der hervorragende Historiker Schwedens Harald Hjärne. Der Berner Theologe Prof. D. Karl Marti ist in seinem Berichte über die Schweiz wesentlich bestrebt, im eigenen Lande versöhnend zu wirken. Daher mag es wohl kommen, daß er das stark ententefreundliche Verhalten der westschweizerischen Presse während des Krieges mit wohlwollender Nachsicht beurteilt. Andererseits lehnt er rückhaltlos gewisse Symptome einer gefährlichen Verquickung von Wissenschaft und Politik, wie die Gründung der Vereinigung der schweizerischen Professoren und Dozenten ab. Die wichtigste Mission der Schweiz erblickt er darin, der Welt zu zeigen, daß Rassenverschiedenheit Einheit und Einigkeit des Staates nicht ausschließt, daß geistige Übereinstimmung ein festeres Band ist als Blutsverwandtschaft. J. B.

Zwei Brüder. Feldpostbriefe und Tagebuchblätter. Erstes Bändchen Gotthold von Rohden. Zweites Bändchen Heinz von Rohden. Tübingen 1916 bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wie Gotthold v. Rohden [1]) ist auch sein wenig älterer Bruder Heinz den Heldentod für das Vaterland gestorben; auch seine Feldpostbriefe und Tagebuchblätter sind von dem Vater, Konsistorialrat v. Rohden, als zweites Bändchen der dem jüngeren Sohn gewidmeten Veröffentlichung herausgegeben worden. Sie verdienen durchaus als eine wertvolle Ergänzung und Vertiefung der Eindrücke hervorgehoben zu werden, die aus den Aufzeichnungen des jüngeren Bruders sich ergeben. Heinz v. Rohden, Theolog wie Gotthold, stand bei Ausbruch des Krieges bereits am Schluß des akademischen Studiums; er eilte, trotz zarter Gesundheit, zu den Waffen und wirkte, da er als Kriegsfreiwilliger nicht ankam, als Sanitäter und Begleiter von Lazarettzügen, bis ihm vergönnt wurde als Soldat einzutreten. Als Offizier hat ihn im Juli 1916 in siegreichem Kampf an der Ostfront die Todeskugel getroffen. An Reinheit und Adel der Gesinnung dem Bruder ebenbürtig, an Gaben und geistiger Entwicklung, namentlich an der Fähigkeit, sich mitzuteilen, ihm überlegen, hat er es schwerer gehabt als der Jüngere, sich in die Anforderungen der neuen Lage, in die Umgebung und die rauhe Wirklichkeit hineinzufinden. Aber gerade deshalb sind seine Äußerungen ein um so eindrucksvolleres Zeugnis von der Stärke des Pflichtgefühls und des weltüberwindenden Idealismus, der, wie diese beiden, Tausende unserer deutschen Jugend aus den Hörsälen der Universitäten in den Weltbrand des furchtbaren Krieges geführt und in seinen Stürmen bewährt und geläutert hat. Möge das kleine Buch, das nun die Aufzeichnungen der beiden Frühvollendeten vereinigt, weiten Kreisen der Mitlebenden ein kräftiger Ansporn zu gleich hoher Erfassung ihrer Ziele, der Nachwelt aber ein Kranz treuen Gedenkens werden! P. D. Fischer.

Wilhelm Merton. Reden von Oberbürgermeister Voigt und Stadtrat Prof. Dr. Stein, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Stadt Frankfurt a. M. 2. Jan. 1917. Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. 1917.

Diese von einem großzügigen Ingenium geschaffene Monatsschrift möge eines Gleich-

1) Siehe den Aufsatz „Aus den Schützengräben“ im Januarheft. Die Red.



gerichteten gedenken, der die deutsche Sozialpolitik organisatorisch und wissenschaftlich zu befruchten vermochte, und dessen Wirken und Werke — vielen unbekannt — dauernder als Erz sind.

Wilhelm Merton, im Sturmjahr 1848 geboren, lernte das väterliche Geschäft, den Metall-Großhandel; die Reichsgründung erweiterte die Ziele des Frühgereiften, sein Blick umfaßte bald Erzeugung, Anfuhr und Verteilung der Metalle. Allmählich in vier Jahrzehnte währender Arbeit verdrängte das Haus Merton den englischen Wettbewerb; wägen, wagen, erobern, ordnen, erhalten bildeten die Leitmotive dieses wahrhaft schöpferischen, weitausschauenden Kaufmanns.

Häufige Bleierkrankungen in den australischen Minen seines Hauses führten ihn zur sozialen Hygiene, starkes Verantwortlichkeitsgefühl zur Erkenntnis, daß dieses einstige Neuland gründlichst und nur mit großen Werkzeugen und Mitteln beackert werden müßte. Soziale Berufsbeamte — nationalökonomisch und kaufmännisch gebildet — wurden die Pioniere Mertonscher Ideen. Von der Armenpflege aus entstanden das Frankfurter Institut für Gemeinwohl, die Gesellschaft für Wohlfahrtseinrichtungen, d. h. Mustereinrichtungen für Städte und Zentralverwaltungen. Das „Gewerbehygienische Institut", die „Soziale Praxis" als führendes Organ, das Berliner „Büro für Sozialpolitik" folgten. Titel, Konfession, Partei blieben bei der Wahl der Mitarbeiter unbeachtet.

Zusammen mit Franz Adickes wurden von Wilhelm Merton die Grundlagen der neuen Universität Frankfurt geschaffen. Zum Gedächtnis eines im Westen gefallenen Sohnes entstand hier der erste ordentliche Lehrstuhl für Pädagogik; vor dem Kriege mit andern gemeinsam ein Berliner Forschungsinstitut zur Psychophysik der menschlichen Arbeit. Der Kriegswohlfahrtspflege kamen die jahrzehntelangen Erfahrungen zugute; der Tod traf ihn in den Sielen — auf dem Wege zur Arbeit.

Wilhelm Merton war ein ewig Lernender, an sich und andern Arbeitender, sich stets Wandelnder; auch er „ein Pilgersmann in das gelobte Land!" Seine Schöpfungen werden ihn überleben; das ist das Testament an seine Mitarbeiter. Der Beste und Nächste von ihnen hat dies alles in der zweiten Rede feinfühlig und warmherzig geschildert.

B. Laquer-Wiesbaden.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG | HEFT 7 | 1. APRIL 1917

Die Auslandsstudien im preufsischen Landtag.

Der Inhalt der im letzten Februarheft abgedruckten Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien ist in der 69. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 28. Februar das Hauptthema aller auftretenden Redner gewesen. Unsern Lesern wird es ohne Zweifel erwünscht sein, auch diese Darlegungen sich bequem zugänglich gemacht zu sehen. Nachstehend sind die einleitende Rede des Ministers und aus den Reden der Abgeordneten die bezüglichen Teile nach dem stenographischen Bericht zu wesentlich vollständigem Abdruck gebracht. Auch weiterhin wird die Internationale Monatsschrift diesem großen und ganz in dem Rahmen ihrer eigenen Bestrebungen stehenden Unternehmen eingehende Behandlung noch zuwenden. M. C.

D. v. Trott zu Solz, Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten: Wie von verschiedenen Seiten bereits hervorgehoben worden ist, und wie Sie wohl nicht anders erwartet haben, sind in dem Voranschlag des Staatshaushalts auch im dritten Kriegsjahr die erforderlichen Mittel wieder vorgesehen, um auf dem weiten Gebiete der Kulturpflege die von dem Staate übernommenen Aufgaben wie bisher zu erfüllen. Das gilt auch von den Universitäten und technischen Hochschulen. Wenn hier gegen die Friedenszeit im ganzen sich eine geringere Ausgabesumme ergibt, so hängt das mit der Unmöglichkeit zusammen, in dieser Zeit größere Bauten in Angriff zu nehmen, deren Ausführung sonst hier besonders in das Gewicht fiel. Wenn man das berücksichtigt, ergibt sich, daß nicht nur die bisherigen Mittel wieder angefordert werden, sondern daß sie sogar an manchen Stellen eine Erhöhung erfahren haben, und daß selbst für neue Zwecke neue Mittel erbeten werden.

Ich bin dem Herrn Finanzminister ganz besonders dankbar dafür, daß dies auch für die Förderung der Auslandsstudien geschehen konnte, über die ich mir erlaubt habe, Ihnen eine Denkschrift vorzulegen. Ich möchte dieser Denkschrift einige begleitende Worte hinzufügen, und deshalb habe ich schon zu Beginn der Debatte das Wort erbeten.

Ich darf meiner Freude darüber Ausdruck verleihen, daß diese Denkschrift vielseitige Zustimmung gefunden hat, und daß ihr auch sonst in der Öffentlichkeit viel Interesse entgegengebracht worden ist. Die in ihr entwickelten Ziele gehen über das hinaus, was den ersten Anstoß zur Erörterung dieser Auslandsfragen in den Parlamenten und in der Öffentlichkeit gegeben hat. Während diese Erörterung sich zunächst an die Vorbildung unserer Auslandsbeamten und Auslandsinteressenten anschloß, habe ich im Frühjahr 1914, als diese Fragen zum erstenmal hier im Landtag erörtert wurden, die Aufgabe weiter gestellt und eine allgemeine Förderung der Auslandskenntnisse gefordert, die nicht auf einer noch so glänzend ausgestatteten, aber immer doch von einer verhältnismäßig kleinen Zahl besuchten Auslandsfachschule, sondern nur da erreicht werden können, wo unsere akademische Jugend ihre Bildung erwirbt:



auf unseren Universitäten und sonstigen Hochschulen.

Meine Herren, ich habe damals zu diesem leitenden Gedanken vielseitige Zustimmung gefunden und habe zugesagt, ihn weiter zu prüfen und zu klären, um Ihnen dann ein Programm vorzulegen, das grundsätzlich zu der Frage Stellung nimmt und Richtlinien für ihre Lösung gibt, die aber nicht im einzelnen bindend sein sollen, vielmehr elastisch genug, um späteren Erfahrungen und hervortretenden Bedürfnissen noch überall Rechnung tragen zu können. In diesem Sinne habe ich mich mit der Angelegenheit weiter befaßt und habe sie unter Zuziehung sachverständiger Kräfte, auch unter Eingliederung einer solchen in mein Ministerium, nach allen Seiten hin geprüft und erwogen. Das Ergebnis ist in knappen Zügen in der Denkschrift niedergelegt, die Ihnen zugegangen ist, und in der ich Sie bitte, das von mir zugesagte Programm erblicken zu wollen.

Meine Herren, dies mein Programm steht auf der Überzeugung, daß ein Weltvolk, wie wir es geworden sind, und wie wir es bleiben müssen, wenn wir nicht verkümmern sollen — darum geht ja der gewaltige Kampf, in dem wir stehen —, daß ein Weltvolk, sage ich, als Rüstzeug der Auslandskenntnis bedarf, nicht nur für seine Auslandsbeamten und seine Auslandsinteressenten, sondern als ein Bestandteil seiner nationalen Bildung überhaupt. Hier brauchen wir in der Tat eine gewisse Neuorientierung. Wir müssen unserer Bildung eine neue Note hinzufügen, das Verständnis für die Weltzusammenhänge, für die großen Fragen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft, für die Weltaufgaben Deutschlands und seine Weltstellung. Das aber, meine Herren, kann nur erreicht werden durch eine möglichst weite Verbreitung gediegener staatswissenschaftlicher Kenntnisse nach dem Auslande hin, und deshalb müssen in den Dienst dieser Aufgabe unsere Universitäten und sonstigen Hochschulen gestellt werden; diese müssen, soweit es noch daran fehlt, im fortschreitenden Maße mit den erforderlichen Einrichtungen versehen werden. Hierbei kommen in erster Linie allerdings unsere Universitäten in Betracht; aber sie nicht allein, sondern auch unsere sonstigen Hochschulen, die Handelshochschulen und ganz besonders auch die technischen Hochschulen werden dazu herangezogen werden müssen. Das versteht sich ganz von selbst bei der Bedeutung, welche die Technik in unserm modernen Leben hat.

Meine Herren, unsere Universitäten sind Pflegstätten der Wissenschaft, und wir pflegen auch dort die Wissenschaft um ihrer selbst willen. Aber sie sind auch, und zwar in erster Linie, Lehranstalten, um die herangereifte Jugend für mannigfache Berufe und Lebensstellungen wissenschaftlich vorzubereiten und tüchtig zu machen. Lehre und Forschung sind an unsern Universitäten vereint, und darin erblicken wir die Wurzel ihrer Blüte. Daran werden wir unbedingt festhalten müssen. Aber innerhalb der Universität dient doch die wissenschaftliche Forschung vor allem als Quelle, aus der die Kraft geschöpft wird, die den Unterricht auf die höchste Stufe hebt und die Lernenden wirkungsvoll dazu führt, daß sie, wo immer das Leben sie hinstellt, ihren Platz ausfüllen und zu wertvollen Staatsbürgern und wertvollen Gliedern der menschlichen Gesellschaft werden.

Schon das, meine Herren, weist darauf hin, daß unsere Universitäten sich nicht mit wissenschaftlicher Einzelarbeit, mag sie auch noch so tief, in ihrer Art noch so bedeutungsvoll sein, begnügen, sich



darin nicht erschöpfen, nicht zersplittern dürfen. Unsere Universitäten müssen aufnehmend und befruchtend auch mitten in unserm nationalen Leben stehen, dessen nimmer rastende Bewegung aufmerksamen Auges verfolgen und daraus die Bildungsbedürfnisse der Nation scharfen Blicks erkennen, um sie wissenschaftlich zu erfassen und in Verbindung zu setzen mit den großen alten Wissenschaftsgebieten, damit auf diesem Wege das wohl farbenreiche, aber harmonisch abgestimmte Bild einer einheitlichen nationalen Kultur erworben wird. Wenn die Universitäten auch darin ihre Aufgabe erblicken, dann werden sie ihren großen Überlieferungen getreu bleiben und selbst unter so komplizierten Lebensverhältnissen, wie sie die Neuzeit bringt und bringen wird, die Stellung, die ihnen gebührt, behaupten: im Mittelpunkte, im Brennpunkte unserer Bildung, unseres Volkes zu stehen.

Mit vollem Recht und mit gutem Grunde wenden wir uns deswegen an die Universitäten und an die sonstigen Hochschulen mit dem Verlangen der Durchdringung unserer Bildung mit staatswissenschaftlichen Kenntnissen, mit Auslandskenntnissen, wie sie die Denkschrift versteht und kennzeichnet. Freilich, der Weg ist lang und das Ziel hochgestellt; das läßt sich nicht verkennen, und daraus ist ja auch gegen meine Auffassung und gegen meinen Plan von einer Seite aus Einwand erhoben worden. Es ist gesagt worden, das Tempo sei zu langsam. Lassen Sie mich hierauf mit einigen Worten eingehen, ebenso wie auf den weiteren Vorwurf, daß der Rahmen meines Planes zu eng gespannt sei.

Ich beginne mit dem letzteren: der Rahmen sei zu eng. Die Aufgabe, wie ich sie fasse, ist mit vollem Bewußtsein, mit voller Absicht begrenzt worden. Die Vertreter des Gedankens einer großen zentralen Auslandshochschule gingen sehr viel weiter. Sie wollten eine Anstalt begründen, in der alle auf das Ausland bezüglichen Aufgaben und Fragen behandelt und gelöst werden sollten. Auf manchen Gebieten, auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens, der Propaganda im Auslande, der Beziehungen zu unseren Auslandsdeutschen, der Ausbildung der Auslandsbeamten und auch sonst empfand man lebhaft bestehende Mängel und glaubte, sie mit einem Schlage beseitigen zu können, wenn man eine Zentrale schüfe, von der alle diese Aufgaben mit großen Mitteln gelöst werden sollten. Dabei schien die einheitliche Leitung unserer Auslandspolitik auch auf ein Einheitsinstitut hinzuweisen. Aber, meine Herren, wenn man die Frage näher prüfte, dann ergab sich doch, daß, wenn man wirklich dauernde wertvolle Arbeit leisten und nicht schnell nur eine Organisation schaffen wollte, man dann nicht an die einheitliche Leitung unserer ausländischen Politik, sondern an die Vielgestaltigkeit unseres staatlichen Daseins, unserer kulturellen Betätigung und unserer wirtschaftlichen Interessen anknüpfen mußte. Es wird vielleicht nicht unangebracht sein, wenn ich einmal im einzelnen die verschiedenen Auslandsaufgaben, die oft mehr warm empfunden als klar durchdacht sind, zusammenstelle; das läßt sich nach den Wirkungszielen etwa in folgender Weise tun. Zunächst in der Wirkung auf die Heimat: 1. Weckung des Verständnisses für die weltpolitische Betätigung Deutschlands in allen Kreisen des Volkes, beginnend mit der Bildungsschicht, 2. Fachbildung für Reichsbeamte und Auslandsinteressenten. Zur Erreichung dieses Zieles werden unentbehrlich, 3. wissenschaftliche Vertiefung unsrer Auslandskenntnisse, 4. Schaffung eines Nachrichtenwesens. Sodann mit

der Wirkung auf das Ausland, 5. Einflußnahme auf die öffentliche Meinung des Auslands, besonders die ausländische Presse, Zerstörung des englischen Nachrichtenmonopols, Kabelpolitik, drahtlose Telegraphie und anderes mehr, 6. wirtschaftliche Propaganda durch Ausstellungen, Kinos und dergleichen, 7. Kulturpolitik auf dem Gebiete der Literatur, der Musik, der Kunst und Wissenschaft, Ausbau unseres Auslandschulwesens. Eine Sonderstellung gebührt endlich den Beziehungen des Deutschtums im Ausland, also 8. die Pflege des Deutschtums im Ausland.

Alle diese Aufgaben können unmöglich von einer Stelle aus gelöst werden; es ist dazu auch gar nicht nur eine Stelle berufen; hier liegen vielmehr, sich gegenseitig berührend, Aufgaben des Reiches, der Bundesstaaten und der privaten Initiative. Wenn immer wieder Meinungsverschiedenheiten darüber hervorgetreten sind, um wessen Aufgabe es sich hier handle, ob das Reich oder ob die Bundesstaaten hier in Tätigkeit zu treten hätten, so hat das vielleicht auch seinen Grund darin, daß es sich eben nicht um eine Aufgabe, sondern um verschiedene Aufgaben handelt, von denen die einen unzweifelhaft Sache des Reiches sind, die anderen aber ebenso unzweifelhaft nur von den Bundesstaaten oder durch private Initiative gelöst werden können. Das wird man auseinanderhalten müssen, wenn es auch gewiß falsch wäre, diese verschiedenen Faktoren und Gebiete nun schematisch voneinander zu trennen; die einen werden auf die anderen übergreifen. Ist es doch auch für das Reich gar nicht möglich, seine Propaganda im Auslande zu treiben, ohne den Unterbau der Bundesstaaten; andererseits wird die Ausbildung der Auslandsbeamten nur nach den Richtlinien, die das Reich aufstellt, erfolgen können, während das Nachrichtenwesen alle drei Faktoren berührt. So findet eine vielfache Überschneidung statt. Was aber die staatlichen Aufgaben anlangt, so wird man sagen müssen, daß die Propaganda im Ausland wesentlich Sache des Reichs ist, während die Bildungspolitik im Inlande den Bundesstaaten zuzuweisen sein wird. Auf dieser Grundlage ruhen die Ausführungen der Denkschrift.

Wer alle diese auf das Ausland bezüglichen Aufgaben einer großen Organisation unterstellen und in einem Institut zusammenfassen wollte, der beginge, glaube ich, einen doppelten Fehler. Er begönne den Hausbau mit dem Dache und baute von oben nach unten, anstatt von unten nach oben, und er vereinigte unter einem Dach eine Fülle der verschiedenartigsten Konstruktionen, so daß die eine der anderen Licht und Luft wegnehmen würde. Diesen doppelten Fehler möchte ich vermieden sehen, und danach ist mein Plan gerichtet. Die Unterrichtsverwaltung beschränkt sich auf das Unterrichtsproblem, sucht dies aber in viel weiterer und umfassenderer Weise zu lösen, als es in einem Einzelinstitut möglich wäre. Aber auch die einzelnen der Anregung und der Fachbildung dienenden Institute sollen vorläufig nicht organisatorisch zusammengepreßt werden; sie sollen sich frei entwikkeln. Nicht das Ausland schlechthin, sondern die einzelnen Kulturkreise des Auslandes sollen Maß und Richtung für die organisatorische Zusammenfassung abgeben. Ob und inwieweit die Entwicklung dazu führen wird, alle diese Zentren der Arbeit in den einzelnen Hochschulen im Interesse des Stundenplans oder auch von Prüfungen später in nähere Verbindung zu bringen, wird man abwarten müssen.



Zusammenfassend kann ich deshalb wohl sagen: der Rahmen ist nicht eng, sondern er ist weit gezogen; nur die Aufgabe ist begrenzt. Aber gerade durch die Begrenzung der Aufgabe und durch ihre Zuweisung an die sachverständigen Stellen wird auf eine gesunde Entwicklung der Sache gerechnet werden können. Wenn gesagt worden ist, man könne das eine tun und das andere nicht lassen, man solle nur die staatswissenschaftliche Durchdringung unserer Bildung in das Werk setzen und doch daneben ein großes Auslandsinstitut stellen, so liegt da doch die Gefahr einer Überorganisation vor, für die ich, ganz abgesehen von der finanziellen Seite, doch die Verantwortung nicht übernehmen möchte.

Damit, meine Herren, gelange ich zu dem zweiten Einwande, den ich vorhin erwähnte, daß ich einen zu langsamen Ausbau empfehle. Es ist gesagt worden, daß Gefahr im Verzuge sei. Auch hier sind, wie es scheint, die verschiedenen Aufgaben nicht gehörig auseinandergehalten. Gewiß, meine Herren, dringlich sind alle Aufgaben, aber Unterrichtsfragen bedürfen der Ausreifung, Organisationen lassen sich schnell ins Leben rufen. Was an letzteren während des Krieges zum Teil in großartiger Weise von Reich und privater Seite geschaffen worden ist, ist Ihnen bekannt. Man darf annehmen, daß nicht wenige von diesen Organisationen auch über den Krieg hinaus bestehen bleiben werden, und dann wird es sich fragen, ob nicht auch diese Organisationen für den Unterricht verwendet werden können. Ich möchte annehmen, daß man diese Frage wird beantworten müssen. Aber das läßt sich zur Zeit noch nicht regeln, dazu bedarf es friedlicher Verhältnisse.

Auf dem Gebiete des Bildungswesens können wir, wie gesagt, nur langsam und systematisch vorwärtsgehen. Hier werden auch noch manche Widerstände zu überwinden sein, und es müssen auch erst die rechten Formen gefunden, neue Formen erprobt werden. Es fehlt zum Teil auch an ausreichenden Lehrkräften. Wenn hier auch der Kreis weiter gezogen werden soll, als es sonst üblich ist, so kann doch nicht jeder, der sich als Sachverständiger fühlt, als solcher angenommen werden. Vielleicht auf keinem anderen Gebiet ist die Gefahr des Dilettantismus so groß wie auf dem der Auslandswissenschaft. Deshalb ist hier Vorsicht am Platze. Liegt unter diesen Umständen meiner Ansicht nach ein allmähliches und vorsichtiges Entwickeln im Wesen und der Natur der Sache, so wird ja auch der finanzielle Gesichtspunkt — das bedarf wohl keiner weiteren Ausführung — immerhin mit ins Gewicht fallen müssen. Aber ich freue mich doch, aus den Verhandlungen in der Kommission den Eindruck gewonnen zu haben, daß die Herren der Auffassung sind, daß die Aufgabe von solcher Bedeutung ist, daß finanzielle Gesichtspunkte doch nur in zweiter Linie für sie bestimmend sein können.

Meine Herren, der Weg, den ich auf dem Höhepunkt des Weltkrieges im sicheren Vertrauen auf eine glückliche und große Zukunft unseres Vaterlandes einzuschlagen Ihnen empfehle, eröffnet dem, der etwas näher zusieht und die angedeuteten Linien vertiefend und verbreiternd verfolgt, weite Perspektiven für unser Volksleben und für unser gesamtes Bildungswesen. Wie gesagt, das Ziel ist hochgestellt, und der Weg dahin ist lang. Es wird dauernder, zielbewußter Arbeit bedürfen; die begehrte Frucht wird nur langsam reifen. Aber um so mehr ist es Zeit, die Hand ans Werk zu legen und mit der Arbeit zu beginnen. Wir sind dazu bereit und wollen uns,



wie wir es von der Vorbereitung nicht getan haben, auch von der Ausführung des Planes durch den Krieg nicht abhalten lassen, erblicken vielmehr in ihm und seinen Erscheinungen einen neuen und dringenden Anstoß, nicht zu zögern und alsbald den ersten Schritt zu tun. Geben Sie, meine Herren, dazu Ihre Zustimmung, indem Sie die erforderlichen Mittel bewilligen.

Dr. Heß (Zentr.): ... nun möchte ich mir erlauben, auf das zu kommen, was nicht nur in diesem Jahre zweifellos das Rückgrat der ganzen Verhandlungen in der Kommission über den Haushalt der Universitäten gebildet hat, sondern was wahrscheinlich und hoffentlich auf lange Jahre hinaus dieses Haus gemeinsam mit der Königlichen Staatsregierung auf das eingehendste und lebhafteste beschäftigen wird. Das ist das, was in der in der letzten Zeit so viel erörterten Denkschrift über die Förderung der Auslandsstudien enthalten ist. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Herrn Ministers, daß er bereits vor Eintritt in diese Verhandlungen Erklärungen zu seiner Denkschrift gegeben hat. Er hat dabei eine ganze Reihe von Gesichtspunkten gegeben, die die knappgefaßte Denkschrift nicht hat entwickeln können, und die auch in der Kommission nicht zum Ausdruck gebracht worden sind. Ich habe mir gestattet, über diese Denkschrift bereits im gedruckten Wort (Köln. Volkszeitung) mich des näheren auszulassen und meine Darlegungen dem Herrn Minister zur Kenntnis zu bringen; hier möchte ich einige weitere Gedanken zum Vortrag bringen.

Ich begrüße an der Denkschrift vor allen Dingen zweierlei. Zunächst die Art der Organisation, das Fundament, auf dem dieser ganze Neubau wissenschaftlicher Betätigung errichtet werden soll.

Eins wird man freilich nicht übersehen dürfen. Der Herr Kollege Friedberg hat durchaus recht gehabt, wenn er sich in der Kommission dahin äußerte, daß die Denkschrift eigentlich gar nicht die Ausführung der Ideen dieser Versammlung ist. Das war ganz richtig, und ich habe mich bei der Durchsicht des Kommissionsberichtes darüber gewundert, daß er mit dieser Ansicht ganz alleingestanden hat. Wir hatten tatsächlich von vornherein uns die Lösung dieser wichtigen Frage anders gedacht. Insofern bietet allerdings die Denkschrift, wie sie uns nun vorgelegt worden ist, eine gewisse Überraschung. Aber ich will alsbald hinzufügen: eine ebenso angenehme wie geistreiche Überraschung. Wenn ich mir das Kompliment gestatten darf, so möchte ich sagen: Derjenige, der dieser Denkschrift nahesteht, scheint mir ein ebenso kluger wie logischer Kopf zu sein. Ich gebe das ganz neidlos zu, weil ich meine, man soll das Gute loben da, wo man es findet. Deshalb wird auch der Herr Minister, wenn ich ihn darauf aufmerksam mache, daß sich weite Kreise dieses Hauses etwas bekümmert fühlen, weil man die Initiative, die in dieser Frage vom Abgeordnetenhause entwickelt worden ist, in der Denkschrift nicht genügend anerkannt hat, keinen Anstand nehmen, bei einer anderen Gelegenheit diese Initiative wohlwollend anzuerkennen. Ich für meine Person gestehe ganz neidlos, daß die Denkschrift die Initiative des Hauses im Kern durchaus getroffen und über diese Initiative hinaus die Absichten des Hauses im höchsten Maße gefördert hat. Ich meine, daß die Denkschrift auf dem richtigen Wege ist, und das, was der Herr Minister eben ausgeführt hat, hat mich in dieser Auffassung nur bestärkt. Der Weg der Dezentralisation ist der einzig richtige.



Wir können nicht zentralisieren, bzw. wenn wir es so tun, wie es das Haus in seiner Initiative gedacht hat, da kommen wir nicht zu dem großen Ziele, das wir uns gesetzt hatten.

Dabei will ich allerdings keinen Zweifel lassen, daß auch nach den Ausführungen, die der Herr Minister soeben gemacht hat, immerhin von seiten meiner Freunde noch einige große Wünsche bestehen bleiben. Wir können dem Herrn Minister nicht in jeder Beziehung in dem folgen, was er gesagt hat, weil dabei nicht alle Kräfte ausgenutzt werden, die in unserem deutschen Volke stecken. Ich gebe zu, Dezentralisation ist das Richtige, aber wir sind der Meinung, es gehört trotzdem zu dieser Dezentralisation ein gewisser — ich möchte sagen — Oberbau. Wenn ich den Herrn Minister recht verstanden habe — er sprach bei dieser Gelegenheit etwas leise —, so hat er ja selbst diesen Ausdruck gebraucht. Ein gewisser Oberbau zur Krönung des ganzen Gebäudes, in dem wir die ganze wissenschaftliche Tätigkeit in vollendeter wissenschaftlicher Weise zusammenfassen, gehört unseres Erachtens dazu. Ich würde hier auch zum Ausdruck gebracht haben, daß wir die technischen Hochschulen wesentlich stärker für diesen Zweck ausgenutzt wünschen, als die Denkschrift es tut. Indessen hat der Herr Minister ja soeben mit großer Wärme ausgesprochen, er halte die Benutzung der technischen Hochschulen ebenso wie die Heranziehung der Handelshochschulen für etwas ganz Selbstverständliches. Auf dem Standpunkt stehen wir allerdings auch.

Also nur auf dem Wege der Dezentralisation lassen sich die breiten Schichten unserer Intellektuellen und unsere gesamte Volksintelligenz so erfassen, wie das nötig ist, um den Gedanken zur vollen Auswirkung kommen zu lassen. Wie nun die daneben von uns gewünschten Zentralinstitute beschaffen sein sollen, kann man prima vista nicht gut sagen; das ist nicht leicht zu übersehen. Der Herr Minister hat recht, wenn er von großen Schwierigkeiten spricht. Ob man z. B. zu einem weiteren Ausbau unseres Orientalischen Seminars in Berlin kommen oder des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr in Kiel oder des Kolonialinstituts in Hamburg schreiten soll, das muß eben genau überlegt werden. Nur meinen wir: es muß etwas geschaffen werden, was das schöne, stolze Werk krönt, und es wird sich schon ein Weg finden lassen, der uns das Richtige treffen läßt.

Nun habe ich mich darüber gewundert, daß in der Kommission eine Seite der Frage überhaupt nicht berührt worden ist, auf die ich für meine Person einen ganz besonderen Nachdruck lege und meine Freunde mit mir. Daß der Herr Minister diesen Weg gewählt hat, ist nämlich nicht zuletzt aus verfassungsrechtlichen Gründen zu begrüßen. Meine Herren, gerade in einer Zeit, die dem genialsten Gedanken Otto v. Bismarcks, seinem Meisterwerke des bundesstaatlichen Föderativsystems manchmal so gefährlich zu werden droht wie die unserige, gerade in der Jetztzeit, die unsere angespannte Aufmerksamkeit verlangt, damit dieses stolze Bauwerk nicht auf diesem oder jenem Wege unterwühlt wird, ist es gar nicht hoch genug zu werten, daß der Herr Kultusminister allen Versuchen von vornherein ein festes Nein entgegensetzt, die seine Kompetenz in einem der vornehmsten bundesstaatlichen Reservate irgendwie anzutasten suchen. Das ist eben das Gebiet des Unterrichtswesens. Dafür kann man dem Kultusminister gar nicht genug dankbar sein; das wird jeder zugeben, der von



der Idee beherrscht ist — und ich bin das allerdings und meine Freunde mit mir —, daß das Bismarcksche System des Föderativstaates auch heute noch gut und richtig ist.

Nun hat der Herr Kultusminister eben gesagt, es wäre ihm der Vorwurf gemacht worden, er schlüge ein zu langsames Tempo ein. Ja, ich für meine Person kann schlechterdings nicht wohl verstehen, wie man einen solchen Vorwurf erheben kann. Daß ein sehr großer Zeitraum dazu gehört, um eine so feine und komplizierte Maschinerie überhaupt in Gang zu setzen, wie sie hier geplant ist, ist doch ganz selbstverständlich. Im übrigen meine ich, der Herr Minister spart schon dadurch eine ganze Menge Zeit ein, daß er, wie in seiner Denkschrift steht, beabsichtigt, „für bestimmte Fragen Männer der Praxis heranzuziehen, sei es aus dem Wirtschaftsleben, sei es aus dem Außendienst des Reiches". Meine Herren, das ist ein grundgesunder Zug, und wenn dem nachgegangen wird, machen wir von vornherein eine ganze Reihe Kräfte verwendbar, durch die wir eine ganze Menge von Zeit von vornherein einsparen, und ich möchte wünschen, daß der Herr Minister hier alsbald beherzt zugreift. Es sind nämlich gerade auf diesem Gebiete eine ganze Menge Kräfte da, die mitarbeiten können, eine Menge Kräfte, die auch durchaus die akademischen Anforderungen erfüllen, die man naturgemäß für die Beteiligung an einem solchen Erziehungswerk stellen muß.

Daß zweitens neben der Zeit Geld nötig ist, das ist ebenso selbstverständlich. Man fragt: Woher sollen wir das Geld nehmen? Im Augenblick haben wir es freilich nicht. Ich habe in der vorigen Woche in einer Rede zum Etat des Finanzministers zum Ausdruck gebracht, daß ich darin durchaus Optimist bin, der Krieg wird von uns gewonnen, dann wissen wir auch, wo wir das Geld hernehmen sollen. Und ich begrüße auch bei dieser Frage noch einmal ganz besonders, daß nicht nur Graf v. Roedern im Reichstage, sondern gestern auch der Herr Reichskanzler erklärt hat, daß wir auf einer ausreichenden Kriegsentschädigung bestehen. Es ist ganz klar, daß diejenigen dafür herhalten und dafür büßen müssen, die uns diesen furchtbaren Krieg auf den Hals gejagt haben. Wenn der Herr Minister dann mit großen Anforderungen an uns herantreten wird, so werden wir dafür durchaus zu haben sein; denn das ist ein Kapital, das sich zweifellos ausgezeichnet verzinsen wird.

Was nun den Inhalt und die leitenden Gedanken der Denkschrift angeht, so ist sie getragen von der uns allen gerade während dieses Krieges und durch denselben so elementar zum Bewußtsein gekommenen Erkenntnis, daß in unserer intellektuellen deutschen Ausbildung ein Fehler steckt. Dieser Fehler hat sich begreiflicherweise dann auch in unserer gesamten Auffassung von deutscher Politik, von deutscher Kulturmission und deutscher Weltmission widergespiegelt. Unser deutsches Volk ist ein so großes und herrliches Volk, von so außerordentlichem Reichtum an Geistes- und Gemütsgaben. Paul de Lagarde hat ja das schöne Wort geprägt: Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Ein Volk von solchen Gaben hat im Interesse der gesamten Kultur der Menschheit geradezu die Pflicht, diese Gaben stärker und energischer zum Ausdruck zu bringen, als das bisher der Fall gewesen ist. Gerade diese Gemütstiefe des deutschen Volkes läßt es meines Erachtens für Kulturaufgaben, die jenseits der Grenze seines

Reiches liegen, viel geeigneter und berufener erscheinen, als das brutale und gemütlose England, über das Oskar A. H. Schmitz eines seiner trefflichsten Bücher geschrieben hat unter dem treffenden Titel „Das Land ohne Musik."

Meine Herren, hier müssen wir einsetzen, und in diesem Sinne begrüßen wir, was die Denkschrift die „Politisierung der Jugend" nennt. Bei diesem Punkte weist die Denkschrift mit vollem Recht über den Rahmen der Parteipolitik hinaus, und ich tue das mit ihr, wenn ich auch gleichzeitig eine kleine Einschränkung zu machen mir erlauben möchte. Man darf nicht verkennen — das ist keine Kritik an der Denkschrift, sondern es ist ein Gedanke, den ich nebenher äußern möchte —, daß auch die parteipolitische Erziehung ohne jeden Zweifel tiefe erzieherische Werte in sich birgt. Die parteipolitische Erziehung ist es, die den einzelnen überhaupt erst in lebendige, wenn auch manchmal recht kritische Beziehung zum Staate setzt. Die Parteipolitik ist es, die ein Volk immer wieder aufrüttelt und jede Stagnation verhütet, ohne die auf die Dauer jedes Volk zur trostlosen Versumpfung seines ganzen Staatswesens kommen würde. Die Parteipolitik ist es erst, die das lebendige Spiel der Kräfte, die im Volke drinstecken, in Bewegung setzt. Die parteipolitische Bewegung darf man also in ihrem tiefen ethischen Wert nicht unterschätzen Aber es ist durchaus richtig, daß es darüber hinaus etwas gibt, was die Gegensätze zum guten Teil vergessen machen kann, was uns sozusagen aus dem ewigen, aufreibenden Parteigetriebe — wer merkt es deutlicher am eigenen Leibe als wir? — herausheben kann auf freiere Höhen. Das ist eben der Gedanke an die deutsche Weltmission, die das deutsche Volk auch über die Grenze des Reiches hinaus betätigen soll, und dahin verstehen wir das, was die Denkschrift die „Politisierung der Jugend" nennt. In diesem Sinne möchten wir den Begriff der Politisierung der Jugend erweitern in den Begriff einer Politisierung unseres ganzen deutschen Volkes. Meine Herren, hier an diesem Punkte hat es bei uns gefehlt, an diesem Punkte werden wir einzusetzen haben, wenn es anders, wenn es besser werden soll.

Mir ist da in den letzten Tagen bei meinen literarischen Privatliebhabereien wieder einmal ein Beispiel aufgestoßen, das mir so recht klarzulegen scheint, daß es gerade an diesem Punkte gefehlt hat. Ist es zu verstehen, daß ein so bedeutendes Werk wie Friedrich Ratzels „Politische Geographie" im ganzen zwei Auflagen erlebt hat? Die erste Auflage erschien vor 20 Jahren, die letzte vor 10 Jahren. Das ist einfach gar nicht zu begreifen bei einem Buche, wie es gerade dieses ist, bei einem Buche, das nicht nur nach den Intentionen des Verfassers dazu bestimmt, sondern auch nach seinem Inhalte durchaus dazu berufen ist, zur „Annäherung der Staatswissenschaft und Geschichtswissenschaften an die Geographie" zu dienen. Meine Herren, auf derartige Bücher werden wir zurückgreifen müssen, um so mehr als doch auch die Denkschrift unter den vorgesehenen Lehraufträgen mit vollem Recht an allererster Stelle einen solchen „für spezielle Geographie und Landeskunde einzelner Länder mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsgeographie" nennt.

Darüber hinaus habe ich allerdings auch noch die Überzeugung, daß eine Schulung, eine Entwicklung des deutschen Volkslebens in diesem großzügigen Sinne auch noch die sehr erwünschte Nebenwirkung haben wird, daß sie uns alle etwas weniger voreingenom-

men gegeneinander machen wird. Mein Freund Dr. Kaufmann hat gestern mit tiefernsten Worten darauf hingewiesen, daß selbstverständlich die Weltanschauungsgegensätze in Deutschland bestehen bleiben werden. Damit hat er recht. Keiner von uns wird sich darüber Utopien hingeben und wird etwas anderes annehmen wollen. Aber, meine Herren, das braucht nicht auszuschließen, daß es ein großes neutrales Gebiet gibt, auf dem wir alle uns in gemeinsamer Arbeit für die gemeinsame Sorge um das Wohl unseres gemeinsamen Vaterlandes werden finden können. Dazu, meine Herren, scheint mir allerdings die Beschäftigung auf dem Gebiete geradezu wie geschaffen, das die Denkschrift mit so knappen, mit so klaren und so logisch aufgebauten Sätzen herausgearbeitet hat. In diesem Zusammenhange möchte ich es denn mit größter Freude begrüßen, daß der Herr Minister alsbald es für gut und notwendig erachtet hat, zur Verwirklichung seiner Ideen an einen Ausbau der katholisch-theologischen Fakultät in Münster i. W. heranzutreten. Er hat es motiviert mit den Worten: „Es ist nur billig, auch den christlichen Orient zum Gegenstande unserer akademischen Arbeit zu machen." Meine Herren, nicht nur das ist billig und gut, sondern es ist überhaupt gut und liegt sehr im Interesse unseres deutschen Vaterlandes, wenn wir uns bei diesen ganzen Ideen, die uns da beschäftigen, auch mit der Missionierung, mit der christlichen Missionsarbeit recht eingehend befassen wollen. Ich habe soeben von Friedrich Ratzel gesprochen; als ich sein Buch noch einmal durchblätterte, fiel mir folgende Stelle auf, die mir gerade im Munde dieses Mannes, der doch gar nicht auf meinem Standpunkt steht, außerordentlich bezeichnend zu sein scheint. Ratzel sagt irgendwo: Große, politisch wirksame Ideen haben sich bis in die neueste Zeit in der Form der Religion verbreitet. Nicht bloß das Mittelalter hat mit dem Kreuz in der Hand Staaten gegründet. Und an einer anderen Stelle: Zur Verbreitung des Christentums hat wohl nichts so beigetragen als seine Fähigkeit, Barbarenvölker zu bändigen, die das sinkende römische Reich nicht politisch zu unterwerfen vermochte. Ich meine, das sind ganz ausgezeichnete Sätze.

So, meine Herren, erblicke ich denn in dem, was die Denkschrift eine Politisierung der Jugend nennt, etwas, was ich unter den etwas allgemeiner gefaßten Begriff einer Erziehung zu deutschem Nationalbewußtsein zusammenfassen möchte. Darunter verstehe ich die Ausnutzung und die Ausbildung der edelsten deutschen Eigenschaften mit dem Ziel, das deutsche Volk mit jenem berechtigten Stolze auf seinen eigenen Wert zu erfüllen, der ebenso weit entfernt ist von ödem Chauvinismus wie von törichter und weichlicher Hintansetzung seiner eigenen Interessen hinter diejenigen anderer Staaten oder gar von Würdelosigkeit.

Meine Herren, der erste Kanzler hat einmal folgendes Wort geprägt: Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich leider auf Deutschland beschränkt. Das ist das, was ich eben mit meinen Ausführungen gemeint habe ...

Meine Herren, so gesehen, denke ich mir die deutsche Erziehungsarbeit der Zukunft geradezu köstlich. Mit ganz neuen Ideen werden wir demnächst an unsere gesamte Jugend herantreten



vom Volksschüler bis zum Studenten; und unsere gesamte Lehrerschaft, vom Volksschullehrer bis zum Hochschulprofessor, wird sich in den Dienst dieser Erziehungsaufgabe zum deutschen Nationalbewußtsein zu stellen haben. Und es muß eine wahre Lust sein, demnächst in der Erinnerung an Deutschlands schwerste Stunde, aus der es dann siegreich hervorgegangen sein wird, unsere Jugend zu echten und rechten deutschen Männern zu erziehen. Dabei möchte ich zum Schluß ein Wort auf unsere Zeit anwenden, das von dem großen Katholiken Joseph v. Görres ausgesprochen worden ist, dem Manne, in dem jeder, der ihn kennt, nächst Bismarck den größten Deutschen des 19. Jahrhunderts erblicken muß. Der hat am Schlusse seines Rückblickes auf das Jahr 1814 gesagt: Viel Gutes ist gesät worden in Deutschland in diesem und im vergangenen Jahre, und mehr, als man glaubt, hat Wurzel geschlagen. Hoffnungsvoll und vielversprechend stehen die Saaten!

Dr. Irmer (kons.): ... nun zum Aktuellsten in diesem Kapitel: die Frage der Auslandshochschule. Sie ist in dankenswertester Weise geklärt worden, meines Erachtens auch zugleich beantwortet worden — vorläufig wenigstens — in der uns vorgelegten Denkschrift über die Förderung der Auslandsstudien. Vielleicht erscheint es Ihnen nicht unwillkommen, wenn ein Mann, der jahrelang draußen im Auslande war und die Psyche der Nationen und die Länder aus eigener Anschauung kennt, Ihnen aus seiner Erfahrung heraus seine Meinung zu dieser Frage zu erkennen gibt.

Die Frage ist zweifellos aktuell, aber wenn gesagt wird, daß sie neu wäre, so ist das ganz gewiß nicht richtig. Als ich vor 25 Jahren ins Auswärtige Amt berufen wurde, war die erste Arbeit, die mir von meinen Oberen aufgetragen wurde eine zusammenfassende Arbeit über die Vorbildung der Auslandsbeamten für ihren Dienst im fremden Land. Das war Anfang der neunziger Jahre, und von da an ist selten eine Woche vergangen, wo ich über dieses Auslandsproblem an der Hand neuer Erfahrungen nicht nachgedacht hätte.

Die Geburtsstunde dieses Gedankens der Auslandsvorbildung fällt zusammen mit dem Erwachen des Hansageistes in Deutschland, damals, als unser preußischer Adler, der bis dahin ruhig und sicher auf dem Felsen gesessen hatte, fliegen lernte auch über das Meer, damals, als Deutschland seinen berechtigten Anteil an Weltwirtschaft und an Seegeltung forderte. Das war ja doch auch mit einer der Zukunftsträume unserer Väter, der nach der Schaffung des Reiches noch der Erfüllung harrte. Und die Frage hat in ihrer Ausbildung immer gleichen Schritt gehalten mit der Entwicklung der deutschen Politik von der kontinentalen zur Weltpolitik. Wir wissen genau, daß Bismarck sich von dem Boden der Kontinentalpolitik nur schwer hat abbringen lassen, erst nach seiner Entlassung ist ihm das volle Verständnis dafür zur Gewißheit geworden, daß das deutsche Volk zur Seegeltung gelangen oder ohne sie und ohne Weltwirtschaft verkümmern müsse.

Für die Entwicklung des überseeischen Gedankens in Deutschland ist ein Schulbeispiel die Ausgestaltung des Orientalischen Seminars. Das Orientalische Seminar ist noch unter dem Fürsten Bismarck gegründet worden, zunächst allein für orientalische Sprachen. Ganz allmählich ist das anders geworden, hat es sich immer umfangreicher ausgewachsen. Heute ist das Orientalische Seminar in gewissem, beschränktem Sinne bereits eine kleine Auslandshochschule,



aber immer in Anlehnung an die Berliner Universität. Ähnlich ist es geschehen mit dem Kolonialinstitut in Hamburg. Das Institut ist auf dem geraden Wege zur Hochschule, zur Universität. Ein ganz natürlicher Gang der Dinge. Ich darf Sie weiter erinnern an das Institut in Kiel — auch das ist angegliedert an die Universität —, an die Handelshochschulen in Köln und Frankfurt. Sie müssen zugeben, man kann dem preußischen Kultusministerium nicht vorwerfen, daß es sich um diese Dinge nicht gekümmert habe. Es hat immer gearbeitet an diesem Gedanken. Es ist langsam gegangen, ich gebe zu, man konnte mit der Frage noch nicht ins Reine kommen, noch nicht schlüssig werden. Es war da ein Meer von Vorschlägen und Anregungen, aber es fehlte ein klarer logischer Kopf, der der Vollstrecker des Gedankens werden sollte, sobald der Zeitpunkt der Reife gekommen war ...

Wollen Sie meine Gedanken über diese Frage der Auslandshochschule wissen, so gehen sie auf Grund meiner praktischen Erfahrungen dahin: Zunächst gibt es meines Erachtens gar keine geschlossene Auslandswissenschaft. Man wird das sofort erkennen, wenn man einen Lehrplan dafür aufstellen will. Sie wird sich immer sehr wesentlich an die Disziplinen anderer Hochschulen anlehnen müssen, nicht allein der Universität, sondern auch der landwirtschaftlichen, der Handelshochschule, vor allen Dingen auch der technischen Hochschule. Die technische Hochschule gerade spricht sehr gewichtig mit, denn sie ist ja doch die Nährmutter der stärksten Triebkraft unserer Zeit: des Verkehrs. Sie sehen, wir haben tatsächlich keine geschlossene Auslandswissenschaft und können damit auch kein selbständiges Auslandsstudium konstruieren, ohne bei der Universität starke Anleihen zu machen ...

Am zweckmäßigsten für die Studierenden wäre es wohl, wenn man in Berlin ein „Quartier latin" schaffen könnte: die Gebäude für die Universität und die Hochschulen der Einzelwissenschaften mit ihren Instituten in nächster Nachbarschaft; dann hätte man eine Universität im wahren Sinne des Wortes.

Endlich noch etwas, was bei der Behandlung noch wenig berücksichtigt ist: Es kommen ja nicht nur die gebildeten Kreise in Frage, die eine abgeschlossene höhere Schulbildung haben! Was wollen Sie mit den Kaufleuten, den Landwirten, den einfachen Handwerkern machen, die doch in meist größerer Zahl auch in das Ausland hinausgehen, und die doch ganz gewiß auch deutsche Kulturpioniere sein sollen? Soll es denn wieder so kommen, wie es früher war, daß diese schlichten unternehmenden Männer des Volkes einfach sozusagen Kulturdünger für die fremden Völker wurden? Wollen Sie die ganz hilflos lassen, oder wollen Sie sie auch auf die Auslandsschulen schicken und dort für den Auslandsberuf vorbereiten lassen? Ich glaube, man muß gerade ihnen — erst recht ihnen — einen kräftigen Schwimmgürtel von Auslandswissen mitgeben, damit sie nicht im englischen Meere untersinken! ...

Ich fasse das Endergebnis der Denkschrift dahin zusammen: Fort zunächst mit dem unpraktischen und vorläufig unausführbaren Gedanken einer Auslandshochschule; das kann vielleicht später einmal kommen, da mag der Herr Minister recht haben wenn ich auch — den Baumeister dafür noch nicht bestellen würde. Zunächst heißt die Forderung der Stunde: die Unterlagen für ein allgemeines Auslandswissen zu schaffen; sodann wissenschaftliche Ausbildung



für Auslandsberufe in den Instituten der einzelnen Hochschulen; endlich: allgemeine Auslandsbildung für das ganze deutsche Volk, aber nicht nur für die, welche hinausgehen, sondern auch für die, die hierbleiben. Diese Ausbildung für die Hinausgehenden muß so sein, daß jeder, der einen praktischen Beruf da draußen ausübt, gleichviel ob es ein hoher Beruf ist, ob er amtlich oder nicht amtlich hinausgeschickt wird, im fernen Auslande nicht völlig hilf- und ratlos dasteht und am Ende die Armenpflege der Konsulate in Anspruch nehmen muß. Vor allem auch, daß er nationales Rückgrat mitbringt, starkes deutsches völkisches Bewußtsein, damit er nicht gleich im ersten Jahre in dem fremdsprachigen Meere untergeht. Diese doppelseitige Zukunftsaufgabe,nach außen und nach innen gerichtet, kann aber niemals auf dem Wege einer Auslandshochschule erfüllt werden, da müssen auch die Schulen helfen. Sie paßt aber vollkommen hinein in den Rahmen des Kultusministeriums, denn das gesamte Unterrichtswesen gehört dorthin.

Meine Herren, das ist natürlich eine ganz neue und große Aufgabe. — Ich darf nebenbei bemerken, daß dabei natürlich auch andere Faktoren mitarbeiten müssen. Ich verweise nur auf die gewaltige Mithilfe, die der Presse zufällt. — Aber zu scheuen braucht sich das Kultusministerium davor nicht. Die Geldfrage darf und wird in diesem Falle kaum eine Rolle spielen.

Nun, meine Herren, nach meinen praktischen Erfahrungen — und sie sind das Ergebnis einer Auslandsarbeit von 25 und mehr Jahren in allerlei fremden Landen — kann ich Ihnen nur dringend raten, daß Sie diesen in der ausgezeichneten Denkschrift vorgesehenen Weg ruhig betreten. Wir müssen ihn gehen, wenn wir die großen Lücken ausfüllen wollen, die sich in diesem Kriege an unserer geistigen Auslandsrüstung gezeigt haben, zu unserem großen Nachteil und unwiederbringlichen Schaden. Der harte Lehrmeister Krieg hat diese ausländischen Bestrebungen heute zu einem nationalen Gemeingut gefördert. Wir wollen nicht zurückkriechen auf unsere Berge; wir wollen nicht wieder das Meer mit dem Rücken ansehen. Für uns heißt auch nach dem Kriege die Losung: Vorwärts! Wir haben unendlich viel nachzuholen — darüber ist kein Zweifel — auf dem weiten Arbeitsfelde der Welt im Wettbewerb mit den anderen Nationen. Sie sind uns zuvorgekommen, und wir müssen sie einholen; da hilft alles nichts. Zuwachs an politischer Macht allein tut es da nicht. Wir müssen sie einholen und überholen durch praktische überseeische Arbeit auf der Grundlage einer allgemeinen und wissenschaftlichen Auslandsbildung des Volkes in höherem oder minderem Grade — und vor allem auf der unerschütterlichen Grundlage nationalen Pflichtbewußtseins; das muß unserem jungen Volke immer wieder eingehämmert werden. Für den hinausgehenden Deutschen darf es in Zukunft ein: „Ubi bene, ibi patria" nicht mehr geben. Wir müssen endlich aufhören, damit zufrieden zu sein, daß der „deutsche Gedanke" in der ganzen Welt verbreitet ist. Das ist nicht genug, meine Herren! Der deutsche Gedanke tut es allein nicht; er muß auch draußen zur deutschen Tat werden. Wir sind nach dem völkermordenden Kriege ganz gewiß nicht reich genug, um auch nur einen Deutschen an das Ausland auf Nimmerwiedersehen abgeben zu können. Ist es nicht erschütternd, meine Herren, wenn Sie jetzt in den Gefangenenlagern oder in Ruhleben die Söhne und Enkel von denjenigen, die 1866 mitgefochten haben, und die noch das Eiserne



Kreuz von 1870 auf ihrer Brust tragen, wiederfinden in englischer Uniform? Niemanden kann das tiefer schmerzen als mich, der ich in Kanada, auch in Australien noch die alten Leute voll Begeisterung für die alte Heimat gesehen habe. Allein in Queensland waren mehr als 18, die das Eiserne Kreuz trugen; und — ihre Enkel fechten heute schon gegen uns! Das muß aufhören ...

Sehen Sie, meine Herren, auf einem solchen allgemeinen wissenschaftlichen Wege, der im Rahmen des Kultusministeriums umschrieben ist, werden wir unsere weltwirtschaftliche Stellung auf friedlichem Wege sichern; und mit der Weltwirtschaft — das ist niemand heute ein Geheimnis mehr — steht und fällt auch die Weltstellung unserer Nation ...

D. Traub (Dortmund) (fortschr. V.-P.): Meine Herren, gestatten Sie, daß ich mit einer geschichtlichen Erinnerung beginne. Die Zeit nach 1815 war „die hohe Zeit der Pädagogik" in unserm preußischen Staat. Damals wurden die preußischen Universitäten nach dem Muster der Berliner Universität begründet; damals wurde das preußische Gymnasialwesen ins Leben gerufen; damals wurde der Volksschulunterricht als methodisches Lehrfach in seinen wissenschaftlichen Voraussetzungen erkannt. Und das alles trotz der gleichzeitigen politischen Reaktion! Und heute? Wir fürchten für die Zukunft keine politische Reaktion. Gerade darum erwarten wir doppelt und dreifach eine Wiederholung und Vertiefung jener „hohen Zeit der Pädagogik" vor hundert Jahren. Wir wollen da unsere Erwartungen gar nicht von vornherein niedrig stellen. Wir bitten das Kultusministerium in erster Linie, daß es alle Anregungen, die von außen gegeben werden — und es ist ja eine Zeit großer und reicher Anregungen —, wirklich gern und willig an sich herankommen lassen möge. Wir sind überzeugt, daß mit aller Freudigkeit auch jetzt wieder in Erinnerung an jene Zeiten die großen Aufgaben der gesamten nationalen Pädagogik klar und deutlich erkannt und durchgeführt werden müssen.

Einen ersten Ansatz dazu sehe ich in der vorliegenden Denkschrift. Sie bedeutet zunächst äußerlich einen Abschluß; sie ist nur der Endpunkt hinter einer ganzen Reihe von Verhandlungen, an denen sich dieses Haus so lebhaft beteiligt hat. Aber das, was diese Denkschrift so außerordentlich wertvoll macht, und was ihr überall das Echo in der Presse und auch hier im Hause so ganz besonders verschafft hat, liegt in der Tatsache, daß hier wieder einmal eine Idee in den Mittelpunkt gerückt wurde. Um dieser Idee willen begrüße ich diese Denkschrift mit lebhafter Freude. Diese Idee heißt: die Politisierung des Volkes und besonders seiner Führer in Staats-, Schul- und Volkswirtschaft. Sie liegt in dem Satz der Denkschrift: „das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche muß politisiert werden."

Nun gibt es empfindsame Seelen, die etwas stutzig werden, sobald man überhaupt die beiden Worte „Politik" und „Wissenschaft" nebeneinander stellt. Es kommen vielleicht Bedenken von seiten der Parteipolitiker und auch von seiten einer gewissen schiefen Auffassung über die Pflichten echter Wissenschaft. Ich freue mich, daß dem ersten Bedenken gerade in der Denkschrift schon der Boden entzogen ist. Gott sei Dank, wenn wir in eine Zeit hineinwachsen, in der es auch jenseits der einzelnen Parteigrenzen Aufgaben gibt, an denen sich jeder Deutsche mit Herz und Gemüt beteiligen soll und darf! Gott sei Dank,



wenn wir in eine Zeit hineinwachsen, in der jeder weiß, daß wir jenseits der Parteipolitik aus diesen unseren ernsten Zeiten heraus die eine große Aufgabe mitnehmen müssen, für eine deutsche Weltpolitik künftig unsere besten Kräfte einzusetzen! Aber vielleicht fallen die anderen Bedenken, die sich nicht an die Oberfläche wagen, manchmal schwerer ins Gewicht. Was soll „Wissenschaft" mit „Politik"? Wird hier nicht etwas verbunden, was an sich schon einer Verbindung widerstrebt? Wird nicht die reine Idee der Wissenschaft durch solche Gesichtspunkte der Nützlichkeit verunreinigt? Da darf ich den Augenblick benützen, auch in diesen Verhandlungen unsere Meinung über den Zweck unserer Hochschulen und unserer Universitäten zu festigen. Die Universitäten sind kein bloßes Sammelsurium von Fachschulen. Der Gesichtspunkt der rein handwerksmäßigen Nützlichkeit, wie er in dem künftigen Broterwerb liegt, darf für unsere Universitäten keineswegs in erster Linie stehen. Auch sind die Universitäten nicht bloß eine Aufbereitungsanstalt von künftigen guten Staatsbeamten. Ich weiß die Nützlichkeit eines guten Gewissens für jede erfüllte Staatspflicht hoch einzuschätzen. Aber trotz alledem: auch dieser Nützlichkeitsgedanke ist noch nicht imstande, eine solche hohe Aufgabe wie unsere wissenschaftliche Bildung lebensfähig zu tragen. Nein, ich freue mich, daß die Denkschrift ganz bewußt die Wissenschaft selbst in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Staatsgedanken setzt. „Nützlichkeit" gegenüber dem höchsten Begriff des Staates bedeutet keine Herabminderung an der Idee der wissenschaftlichen Arbeit. Herr Kollege Haenisch hat sich gestern auf Fichte berufen. Ich möchte genau dasselbe Zitat, das er angeführt hat, noch etwas erweiteren. Denn an derselben Stelle sagt Fichte: Mittelbar dient eine jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staat; gibt sie diesen Zweck auf, so ist auch ihre Würde und ihre Selbständigkeit verloren. An diesem idealen Staatsbegriff, der nicht zusammenfällt mit irgendwelchem jeweiligen Kultusministerium oder mit irgendwelchem augenblicklichen Staatsgebilde, ist die Nützlichkeit der Verbindung jeden wissenschaftlichen Betriebes zu messen und von diesem höchsten Staatsbedürfnis aus erhält die Wissenschaft Würde und Wert. Darum freue ich mich, daß der gleiche Gedankengang in dieser Denkschrift so entschlossen vertreten wird. Die Vorzüge dieser Denkschrift sehe ich in der klaren Sonderung der Aufgaben, in dem festen Willen zu einem bestimmten Weg und in der hohen Einheitlichkeit der politischen Gesamterziehung des Volkes. Über die klare Sonderung der Aufgaben brauche ich nicht mehr zu reden; darüber haben meine Herren Vorredner schon genügend gesprochen. Der feste Wille zu einem bestimmten Weg liegt in der bewußt eingeschlagenen Dezentralisation. Die Aufgaben des Orientalischen Seminars sind gut erfüllt worden. Das legt mir den Wunsch nahe, daß das Kultusministerium einmal eine glückliche Hand finde, um alles, was jetzt schon innerhalb unseres wissenschaftlichen Betriebes geleistet wird, besonders auch das, was das Orientalische Seminar in vorbildlicher Weise getan hat, auch in den weitesten Volkskreisen bekannt zu machen. Draußen hat man eigentlich keine rechte Ahnung von dem, was tatsächlich innerhalb unseres wissenschaftlichen Betriebes unter der Leitung unseres Kultusministeriums und seiner Pflege geschieht. Wenn draußen das Interesse für diese Arbeit mehr angeregt wird, dann bekommt man auch von



selbst mehr Geld; wer Geld hat, kann auch in diesen Dingen unendlich Segen stiften. Vor allem aber begrüße ich das Ziel in der politischen Gesamterziehung unseres Volkes. Die Denkschrift zieht hier eine Scheidelinie, der ich voll zustimme. Die Scheidelinie trennt auf der einen Seite „ästhetisch-historisch-literarische“ Bildung und auf der anderen Seite die neue weltpolitische Richtung. Ich möchte diese Linie „ästhetisch-historisch-literarisch“ um das Wörtchen „historisch" verkürzen, um berechtigten Einwürfen die Spitze abzubrechen. Ich weiß, daß es der Denkschrift wahrhaftig nicht darauf ankommt, irgend etwas gegen die Geschichte und ihren wissenschaftlichen Betrieb zu sagen. Das ist ganz selbstverständlich. Gerade die Geschichtsforschung auf wissenschaftlicher Grundlage bildet die Voraussetzung auch aller künftigen weltpolitischen Arbeit. Das ist, wie gesagt, eine Selbstverständlichkeit. Aber darum möchte ich das Wörtlein „historisch" ausmerzen aus diesem Zusammenhang. Es war natürlich gemeint, man solle eine gewisse lähmende Richtung des „Historismus" nicht begünstigen. Es gibt ja Leute, die heutzutage über alle möglichen historischen Fragen unterrichtet sind, aber keine Antwort zu geben vermögen, wenn man sie fragt, wie lange unsere tapferen Siebenbürgen in Kronstadt leben, wie der Weltpostverein aussieht, wie Irlands leidensvolle Geschichte sich entwickelt hat, und ob ein Freiherr vom Stein zu den Größen gehört, die in die allgemeine Bildung hineinzurechnen sind. Daß hier tatsächlich ein Abweg unserer altertümelnden historischen Auffassung besteht, ist klar und seine Abweisung war gut.

Weiter möchte ich ausdrücklich betonen, daß die Beschäftigung mit den weltpolitischen Fragen auf nationaler Grundlage zu geschehen hat. Das ist der Kern dessen, was die Denkschrift will. Er muß von vornherein gegen Mißverständnisse sichergestellt sein. Ich wünsche nicht, daß wir etwa einen weltpolitischen Unterricht in dem Sinne bekommen, daß wir uns nun wieder an alle weltpolitischen Ideen anderer Völker verlieren und an alle möglichen Eigentümlichkeiten anderer Völker unsere Eigenart verschwenden und vergeben sollen. Wir sollen auf unserem eigenen Standpunkt feststehen; nur wenn wir das tun, werden wir das beste Mittel und das sicherste Organ haben, um alles, was draußen ist, erst recht zu verstehen und zu würdigen. Die nachhaltige Beschäftigung mit der Weltpolitik soll ein Mittel bleiben, um uns in unserem nationalen Bewußtsein und unserer nationalen Würde zu stärken, nicht aber sie zu schwächen. Das soll keineswegs gegen die Denkschrift, sondern für sie gesagt sein; ich meine gerade damit ihren tiefen Sinn und ihre letzte Absicht ausdrücklich zu unterstreichen.

Einige Ergänzungen darf ich mir gestatten. Es ist schon in der Kommission darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Presse weithin ein Anrecht darauf hat, in diesem Zusammenhange der weltpolitischen Belehrung und der weltpolitischen Erziehung des Volkes genannt zu werden. Ich denke an Artikelreihen in der Kölnischen Zeitung, in der Frankfurter Zeitung, ich denke an die ausgezeichneten Artikel der Herren Dr. Schiemann und Hötzsch in der Kreuzzeitung. Da haben wir tatsächlich schon „weltpolitische Lehrstühle", die unserem Volke regelmäßigen Unterricht erteilen. Wir bitten, daß auch künftig die Presse in irgendwelcher Vermittlung an diesem weltpolitischen Unterricht teilnimmt und ihr regelrechte Gelegenheit gegeben wird, die Bande mit



diesem wissenschaftlichen Betrieb der künftigen Weltpolitik fester zu knüpfen.

Dazu kommt die Mitwirkung der technischen Hochschulen. Ich habe mich darüber gefreut, daß der Herr Kultusminister gesagt hat, die technischen Hochschulen sollten künftig ebenso wie die Universitäten beteiligt werden. Es steht ja bereits in der Denkschrift, daß „in den allgemeinen Abteilungen der technischen Hochschulen sich Gelegenheit dazu schaffen lasse, an dieser künftigen Aufgabe teilzunehmen." Der Vorstand des Architektenvereins zu Berlin hat sich an den Herrn Kultusminister in einer ausgezeichneten Eingabe betreffend die Förderung der Auslandsstudien gewendet und die Zulassung des Unterrichts gerade an den technischen Hochschulen als notwendig bezeichnet. Nach dem, was der Herr Minister heute zugesagt hat, glaube ich, daß wir keine Furcht zu haben brauchen, daß irgendwelche berechtigten Forderungen in dieser Beziehung sich nicht erfüllen würden. Auch unsere Volksschulen dürfen in der Zukunft nicht leer ausgehen, und die Seminarbildung hat dem neuen Geist Rechnung zu tragen.

Besonderen Wert möchte ich darauf legen, daß bei diesem künftigen Unterricht die Berücksichtigung des Auslandsdeutschtums nicht in die letzte Linie gerückt wird. Das Auslandsdeutschtum als solches ist zwar Deutschtum, hat aber in seiner Geschichte und seiner Entwicklung immer eine eigenartige lokale Färbung aufzuweisen. In Stuttgart ist bereits ein Museum für Auslandsdeutschtum errichtet worden. Wenn wir künftig an die Verteilung der „Kulturkreise" innerhalb der einzelnen Universitäten gehen, muß auch eine Universität besonders damit beauftragt werden, daß sie uns wieder etwas von den Karpathendeutschen und von den Deutschen in Brasilien usw. verkündet; wir müssen einen gründlichen Zusammenhang mit unseren Brüdern im Auslande bekommen, damit wir mit ihnen leben ...

Dr. v. Campe (nat.-lib.): ... Ich wende mich nun der Frage der Auslandshochschulen zu. Da möchte ich zunächst einen Irrtum des Herrn Kollegen Heß berichtigen. Herr Heß hat ausgeführt, daß die Denkschrift, die der Herr Minister uns vorgelegt habe, eigentlich andere Wege gehe, als sie das Abgeordnetenhaus im vorigen Jahre vorgezeichnet habe. Das ist meines Erachtens ein Irrtum. Herr Heß hat insofern recht, als allerdings die ursprünglich im Abgeordnetenhause gestellten Anträge ein Zentralinstitut wünschten, der Beschluß aber, wie er von dem Ausschuß und auch von dem Plenum gefaßt wurde, lautete nach einem von Herrn Abgeordneten Cassel gestellten und vertretenen Antrag und nach einer Formulierung, die meine politischen Freunde ihm gegeben haben, dahin, daß diese Auslandshochschule im Anschluß an bestehende Hochschulen und andere Einrichtungen geschaffen werden sollte. (Zuruf.) — Ja, Herr Kollege Heß, ursprünglich war die Absicht eine andere; aber es hatte der Herr Minister damals schon Bedenken in der Kommission geltend gemacht, und diese Bedenken haben wir aufgegriffen und deshalb unserm Antrage diese Form gegeben. Ich lege Gewicht darauf, das hier festzustellen, weil über diese Dinge viel gesprochen worden ist.

Der Herr Minister hat heute in seinen einleitenden Worten uns gesagt, daß ihm wegen seiner Vorschläge zwei Vorwürfe gemacht worden seien. Einmal sei ihm vorgeworfen worden, daß er nicht gleich ein einheitlich zusammengeschlossenes Institut geschaffen habe. Ich glaube, dieser Vorwurf wird, wenn er



erhoben ist, sehr bald fallen gelassen werden; denn alle, die sich mit den Dingen beschäftigt haben, sind sich heute wohl darüber einig, daß das tatsächlich nicht möglich ist; das mag eine spätere Sorge sein. Der zweite Vorwurf, der ihm gemacht worden sei, sei der, daß er zu langsam vorgegangen sei. Der Herr Minister hat daran die Bemerkung geknüpft, daß Unterrichtsfragen erst ausgetragen werden müßten; man müßte langsam an eine Sache herangehen, ehe man auf dem Gebiet weiter kommen könnte. Nun, ich glaube, diese letzte Auffassung kann man durchaus teilen. Es ist das aber eine Auffassung, die schließlich auf allen geistigen Gebieten zu gelten hat. Ich weiß nicht, gegen wen die Spitze dieser Bemerkung geht. Ich habe gestern ja ähnliche Ausführungen allgemein gemacht, und ich lasse es dahingestellt, ob sie gegen diese Ausführungen gewandt sein soll oder nicht. Ich möchte nur das eine dem Herrn Minister gegenüber bemerken. Es handelt sich nicht darum, heute, in diesem Augenblick rascher vorzugehen — ich bin überhaupt überzeugt, daß in diesem Augenblick, für diesen Etat, nichts anderes als das geschehen könnte, was uns tatsächlich vorgeschlagen ist, um Einzelheiten, um ein geringes Mehr will ich nicht rechten —; aber wir arbeiten — und darin muß ich dem Herrn Kollegen Irmer durchaus recht geben — ungefähr schon seit 30 Jahren an dieser Frage. Und dieser Tatsache gegenüber war die Arbeit allerdings eine recht langsame. Wir haben für die Zukunft keine Zeit zu verlieren und dürfen nicht wieder so angsam arbeiten ...

Die acht Aufgaben, von denen der Herr Minister heute gesprochen hat und die er diesen Hochschuleinrichtungen gestellt wissen will, sind ja gewiß richtig herausgestellt worden. Der Zweck dieser ganzen Auslandshochschulen muß doch der sein, unserer Bevölkerung das geistige und wirtschaftliche Rüstzeug zu geben, um all die Interessen, die im Auslande vor uns liegen, so zu vertreten, daß wir vollen Ertrag davon haben. In der Beziehung denkt unsere Zeit gewiß ganz anders als die vor 20 oder 30 Jahren. Damals waren wir tatsächlich noch binnenländisch abgestimmt: heute sind wir weltpolitisch orientiert, müssen oder müßten überall weltpolitisch orientiert sein.

Man kann wohl sagen, daß selbst Fürst Bismarck in seinen politischen Anschauungen sich nicht ganz bis zu dieser Anschauung durchgerungen hatte. Ich erinnere daran, daß Fürst Bismarck seinerzeit von Kolonien nichts wissen wollte — zunächst —, weil er keine Flotte habe, die Kolonien zu schützen. Später hat er allerdings seinen Standpunkt etwas geändert. Er hat Kolonien erworben. Er meinte damals: die Kolonien, die wir uns schaffen, werden von den Kanonen unter den Mauern von Metz geschützt werden, — ein Gesichtspunkt, der damals ganz gewiß zutreffend war. Ob aber dieser Gesichtspunkt heute unter den Erfahrungen dieses Krieges noch ausreichen würde, das ist schon nicht mehr zweifelhaft. Von dem Augenblick an, wo die Kanonen unter den Mauern von Metz nicht nur gegen Frankreich gerichtet sind, sondern auch gegen England, und von dem Augenblick an, wo die Engländer in Calais sitzen und uns die Küsten absperren, von dem Augenblick an, glaube ich, muß man mit anderem Augenmaß an diese Dinge herantreten. Meine Herren, Binnenlandluft ist Stickluft, und das deutsche Volk atmet heute tief, tief auf; es kommt mit der Binnenlandluft in seiner gesunden Lunge nicht mehr aus. Wir leben schließlich nicht wie Robinson auf



einer einsamen Insel, sondern unsere Zukunft geht über alle Grenzen der Meere hinaus.

Ich kann dem durchaus zustimmen, wenn der Herr Minister an die Spitze seiner Ausführungen als erste und vornehmste Aufgabe die gestellt hat, daß es darauf ankommen müsse, diese weltpolitische Bildung als einen Bestandteil in unsere nationale Bildung aufzunehmen. Meine Herren, wenn man heute einen Deutschen fragen wollte: Waren Sie schon einmal drüben? ich glaube, es würden sehr wenige sein, die mit Ja antworten könnten. Fragen Sie einen Engländer — ich glaube, es werden verhältnismäßig wenige sein, die das verneinen müßten. Auslandskunde muß zu einem Gemeingut des ganzen Volkes werden.

Meine Herren, ich bin davon überzeugt, daß diese Aufgabe nach dem Kriege noch weit dringlicher sein wird als vorher. Ihre Lösung wird aber auch weit schwieriger sein. Denn die Verhältnisse haben sich so zugespitzt, daß der Konkurrenzkampf demnächst so scharf sein wird, wie wir es bis dahin nicht geahnt haben. Er wird so scharf sein schon um der Verleumdungen willen, denen wir draußen ausgesetzt gewesen sind, und weil England mit ganz andern Waffen demnächst gegen uns auftreten wird als bisher. England war bis dahin uns gegenüber bis zu einem gewissen Grade in der Lage des Großen, der schließlich alles an sich herankommen lassen konnte. England hat gesehen, daß es mit dem Standpunkt nicht durchkommt, und es wird aus dem Kriege so geschwächt hervorgehen, daß es seine Konkurrenzkräfte uns gegenüber ganz anders wird einsetzen müssen, als es das bis dahin zu tun Anlaß nahm.

Es kommt hinzu, daß wir, wie wir ja wissen, mit einem allgemeinen Boykott bedroht werden. Auch das verschärft den Kampf. Es wird weiter sehr wichtig sein, daß wir rasch bei der Hand sind, rasch die Waffen schmieden, die wir einzusetzen haben, um draußen im Auslande unsern Mann zu stehen. Der erste, der nach diesem Kriege wieder zu vollem Atem kommt, hat viele Schritte voraus. Es kommt weiter hinzu, daß dieser Krieg so viel Menschenkräfte dahingerafft hat, und daß wir deshalb Sorge tragen müssen, jeden einzelnen von denjenigen, auf deren Schultern die Wahrung unserer Auslandsinteressen demnächst liegen wird, so auszubilden, daß er ein gut Teil mehr wird leisten können, daß er für drei etwas leisten kann; sonst wird es uns an dem nötigen Menschenmaterial fehlen, um unsere Auslandsinteressen zu vertreten.

Endlich hat uns dieser Krieg gezeigt, daß kein Volk heute auf dem Isolierschemel sitzt. Das Leben der Völker hat sich als so beziehungsreich herausgestellt, wie wir es nie geahnt haben. Was hier geschieht, reflektiert an den Küsten aller Ozeane, und deshalb wird der Komplex unserer Interessen demnächst viel schwieriger zu überschauen und entwirren sein, als das bis dahin möglich gewesen ist. Es sind ja nicht nur die Beamten, um die es sich hier handelt, nicht nur die Diplomaten und Konsuln, nicht nur die Offiziere, sondern Pflanzer, Kaufleute, Geologen, Ingenieure, Parlamentarier und Journalisten. Ich sage absichtlich: auch Parlamentarier. Die Herren, die in den Parlamenten über unsere Auslandsinteressen zu befinden haben, werden sehr wohl tun, demnächst auch diese Ausbildungsmöglichkeiten für sich mitzunehmen. Der Herr Minister hat gewiß recht, wenn er sagt, daß über viele Dinge mit einem gewissen Dilettantismus gesprochen würde. Das ist durchaus nicht zu verwundern, und gerade an



denjenigen Stellen, wo schließlich die Entscheidung mit liegt, sollte man dafür sorgen, daß eine Bildung so tief und so gründlich geschaffen wird, wie nur irgend möglich.

Und die Journalisten! Der Herr Minister hat auch davon gesprochen. Unsere Journalisten sind heute doch schließlich Lehrer und Beeinflusser der Massen überhaupt. Vielfach geht der Unterricht über das, was draußen geschieht und wie es zu beurteilen ist, in die Massen hinein nur durch die Zeitungen. Deshalb habe ich schon in der Kommission — und ich wiederhole das auch hier — einen Hauptton mit darauf gelegt, daß wir diesen Herren die Möglichkeit geben, sich an unseren Auslandshochschulen demnächst über die Verhältnisse des Auslandes aufs eingehendste zu unterrichten. Es ist doch im hohen Maße bedauerlich, daß wir heute während des Krieges die Dinge im Ausland eigentlich immer durch die Lügendrähte von Reuter und durch Auslandsbrillen sehen müssen. Es ist doch Tatsache, daß die auswärtigen Zeitungen vielfach über das, was im Auslande vor sich geht, rascher und vielleicht auch besser unterrichtet sind, zu urteilen imstande sind als unsere Zeitungen hier im Inlande. Nun weiß ich sehr wohl, daß das tatsächlich nicht immer daran liegt, daß unsere Journalisten nicht die genügende Vorbildung hätten, sondern es steht uns kein Kabelapparat zu, wir haben nicht die Beziehungen. Diese Sachen können ja natürlich nicht durch eine Auslandshochschule geschaffen werden, und da, möchte ich glauben, ist allerdings die Grenze zwischen der Kompetenz des Reiches und der Kompetenz des preußischen Staates. Der Herr Minister hat, wie mir scheint, mit vollem Recht darauf hingewiesen, es sei Reichssache, die Propaganda für das Deutschtum im Auslande zu schaffen. Dann wird es auch Reichssache sein, unseren Journalisten die Möglichkeit zu schaffen, sich über ausländische Dinge zu unterrichten und dafür die nötigen Einrichtungen zu treffen. Wir werden hoffentlich im Frieden unter den realen Garantien, die wir haben wollen, auch die mit einstellen, daß wir eine Sicherheit dafür gewinnen, mit den nötigen Drähten nach dem Auslande hin verkehren zu können und nicht immer wieder von Reuter abhängig zu sein. Diese Dinge kann die Kultusverwaltung uns nicht verschaffen, aber sie hat dafür zu sorgen, daß von allen diesen Dingen nachher der rechte Gebrauch gemacht werden kann.

Nun, es ist ja selbstverständlich ein sehr umfangreiches Gebiet von Kenntnissen und von Können, das auf diesen Auslandshochschulen erworben werden soll. Ich hoffe, daß da auch recht praktische Dinge demnächst getrieben werden können . . . Die Gebiete, die da gepflegt werden sollen, sind ja in der Denkschrift uns im einzelnen dargelegt: Auslandskunde, Auslandspsychologie, Massenpsychologie, Handelspolitik, Geschichte, Religionsgeschichte, Sprachkunde, Recht, wirtschaftliche Verhältnisse, und was der Dinge mehr sind. Aber mir ist doch einigermaßen zweifelhaft, ob all die Ansprüche, die an diese Auslandshochschule zu stellen sind, ob die in dem, was die Denkschrift uns sagt, schon wirklich voll aufgeführt sind. Ich würde doch ganz besonderes Gewicht darauf legen, daß der Erwerb praktischer Kenntnisse oder richtiger praktischen Könnens doch weit mehr in den Vordergrund gerückt würde, als es bis dahin nach der Denkschrift mir wenigstens den Anschein hat. Ich habe in der Kommission schon darauf hingewiesen, daß man in Frankreich seit längerem eine ähnliche Einrichtung hat und



daß dort sehr praktische Themata behandelt werden. Ich habe mir die Mühe genommen, die Denkschrift daraufhin nachzuprüfen, welche Sachen wohl in das Programm noch aufgenommen werden könnten. Ich würde da unter anderem auf folgende Gegenstände kommen, und zwar immer von dem Gesichtspunkte aus, daß es sich darum handeln müsse, dort Fragen zur Erörterung zu stellen, ein Wissen zu verbreiten, das unmittelbar praktisch verwertet werden kann, ein Wissen, das anknüpft also an politische Ereignisse, an politische Kombinationen, wie sie erst in allerletzter Zeit praktisch geworden sind und für die nächste Zeit auch praktisch sein werden können. Dabei bin ich beispielsweise auf folgende Gegenstände gekommen: die Bedeutung des Mittelmeeres, die Probleme des Stillen Ozeans, der Suezkanal, der Panamakanal, Rußlands Trieb zum Meere, Entstehung des nordamerikanischen Volkes, Italiens mitteleuropäische Interessen, die Balkanländer, das österreichisch-ungarische Völkergemisch, Österreichs Beziehungen zum Balkan, seine Interessen am Mittelmeer, die Grundlagen der englischen Politik, Englands Bekämpfung der stärksten Kontinentalmacht, die ausländischen Parteiverhältnisse, die Balkanprobleme, die Bagdadbahn, der Londoner und der Bukarester Friede, die Verhältnisse von Mesopotamien, und was der Dinge mehr sind. Das soll durchaus nichts Vollständiges sein. Derartige praktische Themata werden tatsächlich in Frankreich und auch in England an ähnlichen Einrichtungen schon getrieben, und ich habe gesehen, daß in Frankreich an der dort errichteten Schule unter anderem erörtert worden sind: die Marokkofrage, europäische Bündnisse, die auswärtige Politik Rußlands und Englands in der Gegenwart, das neue Regime in Rußland, das neue Regime in der Türkei, Alldeutschland und der Panslawismus, das Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich, militärische Organisationen, die politischen Ideen im Deutschland des 19. Jahrhunderts, der esprit public in England, und ähnliche Dinge mehr. Wenn Sie diese Themata, wie sie in Frankreich behandelt werden, sich einmal durch den Kopf gehen lassen, dann werden Sie ganz gewiß finden, daß die Stimmungen, mit denen die Franzosen uns im Augenblick gegenüberstehen, daß diese Stimmungen zum Teil vielleicht in der Behandlung derartiger Fragen ihren Grund finden, und ich meine, das sollte uns doch Wegweiser sein dafür, welche Wege wir zu gehen haben.

Meine Herren, ich begrüße es also, daß der Herr Minister an alle Hochschulen, die wir haben, anknüpfen will. Ich möchte da auf eins hinweisen. Sollte es nicht möglich sein, auch mit den Hochschulen der andern deutschen Staaten in Verbindung zu treten? Ich glaube festgestellt zu haben, daß in Leipzig und in München nichts Ähnliches ist. Dagegen habe ich feststellen können, daß man in Stuttgart auch Ansätze hat. Dort liest an der Technischen Hochschule der bekannte Professor Grothe, einer der Vorkämpfer unserer türkischen Beziehungen, über Dinge des Orients. Ich meine also, wenn wir wirklich einmal auf der Grundlage einer Sammlung aller dieser verschiedenen Ansätze den Aufbau der Hochschule vornehmen wollen, dann darf natürlich der preußische Staat nicht lediglich auf seinen eigenen Füßen stehen, sondern dann wird es gut sein, auch das mitzunehmen, was die kleineren Staaten bieten, so gut wie wir selbstverständlich an dem Kolonialinstitut in Hamburg nicht vorübergehen können und vorübergehen werden.



Der Herr Minister hat heute schon darauf hingewiesen, daß er in der Denkschrift ausdrücklich gesagt hat, daß auch die technischen Hochschulen, zum mindesten in den allgemeinen Abteilungen, Gelegenheit böten, an dieser Arbeit mitzuschaffen. Ich glaube, man könnte vielleicht darin noch einen Schritt weiter gehen, und möchte doch zur Erwägung stellen, ob es bloß die allgemeinen Abteilungen der technischen Hochschulen sind, die da in Frage kommen können, und nicht auch die speziellen Abteilungen derselben. Es ist in der vorhin schon zitierten Denkschrift des Architektenvereins auch hervorgehoben, daß beispielsweise unsere Geologen, die doch eben ein ganz spezielles Studium haben, Bergkundige aller Art heute ins Ausland gehen und dort im Ausland nun auch Arbeit tun, die in das Gebiet der Auslandskunde fällt. Es finden dort zum Beispiel Forschungen statt nach Rohstoffen, die wir für unsere Industrie nötig haben. Es ist das also ein ganz spezielles Gebiet, und ich meine, man sollte die technischen Hochschulen auch in ihren speziellen Abteilungen für die Vorbereitung zum Auslandsdienst heranziehen.

Nun habe ich mir schon in der Kommission auf folgendes hinzuweisen erlaubt. Mir scheint dieser Ausdruck „Auslandshochschule" kein richtiger zu sein. Das, was wir wollen, hat eigentlich etwas Weiteres oder zum Teil etwas anderes im Auge. Es handelt sich nicht nur um eine Auslandshochschule, sondern es handelt sich auch besonders um eine Hochschule für Auslandspolitik. Ich möchte damit zum Ausdruck bringen, daß wir uns nicht darauf beschränken dürfen, lediglich eine Kunde des Auslands uns zu verschaffen, uns anzueignen, sondern daß wir unsere jungen Leute anlernen sollen, wie sie sich politisch dem Auslande gegenüber zu stellen haben, wie sie das Ausland politisch, wissenschaftlich, merkantil und was der Beziehungen sonst mehr sein mögen, einzuschätzen und zu behandeln haben. Darauf weist auch die Auswahl der Unterrichtsgegenstände hin, die ich vorhin erwähnte.

Dann noch eins, meine Herren! Selbstverständlich wünsche ich nicht, daß diese Auslandskunde ausschließlich auf diese praktischen Ziele abgestellt wird; ich wünsche auch nicht, daß ihr die wissenschaftliche Grundlage genommen wird. Das wäre durchaus undeutsch. Wir Deutschen müssen nun einmal alle diese Dinge, wie es uns im Blute liegt, wissenschaftlich betrachten; aber es ist doch durchaus nicht nötig, daß auf den Kathedern nur Professoren sitzen, und ich sehe nicht ein — ich habe darauf in der Kommission schon hingewiesen —, warum die Männer des praktischen Lebens, aus dem praktischen Beamtentum nicht auch Hochschullehrer sein sollten, wenn Männer wie Peters und Lindequist auf die Lehrstühle solcher Hochschulen berufen würden, wenn Männer wie Posadowsky und Tirpitz dort lehren würden, Männer wie Delbrück, ja, selbst wenn ein Mann wie Fürst Bülow dort das lesen würde, was er in seiner „Deutschen Politik" niedergelegt hat. Der Gedanke befremdet uns vielleicht; aber ich will darauf hinweisen, daß täglich in Frankreich schon etwas Ähnliches gemacht wird. Die abgegangenen Minister pflegen dort an der libre école zu lehren. Also, ich sehe nicht ein, warum wir nicht etwas Ähnliches machen könnten, und warum wir die tiefgründige Kenntnis und das volle Können dieser Männer nicht auch in den Dienst dieser großen Sache stellen könnten. Ja, meine Herren, man wird dem vielleicht entgegenhalten, zumal es



sich um Gebiete handelt, die erst in jüngster Vergangenheit ihren Abschluß gefunden haben, daß das keine Wissenschaft sein kann, die die Herren treiben; denn die Geschichte der letzten Jahre ist mit ihrem Herzblut selbst geschrieben; sie können aus dem Subjektivismus nicht heraus. Meine Herren, schadet das aber so viel, wenn die jungen Leute nun einmal so ganz in die Denkweise, in den Gedankengang dieser Männer eingeführt werden? Auch im Subjektivismus steckt ein gut Teil Wahrheit neben der Wahrheit, die wir im Objektivismus suchen. Erst die persönliche Note macht das Leben. Schließlich kann das auch paralysiert werden dadurch, daß Herren ganz verschiedener Richtung auf derartige Lehrstühle berufen werden.

Wenn das die Aufgaben dieser Hochschulen sind, dann werden wir allerdings nicht mit den 107 000 M., die in den Etat eingestellt sind, auf die Dauer auskommen können, und ich bin überzeugt, daß wir schon sehr bald hinter diese 107 000 M. eine Null werden setzen müssen, wenn wirklich etwas Ganzes und etwas Großes herauskommen soll. Aber auch mit diesem Ansatz wollen wir heute zufrieden sein. Wir freuen uns, daß der Stein im Rollen ist, und wir hoffen, daß er so weit rollen wird und von nun ab recht rasch rollen wird, bis wir an dem Ziele angelangt sind . . .

Dr. Rewoldt (freikons.): . . . Meine Herren, der Gegenstand, welcher den Mittelpunkt der heutigen Verhandlungen bildet, ist die groß angelegte Aufgabe der F ö r d e r u n g d e r A u s l a n d s s t u d i e n. Die Denkschrift, welche darüber gegeben ist, knüpft an diejenigen Gesichtspunkte an, die bereits vor drei Jahren der Herr Minister in der Staatshaushaltskommission vorgezeichnet hatte; sie bietet einen so weiten Ausblick, daß man nur dankbar sein kann, daß, wie der Herr Abgeordnete D. Traub es ausdrückte, hier eine Idee in den Mittelpunkt eines groß angelegten Planes gestellt wird. Die Denkschrift gibt verschiedene Richtlinien über den Inhalt der Aufgabe; sie will eine Stellungnahme zu den großen Problemen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft in Deutschland ermöglichen, sie will den Auslandsstudien einen organischen Platz im lebendigen Fluß unseres akademischen Lebens schaffen, sie will das Eindringen in andersartige Kulturkreise ermöglichen, und sie will unsere Jugend und unser ganzes Volk über die Fragen der heimischen Parteipolitik hinausführen . . .

Äußerlich besteht wohl Übereinstimmung darin, daß man bei einer so weitumfassenden Aufgabe nur zu wirklich großen Ergebnissen gelangen könne, wenn man die Dezentralisation der Tätigkeit an die Spitze stellt, ohne daß man damit einer späteren teilweisen Zentralisierung den Weg verschließt. Der innere Gehalt der Aufgabe aber ist nach drei Richtungen hin vorgezeichnet, einmal nach der Richtung der wissenschaftlichen Auslandskunde, dann der praktischen Schulung von Beamten und Privaten für das Ausland, beides Gebiete, welche schon jetzt auf den Universitäten und anderen Hochschulen und Instituten betrieben werden, welche weiter bestehen bleiben und weiter ausgebaut werden sollen; dazu kommt das dritte Gebiet, die Weckung außenpolitischen Interesses und Verständnisses in der Heimat. Das ist der Kernpunkt der Frage. Sie wird von der Denkschrift zwischen die Ideen von Weimar und die Zucht von Potsdam gestellt in der richtigen Auffassung, daß zwischen diesen beiden Grundlagen unserer Kul-



tur noch andere Aufgaben bestehen, deren Pflege für unsere weitere Entwicklung notwendig ist. Daß sich hier zahlreiche Mängel im Laufe der Zeit herausgestellt haben, das fühlte man, und man suchte tastend nach Abhilfe. Man machte diesen oder jenen verantwortlich für die hervortretenden Mängel, und namentlich ist es das humanistische Gymnasium gewesen, welches oft als Sündenbock für Erscheinungen hat dienen müssen, welche auf ganz anderen, breiteren Ursachen beruhten. Neben der, wie die Denkschrift hervorhebt, erschreckenden Unkenntnis des ausländischen Wesens, der zu starken Orientierung nach innen, zeigte sich ein oft unverhältnismäßiger Kräfteverbrauch im Innern für kleine Gegenstände. Wir wissen es alle, mit welchem fast fanatischen Eifer vielfach kleine Dinge behandelt wurden, ohne daß dabei große Ziele auch nur angestrebt wurden. Mit diesem Eifer der Betätigung, ja Befehdung nach innen verband sich eine teilweise rührende Bescheidenheit nach außen.

Ich habe bereits vor einigen Tagen bei unserer Besprechung über Handel und Gewerbe auf die heutigen Verhandlungen wegen Auslandsstudien Bezug genommen und gesagt, daß wir sämtlich — wir seien, wer es sei — in den von der Denkschrift und diesen Verhandlungen berührten Richtlinien umlernen müssen. Ich nahm als Beispiel das Verhalten der Sozialdemokratie in diesem Kriege hinsichtlich ihrer großen Ansprüche nach innen und deren Bescheidenheit nach außen. Ich führte diese Stellung auf einen Denkfehler in der Sozialdemokratie zurück und fand von dem Herrn Abgeordneten Leinert die Antwort, daß ein solcher Denkfehler nicht bei ihnen, sondern eher bei mir vorliege. In seinen Ausführungen sprach Herr Abgeordneter Leinert an dem, was ich gesagt hatte, vollkommen vorbei. Aber es würde zu weit führen, und es ist nicht von Interesse, bei dieser Sache darauf einzugehen. Aber eine Bemerkung, die gestern Herr Scheidemann in der Debatte des Reichstags gemacht hat, hat mich doch wieder auf diesen Punkt zurückgeführt. Wenn es richtig berichtet ist, so hat Herr Scheidemann gesagt: „Man tut gut, auch die anderen Völker nach dem eigenen Volk zu beurteilen; denn die Unterschiede sind gar nicht so groß.“ Meine Herren, wenn Herr Scheidemann das gesagt hat, dann ist das der Denkfehler, den zu beseitigen diejenigen Bestrebungen mithelfen wollen, welche durch die Förderung der Auslandsstudien angestrebt werden. Denn es ist nicht richtig, daß wir die anderen Völker nach unserem eigenen Volke beurteilen können; wir müssen zwar, wie auch Herr D. Traub betonte, auf festem deutschen Grunde stehen, aber wir müssen uns in die Ideenkreise fremder Völker hineinleben, um uns nicht weiterhin sehr unliebsamen Überraschungen auszusetzen.

Die Unkenntnis des ausländischen Wesens mit ihren Wirkungen für die Heimat ist auch darin zutage getreten, daß sich bei unseren werktätig gesteigerten Leistungen in Handel und Industrie vielfach eine immer größere Kluft gegenüber dem bureaukratischen Betriebe auf manchen Gebieten unseres Staatslebens herausstellte. Ich will davon absehen, auf Einzelheiten einzugehen, ich glaube nicht, daß es der richtige Zeitpunkt ist, da, wo man an eine so große Aufgabe herantritt, sie durch Einzelheiten in ihrer Bedeutung abzuschwächen. Nur das möchte ich noch sagen, daß auch in dem gegenwärtigen Kriege erschreckend zutage



getreten ist, wie sehr bei uns gerade in führenden Kreisen ein Verkennen der Auffassungen und Charaktere fremder Völker, namentlich Englands und Amerikas, herrschte, so daß wir uns dadurch sehr erheblichen und oft tief einschneidenden Enttäuschungen ausgesetzt haben.

Zu den bisher erwähnten Gesichtspunkten kommt hinzu, daß sich immer mehr das Spezialistentum ausbreitet. Dieses bewirkte im Laufe der Zeit, daß unsere Universitäten drohten, in Fachschulen auseinanderzufallen, daß die Fühlung mit den anderen Hochschulen und mit dem praktischen Leben sich verringerte, und daß hierdurch sich die Schwierigkeiten, die sonst schon entstanden waren, immer mehr verstärkten. Die geschichtliche Entwicklung, die zu den jetzigen Verhältnissen geführt hat, ist häufiger besprochen worden. In früheren Zeiten brauchte man nicht eine solche Unkenntnis der ausländischen Verhältnisse zu beklagen. Das Deutsche Reich ist im Sinne der Geschichte nicht ein neues Reich, sondern die Weiterbildung des alten römischen Reiches deutscher Nation. Dieses alte Reich war ein Universalreich, und wenn in diesem Universalreiche die studierenden Deutschen nach Italien zogen, so verließen sie zwar den Boden Deutschlands, sie blieben aber innerhalb des Universalreiches, sie lernten Universalkenntnisse und brachten Universalauffassungen nach Deutschland zurück. Dem folgte die Gründung der deutschen Universitäten als *universitas* zur Pflege universaler Bildung, der Kenntnisse des In- und Auslandes; daraus entwickelten sich Geister von so umfassender Bildung, daß wir heute nur darüber staunen, es aber fast nicht begreifen können. Die Verhältnisse änderten sich durch den Zerfall des Reiches, durch die entstehende Kleinstaaterei, durch die Abschließung vom Weltverkehr, die vorbereitet wurde durch den Zerfall der Hansa. Daraus ergab sich eine Art Verknöcherung, ergab sich die Unsicherheit vieler Deutschen in Beurteilung ausländischer Verhältnisse, die vielfach im Auslande nachteilig auf uns zurückwirkte. Unser Verhalten war oft zu bescheiden, bisweilen auch zu anspruchsvoll, statt der ruhigen Sicherheit, die auf dem Verständnis der heimischen und der auswärtigen Verhältnisse beruht, und die allein geeignet ist, dem Deutschen und dem Deutschtum diejenige Stellung im Inlande wie im Auslande zu geben, auf die sie wohlbegründeten Anspruch haben.

In der Ausführung des Planes will die Staatsregierung nicht — und das müssen wir ihr besonders danken — mit großen Anfängen vielleicht Kleines erreichen, sondern sie geht den umgekehrten Weg; sie will mit anfänglichen kleinen Mitteln Großes anstreben. Sie strebt das an durch die in Aussicht genommene Dezentralisation, ausgehend von den Universitäten, aber auch anderen Hochschulen und sonstigen Bildungsanstalten. Sie will ferner Brennpunkte für einzelne Kulturkreise schaffen und nirgends eine schematische Handhabung anwenden. Sie will also eine umfassende Auslandsbildung innerhalb der Fakultäten sowie von Universität zu Universität, von den Universitäten zu den übrigen Hochschulen und von da aus in breitem Strome eine Einwirkung auf das ganze Staats- und Gesellschaftsleben anstreben. Sie will endlich, im Gegensatze zu dem, was man heute vielfach Weltbürgertum im ungünstigen Sinne nennt, ein praktisches Weltbürgertum in Deutschland fördern und dadurch diejenigen Kulturziele er-



streben, welche beredter von anderer Seite besprochen sind ...

Es ist hocherfreulich, daß wir in diesen schweren Kriegszeiten an eine solche Aufgabe herangehen können, und daß wir nicht bloß die Hoffnung, sondern auch die sichere Aussicht haben dürfen, daß die begonnene Aufgabe nach siegreich beendetem Kriege mit großen Erfolgen für unser Vaterland weitergeführt wird. In diesem Sinne erscheint diese in erster Linie den Universitäten gestellte Aufgabe als das Morgenrot einer weltpolitischen Zukunft. Alle, die dazu berufen sein werden, an der Aufgabe mitzuwirken, werden es tun können im Bewußtsein, daß sie mitwirken an einer Aufgabe, welche für die weltpolitische Zukunft unseres Vaterlandes, wie wir hoffen, von der weittragendsten Bedeutung sein wird.

Die Plünderung Roms durch Bonaparte.

Von Ernst Steinmann.*)

II.

Schon lange vor dem Friedensschluß von Tolentino hatte Bonaparte Pius VI. wissen lassen, daß er, um die päpstliche Macht zu vernichten und Rom zu erobern, es nur zu wollen brauche. Aber eine solche Unternehmung sei zu sehr ohne Ruhm wie ohne Gefahr, als daß er sich damit befassen möchte.[1])

Dieser tiefen Verachtung für das päpstliche Rom und seine Bevölkerung, die er schlaff, abergläubisch, träge und niederträchtig nannte[2]), hat Bonaparte mehr als einmal Ausdruck verliehen: „Ich mache mir mehr aus einer Feldhütte Cäsars als aus dem vatikanischen Tempel“, stieß er hervor, als Marino Marini ihm in Paris die vatikanischen Archive zeigen mußte, die gleichfalls aus Rom entwendet worden waren.[3])

Aber dem Zauber des römischen Namens hat auch Napoleon sich auf die Dauer nicht entziehen können. Er war zornig, daß Pius VII. ihm erfolgreicher widerstand als sein Vorgänger Pius VI., und was Bonaparte verachtet hatte, das schien Napoleon begehrenswert: „Rom ist nicht mehr Rom; es ist dort, wo du bist. Rom erwartet euch mit dem eigenen Ruhm und mit dem eurigen. Diese Begegnung zweier Unsterblichkeiten würde der Welt ein nie gesehenes Schauspiel gegeben haben.“ So sagten die Höflinge.[4])

Auch Canovas begeisterte Schilderungen der Herrlichkeiten Roms mochten die Phantasie des Kaisers entzündet haben, der ein Weltreich gründen wollte, wie es in Rom seinen Sitz gehabt hatte.[5]) So wurde der Gedanke geboren, den Sohn und Erben als Patenkind der Dea Roma in den Schoß zu legen und ihm mit dem Titel eines Königs von Rom die Anwartschaft auf die Weltherrschaft zu verleihen.

Bonaparte hat die Stadt am Tiber nie betreten und seinen Heerführern die Schmach überlassen, sie zu plündern und zu quälen. Aber auch Napoleon

*) Siehe Heft 6.

1) Posselt, Europäische Annalen 1796 II 197.

2) Correspondance de Napoléon Ier tome II 488 nr. 2292.

3) Regestum Clementis V., Romae 1885, I p. CCXXXIV.

4) Mémorial de J. de Norvins ed. Lanzag de Laborie III (1802—10), Paris 1897, S. 331—333.

5) Entretiens de Napoléon et Canova, 1810, S. 47 und 51.



war nicht in Rom, wo im Jahre 1803 zu gleicher Zeit drei Kolossalstatuen in Marmor von ihm gearbeitet wurden.[6]) Canova stellte den Imperator der nächsten Zukunft dar in heroischer Nacktheit; Calamare bildete ihn als Achill, Massimiliano den Konsul in konsularischen Gewändern. Aber er selbst hat die Stadt am Tiber nicht gesehen, die gegen ihn den Bannstrahl zu schleudern wagte und die er doch noch kurz vor seinem Fall zur Hauptstadt Italiens machen wollte. Welch ein Schauspiel wäre es gewesen, ihn als Kaiser seinen Einzug in dieselbe Stadt halten zu sehen, der seine Feldherrn einst, die Manen von Cato und von Brutus anrufend, das Danaergeschenk republikanischer Freiheit aufgedrungen hatten!

Pius VI. lebte den Machthabern in Paris zu lange. Er hatte mehr als einmal Anstalt gemacht, zu sterben, aber er war stets genesen. „Es wäre wünschenswert für die Ruhe des Volkes," schrieb man aus Paris an Bonaparte[7]), „daß Pius VI. keinen Nachfolger erhielte. Aber die Republik darf sich in dieser Sache nicht bloßstellen. Entsteht eine Revolution in Rom, werden wir ihr nicht entgegentreten. Es muß uns genügen, sie nicht provoziert zu haben." Es galt überdies, vor allem erst die 30 Millionen einzuheimsen. Der Geschäftsträger Fréville schrieb es nach Paris mit zynischer Offenheit: „Wenn alles bezahlt sein wird, können wir in Rom eine Revolution herbeiführen und wohlwollende Zuschauer bleiben."[8])

Mit solchen Instruktionen erschien Joseph Bonaparte, der Bruder des Generals, als neuernannter Botschafter am päpstlichen Stuhl in Rom. Man hielt sich äußerlich zurück, aber man schürte die Revolution mit allen Mitteln. Der Palazzo Corsini an der Lungara, in dem der französische Botschafter residierte, war bald der Mittelpunkt aller Neuerungssüchtigen. „Hier zeigt das politische Wetterglas immer noch auf Sturm und Ungewitter," schrieb der Maler Fernow am 7. Oktober 1797 aus Rom. „Buonapartes Bruder wird zwar höchlich gefeiert, aber auch allgemein für den Exequiensprecher der päpstlichen Gewalt angesehen."[9])

Mehr als einmal kam es zu Aufständen in der von den Franzosen ihrer Existenzmittel beraubten Stadt, und als der Papst einen Versuch machte, durch die Ernennung des Generals Provera seine Truppen zu reorganisieren und sein gesunkenes Ansehen wiederherzustellen, erfolgte ein drohendes Gebot Bonapartes, den österreichisch gesinnten General sofort zu entlassen. So nahm das Verhängnis seinen Weg mit dröhnenden Schritten, und der 28. Dezember besiegelte das Schicksal Roms mit der Ermordung des Generals Duphot.

Der Vorgang wurde von päpstlicher Seite natürlich anders dargestellt als von französischer. Aber wenn sich ein aufsässiger Volkshaufe vor dem Palast eines fremden Botschafters versammelt und dort die Absetzung seines rechtmäßigen Herrschers verlangt, wenn sich ein fremder General in einen solchen Haufen hineinwirft, gegen die Truppen des Landessouveräns den Degen zieht und dabei den Tod findet, so ist es unmöglich, diesen Souverän für das Geschehene verantwortlich zu machen.[10])

6) Teutscher Merkur 1803 I S. 237—39.

7) Correspondance inédite II 53. Schreiben vom 1. Juli 1797.

8) L. Sciout, Rome, le Directoire et Bonaparte en l'an IV et V in Revue des questions historiques Bd. 41 (1887) S. 490.

9) Teutscher Merkur 1797 III 276.

10) „Il est certain que la mort de Duphot ne peut être imputée qu'à son imprudence: il paraît même assez probable que dans



Und so geschah es am 28. Dezember 1798 in Rom! Aufständige mit französischen Kokarden am Hut und französischem Solde in der Tasche zogen mit Geschrei vor den Palazzo Corsini und brachten Hochrufe aus auf die französische und die römische Republik. Päpstliche Truppen suchten das Volk zu zerstreuen und drängten die Aufrührer in den Hof des Palastes. Bonaparte und Duphot erschienen, um Ruhe zu stiften. Duphot stürmte mit erhobenem Säbel bis an die Porta Settimiana vor und fiel dort zu Boden, von tödlicher Kugel getroffen. Joseph Bonaparte aber flüchtete in den Palast zurück, schrieb eine wütende Beschwerde an den Kardinalstaatssekretär, verlangte seine Pässe und verließ am folgenden Tage Rom. Nichts hatte ihn zurückzuhalten vermocht.

Das Direktorium aber hatte endlich den erwünschten Vorwand gefunden, sich Roms zu bemächtigen, den Papst zu entfernen und die Republik zu proklamieren. „Die Französische Republik war edelmütig bei Tolentino,“ hatte der Feldherr Bonaparte schon im September gedroht; „sie wird es nicht mehr sein, wenn die Dinge von neuem beginnen.“ [11])

Dem General Berthier wurde „die Ehre zuteil“, Rom zu züchtigen.[12]) Das Direktorium übersandte ihm schon am 11. Januar 1798 die erste von Bonaparte meisterhaft redigierte Instruktion, der zwanzig Tage später eine zweite folgte [13]): „Ihr werdet in einer Proklamation mit wenig Worten sagen, daß der einzige Grund eures Zuges auf Rom in der Notwendigkeit liegt, die Mörder des Generals Duphot zu bestrafen und alle die zur Verantwortung zu ziehen, welche es gewagt haben, den Botschafter Frankreichs zu beleidigen.

„Ihr werdet die päpstliche Herrschaft zerstören und eine neue Regierung aufrichten.

„Mit der Römischen Republik ist Ancona zu vereinigen.

„Die Güter des Papstes, seiner Familie und der Albani werden konfisziert werden.

„Die Trajanssäule wird abgetragen und nach Frankreich geschafft werden.“

So lauteten die Befehle aus Paris.

In Rom wurden inzwischen Prozessionen veranstaltet, und das geängstete Volk wallfahrtete in Scharen zu den ehrwürdigen Heiligtümern der Stadt. Aber niemand kam der bedrängten Kirche zu Hilfe, und Berthier rückte von Ancona her in Eilmärschen gegen Rom heran. Am 10. Februar schlug er auf dem Monte Mario sein Hauptquartier auf und verlangte die Übergabe der Engelsburg, die ohne weiteres zugestanden wurde. Jedermann fühlte jetzt, daß das Ende aller Dinge für Rom gekommen sei.

---

cette émeute qu'il voulait apaiser, a-t-on dit, il a commis un acte positif d'agression contre les soldats pontificaux“, schreibt Sciout a. a. O. Revue des questions historiques Bd. 39 (1886) S. 149 Anm. 2. Vgl. auch die Beschreibung des Vorganges von Fernow im Teutschen Merkur 1798 I 101—104. Cte D'Allonville schreibt: Duphot se fait tuer comme un fou par des gens qu'il charge sans en avoir été attaqué. D'Allonville berichtet, wie er sagt, was er gesehen oder gehört oder selbst in Rom erlebt hat. Vgl. Mémoires secrets de 1770 a 1830 par le Cte D'Allonville, Paris 1841, IV S. 236.

11) Correspondance III 465 nr. 2266. Brief an Joseph Bonaparte vom 29. September 1797.

12) Bonaparte an Berthier 11. Januar 1798. Correspondance III 631 nr. 2405: L'honneur de prendre Rome vous est réservé!

13) Correspondance III 628 nr. 2404 und Gouvion Saint-Cyr, Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le directoire, le consulat et l'empire, Paris 1831, I 270. Jules Gendry, Pie VI, sa vie et son pontificat, Paris (1907), II 293 und 294.



Die förmliche Absetzung Pius' VI. wurde in jenem Scheinvertrage noch nicht ausgesprochen, der die Stadt und alle ihre Hilfsquellen völlig in die Hand der Franzosen gab.[14]) Man wollte dem Papst Zeit lassen, sich freiwillig zu entfernen, und man begnügte sich zunächst damit, seinen geistlichen Hofstaat aufzulösen und den Vatikan in eine Kaserne zu verwandeln. Aber Pius machte keine Anstalten zur Flucht; er wollte ausharren bis zum Ende.

Am 15. Februar zog Berthier in feierlichem Gepränge aufs Kapitol, wo er im hohen Stil Bonapartes die Manen des Cato, des Pompejus, des Brutus und des Cicero anrief[15]) und mit der Geste eines Römers den Römern ihre Freiheit zurückgab. Man schmückte selbst die Statue Mark Aurels mit der französischen Kokarde, und man zwang den Eremiten des Kolosseums, der gerade vorüberkam, Hand anzulegen an die Errichtung des Freiheitsbaumes auf dem Kapitol.[16]) Aber die schaulustigen Römer zeigten bei dieser Gelegenheit wenig Begeisterung. Man mußte aus Trastevere einen Volkshaufen zusammenbringen.[17])

An demselben Tage, dem Jahrestage seiner Wahl, „einem Tage der Trauer für alle Rechtschaffenen und Gutgesinnten", wurde dem Papst seine Absetzung verkündigt: „Das römische Volk hat selbst entschieden! Es will durch den Edelmut der französischen Nation frei werden von der päpstlichen Knechtschaft." So wurde Pius VI. die Botschaft vom General Cervoni übermittelt. Alles wurde dem Achtzigjährigen abgefordert, was er noch besaß, bis auf den letzten Ring, den er am Finger trug.[18]) Man drang in seine Privatgemächer ein, man nahm ihm sein Silber, seine Wagen, seine Pferde und suchte bei dem völlig ausgeraubten Nachfolger Petri selbst in den Mauern noch nach verborgenen Schätzen.

Wenige Tage später, am 20. Februar, in aller Morgenfrühe hat Pius VI. als Gefangener Rom verlassen, um in der Verbannung zu sterben. Unter den großen Tragödien der Weltgeschichte verdient auch die seinige genannt zu werden. Man hatte ihn nicht umgebracht; aber an physischen Leiden und seelischen Qualen ist ihm wohl nichts erspart geblieben. Man lese eine kurze Episode aus dieser Reise, die der Chronist jener Tage mit schlichten Worten erzählt: „Am Wagen, in dem sich der h. Vater befand, brach ein Rad zwischen Baccano und Monterossi. In diesem Augenblick kam einer unserer Lastträger vorbei, der ihn an der Straße auf einem Steine sitzen sah. Er bat um seinen Segen. Der Papst gab ihn nicht, sondern er holte ein weißes Tuch hervor, sich die Augen zu trocknen, die von großen Tränen voll waren. Als der Wagen hergerichtet war, nahm der Papst wieder Platz, und nun segnete er den Lastträger und alle, die umherstanden."[19])

14) Baldassari, Geschichte der Wegführung und Gefangenschaft Pius' VI. Übersetzt von F. X. Steck, Tübingen 1844, S. 156 bis 158.

15) Die Rede Berthiers ist vielfach abgedruckt und übersetzt worden. Ihr Inhalt findet sich bei Sciout in der Revue des questions historiques Bd. 39 S. 151 sehr treffend analysiert.

16) G. S. Sala, Diario Romano I 29 u. 30.

17) Duppa, Richard, A brief account of the subversion of the papal government 1798. Second edition, London 1799, S. 42 u. 43. Die, weil von einem Augenzeugen verfaßte und darum besonders wichtige Arbeit Duppas ist in Archenholz' Minerva Bd. 19 (1799) übersetzt worden.

18) Geschichte Pius des Sechsten, 1799, (anonym, ohne Ortsangabe erschienen), S. 236.

19) Sala, Diario I 49.

Nicht die Grausamkeit allein, mit der dieser Achtzigjährige behandelt wurde, trägt den Stempel jener Tage. Noch mehr macht uns die Falschheit erschauern, die aus dem Verbrechen eine Tugend machte, jene heuchlerische und verlogene Politik des Direktoriums und seines genialen Feldherrn, die Jahre und Monate mit einem wehrlosen Opfer spielte, ehe sie es kaltblütig zugrunde richtete.

Unter den Bedingungen des Scheinvertrages vom 10. Februar, welcher der Absetzung des Papstes vorausging, las man im vierzehnten Artikel[20]: „Die Gemälde, die Bücher, die Handschriften, Statuen und anderen Kunstgegenstände, die würdig erachtet werden, nach Frankreich gebracht zu werden, wird man aus der Stadt Rom fortnehmen. Der Oberbefehlshaber wird einer ad hoc ernannten Kommission seine Befehle zugehen lassen."

In Mailand und Venedig, in Parma und Modena, ja selbst beim Vertrag von Tolentino war die Anzahl der zu nehmenden Kunstobjekte auf 15, auf 20, auf 100 beschränkt worden. Jetzt hatte jede Beschränkung aufgehört. Man konnte nehmen, was man wollte, und sich in Gegenwart und Zukunft auf einen feierlichen Vertrag berufen. Bonaparte aber, der damals schon längst in Paris war und die Expedition nach Ägypten vorbereitete, zeigte sich auch jetzt noch als der Spiritus rector des neuen Kunstraubes in Rom. Er richtete am 4. März das Gesuch an den Minister des Innern, sofort eine Anzahl neuer Kunstkommissare nach Italien abzusenden.[21] Die päpstlichen Residenzen, der Vatikan und der Quirinal, die Sammlungen und Paläste der papsttreuen Prinzen und Kardinäle, die römischen Kirchen selbst mit ihren unvergleichlichen Kunstschätzen — alles stand jetzt der Raubgier der Abgesandten Frankreichs offen. Sie brauchten nur zu nehmen, was niemand halten konnte.

Man begann dort, wo man am meisten zu finden hoffte: im Vatikan! Schon am ersten Tage nach dem Einzug Berthiers hatte sich der Schatzmeister der französischen Armee[22], der vielgehaßte und vielgefürchtete Haller, in die vatikanische Bibliothek begeben. Zu dem allgemeinen Auftrag, alles mit Beschlag zu belegen, was die Bibliothek Wertvolles besaß, gesellte sich noch der besondere, sofort sieben der schönsten Kameen auszusuchen für die fünf Direktoren der Republik, für den General Bonaparte und für das Museum in Paris.[23] Alle Schränke wurden geöffnet, versteckte Kameen und Münzen hinter den Büchern aufgestöbert, und während Haller die geschnittenen Steine untersuchte, füllten sich zwei Offiziere, die ihn begleiteten, die Taschen mit den Gold- und Silbermünzen, deren sie habhaft werden konnten. Dasselbe ereignete sich beim nächsten Besuch Hallers am 15. Februar, und diesmal wurden den Beamten der Bibliothek zugleich alle Schlüssel abgenommen. Die vatikanischen Sammlungen befanden sich jetzt ganz in der Gewalt der Räuber![24]

20) Vgl. Le Grelle in Serafini, Le monete etc. Milano 1910, S. XLIV Anm. 1.

21) Correspondance III 653 nr. 2425.

22) Über Haller hatte Cacault schon am 25. Mai 1797 an Bonaparte geschrieben: Le procédé du citoyen Haller n'est pas digne de la république. [Correspondance inedite II S. 248.] Vgl. weiter über ihn Dufourcq, Le régime Jacobin en Italie, Paris 1900, S. 113—114. „Ladro insigne" nennt ihn Sala.

23) E. Müntz, La bibliothèque du Vatican pendant la révolution Française in Mélanges Julien Havet, Paris 1895, S. 586 Anm. 3.

24) Über diese Vorgänge berichtet zum erstenmal ausführlich Le Grelle bei Serafini a. a. O. I S. XLIV und XLV.



An demselben Tage, an dem Pius VI. Rom verließ, war Masséna im französischen Hauptquartier angelangt, um Berthier im Oberbefehl zu ersetzen. Berthier hatte sich großmütig mit einem einzigen geschnittenen Stein begnügt, einer köstlichen Arbeit, den Kopf Johannes des Täufers darstellend, die dem Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde.[25]) Masséna aber war unter den französischen Generalen als einer der raubsüchtigsten bekannt, und er kam nach Rom, „umringt von einer Schar von Individuen ohne Prinzipien und ohne jedes Anstandsgefühl, obwohl sie meistens mit irgendeinem administrativen Charakter bekleidet waren".[26])

In der so ruhmlos eroberten Stadt herrschte die größte Verwirrung. Im Heere bereiteten die Offiziere eine offene Revolte gegen ihren Obergeneral vor, aber Masséna hatte trotz allem nichts Eiligeres zu tun, als sich im Vatikan seines Raubes zu versichern.[27]) Bereits am 22. erschien er in der Bibliothek, begleitet von seinem Generalstab, geführt von Haller und dem verräterischen Goldschmied des Papstes Valadier. Alle Angestellten der Bibliothek aber waren vorsätzlich entfernt worden. Und nun geschah das Unglaubliche: Masséna und seine Begleiter ließen sich ohne weiteres die Schränke öffnen, in denen Münzen, Medaillen und Kameen bewahrt wurden, und nahmen mit sich, was sie fanden. Nur einige wenige Kameen wurden durch einen Zufall gerettet. Genau so hatte ein Jahr früher ein anderer General der Grande Armée, Augerau, die berühmteste Münzsammlung Italiens, den Medagliere Bentivoglio in Verona, geplündert.[28])

Bald wurde diese schmachvolle Handlung des Obergenerals ruchbar in Rom. Berthier erschien noch kurz vor der Abreise auf dem Schauplatz des Vorfalls, aber er konnte nichts feststellen, da man alle äußeren Spuren des Raubes verwischt hatte und er die Schränke nicht öffnen konnte oder wollte. Er kannte überdies den Ruf des Plünderers von Padua. Es war derselbe Masséna, der einmal das Wort sprechen sollte: „Alle Krieger seit den Tagen des Romulus haben ein Vermögen gemacht, indem sie ihr Blut opferten für das Land. Glaubt der Kaiser etwa, daß wir uns schlagen, um seinen Thron zu sichern?"[29])

Nur wenige von den gestohlenen Münzen und Kameen tauchten später in den großen Sammlungen Europas, in Paris, Berlin und Petersburg, auf. Sie wurden in Rom unter der Hand von den Offizieren verkauft. Der Maler Wicar, der wieder im Gefolge von Monge als Kunstkommissar in Rom erschien, wurde bezichtigt, die schönsten Goldmünzen des vatikanischen Medagliere eingeschmolzen zu haben.[30]) Fernow weiß von dem Gründer des Musée Wicar in Lille zu berichten, daß er sich in wenigen Monaten in Rom ein Vermögen von 50000 Scudi erwarb und doch unter den Kommissaren noch als einer der ehrlichsten galt.[31]) Was Haller an diesem Raube in der Vaticana sich persönlich aneignete, ist nicht nachzuweisen. Zwei kostbare Kunstschränke — Geschenke Ludwigs XV. und der Maria

25) Le Grelle a. a. O. S. XLVII Anm. 2. Bonaparte erhielt damals die berühmte Kamee Ptolemäus und Arsinoe, die Josephine 1814 an Alexander von Rußland schenkte. Le Grelle a. a. O. S. XXXVIII Anm. 4.

26) Mémoires du général Desvernois ed. A. Dufourcq, Paris 1898, S. 87.

27) Le Grelle a. a. O. S. XLVI.

28) Trolard, Champs de bataille d'Italie I 386.

29) Dufourcq a. a. O. S. 125.

30) Le Grelle a. a. O. S. XLVII Anm. 1.

31) Teutscher Merkur 1798 III 284.

Theresia — und ein päpstliches Kreuz, auf der Brust zu tragen, reich mit Rubinen und Diamanten verziert, soll er sich außer seinem Anteil an der Hauptbeute gesichert haben.

Dieser Raub in der Vaticana war nur ein Vorspiel kommender Dinge, gleichsam eine Privatangelegenheit der Generäle Berthier und Masséna, des Schatzmeisters Haller und der Offiziere, die Gelegenheit gehabt hatten, mit ihnen zu rauben. Die Kommissare, unter deren Leitung Rom systematisch geplündert werden sollte, Daunou, Faypoult, Monge und Florent, waren am 31. Januar 1798 ernannt worden und langten, wie es scheint, erst am 23. Februar in Paris an.[32]) Am 27. berichteten sie an das Direktorium, wie folgt[33]): „Die Offiziere hier scheinen sehr erregt zu sein gegen die Agenten der Finanzverwaltung. Sie sprechen von Entwendungen ohne Protokolle, von Requisitionen, über die nicht Buch geführt worden ist. Wir wissen nicht, bis zu welchem Grade diese Beschuldigungen begründet sind; vielleicht sind sie übertrieben. Aber wir müssen eine Tatsache bekanntgeben, die uns vom Unterbibliothekar des Vatikans angezeigt worden ist: Alle Kameen sind verschwunden und ebenso ein großer Teil der Medaillen."

Bereits am 19. Februar hatte Berthier seinem Nachfolger in Rom die Anweisung erteilt, daß der rückständige Sold der Soldaten mit römischem Silber zu zahlen sei.[34]) Haller hatte längst „jene Bande von Piraten" organisiert, die als „Agens chargés de l'argenterie des églises" der Schrecken von ganz Italien waren.[35]) Aber von diesem Kirchenraub, den bereits alle Städte des „befreiten" Italiens erfahren hatten, war das meiste in den Taschen der Kommissare hängen geblieben. „Seit vier Tagen bin ich von Rom zurück," schrieb ein Franzose am 6. Juli 1798.[36]) „Dieser ärmste Staat in Italien hat uns die stärksten Summen gezahlt. Unglücklicherweise wird der Nationalschatz keine so starken Einnahmen gehabt haben als einige hundert Menschen, die arm nach Rom kamen, und die mehr als reich zurückkommen." Und gleichzeitig lesen wir in einer Korrespondenz aus Paris[37]): „Es herrscht hier nur eine einzige Leidenschaft, die Gewinnsucht. Geschmack an Künsten und Wissenschaften, am Studium überhaupt, Ehrbegierde, Ruhmsucht, Ehrgeiz, die Intrigue selbst — alles verschwindet vor der Gewinnsucht."

Also in Paris wie in Rom hatten die großen wie die kleinen Machthaber nur die eine Leidenschaft, sich zu bereichern. Offiziere und Soldaten aber hatten seit Monaten keinen Sold mehr erhalten, und nicht alle besaßen Glück, Gelegenheit und Skrupellosigkeit genug, Fortuna nachzuhelfen wie die Begleiter Hallers in der vatikanischen Bibliothek. Im Gegenteil! Wenigstens dem gemeinen Soldaten wird von Augenzeugen mehr als einmal über seine Aufführung ein gutes Zeugnis ausgestellt.[38])

32) Taillandier, Documents bibliographiques sur P. C. F. Daunou. Seconde édition, Paris 1847, S. 122.

33) Le Grelle a. a. O. S. XLVIII Anm. 11.

34) Dufourcq a. a. O. S. 122.

35) Dufourcq a. a. O. S. 113.

36) Neueste Staatsanzeigen. Germanien 1798, Bd. IV S. 533.

37) Ebendort Bd. IV S. 508.

38) Neueste Staatsanzeigen. Germanien 1798, Bd. IV S. 360. Eustace, Classical tour in Italy III 231: „The behaviour of the soldiery and subalterns was in general civil and orderly, but that of the generals and their immediate dependants in the highest degree insolent and rapacious." In Frascati allerdings sangen die Kinder noch i. J. 1801 am Schluß eines Madonnenliedes:

Maria, speranza nostra
E libera noi de Francesi!

Vgl. Teutscher Merkur 1801 II S. 137.

So bereitete sich sofort nach der Ankunft Massénas jene denkwürdige Offiziersrevolte im Pantheon vor, und ihr ging das nicht minder seltsame Leichenbegängnis des Generals Duphot voraus. Man muß sich den Schauplatz vergegenwärtigen, will man diese Begebenheiten verstehen.

Die schauerlichsten Gegensätze gaben damals der fiebernden Stadt das Gepräge. In den ausgeraubten Palästen des Papstes und der römischen Großen sah das hungernde Volk die hohen französischen Offiziere und die verächtlichen Kriegsbeamten der großen Nation sich in Glanz und Luxus bewegen. Die Römer aber hatten nichts, um Tausende von Soldaten zu speisen, die man in ihre Häuser gelegt hatte. Das Popolo Sovrano — mochte es nun des einen oder des anderen Geistes sein, mochte es dem Andenken Pius' VI. die Treue halten oder dem Stern Bonapartes huldigen —, das Popolo Sovrano spürte mehr und mehr die neu geschenkte Freiheit als ein System grenzenloser Bedrückung. Man sah, wie die Denkmäler ihres Wappenschmuckes beraubt und rücksichtslos zerstört wurden, man sah, wie aus Kirchen und Palästen ein unermeßlicher Raub durch die Straßen gefahren wurde. Und das Volk begann zu murren.

Da sollte das prunkvolle Leichenbegängnis des an der Porta Settimiana gefallenen französischen Generals den erregten Geistern für einen Augenblick wenigstens Ablenkung bringen.[39]) Es sollte den Römern in einem erhabenen Bilde vor Augen geführt werden, wie die Große Nation ihre Toten zu ehren verstand. Im christlichen Rom wurde mit ungeheurem Aufwand ein heidnisches Totengepränge veranstaltet.

Schon am Tage vorher war auf der Engelsburg alle fünf Minuten ein Kanonenschuß gelöst worden, der die Römer immer aufs neue an die Allmacht ihrer Bedrücker erinnern mußte. Am 24. Februar sah man mitten auf dem Petersplatz zwischen vier hochragenden Zypressen einen mächtigen Katafalk nach dem Vorbilde der Cestiuspyramide sich erheben. Inschriften zum Preise Duphots und Wappenembleme schmückten rings den hohen Sockel, und auf antiken Dreifüßen flackerten die Totenfeuer. Alles, was eine Armee an militärischem Prunk aufzubieten vermag, war aufgewandt worden, als Berthier um die Mittagsstunde mit seinem glänzenden Stabe hoch zu Roß erschien; alles, was Gesang und Töne zu Ehren eines Toten auszudrücken vermögen, wurde dem General als Weihgeschenk aufs Grab gelegt. Ein Expriester in Priestertracht hielt eine jener hochtönenden, von falscher Rhetorik geschwollenen Reden, in denen man den Stil Bonapartes nachzuahmen suchte, ohne seinen Geist zu besitzen. Dieser Abtrünnige richtete seine Rede an die Heroen der Französischen Republik, und eine ungeheure Volksmenge füllte den historischen Platz, auf dem sie sonst den Segen des Papstes empfangen hatte. In vollen Chören klang das Totenopfer aus, und dann trugen die Soldaten der französischen Armee in düsterem militärischen Gepränge die Asche ihres Kameraden an der Porta Settimiana vorbei aufs Kapitol hinauf. An der Stelle, wo Duphot gefallen war, wurden Schüsse abgefeuert, und oben auf dem Kapitolsplatz wurde die Urne auf antiker Säule zu ewigem Gedächtnis beigesetzt.[40])

39) Ausführliche Beschreibungen bei Sala, Diario Romano I 52 und III 233 (Allegato VI). Ferner bei Duppa, A brief account S. 67. Bei Duppa findet sich auch eine Nachbildung des Katafalks auf dem Petersplatz.

40) Mémoires du général Desvernois ed. Dufourcq S. 87. Nach dieser Quelle wurde

Und womit beschäftigten sich inzwischen Haller und seine „Agenten des Kirchenraubes"? Man sträubt sich fast, es zu glauben, aber zwei Augenzeugen berichten glaubwürdig, daß sie die kostbaren Stunden, in denen die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf ein anderes Ziel gerichtet war, benutzten, um in den Kirchen Roms die Kostbarkeiten zu stehlen.[41]) Sie begaben sich nach San Giovanni an der Piazza Navona und nach S. Maria in Monserrato, den Nationalkirchen der Spanier in Rom, und nahmen alles Silber, dessen sie habhaft werden konnten; sie drangen in S. Maria dell' Anima, der Nationalkirche der Deutschen und Österreicher, ein und zwangen den Rektor der Kirche, ihnen alles auszuliefern, was im Inventar des Kirchenschatzes verzeichnet stand. Sie nahmen endlich von San Tommaso degli Inglesi Besitz und zwangen die Priester ohne weiteres, die Kirche und das Kloster zu räumen. Inzwischen feierte der gewesene Priester Faustino Gagliuffi auf dem Petersplatz Berthier und Masséna als erlesene Werkzeuge des göttlichen Willens auf Erden, und auf dem Kapitolsturm flatterte die französische Fahne als Freudenzeichen der wiederaufgerichteten Menschenrechte in Rom.

Aber schon der nächste Tag sollte der ewigen Stadt ein Schauspiel bieten, das erkennen ließ, wie stark selbst in der französischen Armee die Schmach solcher Vorgänge empfunden wurde.[42]) Während in allen Kirchen feierliche Totenmessen für Duphot gelesen wurden, nahm Masséna auf der Piazza Colonna als neuer Obergeneral die Parade über seine Truppen ab. Nach der Parade begaben sich sämtliche unteren Offiziere vom Leutnant bis zum Hauptmann in geschlossenem Zuge zu dem einzigen noch erhaltenen antiken Tempel Roms, zum Pantheon. Hier ließen sie vom Hochaltar das Allerheiligste entfernen und begannen eine lange, ernste Beratung. Sie richteten einen Protest an den scheidenden Berthier folgenden Inhalts[43]): „Eine Anzahl von Individuen, mit autoritativer Gewalt ausgerüstet, dringen in die reichsten Häuser der Stadt ein und nehmen die kostbarsten Dinge fort, ohne irgendwelche Bestätigung zu hinterlassen. Solche Verbrechen schreien nach Rache; sie entehren den französischen Namen. Wir schwören angesichts des Ewigen, in dessen Tempel wir versammelt sind, daß wir nichts gemein haben wollen mit dieser Plünderung Roms und des Kirchenstaates. Soldaten und Offiziere leiden Mangel, weil ihnen der Sold vorenthalten wird. Wir verlangen unseren Sold binnen 24 Stunden, wir verlangen, daß das Geraubte zurückerstattet werde, wir verlangen, daß die Räuber bestraft werden."

Da Masséna nicht nachgeben wollte und die Offiziere sich weigerten, weiter unter ihm zu dienen, wurde die Lage kritisch in Rom. Es gelang zwar schnell, einen Aufstand in Trastevere zu unterdrücken und die Schuldigen zu bestrafen. Aber es gelang nicht, die Offiziere zum Gehorsam gegen ihren General zurückzuführen. Der Raub im Vatikan strafte sich mit nie gesehener Schnelligkeit. Masséna wurde gezwungen, den kaum übernommenen Oberbefehl niederzulegen und Rom zu verlassen. „Ange-

auch an der Porta Settimiana ein Gedenkstein für Duphot errichtet, der heute verschwunden ist, wie die Ehrensäule auf dem Kapitol, die das römische Volk schon im November 1798 zerstörte „maledicendo i Francesi". Vgl. Sala, Diario II 232.

41) So berichten Duppa (S. 69) sowohl wie Sala (I 54). Duppa hebt hervor, der Raub sei um so frevelhafter gewesen, als keine der drei Nationen sich damals im Kriege mit Frankreich befand.

42) Dufourcq a. a. O. S. 123.

43) Abgedruckt bei Duppa a. a. O. S. 177.



sichts eines so schmachvollen Skandals", schreibt ein französischer Historiker[44]), „befand sich das Directoire, das soviel lächerliche Phrasen gemacht hatte über Kapitol und Freiheit, über Ruhm und Uneigennützigkeit der republikanischen Armeen, in der peinlichsten Verwirrung. Der französische Schatz war öffentlich geplündert durch diese uneigennützigen Krieger, von denen man der Welt erzählte, sie dächten nur daran, das Kapitol in alter Herrlichkeit wiederherzustellen. Die französische Armee zeigte selbst ihr Oberhaupt wie einen neuen Verres an, und ganz Europa erfuhr, daß die neue Römische Republik nichts als eine hassenswerte Komödie war und daß in Wirklichkeit das römische Volk von seinen sogenannten Befreiern bedrückt und geplündert wurde."

Außer der Zahlung des rückständigen Soldes und dem Sturz Massénas, der bald durch glänzende Waffentaten Gelegenheit fand, sein gesunkenes Ansehen wiederherzustellen, hatten die Protestversammlungen der französischen Offiziere erst im Pantheon, dann auf dem Kapitol weiter keine Folgen. Zwar hatte man mit großen Worten und goldenen Versprechungen das ganze römische Volk aufgefordert, seine Klagen vorzubringen, aber schon Duppa weiß zu berichten[45]), daß die Offiziere nicht mehr daran dachten, sich weiter mit den Angelegenheiten des römischen Volkes zu befassen, nachdem ihre eigenen Wünsche erfüllt waren. Im Gegenteil: sie ließen sich ohne die geringsten Bedenken aus den in Rom geraubten Schätzen ihren Sold zahlen. So machte dieser Protest, der so voll und feierlich von der hohen Wölbung des Pantheon widergehallt war, auch auf die Raubkommissäre in Rom nicht den geringsten Eindruck. Sie ließen sich nicht einen Augenblick in ihrer Beschäftigung stören. Die Plünderung am Tiber wurde systematisch fortgesetzt.

Die Raubvögel in Rom wußten zu genau, daß Volk und Regierung in Paris nicht anders dachten als sie selbst. Die Stimmen Roederers und Quatremères waren längst vom Geschrei der Presse und des Publikums begraben worden. Welch ein Fest schickte man sich an in Paris zu feiern![46]) Welch ein Triumph würde es sein, die Kunstschätze Italiens durch die Straßen der Hauptstadt geführt zu sehen! Wer es noch nicht glauben wollte, der sollte es jetzt mit eigenen Augen sehen, daß Paris bestimmt war, das Erbe Roms anzutreten und der Welt nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit Feder, Pinsel und Meißel Gesetze vorzuschreiben.

Dieser Überzeugung hat wohl niemand rücksichtsloser Ausdruck gegeben als der General Pommereul in der Übersetzung eines Buches, das Francesco Milizia verfaßt und „die Kunst" genannt hatte, „in den schönen Künsten die Augen aufzumachen".[47]) Dies ketzerische Büchlein, in dem auch dem großen Michelangelo übel mitgespielt worden war, hatte die päpstliche Regierung in Rom verboten, ein Umstand, der es Pommereuls republikanischem Gemüt besonders empfehlen mußte.

44) L. Sciout, Le directoire et la république Romaine in Revue des questions historiques XXXIX (1886) S. 157.

45) A. a. O. S. 78.

46) Vgl. über das Fest der Freiheit, das i. J. 1798 am 27. und 28. Juli in Paris gefeiert wurde: E. Steinmann, Das Fest der Freiheit i. J. 1798 in Paris in den Monatsheften für Kunstwissenschaft IX (1916) S. 273.

47) De l'art de voir dans les Beaux-Arts traduit de l'italien de Milizia, suivi des institutions propres à les faire fleurir en France et d'un état des objets d'arts dont ses musées ont été enrichis par la guerre de la Liberté par le Général Pommereul, Paris an 6 de la République (1798), S. 312—316.

Im Anhang dieses Werkes gibt der Übersetzer auch eine Liste der aus Holland, Belgien und Italien geraubten Kunstschätze und knüpft daran die merkwürdigsten Betrachtungen über das, was nach den jüngsten Eroberungen weiter von Rom nach Paris zu bringen sei. Pommereul, der nicht der erste beste war, sondern ein General der französischen Armee, ein bekannter Literat und ein zukünftiger Bibliotheksdirektor des Kaiserreichs[48]), Pommereul muß Rom und seine Kunstschätze sehr genau gekannt haben. Er führt im einzelnen auf, was aus dem Vatikan, aus dem Kapitolinischen Museum und aus der Villa Borghese nach Paris zu bringen sei, und man muß sagen, die Auswahl, die er getroffen hatte, hätte nicht reicher und erlesener sein können. Dann fährt er fort, von den öffentlichen Denkmälern Roms zu sprechen[49]):

„Nach den Pferden des Phidias und des Praxiteles rufen die Brücke der Revolution und der Platz der Eintracht. Sie würden dort besser stehen als auf dem Monte Cavallo.

„Die Trajanssäule wünschen die einen auf dem Pont-neuf zu sehen, aber man sollte sie auf die leere Basis der Place Vendôme setzen. Die Statue der Freiheit würde die des Apostels Petrus oben auf der Höhe bestens ersetzen.[50]) Der Gedanke, dies Denkmal auseinanderzunehmen und abzutransportieren, mag anfangs ungeheuerlich erscheinen, aber er ist keineswegs unausführbar. Kein Bedenken sollte hier gestattet sein, und auch die Kosten sollten uns nicht schrecken.

„Braucht man für unsere Maler jene großen Fresken im Vatikan, in denen Raffaels Genius erglänzt, so genügt es der Französischen Republik, sie zu wünschen, um sie zu erhalten. Besitzt sie doch allein die Künstler, die fähig sind, ihr diesen Schatz zu verschaffen. Ein Wort, und das Wunder der Überführung ins Museum Frankreichs ist geschehen!"

Und nun folgt die Aufzählung sämtlicher Fresken an den Wänden der Stanza della Segnatura und der Stanza d'Eliodoro. Pommereul würde keinen Augenblick gezögert haben, sie nach Paris zu schaffen.

„Man darf nicht einmal die herrliche Galerie d'Orléans als für uns verloren ansehen," schließt der General sein merkwürdiges Buch. „Trotz der Anzahl und des Reichtums unserer Trophäen ist ihr Verlust zu bedauern. Weiß man nicht, daß sie sich in London befindet? Der Eroberer Italiens wird sie ohne Zweifel dort zu finden wissen, um sie dem Museum der ‚Grande Nation' zurückzugeben."

Das war die Sprache, die man damals in Paris und Rom zu führen gewohnt war, und die Handlungen entsprachen solchen Worten. Es war wie ein unabwendbares Verhängnis, das jetzt über die Denkmäler Roms hereinbrach, die bis dahin in ganz Europa wie die glorreichsten Reliquien der Weltgeschichte verehrt worden waren.

Sogar an der Sixtinischen Kapelle ist die Eroberung Roms durch die Franzosen nicht spurlos vorübergegangen. Schon im Juni 1797 war bei einer furchtbaren Pulverexplosion in der Engelsburg auch der Vatikan in seinen Grundfesten erschüttert worden. „Die Erschüt-

48) Lanzag de Laborie in Revue des Deux mondes 1912 S. 612.

49) A. a. O. S. 314.

50) Tatsächlich wurde in Rom über der Apostelstatue auf der Mark Aurels-Säule des Colonnaplatzes eine Statue der Freiheit angebracht: una statua rappresentante la libertà fu posta in cima alla Colonna Antonina e per reggerla venne assicurata con una corda al collo della statua di bronzo di S. Paolo Apostolo esistente su detta colonna. Sala, Diario I 173.



terung war so stark," berichtete Cacault am 1. Juli an Bonaparte, „daß die Decke der Sixtinischen Kapelle Risse bekommen hat, daß ein Stück aus den Fresken zur Erde gefallen ist, und daß das Jüngste Gericht Michelangelos unersetzlichen Schaden erlitten hat."[51])

Daß man aber auch gar nicht weit davon entfernt war, Pommereuls Vorschlag in betreff der Raffael-Fresken zu befolgen, und nicht davor zurückschreckte, ganze Wände mit Freskomalereien auszusägen, um sie nach Paris schaffen zu können, beweist der Vorgang in S. Trinità de' Monti.

Raffaels Verklärung, Dominichinos Kommunion des h. Hieronymus und die Kreuzabnahme des Daniello da Volterra hatte einst Poussin für Roms bedeutendste Altargemälde erklärt[52]), und dieser Ausspruch des genialen Künstlers hatte sich in Rom wie eine fromme Tradition erhalten. Raffael und Dominichino waren bereits nach Paris geschleppt worden; warum sollte man Daniellos Meisterwerk in S. Trinità de' Monti zurücklassen?

War doch der Name dieses größten Schülers Michelangelos in Paris nicht unbekannt geblieben. Daniello da Volterra war der Schöpfer jenes mächtigen Bronzepferdes gewesen, das die Statue Ludwigs XIII. auf der Place Royale getragen hatte. Die Franzosen hatten dies Wunderwerk der Monumentalplastik in der Revolution zerstört, nun bot sich den Franzosen die Gelegenheit, den Namen Daniellos durch sein Hauptwerk in der Malerei noch einmal in Paris auf den Schild zu erheben.

Die Fresken in der Orsini-Kapelle in S. Trinità de' Monti befanden sich nach Bottaris Zeugnis in keineswegs tadellosem Zustande.[53]) Es hätte der vorsichtigsten Behandlung bedurft, um ihren Bestand zu sichern. Statt dessen wurde auch diesem Meisterwerke Daniellos der französische Name zum Verhängnis. Wir wissen nichts Genaueres über den Vorgang selbst. Fernow berichtet nur am 1. Oktober 1798 aus Rom: „Die Kreuzabnahme des Daniel di Volterra hat man nebst den Seitengemälden samt der Mauer ausgesägt, um sie nach Frankreich zu transportieren,"[54]) und das gleiche verkündete auch Millin im „Magazin encyclopédique" seinen Lesern.[55]) Daß aber das Unternehmen mißlang und Daniellos Fresken bei dieser Gelegenheit größtenteils zugrunde gingen, erfahren wir aus einem Schriftchen, das anonym im Jahre 1800 in Erfurt erschien.[56]) Hier lesen wir: „Unverantwortlich ist's, wie diese Franco-Hunnen mit den Kunstwerken umgingen. Das erhabene al Fresco-Gemälde des Daniel di Volterra, die Kreuzabnehmung, wo besonders die herrliche Gruppe des Vordergrundes unübertroffen schön dargestellt war, sägten die Franzosen aus der Wand der Kirche heraus und ach! zerbrachen es — und auf diese Art gingen unzählige Gemälde, Statuen und andere

51) Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte, Paris 1819, II 421. Bis dahin wußten wir von dieser Pulverexplosion und der Schädigung der Sixtinafresken nur durch Duppa, Life of Michel-Angelo, London 1807, S. 283.

52) Girodet, Œuvres ed. Coupin II 289. Vgl. auch Landon, Annales du musée V (1803) S. 41. Landon hat Pl. 17 das Gemälde gestochen.

53) Vgl. E. Steinmann, Die Porträtdarstellungen des Michelangelo, Leipzig 1913, S. 48.

54) Teutscher Merkur 1798 III S. 285.

55) IV 6 (1798) p. 550: On a enlevé le mur entier de l'église Trinita de' monti sur lequel était la descente de croix par Daniel di Volterra, aussi que les peintures latérales, pour les porter en France.

56) Der Kampf um Europens Stiefel. Ein Gemälde aus der Bildergallerie unserer Tage S. 7.



Kostbarkeiten unter ihren ungeschickten Händen zugrunde."

Heute sind die Seitengemälde der Orsini-Kapelle überhaupt verschwunden, und das wieder in die Altarwand eingelassene Hauptgemälde ist völlig übermalt. Der Wahnwitz, bei den damaligen Transportverhältnissen riesige Freskogemälde von Rom nach Paris zu senden, muß den französischen Kommissarien allmählich aufgegangen sein. Aber es war zu spät!

Was S. Trinità de' Monti an seinen besten Freskogemälden erfahren mußte, das erfuhren zahlreiche andere Kirchen Roms an ihren Tafelbildern, an ihren Grabdenkmälern, den Glocken, den Gold- und Silbergeräten, den kirchlichen Gewändern. Man entschließt sich nur zögernd, einem Augenzeugen all der fürchterlichen Dinge, dem Römer Giuseppe Antonio Sala, auf seiner Via dolorosa durch die Kirchen Roms zu folgen. Die Tatsachen, die er in der schlichten Sprache des Chronisten aufgezeichnet hat und die durch andere Zeugen bestätigt werden[57], erscheinen uns noch heute wie eine der fürchterlichsten Anklagen, die jemals gegen Kirchenräuber und Heiligtumsschänder erhoben worden sind.

Am 23. Februar 1798 berichtete Berthier nach Paris, er habe im Einvernehmen mit Masséna die Beschlagnahme aller Silberschätze in den römischen Kirchen angeordnet.[58] Wenige Tage später, am 1. März, begannen die gefürchteten Trabanten Hallers ihr Zerstörungswerk.[59] Und nicht in Rom allein! Überall in der näheren und weiteren Umgebung Roms ließen sich diese Raubvögel nieder und schleppten aus Kirchen und aus Klöstern fort, was ihnen die eingeschüchterten Priester und Mönche nicht vorzuenthalten wagten.[60] Haller hatte das Unternehmen aufs glänzendste organisiert. In jeder Kirche erschienen ein französischer Kommissar, ein dienstwilliger Römer der neuen Republik und ein Silberschmied.[61] Schnell wurde das Kostbarste ausgewählt, gewogen und fortgeschleppt: Heilige Geräte, Monstran-

57) Am überzeugendsten wirkt das Zeugnis des kühlen und scharfsichtigen Fernow. Er äußert sich im Teutschen Merkur (1798 Bd. III S. 285) wie folgt: „Mehrere Kirchen, unter denen ich hier nur die von Aracoeli auf dem Kapitol, von Trinità de' Monti, S. Croce in Gerusalemme, S. Pietro in Montorio, S. Bartolomeo all' Isola nennen will, werden teils von römischen Edilen, teils von französischen Kommissärs im eigentlichsten Sinne des Worts dilapidiert. Alles darin befindliche Metall, alle marmornen Säulen und Tafeln, welche die Altäre zierten, werden ausgebrochen und verkauft, wobei jeder, soviel er kann, für sich selbst nimmt. ... In einigen dieser der Zerstörung preisgegebenen Kirchen, wo Grabstätten von Kardinälen oder anderen Vornehmen waren, hat man die Gräber aufgewühlt und die bleiernen Särge herausgenommen, um Sie zu Flintenkugeln zu verarbeiten. Ich könnte eine Weile in diesem Tone fortfahren, ehe es mir an Stoff gebräche. Machen sie nun den Schluß von dem, was der Kunst geschieht, wie es in allen übrigen Fächern der Administration unserer neuen Republik zugehen mag, wo die Beuten noch weit ergiebiger ausfallen, und Sie werden mir zugeben, daß Genserich und Attila samt ihren Visigothen und Hunnen Ehrenmänner waren gegen die Gothen und Vandalen des neuesten Roms."

Wie es die Silber-Kommissare machten, um sich an der Beute einen möglichst großen persönlichen Anteil zu sichern, erläutert Sala (I 102) an einem besonderen Beispiel.

58) Müntz in der Revue d'histoire diplomatique X (1896) S. 499 Anm. 2.

59) Sala, Diario I 72.

60) Sala, Diario I 135. Per tutte le provincie si sono spediti de' Commissari Francesi a far lo spoglio delle argenterie delle chiese. S. 162 beschreibt Sala ausführlich den Kirchenraub in Subiaco, Trisulti, Sezze, Alatri usw.

61) Sala, Diario I 72.



zen, Becher, Räucherfässer, Hostien- und Reliquienbehälter — kurz alle Gold- und Silberschätze, die in Jahrhunderten aufgehäuft waren, verschwanden in der römischen Münze hinter dem Vatikan.[62]) Überall wurde nur das nötigste Gerät zurückgelassen, um an den Altären noch das Meßopfer verrichten zu können. Die Plünderung wurde oft unter Todesdrohungen überall mit so großer Eile betrieben, daß sie bereits am 24. April zum vorläufigen Abschluß gelangte.[63]) Das Direktorium in Paris und die Armee in Rom brauchten Geld und wieder Geld. Es galt, die römische Beute, die beständig von Neapel her bedroht war, so schnell wie irgend möglich in Sicherheit zu bringen. Wie sich die Agenten der großen Nation dabei aufführten, deutet Sala mit den Worten an[64]): „Ich glaube, man brauchte keine Prozesse zu führen, um sämtliche Kommissare zur Erschießung zu verurteilen!"

Die neue Römische Republik, ein gänzlich willenloses Werkzeug in der Hand der französischen Armee, ließ es sich inzwischen angelegen sein, der Raubsucht ihrer Bedrücker auf alle Weise Vorschub zu leisten. Schon im März wurden Kirchen, Klöster und geistliche Institute zum Nationaleigentum erklärt[65]), im Mai wurden nicht weniger als 31 Klöster ohne weiteres aufgehoben.[66]) Was sich an beweglichem Gut vorfand, wurde meistens öffentlich versteigert. Einmal in der Hand von Männern, die die Religion bekämpften, denen die päpstliche Autorität ein Greuel war, schienen auch die Kirchen Roms in ihrem Bestande aufs ernstlichste bedroht. Sie haben in der Tat seit dem Sacco di Roma keine so furchtbare Verwüstung erlitten. Sala hat die dunkle Chronik dieser Tage treulich aufgezeichnet. Wir brauchen seiner Führung nur zu folgen.

In San Lorenzo e Damaso, der in den Palast der Cancelleria eingebauten geräumigen Kirche, raubten die Kommissare eigenhändig den silbernen Rahmen um das Madonnenbild und die silberne Krone der Madonna.[67]) Später wurde auch das prächtige Tabernakel aus vergoldetem Erz entfernt und im Exkloster der Konvertiten — dem allgemeinen Auktionslokal — meistbietend versteigert.[68]) Den Tribunen der jungen Republik, die in der Cancelleria ihre Residenz aufgeschlagen hatten, war die Kirche in ihrem Palast überhaupt sehr unbequem. Sie fürchteten den Geruch der Gräber und fühlten sich unbehaglich beim Läuten der Glocken. So wurde San Lorenzo im August geschlossen.[69]) „Wer kann den Untergang so vieler Bauwerke und Kirchen genug beklagen?" ruft Sala aus. „Wahrscheinlich werden sie alle zuerst beraubt, dann geschlossen und dann zerstört oder für profane Zwecke verwandt werden."[70])

Bei der Plünderung von St. Peter, die am 9. März begann und am 2. Juni endigte, wurden zunächst viertausend Pfund Silber und siebzig Pfund Gold erzielt.[71]) Man ließ der Kirche anfangs großmütig für die vielen Messen 27 Becher, alle Reliquienbehälter, eine Anzahl Lampen und mehrere Reihen von

62) Schon am 13. März schreibt Sala, daß 12 Wagen mit Gold- und Silberbarren die Münze verlassen hätten. I 101.

63) Sala, Diario I 161: È compito lo spoglio delle Chiese di tutti li Dipartimenti.

64) Sala I 161. 65) Sala I 111.

66) Sala I 200. Duppa, A brief account S. 90.

67) Sala I 75.

68) Sala II 161. 69) Sala II 86.

70) Sala I 200.

71) Sala I 92. Ausführlicher handelt über die Beraubung von St. Peter Mons. Giuseppe Cascioli im Bessarione Ser. III vol. IX (1912) S. 303. Herrn Dr. Hartig bin ich für den Hinweis auf die Arbeit Casciolis zu Dank verpflichtet.

Leuchtern. Aber bei der zweiten Plünderung wenige Monate später wurden die silbernen Lampen und Leuchter, die goldenen Kronen der Madonnenbilder, alle Reliquienschreine und alle Monstranzen und Becher bis auf zehn geraubt.[72]) Ein Prozessionskreuz, die herrlichen Farnese-Leuchter des Antonio Gentili da Faenza und einiges andere wurde zwar auf Befehl des französischen Generals zurückerstattet, aber die unschätzbaren, unvergleichlichen Gold- und Silberarbeiten der päpstlichen Sakristei waren auf immer dahin. „Eine Landkirche", ruft Sala aus, „hat heute kostbarere Altargeräte als die erste Basilika der Welt!"

Man hatte anfangs sowohl die große silberne Statue des hl. Ignatius in der Kirche del Gesù, die wundervoll gearbeitet war, und jenen berühmten Schrein der Apostelköpfe in SS. Giovanni e Laterano, Arbeiten des Giovanni di Bartolo vom Jahre 1369, zu retten gehofft.[73]) Die Konsuln hatten sich für die Erhaltung dieser vaterländischen Altertümer verwandt.[74]) Aber die Franzosen hatten erklärt, daß alles Silber in den Kirchen ihnen zustehe als Recht des Eroberers und hatten auch diese Schätze in die Münze bringen lassen.[75])

Noch langwieriger war der Kampf um die berühmte Monstranz der Doria Pamphili in Sant' Agnese an der Piazza Navona gewesen.[76]) Er endete damit, daß sich der Prinz Doria gezwungen sah, der Französischen Republik, die ihn und seinesgleichen bis aufs Hemd geplündert hatte, dies kostbare Prunkstück seines Hauses zum Geschenk zu machen.

Man nahm in den großen und kleinen Kirchen Roms nicht nur die Monstranzen, die Hostienbehälter, die Reliquienschreine, die Lampen und Leuchter — kurz alles, was die Römer sonst beim Hören einer Messe vor Augen gehabt hatten —, man ließ auch den Toten keine Ruhe. Das Grab von S. Filippo Neri, des römischen Nationalheiligen, wurde geöffnet, weil sein Körper in einem Sarg von Silber ruhte, die Denkmäler der Kardinäle brach man auf, um sich der bleiernen Särge zu bemächtigen.[77]) Aus S. Maria in Aracoeli hatte sich das sacro bambino nach San Cosimato flüchten müssen, und die Kirche schien mit dem völligen Untergange bedroht.[78]) Noch lasen die wenigen zurückgebliebenen Jünger des hl. Franz an den beraubten Altären die Messe, aber schon hatte man die Gemälde fortgeschafft, von den Grabsteinen die metallenen Wappen und Buchstaben entfernt und aus der Sakristei den reichen Schatz und die Kirchengewänder gestohlen.[79]) Ja, sogar die Kapelle, die sich noch heute über dem Allerheiligsten der Kirche im Querschiff erhebt, sollte abgebrochen werden, und die goldschimmernde Holzdecke — das Weihgeschenk des römischen Volkes an die Madonna nach der Schlacht bei Lepanto — war wie die Decken von S. Chrysogono und S. Maria dell' Orto[80]) auf Abbruch an die Wucherer aus dem Ghetto verkauft worden.

72) Sala I 243, 250 und 281.

73) Sala I 94 und I 76.

74) Sala II 36.

75) Sala I 258: Anco la Basilica Lateranense ha dovuto sogiacere all' intero spoglio delle argenterie, compreso ancora il gruppo antichissimo dell' ultima Cena, che i Goti lasciarono intatto nel sacchegio di detta Basilica. Vgl. Müntz in Revue d'histoire diplomatique X (1896) S. 499.

76) Sala I 126, 128, 282; II 4 und 7. Gouvion St.-Cyr, Mémoires I 298—301.

77) So in den Kirchen delle Barbarine und S. Niccolo di Tolentino. Sala II 41.

78) Sala II 49.

79) Sala II 45, 48, 70, 72.

80) Sala II 41. Zum Glück gelangte dieser Plan nicht zur Ausführung.

„Man kann nicht ohne Tränen an all diese Frevel denken," seufzt der ehrliche Sala; „nicht die Goten, nicht die Vandalen oder irgendein anderes Volk von Barbaren haben solche Verbrechen begangen!"

Anfang August wurde Aracoeli geschlossen und die Franziskaner des Klosters in alle Winde zerstreut. Fast noch schlimmer erging es anderen, gleichfalls aufgehobenen Kirchen und Klöstern. In S. Bartolomeo auf der Tiberinsel wurden die Altäre zerstört und ihrer Reliquien beraubt; alles, was Wert besaß, wurde verkauft. Die Kirche selbst sollte in eine Kaserne oder in ein Magazin oder in ein Theater umgewandelt werden.[81]) Das gleiche Los hatten Kirche und Kloster von SS. Domenico e Sisto[82]): „das Kloster ein Paradies auf Erden, die Kirche reich an köstlichen Paramenten und einem Schatz von Silbergeräten"! S. Sabina auf dem Aventin, Kirche und Kloster, wurde für 3000 Dukaten verkauft: „Wer dies Heiligtum erworben hat," schreibt Sala, „wird es in eine Spelunke verwandeln und Säulen, Marmor und alles übrige verkaufen."[83]) Von S. Maria dell' Anima entfernten die Franzosen das kaiserliche Wappen, plünderten die Kirche völlig aus und raubten die besten Gemälde, unter ihnen Giulio Romanos berühmte Madonna, um sie nach Paris zu schaffen.[84]) In S. Antonio de' Portoghesi wurde das gesamte Inventar an den Antiquar Barbiellini verkauft.[85])

81) Sala I 270. 82) Sala II 34.
83) Sala II 45.
84) Sala II 92. Vgl. Teutscher Merkur 1799 I S. 61 und Correspondance de Napoléon I. Tom. III S. 663, wo unter CA die drei aus S. Maria dell' Anima geraubten Gemälde aufgeführt werden. Eingehend handelt über die Plünderung der Kirche J. Schmidlin, Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima, Freiburg 1906, S. 664 ff. 85) Sala III 57 und 82.

Am schlimmsten aber erging es S. Pietro in Montorio, der herrlichen Kirche am Janiculus, zu der man einst gewallfahrtet war, um Raffaels Verklärung Christi zu bewundern. „Kirche, Kloster, Garten, alles ist für 2000 Dukaten an einen Franzosen verkauft worden. Dieser hat alles zerstört, um sich Metall und Marmor zu verschaffen. Er hat sogar den Steinfußboden aufgebrochen, weil er den Schädel der berühmten Cenci sucht, die in dieser Kirche begraben wurde."[86])

Schon aus der ersten Plünderung der Kirchenschätze, der später noch eine gründliche Nachlese folgte[87]), erzielten die Franzosen nach ihren eigenen Worten einen Gewinn von ungefähr 30 Millionen Franken.[88]) „Was sie sich aber insgesamt angeeignet haben," schreibt Sala [89]), ist unabschätzbar. Man stelle sich allein den Reichtum der ausländischen kirchlichen Institute in Rom vor! Alle Kirchen und kirchlichen Institutionen der Flamen, Franzosen, Deutschen, Portugiesen, Neapolitaner, Toskaner fielen ihnen in die Hände, und sie nahmen alles, was sie wollten."

In der Tat! Keiner menschlichen Phantasie kann es gelingen, sich von den Folgen der grandiosen Raubzüge der Franzosen durch Rom und die römischen Provinzen auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen. Wir erfahren allzu selten im einzelnen, was an Arbeiten in Stein und Erz, in Silber oder Gold wirklich zugrunde gegangen ist. Bei der Fülle der Geschichte mußte der Chronist sich eben begnügen, im allgemeinen die furchtbaren Dinge zu schildern. So hören wir, daß alle Glocken Roms requi-

86) Sala II 40 und 112. Teutscher Merkur 1798 III S. 286. Friederike Brun-Münter besuchte S. Pietro in Montorio im Dezember 1802 und schrieb: „Hier ist alles Zerstörbare zerstört!" Vgl. Römisches Leben I 191.
87) Sala II 221.
88) Sala I 161. 89) Sala III 40.



riert werden sollten[90]), aber nur von den Glocken von S. Clemente wird berichtet, daß sie wirklich in die Münze wanderten[91]), wie die herrlichen Bronzegitter aus dem Missionshause auf dem Monte Cavallo[92]), wie das Bleidach der Kuppel der Madonna del Rosario auf dem Monte Mario.[93])

Am 24. Februar war der Erlaß erschienen, der gebot, innerhalb von 8 Tagen alle Wappen in Rom zu vernichten.[94]) Was der Französischen Republik recht gewesen war, mußte der Römischen billig sein. Aber man vermag sich nicht vorzustellen, was es für eine Stadt wie Rom bedeutete, an ihren Kirchen und Palästen, ihren Brunnen, Toren und Obelisken den Eichbaum der Rovere, den Stier der Borgia, die Kugeln der Medici, die Lilien der Farnese, die Bienen der Barberini entfernt zu sehen. Wie keine Stadt der Erde eine Geschichte hat wie die Stadt am Tiber, so hatte auch keine Stadt einen solchen Reichtum an Wappen aufzuweisen in Stein und in Bronze. Sala sah mit schwerem Herzen, wie das Wappen Clemens' XII. am Palast der Consulta verstümmelt wurde,[95]) wie die Wappen Pauls V. in Stein und Erz von der vatikanischen Basilika verschwanden,[96]) wie man sogar am Sonntag am Portal von Sto. Spirito die Rovere-Wappen herunterschlug. „In der ganzen Stadt", schreibt er, „ist man damit beschäftigt, die steinernen Wappen herunterzuhaun."[97] Als sich die Konsuln am 5. März eines Besseren besannen und die Einstellung der *Zerstörungs*arbeiten befahlen, war es bereits zu spät. Sieht man nicht an der Engelsburg noch überall die abgehauenen Wappenschilder, muß man nicht heute ins Dunkel der vatikanischen Grotten herabsteigen, um Wappen früherer Päpste zu finden? „Sie hätten etwas eher daran denken sollen," schreibt Sala; „die meisten Wappen liegen heute schon am Boden und ein großer Teil der Bauwerke hat wesentliche Architekturstücke eingebüßt."[98])

Aber nicht nur die Wappen der großen römischen Familien waren der neuen Republik am Tiber verhaßt. Auch die Statuen der Päpste liefen damals Gefahr, alle miteinander in Kalkgruben und Schmelzöfen zu verschwinden. Im Frühjahr 1798 entbrannte oben auf dem Kapitol im Saal der Kuriatier ein heftiger Streit darüber, was mit den Marmorstatuen Leos X., Pauls IV., Sixtus' V. und Urbans VIII. anzufangen sei, die in eben diesem Raume aufgestellt waren[99]). Man wünschte sie zu entfernen, aber über das Wie waren die Meinungen geteilt, und der Streit blieb anfangs unentschieden. Später wurde bestimmt, alle vier Statuen als Marmor zu verkaufen und vom Käufer zu verlangen, die Köpfe und die Arme vom Rumpfe zu trennen. Wenigstens an Sixtus V. und Paul IV. ist dieser Vandalismus zur Ausführung gelangt, während Urban VIII. im Konservatorenpalast verblieb und Leo X. nach Aracoeli geschafft wurde, wo er noch heute zu finden ist[100]).

90) Sono in requisizione le Campane e Reliquie di tutte le chiese. Sala II 120, 190 und 195.

91) Sala II 115. 92) Sala I 244.

93) Sala II 161.

94) Abgedruckt bei Duppa, A brief account S. 197. Vgl. Sala I 58 und 67.

95) Sala I 106.

96) Sala I 118 und II 37.

97) Sala I 67.

98) Sala I 80.

99) Fernow im Teutschen Merkur 1798 II S. 102. Fernows Angaben werden durch Sala bestätigt und ergänzt, I 144. In diesem Saal der Kuriatier wurde eine Inschrift angebracht zum ewigen Gedächtnis der Wohltaten, die Rom von Frankreich empfangen hatte. Sala, Diario I 282.

100) Nach Aracoeli wurden auch die Statuen Pauls III. und Gregors XIII. gebracht.

Die Statue Pauls IV. hat merkwürdige Schicksale gehabt. Sie wurde schon einmal zertrümmert, gleich nach dem Tode des Papstes, als sich die Wut des römischen Volkes gegen alles richtete, was Caraffa hieß. Erst Clemens XI. hatte im Jahre 1708 die Trümmer sammeln lassen und das Denkmal seines Vorgängers wiederhergestellt.[101]) Nun fiel die Statue aufs neue dem Wechsel menschlicher Dinge zum Opfer, und das gleiche Geschick traf die Statue Sixtus' V. Beide sind spurlos verschwunden.

Und nicht sie allein! In der Curia Innocentina im Palast von Montecitorio stand eine Kolossalstatue Innocenz' XII., der den Bau vollendet hatte.[102]) Auch dieses Marmorbild mißfiel den neuen Gewalthabern Roms. Es wurde als Marmor verkauft und stürzte in den Hof hinab, da die Stricke rissen. Sala sah mit eigenen Augen, wie man den Marmor zersägte.

Nicht besser erging es der Bronzestatue Clemens' XII. Corsini, die der berühmte römische Bildhauer Pietro Bracci gegossen hatte. Man lese, was ein Augenzeuge, der Engländer Duppa, über den Untergang dieser Statue zu sagen weiß:[103]) „Am 20. Mai wurde der Anfang gemacht, eine Kolossalstatue des Papstes Corsini in Bronze, die sich im Konservatoren-Palast befand, einzuschmelzen. Auch wurde damals ernstlich erwogen, mit verschiedenen anderen Statuen auf dem St. Petersplatze ebenso zu verfahren und das Tabernakel von St. Peter mit seinen gewundenen Säulen in schlechte Münze zu verwandeln, alles im letzten Grunde, um den unersättlichen Geldhunger der Raubkommissare zu stillen."

So hielten die Franzosen ihr ausdrücklich gegebenes Wort, sich nicht an den Denkmälern Roms zu vergreifen,[104]) so erfüllten sie auch hier, wie einst in Paris, ihre furchtbare Mission, die historischen Erinnerungen eines Volkes zu zerstören. Dort fielen die Reiterbildnisse der zepterführenden Könige, hier die Statuen der völkersegnenden Päpste demselben Wahn zum Opfer. „Wir werden ein ewig unzerstörbares Exempel bleiben für die Raubgier und die Tyrannei der Franzosen," ruft Sala aus. „Sie haben uns weiter nichts übriggelassen als die Augen, um zu weinen."[105])

Was bedeutet es gegenüber solchen Heimsuchungen, wenn damals auch die zahllosen Madonnenbilder aus den Straßen Roms verschwanden? Und doch! Diese Gemälde und Reliefs, diese Mar-

Die zerstörte Statue Sixtus' V. ist bei Ciaconius, Vitae et res gestae Pontificum Romanorum IV 139/40 abgebildet.

101) Maffei (Rossi), Raccolta di statue antiche e moderne, Roma 1704, Taf. CLXII.

102) Sala I 145. Sala gibt fälschlich Innocenz XI. an. Es handelt sich um die Statue Innocenz' XII., die auch Vasi (Itinéraire instructif de Rome, 5. ed. S. 44) erwähnt. Innocenz XII. ließ den Palast von Monte Citorio durch den Architekten Fontana fortsetzen und vollenden.

103) A brief account of the subversion of the Papal Government 1798, Second edition, London 1799, S. 145. Archenholz, Minerva XIX (1799) S. 494. Durch diesen Nachweis wird die Vermutung von Domarus bestätigt, daß die Statue in der Franzosenzeit 1798/99 zerstört worden sei. Einen Stich der Statue von Roccus Pozzi hat Domarus gefunden. Vgl. K. v. Domarus, Pietro Bracci, Beiträge zur römischen Kunstgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, Straßburg 1915, S. 22 ff. und Tafel V.

104) Erlaß des Direktoriums vom 19. Februar 1798 Art. 6. Il est fait défense d'enlever aucun monument public de Rome. Le présent article et le précédent seront affichés dans Rome. Abgedruckt in Gouvion Saint-Cyr, Mémoires, Paris 1831, I S. 274. Man plante übrigens auch die Mark Aurel-Statue auf dem Kapitolsplatz durch eine Statue der Freiheitsgöttin zu ersetzen. Vgl. Teutscher Merkur 1798 II 102.

105) Diario I 238.



mor- oder Terrakottabilder, bald Produkte einfacher Volkskunst, bald von ausgezeichneten Künstlern ausgeführt, waren eine charakteristische Note im Denkmalsschatz der ewigen Stadt. Diese Wahrzeichen frommen Volksglaubens, die über ganz Rom ausgestreut waren, besaßen ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Kultus. Aber als nach dem Tode Duphots Rom der fürchterlichsten Bedrängnis entgegenging, hieß es allgemein, die Madonnenbilder hätten die Augen bewegt.[106]) Prozessionen wurden veranstaltet, die ganze Stadt geriet in Bewegung. Dieser Glaube und Aberglaube, der stets eine gewisse Gefahr für die Ruhe der Bevölkerung in sich schloß, war den französischen Machthabern ebenso unverständlich wie unbequem. Sie entzogen den Marienbildern ihren Schutz, die nun bei Tag und Nacht von Soldaten und Republikanern beschimpft und beschädigt wurden; nur in Trastevere wagte es niemand, die Heiligenschreine der Gottesmutter zu berühren.[107])

Inzwischen walteten Daunou, Florent und Wicar mit größter Kaltblütigkeit ihres schmachvollen Amtes, aus dem Vatikan, aus der Villa Albani, aus dem Palazzo Braschi und aus dem Kapitolinischen Museum das letzte zu entführen, was sie für würdig erachteten, die Sammlungen von Paris zu bereichern. Die Trajanssäule allerdings blieb in Rom zurück. „Wir senden einen Obelisken," schrieb Daunou am 15. April nach Paris.[108]) „Was die Trajanssäule anlangt, so stellen sich zwei Hindernisse in den Weg: erstens die Kosten, die unübersehbar sind, sodann Euer Versprechen, keine öffentlichen Denkmäler zu entführen, das mir von den Konsuln immer wieder vorgehalten wird." Es scheint, daß man damit den Plan des Abbruchs der Trajanssäule endlich fallen gelassen hat.

Desto schlimmer war das Treiben in Vatikan und Quirinal, wo es keinen Herrn mehr gab, und wo sich inzwischen die Herren der neuen Republik mit ihren Gemahlinnen häuslich einzurichten begannen. Anfangs wollten die neuen Herren, wie es scheint, den Vatikan beziehn, und der Konsul Angelucci begeisterte sich in seinem Größenwahn an dem Gedanken, im Schlafzimmer Pius' VI. sein Lager aufzuschlagen.[109]) Später entschied man sich für den Quirinal als Residenz. Er wurde für diesen Zweck mit größtem Aufwand und höchster Eile hergerichtet, und die Arbeiter murrten, weil sie nicht bezahlt wurden.[110]) Bei der Verteilung der Räume gerieten sich die Damen Angelucci und Visconti — die Gemahlin des berühmten Archäologen — in die Haare. „Wer hätte je gedacht," schreibt Sala,[111]) „daß sich im Garten des Quirinals Szenen ereignen würden, wie man sie sonst nur in Trastevere zu sehen gewohnt ist!"

Der Vatikan wurde in des Wortes weitester Bedeutung ausgeplündert. Es wurde nichts Bewegliches zurückgelassen, vom erbärmlichsten Gerät in der Küche bis zum künstlerischen Möbel in den Staatsräumen.[112]) Die priesterlichen Gewänder der Sixtina, der Paulina und der anderen päpstlichen Kapellen wurden samt und sonders verbrannt, um das Gold und Silber der Stickereien heraus zu schmelzen.[113]) Man fand die Geheimsakristei Julius' II, und man beraub-

106) Duppa, A brief account usw. S. 16.
107) Sala II 18, 22, 25, 44, 54.
108) Taillandier, Documents biographiques sur P. C. F. Daunou, Paris 1847, S. 133.

109) Sala I 77. Im Vatikan, und zwar in den Stanzen Raffaels, hielt auch das neuerrichtete Nationalinstitut seine ersten Sitzungen ab. Vgl. Sala I 180.
110) Sala I 201. 111) Sala I 169.
112) Duppa, A brief account S. 59 ff.
113) Duppa S. 64.

te sie aller ihrer Schätze.[114]) Man verkaufte sämtliche Staatswagen der Päpste[115]) und schleppte selbst aus den vatikanischen Gärten alles zusammen, was an Vasen und Marmorschmuck zu finden war. „Niemals hat man einen ähnlichen Raub gesehn", ruft Sala aus. [116]) „Eine Plünderung auch von meheren Tagen oder ein Einfall der Barbaren würde uns weniger geschädigt haben als dieses friedfertige Verweilen unserer edlen Befreier, die einfach hierher gekommen sind, um zu essen, sich zu kleiden, reich zu werden, gleichsam als befänden sie sich in einer Sommerfrische."

Das gesamte Inventar des vatikanischen Palastes wurde in Bausch und Bogen einer Aufkäufergesellschaft aus Lyon und Marseille überlassen,die dafür der französischen Armee eine hohe Summe zahlte, aber nun ihrerseits wieder große Auktionen veranstaltete und den Rest des Raubes im Ghetto verschwinden ließ.[117])

Damals ereilte auch die Teppiche Raffaels ihr Schicksal. Ursprünglich nur zum Schmuck der Sixtinischen Kapelle bestimmt, waren sie später einmal im Jahre, am Fronleichnamfest, dem Volke gezeigt worden. Sie hingen dann in der Galerie, die vom Petersplatz in den Vatikan hinaufführt. „Man hatte hier Gelegenheit," schreibt Fernow[118]), „die allgemeine große Wirkung dieser Werke auf das Gefühl, selbst der untersten Volksklassen, zu beobachten und sich zu überzeugen, daß Raffael ebenso gewiß ein Volksmaler als Homer ein Volksdichter seiner Zeit war. Die Plätze vor der Predigt Pauli, vor der Anbetung der Weisen, dem Ananias und besonders vor dem Kindermord sind selten leer von Zuschauern aus dem gemeinen Volk, welche durch frohe Lebhaftigkeit ihr Interesse an diesen Darstellungen zu erkennen geben."

Aber wie die Franzosen den Bucintoro, das Prachtschiff der Dogen, zerstört hatten und damit zugleich den Glanz des volkstümlichen Festes in Venedig, so kümmerte es sie auch wenig, ob die Römer jemals wieder ihr Fronleichnamsfest in alter Herrlichkeit begehen würden. Wie damals in Rom alles auf den Markt getragen wurde, was Eigentum der Kirche gewesen war, so wurden auch die Holzgerüste und Zeltbespannungen, die man zum Corpus Domini gebrauchte, verschleudert[119]) und die Teppiche Raffaels in öffentlicher Versteigerung ausgeboten. Über die Preise, die gezahlt wurden, über Käufer und Verkäufer — bis es Pius VII. gelang, dem Vatikan seinen alten Besitz, wenn auch halbzerstört, wieder zu sichern — gehen die Nachrichten auseinander. Duppa, der behauptet dabeigewesen zu sein, spricht von einem Geschäft, das unter der Hand zwischen den Händlern abgeschlossen wurde und es Visconti unmöglich machte, den Schatz für Rom zu retten.[120]) Im Teutschen Merkur wurde behauptet, ein Engländer sei der erste Käufer gewesen, wie die Engländer überhaupt den Löwenanteil aus dem Verkauf der Kunstschätze in Rom davontrugen.[121])

114) Sala I 180. 115) Sala I 132.

116) Sala I 156.

117) Duppa S. 59, 60.

118) Teutscher Merkur 1797 I S. 6. Fernows Arbeit über die Tapeten Raffaels ist in seinen Römischen Studien wieder zum Abdruck gelangt.

119) Sala I 119: Li Francesi per lasciarci con minori imbarazzi vendono quanto più possono della roba, di cui s'impadroniscono. Essi hanno distrutto tutto il legname e le tende che servivano per la processione del Corpus Domini.

120) Duppa, A brief account S. 61, 62.

121) Teutscher Merkur 1798 III 186. Über diese Auktionen heißt es im Teutschen Merkur II S. 259: „Von unabsehbaren Folgen für Studium und Geschichte der Künste sind die schon monatelang dauernden öffent-

Sala, der sich in seinen Angaben in der Regel als zuverlässig erweist, berichtet, ohne den Käufer zu nennen, daß sämtliche Gobelins des Vatikans und unter ihnen auch Raffaels Meisterwerke für 31000 Dukaten verkauft wurden. „Wir können diesen Verlust niemals tief genug beklagen", fügt er hinzu.[122])

Wenn Paris auch damals schon von allen Hauptstädten Europas den größten Reichtum an gewirkten Teppichen besaß, so bleibt es doch unverständlich, warum Monge, Daunou und Wicar die Meisterwerke Raffaels dem Musée Central im Louvre nicht sofort gesichert haben oder doch die Versteigerung zu verhindern suchten. Schalteten und walteten sie doch im Vatikan im Frühjahr 1798 mit unbeschränkten Machtbefugnissen. Lag es doch ganz in ihrer Hand, zu bestimmen, was geplündert oder was nach dem Vertrag vom 10. Februar sozusagen „vertragsmäßig" aus Rom fortgeführt werden sollte.

Wir besitzen noch heute das genaue Verzeichnis aller Kunstschätze Roms, die am 6. Juli 1798 bereit waren, nach Paris abtransportiert zu werden.[123]) Aus dem vatikanischen Palast wurden diesmal weniger Statuen und Gemälde als Münzen, Medaillen, Inkunabeln und Bücher entwendet. Die vatikanische Bibliothek gab ihre ganze Münzen- und Medaillensammlung her — die Kameen waren ja bereits gestohlen worden —; sie lieferte überdies noch 138 Inkunabeln, 6 Handschriften und 15 etruskische Vasen aus.[124])

Aber auch die glänzende Privatbibliothek Pius' VI. wurde für würdig befunden, das Ihrige beizutragen zur Ausbreitung der Weltkultur, die an der Seine geboren werden sollte.[125]) Daunou sandte die wertvollsten Stücke nach Paris, wo sie zum Teil noch heute in der Bibliothek Sainte-Geneviève bewahrt werden; der Rest wurde wieder an den römischen Antiquar Barbiellini verkauft.[126]) Und was im Vatikan geschah, das geschah im Palazzo Braschi an der Piazza Navona[127]) und in den päpstlichen Palästen von Terracina[128]) und Castelgandolfo. Der Nepotismus, dessen Pius VI. bezichtigt wurde, nahm ein Ende mit Schrecken. Er starb so arm wie Christus selbst, allerdings ohne es zu wissen, denn man

lichen Versteigerungen der besten und berühmtesten Gemälde und Denkmäler, wobei England, wie es schon beim Ausbruch der Revolution in Frankreich der Fall war, aufs neue der Schlund wird, der alles verschlingt." Vgl. die interessanten Ausführungen in der Minerva April 1804 II 159: Ein Beitrag zur Geschichte der Künste, wo die Rivalität zwischen England und Frankreich im Erwerb von Kunstwerken behandelt wird.

122) Sala I 155.

123) Specchio generale di tutti gli oggetti d'arti (sic!) e scienze che partono da Roma per Parigi nell' anno VI dell' era republicana in Correspondance de Napoléon I. Tome III 655. Über die Anordnung der Medaillen in der kaiserlichen Bibliothek finden sich bei H. v. Hastfer, Leben und Kunst in Paris, Weimar 1806, bemerkenswerte Angaben.

124) Le Grelle bei Serafini a. a. O. I S. XLVIII. Im Anhang der obengenannten Recensio sind Inkunabeln und Manuskripte im einzelnen aufgeführt S. 137—151: Nota di libri ed altre materie antiquarie richieste alla Biblioteca Vaticana dalla Commissione della Republica Francese e dagli Officiali di essa Biblioteca consegnate al Cittadino Vicard (sic!) in virtù del mandato di procura da esso esibito.

125) Müntz, La bibliothèque du Vatican pendant la révolution française in Mélanges Julien Havet, Paris 1895, S. 579 ff. und Léon Dorez, Psautier de Paul III, Paris 1909, S. 2 Anm. 2.

126) Sala I 174.

127) Sala I 167 und 176. Eine Liste der im Palazzo Braschi geraubten Kunstschätze findet sich bei Antonio d'Este, Memorie di Antonio Canova, Firenze 1864, S. 236—238.

128) Sala I 220.



hatte ihm die Plünderung des Palazzo Braschi, den Verkauf seiner Familiengüter und die Verschleuderung seiner Bibliothek verheimlicht.[129]) Unter so grausamen Feinden, unter so treulosen Verrätern hatte er im Vatikan wenigstens einen bewährten Diener zurückgelassen, den Präfekten des Archivs, Gaetano Marini. Wie durch ein Wunder gelang es diesem, die Privatpapiere des Papstes zu retten [130]) und wenigstens das Archiv vor Plünderung zu bewahren. Marini erzählt uns selbst, wie er mit Erfolg bemüht war, gefährdete Kunst- und Bücherschätze überall zu sammeln und zu kaufen und im Vatikan zu verbergen.[131]) Er ahnte damals noch nicht, daß es ihm bestimmt sein sollte, zwölf Jahre später die wichtigsten Akten des päpstlichen Archivs in die Verbannung nach Paris zu begleiten, um dort zu sterben.[132])

Natürlich mußte eine so furchtbare Katastrophe wie diese friedliche Plünderung Roms die großen römischen Familien am schwersten treffen.[133]) Nicht nur die Braschi verloren ihren gesamten Besitz, auch die Colonna [134]), die Borghese[135]), die Aldrobrandini [136]), die Giustiniani [137]) und viele andere vornehme Geschlechter sahen sich früher oder später gezwungen, sich ihrer Sammlungen ganz oder teilweise zu entäußern, um die schweren Kriegssteuern zahlen zu können. Nur den Doria-Pamphili [138]) ist es gelungen, ihre Galerie, „il bosco dei quadri", wie die Römer die überfüllten Säle nannten, intakt zu erhalten.

Von allen Sammlungen der römischen Großen aber wurde keine so mitgenommen wie die Villa Albani, und es ist erstaunlich, daß diese herrlichste der Villen Roms trotz solcher Plünderungen sich einen Abglanz ihres früheren Ruhmes bis heute erhalten konnte. Kardinal Alessandro Albani, der leidenschaftliche Sammler, der Freund und Beschützer Winckelmanns, hatte diesen Tempel der Künste erst vor wenigen Jahrzehnten vor der Porta Salaria aus dem Nichts erschaffen. Durch ihre unvergleichliche Lage in der Campagna Roms mit dem vollen Blick auf die Sabinerberge, durch die Kunst, mit der der Gartenarchitekt Antonio Nolli den Boden zu benutzen verstand, durch die einzigartige Aufstellung der Antiken mitten in der Natur — wie auch einst die Römer sie aufgestellt hatten — erwarb sich die Villa Albani einen Ruf wie die Villa Ludovisi und die Doria Pamphili.

Der Neffe des Kardinals Alessandro und sein Erbe hatte sich früh in Paris durch seine Politik mißliebig gemacht.

---

129) Sala I 220. Quant à Pie VI, l'univers sait et ses souffrances et sa résignation et sa mort et le tribut de vénération généralement payé à sa mémoire. D'Allonville, Mémoires secrets de 1770—1830, Paris 1841, IV 237.

130) Sala I 218 und 219; II 6.

131) Bulletin de la société des antiquaires de France 1889 S. 109: Breve indicazione dell' operato dall' Ab. Marini nell' assenza di N. S. da Roma.

132) Delisle, Les archives du Vatican im Journal des savants, Juillet 1892, S. 429 und 437.

133) Duppa, A brief account S. 130 ff.

134) „Die große heilige Familie von Raffael, die Geißelung Christi von Correggio, der große Poussin und der Claude Lorrain sind fort", schreibt Friederike Brun, Römisches Leben II 52.

135) Sala I 180. Die große Plünderung der Borghese-Sammlungen wurde einige Jahre später von Napoleon vollendet.

136) Teutscher Merkur 1798 III S. 283—284; 1799 I S. 61.

137) C. P. Landon, Galerie Giustiniani, Paris 1812.

138) Fr. Brun, Römisches Leben II 82.

139) Correspondance inédite I 505 und III 202.

Bonaparte wußte, daß er am Wiener Hofe gegen Frankreich arbeitete,[139]) und daß der energische Mann — überdies Dekan des h. Kollegiums — sogar versucht hatte, den Großtürken gegen Frankreich aufzureizen.[140]) Auch als der Stern Bonapartes immer höher stieg, änderte der Kardinal nichts in seiner Haltung. Er wurde dafür in Paris von den Papabili ausgeschlossen,[141]) und nach der Eroberung Roms wurde sein Name sofort auf die Proskriptionsliste gesetzt.[142]) Palast und Villa Albani waren damit dem Untergang preisgegeben.[143]) Der Kardinal selbst rettete sich mit Mühe auf neapolitanisches Gebiet.[144])

Am 20. März berichtete Daunou nach Paris: „Die Villa Albani ist ein herrliches Museum. Nur die Auswahl wird uns Schwierigkeiten machen.“ Und am 3. April fährt er fort:[145]) „Wir haben das Einpacken der Skulpturen der Villa Albani begonnen, die Eigentum der Französischen Republik geworden ist. Der Transport wird große Kosten verursachen. Selbst wenn man in der Villa noch 300 Objekte läßt, werden die, die schon bezeichnet sind, 280 Kisten füllen.“[146]) Gleichzeitig hatte man unter Todesdrohungen von dem Sekretär des Kardinals ein Geheimnis erpresst. Er verriet ein verborgenes Gemach, in dem man die herrlichsten Gemälde und Kostbarkeiten entdeckte.[147]) Es scheint, daß man die Absicht hatte, allmählich die ganze Villa nach Paris zu bringen und dort wieder aufzubauen. Sogar die Brunnenfiguren im Garten wurden eingepackt und der Plan der ganzen Villa aufgenommen.[148]) — Damals gelangten auch die Manuskripte Winckelmanns nach Paris. Winckelmann hatte sie seinem Gönner vermacht.[149])

Es waren ursprünglich 28 Bände, von denen 7 verloren gingen. 21 werden noch heute in der Nationalbibliothek in Paris bewahrt, wo sie der Archäologe Thiersch i. J. 1813 einsah.[150])

Am 31. Juli 1815 las man im Rheinischen Merkur einen Aufruf an das Deutsche Volk, Winckelmanns Reliquien von Frankreich zurückzufordern[151]): „Der handschriftliche Nachlaß unseres Winckelmann — so heißt es hier — mußte mit allen übrigen Schätzen der Villa Albani nach Paris wandern; dort prangt er seit Jahren

140) Landrieux, Mémoires I 166.

141) Correspondance inédite I 505 und III 202.

142) Instruction du Directoire pour le général en chef de l'armée d'Italie vom 31. Januar 1798: Il confisquera au profit de la république française les biens du pape, de sa famille et des Albani. Vgl. Gouvion Saint-Cyr, Mémoires I 272.

143) Fernow aus Rom am 1. Okt. 1798 im Teutschen Merkur 1798 III S. 284: „Die Antikensammlung der Villa Albani ist, dank der Vorsorge des citoyen Wicar, glücklich nach Paris abgegangen; die des Palastes Albani hat sich größtenteils unter den Händen der Kommissärs verloren.“

144) Sala I 166.

145) Taillandier, Documents biographiques S. 128 und 132.

146) Eine Liste seines geraubten Gutes stellte Prinz Carlo Albani i. J. 1815 für Canova auf. Vgl. A. d'Este, Memorie di Antonio Canova S. 234.

147) Sala I 126 und 134.

148) Teutscher Merkur 1798 II S. 102.

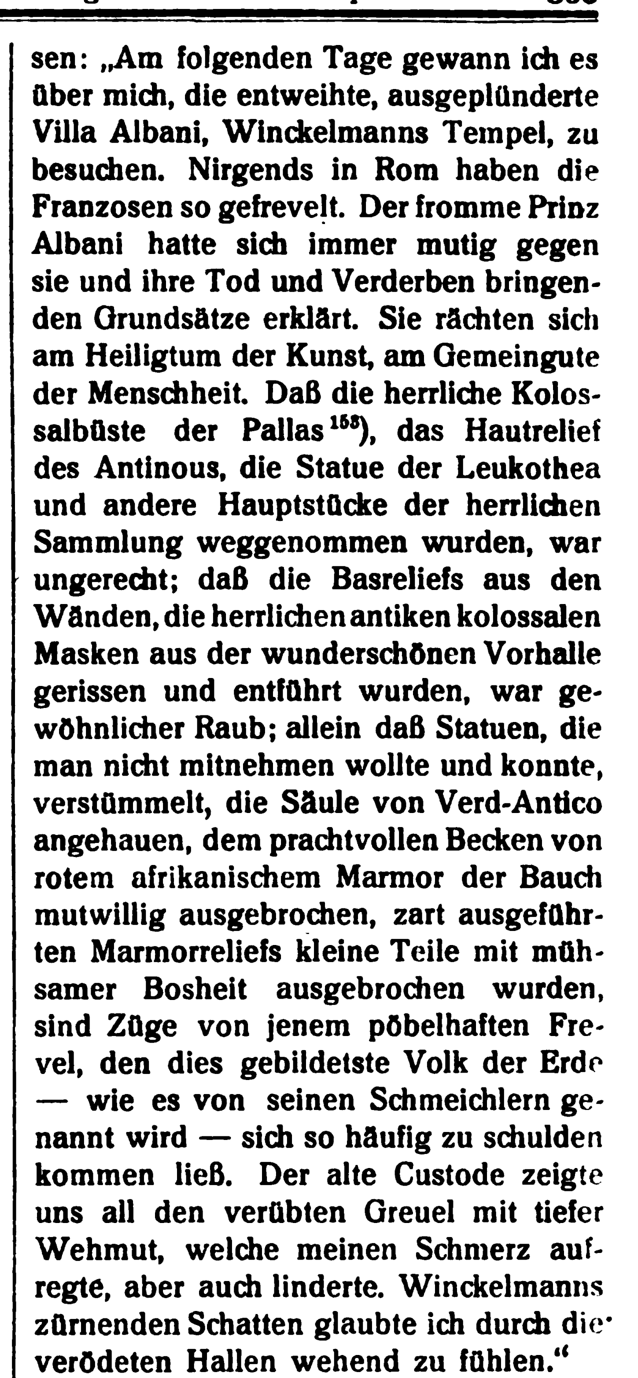
149) Eiselein, Winckelmanns Werke I, CLXXX. A. Tibal (Inventaire des manuscrits de Winckelmann déposés à la Bibliothèque nationale, Paris 1911, S. 7) behauptet, die Manuskripte seien beim Tode des Kardinals Alexander i. J. 1779 in den Vatikan gebracht. Dem steht das Zeugnis Eiseleins gegenüber, daß sie direkt aus dem Besitz Albani nach Paris gelangten. Tibal vermutet, Winckelmanns Manuskripte seien in der „Recensio“ aufgeführt, die er nicht einsehn konnte. Das ist aber nicht der Fall. Sie finden sich vielmehr in keiner der vatikanischen Raublisten genannt.

150) Thiersch, Fr. Thierschs Leben, Leipzig 1866, S. 108.

151) Rheinischer Merkur 1815 Nr. 276.

in der großen Bibliothek allen Teutschen zur Schmach, nur das eitle Franzosenvolk freut sich bis jetzt solcher schönen Habe. Aber die Manen Winckelmanns zürnen voll gerechten Unwillens über die unwürdige Begegnung, welche ihnen in dem fremden, ungastlichen Lande geworden. Und alle Teutsche, die Winckelmanns unsterbliche Verdienste um Kunst und Wisssenschaft zu schätzen wissen, fühlen tiefen Schmerz darüber, daß in die Klauen der Franzosen die Handschriften eines Mannes gefallen, welcher von dem gründlichsten Haß erfüllt war gegen dieses ungründliche Volk. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Teutsche sein Eigentum aus den unheiligen Händen zurückfordern kann und will. Was dem Teutschen Volke angehört, darf kein König oder Kaiser in übelverstandener Gutmütigkeit aufs neue an die Franzosen verschenken. Jetzt oder nie können die Teutschen auch Winckelmanns zürnenden Schatten versöhnen, und besonders den Preußen geziemt es, ihrem großen Landsmann dies erste und würdigste Totenopfer zu bringen."

Von allen Marmorschätzen der Villa Albani ist nur das Antinous-Relief nach Rom zurückgekehrt, und auch die Winckelmann-Manuskripte wurden unglaublicherweise i. J. 1815 weder von Italien noch von Deutschland zurückgefordert. Wie es aber in der Villa selbst noch Jahre nach ihrer Plünderung aussah, das erzählt uns die Dänin Friederike Brun[152]), die Freundin der Familie Humboldt, Zoegas, Fernows, d'Agincourts, die hochherzige Gönnerin des jungen Thorwald-


sen: „Am folgenden Tage gewann ich es über mich, die entweihte, ausgeplünderte Villa Albani, Winckelmanns Tempel, zu besuchen. Nirgends in Rom haben die Franzosen so gefrevelt. Der fromme Prinz Albani hatte sich immer mutig gegen sie und ihre Tod und Verderben bringenden Grundsätze erklärt. Sie rächten sich am Heiligtum der Kunst, am Gemeingute der Menschheit. Daß die herrliche Kolossalbüste der Pallas[153]), das Hautrelief des Antinous, die Statue der Leukothea und andere Hauptstücke der herrlichen Sammlung weggenommen wurden, war ungerecht; daß die Basreliefs aus den Wänden, die herrlichen antiken kolossalen Masken aus der wunderschönen Vorhalle gerissen und entführt wurden, war gewöhnlicher Raub; allein daß Statuen, die man nicht mitnehmen wollte und konnte, verstümmelt, die Säule von Verd-Antico angehauen, dem prachtvollen Becken von rotem afrikanischem Marmor der Bauch mutwillig ausgebrochen, zart ausgeführten Marmorreliefs kleine Teile mit mühsamer Bosheit ausgebrochen wurden, sind Züge von jenem pöbelhaften Frevel, den dies gebildetste Volk der Erde — wie es von seinen Schmeichlern genannt wird — sich so häufig zu schulden kommen ließ. Der alte Custode zeigte uns all den verübten Greuel mit tiefer Wehmut, welche meinen Schmerz aufregte, aber auch linderte. Winckelmanns zürnenden Schatten glaubte ich durch die verödeten Hallen wehend zu fühlen."

Schon am 22. Mai konnte Daunou nach Paris berichten, daß der Kunstraub eingebracht sei[154]): „Es werden 450 bis 500

152) Römisches Leben, Leipzig 1833, II 10, Aufzeichnung vom Januar 1803. Ungedruckte Dokumente, die Plünderung der Villa Albani betreffend, werden im Ministerium des Äußeren in Paris bewahrt. Vgl. Revue d'histoire diplomatique X (1896) S. 500 Anm. 2.

153) Pallas und Leukothea befinden sich heute in der Glyptothek in München. Vgl. über die Zerstörung in der Villa Albani auch: Fr. Valentinelli, Memorie storiche sulle principali cagioni e circostanze della rivoluzione di Roma e di Napoli, s. l. 1800, S. 292.

154) Taillandier a. a. O. 147.

Kisten sein, und wir werden die Listen ihres Inhalts an Büchern, Manuskripten, Medaillen, Antiken, Gemälden, Statuen und Schriftenstempeln einsenden. Für den Transport schlagen wir eine Methode vor, die keinen Pfennig kostet. Wir werden einfach Besitztümer auf römischem Boden, die Frankreich erworben hat, als Zahlung anweisen lassen!"

So mußten die Römer auch noch mit der Verschleuderung ihres eigenen Grund und Bodens für den Abtransport ihrer vaterländischen Kunstschätze zahlen!

Daunou, das Direktorium, die Generäle, die in Rom einer dem anderen folgten, fanden diese Methode ebenso praktisch wie später Napoleon, als er den Kauf der Antiken der Villa Borghese auf dieselbe Weise beglich.[155])

Am 28. August sah Sala das große Magazin am Tiber bis an den Rand mit römischen Kunstschätzen gefüllt, die nach Paris wandern sollten. Der unbezwingliche Jammer eines Patrioten, der sein Vaterland zur Ohnmacht verdammt sieht, erfaßte ihn, und in harter, verzweifelter Rede machte er dem gepreßten Herzen Luft[156]): „Dort liegen alle die Statuen des Vatikanischen Museums, dort liegt alles, was einst die Villa Albani besaß! Damit nichts übrig blieb, haben die französischen Kommissare sogar vier moderne Statuen einpacken lassen, vier Giganten, die eine Brunnenschale mitten in der Villa trugen. Solche Verluste sind unersetzlich, und wenn man auch keine anderen Gründe hätte, die unersättliche Raubgier der Franzosen zu verabscheuen — dieser eine Raub würde genügen, in unserer Geschichte ihren Namen für Zeit und Ewigkeit verhaßt zu machen!"

Der pathetische Protest der französischen Offiziere im Pantheon war — wie wir sahen — nicht allzu ernst gemeint und änderte, nachdem die persönlichen Wünsche der Soldaten erfüllt waren, nichts, aber auch gar nichts an dem Benehmen der Silberagenten und Kommissare. Aber es gab damals doch zwei Franzosen in Rom, die von Scham und Entrüstung erfüllt waren über die Schmach, mit der ihre Landsleute den Namen Frankreichs am Tiber befleckten. Und beide haben — jeder auf seine Weise — den Mut gehabt, zu sagen, was sie dachten. Beider Name hat in der französischen Literaturgeschichte einen guten Klang: Paul Louis Courier und Seroux d'Agincourt. Courier führte ein abenteuerliches Leben. Abhold jeglicher Disziplin, schuf er sich selbst immer neue Konflikte. Ein Franzose von ganz besonderen Eigenschaften, der seine Ideale im Altertum verwirklicht sah und nicht in Napoleonischen Träumen französischer Weltherrschaft. „Placé entre la Republique et le Consulat, ou entre le Consulat et l'Empire," schreibt Sainte-Beuve von ihm, „il est pour Praxitèle"! Er war aus Neigung Gelehrter und von Beruf Soldat. Der Beruf hatte ihn nach Rom geführt; die Neigung ließ ihn in Florenz in einem Longusmanuskript einen unbekannten Text entdecken. Aber o weh! er verewigte sich zugleich auf den kostbaren Blättern mit einem Tintenklecks! Dieser machte ihn früh in ganz Italien berühmt. Denn die meisten Menschen bleiben auch in Weltkatastrophen im Grunde, wie sie sind, und der Bibliothekar der Laurentiana — er trug den ominösen Namen Furia — verfolgte die Beschädigung seiner Handschrift wie die ruchloseste aller Taten, mochten auch gleichzeitig überall

155) Moniteur 19 Avril 1817, Bd. 56 S. 434. Angeloni II 264: Il tenimento di Lucedio — italica proprietà — fu data per parte di prezzo.

156) II 116. Alle diese Schätze, unter denen sich auch der Tiber und der Nil befanden, gelangten erst im Frühjahr 1804 nach Paris. Vgl. Moniteur universel Nr. 214 (4 Floréal an 12 de la République).

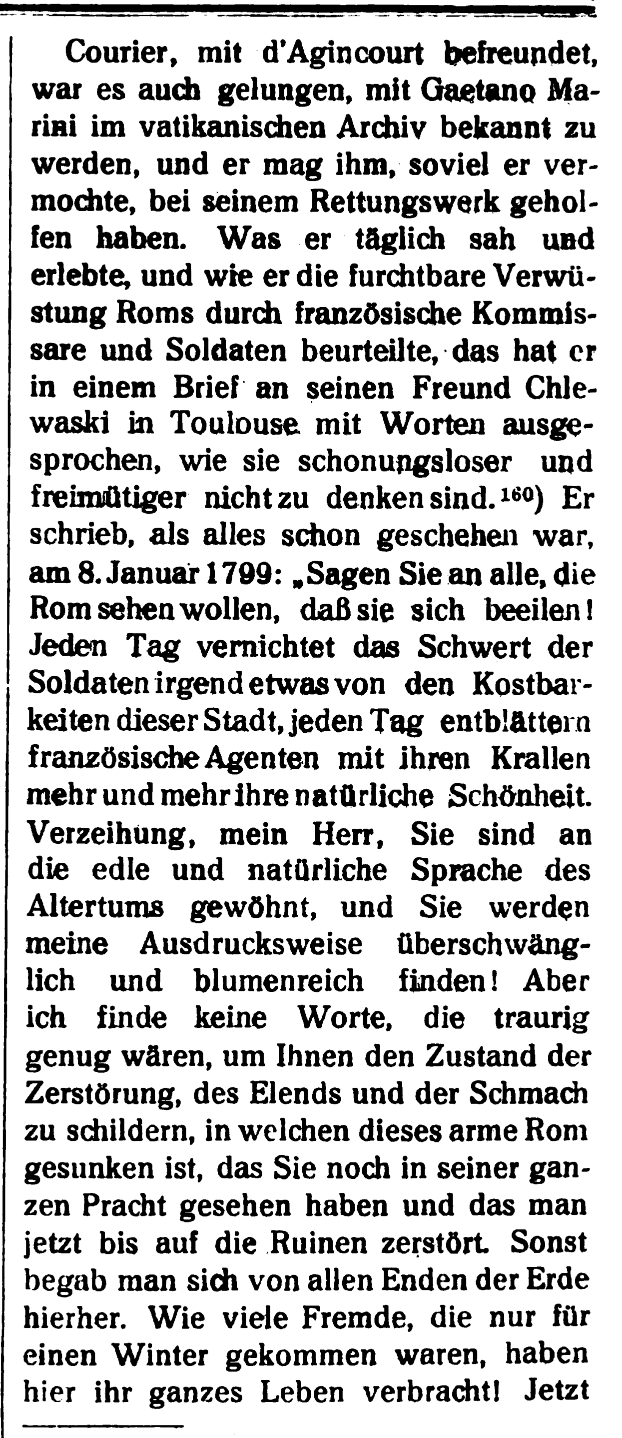
in Italien Hunderte von Handschriften zerstreut und vernichtet worden sein.

D'Agincourt lebte seit vielen Jahren unweit von San Trinità de' Monti in der Via Gregoriana, seiner Freundin Angelika Kauffmann gerade gegenüber.[157]) Er nannte hier Haus und Garten sein eigen. In dem einen schrieb er sein epochemachendes Werk: Histoire de l'art par les monuments, die Fortsetzung Winckelmanns auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte, in dem andern pflegte er die seltensten Blumen, wie sie nur unter römischem Himmel gedeihen. Alle Wechselfälle Roms hat er hier oben mit erlebt, und die allgemeine Verehrung, die er genoß, bewahrte ihn vor dem Schlimmsten. „Nie verlasse ich die heiligen Schatten um seine Wohnung," schreibt Friederike Brun, „ohne mich besser zu fühlen, als da ich kam, — und wenn ich einst Rom verlassen muß, ist unter vielen großen Schmerzen die Trennung von d'Agincourt der tiefste. Was aber dieser ehrwürdige Greis bei der Rolle empfindet, welche seine Nation jetzt in Rom spielt, das sage dir selbst!"[158]) Er hat es wenigstens einmal vor aller Welt bezeugt, als er höflich, aber bestimmt die Ehre ablehnte, mit Visconti, Gaetano Marini und anderen Römern und Franzosen im neugegründeten National-Institut zu sitzen.[159])

157) Dumesnil, Histoire des plus célèbres amateurs français, Paris 1858, Tome III 1—58. De la Salle, Notice sur la vie et les travaux de J. L. G. Seroux d'Agincourt in Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au IVe siècle jusqu'à son renouvellement au XVIe par J. B. L. G. Seroux d'Agincourt, Paris 1823, I S. 3—10.

158) Brun, Briefe aus Rom, geschrieben in den Jahren 1808, 1809, 1810 über die Verfolgung, Gefangenschaft und Entführung des Papstes Pius VII., Dresden 1820, S. 79.

159) Müntz, Les annexions de collections in Revue d'histoire diplomatique X (1896) S. 488.



Courier, mit d'Agincourt befreundet, war es auch gelungen, mit Gaetano Marini im vatikanischen Archiv bekannt zu werden, und er mag ihm, soviel er vermochte, bei seinem Rettungswerk geholfen haben. Was er täglich sah und erlebte, und wie er die furchtbare Verwüstung Roms durch französische Kommissare und Soldaten beurteilte, das hat er in einem Brief an seinen Freund Chlewaski in Toulouse mit Worten ausgesprochen, wie sie schonungsloser und freimütiger nicht zu denken sind.[160]) Er schrieb, als alles schon geschehen war, am 8. Januar 1799: „Sagen Sie an alle, die Rom sehen wollen, daß sie sich beeilen! Jeden Tag vernichtet das Schwert der Soldaten irgend etwas von den Kostbarkeiten dieser Stadt, jeden Tag entblättern französische Agenten mit ihren Krallen mehr und mehr ihre natürliche Schönheit. Verzeihung, mein Herr, Sie sind an die edle und natürliche Sprache des Altertums gewöhnt, und Sie werden meine Ausdrucksweise überschwänglich und blumenreich finden! Aber ich finde keine Worte, die traurig genug wären, um Ihnen den Zustand der Zerstörung, des Elends und der Schmach zu schildern, in welchen dieses arme Rom gesunken ist, das Sie noch in seiner ganzen Pracht gesehen haben und das man jetzt bis auf die Ruinen zerstört. Sonst begab man sich von allen Enden der Erde hierher. Wie viele Fremde, die nur für einen Winter gekommen waren, haben hier ihr ganzes Leben verbracht! Jetzt

160) Mémoires, correspondance et opuscules inédits de Paul Louis Courier, Paris 1828, Tome I 34. Das Buch erschien in Deutschland unter dem Titel: Denkwürdigkeiten und Briefe von Paul Louis Courier. Aus dem Französischen, Leipzig 1829, I 26—28. Herr Professor Cornicelius machte mich auf Sainte-Beuve's geistvolle Studie über Courier in den Causeries du lundi (2. Aufl. Bd. 6 S. 263ff.) aufmerksam.

sind nur noch die geblieben, die nicht zu fliehen vermochten, oder solche, die mit dem Dolch in der Hand unter den Lumpen eines Volkes, das vor Hunger stirbt, nach einer letzten Beute suchen, die allen Erpressungen und Räubereien entschlüpft ist. Die Einzelheiten würden kein Ende nehmen, und überdies in mehr als einem Sinne kann ich Ihnen nicht alles sagen. Aber aus dem Fragment, das ich hier skizzieren will, werden Sie leicht das übrige erraten.

„Das Brot gehört hier nicht mehr zu den Dingen, die verkauft werden. Jeder behält für sich, was er oft nicht ohne Lebensgefahr erhaschen konnte. Sie kennen das Wort: panem et circenses. Die Römer entbehren heute das eine und das andere und noch sonst ungezählte Dinge. Kein Mensch, er sei denn Kommissar oder General oder Lakai von einem dieser beiden, kann heute ein Ei essen. Die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse sind den Römern unerreichbar, während zahlreiche Franzosen, und zwar nicht immer die vornehmsten, offene Tafel halten für jedermann. Wahrhaftig! wir rächen den bezwungenen Erdkreis!

„Die Monumente Roms werden nicht besser behandelt wie die Römer. Die Trajanssäule ist indes noch so ziemlich, was sie war, und unsere Kunstkenner, die nur das schätzen, was man fortschleppen und verkaufen kann, geben glücklicherweise nicht acht auf sie. Die Reliefs, die sie schmücken, sind überdies nicht mit dem Säbel zu erreichen und dürften deswegen erhalten bleiben. Leider ist es nicht das gleiche mit den Skulpturen der Villa Borghese und der Villa Pamphili, wo überall Bilder sich finden, die Virgils Deïphobos ähnlich sind.[161]) Ich beweine noch ein hübsches Hermeskind, das ich ganz gesehen hatte. Es war von oben bis unten in eine Löwenhaut eingehüllt und trug eine kleine Keule auf der Schulter. Es war eine erlesene Arbeit griechischer Kunst, wenn ich mich nicht täusche. Nur die Basis ist übriggeblieben und einige zerstreute Stücke. Ich schrieb darauf mit dem Bleistift: Lugete, Veneres Cupidinesque![162])
Mengs und Winckelmann würden vor Schmerz gestorben sein, hätten sie das Unglück gehabt, lange genug zu leben, um dieses Schauspiel zu sehen!

„Alles, was bei den Karthäusern (S. Maria degli Angeli), in der Villa Albani, bei den Farnese[163]), den Onesti, im Museum Clementi (Pio Clementino), auf dem Kapitol vorhanden war, ist fortgeschleppt, geplündert, verloren oder verkauft. Die Engländer haben ihren Teil daran gehabt, und die französischen Kommissare, die solchen Handels verdächtig waren, sind hier verhaftet worden. Aber natürlich wird nichts darnach kommen. Soldaten, die in die Vatikanische Bibliothek eingedrungen waren, haben unter anderen Kostbarkeiten den berühmten Terenz des Bembo zerstört, um sich einige Vergoldungen anzueignen, mit denen er geschmückt war.[164]) Die Venus der Villa Borghese ist von einigen Nachkommen des Diomedes[165]) an der Hand verwundet worden, und der Hermaphrodit — immane nefas — hat einen Fuß zerbrochen."

So sprach damals ein Franzose über

161) Deïphobos, Sohn des Priamos. In der Unterwelt begegnet sein barbarisch verstümmelter Schatten dem Äneas.

162) Catull III 1.

163) „Der Palast Farnese und die Farnesina sind von den französischen Kommissären in Rom als ein der Nation zugefallenes Erbteil vom König von Neapel in Besitz genommen worden." Vgl. Teutscher Merkur 1799 I 380.

164) Dieser Terenz wurde von neapolitanischen Soldaten gestohlen und gelangte später in den Vatikan zurück. Vgl. D. Zanelli, La Biblioteca Vaticana dalla sua origine fino al presente, Roma 1857, S. 97.

165) Ilias V 335—340.



die Franzosen, indem er ohne alle Bemäntelungen einfach der Wahrheit die Ehre gab. Er sei der letzte, der untrüglichste Zeuge, den wir aufrufen für das Zerstörungswerk der „grande nation“ in der ewigen Stadt. Keiner der vielen unwahrhaftigen Beschönigungsversuche späterer französischer Historiker hat dies häßliche Blatt in Frankreichs blutgetränkter Geschichte rein zu waschen vermocht. Und was Bonaparte Pius VI. angetan, hat es Napoleon Pius VII. erspart? Als Gast des Kaisers in Paris und sein Gefangener zugleich besuchte Pius i. J. 1805 auch die Säle im Musée Napoléon, in denen die Bildwerke des Museo Pio Clementino prangten. Niemand anders als Visconti war sein Führer. Damals sprach der Papst die prophetischen Worte, die von Mund zu Munde gingen: „Diese Bildwerke wurden den Griechen von den Römern fortgenommen. Den Römern entriß sie jetzt aufs neue der Sieg. Aber wer weiß, ob man immer wird den Weg zur Seine nehmen müssen, um sie wieder zu sehn.“[166])

Man sollte meinen, die Spuren solcher Zerstörung hätten niemals wieder aus dem Antlitz Roms ausgelöscht werden können; nach solchen Schrecken müsse die Stadt am Tiber erstarrt gewesen sein, als habe sie das Haupt der Gorgo erblickt. Aber in der geheimnisvollen Struktur dieser einzigen Stadt wirken die zerstörenden Kräfte nicht anders als die erhaltenden. Mag eine Generation geopfert werden, die nächste wird zu leben wissen. Mag man an einem Tage rauben, was Jahrhunderte geschenkt haben — ein neues Schicksal wird ersetzen, was verloren ging. Denn der Untergang gehört zu Rom wie der Aufgang, und neben dem Kolosseum wölbt sich der Petersdom!

So fanden die Fremden, die Rom im folgenden Jahrzehnt besuchten, wohl ein bettelarmes Volk, ausgeraubte Kirchen, geplünderte Paläste und einen gänzlich zerstörten Staatsorganismus, aber sie vermißten kaum etwas von dem Zauber, den hier Natur und Kunst aus unversiegbaren Quellen stets aufs neue spenden. Schon Fernow bekämpfte mit Nachdruck die hoffärtige Meinung der Franzosen, Rom sei nun ganz in Paris. „Wir wollen es mit den Jubelliedern eines sieg- und ruhmtrunkenen Volkes nicht so genau nehmen,“ schrieb er am 1. Okt. 1798[167]); „sonst ließe sich wohl beweisen, daß das, was Rom zu Rom macht, sich nicht in Kisten packen und durch Büffel nach Paris schleppen läßt.“

Aber auch in den vatikanischen Sammlungen selbst machten sich die Lücken weniger fühlbar als man gedacht. Die Mutter Napoleons rief erstaunt, als man sie zum erstenmal in den Vatikan führte: „Ich glaubte wohl, wir besäßen in Paris auch etwas, aber ich sehe, wir haben noch gar nichts.“[168]) Dazu kam, daß die Auswahl der Kommissare keineswegs immer auf die besten Stücke gefallen war. „Da, wo der Ruf der Meisterwerke sie verließ,“ heißt es i. J. 1806 im Journal des Luxus und der Moden[169]), „wählten sie schlecht. Daher sind unter den hundert Statuen und Büsten, die das Pariser Museum zieren, gegen zwei Drittel sehr unbedeutend im Vergleich mit so vielen herrlichen Stücken, welche in den päpstlichen Sammlungen zurückgelassen wurden. Über alle Bewunderung schön sind

166) Visconti, Opere varie ed. Giovanni Labus, Milano 1831, IV S. 575 Anm. 1.

167) Neuer Teutscher Merkur 1798 III 279.

168) A. v. Kotzebue, Erinnerungen, Berlin 1805, III, S. 26: „Noch jetzt,“ schreibt Kotzebue, „nachdem die Franzosen das Museum so manchen Schmuckes beraubt haben, bleibt es vielleicht das erste der Welt.“ Die vornehmsten der nach Paris entführten Artikel waren durch Abgüsse oder auch durch Werke Canovas ersetzt worden.

169) XXI (1806) S. 16.



die Säle des Pio-Clementinischen Museums."

Vor allem aber wirkte der Geist der großen Vergangenheit lebendig weiter auch in Tod und Untergang und zeugte in flüchtig eilenden Stunden unvergängliche Werte. Courier, der so freimütig bezeugt hat, was Rom verlor, er mag auch bezeugen, was Rom erhalten blieb,[170] und die Bilder des Grauens mag ein freundliches Idyll versöhnend schließen:

Fragment

Rom, April 1812.

Heute morgen in aller Frühe ging ich zu d'Agincourt hinauf, und wie ich die Stufen von S. Trinità del Monte hinaufstieg, begegnete er mir, herabkommend und sagte: „Sie wollen zu mir?" — „Ja," antwortete ich, „doch da Sie eben ausgehen wollen ..." „Nein," fiel er ein, „gehen Sie zu mir hinauf; im Augenblick bin ich zurück." Ich ging also in sein Haus und wartete. Und da er nicht kam, ging ich in den Garten hinab, die Fülle der seltenen Pflanzen und Blumen zu betrachten, die auf eine besonders sinnvoll malerische Art geordnet waren. Dichtes Gebüsch wird von freundlichen Wegen durchschnitten, und an der Mauer des Hauses klettert das Grün bis unter das Dach hinauf. Das Haus liegt in einem Winkel des Gartens. Schlanke Bäume — ich glaube es waren Akazien — ragen bis zum Dach empor und halten die Sonnenstrahlen ab, ohne die Aussicht zu verdecken. So sieht man von hier ganz Rom bis hinunter zum Pincio und gegenüber die Hügel von S. Pietro in Montorio und des Vatikans. Am Ende des Gartens in den beiden Ecken plätschern zwei Brunnen ihr Wasser in zwei Sarkophage. Wie ich so umherwandelte, entdeckte ich in hohem, schattigem Gebüsch ein antikes Grab aus Marmor mit einer Inschrift. Ich näherte mich, um zu lesen, entfernte das Gesträuch und bemühte mich, nichts mit dem Fuß zu zertreten. Da stand d'Agincourt plötzlich vor mir, den ich nicht bemerkt hatte: „Dies hier ist das Arkadien von Poussin," sagte er, „wenn es hier auch weder Tanz noch Schäfer gibt. Aber lesen Sie die Inschrift." Und ich las. Sie war lateinisch abgefaßt, und auf der ersten Linie stand: Den Manen; ein wenig darunter: Fauna lebte vierzehn Jahre, drei Monate und sechs Tage; und ganz unten in kleinerer Schrift: Leicht decke dich die Erde, frommes, geliebtes Kind!

170) Mémoires II 59.

Romanischer Imperialismus.

Von Justus Hashagen.

Der Eintritt Frankreichs und selbst Italiens in den Krieg ist auch durch weltpolitische und weltherrschaftliche (imperialistische) Beweggründe bestimmt, wenn auch in verschiedener Weise. Denn Frankreich kämpft mehr für seinen schon vorhandenen weltpolitischen Besitzstand. Italien dagegen kämpft für eine italienische Weltmacht, deren Dasein in der Hauptsache erst der Zukunft angehören soll. In der Kriegsliteratur beider Länder findet sich ein starker imperialistischer Einschlag.

Wenn man allerdings von den angelsächsischen Riesenreichen oder von Rußland herkommt, so hat man zunächst den Eindruck, als sei der romanische Imperialismus viel schwächer entwikkelt. In der Tat ist wenigstens in früheren Zeiten sowohl in Frankreich wie



in Italien eine kräftigere oder gar eine phantastische Ausdehnungspolitik vielfach lebhaft bekämpft worden, besonders natürlich von allen wirklich demokratischen und sozialistischen Parteien. Sowohl in Frankreich wie in Italien arbeitet bis zum Ausbruch des Weltkrieges je eine ausgesprochene Persönlichkeit, die sich dem imperialistischen Strome entgegenwirft: in Frankreich Jean Jaurès, einer der gefährlichsten Feinde der halsbrecherischen französischen Marokkopolitik, in Italien Giovanni Giolitti, der sich schon im Herbst 1911, als Italien mit dem Tripoliskriege gegen die Türkei sein erstes imperialistisches Abenteuer wagte, bis in die zwölfte Stunde hinein dem Kriege widersetzte. Schon damals hat er aber unter dem Drucke der systematisch aufgepeitschten sogenannten öffentlichen Meinung nachgegeben und schließlich doch in den Krieg gewilligt. In kleinerem Maßstabe hat sich schon 1911 ereignet, was sich dann 1915 in verhängnisvoller Vergrößerung wiederholt.

Feinde eines politischen Imperialismus in Frankreich sind aber nicht nur Jaurès, der Sozialismus und andere ihnen nahestehende Gruppen gewesen. Die Widerstände reichen zunächst noch weiter. Die Gegnerschaft ist noch tiefer eingewurzelt. Durch Frankreichs Niederlage von 1870/71 wurde auch der französische Weltmachtsgedanke getroffen. Nicht nur Elsaß-Lothringen hatte es verloren, sondern auch seine Weltmachtstellung. Man konnte 1871 überhaupt zweifeln, ob Frankreich noch eine Großmacht war. Nun hat es sich zwar von seinem tiefen Falle bewunderungswürdig rasch wieder erhoben. Wenn man aber in Frankreich nach dem Kriege an die Rückeroberung der Weltmacht denkt, so faßt man das, wie Eduard Wechßler mit Recht betont, noch in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege nicht eigentlich politisch auf, sondern mehr unpolitisch. Man strebt nach neuen Eroberungen auf dem Gebiete von Bildung und Kunst, auf dem Frankreich von jeher so große Triumphe gefeiert hatte. Wie die Niederlage von 1870/71 bei den Franzosen zunächst nicht eine Hinwendung zum Staate hervorbringt, sondern eine Abwendung vom Staate, so zunächst auch nur die Hinwendung zur Wiedereroberung der Welt durch die und für die französische Kultur, nicht aber zur politisch-militärischen Ausdehnung. Eine Hinwendung zu einem neuen, mit französischer Zivilisation und Humanität befruchteten antimilitaristischen und geradezu pazifistischen Weltbürgertume wird gepredigt, zunächst aber noch nicht die Hinwendung zu einem politischen Nationalismus, der, wie man an Rußland sieht, so leicht in Imperialismus umschlägt. Auch die Revanchestimmung oder wenigstens der Deutschenhaß halten sich entsprechend noch zurück. Wechßler erinnert daran, daß Emile Zola in seinem erschütternden Gemälde von dem französischen Zusammenbruche 1870/71, das unter dem Titel La Débâcle erst 1892 erschienen ist, die in diesem Romane vorkommenden Deutschen noch durchaus ruhig und sachlich beurteilt. Die schöne Literatur der Franzosen bietet einem erobernden politischen Imperialismus noch in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege keinen fruchtbaren Nährboden. Die schärferen Töne aber, die bereits hier und da in der politischen Publizistik angeschlagen werden, halten sich noch im Hintergrunde. Ein weiter ausgreifendes imperialistisches Eroberungsideal wird erst hier und da deutlicher. Noch auf Jahrzehnte hinaus bleibt es mehr unpolitisch als politisch. Je mehr die Republik nach links rückt, was deutlicher seit 1879 der



Fall ist, um so ungünstiger anscheinend für den Imperialismus. Wenigstens als politische Macht führt der französische Imperialismus in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege ein ziemlich bescheidenes Dasein.

Es fehlt aber auch noch eine andere politische Geistesrichtung, die in Rußland dem Imperialismus so mächtigen Vorschub leistet, eine Bewegung ähnlich der des Panslawismus oder gar des Panrussismus. Sie hat bei romanischen Mächten wie Frankreich und Italien kaum Aussicht auf einen politischen Erfolg. Zwar hat schon der alte Giuseppe Garibaldi von einer alllateinischen Föderativrepublik geträumt. Auch die beiden Napoleon haben, indem sie von Frankreich aus sowohl Italien wie Spanien zu beherrschen versuchen, eine Art von alllateinischem Reich erstrebt, gewissermaßen dem politischen Panlatinismus gehuldigt. Allein schon die Geographie macht ihn unmöglich: an Pyrenäen und Alpen ist bisher jede alllateinische Bewegung gescheitert; auch die klimatisch-wirtschaftlichen Gegensätze schon zwischen Frankreich und Italien sind ganz außerordentlich. Das alles wird von Deckert mit Recht scharf hervorgehoben. Die Fratellanza Latina ist praktisch-politisch anscheinend auf die Lateinische Münzkonvention, der sich aber auch nichtlateinische Staaten angeschlossen haben, zusammengeschrumpft, und auch die Begründung eines Zollvereins hat sie niemals bewirken können.

Aber man hat nun hier doch auch eine wesentliche Einschränkung zu machen, und das führt von den Hemmnissen zu den Triebkräften eines romanischen Imperalismus. Mag der alllateinische Gedanke politisch und handelspolitisch noch so unmöglich sein: bei näherem Zusehen wird er ganz gewiß nicht nur in der Lateinischen Münzkonvention sichtbar, sondern er ist vor allem eine Kulturmacht. Mit einer rein politischen Beurteilung würde man auch hier nicht auskommen. Und eben als Kulturmacht hat er sich zwischen Frankreich und Italien als höchst kräftiges und geradezu unverwüstliches Bindemittel erwiesen, wenn auch das französische Geld öfters hat nachhelfen müssen, um die Kulturbeziehungen enger zu gestalten und vor allem: um diese zunächst unpolitischen Beziehungen bald politisch auszumünzen.

So angesehen, erscheint der alllateinische Gedanke, der ja auch an Italiens Eintritt in den Krieg mit an erster Stelle beteiligt ist, als eine gewiß nicht immer deutlich faßbare, aber eben deshalb nur um so wirksamere Triebkraft auch der politischen und wirtschaftspolitischen Ausdehnungsbestrebungen. Auch und gerade als Kulturmacht steht er in enger Beziehung zum Weltmachtstreben in Frankreich und Italien.

In beiden Ländern üben ferner in derselben Richtung gewisse geschichtliche Erinnerungen eine große Anziehungskraft aus, Erinnerungen an frühere glänzendere Zeiten, in denen eine Weltmachtstellung der Romanen nicht Traum war, sondern Wirklichkeit. Man sonnt sich in einer großartigen imperialistischen Vergangenheit und schöpft aus ihr Mut zur Ausdehnung in der Gegenwart. Trotz der früheren Macht von Demokratie und Pazifizismus, trotz politischer Ohnmacht des Panlatinismus gibt es in Frankreich und Italien eine Fülle liebevoll gepflegter Weltmachtserinnerungen. Auch hier dient wie in Rußland die Geschichte der Agitation für moderne Ausdehnung. Diese historischen Weltmachtserinnerungen werden nun aber wenigstens in dem Frankreich der Dritten Republik durch eine glänzendere Gegenwart teilweise sogar noch in den



Schatten gestellt. Man muß einiges von der riesenhaften französischen Gegenwarts- und Wirklichkeitsgröße, wie sie sich besonders im französischen Kolonialreiche mit all seinen Anhängseln verkörpert, kennen, wenn man verstehen will, wie der imperialistische Gedanke trotz aller feindlichen Strömungen etwa seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts so mächtig anwächst und mit seinen Schössen und Trieben alles andere überschattet, nicht zuletzt die politische Vernunft. Es ist der Dritten Republik gelungen, ein gewaltiges Kolonialreich zu schaffen, in raschem Siegeslaufe, trotz der hinschwindenden Zahl ihrer Bevölkerung und trotz aller grundsätzlichen Kolonialfeindschaft. Die praktischen Leistungen dieser neuen französischen Kolonial- und Weltpolitik begründen den festesten Hort für moderne Weltmachtsgedanken im republikanischen Frankreich. Gewiß hat auch die Kolonialpolitik der Dritten Republik manche bittre Enttäuschung zu verzeichnen. Es gab z. B. eine Zeit, in der die beiden Weltkanäle, der Suez- und der Panamakanal, Werkzeuge französischer Weltpolitik zu werden schienen. Im allgemeinen gibt es aber äußerlich angesehen doch nichts Erfolgreicheres als die Kolonialpolitik der neuen Republik. Der französische Besitzstand von 1871 verschwindet förmlich in der Masse des Besitzstandes von 1914. Das Ergebnis ist weit über 10 Millionen qkm für den Flächeninhalt des französischen Kolonialreichs, mit nahezu 50 Millionen Einwohnern. Es ist bemerkenswert, daß Frankreich mit seinen Kolonien mindestens noch etwa 10 Millionen Einwohner mehr hat als das Deutsche Reich mit seinen ehemaligen Kolonien, trotz der bekannten Entvölkerung des europäischen Frankreich. In seinem Kolonialreiche sieht der Franzose seinen beträchtlichen Anteil an der Weltherrschaft praktisch vor seinen Augen. Und auch militärisch ist es sein Trost und seine Zuflucht. Ihm entnimmt er seine farbigen Armeen. Die Kolonialkriege sind zugleich die hohe Schule für die französischen Heerführer.

Neben der praktischen französischen Kolonialpolitik ist die praktische französische Bündnispolitik einer der stärksten Antriebe des französischen Imperialismus. Sie hat nicht nur praktisch der französischen Kolonialpolitik Vorschub geleistet, sondern auch theoretisch die Begeisterung für Frankreichs Aufstieg oder vielmehr Wiederaufstieg zur Weltmacht entflammt. Seit 1891 im Bunde mit Rußland und seit 1904 im Bunde mit England, also mit Weltmächten, fängt Frankreich an, sich selbst wieder als Weltmacht zu fühlen. Der Franzose ist stolz auf diesen weltmächtlichen Bund mit den beiden Riesenreichen. Auch daraus erklärt sich das bedrohliche Anwachsen der imperialistischen Agitation in Presse und Publizistik. Nicht zuletzt wird in dieser Literatur die kolonial- und weltpolitische Todfeindschaft gegen Deutschland gepredigt. Wir wissen heute, daß der Lügenfeldzug gegen Deutschland nicht nur von England, sondern auch von Frankreich ausgegangen ist, und zwar teilweise in weltpolitischem Rahmen und mit imperialistischen Absichten.

Nicht nur der allgemeine Deutschenhaß, sondern auch der französische Imperialismus, Frankreichs Wille zur Weltmacht schafft den neuen unerschöpflichen Nährboden für die Revanche. Ohne die französische Bündnispolitik und ohne Marokko wäre auch der Revanchegedanke in Frankreich nicht wieder so heillos im Kurse gestiegen. Das neueste unaufhaltsame Wachstum des



französischen Revanchebedürfnisses ist auch imperialistisch genährt worden. Revanche bedeutet nicht nur Rache, d. h. Bestrafung des „Räubers", sondern vor allem Wiedereinbringung des Verlorenen, Rekuperation, und darüber hinaus Schadenersatz, das Verlangen nach neuen Siegen, nach Ausdehnung und Eroberung.

Erst von hier aus fällt das rechte Licht auf den weltpolitischen und damit den weltgeschichtlichen Sinn des gegenwärtigen deutsch-französischen Krieges. Die Gegenstände sind nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern Frankreichs wirkliche Weltmachtstellung, zusammen mit seinen glühend ausgemalten imperialistischen Träumen.

In abgeschwächtem Maße gilt ähnliches auch von Italien. Auch hier wirken geschichtliche Weltmachtserinnerungen an die alte römische Weltherrschaft und an die mittelalterliche venezianische Weltmacht. Auch Italien hat, im Gegensatz zu Frankreich auf einer gesunden Volksvermehrung fußend, ungeachtet aller Mißerfolge eine beträchtliche kolonialpolitische Energie entfaltet, die noch viel mehr erreicht hätte, wenn England und Frankreich nicht gewesen wären.

Wie es sich im gegenwärtigen deutsch-französischen Kriege nicht nur um Elsaß-Lothringen handelt, so handelt es sich in dem Kriege zwischen Österreich-Ungarn und Italien nicht nur um die von der irredentistischen Agitation in Anspruch genommenen Gebiete der Doppelmonarchie. Das italienische Problem des gegenwärtigen Krieges ist auch deshalb so verwickelt, weil es imperialistische Ziele berührt. In der gegen Österreich-Ungarn schon seit zwanzig Jahren eingestellten Balkan- und Orientpolitik Italiens tritt dieser imperialistische Grundzug klar zutage. Es ist kein Zufall, daß zwischen Italien und Österreich-Ungarn auch bei Valona und Saloniki gekämpft wird. Nicht nur die paar Pinien in Südtirol, wie verständnislose Deutsche fabelten, stehen zwischen Italien und Österreich-Ungarn, sondern Italiens unersättlicher, maßloser Drang nach dem Osten, nach Albanien, zu den südslawischen Ländern, nach Saloniki, nach der Dodekanes, nach Kleinasien und Syrien, wo italienische Auswanderung und italienisches Kapital seit Jahrzehnten fieberhaft und mit steigendem Erfolge gegen die schwerfälligere Donaumonarchie gearbeitet haben.

Man kann das Größenwahn nennen. Aber man wird dadurch den italienischen Imperialismus als eine geistige Macht nicht aus der Welt schaffen. Die Italiener wollen ihre imperialistischen Karten noch nicht preisgeben. Diese Karten sind zwar bereits zerknittert und schmutzig geworden. Aber sie werden sie nicht eher fortlegen, als bis man sie ihnen aus der Hand schlägt. Der Deutsche gibt sich auch in bezug auf Italien gerne der Illusion eines nahen italienischen Zusammenbruchs hin. In der Vogelstraußpolitik hat es der Deutsche vor dem Kriege und während des Krieges zu einer selbstmörderischen Meisterschaft gebracht. Es ist Zeit, daß er aus seinen optimistischen Träumen endlich erwache. Wäre der Imperialismus nicht auch bei den Italienern eine Macht, so hätten sie nicht auch dem Deutschen Reiche schließlich kühnlich den Krieg erklärt. Diese Kriegserklärung hätte in Deutschland nicht nur einem überlegenen und spöttischen Lächeln begegnen sollen, sondern sie sollte auch als das gewürdigt werden, was sie ist, als eine neue und verhängnisvolle Etappe in der Geschichte des italienischen und damit auch des romanischen Imperialismus.

Nachrichten und Mitteilungen.

Rohstoffkunde und Auslandsstudien.

Die Denkschrift über Auslandsstudien ist ein Zeichen des Friedens, den wir erhoffen, d. h. eines solchen, der unsere Stellung in der Welt festigt, aber auch ein Kind des Krieges insofern, als erst durch ihn Lücken, die nun gefüllt werden sollen, merkbar wurden.

Geläutert durch den Krieg greift die Wissenschaft in das Räderwerk des Lebens ein. Das Leben packt sie an und trägt sie hinaus in die weite Welt, die Tochter der Gelehrtenstube. Mancherlei Hände werden sich aus wissenschaftlichem Kreis recken nach den lockenden Auslandsstudien (und der Verkündung ihrer Förderung) und werden neue Fäden spannen zu ihnen und untereinander.

Von einem solchen Netz will ich hier reden, das zwischen Heimat und Ausland schwebt: Rohstofflehre, Warenkunde, oder wie sonst man es heißen mag, von ihr als Forschung, als Lehre, als Bildungselement.

Der Krieg zeigte, was wir besitzen, was uns fehlt. Fragen wurden in ihm und durch ihn laut: Woher kommt dies oder jenes Erzeugnis, warum tritt in dem oder jenem Knappheit ein, wie kann es beschafft, ergänzt, ersetzt werden? Mochten es Teile aus der Munitionsindustrie oder aus anderm Bedarf in Heer und Marine sein, mochten es Stoffe, Lebensmittel, Chemikalien sein, war es Mineral, Tier oder Pflanze — es war aller Sache geworden, die an seiner Beschaffung hing, aller Interesse galt dem Gegenstand, dessen Natur und Entstehung die Mehrheit vorher kaum kannte.

Erst heute wurde Rohstoff- und Warenkunde Allgemeingut. Woher stammte die Belehrung? Aus Zeitungen, Zeitschriften aller Höhen und Tiefen, sie ging von Mund zu Mund, entsprang aus Vorträgen und Ausstellungen, aus Versuch und Gebrauch.

Nun mit der vorgeschlagenen großzügigen Hebung der Auslandsstudien fällt uns Versäumtes wieder schwer aufs Gewissen. Wohl hatten wir Anfänge. Es gab eine Forschung auf dem bezeichneten Gebiete. Anknüpfend an die Zweige der Naturwissenschaft, je nach Natur des Gegenstandes wurde Herkunft, Art und Weise des Vorkommens aller Rohstoffe und ihre Verarbeitung verfolgt, in prüfenden, beobachtenden, vergleichenden, analysierenden und statistischen Methoden. Wirtschaftskunde und Geographie liehen die Hand zur Stütze und empfingen selbst, erzeugten vermittelnde Gebiete wie Handelsgeographie und Handelspolitik, stets im engen Anschluß an Naturwissenschaften und Technik. — Sollten wir diese praktische oder angewandte Wissenschaft von der reinen etwa trennen? Nichts wäre gefährlicher als das! Erhält sie doch ihre eigentliche Förderung von der reinen Disziplin her, aus den Laboratorien gehen die Fäden zum Kontor des Kaufmanns, von der exakt wissenschaftlichen Beschreibung und Diagnostik schlägt sich so die Brücke zur Farm über See, vom Museumsschrank zum Rohstoffspeicher. Durch diese lebendig zu erhaltende Verbindung erst bekommt der Handel die feinen Organe zu seiner Ausbreitung, die Festigung gegen fremde Nebenbuhlerschaft. Die Forschung mit allen Grundlagen und dem Rüstzeug der reinen Wissenschaft soll der Praxis dienen können, zugleich aber sich und ihrer Frucht die Wege ins Weite öffnen, daheim ans Ausland denken. Und hier freuen wir uns buchen zu können, daß z. B. die wissenschaftliche Organisation unserer kolonialwirtschaftlichen Naturforschung in Europa und draußen eine von manchem unsrer Feinde beneidete Höhe längst besaß.

Der Forschung folgte die Lehre. Anschließend an die wissenschaftliche Belehrung in Hochschule, Schule, populärem Vortrag, in Lehr- und Lernbuch, Lesebuch und Volksschriften, Zeitschriften und Presse ist Boden genug für die Verbreitung der Rohstoffkenntnisse. Um den Boden zu finden, hat auch die Darstellung sich oft genug an die des reinen Stoffes aus gleichem Gebiet, also Technologie an Chemie, pflanzliche Warenkunde an allgemeine Botanik anzufügen. So wird sie am ehesten verständlich, am sichersten begründet und am reizvollsten vorgebracht. Ist sie dieser Art in den Grundzügen an den einzelnen Gegenständen vorbereitet, so wird sich von selbst die Möglichkeit neuer Zusammenfassung,



Anordnung nach praktischen Gesichtspunkten (vorher vielleicht nach Herkommen, jetzt nach Verwendung) ergeben, diese wird dann die endgültige und sich einprägende sein. Und soll das Bild der einzelnen Stoffe sich noch erst lebhaft färben, so darf die Einreihung in die lebendige Lehre von Handel und Wandel, in die Betrachtung des eignen und fremden Landes nebeneinander nicht fehlen. Von draußen lernen wir dabei für drinnen, durch Vergleich erfahren wir die eignen Werte. Der Kreis der eignen Heimat allein schlösse ohne die Auslandsstudien auch hier die Fruchtbarkeit der Betrachtungen aus.

Für wen nun letzten Endes das alles? Für Forscher und Fachleute? Nein. Für jeden, der teilnimmt an unsrer Politik, am Leben des Volksganzen, der den Krieg als Teil dessen miterlebt hat. Kein von der Sorge der Kriegszeit allein gehätscheltes Kind des Egoismus soll die Rohstoffkunde sein, sondern die Frucht patriotischer Einsicht. Allgemeingut sei sie, Bildungselement. Sie werde so selbstverständlich wie historisch-literarische Bildung oder wie die etwas älteren Naturwissenschaften und Technik es in Teilen seit Jahrzehnten zu werden begannen. Die angewandten Naturwissenschaften sind das jüngste Glied dieser Bildungsbestände. Aber 1914—1917 haben auch sie ihre Feuertaufe erhalten und wachsen nun heran auch als Teil der Volksbildung. Über den Wall der Feinde hinweg richtet sich der Blick, nicht sehnsüchtig, aber voll überzeugter Erkenntnis, überlegend, bereuend und vorausschauend auch ins ferne Ausland, mit dem Vorsatz, auch fernste Winkel später zu durchmustern und nutzbar zu machen für die Heimat, wo diese Bedarf hat. In manches trotz erfolgreicher Binnenwirtschaft uns wertvoll gebliebene Rohstoffquartier des Auslands sehen wir um so klarer hinaus, je fester unsre Kriegsziele werden, getragen wohl auch vom Stolz des Wiedergebenden und unentbehrlich Gebliebenen. Hierfür müssen unsre Kinder bessere Bildungsgrundlagen mitbringen, als sie unsre Allgemeinheit jetzt besaß, bedürfen sie auch der Waren- und Rohstoffkenntnis zu politischem Verständnis. Wer wollte ohne sie an koloniale Fragen rühren?

Und nun konkreter gesprochen: Rohstoff- oder Warenkunde, angewandte Naturwissenschaft und ihre Verknüpfung mit der Technik, wirtschaftliche Geographie brauchen wir in Forschung und Unterricht.[1]) Nicht aber Neues dafür an Einrichtungen. Grade im Verknüpfen mit der reinen Wissenschaft erkennt man heute den gebotenen Weg. Und groß und wahrhaft gangbar wird er erst durch die Erweiterung der Betrachtung auf das Ausland.

Ich denke etwa, um eine Einzelheit hier nur anzudeuten, an Ausbau der beschreibend naturwissenschaftlichen (allgemeiner als bisher gehaltenen) Vorlesungen bis zu Handelspolitik. Der Lehrer der Rohstoffkunde, der zu dieser von der reinen Wissenschaft (nicht etwa nur von der Untersuchungspraxis her) kommt, an sich also schon die Einführung seines Gegenstandes in den Rahmen des Weltlebens vollzieht, gelangt durch eigne Auslandsstudien, Reisen und Politik im Unterricht zur handelspolitischen Betätigung, für die er — wie manche Erfahrung zeigt — ein großes Publikum auch von Angehörigen andrer Fakultäten zu finden vermag.

Hier treten die Forderungen der Denkschrift, unter deren Eindruck wir zur Zeit stehen, auf das erfreulichste in unsern Gedankenkreis ein. Die Auslandsstudien lenken, anknüpfend an Ansätze aller Art, die schon vorhanden, doch zum erstenmal das Interesse weiterer Kreise auf eine Gedankenentwicklung, die durch den Krieg mächtig gefördert ist. Scheinbar ein spezieller Gegenstand preußischen Unterrichtswesens, bedeuten die Gesichtspunkte der Denkschrift doch zugleich eine politische und nationale Äußerung. Sie wollen ihren Ausdruck finden nicht eigentlich in neuen Forschungs- und Unterrichtsstellen und Gebieten, sondern — und hier liegt der Kern — in der Durchdringung des Vorhandenen, in den Gesichtskreis der Auslandsstudien Herein-

1) Es interessiert vielleicht, daß von seiten der Vertreter der angewandten Chemie Warenkunde als Unterrichtsgegenstand an Hoch- und Mittelschulen verlangt wird (vgl. die Vorschläge von Krais in „Zeitschrift f. angew. Chemie" 10. Okt. 1916. Einzelheiten für den pflanzlichen Rohstoff aus Heimat und grade auch Ausland habe ich zusammengestellt und mit dem Bisherigen verknüpft in einem Aufsatz, der im Märzheft d. J. in der Zeitschrift „Aus der Natur" erschienen ist. Über die Bedeutung für Kolonialpolitik vgl. meine Bemerkungen in „Deutsche Kolonialzeitung" 20. Nov. 1916.



ragenden mit den Ideen unserer erstarkten Weltpolitik. Sie ist es, die an dem Ereignis weite Kreise teilnehmen läßt. Das ist grade was wir für unser Sondergebiet erwarten; nicht bei Forschungsförderung bleiben die „Auslandsstudien" stehen, über den Unterricht an der akademischen Jugend als den Nächstbeteiligten hinaus deuten sie ihre neuen Stoffe als künftiges Bildungsziel aller an. Friedr. Tobler.

Die Volkshochschulen in Schweden.

Männer wie Justus Möser und Fichte, Bluntschli und Holtzendorff sind bereits vor langer Zeit in Deutschland mit großer Energie für den Gedanken der politischen Volksaufklärung eingetreten. Aber erst in jüngster Zeit hat sich hier das öffentliche Interesse ernstlich den Fragen der staatsbürgerlichen Erziehung und Bildung zugewendet. Es war, abgesehen von Einzelschriften, ein verdienstvolles Unternehmen der „Gesellschaft für staatsbürgerliche Erziehung" und des Verlages Teubner, die in anderen Ländern bereits vorliegenden praktischen Erfahrungen in einer systematischen Sammlung niederzulegen. In diesen Schriften der Gesellschaft haben P. Rühlmann über die staatsbürgerliche Erziehung in der Schweiz und in Frankreich, P. Oßwald über Holland, Chr. Gröndahl über Dänemark berichtet. Eine wertvolle Ergänzung erfahren diese Schriften durch das neuerdings von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegebene Buch Else Hildebrandts: „Die schwedische Volkshochschule. Ihre politischen und sozialen Grundlagen" (Berlin 1916, C. Heymann). Was die Verfasserin zu dieser Untersuchung angeregt hat, war die eigenartige Erscheinung, daß die Initiative zur Gründung von Volkshochschulen in Schweden von den Bauern ausgegangen ist. Diese Erscheinung erklärt sich aus der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung des schwedischen Bauernstandes. Dem Wachstum der Anbaufläche entsprach die Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung nicht in gleichem Grade; daraus ergab sich ein immer steigender Wohlstand der selbständigen Bauern; gleichzeitig verminderte sich die unselbständige Landbevölkerung durch Abwanderung in die Städte und Auswanderung nach Amerika. Die politische Freiheit des schwedischen Bauernstandes aber ist noch viel älteren Datums. Die Gemeindefreiheit ist altgermanischen Ursprungs. Schon Ende des 16. Jahrhunderts hatten die Bauern im Reichstag ihre Standesvertreter. Zwischen 1789 und 1809 fallen die letzten Adelsprivilegien, und mit der neuen Reichstagsordnung bildet sich 1867 eine eigene Landtmannparti, deren Mitgliederzahl 78 beträgt: heute sitzen in der zweiten schwedischen Kammer 96 bäuerliche Vertreter. Bereits 1868 fassen unabhängig voneinander zwei Hofbesitzer, Andersson und Nilsson, den Plan zu einer Volkshochschule für die Landbevölkerung. Unterstützend wirkt hierbei das Beispiel der dänischen Volkshochschule, die unter der mächtigen Anregung Grundtvigs sich nach den Niederlagen von 1808 und 1864 zur Trägerin nationalen und religiösen Aufschwungs entwickelt.[1]) 1868 wird die erste schwedische Volkshochschule gegründet. Man kann sie nach dem Vorangehenden als eine moderne Frucht altgermanischer Freiheit bezeichnen. Seither und bis 1913 erreichten hier die Volkshochschulen die Zahl von 45. Die Zahl ihrer Schüler beträgt im gleichen Zeitraum 89 190. Bezeichnend ist anfangs das eifrige Streben, jede, auch nur finanzielle, Einmischung des Staates fernzuhalten: die Volkshochschule soll mit allen ihren Wurzeln im Bauernstand stecken und damit ihre organische Daseinsberechtigung erweisen. Nach und nach indessen werden die Unterstützungen des Staates, der die Schulfreiheit wirklich unangetastet läßt, angenommen. Sie betragen z. B. 1913 rund 500 000 Kronen. Die Schüler werden durchschnittlich im Alter von 20 Jahren, Frauen von 18 Jahren angenommen. „Erst soll die Jugend in praktischer Arbeit, die der Beruf bringt, selbst Erfahrungen draußen im Leben sammeln, die dann in der Volkshochschule innerlich verarbeitet werden sollen." Das Ziel war schon von den ersten Gründern und stets in der Folge bestimmt als Erziehung nicht nur zur beruflichen Tüchtigkeit, sondern zugleich zur tätigen und verständnisvollen Teilnahme an kommunalen Angelegenheiten und schließlich an der Volksvertretung selbst. Der Aufenthalt in der Schule schwankt zwischen 3 und 8 Monaten und dementsprechend das Schulgeld zwischen

1) Zu vgl. A. H. Hollmann, Die dänische Volkshochschule, Berlin 1909.



20 und 80 Kronen. Aber die selbstlose Hingabe des Direktors und seiner Frau sowie das enge Gemeinschaftsleben der Schüler „ermöglicht es, daß diese kurze Zeit für die Schüler soviel bedeutet, wie sonst wohl nur mehrere Jahre in dem Lebensgange dieser jungen Menschen". Die Schülerzahl schwankt in den einzelnen Schulen zwischen 10 und 60. Der Unterricht umfaßt humanistische, naturwissenschaftliche und praktische Fächer. Zu den ersteren zählen insbesondere: Muttersprache, Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie, Bürgerkunde, Nationalökonomie. In manchen Schulen kommt noch die deutsche Sprache hinzu. Der Unterricht weckt den historischen Sinn, die Heimatliebe der Schüler. Die Bürgerkunde soll einem der Hauptzwecke der Volkshochschulen, der staatsbürgerlichen Aufklärung dienen. Zu diesem Zweck sind auch Diskussionsabende eingerichtet, in denen sachlicher Meinungsaustausch und Meinungskampf und Duldsamkeit gegen abweichende Ansicht gepflegt wird. Oft wird, zur Vorbereitung für spätere kommunale Tätigkeit, ein dem wirklichen nachgeahmter „Gemeinderat" abgehalten. Durch Wanderungen, durch die Pflege der volkstümlichen Gewerbekunst wird die Anhänglichkeit an die Heimat gestärkt. — Die Wirkungen der schwedischen Volkshochschulen beurteilt unsere Verfasserin in durchaus günstiger Weise. Durch die Volkshochschulen wird eine (indirekte) Vorbereitung auf die spätere berufliche Tätigkeit gegeben, der soziale Geist wirkt unter den früheren Schülern über die Schule hinaus und regt auch zur gegenseitigen praktischen Selbsthilfe an. In engem Zusammenhange mit der Wirksamkeit früherer Volkshochschüler sind z. B. zahlreiche Krankenkassen sowie die Genossenschaftsbewegung entstanden. Im Norden verwirklicht die Volkshochschule außerdem ein nationales Ziel, indem sie unter die dort ansässigen Finnen und Lappen das Gefühl der Zugehörigkeit zum schwedischen Volksganzen trägt. Die Entwicklung der historisch-volkstümlichen Hausgewerbekunst in ganz Schweden ist gleichfalls nicht zuletzt durch den Einfluß der Volkshochschule gefördert worden. Die alten Schüler vereinigen sich von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Zusammenkünften. Den Geist dieser Gemeinschaften können die folgenden Sätze aus einer bei dieser Gelegenheit im Jahre 1908 gehaltenen Festrede charakterisieren: „Jeder Mensch, Mann oder Frau, kann nach Vermögen sich selbst als Mensch ausbilden in den körperlichen und geistigen Kräften, die ihm verliehen wurden. Beide haben die Pflicht und das Recht, so viel wie nur irgend möglich aus sich selbst im Leben zu machen. . . . Es ist aber nicht so leicht, das eigene Interesse abzuwägen gegen das, was andere für Recht halten: viel Gewissenhaftigkeit gehört zur richtigen Abschätzung. Tiefe Lebenskunst, reife Lebensweisheit verlangt dies Tun. Nur langsam, nach und nach läßt sich diese staatsbürgerliche Lebensweisheit erkämpfen. Eine Jugendschule für staatsbürgerliche Bildung muß als ihr vornehmstes Ziel ansehen, der richtige Führer für die Jugend in dieser Hinsicht zu sein." Die jährlichen Versammlungen werden häufig von mehreren hundert Personen besucht. Die früheren Schüler — sagt die Verfasserin — reisen zur Volkshochschule wie zu einer alten Freundin, zu der man nie vergebens kommt, wenn man sich in irgendeiner Sache Rat holen will, und die Lehrer betrachten diese Tage als ein Fest in ihrer anstrengenden Tätigkeit.

Besonders anziehend ist die Darstellung der Volkshochschule für Industriearbeiter in Schweden. Sie wurde 1906 von dem Sozialdemokraten und Dichter Forsslund in Brunnsvik gegründet. Aber trotz dieses parteipolitischen Ursprungs ist die Brunnsviker Schule 1911 vom Staate anerkannt worden und erfreut sich auch seiner materiellen Unterstützung. Dies hat in einem doppelten Umstand seinen Grund: zunächst in der allgemeinen größeren Parteiduldsamkeit in Schweden, sodann aber darin, daß die Erziehung und Bildung in der Brunnsviker Schule durchaus keinen parteipolitischen Charakter trägt. Und hier liegt m. E. etwas sehr Bezeichnendes. Der Parteizugehörigkeit ihres Gründers und ihrer ersten Lehrer, sowie der ausgesprochenen Absicht der neu eintretenden Schüler zufolge wäre die Schule in einem anderen Lande zu einem neuen parteipolitischen Kampfmittel der Sozialdemokratie wie prädestiniert, tatsächlich aber hat es die Leitung verstanden, ihr lediglich einen wahren, d. h. politisch neutralen, Bildungscharakter zu bewahren. Ihre Lehrer gehören verschiedenen Parteien an. Und für ihre Wirkung sind die eigenen Bekenntnisse



der Schüler bezeichnend: „Nach Absolvierung der Volkshochschule wagt man nicht mehr an der absoluten Richtigkeit seiner Anschauungen festzuhalten, sondern versucht, die Ansichten anderer zu verstehen.“ „Zum politischen Kampfe in dieser Weise (d. h. in der Weise des radikalen sozialdemokratischen Jungverbandes) fühlt man sich nicht mehr fähig und zur Erkämpfung eines politischen Zieles überhaupt noch nicht reif genug.“

In dieser parteipolitischen Neutralität liegt der besondere Wert der Volkshochschulen. Wir haben oben gesehen, daß, wenn auch der Staat den schwedischen Volkshochschulen Beihilfe gewährt, er doch nirgends seinen Einfluß auf die innere Organisation der Anstalten geltend macht; er steht, wie die Verfasserin sagt, in dieser Beziehung in Wahrheit über den Parteien. Und das Beispiel der Brunnsviker Schule hat uns gezeigt, wie, bei wirklich neutraler pädagogischer Gesinnung der Lehrer, selbst aus einer der Parteierziehung leicht zugänglichen Organisation die Stätte wirklicher Volkserziehung geworden ist. Daß diese Erziehung den nationalen Sinn nicht beeinträchtigt, zeigt hier z. B. (gleicherweise wie in der Schweiz) die erfolgreiche Entwicklung der schwedischen Volkswehr (skarpskytterörelsen); und ein schwedischer Reichstagsabgeordneter nannte die Volkshochschulbildung eine „geistige Volksbewaffnung, mit deren Kräften vor allem ein kleines Volk die unvermeidlichen Mängel der äußeren Verteidigung ausgleichen muß“.

Der Gedanke der Volkshochschule hat einen kulturell-ästhetischen und kulturell-politischen Wert: er fördert die Entwickelung freier, durch keine Parteischablonen in ihrem geistigen Wachstum verkümmerter Menschen; und andererseits, je allgemeiner das politische Wahlrecht wird, desto dringender wird eine parteipolitisch-neutrale, lediglich aufklärende staatsbürgerliche Volkserziehung, die das wirksamste Korrektiv der bekannten Mißstände des politischen Parteiwesens darstellt. Im ganzen kann man die Volkshochschule als die Trägerin eines modernen Humanismus bezeichnen.

Schlicht, aber um so eindringlicher hat Else Hildebrandt die Richtigkeit dieser Gedanken im schwedischen Volksleben dargelegt und mit anerkennenswerter Wärme tritt sie[1]) für ihre Verwirklichung auf deutschem Boden ein, wo dazu auch, wie eingangs gezeigt wurde, die geistige Saat nicht fehlt.

Dr. E. Hurwicz, Berlin.

Unser täglich Brot.

Den alten Kriegern der Spartaner stand je eine Portion Fleisch, ihrem Könige aber zwei zu. Eine solche kulturhistorisch merkwürdige Einzelheit der Überlieferung wird uns erst recht verständlich in Zeiten, in denen wir am eigenen Leibe die Knappheit von Fleisch und sonstigen Nahrungsmitteln erfahren. Das heutige Griechenland, dieses an sich so arme Land, wird mit dem Verstande und mit dem Gefühle die Bedeutung jenes alten Königsrechtes voll ermessen können. Aber die ganze Welt wird ja dafür empfänglich.

Der Krieg öffnet uns über manches die Augen, was wir früher als gegeben, als selbstverständlich, als Erbstück und Gewohnheitsding hinnahmen, was wir ohne lebendiges Bewußtsein taten oder sagten. Wie viele Millionen haben nicht täglich gedankenlos die vierte Bitte des Vaterunsers ausgesprochen oder in Gedanken nachgesprochen! Es ging uns zu gut, als daß wir über ihre Bedeutung nachdachten. Wir hatten ja alle ohne Ausnahme, was wir zum Leben brauchten, und viele mehr als das. Wozu darum noch Gott bitten? Eine heilige Scheu hielt uns wohl ab, dieser Frage näherzutreten oder auch nur an dem Wortlaute zu rütteln (er muß eigentlich sein: „unser künftiges Brot gib uns heute“), weil man das Altehrwürdige besser unangetastet läßt; weil es ja doch keinen Zweck hatte, sich eine Situation auszumalen, in der die Bitte praktische Geltung bekäme; weil in ihr etwas Kindliches, dem wirklichen Leben mit seinen realen Forderungen durchaus Abgewandtes zu liegen schien, das Rührung, aber keine Kritik hervorrief. Noch weit mehr aber wiederholten mit stumpfen Sinnen in brünstigem Glauben die Worte, bei denen sie sich wenig oder nichts dachten.

Sogar Martin Luther ist dieser Bitte nicht recht geworden. Er suchte zu viel dahinter: nicht nur alles, was zu des Leibes

1) Am Schlusse ihres Buches wie neuerdings auch in einer Broschüre „Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland“ (Jena, Diederichs, 1916).



Nahrung und Notdurft gehört, sondern schlechthin alles, was ein gesegnetes und reiches Leben auf Erden ausmacht, außer der Stellung des Menschen zu Gott und der Ewigkeit. Drei Bitten des Gebetes des Herrn beziehen sich auf Gott (seinen Namen, sein Reich, seinen Willen) und drei auf die Sündhaftigkeit des Betenden (Schuld, etwaige Versuchung und Erlösung); dazwischen eingeschoben die eine irdische, dürftige Bitte um Brot. Aber was hat Luther aus diesem einen Worte alles herausgelesen, wie reich hat er diesen ärmlichen Begriff entfaltet! Es ist, als ob er durch seine Erklärung Kritik an der Spärlichkeit der einen, an der Zusammenstellung der sieben Bitten hätte üben wollen, als ob er die Einseitigkeit des allzu transzendentalen Gebetes hätte verbessern und ausgleichen wollen, wenngleich halb unbewußt. Und so haben wir Protestanten die vierte Bitte von klein auf auffassen gelernt, das Brot als *pars* oder *partiuncula pro toto*, als etwas Unwesentliches und Selbstverständliches, aber Genanntes, neben all dem vielen Ungenannten und Wesentlicheren. Denn wer könnte zweifeln, daß gute Freunde und getreue Nachbarn, daß Weib und Kind, Vorgesetzte und Dienstboten, Haus und Hof und Beruf und Pflichten, jedes einzelne für sich und erst recht sie alle zusammen genommen wichtiger sind als Essen, Trinken und Kleidung? So sollten wir die umgedeutete Bitte verstehen.

Daß Gott unser täglich Brot uns allen auch ohne unser Gebet gäbe, war ihm nicht zweifelhaft. Wir brauchen es ja wie Luft und Wasser und können ohne Nahrung gar nicht leben. — Wozu aber dann danken für etwas Alltägliches, was uns zusteht und selbstverständlich zugeht? Wozu noch um das bitten, was wir so wie so empfangen? Die wörtlich verstandene Bitte schien fast überflüssig.

Luther hat sie nicht richtig verstanden. Hätte er ein Jahrhundert später gelebt oder Kriegsschrecken wie die des Dreißigjährigen Krieges erlebt, so würde er dem Wortsinne des täglichen Brotes oder des erwarteten Bedarfes näher geblieben sein, der Nahrung und Notdurft des Leibes, ohne die auch all das nicht bestehen kann, was das Leben erst lebenswert macht, wenigstens für uns moderne Kulturmenschen, die den Frieden und seinen Luxus gewohnt sind.

Das Vaterunser stammt aus einfacheren Verhältnissen des Orients her und war für die bedürfnislosen Jünger Jesu (nach dem Vorbilde eines älteren Gebetes des Täufers Johannes) zusammengestellt, für Jünger, die ganz mit ihrem Gotte und den Geboten ihres Meisters beschäftigt, sich nicht einmal um Unterkunft und Kleidung mehr sorgten als die Vögel und die Lilien auf dem Felde. Da hatte das Brot oder die Polenta seine volle Bedeutung, ohne Zukost, ohne Fett und Fleisch, vielleicht sogar ohne Gemüse und Obst. Sie baten Gott um das, was sie durchaus brauchten. Denn Not lehrt beten. Aber von sieben Bitten war es nur eine, die sich um irdische Bedürfnisse drehte. Sie war spartanisch gedacht.

Not lehrt beten. Wir bitten jetzt wieder um Brot, Brot im Wortsinne. Der Nordländer nährt sich freilich nicht von Getreide allein, wie es vielfach der Südländer noch heute tut. Aber die Bitte um Brot bedeutet lediglich: wir möchten satt werden und die Unsrigen satt wissen, ohne Verzögerung und ohne Unterbrechung, für heute und bis zur nächsten Ernte, für das Kriegsende und die folgende Übergangszeit.

Jetzt verstehen wir wieder die ursprüngliche, elementare Bedeutung dieser vierten Bitte, ahnen die Bedingungen ihrer ersten Aufstellung und würdigen ihre unerwartete Geltungsdauer.

Hunger ist schlimm für den einzelnen, aber als Vernichter von Millionen, und wären es nur Frauen und Kinder von Barbaren und Verbrechern und nicht unsere Liebsten und Anverwandten, als erbarmenloser Vernichter von Millionen über Millionen ist der Hunger ein furchtbarer, undenkbarer Feind. Indem wir um unser tägliches oder künftiges Brot beten, werden wir heutigestages, woran weder Jesus oder Johannes noch der kühne Erklärer Luther gedacht hat, in Gedanken hinzufügen: Wir erbitten das Waffenglück unserer Heere, einen vernichtenden U-Bootkampf, Niederzwingung Englands, Zersetzung des russischen Riesenreiches und einen unsere Nahrung und Notdurft sichernden Frieden.

A. Gercke.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 8 1. MAI 1917

Die Auslandsstudien im preußsischen Landtag.

Auch in der 70. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 1. März haben noch mehrere Mitglieder, anknüpfend an die Denkschrift des Ministeriums, zu dem Thema der Auslandsstudien das Wort genommen. Wieder ist, wie im Aprilheft, aus den bezüglichen Teilen ihrer Reden das Wesentliche und die Antwort des Ministers auf die Äußerungen des Hauses zu dieser Frage nach dem stenographischen Berichte hier wiedergegeben. M. C.

Haenisch (Soz.-Dem.): ... Die Frage der internationalen Beziehungen zwischen den Wissenschaftlern der heute kriegführenden Länder leitet mich ungezwungen über zu der von dem Herrn Kultusminister uns vorgelegten Denkschrift über die Förderung der Auslandsstudien, und da muß ich anerkennen, daß ich in der leider nur sehr seltenen, aber desto angenehmeren Lage bin, mich einmal über eine Denkschrift und über einen Schritt des Herrn Kultusministers aufrichtig und vorbehaltlos — oder besser: wenigstens nahezu vorbehaltlos; denn einige Vorbehalte will ich nachher doch machen — freuen zu können. Die Förderung der Auslandsstudien, die der Herr Kultusminister angeregt hat, und die Gedanken in der höchstinteressanten Denkschrift, die ich auch außerhalb dieses Hauses möglichst weiten Kreisen zu aufmerksamsten Studien empfehlen möchte, die Gedanken, die der Herr Kultusminister dort angeregt hat, begrüßen wir Sozialdemokraten besonders deshalb, weil wir von jeher der Meinung gewesen sind, daß jede Förderung der Kenntnis des Auslandes, jede Förderung der Kenntnis ausländischen Wesens, ausländischer Sprachen, ausländischer Wirtschaft und Politik in ihren Folgewirkungen ganz von selbst auch dahin wirkt, daß die Völker sich gegenseitig besser verstehen lernen, daß sie sich einander mehr annähern. Gerade deshalb, aus diesem prinzipiellen Grunde, bin ich im höchsten Maße über diese Pläne des Kultusministeriums erfreut.

Was die Ausführung betrifft, so bin auch ich der Meinung, daß sich eine Zentralisation, hier in Berlin etwa, keineswegs empfiehlt, sondern daß es durchaus zweckmäßig ist, die geplanten Auslandsstudien auf die einzelnen Universitäten je nach ihrer geographischen Lage zu dezentralisieren, in der Weise, wie wir es schon besprochen haben, daß in Bonn etwa Studien über den französischen und niederländischen Kulturkreis in Betracht kommen, in Breslau und Königsberg Studien über den russischen und überhaupt den slawischen Kulturkreis, in Kiel Studien über die Kulturkreise der überseeischen Völker...

Wie notwendig gerade auch für unsere Beamten, unsere Beamten im diplomatischen Dienst, unsere Beamten im konsularischen Dienst, eine bessere Kenntnis des Auslandes ist, als sie bisher im allgemeinen haben, meine Herren, dafür haben uns die Erfahrungen vor diesem Kriege und die Erfahrungen in diesem Kriege selbst manchen sehr deutlichen Beweis gegeben. Meine Herren, wenn auch das Aus-



land am besten natürlich an Ort und Stelle kennen gelernt wird, so glaube ich doch, daß es manchem unserer konsularischen Beamten, auch manchem unserer Diplomaten gar nichts geschadet hätte, wenn er vor seinem Hinausgehen auch schon im Inlande einen recht gründlichen Kursus durchgemacht hätte über ausländische Kultur, über ausländische Psychologie, über ausländische Wirtschaftsverhältnisse usw, so daß er nicht so völlig ahnungslos auf seinen Posten gegangen wäre, wie wir das manchmal erlebt haben...

Meine Herren, als dann dieses Versagen unserer Vertretung im Auslande, der konsularischen wie diplomatischen, am Beginn des Krieges offenbar wurde, wurde plötzlich die Parole ausgegeben, daß nunmehr weiteste Kreise des Volkes mobilisiert werden müßten zur Beeinflussung des Auslandes... Meine Herren, da wurden Leute plötzlich auf den politischen Boden geschickt, die sich auf ihm noch niemals bewegt hatten, die da plötzlich in ein völlig fremdes Gebiet hineinkamen. Meine Herren, das ging natürlich nicht, das mußte Schiffbruch leiden, ebenso wie es Schiffbruch leiden würde, wenn man Soldaten, die nie ein Gewehr in der Hand gehabt haben, plötzlich in den Schützengraben hinausläßt.

Meine Herren, dieses Fiasko der weltpolitischen Mobilmachung in den ersten Kriegsmonaten hat — wenn ich den Sinn der Denkschrift recht verstanden habe — den Herrn Kultusminister nicht zum wenigsten veranlaßt, der Frage der Auslandsstudien, die ja schon vor dem Kriege hier erörtert worden ist, nun auch wirklich ernsthaft nahezutreten und sie endlich in Fluß zu bringen...

Meine Herren, ich darf aus der Denkschrift zwei oder drei Sätze mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten zitieren, auf die ja auch schon gestern hingewiesen worden ist, die mir aber doch auch in einer anderen, bisher noch nicht erörterten Beziehung so bedeutungsvoll erscheinen, daß auch ich sie hier nochmals anführen möchte. Meine Herren, das sind jene — ich möchte beinahe sagen — klassischen Sätze der Denkschrift, die folgendermaßen lauten: „Der Krieg hat auch die, die es noch nicht wußten, darüber aufgeklärt, wie erschreckend unsere Unkenntnis des ausländischen Denkens gewesen ist, wie bitter not uns ein staatswissenschaftliches Verstehen der Gegenwart tut. Am wichtigsten und dringendsten erscheint die Hebung unserer außerpolitischen Bildung." Die Hebung außerpolitischen Verständnisses wird weiter in der Denkschrift als eine der dringendsten Aufgaben der Unterrichtsverwaltung bezeichnet. Und dann steht folgender klassische Satz in der Denkschrift: „Das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche muß politisiert werden." Meine Herren, das sind sehr schöne Sätze, die wir Sozialdemokraten seit langem vertreten haben; aber es sind Sätze, die nichts anderes bedeuten als eine Bankerotterklärung des alten Obrigkeitsstaates. — Herr Minister, Sie schütteln mit dem Kopf; aber es ist doch so, wie ich sage. Was, Herr Minister, war denn der politische Grundgedanke des alten Obrigkeitsstaates? Das war der Gedanke, daß für das politische Wohl und Wehe des Volkes nur die hohe Obrigkeit zu sorgen habe; es war der Gedanke, daß die „Untertanen", wie man früher so gerne sagte, im allgemeinen nur dazu da seien, Steuern zu zahlen, Soldat zu werden und im übrigen das Maul zu halten. Von diesem Gedanken, daß man das Volk vom politischen Leben, von politischer Betätigung nach Möglichkeit fernhalten müsse, ist unsere gesamte Gesetzgebung, unsere

gesamte Verwaltung, besonders in Preußen, jahrzehntelang beherrscht gewesen ...

Der Redner gibt näher an, in Ausführungen, die das eigentliche Thema verlassen, was für ihn diese Behauptung begründet:

Dinge, die dadurch nicht mit der heutigen Losung des Herrn Kultusministers im Einklang stehen: „Das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche muß politisiert werden." Diesen Satz des Ministers möchte ich doppelt und dreifach unterstreichen, und ich freue mich, daß ein preußischer Kultusminister es gewesen ist, der diesen Satz ausgesprochen hat...

Meine Herren, als ich vorhin die Denkschrift des Herrn Ministers mit Freude bergrüßte, wurde mir aus den Reihen der Fortschrittler zugerufen, daß das nur mit Vorbehalt zu geschehen habe. Meine Herren, gestatten Sie mir, daß ich die Vorbehalte, die ich mir sowieso vorgenommen hatte, jetzt selbst mache. Ich habe zunächst zu bemerken, daß es für uns selbstverständlich ist, daß diese neue Einrichtung der Auslandshochschule in keiner Weise, sei es direkt, sei es indirekt, von irgendwelchen wirtschaftlichen Interessentengruppen abhängig gemacht werden darf, daß wirtschaftliche Interessentengruppen in keiner Beziehung irgendwelchen Einfluß auf diese Studienzweige ausüben dürfen. Meine Herren, ferner fordere ich besonders dringend... daß weiten Volksschichten ermöglicht werde, auch an diesen neuen Zweigen unseres Unterrichts teilzunehmen. Endlich, meine Herren, fordern wir daß neben der außerpolitischen Bildung neben der weltpolitischen auch die innerpolitische Bildung, die staatsbürgerliche Erziehung nicht vernachlässigt werde. In beiden Beziehungen, sowohl was die außerpolitische Bildung, wie was die innerpolitische, staatsbürgerliche Bildung betrifft, müssen die Grundlagen schon in den Oberklassen der höheren Schulen gelegt werden, damit die jungen Leute nicht völlig unvorbereitet in diese Auslandsschulen auf den Universitäten eintreten, in den höheren Klassen der höheren Schulen, von denen wir wünschen, daß auch sie weiteren Volkskreisen zugänglich gemacht werden.

Meine Herren, das sind die wichtigsten Vorbehalte und Wünsche, die ich bei dieser Gelegenheit auszusprechen habe. Aber diese Vorbehalte können mich nicht hindern, alles in allem diese Denkschrift als erfreulich zu bezeichnen, weil sie wesentlich dazu mithilft, den alten Untertanenbegriff in Preußen und Deutschland, den wir staatsrechtlich schon seit 1848 nicht mehr haben, der aber in der politischen Praxis leider immer noch herumspukt, endgültig auszumerzen und aus dem „Untertanen" endlich, auch in Preußen und Deutschland, auch tatsächlich sich einen modernen freien Staatsbürger entwickeln zu lassen...

Kanzow (fortschr. V.-P.) . . . Dabei komme ich auf die Denkschrift über die Auslandsstudien, weil wir gerade von der Wirkung im Auslande sprechen. Auch meine Partei ist dem Herrn Kultusminister dankbar für die ausgezeichnete Denkschrift und dankbar für die Ausführungen, die er uns gestern gemacht hat. Meine Herren, ich möchte aber zweierlei betonen: Man soll immer unterscheiden zwischen dem Theoretischen, was notwendig ist, und dem unmittelbar praktisch Wirkenden, was zunächst noch notwendiger ist, und darum halte ich für ganz dringend geboten — und die Reichsleitung legt hoffentlich darauf den entscheidenden Wert —, daß möglichst bald in intensivster Weise unser Nachrichtensystem, das vollständig versagt hat, in anderer Weise ausgebaut

wird, damit die Wirkung auf die neutralen Staaten erreicht werden kann. Im übrigen hat der jetzige Herr Reichskanzler vor drei Jahren einmal gesagt: das deutsche Volk sei schon genug politisiert. Daß das falsch ist, davon wird er sich inzwischen wohl selbst überzeugt haben. Ich halte es mit dem Fürsten Bülow, der gesagt hat, das deutsche Volk müsse noch mehr politisiert werden, wie das in dankenswerter Weise in der Denkschrift auch hervorgehoben betont worden ist. Fürst Bülow hat dabei auch richtig hervorgehoben, was der Fehler von uns Deutschen, von so vielen Deutschen ist: sie treten zu sehr mit spekulativer und konstruierender Philosophie an das politische Leben heran, während man im politischen Leben als Naturforscher an das herantreten soll, was da ist. Und so wünschen wir, daß der Deutsche, der nach dem Ausland geht, mit unbescholtenen Augen kennen lernt, was vorhanden ist, und daß wir von dem Auslande auch das lernen, was lernenswert ist. Im übrigen kann ich Herrn Kollegen Irmer nur beistimmen, der gesagt hat: Jeder Deutsche, der ins Ausland geht, soll immer daran denken, daß er ein Deutscher ist...

D. v. Trott zu Solz, Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten: Wenn ich gestern bei meinen einleitenden Worten der Freude darüber Ausdruck geben konnte, daß die von mir eingereichte Denkschrift über die Auslandsstudien bei ihrem Erscheinen vielfach Zustimmung gefunden habe, so kann ich das im Hinblick auf die zu Ende gegangene Debatte nur wiederholen. Die Denkschrift hat auf allen Seiten dieses Hohen Hauses zustimmende Aufnahme gefunden; sie ist nach allen Seiten hin erörtert und mit Scharfsinn, Sachkunde und warmherziger Zustimmung beleuchtet worden. Ich kann darüber nur meine Genugtuung aussprechen und sagen, daß in dieser Stellung des Hohen Hauses eine wertvolle Unterstützung für die Ausführung meiner Pläne liegt.

Dabei sind auch eine Reihe von wertvollen Anregungen gegeben worden, die gewiß bei der weiteren Behandlung der Dinge werden beachtet werden. Freilich muß ich diesen Anregungen gegenüber doch darauf hinweisen, daß die Denkschrift selbst nicht erschöpfend sein wollte, und daß manche von den Anregungen, die hier gegeben werden, auch von uns schon erwogen worden sind, und daß sie zu gegebener Zeit in die Tat umgesetzt werden sollen.

Auch einige Anregungen, die von der Tribüne dieses Hauses gemacht wurden, sind schon in der Denkschrift angedeutet, so z. B. der Wunsch, der hier geäußert wurde, daß auch aus der Praxis Persönlichkeiten als Lehrer auf diesem Gebiete herangezogen werden möchten. Das ist, wie gesagt, auch schon in der Denkschrift berührt worden. Wenn dabei Herr v. Campe auf die Verhältnisse in Frankreich hinwies, wo frühere Minister nicht selten auf die Lehrkanzel stiegen, so wird man dabei doch berücksichtigen müssen, daß es in Frankreich sehr viel mehr zurückgetretene Minister gibt als bei uns. Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie darin einen Vorzug erblicken; aber man wird doch immerhin diese Frage nicht lediglich von dem Gesichtspunkt aus ansehen dürfen, möglichst viel Lehrkräfte für Auslandsstudien zu gewinnen. Ich hatte bei meinen früheren Ausführungen von dem Vorwurfe gesprochen, der meinen Plänen gegenüber in der Richtung erhoben worden sei, daß ein zu langsames Tempo angeschlagen werde. Herr v. Campe muß mich in dieser Beziehung mißverstanden haben. Dieser Vorwurf war nicht pro



praeterito, sondern pro futuro gemeint, daß es in der Natur des Vorschlages läge, daß seine Ausführung nur unter langsamen Fortschritten möglich wäre. Ich habe das ja in meinen Ausführungen des näheren auseinandergesetzt, indem ich zwischen Bildungspolitik und Propagandapolitik schied. Die letztere kann rasch ins Werk gesetzt werden, Bildungspolitik kann nur allmählich, in langsamer Ausreifung Erfolg haben. So waren meine Ausführungen zu verstehen.

Es ist dann der Wunsch ausgesprochen worden, daß ich auf diesem Gebiete auch mit den übrigen Bundesstaaten, die Universitäten und Hochschulen besitzen, in Fühlung treten möchte. Das ist bereits geschehen. Ich bin mit meinen Herren Kollegen in diesen Bundesstaaten in Verbindung getreten, und ich würde mich sehr freuen, wenn auch auf diesem Gebiete ein gemeinschaftliches Wirken zum Segen der Sache stattfinden würde.

Einer der Herren hat der Auffassung Ausdruck gegeben, daß sich die Universitäten gewiß gern in den Dienst der ihnen hier zugewiesenen Aufgabe stellen würden. Ich teile durchaus diese Ansicht; auch ich bin der Überzeugung, daß sich unsere Universitäten dieser wichtigen Aufgabe bereitwillig widmen werden, von deren Lösung schließlich die weltpolitische Zukunft unseres Volkes abhängen wird. Ich nehme an, daß wir dort keine Absage, sondern volles Verständnis und reiche Erfüllung unseres Verlangens finden werden. Dann wird das erreicht, was ich erstrebe, daß diese wichtige Aufgabe voll zur Erfüllung gelangt. Sie werden aus meinen Ausführungen entnommen haben, welche große Bedeutung ich ihr beilege, und wie sehr ich es für erforderlich halte, sie zu fördern...

Auch Herr Abgeordneter Haenisch hat sich zu der Denkschrift zustimmend geäußert. Ich freue mich, daraus entnehmen zu können, daß auf diesem Boden sich alle politischen Parteien einigen. Aber er hat doch nicht der Versuchung widerstehen können, auch aus dieser Blume Honig für seine politischen Zwecke und Ideale zu saugen. Daß ich seiner Auffassung da nicht zustimmen kann, wird er sich selbst gesagt haben. Ich will ihm aber in den Fragen über vormärzliche und nachmärzliche Politik, die er mir mit seinen Ausführungen etwas durcheinander zu mengen schien, nicht folgen, um den Frieden auf diesem Gebiete nicht zu stören; es gehört das ja auch nicht unmittelbar zu den Kulturaufgaben, die wir hier vertreten, es liegt doch wohl etwas daneben...

Nach dem Schluß der Besprechung nahm erst zur Geschäftsordnung, dann zu einer persönlichen Bemerkung der Abgeordnete Dr. v. Campe das Wort:

Ich habe ausgeführt, daß ich wünsche, daß auf die Lehrstühle für Auslandskunde auch Praktiker berufen würden, nicht nur lediglich abgegangene Minister. Es ist mir erwidert worden, wir hätten nicht so viel abgegangene Minister. Ich habe eine ganze Reihe von Namen genannt, die doch jedenfalls zur Verfügung standen. Demgegenüber ist mir nichts entgegengehalten worden.

Auf diese Bemerkung erwiderte der Minister:

Was den zweiten Punkt anlangt, den der Herr Abgeordnete Dr. v. Campe berührt hat, so habe ich darauf hingewiesen, daß Männer aus der Praxis auch zur Lehrtätigkeit auf dem Gebiete der Auslandsstudien herangezogen werden sollen und daß diese Absicht auch schon in der Denkschrift angedeutet worden ist. Nur nebenher bin ich auch auf die Spezialität eingegangen, die der Abgeordnete v. Campe hervorgehoben hatte, daß in Frankreich frühere Minister derartige Lehrstühle übernehmen.



Reich und Nation seit 1871.

Von Friedrich Meinecke.

Zwiefacher Art sind die Kräfte, die den nationalen Staat, gleichgültig, welche Regierungsform er trage, lebendig und stark erhalten, die einen von festerer und härterer Art, die anderen flüssiger und beweglicher. Fest und hart sind und müssen die Institutionen des Staates sein, die Macht und Autorität seiner leitenden Organe, die Zuverlässigkeit seiner Verwaltung, die Zucht und Straffheit vor allem seines bewaffneten Armes, und durch alle Institutionen durchgehend die Kontinuität geschichtlich verwurzelter und bewährter Traditionen und Grundsätze. Aber auch nicht eine dieser Einrichtungen und Überlieferungen könnte durch sich selbst allein oder durch den bloßen Zusammenhang mit den übrigen sich auf die Dauer aufrechterhalten, wenn nicht das flutende Leben hindurchginge, das von der Volksgemeinschaft und ihren gesellschaftlichen Schichten, im letzten Grunde aber von der Seele der Individuen ausgeht. Aus ihm stammen die geistigen und sittlichen Energien und Ziele, die die Macht des Staates tragen und ihn selbst zur Idee, zu einer der größten geistigen Mächte des Kulturlebens erheben.

Durch die Macht des preußischen Staates verwirklichte Bismarck die Idee der deutschen Nation. Macht und Idee zugleich nun war das neue Deutsche Reich. Viel reichere Ideenströme, als bisher dem preußischen Staate, konnten fortan dem Deutschen Reiche zufließen aus der so sehr viel weiteren Volksgemeinschaft. Wir dürfen uns heute mit Genugtuung sagen, daß es geschehen ist. Allein schon durch die Leistung Deutschlands im Weltkriege ist es dargetan. Ein unerhörtes Maß nicht nur von physischer Kraft, sondern auch von geistigen und sittlichen Energien ist entfaltet worden, um das unerhörte Übermaß rein physischer Kräfte, über das die Gegner gebieten konnten, auszugleichen. Doch wäre es falsch und würde sofort zur Überhebung verführen, eine solche Kraftprobe allein zum Wertmaßstabe einer geschichtlichen Entwicklung zu nehmen. Alle Ideen, die mit und in uns jetzt gestritten haben, waren zugleich Ideale von etwas noch Höherem und Vollkommenerem, Gestirne, die uns leiteten, aber uns oft verdeckt waren durch Wolken und Nebel. Alles Wollen bleibt hinter dem eigentlich Gewollten zurück. Wenn wir uns heute Rechenschaft ablegen von den geistigen Kräften, die aus den Tiefen der Nation heraus unserem Staatsleben seit 1871 zugeflossen sind, so wird Strenge und Nüchternheit das erste Erfordernis sein, damit der Abstand der Wirklichkeit vom Ideale zum ehrlichen Ausdrucke komme.

Das Ideal, das den geistigen Vorkämpfern der Einigung vorschwebte, sprach Heinrich von Treitschke 1863 am Vorabend der Einigungskämpfe einmal

Zweites Kapitel der historisch-politischen Einführung in das öffentliche Leben der Gegenwart, die ich auf Anregung des Oberregierungsrats Dr. Negenborn und im Zusammenhange mit den von ihm seit Jahren gepflegten Bestrebungen staatsbürgerlicher Erziehung übernommen habe, und deren Eingangskapitel im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 8 und 9, erschien.

Der Verfasser.



aus, als er das englische Volk mit dem deutschen verglich. „Ein unendlich großes Volk," sagte er vom englischen, „je näher man es kennen lernt; und doch möchte ich unser deutsches Unglück nicht gegen die englische Glorie vertauschen. Ich sehe immer klarer: wenn es je einen wahrhaft freien Staat, einen Staat innerlich freier Menschen geben wird, kein anderer kann es sein als der deutsche." Die rechte Freiheit war ihm nicht die Freiheit vom Staate, jene Ellbogenfreiheit und Ungestörtheit durch die Polizei, die uns heute unsere Gegner als den Vorzug ihrer Freiheit rühmen, sondern die Freiheit im Staate, die untrennbare Verbindung innerlich geistiger Freiheit und Selbstbildung mit den Freiheitsrechten, Pflichten und Opfern des einzelnen gegenüber dem Staate. Wir erkennen den organischen Staatsgedanken aus der Zeit der Erneuerung wieder. Bismarcks Werk und Treitschkes Denken waren von ihm erfüllt. Und doch, so deuteten wir an, hat Bismarcks Werk durch die Art, wie es von ihm fast allein geschaffen wurde, die Selbsttätigkeit der Nation etwas zurückdrängen müssen. Wohl gab er ihr die Möglichkeit, sie künftig auszuüben, in reichem Maße, aber die Umwandelung vom alten Herrschaftsstaate in den Gemeinschaftsstaat, in der Reformzeit begonnen und jetzt wieder aufgenommen, sollte nur langsam und vielfach gehindert weitergehen. Bismarck übte auch im neuen Reiche eine Art von Diktatur aus, die wohl getragen wurde vom Vertrauen des Monarchen und der Mehrheit der Nation und ihre Lebensinteressen nach außen und innen großartig vertrat, aber naturgemäß auch manche wertvolle Kräfte zurückhielt oder gar abstieß. Es blieb also immer noch viel vom alten Dualismus zwischen Regierung und Regierten übrig, und selbst die Anhänger des Gewaltigen konnten sich wund reiben an ihm. Auch er wiederum rieb sich wund an den Parteien, die zwar nicht mitregieren durften, aber vieles zu verhindern vermochten, was er, der Regierende, ausführen wollte. Es war ein steter, aufreibender Kampf um die Macht zwischen ihm und seiner Schöpfung, dem Reichstage, der nicht sein bloßes Geschöpf bleiben wollte. Dieses eifersüchtige Mißtrauen von hüben und drüben hat, wie uns die Betrachtung der einzelnen Fragen noch deutlicher zeigen wird, manchen schweren Schaden gestiftet. Der Reichstag hat dem Reiche die Grundlage zur finanziellen Selbständigkeit vorenthalten, die Bismarck ihm geben wollte. Die Kämpfe um den Heeresetat erzeugten Oppositionsstimmungen, die das Verhältnis der Parteien untereinander und zum Staate verhängnisvoll störten. Aber gerade in diesen Kämpfen um das Heer konnten Bismarck und seine Nachfolger ihren Willen immer wieder durchsetzen, wenn sie vom Reichstage an die Wähler appellierten, weil hinter ihrem Willen das Lebensgesetz und die Existenzbedingung des Reiches standen. Dieses Lebensgesetz bestand darin, daß alle inneren politischen Freiheitsrechte sich bei uns nun einmal unterordnen müssen der ehernen Notwendigkeit, unsere äußere Freiheit, Selbständigkeit und Macht zu behaupten. Unsere kontinentale Lage inmitten großer, mächtiger und günstiger situierter Nachbarn läßt uns nur die Wahl, entweder sehr schwach oder sehr stark zu sein. Dieser Zwang ist es im letzten Grunde, der den Übergang vom Herrschaftsstaate zum Gemeinschaftsstaate bei uns so sehr erschwert und verzögert. Der Herrschaftsstaat darf erst dann die Bastionen der Macht in die Hände des Gemeinschaftsstaates ausliefern, wenn



dieser seine volle Befähigung und Kraft, sie zu behaupten, erwiesen hat. Wohl ist die Einsicht in diese Notwendigkeiten bei der Nation von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen, aber ehe sie nicht zur vollen Reife gedeiht, ehe nicht die großen Machtinteressen mit unbedingter Sicherheit der Entscheidung des Reichstages überlassen werden können, wird der alte Dualismus zwischen Regierung und Regierten immer etwas nachwirken. Freilich darf man die Frage stellen, ob nicht auch ein übertriebenes Mißtrauen der Regierenden und ihr natürlicher Wunsch, sich in der Macht zu behaupten, die Schranken für die Mitwirkung der Volksvertretung oft zu enge gezogen und das Zusammenwachsen von Staat und Nation dadurch erschwert hat. Bismarcks unsterbliche Leistung für die Nation verträgt es, daß man auch ihre Schattenseiten und ungünstigen Nebenwirkungen prüft. Aufgabe der Nachkommen ist es, sie allmählich zu überwinden durch das Beste, was er ihnen hinterlassen hat in seiner neuen Staatskunst, in dem Sinne für die Staatsnotwendigkeiten, den die Erfordernisse unserer Weltlage uns tiefer und tiefer einprägen werden.

Und vielleicht fehlte es gerade etwas an dem erzieherischen Drucke dieser Weltlage, als das neue Reich seine Laufbahn begann. Deutschland stand jetzt so mächtig in Europa da, daß es auf geraume Zeit die Gefahren eines Kampfes um Sein und Nichtsein nicht zu fürchten hatte. Die mannigfaltigen Richtungen und Bedürfnisse im Inneren konnten sich mit einer gewissen Sorglosigkeit einmal ausleben, und das Selbstgefühl und der Stolz über die neu errungene Größe schwellte die Brust. Man möchte die siebziger Jahre eine Zeit des Luxurierens auf allen Gebieten nennen. Allergröbstes Luxurieren materieller Art trat in den Exzessen der Gründerzeit zutage, — wiewohl man ihr nicht gerecht wird, wenn man in ihr nicht zugleich die vielleicht unvermeidlichen Flegeljahre junger, jetzt ins Weite strebender wirtschaftlicher Kräfte sieht. Aber es luxurierten jetzt auch die geistigen und politischen Parteien, sowohl diejenigen, die in der Gründung des Reiches ihre höchsten Wünsche erfüllt sahen und nun genußfreudig auch alle übrigen Wünsche rasch befriedigen wollten, wie diejenigen, die zwar den Charakter dieses Reiches nicht liebten, aber in seiner großen, weit geöffneten Arena einen zur Eroberung lockenden Tummelplatz erblickten. Nun stürmten und prallten die Parteien mit einer Heftigkeit aufeinander, die noch mehr dem Kraftgefühle und Unternehmungsdrange als einer inneren Notwendigkeit entsprang, und weil es ihnen an Augenmaß und Erfahrung fehlte, konnte man sich dabei hüben und drüben die Stirn bald blutig stoßen an ehernen Schranken. Das war das Schicksal des Liberalismus, als er den von Bismarck aufgenommenen Kampf um die kirchenpolitischen Rechte des Staates zum allgemeinen Kulturkampf des modernen Geistes gegen das ganze ultramontane System erweiterte und mit großem Getöse führte. Zwei Offensiven stießen hier gegeneinander, denn auch die Ultramontanen gelüstete es, eine Kraftprobe zu wagen gegen das Reich, das der protestantische preußische Staat im Bunde mit dem unkirchlichen Liberalismus geschaffen hatte. Keiner aber rannte den anderen um, jeder täuschte sich in der Festigkeit der feindlichen Stellungen. Auch Bismarck schätzte sie falsch ein und überschätzte die Wirkung der staatlichen Zwangsmittel, mit denen er kämpfte. Wohl gingen dann Reich und Einzelstaaten



ungeschwächt aus dem Kampfe hervor, aber auch das katholische Deutschland schuf sich eine machtvolle Organisation, wie es sie zur Zeit der staatlichen Zersplitterung der Nation nie gehabt hatte, und nutzte damit den neuen Lebensstrom aus, der durch sie ging.

Mit wild schäumenden Wogen brach auch die sozialdemokratische Bewegung über die Industriereviere des neuen Deutschlands ein, maßlos in ihrer Agitation wie in ihren Forderungen und Hoffnungen. Staat und bürgerliche Gesellschaft, überrascht und empört, sahen sie an wie eine unterirdische Gewalt, die nicht in die nationale Gemeinschaft hineingehörte, und hielten sich für berechtigt und verpflichtet, sie in Acht und Bann zu tun. Der bürgerliche Liberalismus, stolz auf seine Leistung, der freien Bewegung der individuellen Kräfte im geeinten Reiche eben erst Tor und Tür erschlossen zu haben, sah sein reinliches Konzept verdorben und wollte noch nicht zugeben, daß in dem Kampfe des Sozialismus gegen die entfesselten Mächte des Kapitals das tiefe und berechtigte Bedürfnis nach neuen sozialpolitischen Bindungen und Schranken sich mit ausspräche. Bismarck versuchte es seit 1878 mit Zwangs- und Gewaltmitteln gegen die neue Massenpartei, aber das Sozialistengesetz hat so wenig wie die Kulturkampfgesetzgebung den Gegner zerbrechen können, ihn vielmehr erst recht zusammengeschweißt und gehärtet. Ebensowenig freilich hat die Sozialdemokratie die Grundlagen des neuen Reiches je ernstlich erschüttern können.

Es wurde also die schwere und niederdrückende Erfahrung gemacht, daß der neue Reichsgedanke, diese heiß ersehnte und schwer erkämpfte Errungenschaft des deutschen Volkes, an breiten Schichten dieses Volkes versagte. Zentrum und Sozialdemokratie leugneten nicht den Wert der nationalen Einheit überhaupt, — Reichsfeinde in diesem Sinne sind sie nie gewesen, und sie zögerten auch nicht, sie für ihre eigenen Zwecke auszubeuten. Aber sie lehnten sich auf gegen die Art, wie sie geschaffen war, und gegen die besonderen Kräfte, die sie geschaffen hatten. In der tiefen Abneigung gegen den preußischen Staat und den bürgerlichen Liberalismus begegneten sich die beiden neuen Massenparteien. Ihre eigenen Weltanschauungen klafften dabei so weit auseinander, wie die Abgrundtiefen verschiedener Zeiten es nur tun, und die eine erschien der anderen wie die Macht der Finsternis. Wiederum aber trafen beide darin zusammen, daß sie gegen die Idee des neuen Nationalstaates, die das begeisternde Panier ihrer konfessionellen und bürgerlichen Gegner war, die Macht großer über- und internationaler Ideen und Interessen ausspielten. Die Nation, so lehrten sie beide ihren Anhängern, ist noch nicht die höchste und wertvollste Form menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie kann nicht, sagten die einen, mit der göttlichen Aufgabe der Kirche wetteifern, jeder Menschenseele das Heil zu bringen und alle Völker in ihrem Namen zu vereinigen. Sie bietet, sagten die anderen, dem darbenden Proletarier Steine statt Brot; das internationale Unheil des Kapitalismus kann nur durch internationale Verbrüderung der unter ihm Leidenden überwunden werden.

Die Kampfesmittel, die die Träger des neuen Reichsgedankens gegen Zentrum und Sozialdemokratie anwandten, waren, wie wir bemerkten, unwirksam. Verrieten sie durch diese Wahl falscher Waffen vielleicht eine eigne innere Schwäche? Waren Kraft, Größe und Inhalt der nationalen Idee



und der mit ihr verbündeten preußischen und liberalen Ideen nach erreichtem Ziele vielleicht doch jetzt, trotz alles Luxurierens, im inneren Niedergange? Es ist das Schicksal jeder energischen Konzentrierung von Ideen auf ein Ziel, daß sie an Tiefe und Fülle verlieren, was sie an realer Wirksamkeit gewinnen. Das ist das Opfer, das der Handelnde dem Geiste abnötigen muß. „Ich brachte reines Feuer vom Altar. — Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme." Auch der nationale Gedanke war in Deutschland in der Zeit, als idealische und romantische Winde wehten, feiner und geistiger gewesen und hatte damals den Glauben an übernationale menschheitliche Werte, das kosmopolitische Element, das jetzt, freilich in sehr viel gröberen Mischungen, die beiden neuen Massenparteien erfüllte, mit umfaßt. Aber wir sahen, daß die Ideologien weichen mußten, um Raum zu schaffen für den Waffenschritt Bismarcks, für die neue Staatskunst der nationalen Realpolitik. Und im allgemeinen Übergange zum Realismus war auch die liberale Bewegung stark durchdrungen worden von den besonderen wirtschaftlichen Interessen der Kaufleute und industriellen Unternehmer. Alle diese Körperlichkeiten, die der nationale Gedanke in der Bismarckschen Reichsgründung annahm, wurden von den Gegnern, obwohl auch diese dem Zeitgeiste ihren Tribut leisteten und ihren Balken im eigenen Auge trugen, weidlich ausgebeutet. Die deutsche Einheit, die ihr uns bietet, ist eine kapitalistische und militaristische Unternehmung, sagten die Sozialdemokraten. Sie ist das Werk des ungläubigen Vulgärliberalismus und des herrschsüchtigen Ketzerstaates, sagten die Klerikalen.

Ohne Zweifel also büßte der neue Reichsgedanke durch den spezifisch preußischen und spezifisch bürgerlichen Beigeschmack, den er hatte, an werbender Kraft unter den Massen der Nation ein. Auch war etwas an dem Vorwurfe, daß der Liberalismus vulgär geworden sei. Er hatte wohl immer eine Spielart von platter, rationalistischer Aufklärung mit sich herumgetragen, aber sie zeigte jetzt in der satten Gründerzeit und im Geschrei des Kulturkampfs ihre ganze Blöße. Der junge Friedrich Nietzsche goß Spott und Hohn über das seichte Evangelium der Bourgeoisie. In der Literatur und Kunst des Tages, die auf die liberale Weltanschauung sich stützte, blieb der erhoffte Aufschwung und Geistesfrühling aus. Die Ebbe im philosophischen Denken hielt an. Der Durchschnittsgeschmack der Gebildeten verlor die Maßstäbe für die Tiefen der Kunst und des Lebens. Aber war die geistige Kraft und der schöpferische Idealismus der Nation, wie es im Rückblicke auf diese Zeit zuweilen behauptet worden ist, wirklich im Erlahmen?

Man dürfte es doch im Ernste nicht sagen. Die Zusammenhänge von Kultur und Staat, von politischen und geistigen Leistungen einer Nation sind zu verborgen und verwickelt, um in jedem Augenblicke einheitlich und eindeutig hervorzutreten. Ein zeitweiliger Schlummer bedeutete noch keinen Tod. Der idealistische Geist war auch nur übertönt vom Tageslärme, aber spann in der Stille sich weiter. Es fehlte auch nicht an einsamen, originellen Köpfen, an energischer und universaler Forschungsarbeit. Und eben jetzt begann Heinrich v. Treitschke die Bindeglieder und den vielgestaltigen Reichtum unserer geistigen und politischen Entwicklung mit hinreißender Leidenschaft und Pracht darzulegen. Auch er berührte sich wohl etwas mit dem luxurierenden Zuge der Zeit durch seine



oft zu grellen Farben und Urteile, aber seine hohen und stolzen Gedanken und Empfindungen von der Schönheit und Würde des Nationalstaates und von der Mission des deutschen Geistes weckten in dem heranwachsenden Geschlechte den Drang und die Zuversicht, das von den Vätern geschaffene Reich mit eigenem, neuem Leben auszufüllen.

Und ehe noch das erste Jahrzehnt des neuen Reiches um war, wuchs ein solches neues Leben schon hervor aus drängenden Bedürfnissen des Staates, der Wirtschaft, ja doch wohl auch des nationalen Geistes, der den neuen realen Aufgaben einen tieferen Sinn zu geben versuchte. Zunächst aber fing alles ganz konkret und nüchtern an. Das Reich bedurfte für seine rasch wachsenden Ausgaben stärkerer Finanzmittel, als man anfangs geglaubt hatte. Landwirtschaft und Industrie aber sahen sich mit einem Male schwer bedroht von der Konkurrenz des Auslandes, die der Industrie durch die Aufhebung der letzten Eisenzölle, der Landwirtschaft durch die gesteigerten überseeischen Produktionen und Verkehrsmittel bereitet wurde. Die sich entfaltende Weltwirtschaft klopfte damit zum ersten Male an die Tore des neuen Reiches und zwang es sich in Positur zu setzen. Für den deutschen Liberalismus wurde es nun verhängnisvoll, daß er sich in seiner Wirtschaftspolitik zu sehr auf den Individualismus festgelegt und zu eng mit den freihändlerischen Interessen verknüpft hatte. Und weil er, wie wir sahen, auch durch seine parlamentarischen Ansprüche dem Reichskanzler immer unbequemer wurde, so hatte dieser nun Gelegenheit zu einem dreifachen großen Schlage. Er ließ den Kulturkampf, für den er bisher die Hilfe des Liberalismus gebraucht hatte, abflauen, forderte Schutzzölle für Industrie und Landwirtschaft, die zugleich die neue Finanzquelle für das Reich mit bilden sollten, spaltete die vor diese Fragen gestellte nationalliberale Partei und setzte mit Hilfe ihres rechten Flügels, der Konservativen und des Zentrums die neue Finanz- und Wirtschaftsreform 1879 durch. Der Kurs ging fortan nun nach rechts — einer der tiefsten Einschnitte in der inneren Geschichte des neuen Reiches, reich an Wirkungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Mit dem Unternehmen der Liberalen, die Reichsverfassung im Sinne des parlamentarischen Systems auszubauen, war es vorbei. Nur wenn sie eine starke und ausschlaggebende Regierungspartei geblieben wären, hätte es vielleicht gelingen können. Aber der jetzt zersplitterte und zum größten Teile in die Opposition gedrängte Liberalismus war nicht mehr imstande dazu. Auch eine aus allen Oppositionsparteien gebildete Mehrheit, wie sie in den achtziger Jahren meist möglich war, konnte nicht an gegen die Bollwerke der Bismarckschen Regierung, die sich nun nicht nur auf den Bundesrat, sondern auch auf die jetzt wieder konservativ werdende Mehrheit des preußischen Landtags stützte. Auch war ja das Zentrum unter der Führung des klugen Welfen Windthorst jetzt nicht mehr schlechthin Oppositionspartei, sondern wirtschaftspolitisch hilfsbereit für Bismarck und wuchs so allmählich durch Geben und Nehmen, Fordern und Feilschen in den Reichsorganismus, wenn auch noch nicht mit vollem Herzen hinein, so doch aus Einsicht und Berechnung an ihn hinan. Aber immer ließ es dabei den Kanzler seine Macht fühlen, zum schweren Schaden für die Finanzen des Reiches, die dabei nie ganz gesunden konnten, weil sie abhängig bleiben sollten von der Gunst des Zentrums. So erwies sich jetzt die Zersplitterung und



Schwächung des Liberalismus, durch die das Zentrum in die Höhe gekommen war, als ein zweischneidiger Erfolg der Bismarckschen Politik. Sie kam aus der Scylla in die Charybdis, sie mußte mühsam und keuchend jedes Stück ihres Weges erobern, weil das Zentrum jeden Augenblick in der Lage war, in das Oppositionslager zum Linksliberalismus und zur Sozialdemokratie abzurücken. Diese wieder sogen sich in ihrem Kampfe gegen Zölle, Sozialistengesetz und konservative Einflüsse voll mit Bitterkeit und Grimm gegen das Bismarcksche Regime. Die Geister der Parteien verengten sich in dieser Lage zu Geistern der Fraktionen und Fraktionsführer und wurden schier noch härter und unbiegsamer als bisher. Auch die alte Unbiegsamkeit der Konservativen wurde dem Kanzler nur so lange nicht fühlbar, als ihm die Hilfe des Liberalismus nichts bedeutete. Wie im modernen Stellungskampfe waren Fraktionen und Kanzler gegeneinander festgefahren, ohne einer den andern bezwingen zu können. „Die Fraktionen", sagte Bismarck 1882 ganz prägnant, „bilden für mich einen Ring, den ich nicht durchbrechen kann und auch nicht zu durchbrechen brauche."

Nicht nur das Parteiwesen, sondern auch der Reichsgedanke standen dadurch in Gefahr, sich wieder zu verengen. Schon begannen die um Bismarck gescharten Parteien ihren Gegnern den Vorwurf zu machen, daß sie nicht national seien, und in den Begriff dessen, was „national" sei, schlichen sich wieder, wie in den siebziger Jahren, Merkmale von parteimäßiger und vorübergehender Natur ein. Wie sich damals der hitzige Kulturkämpfer besonders national erschien, so jetzt der, der den Bismarckschen Kampf für den Schutz der nationalen Arbeit zu einem Kampfe gegen das sie auswuchernde Judentum zuspitzen wollte.

Und dennoch, in und trotz all dieser Vergröberungen und Verengerungen hat sich der nationale und der Reichsgedanke seit 1879 vertieft und ist in eine neue Epoche eingetreten. Der Schutz der nationalen Arbeit, den Bismarck in sein Programm aufnahm, bedeutete mehr als nur den Schutz einzelner gefährdeter Gewerbe. Das Entscheidende war, daß der Staat damit Gebiete zu organisieren anfing, die er in der liberalen Ära dem Spiele der wirtschaftlichen Kräfte überlassen hatte. Auch früher hatte er natürlich seine Zolltarife immer den Bedürfnissen der heimischen Arbeit angepaßt, aber in dem vergrößerten Wirtschaftsgebiete des Reiches und in dem Zwange und Drange der weltwirtschaftlichen Umwälzung griffen diese Fragen jetzt viel tiefer in das nationale Leben ein. Es trat jetzt wirtschaftlich für das Reich eine ganz ähnliche Notwendigkeit ein, wie sie politisch für das alte Preußen, den von allen Seiten gepreßten Kernstaat des Reiches, immer bestanden hatte. Der Druck von außen hatte es gezwungen, stärker zu rüsten, sich schärfer zu konzentrieren, als es die Nachbarn durchschnittlich nötig hatten. Nun erfuhr Deutschland mit seiner auf engem Raume wachsenden Bevölkerung auch wirtschaftlich die Ungunst seiner Lage und den Druck der größeren, auf breiterer Basis beruhenden Wirtschaftsmächte. Es blieb nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen, sich in sich energischer zusammenzufassen, aus dem heimischen Boden und dem eigenen Volke so viel herauszuholen wie nur möglich, sich so viel wirtschaftliche Autarkie zu erobern, als es die Bedürfnisse seiner Einfuhr und Ausfuhr nur erlaubten. Mochte dieses Ziel nicht



gleich im ganzen Umfange vor Augen stehen, so führte doch jeder Schritt auf der neuen Bahn zu ihm näher. Hatte man einmal begonnen, neue Dämme aufzurichten gegen die ungefesselte Flut der modernen wirtschaftlichen Bewewegung, so konnte man bei Zolltarifen nicht stehen bleiben. Die Existenz der Sozialdemokratie mahnte daran, daß die Errungenschaften der Großindustrie mit schweren physischen und moralischen Schädigungen der Volkskraft erkauft waren, und beanspruchte noch eine andere, tiefere, organischere Behandlung als die der äußeren Niederdrückung durch das Sozialistengesetz. Wie nun aus mannigfachen Wurzeln her die Gedanken der Kaiserlichen Botschaft vom November 1881 keimten und ins Leben traten, wird uns die genauere Betrachtung der staatlichen Sozialpolitik später zeigen. Die Kaiserliche Botschaft wurde in noch höherem Grade zum Markstein der inneren Entwicklung des neuen Deutschlands als die Wirtschaftsreform von 1879, weil sie die geistige Grundlage des Neuen, was man begonnen hatte, aufdeckte und es in die Sphäre der großen historischen Idee erhob. Der organische deutsche Staatsgedanke trat damit auf eine höhere Stufe. Er setzte sich zum Ziele, entschlossen den Kampf aufzunehmen mit allen Problemen und Schwierigkeiten der modernen Kulturentwicklung und überall da, wo sie zum Chaos zu entarten droht, sie zum Kosmos zu gestalten. Neue Bindungen der Gesellschaft und der einzelnen durch den Staat und ein weiteres Wachstum staatlicher Macht waren dabei unvermeidlich. Dieser antiindividualistische und sozialistische Zug konnte denen bedenklich erscheinen, die in der inneren Freiheit und Selbständigkeit der Individuen die Grundkraft echter Kultur und auch echter Staatsgesinnung sahen und zu allen übrigen Beeinträchtigungen der Persönlichkeit durch die modernen Massengewalten nun auch einen verstärkten Druck der Staatsgewalt auf sie fürchten mußten. Es gab in Zukunft nur eine Sicherung dagegen. Der Staat mußte seinen geschichtlichen Weg vom Herrschaftsstaate zum Gemeinschaftsstaate weitergehen, der Dualismus zwischen Regierenden und Regierten noch mehr zusammenschmelzen, der Staat noch tiefer damit hineinwachsen in das Innenleben des einzelnen. Daß der Wille des Staates schließlich zum freien Willen des einzelnen wurde, war dann das letzte, restlos nie zu erreichende und doch zur Erreichung anspornende Ziel. Und nicht nur der politische Idealismus durfte es fordern. Wie schon Bismarcks Macht- und Nationalpolitik aus wohlverstandenem Realismus das demokratische Zugeständnis des allgemeinen gleichen Wahlrechts gemacht hatte, so machte auch seine neue Sozialpolitik über kurz oder lang gewisse demokratische Komplemente erforderlich, damit sie dem Arbeiter nicht nur als staatlich dekretierte und abgemessene Wohltat, sondern als selbst mitgewollte und erarbeitete Leistung erschien. Keine neue Bindungen des Volkes durch den Staat ohne neue Verschmelzungen zwischen Volk und Staat.

Bismarck und die wenigsten derer, die ihm folgten, haben damals die künftigen demokratischen Konsequenzen der monarchischen Sozialpolitik schon im vollen Umfange ermessen. Sehen wir sie doch erst jetzt nach den Erfahrungen des Weltkrieges vernehmbarer sich anmelden. Aber die große organisatorische Idee allein schon, die er vertrat, war damals imstande, das nationale Denken unermeßlich zu befruchten. Man lernte tiefer nachzusinnen über die Zusammen-



hänge der wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Welt, über das Verhältnis dessen, was sein soll und dessen, was ist, über die Abwehrmittel der nationalen Gemeinschaft gegen die Wirkungen des blinden wirtschaftlichen Mechanismus. Die Lehren der ethischen Nationalökonomie gingen jetzt auf im jungen Geschlechte, und wie es in einer zukunftsreichen Jugend sein muß, gingen die Richtungen in ihr stark durch- und auseinander. Die einen ließen sich durch Bismarck noch tiefer hineinziehen in die konservative Welt, die jetzt wieder zu Ehren kam, begeisterten sich für die preußisch-monarchischen Institutionen, für die Idee des sozialen Königtums, auch wohl für die Verbindung monarchischer, sozialer, positiv kirchlicher und selbst antisemitischer Interessen, die der Hofprediger Stöcker in seiner christlich-sozialen Bewegung mit agitatorischer Kraft, freilich nur mit begrenztem Erfolge herzustellen versuchte. Andere aber beruhigten sich nicht mit der staatlich-monarchischen Lösung des sozialen Problems, kehrten gegen sie einen neuen, jetzt aber ganz sozial interessierten Individualismus und Subjektivismus heraus, der an den radikalen Fragestellungen Ibsens und dem unerbittlichen Naturalismus französischer, nordischer und russischer Dichter sich nährte. Das freie Ich verschmähte die überlieferten Konventionen von Staat und Gesellschaft, das soziale Mitleid führte es wieder zur Volksgemeinschaft zurück und rang unklar, aber sehnsüchtig nach neuen, höheren Formen für sie durch Verwirklichung irgendwelcher sozialistischer Träume. Sie waren nicht zu verwirklichen, aber ein anderes begann sich dafür aus dieser Jugend gegen Ausgang der achtziger Jahre und nach ihnen zu verwirklichen: die Hoffnung auf eine die Tiefen des Lebens neu anschauende Dichtung und Kunst.

So war das zweite Jahrzehnt des neuen Deutschlands reicher an jungen Trieben und an neu auftauchenden Horizonten als das erste. Und es begann jetzt hinauszudrängen in die Welt. Die durch die Bedrängnis der Landwirtschaft seit Ende der siebziger Jahre anschwellende Auswanderung entführte dem Volkstum unersetzliche Kräfte, die in überseeischen Pflanzungen ihm vielleicht erhalten werden konnten. Es war ein alter Traum nationaler Idealisten, daß Deutschland noch einmal neben den älteren See- und Kolonialmächten seinen Anteil an der überseeischen Welt finden müsse. Aber erst mußte sich wirkliche Unternehmungslust deutscher Kaufleute und Siedler regen, ehe Bismarck seine Hand dazu bot. Auf diesem Gebiete wollte er von einer staatlichen Initiative grundsätzlich nichts wissen, weil sie in das Abenteuer führen konnte. Nicht eigentlich um einer pressenden wirtschaftlichen Notwendigkeit, sondern um einer nationalen Pflicht des Reiches zu genügen, meinte er den Pionieren deutscher kolonialer Unternehmungen seinen Schutz geben und sie energisch vertreten zu müssen gegen die Eifersucht Englands. Auch das Abenteuer einiger junger kühner Leute, das uns unser Siedlungsgebiet in Ostafrika verschafft hat, billigte und stützte er schließlich, als es gut auslief. Wieder waren es erste Atemzüge eines jungen nachbismarckschen Deutschlands, die in der von ihm geschaffenen Welt sich regten und nun sie schon etwas zu eng fanden. Es war ein großer und charakteristischer Zug an Bismarck, daß er, ohne diese wachsenden Triebe der Zukunft zu unterdrücken, doch festhielt an denjenigen Schranken deutscher Machtpolitik, die den gegebenen Zuständen *seiner* Zeit entsprachen. Er wußte,



daß das durch ihn mächtig gewordene Deutschland auch mit mächtigen Gegnerschaften auf dem Kontinente zu rechnen haben werde, und er hatte den Gefahren einer großen antideutschen Koalition während seiner eigenen Reichsgründungspolitik zu tief in das Auge geschaut, um sie durch eigenen weiter ausgreifenden Ehrgeiz jetzt noch zu steigern.

Dennoch, trotz aller „Saturiertheit", kamen solche Gefahren schon zu seiner Zeit über Deutschland, als seit 1879 russischer Panslawismus und französisches Revanchebedürfnis zur Flamme zusammenzuschlagen drohten. Er hielt sie auseinander durch die Meisterschaft seiner Diplomatie — aber mit den sturmfreien Zeiten, die Deutschland in den siebziger Jahren genossen hatte, war es nun bis auf den heutigen Augenblick vorbei. Die Möglichkeit eines großen kontinentalen Existenzkampfes war seitdem, bald leiser, bald lauter, ein Unterton in unserem politischen Hoffen und Sorgen und hat deshalb auch, bald stärker, bald schwächer, unsere nationalen Ideale und unsere innerpolitischen Ziele mitbestimmt. Nicht zu ihrem Schaden! Denn in der Luft der Gefahr wachsen die Energien und werden die Augen heller und weiter.

Schon Bismarck wußte, daß die Nation im Ernste einer weltpolitischen Stunde nicht den Bannern der Parteien, sondern dem Banner des Staates folgen will. Das war der Sinn der Septennatswahlen von 1887 — mag man auch heute, wie wir noch sehen werden, über den Gegenstand des Septennatsstreites etwas anders denken als Bismarck und die für ihn damals votierenden Reichstagswähler. Er erreichte durch sie noch einmal eine Mehrheit nach seinem Sinne, gebildet aus dem Kartell der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen und baute die Wehrkraft des Reiches wirksam aus. Man fühlte sich in der Stimmung jener Tage zurückversetzt in die ersten Jahre des neuen Reiches und freute sich, daß auch die preußischen Konservativen, die damals nur mit manchen Vorbehalten und Ausnahmen den Wegen Bismarcks gefolgt waren, jetzt als zuverlässige Diener des Bismarckschen Reichsgedankens erschienen. Aber an den beiden Massenparteien des Zentrums und der Sozialdemokratie fand er noch immer, bei der einen ganz geschlossene Türen, bei der anderen nur halb geöffnete Nebenpforten. Mit direkter Propaganda für die nationale Idee kam man ihnen gar nicht bei. Im Gegenteil, sie lachten darüber und erklärten sie so, wie sie vertreten wurde, für konventionelle Ideologie und Hurrapatriotismus. Darum muß man die Bedeutung der im engeren Sinne so genannten nationalen Bewegungen, wie sie seit den achtziger Jahren in immer neuen Anläufen, den Vereinen deutscher Studenten, der Kolonialbegeisterung, der Bismarckbegeisterung, den großen nationalen Schutzvereinen usw. verliefen, vom höchsten nationalgeschichtlichen Standpunkte aus etwas einschränken. Sie bewegten sich immer und immer nur wieder in denselben sozialen und geistigen Schichten, die schon vor 1870 Träger der Einheitsbewegung gewesen waren, nur daß jetzt auch die preußischen Konservativen mit den Intellektuellen des bürgerlichen Mittelstandes zusammenarbeiteten. Für diese Schichten, wie sie jetzt zusammengefaßt waren in den Kartellparteien von 1887, war es, trotz mancher Veräußerlichung, ein immer wieder lebendiges Bedürfnis, das Feuer der Idee, die einst unter ihnen erwacht war, zu hüten. Auch fehlte es ihrer nationalen Arbeit, wie wir sahen, keineswegs an neuen großen Zie-



len, wohl aber an solchen neuen geistigen Fermenten, die die Widerstrebenden hätten durchdringen und gewinnen können. Wohl war der neue soziale Idealismus ein solches Ferment, das schon zu wirken begann. Aber es konnte schon deswegen nicht durchgreifend wirken, weil es die innere Politik Bismarcks selbst noch nicht ganz durchdrungen hatte.

Das sollte man bald erleben. Bismarck benutzte die willkommene Mehrheit der Kartellparteien nicht so schöpferisch, wie es für die innere und äußere Überwindung der Oppositionsparteien nötig gewesen wäre. Auch er war, wie diese, durch den langen verbitterten Kampf härter und starrer geworden und verschloß sich dadurch manche Wege, die zu einer Ausgleichung und Milderung der inneren Spannungen führen konnten. Die soziale Versicherungsgesetzgebung brachte er wohl noch 1889 zum großartigen Abschluß, aber eine durchgreifende Arbeiterschutzgesetzgebung und Erweiterung der Arbeiterrechte hielt er nicht für ratsam. Das Sozialistengesetz sollte bleiben und die trotz Sozialistengesetz wachsende Sozialdemokratie sollte, wenn sie über die Stränge schlüge, ausschließlich mit physischer Gewalt niedergeworfen werden. Er spürte, daß die nächsten Reichstagswahlen die Kartellmehrheit sprengen, die alte leidige Oppositionsmehrheit wieder zurückführen würden. Sein eigenes Werk, das Reichstagswahlrecht, erschien ihm nun als Unsegen, weil es den unreifen und, wie er meinte, revolutionär verseuchten Massen zu viel Macht in die Hand gab. Nicht biegen und lösen, sondern brechen wollte er die harte Kruste, die durch die feindlichen Parteien zwischen Volk und Staat gelegt worden war. Er hatte schon einmal mit seiner Riesenkraft das Leben der Nation in neue, gesündere Bahnen gerissen, aber diesmal täuschte er sich. Wie menschlich und tragisch berührt der Zorn und Ingrimm des alten Helden, der das Schicksal der Nation auf dem Herzen trug und nun für schwere Vergiftung an ihr hielt, was nur eine sehr schwere Wachstumskrisis des Organismus war. Wohl aber wäre das Nationalleben vergiftet worden, wenn es zum blutigen Bürgerkriege gekommen wäre, denn der moderne Nationalstaat ist sehr viel empfindlicher gegen jede Zerreißung der eng ineinander gewebten Volksgemeinschaft als das primitive Gefüge älterer Staatsformen, in denen die physische Gewalt des Machhabers leichter wiederherstellen kann, was der Hader der Parteien zerstört hat. Keine Wohltaten staatlicher Sozialpolitik hätten je das Vertrauen der niedergeworfenen Arbeiterschaft zum Staate wiederherstellen können. Deutschland, gewaltsam gebunden im Inneren, hätte vermutlich auch seine wirtschaftlichen Kräfte nicht mehr frei walten lassen können, wäre im Agrarstaate stecken geblieben und hätte den Weg zum Weltvolke mit seinen Gefahren, aber auch mit seiner Größe vielleicht nicht gefunden.

Man kann streiten darüber, in welchem Grade sich Bismarcks Gedanken über die Niederwerfung der Sozialdemokratie schon zu festen Entwürfen verdichtet hatten, als die Krisis zwischen ihm und dem jungen Kaiser im Frühjahr 1890 ausbrach. Daß sie zu dem tieferen Hintergrunde des Konfliktes, der zur Entlassung Bismarcks führte, gehörten, ist nicht zweifelhaft. Die Nation wurde erschüttert durch den Fall ihres größten Staatsmanns; sie hatte ein Recht zu klagen, daß ein unersetzliches Gut ihr genommen sei. Aber ohne historische Undankbarkeit hat sich noch keine neue Epoche aus dem tragenden Schoße der alten losgerissen. Die neue Zeit hat keinen Bismarck wieder hervorgebracht,



aber sie war selbst durch Bismarcks Werk hervorgebracht und durfte nicht anders handeln, wie er selber einst gehandelt hatte: auf eigenes Wagnis den Ideen zu folgen, die in ihr lebten und frei sich selbst zu bestimmen.

Des Kaisers Entschluß, auf das Sozialistengesetz zu verzichten und die Sozialpolitik auszubauen zur Arbeiterschutzgesetzgebung und zu den Ansätzen einer Arbeitervertretung, hat, wie wir jetzt erkennen, einer neuen, über Bismarck hinausführenden Entwicklung im Inneren die Bahn geöffnet. Man muß nur die Nah- und Fernwirkungen dabei unterscheiden. Die Nahwirkung bestand zwar in einem erheblichen Fortschritte der Gesetzgebung, aber zu einer Wandlung der Sozialdemokratie, zu einer inneren Überwindung ihrer revolutionären und staatsfeindlichen Tendenzen kam es noch lange nicht. Und doch wurden die ersten Voraussetzungen dafür geschaffen, indem der Staat seinen Willen zeigte, die berechtigten Wünsche der Arbeiterschaft zu erfüllen, und das Ziel aufstellte, Arbeitgeber und Arbeiter in ein friedliches und organisches Verhältnis zueinander zu setzen.

Auch in Preußen gelangen jetzt Reformen, die der alternde Bismarck verzögert hatte, obschon sie in der Richtung seines einstigen größten Wollens lagen. Das galt von der Steuerreform Miquels wie von der Landgemeindeordnung Herrfurths. Im Reiche setzte der neue Kanzler Caprivi, um das militärische Gleichgewicht mit den Nachbarn im Osten und Westen endlich durchgreifend zu sichern, die größte der bisherigen Heeresvermehrungen durch und erfüllte dabei nun auch den alten liberalen Wunsch nach zweijähriger Dienstzeit. Eine bedeutsame Verbindung von Machtpolitik mit populären Zugeständnissen. Hierdurch und durch seine neuen Handelsverträge, die die Getreidezölle etwas herabsetzten, gelang es ihm, Bresche zu schlagen in das kompakte System der linksliberalen Opposition, das Bismarck so viel Mühsal und Herzeleid bereitet hatte. Die deutschfreisinnige Partei spaltete sich, und diese Spaltung des Linksliberalismus, die ihm im Augenblicke Eintrag tat, wurde ihm dennoch wohltätig. Der unfruchtbare Doktrinarismus Eugen Richters verlor an Geltung, und neue Gedanken konnten allmählich in die aufgelockerten Schollen eindringen.

Ehe dies geschehen konnte, wurde freilich der Boden des ganzen Parteilebens noch tiefer aufgewühlt und umgebildet durch die Verschärfung der wirtschaftlichen Kämpfe. Und diese wiederum war die unvermeidliche Folge und Begleiterscheinung des Größten und Fruchtbarsten, was Deutschland in den neunziger Jahren erlebte. Es begann die Augen der erstaunten Welt auf sich zu lenken durch das rasche Tempo seines wirtschaftlichen Aufschwungs, der ebensowohl von der Intelligenz und Energie seiner Unternehmer wie von der Tüchtigkeit seiner Arbeiterschaft zeugte und diesen wie jener zugute kam. Schon damals konnten auswärtige Beobachter urteilen, daß die Disziplin und Zuverlässigkeit des deutschen Arbeiters aus der Schulung der allgemeinen Wehrpflicht stamme. Dieselbe Schulung aber kam auch der straffen Organisierung in Genossenschaften und sozialdemokratischer Partei zu statten — und doch blickte der sozialdemokratische Arbeiter nur mit Groll und Mißtrauen auf die Unternehmer wie auf das Heer und sah alle sozialpolitischen Leistungen des Staates einschließlich der jüngsten nur als eine dürftige Abschlagszahlung an. Die Arbeitgeber aber klagten über den Terrorismus der aufgehetzten Arbeiter,



der bei Lohnkämpfen die Arbeitswilligen vergewaltigte und durch Kontraktbrüche den Arbeitsvertrag untergrub. Der Kaiser, schwer enttäuscht in seinen ersten Hoffnungen, lieh den Klagen der Arbeitgeber sein Ohr, sprach harte Worte in ihrem Sinn und ließ 1899 einen Gesetzentwurf ausarbeiten, der für terroristische Ausschreitungen das Zuchthaus androhte für den Fall, daß Arbeiterausstände oder Arbeitersperrungen die öffentliche Sicherheit gefährden würden. Der Entwurf wurde vom Reichstage abgelehnt, aber hinterließ bitterste Stimmungen in allen Parteilagern.

Die natürlichen Lebenszusammenhänge waren wieder schwer bedroht durch diese Zuspitzung der sozialen Gegensätze. Arbeitgeber und Arbeiter waren ja im Grunde eng auf einander angewiesen, standen im Dienste einer und derselben gemeinsamen nationalen Aufgabe, schufen gemeinsam die neue Exportindustrie Deutschlands und trugen gemeinsam alles Auf und Ab ihrer Schicksale, die in immer höherem Grade zu Schicksalen der Gesamtheit wurden. Die Auswanderung ließ seit Anfang der neunziger Jahre nach, weil die wachsende Bevölkerung in der heimischen Industrie ihre Nahrung fand. Von ihrem Gedeihen hing es fortan ab, ob Deutschland reicher oder ärmer an Volkskraft wurde. Der Streit der Arbeitgeber und Arbeiter untereinander um Anteil am Gewinn der gemeinsamen Leistung, so berechtigt und natürlich er für jeden von ihnen war, gefährdete diesen Gewinn selbst, wenn er mit Zwangs- und Gewaltmitteln von hüben und drüben geführt wurde. Die rücksichtslose Entschlossenheit, mit der jede der miteinander streitenden Interessengruppen sich organisierte und wehrte, war wohl auch eines der Zeichen der allgemeinen aufsteigenden Lebenskraft des wirtschaftlichen Deutschlands, aber einer noch nicht vollkommen ausgereiften und disziplinierten. Aber man versteht es, daß in der raschen Aufwärtsbewegung die Lage der einen und der anderen Gruppe von Verschiebungen bedroht wurde und daß man heiß und erregt darum kämpfen konnte, in der vordersten Linie zu bleiben. Das glaubte jetzt auch die deutsche Landwirtschaft tun zu müssen, als durch die Caprivischen Handelsverträge ein Stück ihres Zollschutzes fiel und gleich darauf die Getreidepreise des Weltmarktes rasch sanken. Der Bund der Landwirte wurde 1893 gegründet, um das älteste und ursprünglichste Gebiet der Nationalwirtschaft kräftig zu behaupten inmitten der zunehmenden Industrialisierung. Er durfte sich darauf berufen, daß nicht nur der Großgrundbesitz, sondern auch die Mehrheit des deutschen Bauernstandes seiner Fahne folgte. Und die deutsche Landwirtschaft insgesamt durfte sich rühmen, nicht zurückgeblieben zu sein in ihren eigenen Methoden und in ebenso modernem und rationellem Geiste zu arbeiten wie die neuen Erwerbszweige, aber sie war von fast fiebernder Sorge erfüllt, von diesen überschattet zu werden. Hinter allen Kämpfen um Zollsätze und um Gewinn und Verlust standen hier, wie auch bei dem Gegensatze zwischen Unternehmern und Arbeitern, auch immer soziale und politische Macht- und Geltungsansprüche, kulturelle Wünsche und geistige Lebensideale. Der Agrarier rühmte die ungebrochene Frische des Erdschollendaseins, den Jungbrunnen natürlicher Volkskraft, der in ihm sprudelte und die sichere, altbewährte Stütze, die der Staat in Gottesfurcht, Königstreue und konservativer Gesinnung der Landbevölkerung besitze und deren er doppelt bedürfe gegenüber den anwachsenden zucht- und



autoritätslosen Massen der Industriereviere und Großstädte. Deutschland geht unter, so klang es aus ihren Worten heraus, wenn die Landwirtschaft untergeht im Industriestaate. Der sozialdemokratische Arbeiter bäumte sich freilich auch auf gegen den ganzen alten Autoritätsstaat, den die Agrarier behaupten wollten, und bestritt nicht nur ihre soziale Herrenstellung, sondern auch den Wert aller alten politischen und kirchlichen Bindungen einschließlich der Monarchie. Auch ihn erfüllte dabei ein eigentümliches Kulturideal, das trotz aller sozialistischer Bindung, die es für die Gesellschaft der Zukunft forderte, doch einen ganz individualistischen Kern hatte, weil es jedem einzelnen Mitgliede der Gesellschaft vollen Anteil an den materiellen und geistigen Lebensgütern erobern wollte. Aber solange die Sozialdemokratie dabei verharrte, daß ihr Ideal nur auf den Trümmern der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Gliederung verwirklicht werden könne, drängte sie auch alle Vertreter derselben zur Verteidigung nicht nur ihrer Interessen, sondern auch ihrer tief empfundenen nationalen und monarchischen Ideale eng zusammen. Die Unternehmer, vor allem die der schweren Industrie, näherten sich innerlich den Agrariern, und die konservativen Agrarier wiederum dem katholischen Zentrum. Der Liberalismus, soweit er nicht auch unter dem Einflusse der Arbeitgeber nach rechts hin Fühlung suchte, war in einer höchst undankbaren und mühseligen Zwischenstellung zwischen den sich schroff gegenüberstehenden Lagern des alten Autoritätsstaates und des revolutionären Zukunftsstaates.

Zusammengedrückt und zersplittert, konnte er auch der Regierung keine sichere Stütze bieten. Nach dem Sturze Caprivis 1894 suchten seine Nachfolger, Fürst Chlodwig Hohenlohe (bis 1900) anfangs auch Bülow — wie es übrigens auch Caprivi schon mitunter getan hatte, —, vorwiegend in den Konservativen und dem Zentrum die Mehrheit, die sie für die gesetzgeberischen Arbeiten brauchten, suchten gleichzeitig aber auch immer sich selbst im Sinne der alten preußischen und Bismarckschen Tradition eine eigene und unabhängige Stellung zu wahren. Ohne die Konservativen gab es jedenfalls in Preußen überhaupt keine Mehrheit und im Reiche keinen festen Kern zu einer für die Regierung brauchbaren Mehrheit. Die Regierung war selber von konservativen Gesinnungen mannigfach durchtränkt, hatte aber dabei mancherlei verschiedene Tendenzen in ihrem eigenen Schoße auszugleichen. Sie verfügte über bedeutende staatsmännische Persönlichkeiten, wie Miquel, Bülow, Posadowsky, aber über keine schlechthin beherrschende und zusammenhaltende Bismarcknatur. Der Kurs, den sie steuerte, führte in einige wunderliche Zickzacklinien und peinliche Erfahrungen. Der Plan der preußischen Regierung, dem wachsenden Bedürfnisse des Güterverkehrs einen neuen Weg zu bahnen durch einen Mittellandkanal, stieß 1899 auf den entschlossenen und in der Hauptsache erfolgreichen Widerstand der preußischen Konservativen, die von dem Kanalverkehr eine neue Überschwemmung des heimischen Marktes mit ausländischem Getreide fürchteten. Die Regierung strafte zwar die konservativen Landräte, die im Abgeordnetenhause gegen sie zu stimmen gewagt hatten, aber brach darum doch nicht mit den Konservativen überhaupt. Ihr Leitgedanke war ohne Frage zwischen den Bedürfnissen der Landwirtschaft und Industrie, der Produzenten und Konsumenten besonnen zu vermitteln und die



Gedanken der Parteien von den inneren Interessenkämpfen hinzulenken auf die aus der gesamten Wirtschaftsbewegung jetzt neu aufsteigenden großen Nationalinteressen.

Da war es nun der junge Kaiser, der mit glühender Überzeugung die Augen der Nation auf das hohe Meer zu richten unternahm und die Notwendigkeit einer starken deutschen Kriegsflotte zum Schutze aller überseeischen Interessen unermüdlich einprägte. Es mag sein, daß ihn ein gewisser persönlicher Ehrgeiz antrieb, hinter dem bewunderten Vorbilde Englands nicht zurückzubleiben, aber dieser Ehrgeiz drückte auch das natürliche Bedürfnis Deutschlands und die Konsequenzen seines wirtschaftlichen Wachstums aus. Wir werden später noch zu zeigen haben, wie sich ganz neue weltpolitische Horizonte jetzt öffneten und wie Deutschlands Zukunftsinteressen nun ein ganz anderes Gesicht erhielten. Es war nicht leicht, Nation und Parteien aus ihrer bisherigen binnenländischen Orientierung herauszuführen, aber stufenweise ging es damit um die Wende des Jahrhunderts voran, und die Flottengesetze von 1898 und 1900 legten den Grund für eine stärkere deutsche Seemacht.

War es möglich, in Weltwirtschaft und Weltpolitik einzutreten mit einer gespaltenen Nation, die den Ausgleich zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Agrar- und Industriebevölkerung nicht zu finden vermochte? Es galt jetzt, angesichts dieser sich aufdrängenden Frage die fruchtbarsten Erfahrungen der achtziger und der neunziger Jahre miteinander zu vereinigen. Die neuen wirtschafts- und sozialpolitischen Fermente der achtziger Jahre hatten, wie wir sahen, eine neue Form des konservativen Geistes geschaffen und eine höhere Empfindung für die organisatorische Mission des Staates geweckt. Aber das innere Verhältnis von Staat und Masse war dabei vernachlässigt worden und die Spaltung zwischen rechts und links schroffer geworden. Jetzt schlug nun die Stunde, wo es möglich, ja wo es dringend nötig und unaufschiebbar wurde, die wertvolle Errungenschaft der achtziger Jahre hinüberzutragen in das Lager der Linken und mitten unter ihnen die Lehre zu verkünden, daß Freiheit und Monarchie, Macht und Masse zusammenrücken müßten, um die Stoßkraft zu schaffen, die die neuen Aufgaben der Nation zu bewältigen vermochte. Es war Friedrich Naumann, der 1900 die Losung ausgab: Demokratie und Kaisertum. In seinen politischen Anfängen war er als Führer einer jüngeren, radikaleren christlich-sozialen Richtung über Stökkers orthodox und konservativ gebundenes Programm wohl rasch hinausgewachsen, aber die Eindrücke der Bismarckschen Realpolitik und die Ideale des sozialen Königtums waren in ihm tief haften geblieben. Unablässig suchte und forderte fortan seine starke Empfindung und seine kühne konstruktive Phantasie den Ausgleich zwischen denjenigen Mächten des modernen Lebens, die er als die stärksten und zukunftsreichsten herausfühlte: Militärmonarchie, Industrialismus und Massenbewegung. Er wollte die Monarchie nach links und die Massenbewegung nach rechts führen. Er forderte von der Monarchie, daß sie den Mut habe, ihre Stützen zu vertauschen, und von der veraltenden Schicht des ostelbischen Agraradels sich losreiße. Er forderte von den Massen, daß sie den Mut habe, Utopien zu opfern, und die Realitäten des Lebens, die Notwendigkeit, alle wirtschaftliche Arbeit und alle von ihr erstrebten Kulturgüter mit einem starken Panzer zu umgeben, anerkenne. Mit großem Sinne



erkannte er, obgleich sein eigenes Herz ihn mehr zu den Aufgaben der inneren Politik hinzog, daß die äußere Politik in ihrem Gesamtverlaufe doch noch wichtiger und folgenschwerer sei als die innere. „Das soziale Kaisertum", bekannte er, „ist nur möglich, wenn sich der Kaiser in seinem Hauptberuf, in der Vaterlandsverteidigung, auf soziale und freiheitliche Volksteile stützen kann. . . Wer aber will ein Deutschland überwinden, in dem der Kaiser und die Masse sich gefunden haben?"

Ahnungsreiche Gedanken dieser Art entspringen immer aus Wirklichkeitssinn und Phantasie zugleich. Aber weil Wunsch und Leidenschaft sie beflügeln, suchen sie nur die geraden Wege zum Ziele und verkennen, daß alle geschichtlichen Lebensströme sich winden und biegen müssen. Zwischen der alten Monarchie und den neuen Massen, die er vereinigen wollte, lag nun einmal die ganze Welt der staatlichen und gesellschaftlichen Mächte, innerhalb deren die Monarchie emporgekommen, mit der sie tausendfältig verwachsen war. Sie sah auch keineswegs nach unvermeidlichem Niedergang aus, sondern strotzte von Lebens- und Widerstandskraft. Der ostelbische Rittergutsbesitzer, der seinen Betrieb modernisierte und sich genossenschaftlich organisierte, der es verstand, auch den ländlichen Kleingrundbesitz in sein Interesse zu ziehen, war dem Kampfe ums Dasein vollauf gewachsen. Jede einzelne lebendige Schicht der Nation aber trägt bei zu ihrem Reichtum und ist unentbehrlich, wenn es gilt, ihre politische Gesamtkraft neu zu organisieren. Die neue Gemeinschaft von Demokratie und Kaisertum, die Naumann forderte, war groß gedacht und früher oder später unabweisbar, wenn das nationale Leben nicht auseinanderfallen sollte. Aber sie enthielt zu wenig. Es mußte auch alles, was von lebensfähiger Aristokratie noch da war in Deutschland, mit hinein, wenn die Synthese genügen sollte. Freilich war die Formel „Kaisertum, Aristokratie und Demokratie" sehr viel schwerer und komplizierter auszurechnen als die alte Formel „Monarchie und Aristokratie" und die neue Formel „Demokratie und Kaisertum". Ein auf drei Gewalten beruhendes politisches System kann im gewöhnlichen Tagesbetriebe nie so glatt funktionieren wie ein nur auf zwei Gewalten beruhendes. Reibungen und abermals Reibungen stören es, Kompromisse und abermals Kompromisse müssen es wiederherstellen. Aber sein eigentlicher Sinn und Zweck geht dahin, über Tagesbedürfnis und Tagesstreit hinaus einen gemeinsamen Boden von Staatsnotwendigkeiten für alle Parteien zu schaffen und für die großen Existenzfragen der Nation alle ihre Kräfte so geschlossen und wuchtig zusammenzufassen wie nur möglich.

Und, wenn auch nur in Biegungen und Windungen und mit zeitweiligen Rückstößen, so ging doch die Entwicklung seit 1900 auf dieses Ziel hin. Die Naumannschen Gedanken wirkten überaus stark auf die heranwachsende Generation. Es ist nicht zu viel gesagt, daß sie insbesondere den Linksliberalismus allmählich innerlich umformten. Der alte doktrinäre Individualismus, der jede Steigerung der Staatsgewalt mißtrauisch ansah, schmolz in ihm zusammen und der Sinn der staatlichen Sozialpolitik wurde tiefer gewürdigt. So wurde der neue soziale Idealismus zum Schrittmacher für die Anerkennung der Staatsnotwendigkeiten. Die Heeresvermehrungen, die bis dahin Knotenpunkte des innerpolitischen Streites zwischen Regierung und Reichs-



tag gewesen waren, wurden mit geringerer Reibung und ohne daß noch einmal, wie 1887 und 1893, ihretwegen an die Reichstagswähler appelliert werden mußte, durchgesetzt. Die Zentrumspartei lernte dabei noch früher wie der Linksliberalismus die machtpolitischen Notwendigkeiten verstehen und Heeres- und Flottenforderungen bewilligen. Freilich konnte sie als mitregierende Partei durch ein Zusammenwirken von Einsicht und Berechnung auch rascher in dies Verständnis hineinwachsen. Einmal aber ließ sie es doch zu ihrem schweren Schaden vermissen. Sie hielt darauf, daß die Kolonialverwaltung ihren öffentlichen und geheimen Einflüssen sich beuge, und als 1906 Dernburg, der neue Direktor des Kolonialamtes, sie von sich abzuschütteln unternahm, rächte sie sich und brachte im Bunde mit der Sozialdemokratie die militärischen Forderungen der Regierung für Südwestafrika, die ein Wiederauflodern des eben niedergeworfenen Aufstandes verhindern sollten, zu Falle. Die freisinnige Volkspartei aber hielt es jetzt mit der Regierung, und so konnte es der Reichskanzler Fürst Bülow wagen, den Reichstag aufzulösen. Es war das erste Mal, daß die Linksliberalen mit den alten Kartellparteien von 1887, den Konservativen und Nationalliberalen, in einer machtpolitischen, einer überseeischen Frage sich zusammenfanden gegen Zentrum und Sozialdemokratie. Das Zentrum vermochte seine alten, festgefügten Sitze gegen ihren Anprall zwar leidlich zu behaupten, aber die Sozialdemokratie verlor nahezu die Hälfte ihrer Sitze, und eine neue, noch nie erlebte Mehrheit zog 1907 als konservativ-liberaler Block in den Reichstag ein.

Damit war der Bann gebrochen, der die Linksliberalen bisher von der Regierung ferngehalten hatte. Die dauernde Bedeutung des Bülowblockes also liegt darin, daß der alte Gegensatz, der seit der Konfliktszeit, ja seit der Märzrevolution weite Schichten des liberalen Bürgertums an herzhafter Mitarbeit bei den positiven Aufgaben des Staatslebens gehindert hatte, einen großen und wesentlichen Teil seiner Schärfen verlor. Der Linksliberalismus gab zwar seine alten demokratischen Wünsche und sein Ideal eines streng parlamentarisch regierten Staatswesens nicht auf, aber ließ nicht mehr wie früher darum den Staat in seinen machtpolitischen Bedürfnissen darben. Auch das Zentrum zog sich seine Lehre aus den Erfahrungen des Wahlkampfes von 1907. Und unter der starren Decke der Sozialdemokratie begannen sich nun auch schon seit den neunziger Jahren hier und da die alten Marxistischen Dogmen zu lockern. Marx hatte verkündet, daß, je weiter der Kapitalismus fortschreite, um so größer das Elend der Massen werden würde. Die Erfahrung widerlegte ihn, es ging nicht abwärts, sondern aufwärts mit der Lebenshaltung der Massen. Eine revisionistische Richtung entwickelte sich, die auch schon im vorhandenen, gegebenen Staate nach friedlichen Fortschritten strebte, mit den bürgerlichen Parteien zu paktieren bereit war und vereinzelt sogar die wirtschaftspolitischen und machtpolitischen Überzeugungen ihrer bürgerlichen Gegner zu verstehen versuchte. Nun konnte auf süddeutschem Boden schon etwas gewagt werden, was in Preußen bei der stärkeren Spannung zwischen den aristokratischen und demokratischen Mächten der Gesellschaft und der schärferen Ausprägung des Herrschaftsstaates noch lange nicht möglich erschien. Seit 1905 verbanden sich in Baden die liberalen Parteien bei den Landtagswahlen mit den Sozialdemokraten



gegen das Zentrum und arbeiteten mit ihnen auf manchen Gebieten der Landesgesetzgebung sogar parlamentarisch zusammen.

Ganz unverkennbar standen alle diese Symptome einer Gesundung, einer Politisierung der einst gegen Bismarck kämpfenden Parteien in einem geschichtlichen Zusammenhange, der anhub mit dem Jahre 1890, mit der Preisgabe des Sozialistengesetzes, den neuen sozialpolitischen Wegen des Kaisers, den Versuchen Caprivis zu einem flüssigeren Verhältnisse der Regierung zu den Parteien. Die Naumannschen Gedankengänge gaben diesen Wandlungen zwar noch keinen vollständigen Ausdruck, aber einen wuchtigen Impuls, ohne den die Entstehung des Bülowblockes kaum denkbar wäre. Dieser wieder ging über das Naumannsche Programm dadurch bedeutsam hinaus, daß er den ernsten Versuch machte, unter voller Wahrung aller monarchischen und machtpolitischen Interessen Konservative und Liberale zu einer vernünftigen Ehe zu verbinden; er mußte dabei das ideale Ziel, auch die Massen des Industrievolkes für den Staat zu gewinnen, freilich vertagen. Immerhin aber war die Frontstellung des Bülowblockes gegen die Sozialdemokratie sowohl wie auch gegen das Zentrum von anderem und milderem Charakter als der Kampf, den einst die Anhänger Bismarcks in den siebziger Jahren gegen diese beiden neuen Massenparteien geführt hatten. Man erklärte sie nicht mehr durchgängig und schlechthin als die unverbesserlichen Erz- und Erbfeinde des Reiches. Mochten die Konservativen auch die Sozialdemokratie noch so ansehen, so waren doch die liberalen Parteien nicht gemeint, den Kampf gegen ihre radikalen Forderungen zu einem Kampfe der ganzen bürgerlichen Gesellschaft gegen die sozialistische Massenbewegung zu steigern. Den Gegensatz gegen das Zentrum wiederum empfanden die Liberalen allein schon aus Gründen der Weltanschauung tiefer als die Konservativen, aber hüteten sich jetzt doch, in die Fehler des Kulturkampfes zurückzufallen. Der Bülowblock stand also seinen beiden Gegnern nicht in einheitlicher Geschlossenheit gegenüber, sein linker Flügel wollte den Graben nach links, sein rechter Flügel den Graben nach rechts, der ihn vom Zentrum trennte, nicht zu tief werden lassen. Es war vom höchsten Standpunkte des nationalen Staatslebens aus gesehen wohl erwünscht, daß kein zu tiefer, unversöhnlicher Riß die Parteien voneinander schied, daß Verständigungs- und Anlehnungsmöglichkeiten nach allen Seiten hinüber bestanden. Aber die praktische Haltbarkeit des Bülowblockes selbst mußte freilich darunter schwer leiden. In der ungewohnten Gemeinschaft der preußischen Konservativen mit der einstigen Partei Eugen Richters traute keiner dem anderen ganz über den Weg, war jeder Partner in Sorge, die Gemeinschaft zu teuer zu bezahlen durch das Opfer alter, heiliger Grundsätze und Interessen.

Auch war der alte wirtschaftspolitische Kampf zwischen der landwirtschaftlichen Bevölkerung und den städtisch- industriellen Schichten, die zum Linksliberalismus und zur Sozialdemokratie hielten, unvergessen und hatte erst wenige Jahre zuvor, 1902, als beim Ablauf der Caprivischen Handelsverträge ein neuer Zolltarif mit höheren Sätzen und stärkerer Belastung der Nahrungsmittel durchgesetzt wurde, noch leidenschaftlich getobt. Der neue Tarif und die neuen auf ihm beruhenden Handelsverträge traten seit 1906 in



Kraft, der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands hielt vor wie nach an, trotz der neuen Zollsätze. Neuen Hader aber unter den alten, jetzt im Bülowblock vereinigten Gegnern entzündete 1909 das Problem einer durchgreifenden Reichsfinanzreform. Ihre drängende Notwendigkeit wurde von keinem geleugnet, aber über die billige Verteilung der Lasten, die sie dem Steuerzahler bringen mußte, gerieten Konservative und Liberale hart aneinander, und die von der Regierung und den Liberalen geforderte, von den Konservativen bestrittene Erbanfallsteuer wurde zum Zankapfel innerhalb des Blockes. Hinter dem agrarischen Interesse, das die Konservativen dabei zäh verteidigten, wirkte noch ihre Sorge, daß eine Fortsetzung der Blockpolitik zu einer Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts, der Grundlage ihrer parlamentarischen Machtstellung in Preußen, führen werde; das Zentrum benutzte mit kluger Taktik die Situation, verlockte die Konservativen dazu, mit ihm zusammen die Finanzreform ohne Erbanfallsteuer zu machen, sprengte damit den Block und brachte den ihm mißliebigen Staatsmann, der ihn geschaffen hatte, zu Falle.

Die neue Regierung des Kanzlers v. Bethmann Hollweg nahm die von Konservativen und Zentrum, dem sogenannten schwarzblauen Block angebotene Finanzreform an. Man wagte es nicht, an die Wähler zu appellieren und einen Wahlkampf unter liberalen Vorzeichen gegen die Konservativen zu entfesseln. Vielleicht hätte die ernste Drohung mit Neuwahlen die Konservativen diesmal noch bei der Stange halten und zur Annahme der Erbanfallsteuer bestimmen können. Aber eine durch Zwang und Drohung aufrechtgehaltene Blockpolitik hatte keine Gewähr der Dauer, und über kurz oder lang wäre sie doch auseinandergebrochen. So mußte sich die Regierung jetzt schon fragen, ob sie es auf einen Bruch mit den Konservativen ankommen lassen dürfe. Der Boden, den die Regierung damit nach links hin hätte betreten müssen, erschien ihr zu unsicher und gefährlich; hätte sie doch in diesem Falle auch die Hilfe der Sozialdemokratie sich gefallen lassen müssen! So wurde jetzt gewissermaßen die erste Probe auf das Exempel gemacht, ob die Dinge schon reif seien zum Bündnisse von Demokratie und Kaisertum. Der Linksliberalismus war seit 1906 bündnisfähig geworden, die Sozialdemokratie aber noch lange nicht, und so glaubte die Regierung, vor die scharfe Wahl zwischen Rechts und Links gestellt, sich für Rechts entscheiden zu müssen. Man darf fragen, ob sie es nicht doch hätte wagen dürfen, kühn in die Wogen nach links hin zu steuern, ob nicht gerade dadurch, daß der Staat zur Sozialdemokratie kam, auch die Sozialdemokratie vielleicht gezwungen worden wäre, zum Staate zu kommen und positive Mitarbeit an ihm zu leisten. Aber der Ausgang dieses Wagnisses war, im Lichte des damaligen Momentes gesehen, unbestimmt.

Indem die Regierung den dunklen und unberechenbaren Weg nach links hin vermied, trieb sie nun freilich aus der Scylla in die Charybdis, denn Zeiten tiefster Spaltung und Verbitterung zwischen Rechts und Links folgten nun. Die Konservativen erschienen den städtischen Massen nur noch als eine Partei des nackten materiellen Interesses und ihr Bündnis mit dem Zentrum, dem die Regierung sich beugte, als der Beginn eines reaktionär-klerikalen Herrschaftssystems, das alle freieren Ideale und zugleich die wirtschaftlichen Interessen des neuen Deutschlands bedrohte. Dafür klagten die Konservativen wieder

über den leidenschaftlichen Radikalismus, der in die Parteien der Linken einzöge, über die bedenkliche Annäherung der liberalen Schichten an die Sozialdemokratie. Die Liberalen freilich glaubten gerade deswegen jetzt so scharf den schwarzblauen Block bekämpfen zu müssen, um die flutenden und erregten Massen ihrer Wähler bei ihrer Fahne zu halten und vor dem Übergange in das sozialdemokratische Lager zu bewahren. Völlig gelingen konnte auch das nicht. In den Stürmen des Wahlkampfes von 1912 schwang sich die Sozialdemokratie, die 1907 durch den Bülowblock auf 43 Sitze zusammengedrückt worden war, zur stärksten Partei des Reichstages mit 110 Sitzen und nahezu $4^1/_4$ Millionen Wählern auf. Alle übrigen großen Parteien verloren, am stärksten die der Rechten, so daß die vereinigten Parteien der Linken die gesamte Rechte um ein paar Stimmen überwogen und der schwarzblaue Block im wesentlichen gebrochen war. Aber war es möglich mit diesem Reichstage zu regieren? Und welche dunklen Befürchtungen drängten sich nicht auf, wenn der Riß zwischen den Massen und dem Staate immer noch tiefer wurde, während gleichzeitig die Weltlage für Deutschland sich immer stärker umwölkte! Seit 1904 trieb England seine Einkreisungspolitik gegen Deutschland, seit 1907 stand es nicht nur mit Frankreich, sondern auch mit Rußland zusammen. Eben hatte man die Marokkokrisis von 1911 hinter sich, die schon zum Weltkriege hätte führen können. Im Herbste 1912 aber begann der Krieg und Siegeslauf der Balkanstaaten gegen die Türkei, der alle Orientfragen und panslawistischen Triebe Rußlands in Fluß brachte und weiter wirkend das Staatsgefüge des verbündeten Österreich-Ungarns bedrohen mußte.

Die Egoismen der Parteien und wirtschaftlichen Interessengruppen, die sich so leidenschaftlich und beinahe wachsend von Jahrzehnt zu Jahrzehnt entladen hatten, entsprangen im Grunde aus einer allgemein wachsenden Lebenskraft der Nation. Sie wurde durch ihre gewaltig ausgreifende Arbeit und Anstrengung nicht nur stetig reicher an materiellen Gütern, sondern auch an neuen Energiequellen, die nun in jedes sich öffnende Flußbett des Lebens hineinströmten. Arbeiten und Streiten war die Signatur. Man widmete sich der Arbeit mit der trotzigen Gesinnung des Kämpfers, der unbedingt sich durchsetzen will. Man stürzte sich in den Kampf mit der zähen, geduldigen und hingebenden Gesinnung, die die Arbeit verlangt, mit jenem pedantischen Pflichtgefühl für die gewiesene Aufgabe, das dem Deutschen durch Anlage und jahrhundertelange Erziehung tief eingedrückt war. Die Zahl und Art der Aufgaben aber war in dem modernen, von Menschen strotzenden, in die Weltwirtschaft hinausdrängenden Deutschland so sehr viel größer und mannigfaltiger als in den alten einfacheren Zeiten, wo die deutsche Arbeitsgesinnung treu am Webstuhle der Tradition und Autorität gesessen hatte, daß ein wildes Durch- und Gegeneinander im Feuereifer des Kampfes und der Arbeit entstehen mußte. Insbesondere galt das aber vom Treiben der Parteien. Der alte partikularistische Geist der Deutschen warf sich jetzt, wie Fürst Bülow einmal richtig beobachtet hat, auf das Parteiwesen. Die Parteien haben alle eigentlich erst im letzten Menschenalter die volle Technik des Parteiwesens ausgebildet, die Organisation ihrer Vereine, Vorstände, Bureaus, Parteibeamten und Preßpropaganda. Sie wurden dadurch staatsähnliche Gebilde im Staate, ebenso wie die-



ser durch Disziplin, Pflichtgefühl, Ehrgeiz und Machtwillen in sich zusammengehalten. Und weil sie, wie wir noch zu erörtern haben werden, nach dem Charakter unseres Regierungssystems immer nur zur Beeinflussung des Staatslebens, nie zur vollen Verantwortlichkeit für das Staatsganze gelangen konnten, so entwickelte sich ihr Verantwortlichkeitsgefühl in erster Linie gegen sich selbst und ihre Wähler, wurden sie sich zu Selbstzwecken und erst recht wurden sie dies, als die verschiedenen materiellen Interessen, die sie vertraten, in der allgemeinen raschen Aufwärtsbewegung der Wirtschaft immer kompakter und massenhafter wurden. Die Schwierigkeit, die Sozialdemokratie hinüberzuführen auf den Boden des nationalen Staates, rührt nicht zum geringsten daher, daß in ihr jener Doppelgeist des Kampfes und der Arbeit, jenes zähe Eigenleben der modernen deutschen Großpartei fast am höchsten entwickelt und organisatorisch am stärksten verankert ist. Gelang es dann einmal, wie beim Bülowblock, die Geister verschiedener Parteien unter einen Hut zu bringen, so brachen sie doch bald wieder auseinander. Gegen die Herrschaft des neuen, an seine Stelle tretenden schwarzblauen Blockes aber revoltierten alle übrigen Parteien sogleich mit Erfolg. Das Ende vom Liede schien nach den Reichstagswahlen von 1912 eine Art von negativem Gleichgewichtszustand zwischen den Parteien zu sein, in dem ihre starken Egoismen sich gegenseitig in Schach hielten. Man war zunächst ratlos, was daraus werden sollte.

Die Arbeits- und Kampfesgesinnung des neuen Deutschlands, die die Parteien so stark und starr gemacht hatte, schien in ihnen doch zu entarten und ins Kraut zu schießen. Die Überfülle organisatorischer Kraft, die in ihnen sich auswirkte, drohte das politische Gesamtleben der Nation zu desorganisieren. Und doch sahen wir deutliche Symptome einer anderen, gesünderen, nicht vom Staatsganzen weg, sondern zu ihm hinführenden Entwicklung bei ihnen, die nur eben durchkreuzt, aber nicht ganz gehemmt werden konnte durch das trotzige Eigenleben der einzelnen Parteien. Was gegeneinander kämpft, färbt auch voneinander ab; das ist eine alte geschichtliche Erfahrung. Geistige Gemeinsamkeiten werden zwischen den Kämpfenden geschaffen, die lange unbewußt bleiben und doch schließlich zur Synthese der streitenden Kräfte führen können. Und je reger im Nationalleben eines großen Volkes alles aufeinander stößt, um so enger greift es auch ineinander ein. Der Mangel an Ellbogenraum, über den wir so oft gestöhnt haben, hat uns auch miteinander verschmolzen. Und zugleich führte das mächtig pulsierende, Altes umgestaltende, Neues formende Leben in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur, die Ausdehnung in die Welt und wiederum der Gegendruck der feindlichen Weltmächte auf Deutschland unablässig neuen Gedankenstoff, neue Horizonte, neue Sorgen und Probleme herauf, mit denen die Denkenden aller Parteien sich leidenschaftlich beschäftigten. Das Revidieren alter Programme, das Um- und Neulernen war überall im Gange, und während die Parteien in ihrem Handeln sich oft ganz hart und unbiegsam zeigten, spannen sich in ihrem Denken mannigfache neue Fäden von einer zur andern. Es wehte durch Deutschland jetzt wieder die scharfe Luft der Gefahr, die die Menschen zwingt, sich auf das zu besinnen, was das Ganze stark und widerstandsfähig macht. Zwar trug das Bild der Gefahr, in die uns ein großer Existenzkampf stürzen würde, trotz aller schon



durchlebten Krisen noch undeutliche und schwankende Züge. Aber wem sie vor Augen trat, wurde sich sofort bewußt, daß sie ein trotz alles Haders in sich festverwachsenes, von Kraft und Willen erfülltes, zum Äußersten entschlossenes Volk finden würde.

Es war eine eigentümliche Schickung, daß der 1912 gewählte Reichstag, der an den Maßstäben der Bismarckschen Zeit gemessen der schlechteste aller bisherigen Reichstage war, vor Entscheidungen über nationale Existenzfragen gestellt wurde, wie sie so groß und schwer noch nie ein Reichstag zu fällen hatte. Nun sollte sich aber zeigen, daß die einstige Mehrheit Windthorst-Richter-Grillenberger, die in den achtziger Jahren der Bismarckschen Politik so viel Hemmung und Kummer bereitet hatte, in Bismarcks Werk zum großen Teile schon hineingewachsen war und auch in ihren noch widerstrebenden Teilen hineinzuwachsen begann.

Das Vorspiel dieser Entscheidungen brachte das Jahr 1913. Die neuen Machtverhältnisse, die durch die unerwartet starke Entfaltung der jungen Balkanstaaten geschaffen wurden und Österreichs Stellung im Südosten gefährdeter machten, dazu die gesteigerten Rüstungen in Rußland und Frankreich zwangen die Reichsregierung, über das Maß der bisherigen Heeresvermehrungen weit hinauszugehen und mit einem kräftigen Rucke den Friedensstand um 136000 Köpfe, auf eine Friedensstärke von insgesamt rund 800000 Mann zu vermehren. Ungewöhnlich war auch das Maß und die Art der finanziellen Opfer, die hierfür vom deutschen Volke zu bringen waren. Waren die Lasten der Reichsfinanzreform in der Hauptsache von den breiteren Massen zu tragen gewesen, so wurden diesmal in erster Linie die begüterten Schichten in Anspruch genommen durch einen einmaligen Wehrbeitrag und durch eine Besitzsteuer, durch die nun auch die Forderung der Linken nach höherer Besteuerung der Erbschaften tatsächlich miterfüllt wurde. Die Sozialdemokraten entschlossen sich nun, obschon sie die Heeresvermehrung ablehnten, an der Dekkungsfrage mitzuarbeiten. Gegen den Wehrbeitrag stimmten nur Polen und Elsässer. Gegen das Besitzsteuergesetz stimmten die Konservativen. Die Wehrvorlage selbst wurde durch die Mehrheit von Konservativen, Liberalen und Zentrum durchgebracht. Ein höchst bemerkenswerter Hergang. Die alten Risse zwischen Parteiwillen und Reichsgedanken waren noch nicht verschwunden. Man konnte die eine Hand noch in alter Gesinnung zurückhalten, aber die andern doch schon hinüberstrecken.

Als dann der Weltkrieg über Deutschland hereinbrach, kam der Tag der Ernte für die Nation. Der Kaiser sprach das Wort, das allen Zwist der letzten Jahrzehnte begrub: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Die Nation, hochatmend, ergriff seine Hand mit dem tiefen, alle Seelen durchzitternden Gefühle, daß sie mit ihm vereint einer unerhörten Prüfung des Schicksals entgegengehe und nur in sich selbst die Kraft, es zu bestehen, finden könne, aber auch finden werde.

Man war ernst und froh, erschüttert und zuversichtlich zugleich in dem Anblicke des Wunders, wie die Nebel rissen und der Geist des Volkes rein und groß aus allen Seelen emporstieg, lebend durch ihre Seelen und doch unsterblich über alles Einzeldasein erhaben; alle Einzelwillen aber jetzt in eine einzige stählerne Spitze zusammendrängend. Und was die tieferen Beobachter des Volkslebens schon längst ahnten, bestätigte sich jetzt. Auch die Millionenpartei

der Sozialdemokratie erklärte sich schlecht und recht als deutsch, und ihre Vertreter bewilligten in der Reichstagssitzung vom 4. August mit allen übrigen Parteien zusammen die gewaltigen Forderungen, die der Krieg an Deutschlands Finanzkraft stellte. Der Bann war gebrochen, das Werk Bismarcks umschloß nun die ganze Nation.

(Schluß folgt.)

Goethes Anschauung vom sittlichen Leben.

Von Jonas Cohn.

Goethe hat über sittliche Fragen nicht in der Art nachgedacht wie der Philosoph, der Ethiker es tut. Weder kam es ihm auf ein umfassendes, widerspruchsfreies System, noch auf die Klärung der Grundbegriffe, auf die präzise Stellung der Fragen, auf ihre richtige wohlbewiesene Beantwortung an. Es hat daher wenig Sinn, etwa seine gelegentlichen Aussprüche über Pflicht, Recht, Schuld, über Willensfreiheit usf. zusammenzustellen. Vielmehr: im Handeln und Dulden des Lebens entwickelte sich ihm aus der Notwendigkeit seines Wesens heraus eine Anschauung des sittlichen Lebens, die er in Dichtungen darstellte, aus der heraus er in Gesprächen und Briefen über mannigfache Angelegenheiten urteilte und riet, deren einzelne Seiten er endlich in Sprüchen und Strophen zusammenfaßte. Was Goethe von den Wanderjahren zu sagen pflegte, kann man auf seine Äußerungen über sittliches Leben allgemein anwenden: Sie sind nicht aus einem Stück, aber aus einem Sinn. Eine Fülle verschiedener Bilder bietet er dar, bald in dieser, bald in jener Perspektive gesehen. Im Stil freilich stimmen alle diese Bilder überein, und auch die in ihnen dargestellte Welt ist einheitlich. Projizieren wir sie gleichsam auf eine Ebene, um eine schematische Umrißzeichnung des Ganzen zu gewinnen, so üben wir bereits Gewalt an der freien Beweglichkeit der einzelnen Äußerungen, opfern auch Farbigkeit und Reichtum; aber das ist unvermeidlich, soll das Mannigfaltige, das der Dichter uns bietet, als Einheit gesehen werden. Wenn wir dagegen an diese lebendigen Gebilde die Frage stellen, ob sie diesem oder jenem unter den verschiedenen ethischen Systemen entsprechen, so werden wir kaum eine eindeutige Antwort erhalten und schwerlich für unser eigenes Denken viel gewinnen.

Es hat wohl nie einen positiveren Menschen gegeben als Goethe war. Ich meine mit positiv: zugewandt dem Sein, dem Leben, allen Seiten des Universums wie allen Betätigungen seiner mannigfachen Kräfte, stets ganz aufgehend in dem, was er tat und doch mit weit offenen Augen für alles, was ihm entgegenkam. Einem solchen Jüngling mußte die alte Idee einleuchten, daß der Mensch ein „Mikrokosmos“ sei, ein verkleinertes Abbild des großen Kosmos, der geordneten Welt. So hat Goethe sich in seinen höchsten Augenblicken gefühlt, aber diese Begeisterung konnte ihn nicht dauernd erfüllen. Das ungewisse Menschenlos, die Grenzen der Menschheit lassen sich nicht übersteigen. Die Schranken jeder, auch der größten Individualität machen sich fühlbar — der „Dämon“ warnt, treibt zurück von dem, was seinem Wesen widerstrebt. Er muß sich nun als besondere, begrenzte Kraft ansehen ler-



nen, muß einsehen, daß sein Gesetz auch Ausschließung, Abschließung fordert, daß er die Grenzen seines Wesens ehren muß, um sich in diesen Grenzen rein auszubilden. Das ist die erste große Entsagung. Über die notwendige Enge des einzelnen Daseins weist hinaus die Liebe, wenn die beschränkte Seele das ihr Versagte im Geliebten ergreifen will, weist hinaus die mit anderen gemeinsame Arbeit, wenn der einzelne das Bruchstück seines Wesens zur Leistung verdichtet und in den Kreis fremder Leistungen einfügt. Aber mit diesem Heraustreten aus dem Kreise des geschlossenen Einzellebens ist eine zweite Entsagung verbunden, der Verzicht auf das rücksichtslose Entfalten und Auswirken aller eigenen Kräfte. In dieser doppelten Spannung und ihrer immer nur teilweisen Lösung bewegt sich das sittliche Leben. Aber das alte Bild des Mikrokosmos ist nicht entschwunden — es schwebt als Idealbild vor, dem sich anzunähern nun doch höchste Gnade bleibt.

Das Schema: ursprüngliche Positivität — doppelte Einschränkung durch Individualität und Gesellschaft, doppelte Entsagung — endlich mikrokosmisches Ideal — soll nun ausgefüllt werden.

Dinge und Menschen mit liebender Gewalt an sich heranziehen, den Augenblick, wie er sich bietet, auskosten, jedem Gefühle sich ganz überlassen, überschwenglich in Freuden und Leiden sein Leben fühlen — das ist des jungen Goethe Verlangen. Überall sieht er Verlockendes, Liebenswertes — sein Schmerz ist, daß diese Fülle das Gefäß zersprengt. Als ein Liebender tritt er ins Reich der Dichtung — und noch der Greis antwortet auf die Frage, was ihm die Jahre, die räuberischen, denn gelassen hätten:

„Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!"

Der liebende Blick entdeckt das Wertvolle im geliebten Gegenstand: je weiter, umfassender die Liebe, um so reicher die Erkenntnis der Werte. Goethe hat nicht an die Täuschung durch Liebe geglaubt; im Gegenteil, es ist eine seiner Grundüberzeugungen, daß in der Liebe die Wahrheit liegt, daß man nur erkennt, was man liebt.

Nach zwei Richtungen entfaltet sich diese liebende Hingabe: sie versenkt sich intensiv in den Augenblick, in das eine Erlebnis, das jetzt die Seele erfüllt, und sie erweitert sich extensiv zur Teilnahme an allem, was da lebt und wirkt. Dem Augenblicke sich hingeben, leisten, was er fordert, genießen, was er bietet — alles Große, Schöne, Edle, auch alle glückliche Heiterkeit, allen unbefangenen Frohsinn, das ist stets Goethes Mahnung. Übellaune, die durch ihren Krittel den unbefangenen Genuß, die gesellige Heiterkeit stört, hat er stets in sich und bei anderen bekämpft, wie ihm auch aller Spott auf Großes, alle Karikatur zuwider war. So schreibt er am 26. Juni 1824 an Zelter: „Wie ich ein Todfeind von allem Parodieren und Travestieren bin, hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht, um es zu vernichten. Ja, selbst den Schein seh' ich nicht gern dadurch verjagt."[1])

1) Zelter hatte, obwohl kein „Gönner des Travestierens", sich an Shakespeares Troilus und Cressida ergötzt. Er sieht etwas Positives in dieser Farce, Goethe stimmt in der Fortsetzung der zitierten Sätze zu: „Die Alten .. und Shakespeare .. setzen an die Stelle dessen, was sie uns zu rauben scheinen, wieder etwas höchst Schätzenswertes, Würdiges und Erfreuliches." Goethe denkt dabei an den Kyklops des Euripides. Vgl. die

Alle diese Mahnungen gehen hervor aus der tiefen Überzeugung, daß Liebe und Verehrung richtiger sehen als Haß und verkleinernder Tadelsinn. Darum haben wir das Wertvolle, wenn wir es genießen, mitfühlen; wir verlieren es, wenn wir uns dem Augenblick der Hingabe entfremden.

Extensive Bejahung, Heranziehung alles Wertvollen, was in das eigne Bereich kommt, war stets Goethes Grundsatz. Er spricht ihn einmal aus in den „Annalen" für das Jahr 1813: „Von dem Standpunkt aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt, und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervortaten und andauernd wirkten. Ich meinesteils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen, ohne Rivalität und Neid, ganz frisch und lebendig dasjenige mir aneignen durfte, was von den besten Geistern des Jahrhunderts geboten ward."

Das Gemeine, die Notdurft, das Schlechte sind in ihrer Macht keineswegs verkannt.

„Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage."

Aber beachtet wird es nur, weil es nötig ist, um Not zu lindern, um das Schlechte zu bekämpfen. Wo wir nicht berufen sind es abzuwehren, sollen wir uns davon fortwenden. Selbst im Buche des Unmuts, dem diese Verse entnommen sind und in dem man die höchste positive Gesinnung nicht suchen darf, wird dem Schlechten die Gemütsruhe des Wanderers entgegengesetzt:

„Wandrer, gegen solche Not
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben!"

Darum ist Goethe stets Gegner einer larmoyanten Versenkung in das Elend gewesen; „hilfreich und gut" — sorgend und tätig trat er als Privatmann wie als Beamter den Unglücklichen und der Not der Massen entgegen; als Betrachtender, als Künstler, wandte er seine Gedanken von dem Jammer ab. Aus Venedig schreibt er am 4. Mai 1790 an Caroline Herder: „Daß Sie aber in Ihrem Briefe, meine Liebe, die **hohen Trümmern** und **Künste** heruntersetzen und uns dafür **Fleiß**, **Mühe** und **Not** anpreisen, soll als eine Hausfrauenlaune verziehen werden. Diese drei letzten allerliebsten Schwestern sind freilich des Menschen Gefährten, aber warum soll man nicht alles verehren, was das Gemüt erhebt und uns durchs mühselige Leben hindurchhilft! Wenn Ihr das Salz wegwerft, womit soll man salzen?"

Mit diesen Zugeständnissen an die Macht des Wertlosen und Wertwidrigen wird die Positivität zum Problem. Goethes von Jugend auf scharfer Blick für das Wirkliche auch in seinen gemeinen Erscheinungen ist einmal, gleich im Beginn seines Schaffens, für ein ganzes Werk bestimmend geworden, für die Mitschuldigen. Es ist recht bemerkenswert, daß die breite Darstellung des Gemeinen fast am Anfang von Goethes Werk steht und seither nicht wiederkehrt. Später wird das Negative tragisch. — Werther verzweifelt, weil die Fülle seines Gefühls von der Geliebten nicht erwidert, von der Ge-

Beilage zu dem Briefe an Beust vom 13. Juni 1827. Gerade diese Ausnahmen und ihre Rechtfertigung zeugen von der entschiedensten positiven Gesinnung.



sellschaft zurückgestoßen wird, weil auch die Natur dem Verzweifelnden als ewig gebärendes, ewig zerstörendes Ungeheuer entgegentritt. Faust wird hin und her geworfen von Sehnsucht nach Hingabe an das Wertvolle und Zweifel an der Möglichkeit, irgend etwas wahrhaft Lebenswertes zu erringen. Die Negativität tritt als Mephisto, als Geist, der stets verneint, ihm gegenüber. Erst durch dieses Hineintreten des Negativen, des Kampfes, entsteht überhaupt, was wir sittliches Leben nennen — aber für Goethes Auffassung ist wichtig, daß alles Positive wertvoll bleibt, nicht zu einer verderblichen Ablenkung von dem einen, das nottut, wird, daß ferner überall das Positive innerlich überlegen ist, selbst wo es äußerlich als das Schwächere erscheint. Faust ist nur Mensch, der Teufel überragt ihn an Macht und Klugheit; aber Mephistopheles reicht nirgends an die Sphäre heran, der Faust angehört, so oft er sich leidenschaftlich dem Wertvollen hingibt. Er versteht Fausts grenzenloses Streben so wenig wie sein inniges Leben in der Natur oder wie Gretchens schlichte Frömmigkeit. In Auerbachs Keller, in der Hexenküche, im leeren höfischen Getriebe führt Mephisto — hier ist Faust passiv —, aber sobald etwas Echtes, wahrhaft Wertvolles naht, vermag der kluge Teufel nur noch die äußeren Mittel zu seiner Erlangung anzugeben und herbeizuholen, dem Wertvollen selbst darf er nicht nahen. Er macht die Gelegenheit zu Gretchens Verführung — aber sowie Faust sich über das bloße sinnliche Begehren zu echter Liebe erhebt, sowie Gretchens eigene Liebe erwacht, steht er als Feind außerhalb. Er weiß den Weg zu den Müttern, aber nur der schönheitsdurstige Faust vermag Helenens Schatten zu beschwören. Wie man von dem bedrängten Kaiser den Meeresstrand zu Lehen gewinnt, ist ihm bekannt, Fausts großen Herrschergedanken als freier Fürst mit freiem Volk auf meerentrungenem Land sein Leben selbst zu gestalten, vermag er nicht zu ahnen. Aber das Negative ist nötig, damit der Mensch im Streben beharrt. Das Positive besitzen wir in der Hingabe an das augenblicklich gegebene Wertvolle — gewiß — aber dieses ist stets nur begrenzt. Der Fülle des Wertvollen bemächtigen wir uns nur, wenn wir über jeden glücklichen Augenblick doch wieder hinausgehen. Man mißversteht das „Streben" im Sinne Goethes, wenn man meint, der Wert liege hier am Ende der Bahn — — er liegt in jedem Wegabschnitt, er wird aber nur ergriffen im Weiterschreiten. — Alles Echte und Große ergreifen — und gerade dadurch immer Höheres sehen, in jedem Augenblick alles Zugängliche fassen und doch über ihn hinauswollen — das ist Goethes Bild des echten Strebens. Darin aber liegt ein Zwiespalt — und das ist der Zwiespalt in Fausts Seele. Der alte Faust entgegnet der Sorge:

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er unbefriedigt jeden Augenblick."

Er genießt den Augenblick — aber er verharrt nicht in ihm — darum unbefriedigt, darum frei. Dies allgemeine Los des echten Menschen ist hier gesteigert zum Titanischen, weil Faust alles, die Gott-Natur selbst oder doch, als er resigniert, die ganze Menschheit in sich aufnehmen will.

Gegenüber dem unbedingten überfliegenden Streben Fausts behält Mephistopheles recht, weil er die Schranke sichtbar macht. Faust will, da der Weltgeist sich ihm entzieht, wenigstens die ganze Menschheit in seiner Person umspannen — Mephisto spottet

über Herrn Mikrokosmos, und Faust hat auf sein Wort:

„Du bleibst doch immer, der du bist"

nichts mehr zu antworten.

Solange der Jüngling sich seinem starken Gefühl, seinem unbedingten Streben überläßt, kann er die eigene Besonderung und Beschränkung vergessen — sobald das Versagen des Gefühls, das Mißlingen des Strebens ihn zwingen, den Blick auf sich selbst, auf den Mittelpunkt jenes schrankenlosen Dranges zurückzuwenden, wird er seiner Eigenart gewahr. Aus dem unbedingten Streben muß nun, wenn der Mensch nicht verkümmern oder verflattern will, ein bestimmtes werden — dazu aber ist Selbsterkenntnis nötig. Immer noch ist Positivität, Fülle das Ziel, aber nun bewußt erfaßt als die für d i e s e Individualität mögliche Fülle. Ferner ist der Sinn jetzt nicht mehr auf den Augenblick allein gerichtet, weder auf den gegenwärtigen noch wie im Streben auf den künftigen, sondern auf das Leben als Ganzes. Der Genuß des Augenblicks, das Leben in erfüllter Gegenwart bleibt wertvoll, aber der Augenblick stellt sich zugleich als Glied des ganzen Lebensganges dar. Von hier aus versteht man den großen Wert, den Goethe zunehmend auf Erinnerung, auf Rückblick legt. Goethe hat über sich selbst sehr klar und unbefangen geurteilt, er hat bei allen, auf die er Einfluß übte, ein ähnliches Urteil hervorbringen wollen. Das Unbewußte, Dunkle, Undurchleuchtete hat er stets als den Urgrund aller Produktivität verehrt — aber nachdem er einmal die Dumpfheit des Sturmes und Dranges überwunden hatte, weilte sein Geist nicht gern auf der Nachtseite. Er ließ den Urgrund gelten — aber er arbeitete sich aus ihm ans Licht empor, und nur, was die Helle des Bewußtseins vertrug, durfte ihn anziehen. Auch von der heilenden Macht des Wissens um seine Zustände — man könnte von seelischer Lichtheilkunst reden — hielt er viel. Von seiner übergroßen Reizbarkeit, die sich beim Hören von Musik offenbart, einer Folge seiner Leidenschaft für Ulrike v. Levetzow, schreibt er am 24. August 1823 an seinen Sohn: „Da aber dieses bis zum Bewußtsein emporgehoben ist, so wird auch darauf zu wirken sein." So begreift sich sein Drängen auf Selbsterkenntnis. Aber es ist nun entscheidend, wie diese Selbsterkenntnis erreicht wird: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche Deine Pflicht zu tun und Du weißt gleich, was an Dir ist."

Selbsterkenntnis bedeutet hier zunächst: wissen, wie weit man es gebracht hat und was einem an Willenskraft und Fertigkeiten fehlt. Das Mittel der Erkenntnis ist zugleich Mittel der Ausbildung und Besserung. „Pflicht" definiert Goethe als „die Forderung des Tages." Wir stehen immer nur vor bestimmten Aufgaben, die wir kräftig anpacken sollen, um uns an ihnen zu bewähren. Aber neben dieser Einsicht in den erreichten Grad enthält die Selbsterkenntnis durch Handeln noch die Einsicht in die unabänderliche Art unseres Wesens. Wir müssen, um das zu verstehen, den Begriff „Handeln" in seinem vollen Umfang nehmen. „Handeln" bedeutet bei Goethe jede Art der bewußten Tätigkeit — auch das Forschen, das künstlerische Darstellen fällt ihm unter diesen Begriff. Indem der Mensch mit aller Kraft in einer bestimmten Richtung wirkt, lernt er die Größe seiner Kraft im ganzen und seine Eignung für diese bestimmte Richtung kennen. Er sieht so auch, ob sein Streben einer „falschen Tendenz" entspringt. Als falsche Tendenz hat Goethe z. B. seine zeich-



nerischen Bemühungen aufgefaßt, eine falsche Tendenz hat er in Wilhelm Meisters schauspielerischen Versuchen (in der späteren Fassung der „Lehrjahre") geschildert. Aber auch die falsche Tendenz bildet, wenn sie nur redlich und kräftig zu Ende gelebt und dann rechtzeitig als falsch erkannt wird. So wird Wilhelm belehrt(Lehrjahre 7. Buch, 9. Kap.): „Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, er freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist."

Goethe hat das an sich selbst erfahren. Er schreibt an Eichstädt 15. Sept. 1804: „Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte."

Alles Streben bricht hervor aus den dunklen Tiefen unseres Wesens. Die Anlage ist dem Menschen auf den Weg gegeben, und jede Kraft, die in ihm ist, will sich äußern. Aber nicht jedes Streben, nicht jeder Wunsch entspringt gleich stark aus der Notwendigkeit unseres Wesens, aus der Kraft unserer Anlage. Hier ist dem Menschen eine erste Entsagung auferlegt — er muß verzichten auf das, was er wünscht, obwohl es seinem Wesen ungemäß ist. Diese „notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der einzelne von jedem andern bei noch so großer Ähnlichkeit unterscheidet, [2]) hat Goethe „Dämon" genannt.

Wir müssen wissen, daß dieser Dämon in uns unabänderlich ist: „Dir kannst du nicht entfliehn." Ein Dämon steckt in jedem Menschen — auch der Einfachste, Unbedeutendste hat seine Anlage und Notwendigkeit in sich. In engerem Sinne „dämonisch" aber nannte Goethe solche Naturen, deren ganzes Leben von einer gewaltigen Urkraft bestimmt ist; die mit Notwendigkeit und Gewißheit ihren Weg gehen, gleichsam verbündet mit dem Schicksal — das größte Beispiel hierfür war ihm Napoleon, aber auch den Herzog Carl August rechnete er „zu den Urdämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt und die gleichwohl nicht untergehen können".[3]) Goethe benutzte als Dichter solche „Urworte" wie „dämonisch" mehr in einem bestimmten Gefühl als mit einer ganz festen Bedeutung. So dürfen wir beim Dämon füglich auch an das warnende Daimonion des Sokrates denken, an jene Stimme, die in entscheidenden Augenblicken das Gemäße fordert, das Ungemäße abweist. Die warnende Stimme übertönen ist Schuld Je reiner, zarter, höher ein Mensch ist, um so zerstörender wirkt diese Schuld. Ottilie in den Wahlverwandtschaften weiß nur zu wiederholen: „Ich bin aus meiner Bahn geschritten" — sie büßt diesen Abweg mit strenger Entsagung und erlangt so im Tode Heiligung. Kräftiger, siegreich offenbart sich die innere

2) Urworte orphisch. Erklärung: Kunst und Altertum II, 3, 68.

3) Gespräch mit Fr. v. Müller 1809. Biedermann II_2, 106.





Stimme in Iphigenien, die jede Täuschung ihres Gastfreundes Thoas als Befleckung ihrer Natur von sich ablehnt und durch reine Wahrheit alle Irrungen löst. Die Verletzlichkeit eines Wesens, seine Empfindlichkeit für sittliche Befleckung steht in genauem Zusammenhang mit seiner Reinheit und Hoheit. Was Ottilien zerstört, wäre derberen Naturen wohl überwindlich, was Iphigenie schaudernd von sich weist, erscheint dem Pylades als rechtmäßige Selbsthilfe. Dabei ist Pylades durchaus ein hochstehender Mensch, voll Liebe und Aufopferung, tätig, tüchtig, klug — nur eben derber, irdischer als Iphigenie. Daß die sittliche Forderung in jedem sich anders, nach der Notwendigkeit seines Wesens ausspricht, hat Goethe oft dargestellt. Hierin ist auch eine Einschränkung der Positivität begründet. Was uns fremd ist, unserer Natur feindlich, das abzulehnen haben wir ein Recht. Aber mehr und mehr erkennt Goethe darin nur eine subjektive Einengung — um sich in seinem Kreise um so kräftiger, freudiger zu behaupten. Grundsätzlich wird der Wert dessen, was so jeder aus dem eigenen Bereiche entfernt, nicht angetastet. Das ist wichtig für die ganze geistige Haltung — obwohl Goethe so wenig wie irgendein leidenschaftlicher Mensch die Hoheit dieser Gesinnung stets wahren konnte. Es ist jedem Menschen aufgegeben, sein Leben seiner Anlage gemäß zu gestalten, dabei die Stelle, an der er steht, auszufüllen, die Mittel, die ihm das Schicksal darbietet, tüchtig zu benutzen. Goethe hat stets Naturen geliebt, die so in starker aufbauender Tätigkeit ihren Kreis, so groß oder klein er sei, erfüllen und aus ihrem Leben ein geschlossenes, befriedigtes Ganzes gestalten, die das Unglück durch ihre Tätigkeit überwinden und im Ganzen, Großen, Schönen „resolut leben". Schon Götz v. Berlichingen ist ein so gearteter Mensch, seine Tragik liegt nicht in ihm, sondern darin, daß die Zeit solchen Vollnaturen nicht mehr Raum und Luft bietet. In Hans Sachs feierte Goethe eine solche runde, starke Existenz, die doch alles Erreichbare in ihrer Weise aufnahm. Der Freund seines Alters, Zelter, der Berliner Maurermeister und Musiker, war ihm durch seine bei aller Vielseitigkeit auf das ihm Gemäße beschränkte Tüchtigkeit, durch die volle großartige Ausfüllung seines Kreises so nahe und lieb. Aber auch im begrenzten Leben des schlichten Menschen erkannte Goethe diese klare in sich ruhende, das Ihre fest ergreifende Tüchtigkeit an. Hermann (in Hermann und Dorothea) ist das Urbild einer solchen Natur. Es ist höchst wichtig, zu erkennen, daß begrenzte, in sich beruhigte Tätigkeit, Beharren im eignen Kreise für Goethe nicht im entferntesten etwas Philisterhaftes hatte, denn den Philister hat er allerdings zeitlebens bekämpft.

„Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."

Aber was ist ihm Philister? „Ein hohler Darm — mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt —, daß Gott erbarm'!" Furcht und Hoffnung sind auf die Zukunft gerichtet, sie halten ihr Opfer in einer steten gespannten Erwartung auf das, was vielleicht einmal, vielleicht niemals eintreten wird, lenken ihn ab von dem „resoluten Leben" in der Gegenwart, von unbefangenem Genusse ebenso wie von einer der Sache ganz hingegebenen Tätigkeit. Denn der wahrhaft Tätige stellt die Frage nach dem Erfolge gar nicht — er tut einfach sein Bestes. Das Hinschauen auf die Zukunft und vor allem die damit verbundene Erregung



hemmt die Tätigkeit. Eine allegorische Gruppe im Karneval-Maskenzug des 2. Teils Faust stellt Viktorie, die siegreiche Göttin aller Tätigkeiten dar, getragen von einem Elefanten. Die Klugheit führt, gefesselt gehen zur Seite Furcht und Hoffnung, „zwei der größten Menschenfeinde". Wer immer zwischen Furcht und Hoffnung schwankt, wer schließlich der Sorge anheimfällt, der wird gehaltlos; denn jeden Gehalt können wir nur in der Gegenwart durch volle Hingabe an sie in uns aufnehmen. Es wird auffallen, vielleicht manchen abstoßen, daß Furcht und Hoffnung hier einander gleichgestellt werden. Übrigens findet sich diese gleichmäßige Verurteilung von Furcht und Hoffnung schon bei den Stoikern. Seneca im 5. seiner moral. Briefe führt einen Ausspruch des Rhodiers Hekato (Schüler des Poseidonios, 1. vorchristl. Jahrh.) an: „Höre zu hoffen auf und du wirst aufhören zu fürchten" (Desines timere, si sperare desieris.) Seneca erwartet von seinem Freunde die Frage: Wie können zwei so verschiedene Wesen sich so gleich verhalten? und antwortet darauf: Beide gehören einem schwebenden Gemüte an, beide werden aufgeregt durch Erwartung der Zukunft. Die bedeutendste Ursache beider ist, daß wir uns nicht dem Gegenwärtigen anpassen, sondern unsere Gedanken auf Fernliegendes hinausschicken. Es ist wahrscheinlich, daß Goethe diese stoische Lehre durch Spinozas Vermittelung überkam. [4]) Übrigens verurteilt Goethe nur die mit Furcht verbundene Hoffnung; wo er die Hoffnung allein vor sich sieht, preist er sie — so im letzten der orphischen Urworte, so schon 1780 in dem Hymnus „meiner Göttin". Hier ist sie die ältere gesetztere Schwester" der Phantasie; „meine stille Freundin" nennt sie der Dichter und fleht:

„O daß sie erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung."

Hier also erscheint Hoffnung mit der Tätigkeit, mit dem echten, erfüllten Leben verbündet. Wir können den Gegensatz vielleicht so ausdeuten: die enge, auf einen bestimmten begrenzten Glücksfall gerichtete, seine Wahrscheinlichkeit abwägende Hoffnung ist notwendig mit Furcht verbunden, gehört einem schwankenden Gemüte an — anders die gesetztere Schwester der Phantasie: sie wägt nicht ab, sondern sie stellt das Erhoffte als lebendig, gegenwärtig hin, treibt also doppelt zur Tätigkeit und tröstet zugleich durch die vorausgenommene Gegenwart, wie etwa der erblindete Faust sein großes Werk: das freie Volk auf meerentrungenem Lande mit dem Auge des Geistes schaut.

Der Philister also ist der ewig zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfene Mensch, der immer sorgt, nie mit der Gegenwart ganz eins, nie in reinem Streben den Erfolg vergißt. Da Goethe für sein Leben und seine Werke das Wort Fausts sich zueignen darf:

„Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig —
Nun aber geht es weise, geht bedächtig."

da er seine Deutschen dazu aufgerufen hat, jeder Stunde Wert zu verleihen, ihnen gezeigt hat, wie sie das tun sollen, fühlt er sich als Befreier aus Philisternetzen. Das nicht beharrende, sondern strebende, aber jeweils dem gegenwärtigen Tun ganz hingegebene Leben bereichert den Menschen, das Lauern und Horchen auf die Möglichkeiten der Zu-

4) Vgl. Ethik 3. Teil, Lehrsatz 50 Anm. und Def. 13. Erläuterung. 4. Teil, Lehrsatz 47.

kunft entleert ihn, so daß eine bloße Höhlung übrig bleibt, in der nun die Gespenster Furcht und Hoffnung ihr Unwesen treiben.

Der Gegensatz wird vollends deutlich, wenn wir den Kreis der Betrachtung erweitern, nicht die innere Entwicklung des einzelnen Menschen, sondern sein Verhältnis zu andern betrachten. Da alles, woran unser Herz hängt, die Qual der Sorge vermehrt, wenn erst einmal der Mensch zum Knecht der Sorge geworden ist, so engt der Philister seinen Kreis ein. Der Apotheker in Hermann und Dorothea, wohl die entschiedenste Philistergestalt in Goethes Werken, sagt:

„O glücklich, wer in den Tagen
dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!"

Der echte Mensch dagegen liebt und teilt mit, er will und sieht den Gewinn der Liebe und Teilnahme und nimmt den Schmerz des Verlustes auf sich, wenn er ihn trifft. Goethes Gestalten sind fast durchweg Liebende; selbst der kalte Carlos im Clavigo wird durch seine hingebende Freundschaft für Clavigo gehoben — ganz jenseits der Liebe steht nur Mephisto. Auch Goethe der Dichter steht seinen Gestalten meist als Liebender zur Seite — nur sehr wenige episodische Figuren, wie die Luciane in den Wahlverwandtschaften, sind ohne jede Wärme geschildert. Daß Goethe Anlage zum Karikieren hatte, zur scharfen, zerstörenden Beleuchtung der Schwächen, zeigen manche Jugenddichtungen und gelegentliche Aussprüche. Aber er hat diese Neigung nicht gepflegt, sie verschwand mehr und mehr vor seiner positiven Gesinnung. Die Liebe an sich als Gefühl, als Hingabe ist bei Goethe stets klar, einheitlich, herrlich. Die Kämpfe der Liebe liegen bei ihm nicht, wie oft bei den Romantikern und vielen Späteren im Gefühl als solchem. Gefühlsverwirrung wie Heinrich v. Kleist, Schweben zwischen Liebe und Haß, Kampf von Mann und Weib noch in der Liebe wie Hebbel hat er nie geschildert. Ich glaube, den einheitlichen Glanz der Liebe zu zerlegen, wäre ihm noch widriger gewesen, als die Zerspaltung des weißen Lichtes. Nicht im Wesen, nur im Schicksal der Liebe liegt für Goethe ihr Problem. Der Gegensatz des Aufgehens im Augenblick und des rastlosen Fortstrebens greift auf die Liebe zu anderen über. Im Augenblicke des Liebens fühlt die Liebe sich als ewig, d. h. als hinausgehoben aus dem Werden und Vergehen alles Zeitlichen. Aber die Gewalt solcher Augenblicke läßt sich nicht festhalten — und so kommt die Treue gegen einen andern Menschen in Streit mit der Treue gegen das eigne sich umwandelnde Wesen. In dem Verhältnis zu einem geliebten Menschen entsteht aus dem Konflikt zwischen Augenblick und Weiterstreben nicht nur Qual, sondern Schuld, wenigstens für den titanischen Menschen, mit dem der andere, der geliebte Mensch nicht Schritt zu halten vermag. Goethe hat die Schuld und das Leid des Verlassens oft dargestellt, einmal — in der Elegie „Amyntas" — Schuld und Leid des Festhaltens an einem geliebten Wesen, das der Liebende doch zugleich als hemmende Fessel fühlt. Dabei weiß Goethe, daß alles Heil der Menschen in der Dauer liegt. Die Ehe war ihm heilig — er wollte ihre hohe Idee, ihre Unauflöslichkeit gewahrt wissen, ob auch einzelne Paare einander das Leben verbittern — sie hätten sonst andere Leiden. Die Wahlverwandtschaften beruhen ganz auf dieser Anerkennung der Ehe. Das bedeutet natürlich nicht: sie sind eine Predigt über den Text der Ehe; viel-



mehr: sie stellen dar, wie die geheimsten, stärksten Leidenschaften der Menschen füreinander entstehen, mächtig werden, und im Kampfe mit den Forderungen der Sittlichkeit edle Naturen zerstören. Aber für einen Dichter, der es mit der Lösung geknüpfter Bande leicht nähme, liegt hier gar kein Konflikt vor. Wenn Eduard und Charlotte sich scheiden ließen, könnten die wahlverwandten Paare einander angehören. In der Ehe sieht Goethe eine der großen Ideen, durch die die Menschheit erhöht wird, eine „Synthese des Unmöglichen", sofern dem Gefühle Dauer abgefordert wird, sofern zwei Menschen zur Einheit verwachsen. Zwei Ehegatten schulden einander soviel, sind so verbunden, daß sie sich gar nicht mehr trennen können, ohne in den Tiefen des eigenen Wesens zerrissen zu werden. Wie mit der Ehe, so ist mit jeder menschlichen Verbindung eine Selbstbeschränkung, eine Entsagung verbunden. Goethe hat das erlebt, als er einen Herrscher leitend selbst an der Herrschaft über ein kleines Land teilnahm.

„Wer andre klug zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren" —

heißt es in dem Gedicht Ilmenau, dem Rückblick auf die ersten Weimarer Jahre. Entsagen — das bedeutet für Goethe einen freiwilligen Verzicht, um Höheres zu erlangen. Wem wir entsagen, dessen Wert erkennen wir an — echte Entsagung schließt Entwertung dessen, dem entsagt wird, nicht ein, sondern aus. Entsagung ist nicht bloßer Verzicht — als welcher auch erzwungen und dann innerlich wertlos sein kann — sondern freier und williger Verzicht. Schon um das eigne Leben zu einem Ganzen zu gestalten, muß — so sahen wir — vielem entsagt werden, was augenblicklich lockt. Noch mehr, wenn dieses eigne Leben fruchtbar werden soll für andere. Da der Besitz nach einem bekannten Worte in Wilhelm Meisters Lehrjahren nicht aufgegeben, aber als „Gemeingut" im Sinne größter Förderung aller verwaltet werden soll, so muß die dem Freunde des glücklichen Augenblicks gemäße Verschwendung bekämpft werden. Das Ökonomische, das Novalis dem Wilhelm Meister zum Vorwurf machte, gewinnt so höhere Bedeutung. Ebenso gilt es, die eigenen Kräfte zu Rate zu halten, in Handeln und Auftreten Rücksicht zu nehmen auf die Wirkung, die man vorbildlich oder abstoßend auf andere übt. Was wirken soll, muß folgerecht sein, d.h. das augenblickliche Belieben einem weitschauenden Plane unterordnen. In Wilhelm Meisters Lehrjahren ist diese Wirksamkeit auf andere noch verbunden mit allseitiger eigner Ausbildung. Edelleute werden geschildert, kleine Herrscher auf ihren Gütern, die durch ihre mannigfaltige geordnete Tätigkeit Leben und Segen um sich verbreiten, gemäß dem Wunschbilde, das Goethe in den ersten Weimarer Jahren von seiner und des Herzogs Tätigkeit in der Seele hegte. Diesem Wunsche versagte sich die Erfüllung. Goethe fand sich in Italien als Dichter wieder und schränkte seine amtliche Tätigkeit auf die künstlerischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten ein. So staunenswert der Umfang seiner Tätigkeiten und Interessen blieb, er lernte abweisen, um zu leisten, und vor allem, er lernte die verschiedenen Gebiete streng auseinanderhalten. Zuerst sondert er alles Amtliche sorgsam ab von seinem dichterischen Schaffen und seinem persönlichen Leben. Die ersten Akten des Frankfurter Rechtsanwaltes sind im Sturm- und Drangstil geschrieben, der Weimarer Minister verschmäht die umständlichen Formeln der damaligen Kanzleisprache nicht. Später, besonders seit der Freundschaft mit Schiller, wird auch die wis-



senschaftliche Arbeit entschieden von der Dichtung getrennt. Gewiß alle Seiten des Goetheschen Wirkens fließen aus einem Quell und bauen an einem Leben. Aber in der Ausführung trennen sie sich. In der Tagesarbeit teilt sich Goethe gleichsam in eine Anzahl gesonderter Fachmenschen, deren Leistungen er freilich als überschauender Präsident dieser Akademie in einheitlichem Stile hält und zu einem Ganzen fügt. So führt ihn eigene Erfahrung dem Typus des Berufsmenschen näher. Entscheidend aber wirkt auf ihn die Änderung der Zeitverhältnisse durch die französische Revolution, die ihr folgenden Kriege, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen. Es ist jetzt dem Menschen nicht mehr möglich, in ruhiger Sicherheit an dem Platze zu wirken, auf den die Geburt ihn gestellt hat, er muß bereit sein, sich durch nützliche Tätigkeit bestimmter Art seinen Platz zu verdienen. So wird in den Wanderjahren der Berufsmensch Problem. Im Berufe liegt eine neue Entsagung, eine neue Einschränkung. Es ist Goethes Sorge, daß sie sich im richtigen Geiste vollzieht. Die Wanderjahre wären ein sehr triviales Buch, wenn sich ihr Gehalt in der Forderung eines bestimmten Berufes erschöpfte.[5]) Sie wollen in Wahrheit zeigen, wie sich freie Menschlichkeit, volle Persönlichkeit, positives Verhältnis zu allem Wertvollen mit der Hingabe an einen bestimmten, den ganzen Menschen fordernden Beruf vereinigt. Jarno, der entschiedenste Vertreter strenger Beschränkung auf sein Handwerk sagt: „Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst und der beste, wenn er eines tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu sein: in dem einen, was er tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird." Sehr eng hängt diese Auffassung des Berufes mit der Ehrfurcht zusammen, die in dem pädagogischen Teil des Romans als sittlich-religiöse Leitidee der Erziehung dargestellt wird. Wer gelernt hat, jeder tüchtigen Arbeit und jedem fremden Leben Ehrfurcht zu erweisen, der wird sich nicht vom Berufshochmut dazu verkümmern lassen, die Besonderheiten seines Tuns als Grenzen der Menschheit anzusehen. Er wird aus der Hingabe an das eigne Werk fremde Arbeits- und Betrachtungsarten als ebenbürtig, als Ergänzung verstehen und schließlich, so sehr er sich seiner Arbeit hingibt, doch im Tiefsten seines Wesens vom Arbeitsstaube rein bleiben. Dann wird er es vermögen, den Geist über die Enge des eignen Tuns zu erheben, ohne darum seine Berufsarbeit geringzuschätzen, vielmehr erblickt er nun in ihr das ihm gemäße, seinem Blick überschauliche Bild von allem, was recht getan wird.

Die Wanderjahre führen den Untertitel: die Entsagenden und enthalten besonders in den eingefügten Novellen nahezu eine Formenlehre der Entsagung und der höheren Vollendung des Menschen durch Entsagung. Das Ganze bewegt sich in den irdischen Kreisen tätigen Lebens, aber die höchste Gestalt des Romans Makarie, jene wunderbare Frau, deren Geist und deren Gegenwart sittliche Konflikte löst, ragt durchaus über die irdische Sphäre hinaus. Sie durchschaut die Menschen mit der Kraft der Liebe. Als Wilhelm mit ihr über gemeinsame Freunde spricht, heißt es: „Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele; das einsichtige Wohlwollen der un-

5) Meine Auffassung der Wanderjahre habe ich dargestellt und zu begründen gesucht in dem Aufsatz „Wilhelm Meisters Wanderjahre, ihr Sinn und ihre Bedeutung für die Gegenwart". Logos I, 228. 1910/11.

schätzbaren Frau hatte die Schale losgegelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt."

Diese liebende Hellsichtigkeit für alle sittlichen Verhältnisse ist aber nur die eine Seite ihres Wesens. Sie lebt in geheimnisvoller Einheit mit den Bewegungen des Sonnensystems. Wie Goethe diese Andeutungen verstanden wissen will, sagt er selbst: auch wer die kosmimischen Erfahrungen Makariens als ein dem Roman wohlziemendes Märchen belächeln könnte, dürfte sie doch immer als ein Gleichnis des Wünschenswertesten betrachten. Das hat einen doppelten Sinn: einerseits bedient sich Goethe hier wie öfter des alten Gedankens, daß die ewige Ordnung der himmlischen Bewegungen Vorbild und Urbild eines richtig geordneten Innern sei. Darüber hinaus aber ist das Wünschenswerteste die mikrokosmische Spiegelung der Natur im Menschen. Durch alle Erkenntnis der Kämpfe und Bedingtheiten, der Begrenzungen und Entsagungen unseres Lebens hat Goethe die mikrokosmische Idee festgehalten. Makarie steht in den Wanderjahren neben allen den in Entsagung und Begrenzung tätigen Arbeitsmenschen als ein Zeichen, daß die alte Sehnsucht nach mikrokosmischer Vollendung nicht aufgegeben, nur in die Stellung des Ideals gebracht ist, als Warnung davor, den Sinn des Werkes zu eng zu fassen. Daß solche Interpretation nichts gewaltsam unterlegt, vielmehr die Bilder des Dichters wirklich auslegt, darüber beruhigt, was Goethe am 27. Sept. 1827 an Iken (zunächst über „Helena") schreibt: „Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direkt mitteilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und gleichsam einander abspiegelnde Gebilde den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren." Während Goethe in seiner Jugend hin- und hergeworfen wurde zwischen brünstig ergriffenen Momenten der Einheit mit der Gottnatur und hellsichtiger Verzweiflung beim Anblicke der menschlichen Schwäche, sieht er nun in dem geordneten Ganzen eines Lebens, das sich in seiner bestimmten Weise zur Ordnung aufbaut, die wahre tätige Teilnahme an der Ordnung des Ganzen. Von dem Unendlichen, das wir nicht schauen können, dürfen wir so wenigstens eine Ahnung gewinnen. Dabei bleibt gemäß dem positiven Grundzuge alles Einzelne in seinem Wert erhalten. Wir erheben uns über das Begrenzte nicht, indem wir es verneinen und entwerten, sondern indem wir es ganz zu erfassen und zu gestalten uns bemühen. Man kann die Kunstform des Goetheschen Faust als ein Abbild dieser Gesinnung verstehen. Jeder Teil ist so reich, so voll ausgebildet, als stände er nur um seiner selbst willen da. Ungeduldige Frager nach der Idee des Ganzen hat Goethe gern auf das einzelne verwiesen, ohne dessen lebendigen Genuß in der Tat der Sinn der Dichtung verborgen bleibt. Und doch deuten überall beziehungsreiche Worte über den einzelnen Teil der Dichtung hinaus, deren Held ja der Ruhe im Augenblick abgeschworen hat. Die Dichtung endet im Überirdischen, und wenn wir Goethes Sinn sonst wohl in die Formel zusammenfassen dürfen: Alles Vergängliche ist ein Gleichnis, so belehrt uns zuletzt der Chorus mysticus: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.



Mission und Kolonisation.

Von Friedrich Wiegand.

Was niemand erwarten konnte, ist eingetreten: der europäische Krieg hat in starkem Maße das öffentliche Interesse auf die Heidenmission gelenkt. Es gibt viele unter den ihr bisher Fernerstehenden, die sich mit einem Male lebhaft um sie kümmern. Kein Verständiger wird freilich diese plötzliche Bekehrung überschätzen; sie ist eher geeignet, mißtrauisch zu machen. Denn was die meisten, die heute über Heidenmission schreiben und sprechen, zu bieten haben, ist noch immer nicht eigentlich Rat und Hilfe als vielmehr Tadel und Forderung. Und diese Forderung, die sich bezeichnenderweise immer nur an die evangelische Mission richtet, sie lautet: Weg mit aller deutschen Missionsarbeit aus fremden Gebieten, weg vor allem aus den englischen Kolonien!

In der Tat, wenn etwas heute unsere Empörung wachrufen muß, so ist es die brutale Unsachlichkeit, mit der England den von ihm heraufbeschworenen Krieg führt, die Frivolität, mit der es die scharfe Linie zwischen weißer und schwarzer Rasse verwischt, die Schamlosigkeit, mit der es in den Kolonien die Eingeborenen gegen die Deutschen losläßt, um schließlich auch nicht einmal vor einer rohen Störung der missionarischen Friedensarbeit zurückzuschrecken. Missionare werden gefangengesetzt, ihre Familien ausgewiesen, die seit langer Hand gesammelten christlichen Gemeinden mit der Auflösung bedroht. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß hier Werte, die im Laufe von Jahrzehnten mühsam gesammelt und angebaut wurden, mit einem Schlage und ganz unnützerweise verwüstet werden, Werte nicht bloß materieller, sondern vor allem kultureller und geistiger Art, so liegt freilich der Wunsch nahe, deutsche Missionen für kommende Zeiten vor einer ähnlichen Schädigung gesichert zu sehn. Obendrein erscheint der Vorschlag ebenso anziehend als praktisch einfach und leicht durchführbar. Immerhin geht ein Abkommandieren deutscher Missionare etwa von Indien nach Ostafrika nicht so glatt, wie es sich ausspricht, und es ist obendrein für Deutschland noch eine sehr zweischneidige Sache. Man wird sich daher die Eigenart aller Missionsarbeit aus der geschichtlichen Entwicklung klarmachen müssen, ehe man das entscheidende Wort spricht.

I.

Die Mission ist so alt wie das Christentum selbst. Schon Paulus war ein Missionar, der mit genialem Griff in weit auseinanderliegenden Gebieten eine Reihe von Christengemeinden gegründet und damit einen Zustand geschaffen hat, der bis heute nachwirkt. Er hat zugleich durch seinen lebhaften Briefwechsel, in welchem er auf die religiösen, sittlichen und persönlichen Fragen dieser Gemeinden verständnisvoll einging, dafür gesorgt, daß dem äußeren Erfolge die innere Festigung und Entwicklung nach Möglichkeit entsprach. Aber sein Wirken vergleicht sich doch mehr der Arbeit des wandernden Philosophen, der durch Vorträge für eine neue Richtung Anhänger gewinnt und sie zu einem großen Vereine zusammenschließt. Paulus hat nie



daran gedacht, das scharf umgrenzte Gebiet der griechisch-römischen Bildung, die Provinzen des römischen Reiches, zu überschreiten. Die heidnischen Germanen, die Perser im Osten, die Stämme von Innerafrika lagen außerhalb seines Gesichtskreises. Er würde sich auch nicht um sie gekümmert haben, selbst wenn er noch so alt geworden wäre. Seine letzten und höchsten Ziele waren Rom und Spanien, Gipfel und Grenze der römischen Kultur. Innerhalb dieser Welt drehte sich seine Aufgabe obendrein nur um religiöse und sittliche Fragen. Von den hundert Kleinigkeiten, die heute das Leben eines Missionars ausmachen, durfte er absehen. Wer auf den bequemen römischen Landstraßen in kurzen Tagereisen von einer Stadt zur anderen fährt, ist der Anforderungen überhoben, die ein unbekanntes und unkultiviertes Gebiet an den Missionar stellt. Wer im Lande bleibt, kommt mit seiner Muttersprache aus und hat nicht not, sich in mühsamem Ringen mit einem anders gearteten Denken und einem fremden Sprachgeiste auseinanderzusetzen.

Und das gleiche gilt von der Missionsarbeit der ersten sechs Jahrhunderte überhaupt. Zwar will die eigensinnige Legende von diesem oder jenem Apostel wissen, daß er sich bis an die äußerste Grenze des Reiches gewagt oder diese wohl gar überschritten habe. Aber selbst wenn solchen Erzählungen ein bescheidener geschichtlicher Kern zugrunde liegen sollte: an der Hauptsache ändern derartige Ausnahmen nichts. Die sich automatisch vollziehende Ausbreitung des Christentums bleibt vorläufig noch auf die Bürger des römischen Reiches beschränkt und gilt etwa Germanen, Syrern oder Kopten nur insofern, als sie innerhalb des römischen Machtbereiches wohnen. Die Kirche sucht die Heiden nicht in fernen Ländern auf, sondern läßt sie zu sich kommen. Die Mission der alten Zeit bleibt immer und überall national gebunden.

Eine Mission in anderem Sinne hat erst Papst Gregor der Große ins Auge gefaßt. Seit 597 gewinnt er die außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Angelsachsen für die römische Kirche. Sorgfältige diplomatische Verhandlungen hatten die Bahn freigemacht, auf der in mehreren Schüben römische Benediktinermönche als Missionare ihren Einzug in den angelsächsischen Königreichen hielten. Was Gregor zu dem sehr kostspieligen Unternehmen veranlaßte, waren nicht eigentlich religiöse Gesichtspunkte und noch viel weniger Gefühlsgründe. Vielmehr hat die Kirchenpolitik auch in diesem Falle mindestens instinktiv seine Gedankenwelt beherrscht und seine Maßnahmen geleitet. Es galt, das Machtgebiet des Papsttums um eine neue zukunftsreiche Provinz zu vermehren. Der Osten war versperrt, seit mit Justinian das byzantinische Reich auch kirchlich sehr bewußt seine eigenen Wege ging. Nur im Norden war die Welt noch frei. Gregor hat sich ihrer planmäßig bemächtigt. Zum ersten Male wird das Wort: „Gehet hin in alle Welt" in die Wirklichkeit umgesetzt.

Und doch ist auch Gregor eigentlich nur dem Schritte der Legionen gefolgt, die früher einmal den Süden von England besetzt hielten; ideell konnte England noch immer für ein Stück des römischen Reiches gelten. Dementsprechend ist denn auch diese scheinbar sehr kühne Überseemission vorläufig die einzige geblieben, und auch das Papsttum hat in den nächsten Jahrhunderten nicht daran gedacht, ihr ähnliche Unternehmungen folgen zu lassen.

Denn auch die Mission des Mittelalters war so gut wie ausschließlich Kolonialmission. Sie lag in den Händen der fränkischen und deutschen, der mährischen und polnischen Könige. Sie verfolgte den Zweck, die eroberten Grenzgebiete von Staats wegen fest an das Hauptland zu binden und das Trennungsmoment zu beseitigen, das mit einer anders gearteten Religion ohne Frage gegeben ist. So förderten die von den Frankenkönigen empfohlenen oder beauftragten Kleriker die allmähliche Christianisierung des östlichen Koloniallandes, und zwar von Friesland über Hessen, Thüringen und das Mainland bis in die Schweiz. In noch größerem Stile hat dann Karl der Große überall, wohin sein erobernder Fuß trat, zugleich die kirchliche Frage ins Auge gefaßt und mit wechselndem Geschick, aber überall mit gleicher Kraft gefördert: zwischen Regnitz und Fichtelgebirge unter den Mainslawen, im Wesergebiet unter den Sachsen, an der mittleren Donau unter den Avaren. Und Ludwig der Fromme, der kein Eroberer war, aber wenigstens einen politischen Einfluß in den skandinavischen Ländern geltend zu machen suchte, glaubte diese seine Pläne am besten gefördert, wenn der sanfte Ansgar die friedlichen Beziehungen noch kirchlich unterstrich. So gingen auch im Norden die missionierenden Benediktinermönche nur im Gefolge der kaiserlichen Diplomatie. Und dasselbe Bild bleibt unter den Ottonen und den fränkischen Kaisern bis in die Tage Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären. Es hat mehr als lange gedauert, bis die schmalen Streifen zwischen Saale, Elbe und Havel und dann die Oder entlang mit Deutschland fest zusammengeschweißt waren. Und ebenso lange, bis man diese Slawenstriche als christliche Länder ansprechen konnte. Denn auch hier blieb die Mission überall abhängig von der Kolonisation, von ihren Erfolgen, aber auch von ihren Rückschlägen. Der deutsche Militär- und Garnisonpfarrer und der Slawenmissionar waren ein und dieselbe Person.

Vom 8. bis zum 12. Jahrhundert gilt als Missionssubjekt der christliche Staat im Sinne Augustins. Er steigert seine Macht und hebt die Kultur, indem er zugleich das Reich Gottes fördert und dafür sorgt, daß das Christentum in derjenigen Form und Verfassung, in denen er es selbst besitzt, weitergegeben wird. An dieser Grundstimmung ändert es auch nichts, wenn besonders ausdrucksvolle Persönlichkeiten, wie etwa Willibrord, Bonifatius oder Ansgar kräftig in den Vordergrund treten. Gewiß hat jeder von ihnen den Missionsgedanken eigenartig ausgeprägt und dementsprechend besondere Erfolge gehabt. Diese Männer waren in den praktischen Einzelfragen wohl die treibenden Kräfte. Aber selbst Bonifatius, der Missionar des Mittelalters schlechthin, hat sich bei allen seinen Unternehmungen wie selbstverständlich im Rahmen der fränkischen Politik halten müssen. Seine Tätigkeit schloß sich überall der von den fränkischen Königen und Hausmeiern für nötig erachteten Evangelisierung der neustrischen Grenzgebiete an. Und nur die persönliche Kraft und Eigenart, mit der er seine Aufgabe erfaßte und die zweckentsprechenden Mittel zu finden wußte, brachte er als Neues hinzu.

Nicht anders lagen aber auch die Dinge im Osten. Byzantinische Kaiser beschäftigten hier die Griechen Methodius und Kyrill in Mähren und Österreich. Dies brachte die ersten großen Grenzkonflikte in der Missionsgeschichte. Die Bischöfe von Salzburg



und Passau setzten sich zur Wehr, nicht bloß aus Ehrgeiz oder Eitelkeit, sondern weil es sich um die entscheidende Frage handelte, ob lateinische oder slawische Kirchensprache, ob Deutschtum oder Griechentum, ob das germanische oder das slawische Element im heutigen Österreich den Vorsprung gewinnen sollten. Hinter dem, was wie ödes Theologengezänk aussieht, standen die großen nationalen Gegensätze. Dem nationalen Gedanken ordnete sich auch bei dieser Missionsarbeit alles übrige unter.

In gleicher Weise will der vielgerühmte Pommernapostel Otto von Bamberg vorzugsweise als ein vom Könige von Polen im Dienste der polnischen Eroberungspolitik berufener und verwendeter kirchlicher Agent gewertet sein. Er sollte die Pommern, die westwärts durch eine breite heidnische Slawenschicht abgesperrt waren und mit allen ihren Beziehungen, den politischen wie merkantilen, nach Osten schauten, die obendrein der Annahme des Christentums nicht spröde gegenüberstanden, mit Polen kirchlich und politisch zusammenschließen. Darum nahm der von Bamberg kommende Otto, heute für uns schwer verständlich, damals hingegen ganz naturgemäß, seinen Weg nach Pyritz und Kammin über Gnesen und drang nach dem Westen Pommerns erst über Stettin vor.

Vergegenwärtigt man sich diese einheitliche Entwicklung, so muß es mindestens für den kirchlichen Romantiker, der seinen Standpunkt in dem frommen deutschen Mittelalter nimmt, sofern er dieses fromme deutsche Mittelalter überhaupt wirklich kennt, sehr nahe liegen, daß der Bischof mit dem Könige geht, daß sich auch heute die kirchliche Arbeit eng an die kolonisatorische des Staates anzuschließen hat.

Im 15. Jahrhundert haben dann die großen Entdeckungen und überseeischen Eroberungen eingesetzt, und mit ihnen hat sich auch das missionarische Bild zum ersten Male völlig verschoben. Spanien und Portugal erwarben Kolonien in Amerika, Indien, Afrika. Die leitenden Gesichtspunkte waren überall für Regierung wie Volk der Erwerb und die Macht, während ihnen sittliche oder gar religiöse Ziele innerhalb dieser Fragen durchaus fernlagen. Hatte sie doch inzwischen der mittelalterliche Katholizismus dahin belehrt, daß religiöse Angelegenheiten nicht Sache des Laien, also auch nicht Sache der Staatsregierung seien, sondern allein vom Klerus auszugehen hätten, der, in jeder Weise zentralisiert, seinerseits wiederum Anstoß und Leitung allein von der Kurie in Rom bekam. Diese Kurie konnte man wohl gelegentlich durch Wünsche beeinflussen; man durfte aber nicht wagen. an ihr vorüberzugehen.

So ist es von jetzt ab die organisierte Kirche, welche die Missionsarbeit in den spanischen und portugiesischen Kolonien in die Hand nimmt. Sie beansprucht das geistliche Leben in den neuentdeckten Gebieten für sich. Die Leiber der Eingeborenen mögen Spanien oder Portugal gehören, auf die Seelen hingegen hat zweifellos Rom allein Anspruch. Es darf sich die Macht in jenen unermeßlichen Gebieten nicht entgehen lassen.

Es waren Renaissancepäpste, die sich aus jenen Erwägungen heraus jetzt auf die Mission warfen. Sie waren weder geistlich interessiert noch fromm; trotzdem stellten sie sich an die Spitze eines Unternehmens rein geistlicher Art. Der dem Papsttum zu allen Zeiten eigentümliche Scharfblick hat sie auch diesmal geleitet; mit staunenswertem Spürsinn folgten sie dem Gange der Weltge-



schichte. Alexander VI. aus dem Hause Borgia teilte die Neue Welt zwischen den beiden Entdeckerstaaten, indem er hundert Meilen westlich vom Kap Verde und den Azoren eine Linie vom Nordpol bis zum Südpol zog: der Westen sollte Spanien, der Osten Portugal gehören. So freigebig zu sein, wurde ihm leicht; denn für sich selbst, den dritten im Bunde, verlangte er, daß die beiden Konkurrenten rechtschaffene, gottesfürchtige, gelehrte und praktische Männer in die neuen Weltteile schicken sollten, um die Eingeborenen dem römischen Glauben zuzuführen.

Die Durchführung des neuen Missionsprogramms fiel den Bettelorden, in erster Linie den Franziskanern, zu. Sie haben in kurzer Zeit den Missionsgedanken auf der Pyrenäenhalbinsel volkstümlich zu machen gewußt. Hier fand ihn auch Ignatius von Loyola vor und nahm ihn in den Kreis seiner Lebensaufgaben mit auf. Er steckte eben damals in allen klerikalen Köpfen der beiden großen Kolonialvölker. Auf diese Weise wurden die Jesuiten für Jahrhunderte die bevorzugten Missionsarbeiter; ihre verblüffenden Erfolge haben die Welt lange in Atem gehalten. Denn sie verstanden es vortrefflich, sich den Gepflogenheiten und eingewurzelten Empfindungen der Eingeborenen weitherzig anzupassen; sie waren zufrieden, wenn sich die Getauften zur römischen Kirche bekannten und sich ihren kirchenregimentlichen wie liturgischen Ordnungen fügten. Weniger lag ihnen dagegen an der ins einzelne gehenden Seelengewinnung, die, um Erfolg zu haben, Jahrhunderte in Anspruch genommen hätte. Sie wollten rasche Erfolge sehen, wollten im Handumdrehen unbegrenzte Völkermassen für die römische Kirche erobern und kirchenpolitisch nutzbar machen. Darum durften sie nicht allzu peinlich sein. So sind Indien, Mexiko, Südamerika fast ebenso schnell in den Besitz der römischen Kirche gekommen wie politisch in den von Portugal und Spanien. In diesem ganzen Abschnitt ist die römische Mission also auch nicht viel etwas anderes als eine Kolonialmission. Sie wird von Rom aus nicht unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Christentums betrieben, sondern in idealer Konkurrenz mit den weltpolitischen Eroberungen der beiden katholischen Vormächte, mit Rücksicht auf sie und gewissermaßen als ihr Vormund.

An dieser Tatsache ändert es auch nichts, wenn die Jesuiten schon früh in Japan und China, also außerhalb der spanisch-portugiesischen Kolonien, gearbeitet, oder wenn sie im 18. Jahrhundert in Paraguay mit höchst auffälliger Methode geradezu eine eigene jesuitische Ordensmission in Szene gesetzt haben. Ein von den größten Erfolgen gekröntes Missionswerk von zweihundert Jahren mußte leicht selbsttätig weitergreifen und Gesichtspunkte aufnehmen, die ihm ursprünglich fernlagen. An den eigenen Leistungen wächst die missionarische Kraft, von ihnen beherrscht erweitert sich der ursprüngliche Plan. Diese Jesuiten konnten es als die ersten wagen, auch außerhalb des Schutzes und der Interessen einer europäischen Kolonialmacht gewissermaßen auf eigene Faust in Japan und China Mission zu treiben. Damit schufen sie einen vollkommen neuen Tatbestand, der verblüffend wirkte und nicht am wenigsten von weitblickenden Protestanten in Frankreich und Deutschland, an ihrer Spitze von Leibniz, lebhaft bewundert wurde.



II.

Wie hat sich nun der Protestantismus zur Mission gestellt?

Eine zunächst rein geistige Bewegung, der es nur um die Frage des Gewissens, nicht aber um kirchliche Macht zu tun war, fand zu einem Missionsbetriebe, wie er sich inzwischen entwickelt hatte, keine Brücke. Man hat wohl von dem engen Gesichtskreise des Kleinstaatlers Luther gesprochen, der aus partikularistischer Beschränktheit für überseeische Pläne nicht zu haben war. Aber auch Calvin hat trotz weiteren Blickes und reicherer Bildung nicht an die Mission gedacht, und zwar aus guten Gründen. Denn so paradox es klingt: gerade wer den evangelischen Standpunkt richtig erfaßt hatte, mußte damals die Hand von der Mission fortlassen. Soll doch nach reformatorischer Anschauung der Mensch nur das anpacken, wozu er einen Beruf hat, in diesem Berufe aber mit nüchterner Hingabe seine Pflicht tun. Für die Mission aber hatte der damalige Protestantismus noch keinen Beruf. Er war noch keine Weltkirche; seine Aufgaben waren noch eng umschlossen durch die religiösen Bedürfnisse der christlichen Länder, in denen er aufgekommen war und in denen er erst tiefere Wurzel fassen mußte. Von einem Missionsberufe konnte für den Protestanten erst geraume Zeit später die Rede sein, etwa damals, als die Holländer sehr bescheiden und wenig erfreulich auch an der heidnischen Bevölkerung ihrer indischen Kolonien so etwas wie Seelsorge trieben. Sie taten es nicht als Calvinisten oder weil sie besonders fromm gewesen wären, sondern als Seefahrernation, der die koloniale Arbeit auch diese religiösen Gesichtspunkte nahegelegt hatte. Dagegen kam für Deutschland auch im 17. Jahrhundert die Mission noch nicht in Frage, und seine führenden Theologen verhielten sich ihr gegenüber während des ganzen 17. Jahrhunderts noch durchaus ablehnend. Vor allem wollte die erlauchte und unbedingt rechtgläubige theologische Fakultät zu Wittenberg von Mission grundsätzlich nichts wissen. Heidenbekehrung sei wohl eine Aufgabe der Apostel gewesen; wir Männer von heute aber seien nur der Kirche verpflichtet, in die uns Gott ordnungsgemäß berufen habe. Dazu wirke der von den Aposteln gegebene Anstoß selbsttätig weiter, und wer sich ihm entziehe, trage an seinem Heidnischbleiben allein die Schuld. Obendrein stehe jedes weitere Vorgehen in solchen Dingen bei der Staatsregierung, der die Pflicht, für Predigt und Unterricht zu sorgen, allein obliege. Also: wir deutschen Lutheraner haben zur Mission keinen Beruf; diese gehört vielmehr in den Rahmen einer kolonialen Tätigkeit; sie ist nicht denkbar ohne ein Zusammengehen mit den Bedürfnissen des Staates.

An einer solchen Auffassung, die der reformatorischen Wertschätzung der natürlichen Lebensmächte, vor allem des Staates, durchaus entsprach, mußten alle Anträge opferbereiter, aber konfuser Idealisten und Individualisten abprallen. Auch des Justinianus von Weltz, eines echten Dilettanten, der sich als Tummelplatz für seine aristokratische Unbeschäftigtheit die Mission ausersehen hatte. Als gefühlsseliger Pietist war er leider fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen. Und doch hat gerade dieser Phantast für die evangelische Mission das bis heute entscheidende Wort gesprochen: er verlangte als treibendes Organ eine jesusliebende Gesellschaft, d. h. also einen Privatverein frommer Christen. Nicht der Landes-



herr, nicht das Kirchenregiment nimmt die Mission in die Hand, sondern ein frommer Kreis, dem es darum zu tun ist, für Jesus zu arbeiten, wo und wie er kann.

So hat der Pietismus die Mission aufgefaßt und machtvoll betrieben. Francke wollte Jesu Seelen gewinnen daheim und draußen, in jeder Zunge, in jeder Farbe.

Diese pietistische Mission war die erste, die keine staatlichen und keine kirchlichen Gesichtspunkte kannte noch kennen wollte, die vielmehr beiden nach Kräften aus dem Wege ging. Denn der Staat ist für den Pietisten Welt. Aber auch das Kirchenregiment, weil es ihm durchaus nicht in allen Stücken zu Willen ist, gehört dahin.

Zu diesem prinzipiellen Standpunkt traten dann selbstverständlich noch die geschichtlichen Verhältnisse. Selbst wenn die Pietisten gewollt hätten, so hätten sie keine nationale Mission treiben können. Wollten die Pietisten Heidenseelen für Christus gewinnen, so konnten sie diese nur unter ganz freien Eingeborenen finden oder in einem fremden Kolonialgebiete. Deutsche Kolonien gab es nicht. Die Pietisten haben beide Wege eingeschlagen. Francke, indem er von der dänischen Kolonie Trankebar in Vorderindien ausging, die Brüdergemeinde, indem sie nach Belieben in allen Zonen und in allen Weltteilen einsetzte.

An Stelle des Staates und der Kirche war das Interesse der Partei getreten. Auch die Mission ist für den Pietisten im eigentlichen Sinne Parteisache, Vereinssache. So sehr, daß es zu allen Zeiten als Unbequemlichkeit, ja als jesuswidrige Störung empfunden wurde, wenn auch andere gute Christen, etwa die Orthodoxen, die eben keine Pietisten waren, sich daran beteiligten. Sie gehörten in diese Vereins- und Parteisache nicht hinein, sie trübten das heilige Feuer. Nur die um Francke gescharte Gruppe steuerte die Mittel bei, nur sie durfte die Leitung haben, nur die in Halle abgestempelten Theologen waren als Missionare möglich. Jeder andere wurde kräftig ferngehalten.

Andererseits war der Pietismus vom ersten Augenblicke an international. Die Erweichung nationaler und kirchlicher Abgeschlossenheit bildet bis in die Gegenwart seine Stärke und seine Schwäche. Nichts lag Francke ferner als etwa die Verbindung der Begriffe Mission und Deutschtum. Er wollte das Reich Gottes bauen, das eben nicht von dieser Welt ist. Was kümmerten ihn die Interessen irdischer Politik? Jedenfalls nur so weit, als sie ihm nützliche Dienste für das Reich Gottes leisten konnten.

Etwas gemildert ist dies der Grundsatz aller Pietisten bis in unsere Tage und aller Missionsarbeit bis in die jüngste Vergangenheit geblieben. Was die zufälligen Verhältnisse geschaffen hatten, wurde später sogar mehr und mehr zum Grundsatz erhoben.

Denn mit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts trat der alte Pietismus in neuer Verpuppung wieder kräftig an die Oberfläche und zog allerorten die Aufmerksamkeit auf sich. Daß er ein Jahrzehnt später vielfach eine konfessionelle Färbung bekam und sozusagen eine Vereinigung mit der alten Orthodoxie einging, darf dabei nicht beirren. In der Hauptsache war und blieb er der alte Pietismus, der deshalb auch die Heidenmission, und zwar nach der Methode des 18. Jahrhunderts, als sein liebstes Kind ansah. Erst jetzt ist die pietistische Mission, deren Ansätze im 18. Jahrhundert rasch wieder verkümmert waren, zur vollen



Entfaltung gelangt. Der Privatverein galt wieder als das normale Missionssubjekt. Denn mit Regierungen und Kirchenregiment war noch immer keine Fühlung zu gewinnen. Ihrer bureaukratischen Schwerfälligkeit fehlte alles zu einem kühnen Gedanken oder zu einer mutigen Tat.

Diese jüngste Missionsperiode wird vielmehr von einem genialen Autodidakten, dem Baptistenprediger William Carey, eingeleitet. Seiner baptistischen Missionsgesellschaft folgte in England rasch eine zweite, vorwiegend independentistische und eine dritte, vorwiegend hochkirchliche. Und ganz ähnlich entwickelten sich etwas später die Dinge in Deutschland. Auch hier bildeten sich die Missionsgesellschaften nicht eigentlich unter dem missionarischen Gesichtspunkte, sondern entweder nach konfessionellen und kirchenpolitischen Rücksichten oder unter dem Einflusse einer starken originellen Persönlichkeit oder eines landsmannschaftlichen Bedürfnisses. Jedenfalls herrschte überall bei Gründung einer Missionsgesellschaft die Willkür des pietistischen Parteigedankens.

Nicht anders lagen die Dinge, wenn es sich um die Wahl des Arbeitsgebietes draußen handelte. England besaß wohl wachsende Kolonien; auf sie sahen sich die englischen Missionsgesellschaften naturgemäß in erster Linie hingewiesen. Aber für Deutschland fehlte noch immer eine solche Richtlinie. Bei allen Missionsunternehmungen blieb der vaterländische Gedanke deshalb ausgeschaltet. Und würde er sich irgendwo hervorgewagt haben, so hätte ihn die pietistische Denkweise und der in den Missionskreisen herrschende Partikularismus rasch zurückgedrängt. Statt seiner entschied eine gelegentliche Anregung, die Lieblingslektüre der leitenden Persönlichkeiten oder ihre Bekanntschaft mit einem, der draußen gewesen war. Schließlich nahm man die Karte zur Hand und suchte nach einer noch nicht besetzten Stelle mit der stürmisch vorgetragenen Forderung: Jetzt endlich müsse mit einem Schlage die ganze Welt für Christus gewonnen und es müsse deshalb in allen Ländern zu gleicher Zeit mit dem Angriff eingesetzt werden. Als ob Geistliches sich nicht immer allmählich entwickelte. Und als ob es nicht der Grundsatz jeder gesunden Strategie wäre, die Streitkräfte an den wichtigsten Punkten zu Hauptstößen zusammenzuhalten, statt sie zu verzetteln.

Viel Enges und Ungesundes ist bei diesem Missionsbetriebe in Deutschland mit untergelaufen. Nicht nur die Ungunst der Verhältnisse, sondern vor allem eigene Fehler haben die Mission Jahrzehnte hindurch nicht volkstümlich werden lassen. Sie blieb die Liebhaberei der Pfarrer und kleinen Leute, und ihre Kreise deckten sich nicht mit jenen, die für nationalen und wissenschaftlichen Fortschritt eintraten. So traf sie, vielfach nicht mit Unrecht, der Schein der Kleinlichkeit und Lächerlichkeit. Ganz im Gegensatze zu England, wo sie, verflochten mit den kolonialen Interessen der Nation, auch bei den einflußreichen Männern des gebildeten Bürgertums lebhaftes Entgegenkommen fand.

Dies alles muß zugegeben werden, und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Mission des 19. Jahrhunderts bei allen ihren Schwächen in vier Weltteilen eine höchst bedeutende Kulturarbeit geleistet hat. Durch seelsorgerliche Treue, planmäßigen Unterricht und praktische Organisationen hat sie sogar schon in manchen Ländern ihr abschließendes Ziel, die Bildung selbständiger Volkskirchen, erreicht.

III.

So lagen die Dinge, als Deutschland seit den achtziger Jahren rasch in die Reihe der Kolonialstaaten eintrat. Der Jubel in den Missionskreisen war ehrlich und groß. Im Handumdrehen wurden sämtliche deutsche Kolonien mit einem Netze von Missionsstationen überzogen, ungeachtet der Schuldenlast, in welche dadurch die alten Gesellschaften gerieten und unter der sie heute noch seufzen. Ja, der Übereifer war so stark gewesen, daß schon nach einigen Jahren bei den Grenzregelungen in Ostafrika von den rasch entstandenen neuen deutschen Stationen zwei den Engländern und eine dem Kongostaate zum Opfer fielen.

Niemandem aber kam es damals in den Sinn, die alten, in fremden Gebieten blühenden deutschen Missionsgemeinden aufzugeben oder ihre Leiter in eine deutsche Kolonie herüberzunehmen.

Aus guten Gründen. Denn der Kaufmann verlegt wohl sein Geschäft leicht und rasch. Schwerer wird es schon für den Farmer. Schier unmöglich aber ist es für den Missionar, der sich immer erst mühsam in ein fremdes Volk hineinarbeiten muß. Und noch ernster liegt die Frage für die Gemeinden selbst. Soll man sie als Ruinen sich selbst überlassen oder wie Waren an den Meistbietenden verschachern? Sie hängen eben doch zu eng mit der heimischen Missionsleitung zusammen. Dies haben wir nicht nur vor 15 Jahren bei den Hereroaufständen erlebt, sondern erst jüngst wieder in Kamerun und auf dem fremden Boden von Indien. Wie jeder Annektierte, so würden darum auch sie einen Wechsel schmerzlich empfinden. Freilich gewöhnt man sich schließlich an alles, und auch die von deutsch-evangelischen Missionaren herangebildeten Gemeinden müßten allmählich in hochkirchliche oder methodistische oder baptistische Anschauungen hineinwachsen, wenn man sie an England abtreten würde. Aber ob eine solche Verschiebung — ich will nicht einmal sagen, für den deutschen Protestantismus, sondern für das Deutschtum überhaupt — sehr erwünscht wäre, ist eine andere Frage. Es schien und scheint auch heute nicht wohlgetan, wenn Hunderttausende, die bisher zu uns Beziehungen hatten, langsam dem Engländertum, Burentum, Japanertum verfallen. Denn es ist mindestens sehr einseitig, die Missionsarbeit nur als einen den fremden Völkern geleisteten Dienst anzusehen, wohl gar als Verschwendung von deutscher Arbeit und deutschem Gelde. Jede Missionsgemeinde draußen bedeutet vielmehr ein größeres oder geringeres Stück deutschen Einflusses und deutscher Beziehungen. Wem würden wir also mit einem solchen Rückzuge nützen? Liegt es wirklich im Interesse des deutschen Volkes, daß wir eine Pionierarbeit von Menschenaltern mit einem Schlage aufgeben? Daß wir uns aller jener Vertrauensstellungen berauben, die wir durch die Mission bei Tausenden von britischen, burischen und japanischen Untertanen gewonnen haben? Würden es wohl die Japaner als Schädigung empfinden und bedauern, wenn Deutschland sofort nach dem Falle von Tsingtau seine Missionare aus Schantung zurückgezogen hätte, ohne zuvor — ein schlechter Lohn für ihr mutiges Aushalten — ihr Urteil über die Möglichkeit einer Fortführung der Arbeit gehört zu haben?

Man hat wohl entgegnet, die Frage würde sich vermutlich sehr einfach in der Weise lösen, daß uns eben nach dem Kriege keine andere Wahl mehr bliebe als die Zurücknahme unserer Mis-



sionare aus fremden Kolonien. Unsere erbitterten Feinde von heute würden auch fernerhin innerhalb ihrer Grenzen keine deutschen Missionare mehr dulden. Ich halte diese Ansicht für falsch. Der Handelsverkehr zwischen den Todfeinden von heute wird wieder ins Gefüge kommen. Wissenschaft, Kunst und Technik werden von neuem ihre Gedanken fruchtbringend austauschen. Warum sollten nicht auch die religiösen Beziehungen und unter ihnen wiederum die missionarischen von der nach dem Frieden mit Sicherheit zu erwartenden Beruhigung der Nationen Vorteil ziehen?

Freilich, was unrettbar zerstört ist, soll man nicht künstlich in seinen alten Zustand zurückversetzen wollen. Der Krieg ist nun einmal der große Korrektor, von dem sich die Völker belehren lassen müssen. Er schafft Ruinen und er löst Verbindungen, um für neue Schöpfungen Raum zu haben. In ganz Europa müssen heute Hunderttausende das Alte vergessen und für eine anders geartete Zukunft neue Gedanken suchen. So wird auch die deutsche Missionsarbeit nach dem Kriege einer breiteren Grundlage bedürfen, und zwar muß diese Grundlage unbedingt nationaler Art sein. Bei aller Hochachtung vor den Leistungen der deutsch-evangelischen Mission im 19. Jahrhundert: ihre Form ist nicht für alle Zeiten die allein berechtigte und mögliche. Dies hat sie selbst angefangen einzusehen. Die pietistische Willkür, mit der sie sich bisher ihre Missionsgebiete zusammensuchte, muß in stärkerem Maße einem vertrauensvollen Zusammenarbeiten mit den Plänen und Aufgaben des Deutschen Reiches in den Kolonien weichen. Auch die evangelische Mission Deutschlands muß wieder wie ihre Vorgängerin im Mittelalter es lernen, in den Bahnen der Reichspolitik zu gehen und ihr die Wünsche und Neigungen der einzelnen Missionsgesellschaften anzupassen.

Haben doch diese Missionsgesellschaften selbst die in der Nationalspende vom Jahre 1913 zum Ausdruck kommende freundschaftliche Betätigung von Kreisen, die sonst dem Missionsbetriebe völlig fremd gegenübergestanden hatten, mit großer Freude begrüßt. Haben sie doch nicht minder in der unter dem Protektorate des Kaisers stehenden Deutschen evangelischen Missionshilfe ein sehr willkommenes Mittel gesehen, um der durch die gesteigerte Arbeit in den Kolonien hervorgerufenen Schwierigkeiten Herr zu werden. Man braucht sich ja nur diese beiden Worte „national“ und „deutsch“ zu vergegenwärtigen, um sofort einzusehen, welche starke Umbiegung bereits in den letzten dreißig Jahren die aus dem Pietismus stammende Missionsdenkweise sich hat gefallen lassen. Wer das deutsche Missionsleben etwas näher kennt, der weiß, daß diese beiden Begriffe „national“ und „deutsch“ vor vierzig Jahren noch in jedem deutschen Missionshause starken Widerspruch und unzweideutige Ablehnung gefunden hätten. Nach dieser Seite hin sind unsere Kolonien bereits vortreffliche Erzieher der Missionskreise geworden, so daß wir auf diesem Wege nur einen Schritt weiterzugehen brauchen.

Die Mission muß aufhören, Vereinssache zu sein und ein wohlgemeintes Spiel, das seine Kräfte verzettelt. Sie muß um unserer Kolonien willen Sache der ganzen Nation werden. Unsere Handelskreise stehen nicht mehr, wie die berüchtigten englischen und holländischen Handelskompanien, jenseits von allem sittlichen Empfinden; an die Schiffe un-



serer Kaufleute knüpft das Gute sich überall an. Wie wir unsere Kolonien militärisch schützen und wirtschaftlich heben, so werden wir sie auch geistig und religiös entwickeln. Zu dieser selbstverständlichen Pflicht muß sich die ganze Nation bekennen, wenn anders sie wirklich den Anspruch erhebt, ein Kolonialvolk, ein Weltvolk zu werden. Nationalspende und Deutsche evangelische Missionshilfe sind dazu die ersten vielversprechenden Anzeichen.

Wie das einzelne sich zu gestalten hat, darüber zu befinden gehört zu den zahlreichen wundervollen Aufgaben unserer großen Zukunft. Verheißungsvoll ist es jedenfalls, daß auch die Organe der Landeskirche, Kirchenregiment und Synoden, die der Mission gegenüber lange Zeit eine bewunderungswürdige Verständnislosigkeit zur Schau trugen, gegen sie seit dreißig Jahren in zunehmendem Maße Wohlwollen bekunden und dieses in Zukunft ohne Frage steigern werden.

Und unsere Stellung zu den jetzt feindlichen Völkern und ihren Kolonien?

Wohl wird der Geschmack an Edinburg-Konferenzen den an englischem und amerikanischem Wesen sich gern berauschenden Missionsfreunden einstweilen vergehen. Denn der Bruch zwischen uns und dem Angelsachsentum braucht auch nach dem Kriege zu seiner Heilung noch längere Zeit. Es kann aber nicht unser Wunsch sein, diesen Bruch, der durch den Krieg in den Protestantismus gekommen ist, zu vergrößern und zu verewigen. Wenn wir also in fremden Gebieten die deutsche Mission aufrechterhalten, so tun wir es nicht aus Schwäche oder aus Mangel an patriotischem Empfinden, sondern weil wir hoffen, gerade dadurch den deutschen Einfluß in der Welt zu stärken.

Aber das Natürliche ist immer das Beste. Und natürlich ist es, wenn man in erster Linie an seine Hausgenossen denkt. Unsere Hausgenossen aber sind und bleiben die Bewohner unserer Kolonien.

Shakespeare als Künstler des Barocks.

Von Max J. Wolff.

Die Überschrift dieses Aufsatzes ist einer Arbeit O. Walzels im 52. Band des Shakespeare-Jahrbuches entnommen, in der er die dramatische Baukunst des Dichters behandelt. Er verwahrt sich zwar ausdrücklich gegen die Prägung eines neuen Schlagwortes, aber er meint doch, daß sich in Shakespeares poetischem Schaffen die gleichen Erscheinungen finden lassen, die man in der bildenden Kunst unter dem Ausdruck Barock zusammenzufassen pflegt. Unter diesem Gesichtspunkt solle man Shakespeares dramatische Kunst an den Stellen zu begreifen versuchen, die noch immer vielen als verfehlt und verbesserungsbedürftig schienen. An der Hand von Wölfflins Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen findet Walzel das Wesen des Barocks im Gegensatz zur vorausgehenden Renaissance darin, daß der geschlossene Stil durch den offenen ersetzt wird, der tektonische durch den atektonischen. Die symmetrische Gliederung weicht der Asymmetrie, die strenge Regelmäßigkeit löst sich in scheinbare Regellosigkeit auf, die Regel wird versteckt, die Dissonanz kommt auf und der Eindruck des Zufälligen entsteht. Als



Vertreter des gebundenen dramatischen Stiles erscheint Corneille, als der des offenen Shakespeare. Diese Ausführungen haben gewiß etwas Bestechendes, und zweifellos ist ja auch, daß in dem französischen Drama der klassischen Zeit — bei Racine fast noch stärker als bei Corneille — die technischen Richtlinien klarer hervortreten, daß die Form strenger, der Stil gebundener ist als in Shakespeares freiem Schaffen; es fragt sich nur, ob dieses freiere Schaffen, der Formwille des Dichters, wie Walzel sich ausdrückt, mit Erfolg aus dem Wesen des Barocks erklärt werden kann, ob überhaupt die Entwicklung der dramatischen Kunst der der bildenden entspricht und ob auch hier eine Wandlung von den festen Linien der Renaissance zu den lockeren des Barocks stattfindet.

Ein erstes Bedenken ergibt sich aus der zeitlichen Folge der beiden als typisch betrachteten Dichter. Shakespeare ist der Vorgänger Corneilles, während es nach Walzels Theorie umgekehrt sein müßte. Freilich waren beide voneinander unabhängig, so daß keine direkte Linie von dem Engländer zu dem Franzosen führt, aber dieser lebte doch zu einer Zeit, wo das Barock längst die Renaissance überwunden hatte, während zu Shakespeares Zeit die jüngere Kunstrichtung in England noch in den Anfängen stand, mochte sie sich in Frankreich und Italien damals auch schon durchgesetzt haben.

Freilich kann nicht geleugnet werden, daß das Barock einen Einfluß auf die Dichtung im allgemeinen und auf die Shakespeares im besonderen ausgeübt hat. Seine beiden kleinen Epen Venus und Adonis und Lucrezia sind so gut wie Tassos Befreites Jerusalem oder Marinis Adone Erzeugnisse des Barocks. Auch die sprachliche Mode oder, wie man meistens sagt, die Sprachverderbnis, die sich in den verschiedenen Ländern an die Namen Marinis Gongarras, Dubartas' und Lilys knüpft, wird man als Ausfluß oder gar als Auswuchs dieser Kunstrichtung betrachten müssen. Das sind Tatsachen, die gewiß für Walzel sprechen, und noch mehr eine Bemerkung, die Tasso in einer seiner theoretischen Schriften macht. Er scheidet dort eine strenge und klassische unità und eine romantische unità di molti, eine Einheit in der Vielheit. In der Terminologie Walzels und Wölfflins entspricht das dem gebundenen und dem offenen Stil. Aber Tassos Scheidung gilt nur für die epische Dichtung; sie sollte die Berechtigung des romanzo mit seinen bunten Wechselfällen und seiner Vielheit von Helden gegenüber der streng einheitlichen Aeneis dartun; auf dramatisches Gebiet hat Tasso sie nicht übertragen, weil dort die Regeln des Aristoteles, vielfach in der verschärften Auslegung des 16. Jahrhunderts, in seinen Augen unbedingte Gültigkeit besaßen. Eine andere Art des Dramas kannte er nicht, oder wenn er sie kannte, wie vermutlich die Celestina, so war sie für ihn kein Drama, ja überhaupt kein Kunstwerk.

Die italienische Tragödie des 16. Jahrhunderts lehnt sich sklavisch an die antiken Vorbilder an. Sie bewegt sich innerhalb der bekannten drei Einheiten, ihre Handlung ist knapp, häufig sogar dürftig, zur Darstellung gelangt nur die Katastrophe, die Zahl der auftretenden Personen ist beschränkt, sie gruppieren sich eng um den Helden und werden nur gezeichnet, soweit sie zu ihm Beziehung haben. Alles Nebensächliche scheidet aus, die Episode ist unstatthaft, die Gliederung möglichst symmetrisch mit der kanonischen Teilung in fünf Aufzüge, von denen der dritte den Wendepunkt des Dramas bildet oder wenigstens nach der Absicht des Verfassers bil-

den soll. Wenn man auf diese Tragödie eine Bezeichnung aus der Baukunst übertragen darf, so ist ihr Stil zweifellos gebunden. Und diesem gebundenen Stil bleiben die Italiener unbedingt treu. Ob man ein Drama aus dem Anfang oder dem Ende des Jahrhunderts in die Hand nimmt, ein Werk von Trissino, Rucellai, Martelli oder ein solches von Tasso, Zinano, Torelli, in der Form besteht kein Unterschied. Es wäre unmöglich, aus dem Stil dieser Stücke einen Schluß auf ihre Entstehungszeit zu ziehen. Die einzige Wandlung, die allenfalls vor sich geht, ist stofflicher Natur. Bei den späteren Dichtern sind Stoffe aus dem Mittelalter häufiger, wenn sie auch in der älteren Zeit nicht völlig fehlen, und die Vorgeschichte ist bei ihnen verwickelter, ohne daß sich jedoch die Lösung, die allein zur Darstellung gelangt, mannigfaltiger gestaltete. Hier zeigt sich der Einfluß der gleichzeitigen Epik, und wenn man will, mittelbar ein solcher des Barocks, der jedoch auf die Technik in keiner Weise abfärbt. Dasselbe gilt für die italienische Komödie des 16. Jahrhunderts. Nach dem Vorbild des Terenz waren allerdings zwei Liebespaare in einem Lustspiel zulässig, ja sie wurden sogar als besonderer Vorzug betrachtet, und dadurch entsteht eine Neigung zur Doppelhandlung, aber selbst wo eine solche vorliegt, wird sie in der üblichen strengen Form der antiken Komödie dargestellt. Die Doppelhandlung zieht keine stilistische Änderung nach sich. Einzelne Autoren wie Aretin oder Grazzini strebten zwar unter Benutzung von volkstümlichen Motiven nach einer Lokkerung der Form und freieren Gestaltung des Lustspieles, da diesen Versuchen aber meist die ganze Ungeschicklichkeit der Anfängerschaft anklebt, verschwinden sie, ohne die Komödie zu beeinflussen. Was die Italiener im Laufe eines Jahrhunderts lernten, war eine größere Gewandtheit in der Verwendung dieses tektonischen Stiles, aber sie wird nur benutzt, um die Handlung noch energischer und straffer zusammenzufassen. Dieser Zug beherrscht selbst die Stegreifkomödie, sie strebt danach, mit der Commedia erudita zu wetteifern und begibt sich, je mehr sie aufsteigt und das geschriebene Lustspiel verdrängt, immer mehr in den Zwang der klassischen Regeln.

Die Tragödie und Komödie Frankreichs im 16. Jahrhundert ist zunächst eine genaue Nachahmung der italienischen, deren gebundener klassizistischer Stil übernommen wird. Auf den Pariser Theatern hatte sich aber die eigenartige mittelalterliche Kombinationsbühne erhalten, die die Möglichkeit bot, auf einer Szene mehrere Schauplätze zu vereinigen, also einen Ortswechsel ohne Dekorationswechsel vorzunehmen. Durch diese Freiheit und nicht minder durch den lebhaften Einfluß der Spanier erwuchs eine gewisse Neigung zur Ungebundenheit und Lockerung der strengen Form, die man bei Alexander Hardy, diesen begabten Vielschreiber, beobachten kann. Aber die Bewegung wurde rasch überwunden, als die Kombinationsbühne aus äußeren Gründen verschwand und gegenüber den Spaniern eine nationalere Richtung zum Durchbruch kam. Corneille, der seine ersten Werke noch für die Kombinationsbühne schrieb, ist bereits für Walzel der mustergültige Vertreter des gebundenen tragischen Stiles, und was für ihn gilt, trifft in noch höherem Maße auf Racine und im Lustspiel auf Molière zu. Gerade sein Streben ist auf eine äußerst einfache Handlung gerichtet, die sich unter möglichst wenig Personen in möglichst gerader Linie abspielt. Ein Vergleich der Jugendwerke des Dichters Etourdi, Dépit amou-



reux und Don Garcia, mit denen der Reifezeit, etwa Tartuffe oder Femmes savantes, beweist, mit welcher Energie Molière diese Tendenz verfolgt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es auch mit vollem Bewußtsein geschah, nicht etwa unter dem zufälligen Druck der erwählten Stoffe. Das italienische und französische Renaissancedrama wird von Anfang an im tektonischen Stil gehalten und sie bewahren diesen auch zu einer Zeit, wo in den bildenden Künsten das Barock längst die Herrschaft gewonnen hatte. Eine Entwicklung findet überhaupt nur in sehr beschränkter Weise statt, wo aber eine solche Platz greift, zielt sie auf eine strengere Anspannung der Form, sie nimmt also gerade den umgekehrten Weg als die Malerei und die Baukunst. Ein Einfluß des Barocks auf die dramatische Technik ist weder in Italien noch in Frankreich erkennbar. Die Entspannung des Stils, der Übergang von der geschlossenen zur offenen Form, beruht bei den bildenden Künsten auf einer inneren Notwendigkeit; eine solche besteht für das Drama offenbar nicht, und wenn im Gegensatz zu der Tragödie der Italiener und der Franzosen die der Engländer in Übereinstimmung mit den bildenden Künsten diesen Verlauf genommen hat, wie Walzel behauptet, so wäre es eine Eigentümlichkeit Shakespeares und seiner Zeitgenossen.

Auch in England entstand in der Mitte des 16. Jahrhunderts in lateinischer und heimischer Sprache ein klassizistisches Drama, aber es blieb dort auf die Gelehrten beschränkt, während es in Frankreich und Italien sich auf weitere Kreise ausdehnte. Aufführungen waren nicht selten, aber sie fanden an den Universitäten, Juristenschulen und ähnlichen akademischen Anstalten ausschließlich vor einem humanistisch gebildeten Publikum statt. Diese klassizistische Richtung hat zweifellos einen sehr erheblichen Einfluß auf das englische Drama ausgeübt, schon dadurch, daß ein großer Teil der Dichter aus den Reihen der Akademiker hervorging, aber die eigentlichen Wurzeln der elisabethanischen Tragödie und Komödie liegen in der aus dem Mittelalter übernommenen Volksbühne mit ihrem reichen Schatz von Mysterien, Moralitäten, Interludes und Possen. Wenn man bei diesen überhaupt von einer bestimmten Form und einem Stil sprechen kann, so bestehen sie in der unbeschränktesten Freiheit und Regellosigkeit. Es wird dargestellt, was gerade geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit und Schaulust der großen Masse zu fesseln, und für die Art der Darstellung gibt es auch nur einen Grundsatz: Spannung. In bunter Abwechslung muß möglichst viel geschehen. Ist die eigentliche Handlung zu langweilig, so muß eine zweite aushelfen, oder der Clown springt herein und sorgt für Abwechslung. Sind die Taten des Helden erschöpft oder augenblicklich nicht unterhaltend genug, so geht man zu denen einer Nebenperson über. Zwischen den mehr oder weniger ernsten Teilen wird eingeschobenen Faustkämpfen, Akrobatenkünsten, gesungenen Liedern, besonders aber den beliebten und derb ausgeführten Prügelszenen ein breiter Raum überlassen. Es fehlt jedes Stilgefühl oder Stilbewußtsein, und dieser Mangel setzt sich noch in eine sehr späte Zeit fort, bis zu den unmittelbaren Vorläufern, ja sogar bis zu den Zeitgenossen Shakespeares. Greene z. B. findet, daß der III. Akt seines Dramas James IV. zu traurig ist, und so verspricht er den Zuschauern, den Ernst durch einige Scherze zu erleichtern:

Der Rest ist ernst, doch daß ihr euch erquickt,
ist er mit Späßen und mit Reim gespickt.



Peele stellt die reizende Liebesgeschichte des Alten Testamentes von David und Bathseba dar, sie füllt aber die üblichen Spielstunden nicht aus, und so verlängert er das Stück dadurch, daß er in rein äußerlicher Weise den Tod Davids anschließt, mit der einzigen Motivierung, er habe in der Quelle noch etwas Stoff für einen third discourse of David's life gefunden. Heywood endlich dramatisiert zu einer Zeit, als Shakespeares Meisterwerke schon vorlagen, die bekannte Sage von der keuschen Lucrezia, und das an der Heldin begangene Verbrechen wird in diesem ernsten Jambendrama in Form eines Bänkelsängerliedes mit abwechselnden Stimmen berichtet, d. h. wirklich gesungen:

Valerius: Packte er Lucrezia bei der Zeh an?
Horatius: Zeh' an?
Valerius: Ja, Mann.
Clown: Ha ha ha ha, Mann.
Horatius: Tat er ihr ein weiteres Weh an?
Clown: Weh an?
Valerius: Ja, Mann.
Clown: Ha ha ha ha ha, Mann. Trallallala trallallala!

So geht es durch mehrere mit Zoten gewürzte Verse fort. In der nächsten Szene erscheint dann Lucrezia und fordert in einer pathetischen Deklamation, daß die Götter ihre geschändete Unschuld rächen mögen! Diese Stücke sind eine Anhäufung von Zufälligkeiten; die Verfasser haben noch kein Verständnis für die Gesamtwirkung, sondern suchen aus jeder Einzelheit soviel Spannung als möglich herauszuholen, Einzelwirkungen, die sich gegenseitig aufheben und zerstören. Jeder einsichtige oder auch nur mit einem angeborenen Stilgefühl begabte Dichter mußte gegenüber diesem Unfug ein Bedürfnis nach einer strengeren Gliederung und schärferen Zusammenfassung der Handlung empfinden. In Anlehnung an die klassizistische Richtung drängen Marlowe und Kyd alles Überflüssige und Nebensächliche energisch zurück, suchen die Handlung einheitlich zu gestalten und der einheitlichen Handlung den angemessenen Ausdruck zu geben. Die Teilung in 5 Akte wird kanonisch; das Komische empfindet man in der Tragödie schon als stilwidriges Zugeständnis an den Volksgeschmack, und bezeichnend ist, daß das chronicle play, diese freieste Blüte des englischen Dramas, der selbst der junge Shakespeare noch huldigt, langsam abstirbt. Auf diese Weise entwickelte sich aus der Unform des Volksstückes ein Drama, das allerdings noch frei bis zur Willkür bleibt. Im Sinne Walzels ist sein Stil offen, ungebunden, atektonisch; aber es trug schon durch die Art seines Werdens den Zug nach größerer Strenge und nach einem geschlosseneren Stil in sich. Um dies zu erkennen, bedarf es nur eines Vergleiches zwischen den Werken von Shakespeares Vorgängern, den Peele, Greene, Lodge, und denen seiner Nachfolger wie Ben Jonson, Beaumont und Fletcher. Diese sind stolz, regelrechte kunstvolle Dramen zu schreiben, wenn ihr Stil auch im Vergleich zu dem der französischen und italienischen Dichter ein offener im Sinne Walzels ist. Es blieb ihren Nachfolgern in der Restaurationszeit vorbehalten, mit der stilistischen Überlieferung einer freieren und besseren Zeit völlig zu brechen. Also auch für das englische Drama trifft die Behauptung Walzels und die von ihm angenommene Parallelentwicklung mit den bildenden Künsten nicht zu. Es fehlt die grundlegende Voraussetzung eines tektonischen Dramas, aus dem sich das atektonische entwickelt haben soll. Der Bau ist von Anfang an offen und die Entwickelung verläuft gerade in der umgekehrten Richtung zu einer geschlos-

seneren Form, soweit diese sich unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt erreichen ließ. Das Drama in England, Frankreich und Italien geht den entgegengesetzten Weg von den bildenden Künsten: der Einfluß des Barocks ist entweder gar nicht vorhanden oder er äußert sich wenigstens nicht in einer Lokkerung und Entspannung des Stils.

Bisher ist nur die Entwickelung des englischen Dramas im allgemeinen behandelt worden, unter Ausschaltung von Shakespeare, soweit das möglich war, da dessen Stilgebung einer besonderen Prüfung bedarf. Daß er im Einklang mit seinen Zeitgenossen der offenen, atektonischen Form huldigt, bedarf keines Nachweises. Obgleich er das klassizistische Drama hochschätzte, wie aus der lobenden Beurteilung eines solchen im Hamlet hervorgeht, hat er keinen Versuch gemacht, sich in dieser Richtung zu betätigen. Es ist möglich, daß praktische Rücksichten ihn daran hinderten, daß es ihm wie Lope de Vega erging, der erklärte, er wisse wohl, wie man ein gutes Stück schreibe, sei aber gezwungen, seinen Spaniern innerhalb zweier Stunden die ganze Weltgeschichte vorzuführen; es ist aber auch möglich, daß Shakespeares künstlerische Unbewußtheit und sein Dichterinstinkt ihn an dem nationalen Stil festhalten ließen. Auf diese Frage gibt es keine Entscheidung, wir müssen uns mit der Tatsache begnügen, daß in allen Dramen Shakespeares der offene Stil herrscht, allerdings mit leichten Schwankungen nach einer größeren An- oder Entspannung der Form. In seiner ersten Tragödie, in Romeo und Julia, fällt bei aller sonstigen Freiheit die hervortretende Symmetrie in der Verteilung der Personen auf, die regelmäßig bis zur Steifheit ist, in der nächsten, in Richard III., wird durch das mächtige Hervortreten des Helden eine straffere Gliederung erreicht, ähnlich im Othello, Macbeth und Coriolan, während in Hamlet, Lear und Antonius und Cleopatra eine stärkere Lokkerung der Form zu bemerken ist. Auch bei den Komödien geht ein festeres oder loseres Gefüge bunt durcheinander. Das früheste und das späteste Werk des Dichters sind hier die relativ am meisten gebundenen, die Komödie der Irrungen und der Sturm. Dazwischen liegen andere wie Verlorene Liebesmüh, Sommernachtstraum und der Kaufmann von Venedig, die selbst für Shakespeares Kunst und die seiner Zeit einen sehr leicht gezimmerten Bau aufweisen. Aber weder ist eine Entwickelung noch eine bestimmte Absicht des Dichters zu erkennen, weder die freiere noch die strengere Form ist an eine bestimmte Periode seines Schaffens gebunden, daß die eine vielleicht in der Jugend, die andere in der Spätzeit die ausschließliche oder wenigstens die überwiegende wäre; sie scheinen allein durch die Bedürfnisse des jeweiligen Stoffes bedingt zu sein. Shakespeare verwendet in „Lear" eine Doppelhandlung, aber es bleibt ein einmaliger Fall, der sich in den folgenden Tragödien nicht wiederholt und nicht zur Regel erhoben wird, wie es in der Komödie schon von den Italienern geschehen war. Aus dem einmaligen Gebrauch der Doppelhandlung läßt sich weder folgern, daß der Dichter in ihr eine Bereicherung seiner Technik erblickte, noch darf man annehmen, daß er diesen Versuch als fehlerhaft oder mißlungen verwarf, weil er später nicht wieder darauf zurückkam.

Shakespeare übernahm die Technik, die er vorfand, als etwas Gegebenes und Notwendiges; die Wege seiner Zeitgenossen sind auch die seinen, und soweit bei ihnen von einer Entwickelung des



Stils die Rede sein kann, macht er sie auch mit. Als der Geschmack für das lose gefügte chronicle play vorüber war, schreibt auch Shakespeare keines mehr, er dachte nicht daran, sich dem Strom der Zeit entgegenzustemmen und einen Typus am Leben zu erhalten, obgleich er ihm zu unvergleichlichen Erfolgen verholfen hatte. In den späteren Tragödien zeigt er die Neigung, die komischen Bestandteile möglichst zurückzudrängen, aber auch das ist keine persönliche Besonderheit, keine kritisch erwogene Maßnahme, sondern der Zug findet sich bei allen gleichzeitigen Dramatikern, deren verfeinertes Stilempfinden die unmotivierte groteske Komik der ältern Zeit innerhalb der Tragödie nicht mehr ertrug. Zweifellos entsprach die Beschränkung des Komischen der eigenen Gemütsstimmung des Dichters während und nach der Hamletperiode, aber nicht er hat den Anstoß dazu gegeben, sondern er schloß sich nur den schon vorhandenen Bestrebungen an. Der Dichter hat vier ältere, noch erhaltene Dramen neu bearbeitet: The troublesome raigne of king John in seinem König Johann, die Famous victories of Henry the Fifth in Heinrich IV. und V., Whetstones Promos and Cassandra in Maß für Maß und die Historie of King Leir im Lear. Die alte Taming of a Shrew kommt nicht in Betracht, denn wie auch das Verhältnis zu Shakespeares Stück sein mag, so läßt sich so viel mit Sicherheit nachweisen, daß sie die Quelle unseres Dichters nicht gewesen ist. Wenn wir Shakespeares Formwillen erkennen wollen, so müßten gerade die Bearbeitungen durch den Vergleich mit den Urwerken eine günstige Gelegenheit bieten, eine günstigere als die anderen Stücke, die Shakespeare auf Grund eines erzählenden Materiales geschaffen hat. Leider wird diese Erwartung nur zum geringen Teile erfüllt. Die Famous victories stehen auf einer so tiefen Stufe, daß von einer künstlerischen Form noch kaum die Rede sein kann. Ein Vergleich mit Shakespeares Werk hat nur insofern Bedeutung, als er zeigt, wie das englische Drama aus der volkstümlichen Unform erwachsen ist, wie besonders der offene Stil in dem ungebundensten Stück unseres Dichters auf die Zersplitterung der alten Vorlage zurückgeht. Im König Johann dagegen übernahm er den uneinheitlichen und zerfahrenen Aufbau der alten Historie im wesentlichen ohne Änderung. Das ist um so erstaunlicher, als er an den Charakteren sehr viel verbessert hat; das Drama muß ihm also in technischer Beziehung genügt haben. Nur an untergeordneten Stellen griff er ein, er tilgte die Ausraubung des Klosters und die zweite Krönung des Königs, er verkürzte die Vorgänge mit dem Propheten aus Pomfret, faßte die Kämpfe des letzten Aktes energischer zusammen und ließ am Schluß die Thronbesteigung des neuen Herrschers Heinrich weg. Hier zeigt Shakespeare das Bestreben, Überflüssiges auszuscheiden, das Stück von episodenhaftem Ballast zu entlasten und außerhalb der Handlung liegende Vorgänge abzustoßen, ohne daß jedoch der Verlauf des Stückes selbst dadurch beeinflußt würde. Energischer kommt dieser Zug in Maß für Maß zum Ausdruck, schon dadurch, daß der Dichter aus den zehn Akten des alten Doppeldramas ein einziges Stück von fünf Akten machte. In Promos und Cassandra ist Andrugio (Claudio) nur eines der vielen Opfer, die dem neuen Sittengesetz gebracht werden; Shakespeare konzentrierte die gesamte

Handlung um ihn und schied die Nebenhandlung aus, die sich dort um die Dirne Lamia und ihr Schicksal dreht. Was von diesen Teilen übrigblieb, dient in dem neuen Stück nur zur Schilderung des Milieus und empfängt sein Interesse erst durch die Haupthandlung, nachdem es eine gründliche Umgestaltung erfahren hat. Auf der anderen Seite mußte der Dichter sein Werk vielfach breiter anlegen. Sein Vorgänger Whetstone ist überhaupt kein Dramatiker, sein Promos und Cassandra kein Drama, sondern eine in weitschweifige Dialoge zerhackte Novelle. Die wichtigsten Vorgänge werden nur kurz berichtet, Shakespeare führt sie in dramatischer Gegenständlichkeit vor, und damit verband sich notwendigerweise eine weiter ausholende Darstellung. Den verwickelten Vorgang der Unterschiebung eines anderen Toten an Stelle des verurteilten Andrugio kann Whetstone beispielsweise in drei Versen erledigen, Shakespeare braucht mehrere Szenen dazu und muß mehrere Hilfspersonen einführen, um diesen Tatbestand in Form der Handlung darzustellen. Der Vergleich der beiden Stücke kann infolgedessen für unsere Zwecke nur wenig bieten, da das neue Drama nicht einem älteren gegenübersteht, sondern einer Erzählung, die nur in Wechselreden vorgetragen wird. So kommt von den älteren Stücken für uns eigentlich nur die Geschichte von König Lear in Betracht. Als bedeutsamster Unterschied zwischen diesem und dem jüngeren Shakespearischen Stück fällt auf, daß unser Dichter der Haupthandlung eine ähnliche aus dem Hause Glosters hinzufügt, daß er also hier eine Doppelhandlung einführt, während er in Maß für Maß die in der Quelle vorhandene unterdrückt. Schon oben ist gezeigt worden, daß der Doppelhandlung eine grundsätzliche Bedeutung nicht zukommt, sie dient aber auch nur scheinbar zur Verbreiterung und Lockerung des Aufbaues. Im Gegenteil, wenn wir uns zunächst an die Vorgänge halten, die dem älteren und jüngeren Stück gemeinsam sind, so hat Shakespeare sie in kraftvollster Weise zusammengefaßt und vereinfacht. Das zeigt sich schon äußerlich darin, daß er den ganzen ersten, sieben Szenen enthaltenden Aufzug seines Vorgängers zu einer einzigen Szene verarbeitet. Er tilgt ferner alle Vorgänge, die in Frankreich spielen, oder verlegt sie nach England, offenbar, um das zersplitternde Hin und Her zu vermeiden, die Liebesgeschichten der beiden älteren Töchter, die die Quelle in süßlicher Phrasenhaftigkeit schildert, werden gestrichen, wie auch die Werbung des Königs von Frankreich um Cordelia auf das geringste Maß eingeschränkt wird. Shakespeare übernimmt von dem Vorgänger nur so viel, als unmittelbar für das Schicksal Lears erforderlich ist. Der König wird in machtvollster Weise in den Mittelpunkt gestellt, so daß aus dem alten chronicle play ein wirkliches geschlossenes Drama herauswächst, in dem sich alles um den überragenden Helden gruppiert. Bei dem Vorgänger geht dessen Schicksal unter dem überflüssigen und überwuchernden Beiwerk stellenweise völlig verloren, bei Shakespeare ist Lear allgegenwärtig, selbst wenn er nicht auf der Bühne steht, oder sich in einem handlungsunfähigen Zustand befindet. Daran kann auch die Doppelhandlung nichts ändern. Freilich wird der Aufbau durch sie mannigfaltiger, das Stück selbst reicher an Ereignissen, aber eine Lockerung tritt doch nicht ein, weil die einheitliche Idee desto stärker zum Ausdruck kommt. Die Doppelhandlung

steht nur in einem scheinbaren Widerspruch zu dem festeren Gefüge, das Shakespeare dem **Lear** im Gegensatz zu dem alten Stück gegeben hat. Besäßen wir nur das eine Stück des Dichters, so wären wir zu der Behauptung berechtigt, daß sein Streben, im Gegensatz zu seinen Vorläufern, auf eine strengere Stilisierung gerichtet war. Andere Werke, beispielsweise der **König Johann**, der die alte Technik unbeanstandet übernimmt, schließen die Annahme aus, daß Shakespeare dabei nach klar erkannten Grundsätzen verfuhr, oder daß eine bewußte Kunstübung vorliegt. Er übertraf nur die älteren Verfasser an dramatischem Empfinden, und das führte ihn mit Notwendigkeit dazu, das Übermaß ihrer Zwanglosigkeit einzudämmen. Er brach nicht mit ihrer Technik, so wenig wie Beaumont, Fletcher oder Massinger, aber gleich diesen Männern schwebte ihm bei seinem Schaffen eine mehr dramatische Wirkung im Gegensatz zu der mehr epischen der älteren Dichter vor, und dies führte unwillkürlich zu einer schärferen Anspannung der Form. Shakespeare nahm keine Ausnahmestellung ein, mit seinen Zeitgenossen teilte er den ungebundenen Stil, aber auch den Zug, diese Ungebundenheit so weit zu beschränken, daß die dramatische Wirkung sich nicht verflüchtigt. Die Freiheit blieb, aber die Willkür der älteren Zeit mußte verschwinden.

Nach Walzels Ansicht soll ähnlich wie in der bildenden Kunst im Drama eine Entwicklung des geschlossenen Stiles zum offenen stattfinden. Unsere bisherigen Ausführungen sprechen dagegen. Italiener und Franzosen haben den geschlossenen Stil von Anfang an und bleiben ihm dauernd treu, während in der englischen Literatur mit dem Entstehen des Dramas auch der offene Stil herrscht, ohne daß ein Wechsel Platz greift. Der Übergang von der einen Stilart zur anderen scheint aber auch begrifflich unmöglich, solange die dramatische Kunst sich naturgemäß aus sich selber entwickelt und nicht durch äußere Einflüsse aus ihrer Bahn gelenkt wird. Goethe vermochte mit dem offenen Stil seiner Jugendwerke zu brechen und in der **Iphigenie** den geschlossenen anzunehmen, als er sich den Wetteifer mit den griechischen Tragikern zum Ziel gesetzt hatte; Shakespeare hätte selbst bei gründlichster Lektüre des Seneka kein klassizistisches Stück auf seine Bühne bringen können, so wenig wie Corneille eines in der freien Art der Engländer oder auch nur Lope de Vegas auf die seine. Der Stil ist bei ihm, wie überhaupt in jeder Kunst, die nicht das Erzeugnis widerstreitender Theorien bildet, keine Sache der Überlegung und der freien Wahl, sondern das Werk innerer und äußerer Notwendigkeiten. Unter ihnen steht die Bühne an erster Stelle. Für den Modernen ist die Aufführung nur eine Erscheinungsform des dramatischen Kunstwerks, das ebensogut durch die Lektüre genossen werden kann; im 16. Jahrhundert dagegen wurden Stücke zwar auch gelesen, aber wirkliches Leben erhielten sie erst durch die szenische Darstellung, die einen integrierenden Teil des Kunstwerkes selber bildete. Drama und Bühne waren noch keine getrennten Begriffe, sondern standen in innigster Wechselwirkung. Die Gestalt der Bühne zog auch die des Kunstwerkes nach sich. Stellte die Bühne wie bei Italienern und Franzosen einen feststehenden, unveränderlichen, einheitlichen Schauplatz dar, so mußte das zu einer einfachen Gestaltung des Dramas führen, d. h. zu dem sog. geschlossenen Stil. Dagegen ist



eine Bühne mit unbegrenzter Wandlungsfähigkeit Voraussetzung des offenen Stiles. Ob sie von ihr in jedem einzelnen Fall Gebrauch macht, ist gleichgültig, sie muß nur die Möglichkeit besitzen, den Ereignissen überallhin zu folgen. Die Mannigfaltigkeit, die das Wesen des offenen Stiles bildet, kann sich nur auf einer Bühne entwickeln, die die gleiche Mannigfaltigkeit bietet. Eine Handlung kann sich in der Wirklichkeit an einem Orte abspielen, doch das ist die Ausnahme, in der Regel wird sich jede Handlung von größerem Umfang, wie sie schon Aristoteles für die Tragödie fordert, über mehrere Schauplätze ausdehnen. Die Bühne des offenen Stiles kann diesem Wechsel folgen, die des geschlossenen muß die Vielheit in den feststehenden einheitlichen Ort wie in einem Brennpunkt zusammenfassen. Dazu bedient sie sich der Erzählung. Während die Wechselbühne die Ereignisse, gleichgültig, wo sie sich begeben, bildlich darstellt oder wenigstens darstellen kann, kann die Einheitsbühne aus der Fülle der Geschehnisse nur die vorführen, die sich gerade an dem einen Ort begeben. Alles übrige bleibt der Erzählung überlassen. Diese wird bei ihr einen überwiegenden Raum einnehmen, vor allem wird der Fortschritt der Handlung in Berichten erfolgen, nicht durch die Darstellung selbst. Durch den starken Gebrauch der Erzählung wird das Drama, das auf der Einheitsbühne erwachsen ist, knapper, straffer zusammengefaßt und äußerlich einheitlicher erscheinen als eines des darstellenden Stiles auf der Wechselbühne. In Shakespeares Romeo und Julia werden die Straßenkämpfe in Verona, die Liebesszenen im Haus und Garten Capulets, die Familienangelegenheiten beider Häuser, die Vorgänge in Mantua und auf dem Kirchhof unmittelbar dargestellt. Denselben Stoff hat Groto für die einheitliche Bühne dramatisiert, und von all diesen Ereignissen wird nur das dargestellt, was sich gerade im Hause der Julia (Hadriana) zuträgt. Als Goethe wiederum das Stück des großen Engländers bearbeitete, d. h. es einfacher und klassischer zu gestalten versuchte, verfuhr er in der Weise, daß er die weitmaschige Handlung in Erzählung zusammenzog. Handlung und Erzählung, das sind die beiden Darstellungsmöglichkeiten des Dramas, und dadurch, daß es zwei Darstellungsarten besitzt, unterscheidet es sich von den bildenden Künsten, die nur über eine verfügen. Die Ausdrücke offner und geschlossener Stil bezeichnen hier Unterschiede innerhalb derselben Darstellungsart, im Drama dagegen zwei verschiedene Darstellungsarten. In den bildenden Künsten ist der Übergang von dem einen zum andern das Werk einer naturgemäßen Entwickelung, die sich im 16. Jahrhundert genau in derselben Weise vollzog wie zweitausend Jahre früher bei den Hellenen; im Drama ist dieser Stilwechsel durch eine Entwickelung niemals erreicht worden und kann auch nicht erreicht werden, sondern nur durch einen Bruch mit der Vergangenheit, durch eine Preisgabe der Überlieferung. Dazu ist aber notwendig, daß zuerst die Vorstellung, die Dichter und Publikum von der Bühne haben, von Grund auf geändert wird. Erst wenn die Bühne den unbestimmten Charakter angenommen hat wie die unsere, können Dramen des geschlossenen und offenen Stiles gleichmäßig auf ihr gespielt werden. Schlegel meint, das klassische Drama verhalte sich zum romantischen wie eine Skulptur zu einem Gemälde. Man darf den Vergleich nicht zu wörtlich nehmen und daraus folgern, daß nach Schlegel das Drama des gebundenen und des



offenen Stiles geradezu zwei verschiedene Künste seien, zunächst hat er wohl sagen wollen, daß ersteres den Gegenstand allein, befreit von allem Nebensächlichen, das zweite innerhalb einer Umwelt darstellt, aber sein Vergleich trägt doch der Kluft, die zwischen beiden vorhanden ist, Rechnung. Das Trennende zwischen dem geschlossenen und dem offenen Stil im Drama ist wesentlich größer als zwischen einem Bilde Fra Angelicos und Rubens' oder selbst einem Bauwerk Palladios und Berninis. Die Verbindungsglieder, die zwischen diesen bestehen, lassen sich in jedem Handbuch der Kunstgeschichte finden, zwischen einem Drama Shakespeares und Corneilles gibt es solche überhaupt nicht, sondern nur eine sehr lose Seitenverwandtschaft durch das antike oder besser das klassizistische Drama. Eine Kunst als etwas Organisches steht nie still, sondern befindet sich immer im Fluß, ein Bruch aber, daß die Einheitsbühne sich plötzlich in eine Wechselbühne verwandelte, daß die erzählende Darstellung zur handelnden überginge, wie es eine Vertauschung des geschlossenen Stiles mit dem offenen voraussetzen würde, ist bei naturgemäßer Entwickelung unmöglich.

Im Gegenteil, wir haben gesehen, daß das Drama in Italien, Frankreich und England innerhalb des einmal vorhandenen Stiles nach einer Befestigung der Form strebt. Das gleiche gilt für Spanien, wie ein Vergleich des jüngeren Calderon mit dem älteren Lope de Vega beweist, und für die griechische Komödie, wo das Lustspiel Menanders aus dem des Aristophanes erwächst. In der attischen Tragödie bildet die Zurückdrängung der Chöre eine ähnliche Erscheinung. Im Gegensatz zu den bildenden Künsten tritt im Drama keine Lockerung, sondern eine schärfere Anspannung ein. Wenn sich der gleiche Vorgang überall wiederholt, so kann das nicht auf einem Zufall beruhen, sondern muß aus dem Wesen des Dramas selber folgen. Das Drama ist die späteste der drei literarischen Gattungen, es entsteht, wenn auch nicht gerade aus Lyrik und Epik, so doch nach ihnen; die Stoffe, die es behandelt, zumal in der ältesten Zeit, wo der Dichter kaum an die selbständige Erfindung einer Handlung denken wird, sind bereits in epischer Form vorhanden. Bei ihrer Umsetzung in die dramatische ergibt sich aber, daß dies ohne Veränderungen nicht möglich ist. Diese Veränderungen werden aber zunächst unbewußt, später in klarer Erkenntnis des Verfassers darin bestehen, daß das Zufällige ausgeschieden wird, daß die Geschehnisse in ein deutlicheres Kausalitätsverhältnis gebracht werden, daß die Aufeinanderfolge des Epos durch die Notwendigkeit des Dramas ersetzt wird. Das Zufällige ist der Gegensatz des Dramatischen. Die Dramatiker werden die Erfahrung machen, daß die Wirkung ihrer Stücke um so größer, der Eindruck um so stärker ist, je mehr diese Notwendigkeit, die innere Verknüpfung der Ereignisse, herausgearbeitet ist. Das wird erreicht durch eine strengere Gliederung und eine straffere Anspannung der Form. Sie erhöhen innerhalb gewisser Grenzen die dramatische Wirkung. Die Entwickelung jeder Kunst bringt es aber mit sich, daß ein steigender Wert auf die Form gelegt wird; die Kunstfertigkeit überwindet allmählich die Kunst. Am Schluß einer jeden Epoche stehen die Virtuosen der Technik, die ihre Wirkung im besondern Maße von der Form bei Erschöpfung des innern Gehaltes erwarten. Zahlreiche Bilder der Barockzeit sind nur aus der Lust an der Überwindung technischer Schwierigkeiten entstanden. Man gab, um neue formelle Wirkungen zu erreichen, die einfache, geradlinige Anordnung der Frühzeit auf, man suchte die Regel zu verstecken und



strebte nach dem Eindruck des Unregelmäßigen. In dieser Weise äußert sich die raffiniertere Technik in der bildenden Kunst, im Drama dagegen gerade in der entgegengesetzten Richtung. Der Künstler vermeidet hier alles Nebensächliche und Zufällige und sucht sich auf das Notwendige zu beschränken, nicht weil ihm die Beschränkung und Vereinfachung Selbstzweck wären, sondern weil durch sie die stärkste formelle Wirkung erreicht wird, die aus dem Drama gezogen werden kann. Gemeinsam in der Entwickelung der bildenden Kunst und des Dramas ist die allmähliche stärkere Bewertung der Technik, später ihr Überwiegen über den Gehalt; jedoch derselbe Zug äußert sich bei beiden in grundverschiedener Weise, bei der bildenden Kunst in einer Lockerung, beim Drama in einer schärferen Anspannung des Stiles, wie es eben der Eigenart beider entspricht.

Es scheint aber, daß der Höhepunkt der Technik niemals mit dem Höhepunkt der Kunst zusammenfällt, im Gegenteil, die gelungensten technischen Leistungen werden häufig durch Preisgabe materieller Vorzüge erreicht, wie man überhaupt in der Steigerung der Kunstfertigkeit ein Zeichen oder zum mindesten ein Vorzeichen des Verfalles sehen kann. Es ist also nur ein bedingter Tadel, wenn man Shakespeare nicht die höchste Vollendung der Technik zuspricht und im Aufbau seiner Stücke Stellen findet, die in formeller Beziehung nicht voll befriedigen. Das geschieht nicht, um den Dichter zu „belehren“, wie Walzel meint, und darf gewiß nicht in der Weise geschehen, daß man den Maßstab der heutigen Bühne an Shakespeares Werke legt. Die Bühne mit ihren Anforderungen ist etwas Zeitliches, das mehr oder weniger von praktischen Rücksichten bestimmt wird, aber unabhängig von ihr gibt es gewisse Anforderungen, keine willkürlich festgesetzten Regeln, die aus dem Wesen des Kunstwerkes selber hervorgehen. Niemand wird die selbstausgesprochene Charakteristik z.B. in Richard III. I, 1 („Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden“) oder in Heinrich IV., Erster Teil I, 2 („Ich kenn' euch alle“) billigen, der Monolog des Belarius (Cymbeline III, 3), in dem er sich und seine Pflegesöhne unter ihrem richtigen und angenommenen Namen dem versammelten Publikum vorstellt, ist verfehlt. Es sind Unfertigkeiten, die sich durch die Nähe der alten Volksstücke erklären, technische Verstöße gegen das Wesen des Dramas. So lassen sich auch einzelne Stellen und Szenen finden, wo dem Dichter die Übertragung des epischen Stoffes in die dramatische Form nicht völlig gelungen ist, wo die Handlung in eine Fülle von nebensächlichen Ereignissen zersplittert. Es handelt sich dabei nicht um den häufigen Szenenwechsel, der dem Bühnenleiter von heute Schwierigkeiten bietet, sondern um Fälle, wo der Dichter über Gebühr von der Hauptsache abschweift, wo der Fortschritt in der Handlung stockt, wo diese, um einen Ausdruck Ernst v. Wildenbruchs zu gebrauchen, die dramatische Linie aus dem Auge verliert. Das hat mit der Bühne nur insoweit etwas zu tun, als die Shakespeares in ihrer schrankenlosen Ungebundenheit eine solche Zersplitterung begünstigte und sie dem Publikum, vielleicht auch dem Dichter weniger zum Bewußtsein kommen ließ. Solche Fälle sind in den ersten Königsdramen, die aus der Lehrzeit des Dichters stammen, nicht selten, sie finden sich aber auch noch in den reifsten Werken, und unter diesen besonders in Antonius und Cleopatra. Es ist dabei gleichgültig, daß das Herrscherpaar, vor allem die Ägypterin längere Zeit von der Bühne verschwindet, denn es kommt nicht darauf an, daß der Zuschauer den Helden immer leib-

haftig vor Augen hat, sondern daß dieser stets allgegenwärtig ist, selbst wenn er nicht auf den Brettern steht. Tartuffe erscheint in den ersten beiden Akten überhaupt nicht, aber seine Gegenwart spüren wir, sobald der Vorhang sich hebt. So ließe sich auch im Gegensatz zu Walzels Ansicht eine Iphigenie denken, wo die Titelheldin während eines ganzen Aktes von der Bühne verschwände, selbst in einer Tragödie des geschlossenen Stiles. In Antonius und Cleopatra aber handelt es sich nicht nur darum, daß wir den oder die Helden zeitweilig aus den Augen verlieren, sondern es fehlt vielfach die nötige Beziehung zu ihnen. Walzel sucht die Berechtigung solcher Szenen zu beweisen; sie hätten den Zweck, die Größe des Antonius anschaulich zu machen. Gewiß sind sie nicht so überflüssig, daß sie einfach mit dem Rotstift durchgestrichen werden können, und sie mögen auch die Bedeutung, die Walzel ihnen beilegt, besitzen; aber wenn das Shakespeares Absicht war, so stehen Mittel und Erfolg nicht im richtigen Verhältnis. Die Charakterzeichnung einer Person im Drama darf nicht auf Kosten der Handlung, nicht unter Preisgabe des dramatischen Fortschrittes erkauft werden, sondern muß aus der Handlung selber hervorgehn. Der Epiker mag, wenn er die Größe seines Helden schildern will, zu dessen früheren oder anderweiten Taten abschweifen, ja es ist ihm sogar gestattet, zukünftige Ereignisse zu diesem Zweck vorauszumelden, der Dramatiker sprengt dadurch den Rahmen des Kunstwerkes. Diese zersplitternden Szenen sind epische Schlacken, die der Tragödie anhaften, und dasselbe gilt von den unentschiedenen Kämpfen, die wir in Antonius und Cleopatra finden. Der Epiker folgt den Ereignissen, wie sie sich der Reihe nach zutragen, für den Dramatiker sind nur die Geschehnisse bedeutsam, die den Charakter der handelnden Personen, in erster Linie den des Helden, beeinflussen. Wechselnde Kämpfe können diesen Erfolg haben, gerade Shakespeare versteht es, sowohl in der vorliegenden Tragödie als in Richard III. und Macbeth in meisterhafter Weise, die schwankende Entscheidung des Krieges für die Charakterentwicklung zu verwerten, aber wo das Hin- und Herwogen der Schlachten nur um der Schlachten willen dargestellt wird, hört die dramatische Wirkung auf. Die Ereignisse als solche sind eben für das Drama nichts, sondern nur um der Menschen willen vorhanden.

Die technischen Mängel Shakespeares, wenn man den Ausdruck „Mängel" beibehalten will, erklären sich aus dem überschnellen Wachstum des elisabethanischen Dramas, das die Eierschalen des alten Volkstückes noch nicht völlig abgestreift hat. Sie haben mit dem Einfluß des Barocks nichts zu tun. Dieser Begriff würde uns niemals das Verständnis dafür erschließen, wie ein Dichter von stärkstem angeborenen dramatischen Gefühl, der schon Werke wie Richard III. geschrieben hatte, sich mit dem zerfahrenen Aufbau des König Johann zufrieden geben konnte. Ziehen wir aber die Quelle der Tragödie heran, so begreifen wir die Möglichkeit, und was für ein ganzes Stück gilt, trifft auch in anderen Werken auf einzelne Szenen zu. Das Barock käme nur dann in Frage, wenn man in dieser Kunstrichtung eine volkstümliche Reaktion gegen den strengen Klassizismus der Renaissance erblicken könnte. Dann allerdings würden die Stilentspannung, die sich in den bildenden Künsten vollzieht, und der von Anfang an offene Stil des englischen Dramas auf denselben Hauptnenner zurückgehen, auf die Volkstümlichkeit.



Nachrichten und Mitteilungen.

Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten.

Ursprünglich lebte der Mensch im Naturzustande von dem Wild, das er erlegte oder fing; das Fleisch bildete die Hauptnahrung, denn keines der Früchte, Knollen, Wurzeln und anderer Pflanzenteile, die der Mensch unter unsäglichen Mühen sammelte, vermochte ihn genügend zu ernähren, wie A. Maurizio in seinem unlängst erschienenen Buche hervorhebt.[1]) Die Pflanzen gaben damals also nicht die Grundnahrung ab, sondern wurden nur als Beigabe verwertet. Dabei stellte sich heraus, daß die Gräser alle andern Pflanzen überragende Vorzüge aufwiesen. Ohne viel Mühe konnte man von ihren Früchten einen Vorrat anlegen, der im gleichen Raume mehr Nährstoffe enthielt, als irgendein Erzeugnis der übrigen Gewächse. Ein eigentliches Wildgetreide kennen wir nicht, doch dürfte die Prüfung von allerhand Ackerunkräutern vielleicht manchen Aufschluß noch ergeben. Bei der Auswahl der Früchte der Wildgräser war sicher die Größe derselben hauptsächlich bestimmend. Unsere heutigen Getreidearten gehören ja auch zu den großfrüchtigsten Grasarten, die wir im Laufe der Zeiten herangezüchtet haben. Ursprünglich genoß man die Grassamen wohl als Brei, wie noch heute der Brei die Hauptnahrung vieler Naturvölker ist. Dabei stellt sich heraus, daß die neue Welt kein echtes Brotgetreide besitzt, während die Breipflanzen dort einen weit höheren Wert, als in der alten Welt aufweisen. Als Breipflanzen großer Verbreitung können wir Hafer, Mais und Reis hinstellen, dem sich einige Hülsenfrüchte anschließen. Für Europa allein kommt eigentlich nur der Hafer in Betracht, während der Mais für Amerika charakteristisch ist, Reis in Indien, China und Japan sein Hauptzentrum hat. Aber weder Mais noch Reis geben an sich eine vollwertige Nahrung ab, sie bedürfen im höheren Maße als die übrigen Getreidearten des Zusatzes von stickstoffreichen Stoffen.

Neben dem Brei müssen wir den Aufguß, die Suppe erwähnen, die ja nur eine verdünnte Form des Breies darstellt. Dabei ergeben sich wieder interessante Ausblicke auf die Getränke, doch dürfte es zu weit führen, darauf näher einzugehen. Mit der ältesten Getreidenahrung gehen dann eine Reihe von Arten des Verarbeitens der Körner einher, die sich hauptsächlich in der Weise des Zermalmens der Naturprodukte äußern. Von der Steinzeit an bis weit ins Mittelalter mahlten die Menschen das Getreide auf allerlei Reibplatten und in Mahltrögen, denen sich der Mörser zugesellte. Bald kam man darauf, die entstehende Masse, den Brei, zu backen und zu rösten, um den Wassergehalt zu vermindern. Dadurch kommen wir zu der Geschichte des Fladens, welcher einen recht bedeutenden Fortschritt in der Verwertung des Getreidekorns darstellt. Freilich waren diese Produkte noch recht reichlich mit Sand und Asche verunreinigt, womit die auffallend starke Abnutzung der Zähne bei vielen wilden Völkern erklärlich wird. Die ältesten Fladen, die wir kennen, sind die der Pfahlbauern; das Übergewicht unter den Früchten hatte damals entschieden die Hirse, während die herrschende Klasse wohl Fladen von Gerste und Weizen bevorzugte. Was den Fladen hauptsächlich kennzeichnet, ist, daß dieses Gebäck ohne Gärmittel bereitet wird, und zwar durchschnittlich nicht aus wenigen oder einer Getreideart wie unser Brot, sondern aus vielen sich hierzu irgendwie eignenden besteht. Später machte der Fladen dem Brote mehr und mehr Platz, blieb aber stets als die Nahrung der Armen bestehn. Die guten Breilieferer taugen erfahrungsgemäß schlecht zur Brotbereitung: Hirse, Buchweizen, Mais, Reis, Hafer und Gerste geben schlechtes, schweres Gebäck. Trotzdem versuchte man immer wieder, Brot aus diesen Getreidesorten herzustellen. Erst die Säuerung des Teiges als Auftreibmittel vermochte ein richtiges Brot zu schaffen. Dabei kann man nicht behaupten, daß Brot aus einer Getreidesorte durchaus jünger ist als das Mischbrot; doch ging nach und nach die Bevölkerung mehr und mehr überall zu einem einheitlichen Brot über, wobei man unter Korn die in der betreffenden Gegend vorwiegende als Brotfrucht dienende Getreideart zu bezeichnen pflegt: Für den Norden Deutschlands ist es der Roggen, für den Süden der Weizen. Wo jetzt diese beiden Getreidesorten um den Vorrang kämp-

1) Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten. Zürich, Orell Füßli, 1916.

fen, haben sie früher die andern Getreidearten erst besiegen müssen. Interessant ist, daß wir Weizenbrot in Süddeutschland erst vom 12. Jahrhundert an kennen, Gerstenbrot hält sich noch heute in Nordeuropa, in Skandinavien nennt man die Gerste schlechtweg das Korn.

Ursprünglich mußte man das Brot vielfach würzen, der veränderte Geschmack lehnte erst nach und nach viele der früher am meisten verbreiteten Gewürze ab. Außer dem Kümmel haben sich meistens nur noch Brotwürzen auf dem Lande erhalten, wo man hier und da Mohn, Fenchel, Anis, Koriander usw. verwendet. Der Weg vom Schwarzbrot zum Weißbrot förderte hauptsächlich diese Änderung. Der Weizenesser kennt außer Salz fast keine Würze.

Zuerst wurde Brot nur selten gebacken, der Vorrat des Brotes reichte lange, aber selbst jetzt hatte Maurizio nur geringe Mühe, zwei- und mehrjähriges Brot zu Analysenzwecken zu erhalten. Brot galt früher für etwas Kostbares, das man nicht alltäglich genoß. Im Zusammenhang mit dem jetzt täglichen Backen steht, daß der Weizen beharrlich in Mitteleuropa vordringt von Westen nach Osten und von Süden nach Norden. Die Vorzüge des Weizenbrotes sind ja auch wohlbekannt, schon vor zweihundert Jahren verlangte der Städter in Frankreich sein Weißbrot. Deutsch und Welsch unterschied sich bis in die neuste Zeit durch sein Brot, es war ein Gegensatz der Völker, fast der Weltanschauung. Mit dem Überblick über das zur Frage stehende Thema, den wir hier an der Hand unseres bewährten Führers Maurizio nur geben konnten, ist der Inhalt des höchst interessanten Buches bei weitem noch nicht erschöpft. Die Leser werden dort so manchen Fingerzeig, so manche Aufklärung finden, die hier nicht einmal angedeutet werden konnte.

Prof. Dr. E. Roth.

Vermittlungsstelle für technisch-wissenschaftliche Untersuchungen.

Der Vorstand des Deutschen Verbandes technisch-wissenschaftlicher Vereine hat beschlossen, in seiner Geschäftsstelle eine Einrichtung zu schaffen, die für die Ausführung von wissenschaftlich-technischen Untersuchungen zwischen der Technik und den wissenschaftlichen Instituten, den Universitäten und Technischen Hochschulen vermitteln soll.

Sehr viele Probleme und ebenso die besondere Kenntnis der Arbeitsgebiete sind heute so spezialisiert, daß bisweilen für ein bestimmtes Problem in den wissenschaftlichen Instituten nur wenige geeignete Bearbeiter zur Auswahl sich finden. Wenn es nun gelingen könnte, alle solche Probleme den jeweils geeigneten Bearbeitern zuzuführen, würde ein sehr erheblicher Nutzen mit dem geringsten möglichen Arbeitsaufwand geschaffen werden. Einerseits könnten die großen geistigen und materiellen Werte, die in den Einrichtungen der wissenschaftlichen Institute der Universitäten und Technischen Hochschulen und in den Kenntnissen und Erfahrungen ihrer Leiter gegeben sind, in höherem Maße als bisher der deutschen Industrie nutzbar gemacht werden. Andrerseits würde der Industrie, soweit sie nicht selbst durch ihre Einrichtungen und sonstigen Verbindungen dazu in der Lage ist, also besonders den mittleren und kleineren Werken, die Möglichkeit gegeben, die Lösung ihnen sich bietender Probleme mit Hilfe des Verbandes einzuleiten. Und auch für die großen industriellen Werke könnte es manchmal erwünscht sein, auf diese Weise Anknüpfung mit Akademikern zu erhalten, die komplizierte Fragen zugleich wissenschaftlich und im Zusammenhang mit der Technik zu beurteilen geneigt sind.

Eine große Zahl von Institutsleitern auf dem Gebiete der angewandten und physikalischen Chemie, der Physik, der Elektrotechnik und der Ingenieurwissenschaft haben sich bereit erklärt, derartige Arbeiten, die ihnen durch die Vermittlungsstelle des Deutschen Verbandes zugeführt werden, zu übernehmen; und fachkundige Herren aus jedem der genannten Gebiete haben sich der Geschäftsstelle zur Verfügung gestellt, um sie bei der Auswahl der jeweils in Betracht kommenden Bearbeiter zu unterstützen.

Der Deutsche Verband richtet daher an die industriellen Werke der genannten Gebiete die Bitte, sich seiner Vermittlungsstelle Berlin NW 7, Sommerstr. 4a zu Händen des geschäftsführenden Vorstandsmitgliedes, zu bedienen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 9 1. JUNI 1917

Denkschrift über die Einrichtung der Auslandsstudien an den deutschen Universitäten.

Von Eduard Spranger.

Einleitung.

Die Lehren, die man in Deutschland aus den Erfahrungen des Krieges für das Bildungsleben gezogen hat, weisen in zwei ganz entgegengesetzte Richtungen — ein Beispiel dafür, daß die gleichen Erlebnisse in verschiedenen Geistern sehr abweichende Bewegungen auslösen können. Die einen verlangen, daß wir uns stärker auf deutsche Wesensart zurückziehen und selbstbewußter das Eigentümliche des deutschen Geistes herausarbeiten sollen. Die anderen meinen, daß wir uns zu stark im eignen Hause eingesponnen haben und deshalb in entscheidender Stunde von den andern Völkern ebenso unverstanden geblieben waren, wie wir für sie kein Verständnis finden konnten. Man spricht auch kurz von dem Wege nach Weimar und dem Wege zu weltpolitischem Denken. Vielleicht schließt sich beides nicht so stark aus, als es auf den ersten Anblick erscheinen will. Denn in demselben Grade, wie man sich selbst begreift, nähert man sich auch dem Besonderen abweichender Geistesverfassung, und nur, wenn man in andre Naturen hingebend und lernend eingedrungen ist, kehrt man bereichert und zuversichtlicher in sich selbst zurück.

Aber den Ton wird man unvermeidlich auf das Neue zu legen haben, und so soll denn in dieser Denkschrift, unbeschadet der „rechten Verehrung für das einheimische Große", nur von dem die Rede sein, was uns bisher gefehlt hat. Zwei Gedanken sind es, die ich im voraus als wesentlich herausheben möchte, damit sie nicht unter den einzelnen Erwägungen verloren gehen: Einmal lege ich das Schwergewicht auf den wissenschaftlichen Charakter der Beschäftigung mit dem Auslande. Nur in diesem Sinne kann sie den Universitäten zugemutet werden. In diesem Sinne ist sie aber auch ihre echte Aufgabe und Pflicht. Von der wissenschaftlichen Spitze aus mag dann die Verbreiterung zur praktischen Auslandsbildung und „allgemeinen Auslandskenntnis" erfolgen; der umgekehrte Weg führt niemals zur Höhe. — Andererseits aber ist vor einem schädlichen Übereifer zu warnen. Es ist nicht möglich und ist nicht nötig, daß jede deutsche Universität ihr eignes Balkaninstitut begründe. Vielmehr muß auf diesem Gebiete endlich eine geregelte Arbeitsteilung zwischen den deutschen Universitäten angebahnt werden. Die Hochschulen stecken vielfach noch im Banne des Partikularismus und jenes unproduktiven Wetteifers, der im Grunde Nachahmungssucht ist. Es ist Zeit, daß auch an ihnen der deutsche Gedanke sich Bahn breche und daß jede sich in erster Linie als deutsche

Entstanden auf Anregung des Herrn Ministerialdirektor D. Dr. F. Schmidt vom April 1916 und dem Kgl. Preußischen Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten am 1. März 1917 eingereicht. Der Verf.

Bildungsstätte, dann erst als Landesuniversität fühle. Nur wenn eine Verständigung über den Gesamtplan der Auslandsstudien vorangegangen ist, kann unzweckmäßige Verdopplung von Ausgaben und vor allem das Aufkommen vieler minderwertiger Konkurrenzinstitute vermieden werden. Jede Universität pflege ihren Kulturkreis, diesen aber in unerreichbarer Vorzüglichkeit! Damit hat sie teil am großen Leben der Welt, während sie sonst Gefahr läuft, durch Einmischung in diese neuen Aufgaben nur ihren alten geschlossenen Zusammenhang zu verlieren.

Deshalb ist es auch nicht zu empfehlen, allmählich, mit den gerade auftretenden Forderungen der Zeit, einzelne Professuren für fremde Kultur bald an dieser, bald an jener Fakultät zu gründen und so das Ganze scheinbar von selbst wachsen zu lassen. Eine neue Sache fordert auch einen neuen Plan. Hat man diesen gefaßt, so mag man in seinem Rahmen langsam vorgehen und Einzelheiten dem freien Spiel der Entwicklung überlassen; aber das Ganze muß man im voraus überschauen.

Schon die Gründe der Sparsamkeit raten zu einem zielbewußten Verfahren, wenn es auch anfangs unorganisch erscheinen könnte. Denn die gelegentliche Begründung einzelner Professuren ist nur scheinbar billiger. Jede Universität wird dann danach streben, dasselbe zu haben wie die großen und größten. Die Kolonialinstitute, die England- und Amerikaprofessuren, die Lektorate für tausend Sprachen werden bald wie Pilze emporwachsen. Keine dieser Einrichtungen würde wirklich auf der Höhe stehen. Denn so viele Dozenten ersten Ranges für Spezialgebiete sind in Deutschland nicht zu finden. Und keiner würde eine so große Hörerzahl haben, daß der Aufwand sich entfernt lohnte.

Überläßt man die Dinge sich selbst, so haben wir in einigen Jahren vielleicht in Deutschland 4—5 allgemeine russische Professuren. Da jede nur auf einer einzigen Kraft beruhte, und die anderen politisch wichtigen Länder doch auch an der betreffenden Universität zur Geltung kommen wollten, würde sich nirgends ein wirklich großer Mittelpunkt russischer Auslandsstudien entwickeln. Einigte man sich darüber, statt dessen an einer Universität drei oder vier nach sachlichen Kulturgebieten differenzierte Professuren für Rußland zu begründen und diese mit Gelehrten ersten Ranges zu besetzen, so würde die betreffende Universität im ganzen Reich den Vorrang für das Studium des russischen Kulturkreises erhalten, während andere eine andere Spezialität entwikkeln könnten. Oder mit einem weiteren Beispiele: 10 Lektorate für Bulgarisch an verschiedenen Universitäten leisten nicht dasselbe wie ein einziges höher ausgestaltetes Balkaninstitut, in dem ein Zusammenwirken der besten Kenner und die entsprechende Konzentration des interessierten Hörerkreises stattfände.

Kurz: das Verfahren, gelegentlich „zeitgemäße" Professuren zu gründen, muß zugunsten einer planmäßigen Gesamtorganisation aufgegeben werden. Auf diesem Gebiet, dessen Bedeutung sich aus der politischen Stellung des Reiches ergeben hat, muß sich auch der erste Anfang einer Organisation entwickeln, die auf bewußter Arbeitsteilung der Reichsuniversitäten beruht, im Gegensatz zu dem bisher herrschenden Prinzip des Wetteifers, das gerade bei großen neuen Aufgaben ein Entgegenarbeiten, nicht ein Zusammenarbeiten bedeuten würde.



I. Hochschule und Kulturzusammenhang.

Der Name Universität wird seit Jahrhunderten nicht mehr ausschließlich auf die Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden bezogen, sondern auf das Ganze der Forschung und der Wissenschaft. Nachdem bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein enzyklopädisches Ideal geherrscht hatte, kam durch die Leibniz-Wolffische Philosophie der Gedanke einer philosophischen Totalität des Wissens empor. Noch weitere Vertiefung erfuhr das Streben nach philosophischer Umrahmung der Wissenschaften durch den deutschen Idealismus der Kant, Fichte, Schelling. Insbesondere der Letztgenannte machte den Versuch, die Organisation der Universität aus der philosophischen Idee des Wissens selber abzuleiten, indem er die Gliederung der Fakultäten und Fächer als die genaue Spiegelung der Einheit des Wissens und seiner Besonderung ansah. Auf diesem spekulativen Wege sind ihm Fichte und Steffens, und in gemäßigterer Form Schleiermacher und W. v. Humboldt gefolgt. Wie die Philosophie alle Wissenschaften umspannte, so rückte auch die philosophische Fakultät in den Mittelpunkt der Hochschule und wurde für die Arbeit aller anderen von vorbildlicher Bedeutung.

Noch heute gehört nach allgemeiner Auffassung zum Wesen der Universität das Streben nach Universalität und Einheit der Wissenschaft. Aber der Sinn dieser Auffassung hat sich doch nicht unerheblich verschoben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts suchte und fand man das zusammenhaltende Band aller Fakultäten in der systematischen Einheit des Wissens, heute in der Einheit der Kultur. Damals verstand man das ganze Leben aus einem fertigen, überweltlichen Ideenzusammenhang, der in die Wirklichkeit übergetreten sei, heute nimmt man es als einen unendlich verzweigten, sich entwikkelnden und umbildenden Wirkungszusammenhang, den die Wissenschaft erst in ein Gedankengebilde zu verwandeln habe.

Dazwischen liegen tiefgreifende Schicksale der Menschheit und unsres Volkes. Die Kultur ist — unter dem Einfluß der national-demokratischen Bewegung, der Technik und der industriellen Produktion — verwickelter geworden; unser Blick für diese Welt ist realistischer geworden, da die im voraus fertige Idee nicht weit genug ist, diesen Zusammenhang zu umspannen. Auch die Universität hat diese Wandlung an sich erfahren. Schon im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts hat sie eine Anzahl von Kulturgebieten aus ihrem Zusammenhange entlassen müssen, da sie der alten Wissenschaftseinteilung und Lehrorganisation nicht einzuordnen waren. Die Landwirtschaft, die Technik, der Bergbau, der Handel haben ihre Pflegestätte an besonderen „Fachhochschulen" gefunden. Schon dieser Name zeigt, daß man die alte Hochschule nicht als eine Fachbildungsanstalt ansah, sondern ihr einen allgemeineren Charakter zuschrieb: den Charakter der eigentlichen Wissenschaftlichkeit, wenn auch im Hinblick auf künftige Berufs- und Kulturgebiete wie Seelsorge und Heilkunde, Verwaltung, Rechtspflege und Lehramt. Besonders bei der Landwirtschaft und der Technik haben die Erörterungen, ob sie nicht eigentlich in den Schoß der Universitäten zurückgenommen werden sollten, lange genug geschwebt. Und bei jedem neuen Gebiet, das eine Hochschulbildung fordert, taucht die Frage von neuem auf, ob es gesonderte Anstalten ver-



lange oder dem Verband der Universität einzuverleiben sei.

Es muß zugegeben werden, daß die Universität schon heute nicht mehr den ganzen Zusammenhang der Kultur spiegelt. Sie hat ihren Betrieb tatsächlich nicht auf alle Gebiete der Praxis ausgedehnt, die eine wissenschaftliche Grundlage fordern, wie z. B. die Technik unverkennbar auf theoretischen Einsichten ruht. Umgekehrt haben einzelne Gebiete der Praxis, die keine Aufnahme fanden, sich selbständig die besonderen wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen, deren sie bedürfen, und aus diesem Prozeß ist das ausgedehnte Fachhochschulwesen unsrer Zeit hervorgegangen.

Die Ausbreitung und innere Differenzierung der Kultur dauert weiter an. Stärker als Literatur, Wissenschaft und Kunst hat die maschinelle Produktion der Industrie einen internationalen Verkehr geschaffen. Wir sind, fast ohne es zu merken, zugleich mit der späten Vollendung unsres nationalen Daseins in ein Zeitalter der Weltwirtschaft und damit der Weltpolitik hineingewachsen. Die ersten Anzeichen für das Vorhandensein solcher internationaler Berührungen, Bänder und Reibungsflächen waren die Weltausstellungen, deren Reihe 1851 in London eröffnet wurde. Nicht die Ausdehnung über den europäischen Kontinent hinaus ist dabei das Wesentliche, sondern die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung unsrer Beziehungen zum Auslande überhaupt. Es muß zugestanden werden: wir haben im vergangenen Jahrhundert auch keine kontinentale Auslandsorientierung gehabt. Wir waren noch nicht zum vollen Bewußtsein der nationalen Lebensbedingungen erwacht; sondern es ging uns, wie den Schülern unsrer Gelehrtenschulen seit den Tagen Lessings: sie wußten sich nicht zu bewegen, wenn sie aus der klösterlichen Selbstbildung ins Leben traten. Deshalb liegt auch die nächste Aufgabe gar nicht darin, den neuen kolonialen und imperialistischen Bestrebungen des Zeitalters der Weltpolitik gerecht zu werden, sondern nachzuholen, was wir bisher überhaupt noch nicht gehabt haben: eine Erziehung des Volkes zum Verkehr mit anderen Völkern. Dieser Verkehr beruhte bisher auf dem autodidaktischen Instinkt von Unternehmern, Kaufleuten und Reisenden mit privater Verantwortung: Eine Auslandsbildung hat es in Deutschland im 19. Jahrhundert überhaupt noch nicht gegben, weder eine kontinentale noch eine planetarische. Wir haben England und Frankreich und Rußland im strengen Sinn so wenig gekannt wie Amerika, Japan und die überseeischen Kolonialländer.

Wenn nunmehr, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, die Notwendigkeit einer umfassenden Auslandsbildung unwiderruflich zum Bewußtsein gekommen ist, so tritt auch hierbei zunächst die Grundfrage auf, ob diese Ausbildung den Universitäten oder besonderen Fachanstalten zu übertragen sei.

Das Problem ist im Grunde nur ein Ausschnitt aus einem viel umfassenderen Zusammenhange: der Aufgabe einer politischen Volkserziehung überhaupt. Wir haben im 18. Jahrhundert in Preußen eine Blüteepoche des Staatserziehungsgedankens gehabt, die ebenso völlig vergessen ist, wie man sich von dem Sinn und der Größe jener zentralistischen Staatsidee abgekehrt hat. Eine politische Erziehung im prägnanten Sinne fehlt im 19. Jahrhundert überhaupt: gemäß den politischen Strömungen der Zeit haben die Regierungen sie eher zurückgehalten als gefördert, und



der Liberalismus hat ihr durch eine Betonung der nationalen Geistesgüter und der Persönlichkeitsidee Genüge zu tun geglaubt. Mit dem Jahre 1890 hat, wie ich an anderer Stelle[1]) ausführlich dargestellt habe, eine neue Epoche eingesetzt. Seit damals der Deutsche Kaiser weit vorausschauend die Initiative ergriff, ist es uns allmählich auf den verschiedensten Gebieten zum Bewußtsein gekommen, daß es nicht genug ist, die Jugend zur Selbstverantwortung zu erziehen, sondern daß auch die soziale Verantwortung im Innern und die nationale Verantwortung nach außen im Volke geweckt werden muß.

Wieviel von dieser neuen Volkserziehung können die alten Universitäten übernehmen, ohne daß dadurch ihr Rahmen gesprengt und ihre sonstigen Aufgaben gefährdet würden?

II. Bisherige Gestaltung und neue Ansätze.

1. Die Kultur des Auslandes ist schon heute an unsern Universitäten mit Lehrstühlen bedacht. Wenn man jedoch von den ganz allgemeinen Disziplinen der Geographie und der Ethnologie absieht, so bleiben nur die Professuren für neuere Philologie und die wenig zahlreichen für ausländische Geschichte.

Diese Erscheinung ist für den Entwicklungsgang der deutschen Bildung sehr charakteristisch. Seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die klassische Philologie in Deutschland die eigentliche Bildungswissenschaft. Ursprünglich auf die griechische und römische Sprache und Literatur des Altertums gerichtet, hat dieser Studienzweig sich allmählich ausgedehnt zu einer Wissenschaft von der ganzen Kultur des Altertums. Aber es lag in der Natur der Dinge, daß diese vergangenen Epochen nur wieder aufgedeckt werden konnten, wenn man bis in die letzten Feinheiten der Sprache eingedrungen war. Denn diese untergegangene Welt ließ sich ja nicht anders beleben als durch das eindringlichste Verständnis der verhältnismäßig spärlichen literarischen Denkmäler. Zu ihnen war die Sprache der Zugang. So erklärt sich das bleibende, enge Bündnis zwischen Sprachwissenschaft einerseits, klassischer Literaturgeschichte und Kulturkunde andererseits. Nur die Kunstbetrachtung unter dem Namen Archäologie und die alte Geschichte als Teil der Weltgeschichte gelangten zu relativer Selbständigkeit. Das übrige blieb in der Hand der Philologen, die von dem Einheitspunkt der Sprache aus die ganze Vielheit der antiken Kulturerscheinungen durchdrangen.

Die bindende Kraft dieses Vorbildes kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Literatur der neueren Völker, der germanischen und romanischen, nicht ausgenommen das deutsche, wurde ebenfalls vorwiegend vom Sprachgesichtspunkte aus behandelt, und es galt als selbstverständlich, daß jemand, der von diesen Literaturen reden wollte, von der historischen Grammatik, der philologischen Kritik und der Editionstechnik herkommen müßte. M. a. W.: Alle Philologien, einschließlich der orientalischen, haben sich nach dem Vorbilde der klassischen Philologie ausgestaltet.

Es gehört nicht hierher, wie sich in den letzten Jahrzehnten in den einzelnen Disziplinen eine fruchtbare Loslösung von der Herrschaft dieses Vorbildes vollzogen hat. Die Romanistik und die Angli-

1) „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Erziehungspolitik", Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin-Stuttgart 1916. Vgl. ferner: „Das humanistische und das politische Erziehungsideal im heutigen Deutschland", Deutsche Abende des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, Berlin 1916.

stik jedenfalls kamen an den entscheidendsten Wendpunkt, als sie sich erinnerten, daß es sich bei ihnen um lebende Sprachen handelte, und daß diese noch in anderem Sinne getrieben werden müßten als im historischen (Viëtor 1885). Darin lag ein erstes Symptom, daß man der lebenden Kultur des Auslandes von seiten der Wissenschaft ein Interesse zuzuwenden begann. Aber erst spät brach an den Universitäten die naheliegende Einsicht durch, daß auch die Literatur nicht die einzige Brücke zu diesen Ländern ist, sondern daß man sie selbst sehen kann und gesehen haben muß, um von ihrer gegenwärtigen Gestalt aus auch ihre Vergangenheit tiefer zu verstehen. Gewiß bleiben Sprachwissenschaft, philologisch orientierte Literaturgeschichte und allgemeine Geschichte wesentliche Teile jeder wissenschaftlichen Auslandskenntnis. Aber das ist klar, daß — als Eingangsweg zum heutigen England und Frankreich — der Weg über den Beowulf und das Rolandslied ein weiter Umweg ist, und daß man das gleichzeitige Ausland unter ganz anderen Gesichtspunkten betrachten kann, die auch noch wissenschaftlich bleiben.

Das erste Ergebnis dieser Erörterung also ist dieses: Das Auslandsstudium in Deutschland muß von der einseitigen Herrschaft des philologischen Gesichtspunktes befreit werden.

2. In der Tat finden sich Ansätze zu Auslandsstudien, die viel näher an die Wirklichkeit heranführen, als es im Rahmen der für Oberlehrer bestimmten neusprachlichen Bildung der philosophischen Fakultät möglich war. Der wachsende Einfluß politischer und wirtschaftlicher Gesichtspunkte gegenüber dem bloßen Schulinteresse tritt hierin zutage. Diese Ansätze, die aus dem konkreten Bedürfnis einer neuen Zeit ohne grundsätzliche Erwägungen hingestellt worden sind, bieten gerade deshalb ein besonders lehrreiches Material zur Beurteilung der Frage, nach welcher Seite die Entwicklungstendenz geht. Vor allem ist zu beachten, in welchem Verhältnis sie zur Universität stehen. Folgende Grundformen sind bisher zu bemerken:

1. völlige Selbständigkeit;
2. Anlehnung an die Universität;
3. Herauswachsen aus bestehenden Professuren } an der Universität.
4. Neuschöpfung von Professuren } an der Universität.

1. Das Hamburgische Kolonialinstitut (gegr. 1908) steht scheinbar ganz selbständig da. Jedoch hat es in dem weit entwickelten „Allgemeinen Vorlesungswesen" eine erhebliche Stütze, und wir haben in den letzten Jahren die unverkennbare Tendenz bemerkt, diese Bruchstücke zu einer eigentlichen Universität zu erweitern. Dabei zeigte sich denn allerdings die Schwierigkeit, die neuen Lehrstühle (und Seminare) für englische, indische, romanische, chinesische, japanische, islamische und Negerkultur in dem Rahmen der alten Formen unterzubringen. Der Gedanke einer kolonialwissenschaftlichen Fakultät tauchte auf, die aber in sich auch keine Einheit gehabt hätte. (Vgl. m. Kritik: „Über den Beruf unserer Zeit zur Universitätsgründung" in den „Geisteswissenschaften" I, 1, 1913.) Andererseits hat das Institut immer mit der Gefahr zu kämpfen gehabt, in seiner isolierten Stellung als bloße Sprachenlehranstalt mißverstanden und mißbraucht zu werden. (Vgl. Jahresbericht über das 5. Studienjahr S. 25.)

Ganz unabhängig von einer Universität ist das Deutsch-Südamerikanische Institut in Aachen, das aus vorwiegend wirtschaftlichen Interessen erwachsen ist.



2. Das Seminar für orientalische Sprachen" in Berlin (gegr. 1887) kennzeichnet schon durch seinen Namen, daß es sich anfänglich eine sehr enge Grenze setzen mußte. Daher blieb denn auch die Verbindung mit der Universität, die sich auf einige Personalunionen in den Professuren und auf Gemeinschaftlichkeit des Vorlesungsverzeichnisses erstreckte, bisher sehr äußerlich und unbefriedigend. Je mehr die Anstalt aus einem praktischen Spracheninstitut zu einer wirklichen Kulturakademie wird, um so dringender wird es sein, auch organisatorisch ihr Niveau der Universität mehr anzunähern.

3. Das neue Bedürfnis der Zeit hat sich ferner kundgegeben in der Ausgestaltung von Extraordinariaten und Lektoraten zu ordentlichen Professuren, und in der Begründung großer Institute im Anschluß an bereits bestehende Lehrstühle. Dahin gehören z. B. die osteuropäische Geschichte und Landeskunde in Berlin (1902), das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel (1914), mehrere sinologische und slavische Professuren, solche für koloniale Geographie und Landwirtschaft, für amerikanische und englische Geschichte usw. Doch blieb überall der weitere Ausbau dadurch behindert, daß einzelne Fakultätsinstitute nicht zu weit über den Rahmen der alten Fakultät hinauswachsen durften.

4. Ganz neue Professuren sind anderwärts für Arabisch und Türkisch, für Chinesisch und Japanisch gegründet worden, vielfach mit stark philologisch-historischem Charakter. Die Einrichtung der amerikanischen Austauschprofessuren und das Amerika-Institut in Berlin gehört auch hierher. Ein kontinuierliches Studium hat sich jedoch bei diesen Wechsel- und Wanderprofessuren nicht entwickeln können, und auch die politischen Hoffnungen, die man auf sie setzte, haben sich bisher schlecht erfüllt. Das ganze Verfahren dieser Einzelgründungen hat den Nachteil, daß jemand, der unter sich nahe verwandte Kulturkreise studieren will, unter Umständen genötigt ist, drei Universitäten zu besuchen, um an jeder gerade einen Gesichtspunkt, den er braucht, befriedigt zu finden.

Gehen wir vom Tatsächlich-Bestehenden auf grundsätzliche Fragestellungen zurück, so liegen im bisherigen Zustand zwei Probleme, die beantwortet werden müssen:

1. Welcher Grad von Wissenschaftlichkeit erscheint für das Auslandsstudium als wünschenswert, und demgemäß welcher Grad der Verbindung mit der allgemeinwissenschaftlichen Hochschule, der Universität?

2. Wie kann im Fall dieser Verbindung der ganze Umfang der Auslandsstudien gegliedert und der Universität einverleibt werden, ohne daß deren Rahmen gesprengt würde?

III. Die Notwendigkeit des wissenschaftlichen Gesichtspunktes.

Der natürliche Weg zum Bekanntwerden mit dem Auslande ist das Reisen. Er kann durch nichts anderes vollwertig ersetzt werden. Darüber muß man sich im voraus klar sein. Denn bei der bekannten theoretischen Veranlagung des Deutschen ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Gesichtspunkt aufkäme, man könne künftig an irgendwelchen Anstalten „Ausland studieren". Wie diese Anstalten beschaffen sein mögen, sie bleiben in dem doppelten Sinne von der Autopsie abhängig, daß sie

1. entweder auf den Aufenthalt im Ausland vorbereiten oder

2. die im Ausland bereits gewonnenen Eindrücke nachträglich vertiefen.



Damit ist ausgesprochen, daß allerdings das gegenwärtige Leben das Ziel gibt und nicht irgendein Buch- oder Museumsbetrieb. Die Praxis der großen Politik, der Wirtschaft und des ganzen internationalen Verkehrs hat die Neueinrichtungen nötig gemacht; also müssen sie auch an diesem Maßstabe gemessen werden.

Es scheint nun keineswegs notwendig, diesem Ziele gerade auf dem Wege der Wissenschaft entgegenzustreben. Anstalten mit einem pragmatischen Sprach- und Sachbetrieb, mit Lehrern, die aus selbsterworbener Lebenserfahrung schöpfen, mit einem Lehrplan, der den besonderen Gelegenheiten und Interessenrichtungen angepaßt wäre, könnten sehr wohl als ausreichend erscheinen. Und so könnte man auf den Gedanken kommen: ein allgemeines Auslandsinstitut ohne Anlehnung an die Universität, vielleicht im Sinne Eltzbachers an eine Handelshochschule, wäre das für den Augenblick Förderlichste. Ja mancher begrüßt vielleicht einen solchen Gedanken als Loslösung von der alten deutschen Gründlichkeit, die nichts anderes sei als Schwerfälligkeit.

Bei näherer Erwägung ergibt sich, daß die wichtigsten Gründe gegen diese Lösung der Frage sprechen.

1. Unsere unzulängliche Auslandskenntnis beruht zum großen Teil darauf, daß die Eindrücke einzelner Personen mit einseitiger Blickeinstellung, die Ergebnisse von kurzen Reisen in eng begrenzten Gebieten durch lehrhaft gehaltene Tagebücher und Broschüren verbreitet werden. Die Kaufmannsperspektive, die Diplomaten- und die Gelehrtenperspektive führen zu den merkwürdigsten Widersprüchen. Alles bleibt vereinzelt, wie die Sammlungsstücke, die Jagdliebhaber aus fremden Erdteilen mitgebracht haben. Es steckt keine strenge Kritik und Fragestellung dahinter. Die schlechteste Manier, daß man nämlich seine Lehrzeit zum fertigen Urteilen und Aburteilen mißbraucht, darf nicht organisatorisch vervielfältigt werden. Selbst die Länge der Erfahrungszeit spielt bekanntlich keine Rolle, wenn der Blick nicht geschult worden ist und allerhand subjektive Neigungen und Abneigungen sich in die Auffassung eingemischt haben.

2. Das Auslandsstudium würde und bliebe bei der geschilderten Einrichtung eine fernliegende Fachsache, wie z. B. heute das Hamburger Kolonialinstitut im nationalen Interesse noch isoliert dasteht. Die akademisch Gebildeten würden ebensowenig wie früher davon Kenntnis nehmen. Die Aufgabe aber ist, nicht nur die Vertreter des Handels und der Technik, sondern gerade auch die Akademiker mit diesem Geiste zu erfüllen. Die Angliederung an die Universität hat nicht nur die Folge, daß Juristen, Nationalökonomen, Neuphilologen, selbst Theologen gelegentlich Vorlesungen aus diesem Gebiet hören, sondern daß sich auch jene auf Gleichachtung ruhende Verkehrs- und Geistesgemeinschaft unter den Hörern ergibt, die überall einen gleich wichtigen Teil des akademischen Lebens neben den Vorlesungen bedeutet.

3. Endlich der wichtigste Grund: Eine Kulturangelegenheit, die man fördern will, muß in ihrer höchsten Gestalt zum Leben gebracht werden; dann entfaltet sie sich nach unten und in die Breite von selbst durch die fortzeugende Kraft, die in jeder wahrhaft ernsten Geistesarbeit liegt. Irrig aber ist die umgekehrte Hoffnung, daß ein Bildungsgebiet von der Stufe der allgemeinen Anregung und des populären Lehrbetriebes sich endlich bis zur Wissenschaftlichkeit verfeinern werde. Denn auf jedem Wissensgebiet



ist die volkstümliche Form das letzte, nicht das erste. Wenn den Auslandsstudien in Deutschland der Rang eines echten akademischen Gebietes gegeben wird, so ist damit am besten Sorge getroffen, ihren Wert dem nationalen Bewußtsein einzuhämmern.

Aber ebenso stark muß betont werden: diese Angliederung an die Universitäten kann nicht deswegen erfolgen, weil an ihnen schon die organischen Anfänge vorhanden wären, die es nur fortzuentwickeln gilt. Denn in Wahrheit ist an den meisten Universitäten noch so gut wie gar nichts da. Vielmehr erhebt sich nun erst das schwierige Problem, ob und in welcher Form für diese ganz neuen Aufgaben Raum an den Universitäten geschafft werden kann.

IV. „Auslandsstudium" im allgemeinen oder Individualisierung?

Drei Wege sind möglich, auf denen die gedachte Erweiterung der Universität erfolgen könnte: 1. Einordnung einzelner Professuren und Lektorate in die sachlich zuständigen einzelnen Fakultäten; 2. Gründung von allgemeinen Auslandsinstituten, und zwar eines großen an der größten, kleinerer an den anderen Universitäten; 3. Individualisierung nach Kulturkreisen und Zuteilung zu einzelnen, lokal geeigneten Universitäten.

1. Der erste Weg hat sich in all den Fällen als geeignet erwiesen, wo es sich darum handelte, neue Zweige der wissenschaftlichen Forschung einzuführen, die nur auf Erweiterung vorhandener Disziplinen oder auf einer besonderen Methode beruhten. So konnten z. B. Lehrstühle für vergleichende Religionsgeschichte, vergleichende Rechtsgeschichte, vergleichende Sprachwissenschaft usw. gegründet werden, als man anfing, sich von dem Banne rein individueller Kulturauffassung zu befreien und gemeinsame, international wiederkehrende Grundtypen zu erkennen. In ähnlicher Weise könnte man nun den Auslandsgesichtspunkt in der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät durch Betonung der entsprechenden Vorlesungsgebiete zur Geltung bringen.

Die Denkschrift vom 24. Januar 1917 folgt zum großen Teil diesem Wege, und auch die wirkliche Entwicklung weist in eine solche Richtung. Am auffälligsten und ohne Zweifel am wichtigsten ist die Aufnahme des weltwirtschaftlichen Gesichtspunktes in die nationalökonomischen Vorlesungen. Es ist aber wiederholt bemerkt worden, daß es sich hier nicht um ein neues Fach handelte, sondern um die Ausdehnung eines alten Faches entsprechend einer in der wirklichen Kultur zutage tretenden Ausdehnung. Die Begründung des „Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft" im Anschluß an eine nationalökonomische Professur in Kiel war eine schöpferische Tat. Nur darf man nicht übersehen, daß die Absicht dabei weniger auf eigentliche „Auslandsstudien" ging, als auf wirtschaftswissenschaftliche Studien in ihrer denkbar größten Erweiterung, im Hinblick auf Fragestellung und auf Materialsammlung, jedoch unter unvermeidlicher Rückbeziehung auf unsere Volkswirtschaft. In ähnlicher Weise ist in der juristischen Fakultät das internationale Privatrecht zu einem wichtigen Fach geworden, und das Völkerrecht hat, gemäß seiner wachsenden Differenzierung und praktischen Bedeutung, ebenfalls eine umfassende Pflege erfahren. Der Geographie sind besondere Professuren für koloniale Geographie gewidmet worden, obwohl hierin keine neue Wissenschaft liegt, sondern



nur eine praktisch bedingte Bevorzugung einzelner Länder. Überhaupt hat man versucht, dem wachsenden Kolonialinteresse dadurch zu genügen, daß man in jeder einzelnen Fakultät die darauf bezüglichen Disziplinen, die teils der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Hygiene, teils der Geographie, Botanik, Landwirtschaft, Völkerkunde, Sprachwissenschaft usw. angehörten, verstärkte und ausbaute. Man dachte vor dem Kriege z. B. in Leipzig daran, die in solcher Richtung interessierte Dozentenschaft außerdem allmählich zu einem Kolonialinstitut organisatorisch und räumlich zusammenzufassen. Unter der Voraussetzung, daß die betreffenden Professoren die Kolonien aus eigener Erfahrung kennen und daß eine Hörerschaft dafür aufzubringen ist, wird gegen den Plan nichts zu sagen sein.

Auch sonst hat das politische Bedürfnis hier und dort zur Begründung von Einzelprofessuren geführt. Besonders dem Balkan und dem näheren Orient ist ein verstärktes Interesse gewidmet worden. Aber ein intensives und blühendes Studium kann sich bei solcher Vereinzelung nicht entwickeln. Es ist sehr die Frage, ob diese gelegentlichen und unsystematischen Gründungen den erheblichen Geldaufwand lohnen. Bei einem einzelnen Mann kann man nicht das Leben eines ganzen Kulturkreises studieren. Lektorate für Sprachen fallen überhaupt kaum unter den Gesichtspunkt der Wissenschaft. Philologische Professuren sind in der Regel rein linguistisch-literarisch orientiert. Der politische, wirtschaftliche, rechtliche Gesichtspunkt kommt nur selten zur Geltung, falls nämlich die betreffende Persönlichkeit, die den Lehrstuhl innehat, nach dieser Richtung hin befähigt und erfahren ist. Vom Standpunkt der heimischen Universität aber ist zu befürchten, daß ihr innerer Zusammenhang, der ohnehin schon lose ist, dadurch gesprengt wird. Manche Professuren sind anfangs für ganz bestimmte Personen gegründet. Sind diese nicht mehr da, so gehen sie ein oder veröden, während wichtige und lösbare Aufgaben aus Mangel an Geld notleiden. Jedenfalls entsteht auf diesem Wege keine Kontinuität und keine Konzentration des Studiums.

Will man also die Auslandsstudien ernstlich fördern, so muß man auch den Schritt wagen, vom gelegentlichen Verfahren zu einem ganz systematischen überzugehen. In dieser Entscheidung allein liegt der Schutz vor Zersplitterung und Vergeudung.

2. Auslandsinstitute werden daher nicht zu umgehen sein; es fragt sich nur, wie sie eingerichtet und mit dem Ganzen der Universität verbunden werden sollen.

Von vornherein muß man sich klar werden, daß „Ausland" gar kein positiver Begriff ist. Wir lächeln über die Griechen, die alle Fremdvölker kurz „Barbaren" nannten, ohne Unterschiede in der Bewertung ihrer Kultur zu machen. Wenn wir vom „Ausland" reden, verfahren wir gleich egozentrisch. Das Ausland ist keine Einheit mit gleichen Qualitäten. Infolgedessen kann es so etwas wie „Auslandsstudien" und ein „Auslandsinstitut" nicht geben, es sei denn in Beziehung auf ein ganz bestimmtes Ausland von einer ganz bestimmt umgrenzten und charakterisierten Kultur.

Man denke sich — zunächst an der größten deutschen Universität — ein Auslandsinstitut. Worin bestünde seine Aufgabe? Nehmen wir sie im Hinblick auf die treibenden politischen und wirt-

schaftlichen Interessen noch so eng, so müßte es durch je eine Professur in den Volkscharakter und die heutige Kulturlage folgender Länder einführen: 1. Österreich-Ungarn, 2. Frankreich, 3. England, 4. Italien, 5. Spanien und Portugal, 6. Skandinavien, 7. Rußland, 8. slavischer Balkan, 9. europäische und asiatische Türkei, 10. Ägypten, 11. Südafrika, 12. Indien, 13. Japan, 14. China, 15. Vereinigte Staaten von Amerika, 16. Südamerika, 17. Australien. Man könnte weiter aufzählen; und es ist gut, sich diese Mannigfaltigkeit zur Anschauung zu bringen, um zu sehen, daß auf diesem Wege alles andre erreicht werden würde als eine tiefere Kenntnis des Auslandes. Selbst die Begründung von Nebenprofessuren könnte hier nicht helfen. Ein solches Institut geht über das im Anfang Mögliche hinaus und ist nicht einmal als Endergebnis zu wünschen. Es hätte gar keine Einheit, es sei denn die negative, daß in ihm lauter außerdeutsche Kulturen vereinigt sind. Was aber hätten der Russe und der Südamerikaner einander zu sagen, und wer, der das eine studierte, hätte auch Nutzen von dem andern? —

Es wäre also gänzlich verfehlt, wenn sich bei den Universitäten der Ehrgeiz entwickelte, Auslandsinstitute schlechtweg ihrem Betriebe anzugliedern.

3. Also nicht Auslandsinstitute, sondern Kulturkreisinstitute. Der Gedanke mag noch so unerwünscht sein: es geht nicht anders als durch das intensive Studium einzelner Kulturen, die eine charakterologische Einheit bilden. Will man echt wissenschaftlich verfahren, so kann man nicht mit Vergleichungen und Verallgemeinerungen anfangen, sondern muß eine historisch gewordene Einheit in ihrer innerlich notwendigen und durchaus zusammenhängenden Struktur studieren. Es ist hier ähnlich wie beim historischen Studium: der schlechteste Weg wäre, mit der allgemeinen Weltgeschichte anzufangen. Sondern Versenkung in eine Epoche, in diese aber unter universalen Gesichtspunkten, muß das erste sein. Dann ist später der Zugang zu allen weiteren Epochen durch eine Art geheimer Mitübung erleichtert. Denn die richtige Einstellung des Blickes ist schon da, und die Mannigfaltigkeit des Stoffes hat keine verwirrende Wirkung mehr.

Es gibt kein „Auslandsstudium", sondern nur Studium einer singulären fremden Kultur. Dadurch gerade unterscheidet sich das Studium von der rohen, ungeschulten Erfahrung, daß es das einzelne nach seinem genetischen Ursprung und seinem strukturellen Zusammenhang als ein innerlich Notwendiges, als eine geprägte Form oder einen Charakter zu begreifen sucht, während der bloße Empiriker Tatsachen an Tatsachen reiht, Merkwürdigkeiten zu berichten weiß und ein Sammler (an Stelle eines Forschers) bleibt.

Ein Beispiel statt vieler: das englische Volk in seiner von uns abweichenden Geistesart war uns vor dem Kriege im allgemeinen nicht viel näher bekannt, als man den Engländer bei ihm daheim im täglichen Leben oder in deutschen Sommerfrischen kennen lernt. Die besondere Färbung, die der englische Freiheitsgedanke gegenüber dem deutschen hat, die eigentümliche Form der Staatsgesinnung, der Grad der Belastungsprobe, die sie etwa aushalten würde — das sind kulturelle Tatsachen, die man nicht einfach aus dem gegebenen Friedensbilde, aus den Erfahrungen im gesellschaftlichen oder geschäftlichen Leben abliest. Dazu bedarf es einer tieferen Bohrung. Kein Mensch wird auf den Gedanken kommen, eine fremde Individualität aus noch so häufigen Be-



gegnungen im Salon, am Mittagstisch oder in einer einseitigen Geschäftsbeziehung wirklich durchdringend erkannt zu haben. Er strebt vielmehr nach Vertrautheit mit ihrer Lebensgeschichte. Man muß sie in mannigfachen, bedeutsamen und die Grundrichtungen einigermaßen erschöpfenden Situationen beobachtet haben. Man muß aber auch zu beobachten verstehen und wissen, worauf es ankommt; man muß das Zufällige vom Typischen unterscheiden können. Erst dann wird man gelegentlich auch eine Verhaltungsweise im voraus bestimmen können.

Verstehen, nicht angesammelte Sachkunde, ist das Ziel des „wissenschaftlichen“ Auslandstudiums, oder man verzichte auf diesen Namen. Es folgt aber aus der Natur alles Verstehens, daß es nur auf dem Wege vom Totalbilde zur intensiveren Auffassung des Einzelzuges verläuft, und nicht umgekehrt auf mosaikartigem Zusammensetzen beruht. Von der Totalität zum einzelnen Moment! Folgende Thesen bedürfen daher der Anerkennung im voraus:

1. Es ist nicht möglich, tiefere Auslandskenntnis durch Studium eines einzelnen Sachgebietes der fremden Kultur, z. B. der isolierten Wirtschaft, zu gewinnen. Also ausgehen von der unteilbaren Ganzheit der Kultur!

2. Es ist nicht möglich, ein Volk aus einer einzelnen Epoche seiner Entwicklung heraus zu beurteilen. Also historische Fundierung!

3. Es ist nicht möglich, die Beobachtungen an einer einzelnen Landschaft oder einem einzelnen Stande zu verallgemeinern. Also auch geographisch-soziologische Totalität!

Für die Organisation des Auslandstudiums folgt daraus, daß eine einzelne Kultur als historisch-politisch-geistige Individualität zur Darstellung gelangen muß, ganz so, wie die deutsche Kultur sich nicht in einer einzelnen Fakultät spiegelt, sondern im günstigsten Falle in ihrer 4- oder 5teiligen Gesamtheit ihren Ausdruck findet. Natürlich können nicht ganze Universitäten des Auslandes zu uns verpflanzt werden, sondern es kommt darauf an, ihre wesentlichen Seiten gleichsam in einer konzentrierten Gestalt zur Anschauung zu bringen. Wenn also auch jede Auslandshochschule nur einen einzelnen Kulturkreis zum Gegenstande hat, so muß doch die allgemeine Gliederung der Kultur überhaupt für ihre innere Gliederung maßgebend sein.

V. Gliederung des Lehrbetriebs nach der Gliederung der Kultur.

Eine Kultur ist niemals ein Gebilde mit auseinanderliegenden Teilen, sondern ein Gewebe von Motiven, so daß, wer eine einzelne Seite der Kultur heraushebt und vorzugweise betrachtet, unvermeidlich in seinem Gegenstand alle übrigen Seiten und Momente mit drin hat.

Gehen wir, um diese gegenseitige Bedingtheit (Reziprozität) aller Kulturfaktoren zu erläutern, von der Wirtschaft als nächstliegendem Beispiel aus.

1. Es ist eine alte Einsicht, daß der Ablauf aller wirtschaftlichen Prozesse durch und durch bedingt ist von der Rechtsordnung (z. B. den Eigentumsverhältnissen, dem Handelsrecht, der Art der Arbeitsverträge usw.), und daß diese Rechtsordnung selbst nur eine Ausstrahlung der allgemeinen Staatsverfassung ist. Die Wirtschaft ist also politisch-rechtlich bedingt.

2. Von der rechtlich geregelten Seite der Kultur unterscheiden sich die tatsächlichen Machtverhältnisse nach außen und die tatsächliche Abstufung der



Gesellschaft (nach Kasten, Ständen, Klassen): der allgemeine soziologische Geist eines Volkes und seine politische Lage. Es ist kein Zufall, daß Nationalökonomie, Soziologie und ein wichtiges Stück Politik heute bei uns noch immer in ein und derselben Hand zu liegen pflegen. Das Wirtschaftsleben ist von Faktoren der Gemeinschaftsbildung abhängig, die selbst nicht rein wirtschaftlich bedingt, aber auch nicht rechtlicher Natur sind. Der besondere Charakter des Kaufmannstandes ist z. B. bestimmt durch seine Stellung im Ganzen der nationalen Gesellschaft, seine allgemeine politische Leistung, seine Achtung oder Mißachtung, seine Bildung, seine Rassezugehörigkeit usw. Kurz: die Wirtschaft ist auch politisch-soziologisch bedingt.

3. Der Stand der Wissenschaft bestimmt in einem Kulturganzen den Stand der Technik, und die Technik wieder die Art der Produktion. Also kann das wirtschaftliche Leben nur im Zusammenhang der allgemeinen und fachmäßigen Bildung des betreffenden Volkes betrachtet werden. Dabei ist die Höhenlage der Naturwissenschaften maßgebend für die industrielle Technik, während die Geisteswissenschaften eine Technik der sozialen Regelung begründen.

4. In der schönen Kunst im weitesten Sinne liegen Quellen für die Beurteilung der allgemeinen Phantasierichtung und damit für die Bedürfnisse eines Volkes. Nicht nur der Luxus, sondern das Ganze der Lebenshaltung findet in der literarischen und künstlerischen Produktion einen zur Form erhobenen Ausdruck. Wer Rodin und Meunier kennt, blickt in geheimere Antriebe des französischen Nationalcharakters hinein. Denn das feinere Erleben ist der gemeinsame Untergrund von Arbeit und Genuß.

5. Endlich ist aber, wie es z. B. für den englischen Nationalcharakter durch neuere Forschungen (Max Weber u. a.) eindrucksvoll dargestellt worden ist, die Richtung der Religiosität entscheidend für den Geist und das tiefere Ethos des gesamten ökonomischen Lebens. Der Zusammenhang der jüdischen Religion und Moral mit dem jüdischen Handelsgeist ist leider noch nicht tiefer verfolgt. In Rußland umschlingt wie im Orient noch heut ein religiöses Band das ganze wirtschaftliche Denken und Tun des Volkes. Bei uns selbst haben Katholizismus, Luthertum und Kalvinismus ganz verschiedene Formen der Wirtschaftsethik erzeugt.—

Stellten wir statt der Wirtschaft die Religiosität oder das Staatsleben in den Vordergrund der Analyse, so würden sich ebenso viele umgekehrte Abhängigkeitsverhältnisse zu Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst ergeben. Alle Kulturgebiete sind wechselseitig Funktionen voneinander; ja sie sind überhaupt nur in einer abstrakten Betrachtung herauszulösen. Freilich haben sie sich in höheren Kulturlagen durch diese fortschreitende, isolierte Reflexion über ihr eigentümliches Wesen auch tatsächlich reiner herausdifferenziert. Und so wird die heute erreichte Gliederung der Kulturwissenschaften geradezu ein Hinweis auf die strukturelle Gliederung der Kultur selber. (Eingehender in m. „Lebensformen", Halle 1914.) Ihre Hauptseiten sind erschöpft durch die zusammenwirkende Betrachtungsweise von Religionswissenschaft, Erkenntnistheorie, Kunstwissenschaft, Politik und Jurisprudenz, Soziologie und Wirtschaftswissenschaft. In der praktischen Arbeitsteilung werden die Grenzen vielleicht etwas anders verlaufen: denn die Erkenntnistheorie ist ihrem Wesen nach nicht national bedingt, wohl aber der Stand der wissenschaftli-



chen Arbeit und die Organisation des Wissens im nationalen Bildungswesen. Die bildende Kunst spielt nicht in allen Ländern eine kulturell zentrale Rolle; um so wichtiger ist das Gebiet der schönen Literatur, das man nicht mit Unrecht als reinsten Spiegel der Volksseele ansieht.

Aus dem übernationalen Wesen der Kultur überhaupt, ganz abgesehen von ihren besonderen Gestaltungen, ergibt sich also, daß jeder voll entfaltete Kulturkreis unter folgenden Gesichtspunkten behandelt werden muß, in denen zugleich die Titel der Hauptprofessuren enthalten sind:

Professur für Staats- und Privatrecht,
„ für Soziologie (als Gesellschaftslehre und Bevölkerungskunde),
„ für Volkswirtschaft,
„ für Bildungswesen,
„ für Literatur der Gegenwart,
„ für Religion und Kirchentum.

Professuren für Geschichte und ältere Literaturgeschichte sind in der Regel im Verbande der Universität schon enthalten.

Natürlich kann ein so großer Apparat nicht für jedes Kulturland an jeder Universität eingerichtet werden. Schon der Mangel an geeigneten Persönlichkeiten läßt diesen Gedanken als ausgeschlossen erscheinen, selbst wenn die Kosten gar keine Rolle spielten. Ein Institut für ein Land im ganzen Deutschen Reich ist hinlänglich, und auch dann noch wird man sich auf die wichtigsten Kulturkreise beschränken müssen.

Damit ist ganz von selbst eine Dezentralisation gegeben, wie sie auch durch die Denkschrift vom 24. Januar 1917 vorgesehen ist. Einzelne geeignete Universitäten werden einen solchen Anbau erhalten, dessen Verhältnis zum Ganzen noch immer ein Problem bleibt. Zuvor aber ist zu erörtern, welche Kulturkreise vor allem in Betracht kommen und welche Orte sich für ihre wissenschaftliche Pflege besonders eignen.

VI. Welche Kulturkreise und wo?

Hier kann es sich natürlich nur um ganz vorläufige Bemerkungen und um subjektive Meinungen handeln. Das Ganze ist in erster Linie abhängig von der vorwaltenden Richtung unserer Politik nach dem Kriege, über die sich noch nichts Bestimmtes sagen läßt. Die Kostenfrage ist gleichfalls ein großes Problem; doch erfordert die Ausgestaltung des ganzen Gebietes in dieser wie in jener Form mindestens Jahrzehnte.

Da die weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit der englischen Welt- und Seemacht, die vielleicht ein Jahrhundert in Anspruch nehmen wird, z. Z. unsre wichtigste Auslandsbeziehung bedeutet, so ist die Pflege des großen englischen Kulturkreises offenbar die dringendste Angelegenheit. Ob sich die sehr heterogenen Kolonien dem ohne Schaden des Zentrums einordnen lassen werden, möchte ich sehr bezweifeln. Der Ort für ein solches Institut ist Kiel. Denn dort ist der Mittelpunkt unseres politischen Seeverkehrs. Das „Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft" und die „Marineakademie" vereinen das Publikum, das auch für das Englandinstitut in erster Reihe in Betracht kommt; und die Nähe des Hamburger Handels wie des Hamburger Kolonialinstituts, mit dem das Seminar für Weltwirtschaft bereits in reger Verbindung steht, ist ein weiterer Grund für diese Wahl. Ein Institut für englische Kultur in dem geschilderten Sinne ist unendlich viel fruchtbarer als etwa die doppelte Besetzung der anglistisch-philologischen Professuren an allen preußischen Uni-

versitäten. Der Aufwand aber wäre nicht ganz so groß.

Die zweitnächste Aufgabe ist ein Rußland-Institut. Wir waren über Rußland vor dem Kriege trotz zahlreicher Fachvertreter irrig unterrichtet, vielleicht, weil sie Rußland vorwiegend vom baltischen Gesichtspunkte aus und deswegen im romantischen Licht einer deutschen Irredenta sahen. Das Institut für osteuropäische Geschichte und Landeskunde ist in Berlin; ein einzelnes schon bestehendes Seminar kann für die Neugestaltung im großen jedoch nicht bindend sein. Die Universitäten Breslau und Königsberg bedürfen ohnehin der Belebung. Breslau wäre vielleicht vorzuziehen, weil seine Nähe zu Österreich auch Besucher aus der Donaumonarchie anlocken würde.

Berlin hat bereits die wesentlichsten Anfänge für drei wichtige Kulturkreise. Das Amerika-Institut (das übrigens entsprechend der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten noch keine wirkliche Kultureinheit bilden, eine wesentlich abweichende Entwicklung nehmen wird) muß weiter ausgebildet werden, falls man sich nicht entschließen will, die Pflege dieses Kulturkreises einer künftigen Hamburger Universität zu überlassen. Austauschprofessoren jedoch haben sich nicht bewährt. Sie beherrschen oft nicht die deutsche Kultur und Sprache so weit, um Amerika von einer instruktiven Seite zu beleuchten, und vor allem: es entwickelt sich keine Kontinuität des Studiums. Das Orientalische Seminar, ursprünglich ein Spracheninstitut, muß ebenfalls individuell behandelt werden, da es sich hier teilweise um Halbkulturen handelt. Die Trennung in ein Institut für den Islam oder den näheren Orient einschließlich Indien, und in ein Ostasien-Institut ist jedenfalls unvermeidlich. Als dritter Zweig blieben die Negersprachen übrig. Näheres können nur Fachleute sagen.

Den Bundesstaaten darf weder das Recht noch die Pflicht bestritten werden, an diesen Neuschöpfungen mitzuwirken. Ohnehin werden wohl nur München und Leipzig in Betracht kommen. Leipzig ist nach alter Tradition eine von den Studierenden der Balkanländer bevorzugte Stätte. Bulgarien und Rumänien unterhalten dort Seminare, die vielleicht aus Privatinstituten in Universitätsinstitute verwandelt werden könnten, ohne daß der Zuschuß dieser Länder fortfiele. Die Universität Athen hat die lebendigsten Beziehungen zu Leipzig. Die Vereinigung dieser drei Länder, zu denen noch Serbien und die Türkei hinzutreten könnten, wäre um so leichter, als ihre teils unentwickelte, teils nicht selbständige Kultur fürs erste von einer geringeren Zahl von Lehrkräften noch beherrscht werden könnte.

Die französische Kultur wird nach dem Kriege voraussichtlich kaum noch die alte Rolle im Ganzen der Weltpolitik spielen. Man wird ihr in Bonn, vielleicht sogar in Straßburg eine Stätte schaffen können, während Italien und die Mittelmeerländer des Westens vielleicht als Aufgabe für München in Betracht kommen, schon wegen des umfassenden kunstgeschichtlichen Materials.

In dieser Übersicht könnte die Aufgabe als unendlich erscheinen und die Frage nach der Aufbringung der Mittel sich ernstlich vordrängen. Es ist aber keineswegs nötig, sogleich vollständig besetzte Institute zu gründen. Vielmehr kann der allmähliche Weg auch hier eingeschlagen werden, wofern nur die grundsätzliche Arbeitsteilung erfolgt und der Gesamtplan als Ziel ins Auge gefaßt ist, ohne den sich der viel teurere Weg des Experimentierens ergeben würde.



VII. Äußeres Verhältnis zur Universität.

Die geschilderten Einrichtungen sind zu groß, als daß sie in den Rahmen eines Universitätsseminars oder -instituts gepreßt werden könnten. Auch hat sich die Eingliederung völlig selbständiger Gebiete in das traditionell geschlossene Ganze einer Fakultät immer als mißlich erwiesen, ganz abgesehen davon, daß die Auslandsstudien mindestens in drei Fakultäten hineingreifen würden. So ist z. B. die Stellung der landwirtschaftlichen Ordinariate in den philosophischen Fakultäten deshalb ungünstig, weil sie eigentlich einen selbständigen Hochschulkörper mit einem ganzen Stab von Dozenten hinter sich haben, die Fakultätsgenossen aber kaum irgendein Verständnis für die besonderen Bedürfnisse dieses Studienzweiges besitzen.

Aus solchen Gründen scheint es mir untunlich, das Kulturkreisstudium in eine oder mehrere Fakultäten mit unterzustecken. Ernst genommen ist der Gegenstand immer zu umfangreich, als daß er diese Grenzen, zu eigenartig, als daß er diese Angleichung vertragen könnte. Stellt man die betreffenden Auslandsprofessuren aber lose neben die Universität, wie es heute beim Orientalischen Seminar der Fall ist, so bilden sie in Wahrheit ein unabhängiges Institut ohne jeden organisatorisch geregelten Verkehr mit der Hochschule. Die Professuren erhalten leicht den Charakter des zweiten Ranges, und die ganze Einrichtung den einer inoffiziellen Veranstaltung, die mindestens für die Fakultätsangehörigen sehr fern steht.

Zwischen beiden Wegen bleibt demnach nur der mittlere, dem betreffenden Kulturkreis an der Universität, der seine Pflege anvertraut ist, **eine eigene Fakultät** zu widmen. Es entsteht dadurch, historisch genommen, eine Anomalie. Aber das Neue, das sich gebieterisch aufdrängt, zersprengt oft die alten Formen. Auch die staatswissenschaftlichen Fakultäten des deutschen Südens haben sich einmal verselbständigt, ohne daß dazu ein so dringender Anlaß gegeben war wie in unserem Falle. Jedenfalls ist kein Zweifel, daß die betreffende Kulturkreisfakultät in sich eine geschlossenere, echtere Einheit bilden würde als manche der alten Fakultäten.[2]) Aber auch nach außen wäre eine fruchtbare und organische Wechselwirkung möglich. In der philosophischen Fakultät sind in Philologie, Geschichte, Geographie, Geologie die wichtigsten Hilfswissenschaften gegeben. Der Historiker und geschichtlich gewandte Philolog des betreffenden Kulturkreises würden ohnehin im Verbande ihrer alten Fakultät bleiben. Die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer würden zu diesem Zweige der Geisteswissenschaften jedenfalls keine geringere Beziehung haben als zu den übrigen. Die Berührungen mit der juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultät wären die allerengsten, und die Theologie könnte mancherlei Anregungen finden. Doch würde ich daraus unter keinen Umständen folgern, daß die Mitglieder der betreffenden Auslandsfakultät außerdem noch Mitglieder der ihnen nächstverwandten alten Fakultäten sein sollen, wie es bei Gelegenheit des Hamburger Universitätsplanes für die kolonialwissenschaftliche Fakultät

2) Universitätsinstitute mit 4 oder mehr gleichgeordneten Dozenten als Direktoren sind in Wahrheit schon kleine Fakultäten, auch ohne diesen Namen zu führen, und kreuzen sich mit den alten Fakultäten in einer Weise, die immer zu Interessenkonflikten führen wird. Ferner sind in den alten Fakultäten großenteils die gesuchten Lehrkräfte noch gar nicht da. Also kann man sie auch nicht in ein solches Institut deputieren.



vorgeschlagen worden ist. Denn daraus würden sich unvermeidliche Reibungen in der Geschäftsführung ergeben.

Es besteht m. E. kein Bedenken, zu den Rechten der neuen Fakultät auch die Teilnahme an der Rektorwahl, die Vertretung im Senat und ein eignes Dekanat zu rechnen. Später wird man ihr die Möglichkeit geben, Doktoren zu kreieren und sich so einen wissenschaftlich hochstehenden Nachwuchs zu sichern.

Trotz alledem kann es sich nicht um eine einfache Nebenordnung zu den 4 oder 5 alten Fakultäten handeln. Die neue würde vielmehr den Charakter einer Facultas superior tragen, in die man der Regel nach erst eintreten kann, nachdem man eine der anderen in gewissem Grade durchlaufen hat. Das folgt schon daraus, daß Auslandskenntnis eigentlich kein „Beruf" ist. Entweder als Staatsvertreter oder als Lehrer, als Theolog oder als Arzt, als Finanzmann oder als industrieller (bzw. agrarischer) Unternehmer geht man ins Ausland. Von einer dieser Seiten her also muß man seine spezifische Schulung gewonnen haben, und mit diesem besonderen Akzent muß man sein Auslandsstudium treiben. Jene höhere Fakultät gibt nur die besondere berufliche Zuspitzung einer wissenschaftlichen Ausbildung, die zunächst in allgemeinen Umrissen vollendet sein muß.

Aus dieser ergänzenden Bedeutung der Auslandsfakultäten ergibt sich dann die abweichende Einrichtung des Studiums gegenüber den Grundstudien.

VIII. Einrichtung des Studiums.

Es ist auch eine der Lehren des Krieges, daß das akademische Studium nicht weiter ausgedehnt werden darf, wenn nicht die besten Jahre der Praxis verloren gehen sollen. Eine weitreichende Ausgestaltung des **akademischen Fortbildungswesens**, zu dem wir bereits wichtige Ansätze (besonders in den Staatswissenschaften) haben, scheint mir für alle Gebiete zeitgemäß. Auch die Auslandsstudien sollten größtenteils diesen Charakter von Fortbildungskursen erhalten. Und zwar ist hier Fortbildung teils als Fortführung grundlegender theoretischer Studien, teils als vertiefende Fortbildung nach der Praxis im Auslande selbst zu verstehen.

Von Auslandsstudien ohne vorangehende oder begleitende Auslandsreisen ist nicht viel zu halten. Immerhin wird zwischen denen zu unterscheiden sein, deren Leben sein Schwergewicht im Auslande selbst hat (Beamten, Auslandslehrern, Kaufleuten, Landwirten), und denen, die im Inlande die Kenntnis fremder Kulturen zu verbreiten haben, also akademischen und höheren Lehrern. Im allgemeinen werden die ersteren höchstens einmal zusammenhängende Kurse besuchen, während es den letzteren möglich ist, öfter zu ihnen zurückzukehren. Beide Kreise sollen im akademischen Verkehr ihre Vorzüge gegeneinander austauschen, wie denn auch auf die Anwesenheit von Ausländern des betreffenden Kulturkreises in der Universitätsstadt zu Studienzwecken selbstverständlich gerechnet wird.

Schon wegen dieser Zusammensetzung des Hörerkreises empfiehlt es sich, kürzere Abschnitte als das übliche Semester zur Studieneinheit zu wählen, damit man leichter in das Studium eintreten und es leichter unterbrechen kann. Um aber andrerseits eine gewisse Parallelität mit den Zeiten der anderen Fakultäten zu bewahren, könnte man **Trimester** zu je 2 Monaten einrichten: vom 15. Oktober bis 15. Dezember, vom 15. Januar bis 15. März, und vom 1. Mai bis Ende Juni. Das akademische Wintersemester zerfiele dann für die Auslandsstudien in zwei Teile, das Sommerse-



mester würde früher geschlossen werden. Darin liegt zugleich eine gewisse Gegenwehr gegen pedantische Ausführlichkeit der Vorlesungen. Beurlaubungen für zwei Monate sind leichter durchführbar als für ganze Semester.

Als Hörer kommen keineswegs nur Vollakademiker in Betracht. Praxis im auswärtigen Handel, in der Landwirtschaft, im Finanzwesen muß als ausreichender Ersatz für das formelle Reifezeugnis angesehen werden. Es ist anzunehmen, daß jede Hörerkategorie ein Bedürfnis nach sonstigen Vorlesungen der betreffenden Universität hat: Auslandsbeamte und Finanzleute nach den juristischen und staatswissenschaftlichen, Landwirte nach naturwissenschaftlichen und agrarökonomischen, Ärzte nach hygienischen und klimatologischen, Geistliche nach theologischen, Lehrer nach geschichtlichen und philologischen. Dieser Hinweis genügt, um den organischen Zusammenhang zu bestätigen, um dessen willen die Verbindung der Auslandsstudien mit den Universitäten befürwortet wird.

Ein besonders wichtiger Punkt, der jedoch nicht der einseitigen Regelung durch das Kultusministerium unterliegt, ist die Vorbildung der Diplomaten und Auslandsbeamten. In den Bestimmungen vom 1. Mai 1908, die allerdings „wissenschaftliche" Kenntnisse und nicht bloße Geschäftserfahrung verlangen, ist von eigentlichem Auslandsstudium **gar nicht die Rede**, abgesehen vom Staatsrecht der größeren fremden Staaten und der äußeren Handelspolitik. Für den letzteren Zweck wird der Besuch einer Handelshochschule empfohlen. — Die in dieser Denkschrift vorgeschlagenen Einrichtungen würden mindestens als ein Angebot an das Auswärtige Amt ihre Wirkung tun. Freilich ist dabei ein Gesichtspunkt unumgänglich, der oben bereits allgemein ausgeführt worden ist: es gibt kein „Auslands"-studium schlechtweg, sondern immer nur ein Studium einzelner Länder. Also werden auch die Diplomaten nur ein oder zwei große Kulturkreise wirklich „studieren" können. In dem Bereich dieser Länder, mit denen sie sich praktisch und theoretisch vertraut gemacht haben, sollte man sie lassen.[3]) Denn auch für die Diplomaten gilt, was überall gilt: Talente bewähren sich in dem, was sie gründlich gelernt haben, nur Genies kann man mit Erfolg vor wechselnde Aufgaben der verschiedensten Art stellen; und auch diesen bleibt die sachliche Orientierung nicht erspart, sondern höchstens der reguläre schulmäßige Weg des Lernens.

IX. Ausbreitung der Auslandsstudien und „Allgemeine Auslandsbildung".

„Allgemeine Auslandsbildung" als Stück der politischen Volkserziehung läßt sich in doppelter Gestalt denken: Entweder in der Form einer weitverbreiteten volkstümlichen Propaganda, wie sie von seiten der Reichsregierung und privater Vereine etwa in Sachen der Kolonial- und Flottenpolitik zur Anwendung gekommen ist: Ausstellungen, erzählende Schriften, Reiseberichte, Kinovorführungen, vor allem aber die illustrierte Presse werden in dieser Hinsicht die weiteste Wirksamkeit entfalten. — Oder in Gestalt populärer Wissenschaft, die in Vorträgen, Broschüren und Museen durch wirkliche Kenner dargeboten

3) Die heute üblichen Wanderkonsulate führen zu keinem sicheren Einleben in ein fremdes Land und Volk und sind eine der Wurzeln des Übels. Hingegen bereitet es wohl keine Schwierigkeiten, daß sich nicht alle Auslandsfakultäten in Berlin, dem Mittelpunkt der diplomatischen Ausbildung, befinden würden.



wird. Denkt man an die erste Form (die Propaganda), so geht das die Universitäten nichts an. Denn — das hat uns dieser Krieg gelehrt — zur Beeinflussung der Volksstimmung sind ganz objektive Darstellungen am wenigsten geeignet. Politische Mittel müssen notgedrungen eine politische Färbung haben. Populäre Auslandswissenschaft aber ist nur denkbar, wenn schon eine echte Wissenschaft der betreffenden Gebiete da ist, und hierfür ist nicht jeder Reisende und Journalist ohne weiteres brauchbar. Verlangt man von den Universitäten eine anregende Wirkung nach dieser Seite, so müssen vorher Gelehrte von solcher Richtung da sein. Bloße Praktiker und Geschäftsleute können nicht in die akademischen Hauptämter gelassen werden. Vielmehr denke ich mir die Auslandsfakultäten so, daß durch die Hauptprofessuren das Niveau gehalten wird, während nebenamtlich oder auftragsweise Dozenten zugelassen werden können, die in den andern Fakultäten gemäß ihrer eigentümlichen Struktur nicht am Platze wären. Diese „Dozentenschaft“ wird auch nicht (wie die Hauptprofessoren) nach vorher feststehenden Gebieten zu wählen sein, sondern es wird einerseits das Bedürfnis, andrerseits die Person und ihre Verwendbarkeit (auf Zeit oder für die Dauer) allein ausschlaggebend sein. Einen Professor für englisches Recht z. B. wird man immer haben müssen; einen Dozenten für englische Textilindustrie nur dann, wenn gerade ein Mann mit entsprechender Erfahrung und Bildung da ist und das Unterrichtsbedürfnis nach dieser Seite geht.

Wenn in der Denkschrift vom 24. Januar 1917 zwischen der wissenschaftlichen Ausbildung und der allgemeinen Auslandsbildung eine dritte Aufgabe: „Praktische Schulung von Beamten und Privaten, die ins Ausland wollen“, genannt wird, so läßt sich dieser Zweck nur unter doppelter Voraussetzung erreichen: Es müssen neben den Hauptprofessoren wissenschaftlicher Richtung Lehrkräfte vorhanden sein, die ihre Arbeit in der Richtung auf das Technische und Praktische ergänzen; und es müssen Institute vorhanden sein, die nicht nur Bücher, sondern ein umfassendes Anschauungsmaterial enthalten. Jedoch muß dafür gesorgt werden, daß diese untergeordneten Aufgaben nicht das Gesamtniveau der Universität schädigen.

Im allgemeinen wird es im Anfang an solchen fehlen, die mit dem nötigen Erfahrungskreis Gabe und Neigung zum Lehren verbinden. Eben deshalb ist vielleicht die wichtigste Aufgabe für den Augenblick, mit deren Hervorhebung ich diese Skizze abschließen kann, die Heranbildung von Auslandslehrern für das Inland, d. h. von Männern, die an Schulen und in freien Vortragskursen das Interesse für einzelne Teile des Auslandes (denn eine „allgemeine“ Auslandskenntnis in dem Sinne umfassender Kenntnis aller Länder wird es nie geben) zu wecken fähig sind. Oft genug (bei der Volksschule wie bei der Frauenschule und bei der Fortbildungsschule) hat man den Fehler gemacht, von unten zu bauen und Schulen zu gründen, ehe man Lehrer für sie hatte. So paradox es klingt: im Unterrichtswesen muß man von oben bauen. Sorgt man für eine echte Wissenschaftsquelle höchster Potenz und für die Ausbildung von Lehrkräften an dieser Quelle, so verbreitet sich der Geist des betreffenden Gebietes ganz von selbst nach unten und in die Weite. Man setze also diesmal an der rechten Stelle ein: Wir brauchen vor allem für unsere höheren Schulen und für Vortragskurse in größeren Städten ein wachsendes Heer von Lehrkräften, die

auf Grund eigener Anschauung und kritischer Urteilsschulung das Interesse für die Besonderheit der fremden Kulturen wecken. Das kann nicht gelegentlich geschehen, durch Beschäftigung einzelner bereits geeigneter Leute an einzelnen Universitäten und Schulen; denn das wäre eine Bodenkultur ohne Rücksicht auf ihre Reproduktion. Die Aussaat muß so sein, daß sie nicht nur dies Jahr Früchte gewährt, sondern auch Saat für die nächsten Jahre. Unerläßlich ist, gleichviel, ob man unsre sonstigen Pläne billigt oder nicht, die Ausdehnung des neuphilologischen Universitätsstudiums zu einem Auslandsstudium mit lebendigen kulturellen Tendenzen. Dazu kann es aber erst werden, wenn die Kenntnis der kulturell und politisch wichtigsten Länder planmäßig gefördert wird: durch Reisestipendien, die über den bloßen Buchbetrieb hinausführen, und durch Studienmittelpunkte, deren hochstehender akademischer Geist aus den Reiseerfahrungen erst ein Kulturverständnis macht. Lebendiger Verkehr und Studium müssen so eng miteinander verbunden sein, daß durch den ständigen Austausch von Studierenden zwischen der Heimatuniversität und dem betreffenden Auslande die ganze geistige Färbung des gewählten Ortes bestimmt wird.

Die Verluste der Casseler Galerie in der Zeit der französischen Okkupation 1806—1813.

Von Georg Gronau.

Im Jahre 1816 stellte der Inspektor der Casseler Galerie E. F. F. Robert nach Rückerstattung der Gemälde des kurfürstlichen Besitzes aus Paris ein neues Inventar auf, in welchem er nicht nur das damals wirklich Vorhandene, sondern auch alles, was sich jemals im landgräflichen Besitz befunden hatte, anführt. In der vom 30. April datierten Vorrede faßt er die Verluste, die der Sammlung während der Zeit der französischen Okkupation des Hessenlandes entstanden waren, kurz zusammen; aus seinen Worten läßt sich die numerische Bedeutung dieser Einbuße am besten erfassen.

„Im Jahre 1806 wurden auf allerhöchsten Befehl (des damaligen Kurfürsten Wilhelms I.) eingepackt 48 Stück, welche bei der verräterischen Überrumpelung von Cassel dem General Lagrange in die Hände fielen, und nach Mainz transportiert und von da nach Paris oder Malmaison. Von diesen sind drei Stück 1815 aus Malmaison wieder zurückgeholt worden. Es fehlen daher (folgen die Nummern des Inventars) . . . im ganzen 45 Stück.

Unter dem von 1806—1807 vom französischen General Lagrange geführten Gouvernement sind ferner abhanden gekommen und fehlen in der Sammlung . . . im ganzen 48 Stück.

Der berüchtigte Denon hat folgende Gemälde, welche er einesteils in das darüber gegebene Verzeichnis aufgeführt, aber 1815 nicht zurückgegeben worden sind; andere aber ohne ein Empfang darüber auszustellen mitgenommen und rein gestohlen . . . im ganzen 20 Stück.

Endlich sind unter der usurpierten Regierung des Westfälischen Afterkönig Hieronimus Napoleon vermißt, gestohlen und abhanden gekommen . . . im ganzen 280 (richtig 269) Stück."

Nach Roberts durch Aufführung der fehlenden Inventarnummern belegten



Zusammenstellung haben demnach die Casseler Sammlungen während der Jahre 1806—1813 im ganzen 382 Gemälde verloren, d. h. etwa ein Fünftel ihres früheren Gesamtbesitzes. Dieser Verlust erscheint noch ungleich bedeutsamer, wenn man die einzelnen Objekte ins Auge faßt: eine große Zahl derjenigen Stücke, die den höchsten Ruhm der Sammlung bei den Kunstfreunden der Vergangenheit ausmachten, befindet sich darunter.

Die Geschichte des französischen Kunstraubs und der teilweisen Rückerstattung der Bilder im Jahre 1815 ist mehrfach behandelt worden, jedoch niemals in so umfassender Weise, daß der wirkliche Charakter der Einbuße genügend herausgearbeitet worden ist. Neues Material ist seit jenen früheren Veröffentlichungen gedruckt worden; andere Tatsachen lassen sich aus einzelnen fragmentarischsen Akten feststellen. Es scheint daher angebracht, was darüber bekannt ist, zusammenzustellen, auch um die stark übertriebenen, aber durch langjährige Tradition in Hessen sanktionierten Behauptungen über den Bestand an ehemaligen Casseler Bildern in der Ermitage in Petersburg zu berichtigen.

Bei dem bedrohlichen Heranrücken des französischen Heeres war Kurfürst Wilhelm I. darauf bedacht, außer seinem sich auf viele Millionen belaufenden Barvermögen und dem gleichfalls einen bedeutenden Wert darstellenden Silberschatz den wertvollsten Teil der von Vater und Großvater überkommenen Gemälde in Sicherheit zu bringen. Aus den Beständen wurden im ganzen 48 Stück ausgewählt, die man für das kostbarste Gut ansah: eine Auswahl beiläufig, die zwar tatsächlich eine Reihe der wirklichen Perlen umfaßte, aber auch manches, das in der heutigen Bewertung nicht so hoch eingeschätzt werden würde; wofür dann anderes, das heute als höchstes Gut angesehen wird (wie Rembrandts „Segen Jakobs", die „Saskia", der „Bruyningh" und die „Große Landschaft"), in die Zahl der in Sicherheit zu bringenden Gemälde nicht einbezogen wurde.

Unter den ausgewählten Gemälden befanden sich: von Rembrandt die große Kreuzabnahme, das Noli me tangere, eine Maria mit dem Kind und zwei Bildnisse, Gegenstücke eines Herrn und einer Dame, Potters zwei berühmte Gemälde („La vache qui pisse" und das „Leben eines Jägers" in 14 Abteilungen), fünf Bilder von Gerard Dou, darunter die zwei Darstellungen der Heringsverkäuferin, zwei Werke von Slingelandt, van der Heydens Ansicht des Verkey in Amsterdam und eine Ansicht von Cöln, vier große Frucht- und Blumenstücke Jan van Huysums, zwei Hauptstücke von Berchem, eine Gesellschaft beim Kartenspiel von Schalcken, vier Arbeiten Wouwermans, darunter der „Kirchenraub" und der „Heuwagen", das Bildnis des Lukas van Uffelen von Van Dyck, drei Gemälde von Teniers („Der Aufzug der Antwerpener Schützengilde", „Die Wachtstube" und eine „Bauernstube"). Ferner sämtliche fünf Bilder von Claude Lorrain, darunter die „vier Tageszeiten", zwei dem Poussin zugeschriebene Werke, eine „Heilige Familie" von Andrea del Sarto, die „mütterliche Liebe" und eine „Heilige Familie", die unter Leonardos Namen bekannt waren, eine Madonna von Raffael nebst Werken von Annibale Carracci, Carlo Dolci, Guido Reni und andern Meistern. Diese „Auswahl einiger der vorzüglichsten Gemälde in der kurfürstlichen Gallerie zu Kassel" wurde in sechs Kisten verpackt; am Schluß des Verzeichnisses, das die gewählte Anordnung meldet, ist bemerkt:

„Obige Gemälde sind am 1ten Oktober 1806 eingepackt und durch herrschaftliche Tagelöhner ins kurfürstliche Residenz Schloß in sechs Kasten transportiert worden."

Über die weiteren Schicksale dieser Bilderauswahl stehen völlig sichere Nachrichten nicht zur Verfügung. Wahrscheinlich wurden die sechs Kisten mit dem Silberschatz des kurfürstlichen Hauses vereinigt und in ein, wie man glaubte, völlig sicheres Versteck gebracht. Die Wahl fiel auf das im Reinhartswalde gelegene Jagdschloß Sababurg, woselbst am 18. Oktober nachmittags 42 große und kleine Kisten eintrafen und in einem Gewölbe an der Haupttreppe eingemauert wurden.[1]) Eine Stelle in einem noch wiederholt anzuführenden Briefe Denons vom 30. Juni 1814, in dem er sich über die Casseler Bilder ausspricht, ist geeignet, diese Annahme zu stützen: „Je m'empresse d'adresser à Votre Excellence (an den Hausminister Grafen Blacas) la liste des quarante-huit tableaux enlevés de Cassel par l'électeur, après la bataille d'Iéna, *retrouvés dans une maison de garde-chasse, dans une forêt,* saisis par le général Lagrange et expédiés par lui à l'impératrice Joséphine qui, pour lors, était à Mayence.[2])

Der Zufluchtsort, an welchem man die Schätze des kurfürstlichen Hauses untergebracht hatte, blieb nach der Besetzung Cassels durch die Franzosen unter Marschall Mortier den französischen Behörden nur wenige Tage verborgen. Nachdem der zum Gouverneur für Hessen eingesetzte General Lagrange am 4. November eine Proklamation erlassen hatte[3]), in der die Aufforderung enthalten war, die dem kurhessischen Staat gehörigen, etwa verborgenen Wertstücke anzuzeigen, machten Oberbaurat Jussow, der selbst die Vermauerung des Schatzes in Sababurg geleitet hatte, und Steuerrat Gottsched dem Landesdirektorium eine Mitteilung über das Versteck; dieses gab sie an Lagrange weiter, und so wurde der Silberschatz unter französischer Bewachung zunächst nach Cassel zurückgebracht und von dort durch die Franzosen nach Mainz weitertransportiert. Die Bilderkisten erfuhren wahrscheinlich dasselbe Schicksal.

Jedoch gelangte nicht die volle Zahl der 48 Gemälde an den vorläufigen Ort ihrer Bestimmung. Wie nämlich aus der Fortsetzung des oben bereits ausgeführten Schreibens von Denon hervorgeht, erhielt die Kaiserin Josephine nur 36 von den 48 Bildern[4]), so daß Denon folgerte, es müsse eine Kiste verloren gegangen sein. Hier klar zu sehen und festzustellen, welche Bilder tatsächlich in Josephinens Besitz gelangten, welche nicht, wird dadurch noch erschwert, daß die Kaiserin, wiederum nach Denons Aussage, über eine größere Zahl frei verfügt hatte. Mit Sicherheit lassen sich von diesem Augenblick an die Schicksale von etwa 22 Bildern verfolgen, von denen die Mehrzahl, durch Kaiser Alexander I. angekauft, in die Ermitage gelangt ist, drei 1815 dem rechtmäßigen Besitzer zurückerstattet wur-

1) S. den Bericht eines Augenzeugen, des späteren Geh. Rat Schwedes, in: Zeitschrift für hessische Geschichte N. F. I, 251 ff.

2) Charles Saunier, Les conquêtes artistiques de la révolution et de l'empire, Paris 1902, p. 78.

3) Vgl. die Schrift von Hugo Brunner, General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Cassel. Cassel 1897.

4) Dieselbe Angabe findet sich in einem Bericht des hessischen Gesandten von Carlshausen vom 22. August 1815. Vgl. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Marburg 1886, II, p. 399.



den und weitere zwei oder drei noch später bei Josephinens Nachkommen, den Herzögen von Leuchtenberg, nachzuweisen sind.

Was aus den übrigen geworden ist, läßt sich nur vermuten; und diese Vermutung weist dahin, daß General Lagrange sie für sich genommen habe. Da er nachweislich gegen Zahlung einer Summe von 800000 Francs sich rücksichtlich des Privatvermögens des Kurfürsten bestechen ließ, das nach Frankfurt in Sicherheit gebracht werden konnte, liegt der Gedanke nahe, daß er auch unter den Gemälden des Kurfürsten eine Auswahl traf, die er für sich behielt, wie ja auch nach Roberts Aussage unter seinem Gouvernement weitere 48 Gemälde veruntreut worden sind. Dieser Verdacht muß ferner durch den Umstand verstärkt werden, daß zwei Kisten, welche hervorragende Kostbarkeiten in Edelmetall enthielten, seitdem Lagrange sie dem Museum entnommen hatte, spurlos verloren geblieben sind[5]); jedenfalls fand sich 1815 nichts davon in den Pariser Museen vor. Der ehemalige Gouverneur wußte während der Anwesenheit der hessischen Delegierten in Paris seine Spuren so gut zu verbergen, daß es dem um die Wiederbeschaffung der geraubten Kunstsachen hochverdienten Jacob Grimm trotz eifrigster Bemühungen nicht gelang, auch nur seine Wohnung auszukundschaften. Wenn dann eine Reihe der verschollenen Bilder in den auf den Friedensschluß folgenden Jahren bald hier, bald da auftauchen und ihre Spuren mehrfach auf den Pariser Kunsthandel führen, so gewinnt die Vermutung, daß kein andrer als Lagrange für das Verschwinden von 12 jener auserlesenen 48 Bilder verantwortlich zu machen sein dürfte, an innerer Wahrscheinlichkeit.

Lagrange bekleidete die Stellung eines Gouverneurs nicht ganz ein Jahr; dann trat er als Chef des Kriegsdepartements in die Regentschaft des neugebildeten Königreichs Westfalen ein, um bald hinterher, weil etwas von seinen Veruntreuungen ruchbar geworden war, seinen Posten und den ihm zu heiß gewordenen Boden zu verlassen.[6]) Zu der Zeit seiner Allmacht waren nach Roberts Angabe weitere 48 Gemälde aus den kurfürstlichen Sammlungen verschwunden. Wenn diese sich auch nicht an Bedeutung mit jener ersten Auswahl der kostbarsten Stücke messen können, so handelte es sich doch auch hier um überwiegend erlesene Qualität. In der Liste findet man u. a. ein Bild von Rembrandt (Christus mit der Dornenkrone), zwei von Rubens, zwei von Frans Hals (Bauernkopf und Bauernmädchen), fünf Arbeiten von Ostade, darunter die „Anbetung der Hirten" (jetzt bei Otto Beit in London), eine „Bauerngesellschaft" (Sammlung Heugel, Paris) und drei Aquarelle mit Bauernszenen, drei dem Bouwer zugeschriebene Bilder, einen hervorragend schönen Metsu (Das Austernfrühstück, jetzt in der Ermitage), einen Terborch, vier Teniers, von denen der eine, die „Affenküche" in die Ermitage gelangt ist, ein ausgezeichnetes Stück von Wouwerman, den Auszug zur Falkenjagd darstellend (wahrscheinlich das Bild, das A. von Rothschild in London gehört), ein von Smith besonders gerühmtes Familienstück des Gonzalez Coques, sowie Arbeiten von Schalcken und van der Werff, von Berchem und Dujardin, mehrere de Heems und andere. Auch hier fehlt es meist an genügenden Anhalts-

5) Das genaue Verzeichnis ist abgedruckt in Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde IX, 1882, S. 336ff.

6) S. Brunner a. a. O. p. 50.



punkten, um die Schicksale der Bilder aufzuhellen. Nur so viel läßt sich bestimmt sagen, daß vier von diesen 48 Bildern gegenwärtig in der Ermitage zu finden sind — außer den zwei schon genannten von Metsu und Teniers van der Werffs „Austreibung aus dem Paradies" und eine „Landschaft mit Kühen und Schafen" von Dujardin —, und daß ein fünftes Stück, eine Landschaft von Breughel, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als ein später im Leuchtenbergschen Besitz befindliches Bild angesehen werden darf. Demnach sind einige dieser von Lagrange fortgenommenen Bilder mit jener ersten Sendung an die Kaiserin nach Mainz gegangen und gehören in die Rubrik der „Malmaison - Bilder". Von den übrigen Bildern sind dann einige wiederum bald nach dem Pariser Frieden im Kunsthandel zu Paris aufgetaucht.

Wenige Wochen, nachdem die Franzosen von den hessischen Landen Besitz ergriffen hatten, erschien in Cassel Napoleons Berater in Kunstangelegenheiten, seit 1803 Generaldirektor des Nationalmuseums, Vivant Denon, um auf Grund einer Kabinettsorder des Kaisers vom 24. November 1806 aus den Casseler Sammlungen die für das Musée Napoléon geeigneten Bilder auszusuchen. Als er die von dem Landgrafen vereinigten Kunstschätze kennen lernte, äußerte er sich gegen den Galerieinspektor Joh. Heinrich Tischbein d. J., noch nie sei ihm die Wahl so schwer gefallen: „Car tous sont des perles et des bijoux."[7]) Trotz dieser durch den Reichtum des Vorhandenen verursachten Verlegenheit traf Denon eine Auswahl, die seiner bewährten Kennerschaft alle Ehre macht. In dem am 8. Januar 1807 aufgesetzten und von Denon, dem Hofmarschall Grafen von Bohlen, Tischbein und dem französischen Intendanten Hessens, Martellière, unterzeichneten Protokoll der Übergabe sind 263 Gemälde aufgeführt, zu denen in einem Supplement vom 16. Januar weitere 36 Nummern hinzukamen, so daß Denon insgesamt 299 Bilder aus den Casseler Sammlungen zur Überführung nach Paris bestimmte, deren jedes sofort mit dem Siegel versehen wurde. Die Abnahme und Übergabe dieser Bilder erfolgte in der durch die Rechtsanschauungen jener Zeit zugelassenen, legalen Form und ebenso ist, wie wir sehen werden, die Rückerstattung 1815 erfolgt. Nur ein Bild, behaupteten die französischen Beamten später, habe niemals den Ort seiner Bestimmung erreicht, nämlich ein Bildchen vom älteren Mieris, einen seifenblasenden Knaben darstellend.[8]) Es soll angeblich vor dem Transport noch in Cassel abhanden gekommen sein; Robert im Inventar zu 1816 beschuldigt Denon dieses Diebstahls, jedoch ist es höchst zweifelhaft, ob mit Recht.

So gingen jetzt die Casseler Sammlungen fast aller Werke verlustig, die ihren Ruhm in der Welt der Kunstfreunde bedeutet hatten, der besten Rembrandts und Rubens, der van Dycks und Jordaens und der erlesenen Gruppe der niederländischen Kleinmeister. Es bezeichnet den damaligen Zeitgeschmack, daß auch eine verhältnismäßig große Zahl der nicht bedeutenden italienischen Bilder mit fortgeführt wurde, dagegen drei von den sieben Gemälden des Frans Hals zurückgelassen.

Robert hat in der eingangs zitierten Einleitung seines Inventars 20 Bilder

7) Fr. Müller, Zur Geschichte der Casseler Galerie. Zeitschr. f. bild. Kunst VI, 1871, S. 189.

8) Wahrscheinlich identisch mit einem von Smith, Catalogue, Supplement S. 37 Nr. 11, aufgeführten Bild in Buckingham Palace, London.

aufgeführt, die teils 1815 nicht zurückgegeben, teils von Denon ohne Empfangsbestätigung mitgenommen und „rein gestohlen“ worden seien. In die erste Rubrik gehören im ganzen 10 Bilder, von denen drei in französischen Provinzmuseen verblieben, vier nach Aussage der französischen Behörden während der Besetzung von St. Cloud und Compiègne durch preußische Truppen 1814 fortgekommen sein sollten; das achte ist der bereits aufgeführte Mieris, der angeblich schon in Cassel selbst abhanden kam. Von einem weiteren Bilde, einem Kircheninnern des Neefs, heißt es 1815: „Ce tableau ne s'est pas trouvé et a probablement été remis à une autre Cour.“ Heute läßt sich feststellen, was es mit diesem Verschwinden für eine Bewandtnis gehabt hat: es war nach Schloß Malmaison gebracht worden und gehört zu den von Josephinens Erben an Alexander I. verkauften Bildern (Ermitage Nr. 1198). Das zehnte Bild — ein Kampf zwischen Infanterie und Kavallerie im Kornfeld von Wouwerman — war zwar laut ausdrücklicher Erklärung Denons aus Cassel mitgenommen worden, fand sich aber 1815 nirgends vor.[9]) Unter den übrigen Bildern erscheint nur eines von hervorragender Bedeutung gewesen zu sein: ein männliches Bildnis in Lebensgröße von Rembrandt, das bisher nicht wieder hat nachgewiesen werden können.[10])

Inwieweit Robert mit seiner Beschuldigung Denons recht hat, läßt sich gegenwärtig nicht mehr feststellen. Der Verdacht einer persönlichen Bereicherung liegt bei einem Manne nahe, der ein ebenso hervorragender Kenner wie feinsinniger Sammler gewesen ist. Zugunsten Denons fällt jedoch der Umstand schwer ins Gewicht, daß in dem Katalog seiner reichhaltigen Sammlung, der nach seinem Tode aufgestellt wurde[11]), sich nicht ein einziges Bild vorfindet, dessen Herkunft aus der Casseler Galerie erweisbar wäre. So ist es wahrscheinlich, daß Robert, ohne sichere Anhaltspunkte zu besitzen, Denon hier kurzerhand Verluste der Sammlungen aufgebürdet hat, für die nicht dieser, sondern andere Organe der französischen Verwaltung verantwortlich zu machen sind.

Cassel hatte demnach innerhalb der ersten drei Monate der französischen Okkupation nahezu vierhundert seiner kostbarsten Bücher eingebüßt; und selbst damit hörten die Raubzüge noch nicht auf. Auf die Trilogie des amtlichen und privaten Kunstraubes folgte noch ein von den französischen Behörden in Szene gesetztes Satyrspiel. Ende Januar 1808 mußte plötzlich das Erdgeschoß der Malerakademie freigemacht werden, um für die Gouvernementsdruckerei Platz zu schaffen; die daselbst befindlichen Gipse und Bilder wurden in Eile in das Museum verbracht.[12]) Dort muß es dann wegen der Unterbringung des Restbestandes der Galerie — soweit sie nicht in den verschiedenen Schlössern verstreut war —

9) Es könnte nach den annähernd übereinstimmenden Maßen identisch sein mit einem Bild, das nach Angabe von Smith (Catalogue, Suppl. S. 202 Nr. 185) 1834 auf der Versteigerung der Duchesse de Berry in London vorkam.

10) In einem später noch anzuführenden handschriftlichen Verzeichnis von Robert ist als Besitzer dieses Bildes der russische Kaiser angegeben.

11) Description des objets d'art qui composent le Cabinet de feu M. le baron V. Denon. Tableaux ... par A. N. Pérignon. Paris 1826. Die Angabe bei Rooses, L'œuvre de Rubens III, p. 139, spricht eher gegen als für einen Raub von seiten Denons.

12) H. Knackfuß, Geschichte der Kgl. Kunstakademie zu Cassel, Cassel 1908, S. 124.



Schwierigkeiten gegeben haben, deren der Minister der Justiz und des Innern, Siméon, durch ein besonders einfaches Verfahren glaubte Herr werden zu können: die Gemälde sollten zur öffentlichen Versteigerung gebracht werden. Allerdings nicht alles und jedes; vielmehr wünschte der Minister, daß eine Auswahl getroffen würde. Diese Aufgabe wurde aber nicht dem Inspektor Tischbein, noch seinem Adlatus Robert übertragen, sondern dem Hofwerkmeister Wolf. Der wackere Mann, in der Einsicht, daß er „aus Mangel an Kenntnissen" diese Auswahl nicht treffen könnte, sandte seinen Sohn zu Robert, er möchte in das Museum kommen „und von denen aus dem Academie-Haus dahin transportierten Gemählden eine Auswahl treffen". Nach vorheriger Verständigung mit Tischbein kam Robert der Aufforderung nach. Der Werkmeister wies ihm den Auftrag Siméons vor, der dahin lautete, daß „diejenigen (Bilder) von noch einigem Wert im Museum aufbewahrt werden sollten". „Ich fing hierauf an, berichtet Robert, und suchte aus und ließ das ausgesuchte von zwey Taglöhner auf die große Treppe des Museums stellen. Kaum hatte ich über einige zwanzig Stück ausgesucht, als der Hof-Werckmeister ausrief, ja wo wollen wir den Platz finden, wenn sie so fortfahren wollen auszusuchen. Ich gegenantwortete ihm, wenn ich nach Überzeugung verfahren sollte, müßte ich also machen, fragte ihn, ob er etwa diese Gemählde verschleudern wollte und für 8 oder 11 Groschen das Stück verkaufen, das 20, 30, 50 Louisdor wert sey; wenn dieses der Fall, dann wäre ich hier nichts nütze und würde wieder nach Hause gehen, er könne es dann nach Gefallen machen. Hierauf versetzte er, er wünsche, daß man sie alle behalten könne, es wäre aber des Raumes wegen, man würde sie nicht alle im Museum unterbringen können. Ich fuhr also fort auszusuchen nach Überzeugung und Gewissen, und hätte von Herzen gern manches gutes und schönes Portrait, manches anderes Bild von geringem Werth doch seiner Geschichte wegen zu erhalten gesucht. Viele von den ausgesuchten wurden nachher vor ein Spottgeld verkauft und verschleudert, wie ich vorher gesagt hatte. Da die Zeit zu kurz war, um genauer die Gemählde prüfen zu können, so ist manches schöne Portrait von Werth mit ausgeschossen und verkauft worden." Und in einer Nachschrift bemerkt Robert noch: „Aus den gantzen Bildern, die im Museum verkauft worden nebst denen goldenen Rahmen aus der Bilder Gallerie, sowie mehrere andere Gegenstände aus dem Museum ist eine Summa von ohngefähr 700 Rthlr. gelöst worden."[13])

Durch sein Eingreifen vermochte Robert wenigstens 260 Bilder der Sammlung für Cassel zu retten — einen freilich traurigen Rest, wenn man an den früheren Besitz denkt. Immerhin war das vor der Verschleuderung Bewahrte durchaus nicht völlig wertlos; finden sich doch darunter Bilder, wie der „Lustige Zecher" von Frans Hals, zwei Gemälde von Jordaens („Moses schlägt Wasser aus dem Felsen" und die kleinere Fassung der „Erziehung des Jupiter"), das große, dekorative Stilleben von P. Boel, die zwei interessanten, dem Cornelis de Vos zugeschriebenen Bildfragmente, der „Kranke Königssohn" von Celesti, ein großer (noch nicht ausgestellter) Luca Giordano, mehrere Bilder von Liberi, die „Legende von der Königstochter" von Paolo Veronese, das

13) In dem Vorwort zum Inventar von 1816. Der betr. Passus ist vollständig abgedruckt in Eisenmanns Katalog der Casseler Galerie von 1888, S. XV ff.



ausgezeichnete, wohl spanische Porträt eines Edelmanns und so noch manches andere, das auch in der heutigen Galerie Beachtung fordert. Aber nicht alles wiederum, das damals durch Robert gerettet wurde, ist vor späterer Veruntreuung bewahrt geblieben. Bei recht vielen Nummern hat dieser mit roter Tinte bemerkt: „NB. Ist bey dem Bau des sogenannten Reichs Saales gestohlen worden." Über den chaotischen Zustand, in den das Museum während der Verwandlung des Gebäudes in den Ständepalast geriet, liegt die ausführliche Schilderung des Bibliothekars und Vorstands der Antikensammlung, Völkel, vor[14]); aus dieser ergibt sich, daß von der dadurch geschaffenen Gelegenheit zum Diebstahl nur allzu reichlicher Gebrauch gemacht wurde. Unter den Werken, die auf diese Weise verschwanden, scheinen zwei von namhaftem künstlerischem Wert sich befunden zu haben: ein Doppelporträt von Ant. Moro und das Bildnis einer Dame von Luini. Von beiden hat sich jede Spur verloren.

Das übrige, das Roberts Umsicht nicht hatte retten können, wurde am 13. Juni 1808 zur öffentlichen Versteigerung gebracht. „Kein hessischer Patriot beteiligte sich an der Auktion, und so kam nicht weniges an eingewanderte Franzosen und auswärts wohnende Besitzer. Über 200 Gemälde gingen auf diese Art der Galerie für immer verloren.[15]) Auch die Verschleuderung der durch Robert bezeugten goldenen Rahmen der Bildergalerie wird man, namentlich vom heutigen Standpunkt aus, lebhaft bedauern müssen; denn die wenigen Proben von alten Rahmen, die sich aus der Zeit des großen Begründers der Galerie, Landgraf Wilhelm VIII., erhalten haben, beweisen, daß dieser für seine Schätze das gediegen Kostbarste gewählt hatte, während die nach Frankreich entführten Gemälde in Paris alle die uniformen, nüchternen Empirerahmen des Musée Napoléon erhielten, die sie zum Teil bis auf die Gegenwart behalten haben.

Damit war nun die Vernichtung der Casseler Gemäldesammlung durch die französischen Usurpatoren vollendet. Kein Wunder, daß der Mann, der seit 1775 sie als Inspektor treu verwaltet hatte, Joh. Heinrich Tischbein d. J., den Verlust nicht lange überlebte. Die Beraubung durch Denon erschütterte ihn in seinen Grundfesten: „Wie entgeistet ging er zwischen den hämmernden und klopfenden Handwerkern herum. Jedes Bild, das eingepackt wurde, war ihm ein verstorbener Herzensfreund, jede Kiste ein Sarg." „Als er nun bald auch gezwungen wurde, seine Dienstwohnung im Akademiegebäude, die er seit mehr als 30 Jahren innehatte, zu räumen, brach dem Greise das Herz."[16]) Er starb am 22. November 1808.

Die westfälische Regierung war nicht gewillt, die Verluste dadurch verschmerzen zu machen, daß sie ihrerseits auf einen Ausbau der Kunstsammlungen bedacht gewesen wäre. Als ihr Robert durch Vermittlung Johannes v. Müllers, der die Stellung eines Generaldirektors des öffentlichen Unterrichts bekleidete, den Vorschlag unterbreitete, die bedeutende Kupferstichsammlung des Rates von Stöcker zu Frankfurt zu erwerben

14) A. Duncker, Eines hessischen Gelehrten Lebenserinnerungen aus der Zeit des Königs Jérôme, in: Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde N. F. IX, 1882, S. 276ff.

15) A. Duncker, Zur Geschichte der Casseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westfalen, in: Deutsche Rundschau, 9. Jahrgang, Februar 1883, S. 225.

16) Duncker a. a. O.



und durch die Vereinigung der an verschiedenen Stellen, in der Akademie, im Palais und Schlössern zerstreuten Bilderreste etwas wie eine neue Galerie zu schaffen, verhielt sich die zuständige Behörde völlig ablehnend.[17]) Es war ein magerer Trost, daß aus den geraubten Galerien von Braunschweig und Salzdahlum 252 Bilder nach Cassel geschafft wurden, denn sie wurden für die Dekoration der Schlösser des Königs und seiner Großwürdenträger verwendet.

Alle die Gemälde, die auf Veranlassung der französischen Behörden 1808 durch Versteigerung der Galerie entfremdet wurden, hat Robert in der letzten Rubrik seiner Aufstellung der Verluste vereinigt und sie als „vermißt, gestohlen und abhanden gekommen" bezeichnet. Es sind im ganzen 269 Nummern, unter denen es auch an großen Namen nicht fehlt, deren Bedeutung man aber daran wird ermessen können, daß die Auslese Denons 1806 und die Auswahl Roberts vor der Versteigerung das Material ja schon sorgfältig gesiebt hatten. Ein Verlust also, den man mehr ziffernmäßig wird in Rechnung zu setzen haben, obschon es an guten Stücken auch hier nicht ganz gefehlt hat. Nur das allerwenigste läßt sich über die Zeit des Verschwindens hinaus verfolgen. Eine größere Zahl auf einmal wurde durch Vermittlung eines Casseler Kaufmanns Rogge-Ludwig, der nach Paris geschäftliche Beziehungen unterhielt, 1820 dem Kurfürsten Wilhelm I. zum Kauf angeboten. Die Bilder befanden sich damals im Besitz eines französischen Herrn, der sie mit 80000 Francs beliehen hatte und sie als sein Eigentum betrachtete, da der ursprüngliche — nicht genannte — Besitzer außerstande war, die Summe zurückzuerstatten. Der Kurfürst lehnte jedoch das Angebot ab, und so sind diese Bilder in Paris verblieben, wo eines von ihnen, eine Gesellschaft von kartenspielenden Bauern von Teniers, 1857 auf einer Versteigerung noch einmal auftaucht.[18])

In einigen wenigen Fällen läßt sich wahrscheinlich machen, daß Robert in diese Rubrik auch Gemälde aufgenommen hat, die bereits früher, sei es durch Lagrange, sei es durch Denon fortgekommen waren. Eine „Wassermühle" von Potter nämlich war laut Zeugnis von Smith 1815 in Malmaison und gelangte von dort aus durch verschiedene Hände in eine englische Privatsammlung[19]); ein Bild von G. Schalcken, heute Eigentum der Hamburger Kunsthalle, war nach Angabe H. de Groots[20]) bis 1814 im Musée Napoléon. In der Liste der von Denon übernommenen Gemälde findet es sich jedoch nicht, muß demnach auf eine andere Weise, falls obige Angabe richtig ist, in die große Staatssammlung gelangt sein. Ein drittes Bild, ein Werk Elsheimers, war in neuerer Zeit in englischem Privatbesitz nachweisbar.[21])

In die Rubrik dieser Verluste müssen auch diejenigen Gemälde eingerechnet werden, die Jérôme nach Frankreich mitgehen ließ, als er im Oktober 1813 sein Königreich räumte. „Nicht allein Privateigentum und solche Gegenstände, die während der Dauer des Königreichs auf Staatskosten angeschafft waren, packte man ein, sondern man raffte auch vom ehemaligen Besitze des hessischen Fürstenhauses so viel zusammen, als in der Eile gehen wollte. Jacob Grimm ... Bi-

---

17) Knackfuß a. a. O. S. 133ff.

18) Blanc, Trésor des arts II, S. 554.

19) Catalogue raisonné V, S. 123, Nr. 7.

20) Beschreibendes Verzeichnis V, S. 363, Nr. 140.

21) Bode, Studien z. Gesch. d. holländ. Malerei, 1883, S. 294.



bliothekar der Königl. Kabinettsbibliothek in Napoleonshöhe, wie das Lustschloß Wilhelmshöhe während der Herrschaft Jérômes genannt wurde, mußte es widerwillig geschehen lassen, daß die kostbarsten Werke und Kupferstiche der ihm anvertrauten Sammlung eingepackt wurden. Aus dem Schloß zu Cassel nahm man mit, was noch an wertvollen Gemälden seit 1807 zurückgeblieben und seitdem aus den Braunschweiger Sammlungen hinzugekommen war." [22])

Unter den Akten der Galerie befindet sich eine recht summarische Aufstellung der Kisten, die in verschiedenen Etappen im April und September/Oktober 1813 durch den Garde-Meuble Hoftapezier Wenderoth verpackt wurden und durch den Spediteur Broeckelmann und Sohn zur Absendung gelangten. Es handelt sich dabei überwiegend um Einrichtungsgegenstände aus dem persönlichem Gebrauch des Königspaares; drei Kisten enthielten 105, drei weitere 60 Bilder, doch fehlt leider eine genauere Angabe des Inhalts. Andere Kisten, bei denen eine solche vorliegt, enthielten die Familienbildnisse z. T. von der Hand Gérards, Davids und des von Jérôme vielbeschäftigten Flamen Kinson. Daß unter den in Eile zusammengerafften Gemälden aus den Schlössern sich noch einzelne Stücke allerersten Ranges befanden, sieht man aus den Verzeichnissen von Roberts Hand: bereits unter den ersten zehn Nummern sind die lebensgroßen Porträts von Rubens, Rembrandt und zwei van Dycks, sowie der „Rabbiner" von Rembrandt. Auch hier, sozusagen in letzter Stunde, ergaben sich neue Verluste für die Casseler Sammlung, denn so sehr sich Robert 1814 darum bemühte, in Paris die Herausgabe aller dieser mitgenommenen Stücke zu erreichen, wurden ihm zunächst doch nur 89 übergeben; ein Teil der Sendung war angeblich „nicht über den Rhein gekommen und sequestriert" worden. Tatsächlich fanden sich Ende 1814 in Frankfurt einige Kisten mit Bildern vor, die durch Robert als teilweis kurfürstliches Eigentum erkannt wurden. Jedoch war nur ein einziges Werk besserer Qualität, ein Blumenstück von der Rachel Ruysch, dabei. Wieviel im ganzen und was im einzelnen auf diese Weise dem kurfürstlichen Besitz entwendet worden ist, entzieht sich weiterer Feststellung, da Robert alle unter der westfälischen Herrschaft entstandenen Verluste in einer Gesamtrubrik vereinigt und sie, wie gesagt, auf 269 Stücke beziffert hat. Darunter wird man gewiß auch alles das zu suchen haben, was bei dem Brande, der in der Nacht vom 23. zum 24. November 1811 etwa den dritten Teil des landgräflichen Schlosses in Cassel vernichtete, zugrunde gegangen ist: ein Verlust, für den die Schuld auch die westfälische Regierung trifft, da die leichtfertige Anlage von Heizungsanlagen durch den Hofbaudirektor Grandjean de Montigny den verheerenden Brand verursacht hat. [23])

Faßt man noch einmal zusammen, was in den Jahren der französischen Okkupation Hessens von den Franzosen teils auf scheinbar legalem Wege (obwohl ja auch hier jede internationalrechtliche Grundlage fehlte), teils mit offenem Gewaltakt oder durch Veruntreuung fortgenommen und verschleudert worden ist, so bedeutet es nicht weniger als die völlige Vernichtung der berühmten Sammlung. An Stelle der Galerie seiner Ahnen, die sich eines verdienten Weltrufes erfreute, fand Kur-

22) Duncker a. a. O. S. 232.

23) Brunner, Geschichte der Residenzstadt Cassel, 1913, S. 342ff.



fürst Wilhelm I. bei seiner Rückkehr in die Heimat Ende November 1813 nur traurige Reste vor: die geringe Zahl von Bildern, die Robert vor dem Verkauf bewahrt hatte, und was etwa in den Schlössern als der Mitnahme nicht würdig befunden worden war.

Der Sieg der verbündeten Armeen über die französischen Heere regte wie anderwärts, so in Hessen, die Hoffnung an, daß der Moment gekommen sei, das Verlorene wiederzuerlangen. Am 14. April 1814 unterzeichnete der Kurfürst die Instruktion für den Oberhofrat und ersten Bibliothekar Voelckel und den Bildergalerieinspektor Robert, die nach einem einleitenden Hinweis auf die Verluste die beiden Beamten anwies, sich „unverzüglich nach Paris zu begeben,[24]), daselbst die genauesten Nachforschungen nach jenen Gegenständen anzustellen, und falls sie dieselben aufgefunden und sich von der Identität überzeugt haben, an die Behörden sich zu wenden, durch deren Autorität am schnellsten und sichersten die Ablieferung bewerkstelligt werden kann". „Zum Beweis des Eigentumes, heißt es in §2, haben dieselben sich nicht nur auf die aufgenommenen glaubhaften Inventarien, sondern auch, falls es nötig sein sollte, auf diejenigen Personen zu berufen, welche bei der Ab- und Zulieferung dieser Gegenstände gegenwärtig gewesen sind, so wie denn dieser Beweis auch durch eine Vergleichung der erwähnten Inventarien mit denen zu Paris befindlichen Verzeichnissen wird geführt werden können." §3 lautet: „Überhaupt und besonders in den Fällen, wo ihnen hinsichtlich des Beweises des Eigentums und der Ablieferung dieser Gegenstände Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden sollten, haben dieselben sich an Unsern Geheimen Staatsminister Grafen von Keller zu wenden." Der Schluß der Instruktion empfahl Sorgfalt bei der Verpackung der Kunstsachen und möglichste Beschleunigung bei der Erfüllung des Auftrags.

Bereits hier tritt ein für die deutscherseits bewiesene Gesinnung charakteristisches Moment hervor — das Rechtsgefühl. Für alles, was man zurückfordert, will man die Beweise der Zugehörigkeit erbringen. Und dies gegenüber den Vorgängen, wie sie sich 1806, 1807 und 1813 abgespielt hatten! Nur Denon war mit kaiserlicher Vollmacht aufgetreten und hatte in rechtsverbindlicher Form die Kunstsachen übernommen: alles andere war ohne jede Quittung geraubt worden. Es ließ sich voraussehen, was für Schwierigkeiten von den französischen Behörden den Delegierten würden bereitet werden. Um so mehr, als seitens der Verbündeten offenbar das Bestreben bestand, das wiederhergestellte legitime französische Königtum in den Augen des Volkes nicht dadurch zu schädigen, daß man an das geheiligte Musée Napoléon Hand anlegte. Es scheint (genauere Nachrichten liegen nicht vor), daß man hessischerseits sich ebenso nachgiebig zu erweisen gesonnen war wie seitens der preußischen Abgeordneten, die sich zu dem Zugeständnis bereitfanden, nur die nicht öffentlich ausgestellten Gegenstände sollten zurückgegeben werden.[25]) Wenigstens ging Robert bei der Feststellung der im Museum hängenden Bilder mit einer Rücksichtnahme vor, die uns unverständlich ist. „Vorstehende 139 Gemälde, bemerkt er zu einer eingesandten Liste, sind nach wie-

24) Bereits am 25. April stellte Denon für Voelckel einen Erlaubnisschein zum freien Eintritt in das Museum aus. Zeitschr. f. hess. Gesch. a. a. O. S. 320.

25) Degering, Französischer Kunstraub in Deutschland, im Oktoberheft 1916 dieser Zeitschrift, S. 31.



derholter Prüfung und Vergleichung des Verzeichnisses kurfürstliches Eigenthum. Zehn oder elf Stücke, welche hier nicht verzeichnet, gehören hier auch noch dazu; diese konnte ich aber, weil sie einestheils zu hoch hingen, zum andern aus Klugheitsmassregel, die Absicht der Anschauung nicht zu verrathen, nicht so genau prüfen, weswegen ich diese vor der Hand aufzuführen unterlasse. Einige Gemälde, welche in dem Kataloge des Pariser Museums aufgeführt, habe nicht vorgefunden, z. B. den Tod des Germanikus von G. Lairesse, das Bohnen- oder Königsfest von Jan Steen etc. . . ." „Den Zutritt in die Gemälde Restaurationen und in die Magazine zu erhalten, ist mir nicht gelungen, und alle angewandte Mühe vergeblich gewesen mir ein Canal hier zu eröffnen. Man versicherte mich, daß seit der Einnahme von Paris alle diese Orte für jedermann verschlossen wären."

Nicht besser erging es mit der Feststellung der in Malmaison aufbewahrten Bilder. „Die Haupt Bilder, z. B. die Claude le Lorrain, Paul Potters, D. Teniers' Auszug der Schützen usw. habe in der Galerie dieser letzteren Schlösser nicht ansichtig werden können, obgleich Se. Excellenz der Herr Staats Minister Graf von Keller den Herrn Geheimen Regierungs Rath und Cammer Herrn von Lepel tages darauf als wir diese Gallerie gesehen, versichert, daß er diese Gemälde daselbst gesehen hätte. Nach nachheriger eingezogener Nachricht erfuhr ich, daß man diese Gemälde weggestellt oder anders wohin aufgehangen hätte, wozu aber der Zutritt versagt wäre. Die drey daselbst gesehenen und in dem Verzeichniss aufgeführten, habe nur in einem Blick und in der Eile übersehen können, indem man uns durch ein an die Gallerie stossendes Kabinet der ehemaligen Kayserin Josephine gleichsam trieb."

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn das Ergebnis dieser Mission kaum den bescheidensten Ansprüchen entsprach. Denn da der Pariser Friede vom 30. Mai die unerhörte Bestimmung enthielt, daß das Pariser Museum im Besitz aller Kunstschätze bleiben sollte, die vor Beginn des Krieges sein Eigentum gewesen waren, konnten die hessischen Bevollmächtigten froh sein, daß sie nicht mit völlig leeren Händen nach Cassel zurückkehrten. Wenigstens gelang es ihnen, „vom Gefolge des Exkönigs von Westphalen die aus den Schlössern und dem Überreste der Galerie geraubten Stücke, die aus der Wilhelmshöher Bibliothek mitgenommenen Bücher, und die Kunstgegenstände des Museums, welche Jérôme bei seiner Flucht im October 1813 mitgeschleppt hatte, zum großen Theile wieder zu erlangen". So trafen am 21. Juli 16 große Kisten mit Büchern und Kupferstichwerken in Cassel ein.[26]) Die Anzahl von Bildern die man sich in Paris entschlossen hatte, zurückzugeben — immer handelt es sich nur um die zu guter Letzt von Jérôme geraubten — betrug nach Roberts vorläufiger Aufstellung 69 von 369, die sein Verzeichnis als „während der Westphälischen Regierung weggebracht" aufführt. Im ganzen sind aber tatsächlich davon 126 zurückgelangt, 243 verloren gegangen.

Bei diesem gänzlich ungenügenden Ergebnis darf man es als glücklichen Umstand preisen, daß durch Napoleons Rückkehr von Elba und die Herrschaft der hundert Tage eine völlig neue Sachlage geschaffen wurde. Dieses Mal wurde der Weg betreten, der gegenüber

26) Zeitschr. d. Gesch. des hess. Vereins a. a. O. S. 322/3. Verloren ging bei dieser Gelegenheit der Band, der Rembrandts Radierungen enthielt.



so gewandten Diplomaten allein zum Ziel führen konnte, nämlich der Weg der Gewalt. Bereits am Tage des Einzugs der preußischen Truppen zu Paris, am 7. Juli 1815, fand sich General von Ribbentrop bei Denon ein, um die Herausgabe des noch vorenthaltenen französischen Eigentums zu verlangen[27]); wenige Wochen später, noch vor Ablauf des Monats, war so gut wie alles bereits verpackt. Hinter den Worten und Briefen stand dieses Mal das preußische Heer, und besser als die formgewandten Billetts der Diplomaten wirkte der kernige Stil Feldmarschall Blüchers.

Der rasche Erfolg preußischer Tatkraft machte allen anderen, die an den französischen Staat Forderungen zu stellen hatten, Mut; einer nach dem andern stellten sie sich ein, allen verhalf die Energie des Generals von Müffling, Gouverneurs von Paris, zu ihrem Recht. Unter ihnen auch die hessischen Bevollmächtigten, an deren Spitze dieses Mal der Geh. Rat und Kammerpräsident von Carlshausen stand. Ihn begleiteten Robert und der Museumsinspektor Döring (an Stelle Voelckels); später gesellte sich auf einen seitens der preußischen Behörden ausgesprochenen Wunsch Jacob Grimm zu ihnen. Carlshausen war am 4. August in Paris eingetroffen; bereits vierzehn Tage später konnte mit der Übergabe der durch Denon aus der Casseler Galerie ausgewählten Bilder begonnen werden. Sehr wertvolle Dienste bei deren Nachweisung leistete den hessischen Kommissaren der Maler Wilhelm Unger, der als Neffe des verstorbenen Galerieinspektors Tischbein mit den ehemals in Cassel vorhandenen Bildern genau vertraut, infolge eines sechsjährigen Aufenthaltes in Paris auch über deren Aufbewahrungsorte gut unterrichtet war. Er hatte bereits Ende Juli durch Vermittlung des Majors und Adjutanten des Kurfürsten, Freiherrn von Dalwigk, Zutritt zu den Pariser Sammlungen erhalten können und hatte daher der amtlichen Mission durch eigne Nachforschungen vorgearbeitet.

Aber die hessischen Bevollmächtigten kamen nicht eher zum Ziele, als bis auch sie Gewalt brauchten. Denon, so berichtet Grimm, betrug sich bei der Rückgabeforderung wie ein Wahnsinniger und rief aus: „Ce sont les bijoux du musée, on ne doit pas les rendre!"[28]) Erst ein ausdrücklicher Befehl des Generaldirektors im Königlichen Hausministerium, Comte de Pradel, vom 16. August machte ihnen die Bahn frei. Am 18. August wurde mit der Übergabe der Bilder begonnen und diese Arbeit mit kurzer Unterbrechung bis zum 9. September fortgesetzt. Das an letztgenanntem Tage übergebene Protokoll trägt die Unterschrift des Generalsekretärs des Museums Lavallée. Von den 299 durch Denon aus Cassel entführten Bildern wurden die 270 im Musée Napoléon bewahrten zurückgegeben, ferner zwei im Proto-

27) Vgl. hier und im folgenden die Angaben in dem Buche von Saunier, Les conquêtes artistiques etc. S. 101 ff. Es ist für die französische Auffassung dieser Dinge bezeichnend, daß dem Verf. für die Rechtmäßigkeit des Vorgehens der Alliierten jedes Verständnis abgeht. Er stellt sich nach fast neunzig Jahren noch völlig auf den Standpunkt Denons, dessen Schmerz über die Vernichtung seines Lebenswerks man wenigstens verstehen kann.

28) Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm II, S. 399, 4. Ein andrer, zuerst im Rheinischen Merkur enthaltener Bericht eines Augenzeugen schildert Denons Stimmung nicht minder charakteristisch: „Als die Hessen ihre Gemälde nun wieder holten, so schloß er das Museum und sagt: Claudite nunc pueri rivos, sat prata biberunt" (Zeitschr. f. hess. Gesch. a. a. O. S. 325/6).



koll der Übernahme 1807 nicht aufgeführte Bilder von Steenwyck, deren Besitzrecht durch den gedruckten Casseler Katalog nachgewiesen werden konnte. Es fehlten demnach zunächst an der rechtmäßigen Ziffer noch 28 Bilder, von denen eins bereits in Cassel gestohlen, ein anderes angeblich nie nach Paris gekommen und ein drittes irrtümlich einem andern Hof übergeben war, vier während der Okkupation von St. Cloud und Compiègne verschwunden sein sollten; die übrigen 21 aber waren in öffentlichen Gebäuden und Provinzialmuseen verstreut: neun davon in Straßburg, vier in Lyon; andere hatte man nach Caen, Brüssel und Toulouse gesandt, wieder andere an die Schlösser von Rambouillet und Fontainebleau und an andere Stellen überlassen. Da sich die Angelegenheit der Übernahme dieser weit versprengten Bilder in die Länge zog, bevollmächtigte Baron von Carlshausen vor seiner Abreise von Paris am 23. September den Maler Unger, in seinem Namen die noch fehlenden Stücke abzunehmen und darüber zu quittieren. Ungers und Jacob Grimms unermüdlichem Wirken ist es zu danken, wenn der passive Widerstand der verschiedenen französischen Behörden schrittweise überwunden werden konnte. „Die mannigfaltigen Schliche und Umstände der Franzosen auf die auszuliefernden Departementsgemählde können sich Ew. Hochwohlgeboren nicht genug vorstellen", berichtete Grimm am 28. Oktober an Carlshausen.[29]) Deswegen unterbreitete er dem preußischen Minister von Altenstein den Vorschlag, behufs Sicherstellung der Forderungen möchte man der Museumsdirektion oder der sie befehligenden Oberbehörde erklären, „man werde statt der seit länger als Monatsfrist gar nicht hergeschafften Bilder, wenn und insofern sie nicht vor dem Ausmarsch der preußischen Macht aus Paris hier einträfen, eine verhältnismäszige Zahl französischer Bilder mitnehmen und diese so lange in einer deutschen Stadt (etwa Frankfurt) hinterlegen lassen, bis Frankreich seine Verbindlichkeit gelöst habe".[30])

Am schnellsten erledigte sich die Angelegenheit von drei Bildern, die in den Schlössern von Fontainebleau — Rubens, Triumph des Siegers — und Rambouillet — zwei Stilleben von Mignon — hingen. Zwar verweigerten Denon und Lavallée ihre Mithilfe, „weil man sich über königliche Schlösser keinen Befehl anmaßen dürfte", doch gab hier eine entsprechende Weisung des Comte de Pradel an die Gouverneure der genannten Schlösser dem Maler Unger Gelegenheit, Mitte Oktober die drei Bilder abnehmen und verpacken zu lassen.[31]) Schwierigkeiten dagegen machte man wegen eines Rembrandtschen Bildes (des „Architekten"). Dieses war zum Schmuck in das Hotel de l'Empire gekommen — „oder wie es jetzt heißt, Hotel Thélusson" —, welches dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten unterstand; das machte wieder besondere Schritte bei dem Minister Herzog von Richelieu notwendig. Endlich traf nach Wochen von diesem die Antwort ein, „der König Ludwig habe das Hotel nebst Ameublement der russischen Ambassade zur Disposition gestellt, daher könne er das befragte Gemälde nicht abnehmen laßen; vielmehr sei die Sache bei dem russischen Gesandten zu betreiben." So mußte sich denn Grimm an diesen wenden, und da er keine Antwort erhielt, abermals wie-

29) Stengel a. a. O. S. 68.

30) Stengel S. 78.

31) Stengel S. 37 u. 48/9.

der preußische Vermittlung anrufen. Anfangs Dezember endlich wurde die Übergabe des Bildes möglich.[32])

Noch schwieriger lag der Fall der zwei an das Museum in Brüssel abgegebenen Gemälde, des lebensgroßen Porträts von Tizian und eines männlichen Bildnisses von Tintoretto. Diesesmal lehnten die französischen Behörden ihre Mitwirkung ab, weil Brüssel nicht mehr zu Frankreich gehöre. Grimm war deshalb genötigt, sich an den niederländischen Minister Freiherrn von Gagern zu wenden, der sich aufs dringendste im Haag dafür zu verwenden versprach. Der niederländische Gesandte in Paris, Freiherr von Fagel, bewies sich gleichfalls entgegenkommend.[33]) Trotzdem zog sich die Angelegenheit bis in den Sommer 1817 hin; erst dann trafen die beiden Bilder wieder in Cassel ein. Zwar behauptete Robert, daß das zurückgegebene Porträt von Tintoretto nicht das ehemalig in Cassel befindliche Bild sei, jedoch wurde auf Befehl des Kurfürsten von weiteren Reklamationen Abstand genommen.[34])

Die Rückgabe der an Straßburg, Lyon und andere Provinzmuseen abgegebenen Bilder zog sich gleichfalls in die Länge. Schon war die Absendung eines preußischen Kommissars nach Straßburg beabsichtigt; auf Lavallées Versprechungen hin nahm man davon Abstand. „Wirklich sind gestern, meldet Grimm am 28. Oktober, andere aus Grenoble (für Preußen) und Toulouse (für uns) angelangt, aber noch nichts aus Lion.“[35]) Und am 7. November: „Mit den Gemählden geht es höchst langsam; vorige Woche sind endlich drei aus Lion für uns eingetroffen; ein viertes eben daher soll noch nachkommen; wegen der Straßburger werden wir, die Preuszen, Braunschweiger etc. von einem zu dem andern Tage vertröstet.“[36]) In letzter Stunde trafen dann noch acht (statt neun) Bilder aus Straßburg und das noch fehlende vierte aus Lyon ein, dagegen nicht das Bild aus Toulouse, das Grimm am 6. Dezember erwartete.[37]) Und ebenso wurden die Erwartungen hinsichtlich des bedeutenden, großen Gemäldes von Rubens — Abraham und Melchisedek — getäuscht. Man hatte geglaubt, daß das preußische Militär, das sich der dortigen Braunschweiger Bilder bemächtigen sollte, auch das Rubenssche Bild mit fortschaffen würde, doch war dies aus unbekannten Gründen unterblieben: „Ich wünschte freilich nichts mehr (so Grimm am 28. Oktober), als daß auch unser Rubens möchte darunter gewesen sein; habe aber, da es nun zu spät ist, heute morgen an Lavallée seinetwegen ziemlich nachdrücklich geschrieben, weil er sich gestern gegen Unger sonderbar darüber ausgelassen, z. B. sehr albern gefordert hatte, wir sollten ihm erst beweisen, daß die Preußen das Bild zu Caen gelassen hätten, da ihm im Gegenteil der Beweis aufliegen würde, daß sie es mitgenommen. Durch alle solche einfältige Einwendungen und Schwierigkeiten suchen die Franzosen nichts wie Zeit zu gewinnen.“[38])

In diesem Falle glückte den französischen Behörden ihre Zauderpolitik in vollstem Maße. Trotz aller Erinnerungen Grimms und Roberts geschah seitens der hessischen Regierung nichts weiter; erst 1826 erinnerte sie sich des verlorenen Bildes und begann neue Unterhand-

32) Stengel S. 37, 55, 82, 88 u. 96.

33) Stengel S. 96, 97 u. 407.

34) Stengel S. 407 und Brief Roberts vom 19. (August) 1817 bei den Galerieakten. Das Bild, ein Werk des Jacopo Bassano, trägt jetzt die Nr. 498.

35) Stengel S. 69.

36) Stengel S. 68.

37) Stengel S. 96.

38) Stengel S. 69; vgl. S. 50.



lungen; wie es kam, daß diese zu keinem Resultat führten, ist ein überaus lehrreiches Kapitel für sich.

Heute weiß man durch eine auf amtliches Material gestützte französische Darstellung, auf welche Weise das Bild von Rubens im August 1815 den mit der Fortnahme der Bilder in Caen beauftragten preußischen Offizieren hinterzogen wurde. Der Gewalt trat die List gegenüber: der Konservator des Museums, Elouis, ließ die mächtige Holztafel mit Papier überkleben, und in dieser Verhüllung diente der Rubens den im Erdgeschoß des Museums selbst einquartierten Offizieren als — Eßtisch! Die Wahrheit dieser Nachricht ist um so weniger zu bezweifeln, als sie auf den Sohn des Konservators selbst zurückgeht, dem sein Vater die Geschichte oft erzählt hat.[39]) Den sehr lebhaften Reklamationen, an denen es Grimm nicht fehlen ließ, gegenüber bewiesen die Autoritäten in Paris ihren guten Willen; sie sandten wiederholt neue Anweisungen zur Herausgabe des Bildes nach Caen. Hier arbeiteten aber alle Instanzen in Eintracht zusammen, die Absichten der französischen Regierung zu durchkreuzen: der Bürgermeister der Stadt hatte die, sagen wir, Unverfrorenheit, auf ein Schreiben Lavallées vom 28. November, worin dieser die seitens der Höfe von Cassel und Schwerin beanspruchten Bilder einforderte, zu erwidern, der Katalog der Zuweisungen des Staates enthielte keine Bilder aus Cassel oder Hessen (sic!); „dies ist richtig, setzt Verf. hinzu, denn bei den Zuweisungen des Jahres 1811 fehlten die Provenienzangaben.“ „Dank dieser Verzögerungen kam der 6. März 1816 heran: an diesem Tage ordnete die Regierung an, jede Rückgabe der eingeforderten Bilder zu suspendieren, und der Melchisedek verblieb dem Museum in Caen.“

Noch einmal, dreizehn Jahre später, erinnerte man sich in Hessen des nicht zurückgegebenen Bildes. Der Kurfürst wandte sich durch seinen Gesandten an den französischen König, der bereit war, durch Tausch die Stadt Caen schadlos zu halten. Wieder arbeiteten die Behörden der normannischen Stadt in bemerkenswerter Weise miteinander; man wies daraufhin, daß das Gemälde der „schönste Schmuck“ des Museums sei, und forderte dementsprechenden Ersatz. Mit vielem Hin- und Herschreiben verging die Zeit; es kam die Revolution von 1830, die eine Regierung auf den Thron brachte, die „keineswegs die gleichen Gründe, wie die vorhergehende hatte, sich den Alliierten angenehm zu machen: die Angelegenheit hatte keine Folge weiter, der ‚Mechisedek‘ verblieb dem Museum in Caen und Frankreich, dessen legitimes Eigentum er war“ (dont il était la propriété légitime).

So war es denn den Bemühungen von Grimm und Unger doch endlich geglückt, von den an die Provinz abgegebenen 21 Gemälden 16 wiederzuerlangen, zu denen später, wie bereits ausgeführt, die beiden Bilder aus Brüssel kamen; nur drei wurden nicht zurückgegeben: außer jenem Rubens in Caen das

39) F. Engerand, Histoire du musée de Caen, 1898, S. 25. Ein Teil der Dokumente über das Rubenssche Bild ist in einem besonderen Kapitel III[bis] abgedruckt: „L'affaire du ‚Melchisédech‘ par Rubens“, das der Verf. in letzter Stunde, wohl weil ihm seine eigene Wahrhaftigkeit Angst machte, unterdrückt hat: „ce chapitre a été volontairement distrait de 'l'Histoire du musée de Caen' et tiré sur épreuves à 25 exemplaires“ besagt das Autogramm des Verf. auf dem für Eugène Müntz bestimmten Exemplar. Eine feine Ironie des Zufalls hat es gefügt, daß ebendieses Exemplar an die Stelle gelangt ist, für die es am wenigsten bestimmt war: an die Bibliothek der Casseler Galerie.

angebliche Bildnis des Hugo Grotius von Ravesteyn, das in Toulouse, und eine Landschaft von Both, die in Straßburg verblieb.[40])

Demzufolge war in der Hauptsache alles, was einst Denon aus Cassel fortgeführt hatte, rückerstattet worden: von 299 Bildern kehrten schließlich nur zehn nicht an ihre alte Stelle zurück. Dagegen war eine weitere Reklamation, mit der Grimm, während er in Paris weilte, beauftragt wurde, um so ergebnisloser. Mit einem Male wünschte man nämlich von Cassel aus die Rückgabe von weiteren 18 Bildern, die aus dem Schloß geraubt sein sollten, betrieben zu sehen. Grimm war über diesen neuen Auftrag begreiflicherweise wenig entzückt: „Höchst unangenehm ist es, daß die im Casseler Schloß geraubten, jetzt erst nachgeforderten Gemälde weder voriges Jahr, noch diesmal früher zur Sprache gekommen sind, ja daß man weder Quittung, noch Angabe der wegnehmenden Autorität zu erbringen vermag."[41]) Jedoch gab er die Forderung am 26. Oktober an Quatremère de Quincy, der nach dem Rücktritt Denons von seinem Posten als Generaldirektor des Louvre interimistisch dessen Funktionen übernommen hatte, weiter: „Je viens de recevoir les ordres les plus précis de ma cour, de poursuivre la recherche de ces tableaux à reclamer, avec tous les moyens, qui sont en mon pouvoir."[42]) Wiederum die gewohnten Ausflüchte, die dieses Mal, wo die hessischen Kommissare nicht das offizielle Protokoll der Übernahme vorlegen konnten, schwerer zu widerlegen waren. Lavallée behauptete, keines der Bilder je gesehen zu haben. In demselben Sinn wie Lavallée äußerte sich Denon. Demgegenüber konnte sich Grimm auf die Angabe Ungers stützen, daß er drei in der Liste einbegriffene Werke von Ostade, sorgfältig durchgeführte Kompositionen in Gouache, vor ein paar Jahren im Louvre öffentlich ausgestellt gesehen habe.[43]) In einem Entwurf, der sich offenbar auf diese Angelegenheit bezieht, hat Robert ein paar weitere Bilder zusammengestellt, Werke von Wouwermann, Poelenburgh, von Rubens und Breughel u. a., die nach dem Katalog des Musée royal sich tatsächlich in Paris befänden. Leider ist die Liste jener 18 Bilder im ganzen nicht vorhanden; wahrscheinlich sind sie unter denjenigen 48 Bildern zu suchen, die Robert als „unter dem Gouvernement des General Lagrange fortgekommen" bezeichnet. Zurückerhalten hat die Casseler Sammlung von diesen offenbar nicht ein Stück. (Schluß folgt.)

40) Sie ist wahrscheinlich bei dem Brand der Straßburger Galerie 1870 mit untergegangen. 41) Stengel S. 83.

42) Stengel S. 79. 43) Stengel S. 80.

Reich und Nation seit 1871.

Von Friedrich Meinecke.[1])

So war unser Geschlecht dazu berufen, einen der größten Tage unserer Geschichte zu erleben, eine der größten Leistungen, die von unserem Volke gefordert wurden, auf sich zu nehmen. Es hat das gehalten, was es am 4. August versprochen hat. Was es extensiv nun leistete an Aufgebot von Streitern und Mitteln, an persönlicher Kraft und an Opfern jeder Art, gehört zu dem Äußersten, was je in der Weltgeschichte von einem Volke geleistet worden ist. Auch 1813 und 1870 treten davor zurück. Ein anderes ist es, über den inneren Wert, die seelische Tiefe, die geschichtliche Größe unserer Leistung und über die Bedeutung, die sie im Zusammenhange nationaler und universaler Entwicklung hat, zu urteilen. Zu diesem Urteile sind die heute Lebenden und Mitwirkenden noch nicht berufen. Allzunahe liegt die Gefahr der Selbstbespiegelung, allzueng ist auch der Horizont des Urteilenden, da ihm das Morgen und Übermorgen und das Kriterium der Endwirkungen fehlt. Und doch muß der Versuch einer vorläufigen Deutung unserer Erlebnisse gewagt werden, um uns klar zu werden über das, was wir geworden sind und werden möchten. Versuchen wir hier, einiges von dem zu fassen, was in dem Kriege und vorbereitet durch die Zeiten vorher an Neuem und Charakteristischem in Art und Richtung unseres Nationallebens aufgetaucht ist.

Ein vergleichender Blick auf die Erhebungen von 1870 und 1813 kann uns den Weg zeigen. Wir fühlen uns in manchem zurück hinter unseren Vorfahren, in manchem aber weiter. Was 1813 geschehen konnte, war freilich so singulär, so sehr an eine bestimmte Entwicklungsstufe gebunden, daß seine Wiederkehr so wenig zu erwarten ist wie die Wiederholung einer ersten wundervollen Jugendblüte. Zum ersten Male strömten damals Geist und Staat großartig zusammen, und der Geist kam aus den Quellen, die Goethe und Kant und schöpferischer Idealismus hießen. Und er konnte sich so, wie es nie wieder möglich war, in einzelnen Persönlichkeiten konzentrieren und in diesen eine individuelle Höhe erreichen, weil alle Lasten und Hemmnisse, die das 19. Jahrhundert dem freien, in sich selbst ruhenden, aus seinen Tiefen schöpfenden Individuum bereitet hat, noch fehlten. Dafür aber war der geistige Abstand zwischen Führern und Massen noch sehr groß. In patriarchalischer Treue folgten diese dem Rufe, aber mit ungeklärten Gesinnungen, vielfach schwerfällig aus kurzsichtiger Philistrosität sich emporringend — denn in durchweg kleinen und engen Verhältnissen lebte das deutsche Volk. Der gute Wille des kleinen Mannes, alles an alles zu setzen, war da, aber erlahmte leicht, weil er noch nicht erzogen und durchgebildet war durch ein anspannendes Leben. Die wenigen Großen haben damals die vielen, vielen Kleinen mit emporgerissen; ohne sie gäbe es keine Reformzeit und kein 1813. Auch war die Erhebung, soweit sie die eigentlichen Volksmassen mitergriff, in der Hauptsache beschränkt auf das eigentliche Preußen, wo staatliche und militärische Energie durch ein Jahrhundert schon vorgearbeitet hatte.

1) Siehe Heft 8.



Die Erhebung von 1870 umfaßte dann schon das ganze außerösterreichische Deutschland und hatte vor der von 1813 den klaren Anblick eines großen, positiven Zieles im Kampfe und die einheitliche und geniale Hand in der Leitung des Kampfes voraus. Alles war länger vorbereitet und besser organisiert, alles fügte sich leichter ein in die allgemeine Schlachtlinie. Man pflückte die reife Frucht der Nationalbewegung zweier Menschenalter und der planmäßigen Politik eines Jahrzehnts. Dafür fehlte die Frühlingsstimmung, der jünglingshafte Schmelz, der Reiz des träumenden Erwachens, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der individuellen Werte von 1813. Der geistige Reichtum von damals hatte sich zur begrenzteren geistig-politischen Kraft zusammengedrängt, die wohl wiederum in einigen wenigen Persönlichkeiten überwältigend gipfelte, aber auch in geringeren Dosierungen weit verbreitet war. Denn man war vom Träumen des Unerreichbaren zum Wollen des Erreichbaren erzogen worden. Man hatte das Fliegen etwas verlernt, aber das Gehen und Marschieren besser gelernt.

Noch umfassender, noch massenhafter war die Erhebung von 1914. Zum ersten Male in unserer Geschichte, von dem Anlauf von 1848 abgesehen, standen deutsches und österreichisches Deutschtum gemeinsam auf. Immer weitere Wellenkreise zog also das nationale Bewußtsein in der deutschen Volks- und Sprachgemeinschaft. Auch die Reste partikularistischer Zurückhaltung, die noch 1870 innerhalb Reichsdeutschlands vorhanden waren, waren jetzt ganz verschwunden. Der mächtige Strom dieser Entwicklung wird, so muß die historische Erfahrung urteilen, nie wieder zurück zu seinen zersplitterten Anfängen gehen; er wird vermutlich noch stärker, noch umfassender werden. Und die enorme quantitative Vermehrung des deutschen Volkstums seit 1813 und 1870 hat auch eine qualitative Bedeutung. Ein Meer ist nicht ein vergrößerter Binnensee, sondern etwas dem Wesen nach anderes und Größeres, denn es gehört zu den großen Gliederungen des Erdganzen. Das deutsche Volk ist allein schon durch die Fülle seiner Menschen und der von ihnen geleisteten Kulturarbeit zum Weltvolke geworden, das auf die ganze bewohnte Erde ausstrahlt. Das prägte sich darin aus, daß man den Krieg, den es führen mußte, ebensowohl den Deutschen Krieg wie den Weltkrieg nennen konnte. Allein schon durch die Weltgegnerschaft, die ihm aus allen Erdteilen entgegentrat, wurde es, mochte es nun siegen oder geschlagen werden, als Weltvolk, als primärer Faktor der neuen Universalgeschichte anerkannt. Wir empfinden die Aufgabe, uns einzureihen unter die älteren großen Weltmächte, schlechthin schon als eine wirtschaftliche Notwendigkeit angesichts unseres begrenzten Raumes auf dem Kontinente, unserer wachsenden und überquellenden Bevölkerung, unseres elementaren Bedürfnisses, die fehlenden Nahrungsmittel und Rohstoffe, die uns die übrige Welt liefern muß, aus ganz gesicherten Gebieten und auf ganz gesicherten Wegen zu beziehen und ebenso sichere Wege und Gebiete auch für den Absatz unserer Produkte zu gewinnen. Wir empfinden sie ebenso dringend als eine politische Notwendigkeit, weil die alte gepreßte Lage im Herzen des Kontinents unter dem Doppeldrucke östlicher und westlicher Groß- und Weltmächte ihre Gefahren verdoppelt hat, seitdem diese benachbarten Weltmächte sich vereinigt haben, um unsere Entwicklung, die ihre alten Jagdgehege in der Welt bedroht, niederzuhalten.



Und wir empfinden sie schließlich auch als eine Notwendigkeit unserer nationalen Kultur, die nur gedeihen kann bei wirtschaftlicher und politischer Freiheit und Regsamkeit und die den natürlichen Ehrgeiz hat, die ihr eigentümlichen Werte auszubreiten in der Welt, führend mit einzugreifen in die geistige Gesamtentwicklung der Menschheit. Wir leben heute, so müssen wir uns sagen, in einer weltgeschichtlichen Stunde, die darüber entscheiden wird, ob wir zum Aufgange oder Niedergange verurteilt sind.

Auch 1813 und 1870 mußte man die Lage so auffassen, und die heutige ist der von 1813 vielleicht noch ähnlicher wie der von 1870, weil uns ein ganz bestimmtes und eindeutiges Ziel fehlt, weil wir nur im allgemeinen wissen, was wir wollen. Wenn es gilt, den Vernichtungsplan unserer Feinde zuschanden zu machen, schließen wir uns wie ein einziger mächtiger Stahlblock zusammen. Aber sogleich gehen unsere Meinungen und Wünsche auseinander, wenn es sich um den Siegespreis und um die Mittel und Wege handelt, unsere innere und äußere Freiheit und Macht nun dauernd zu begründen, und es drohen daran die alten Parteigegensätze mit neuen Flammen wieder aufzulodern. Der Grund dafür, daß wir uns nicht einigen können, liegt nicht allein darin, daß uns ein Bismarck fehlt, der mit genialem Führertritt den besten und gangbarsten Weg findet. Sondern ähnlich wie 1813 lähmt uns ein Schwergewicht komplizierter Machtverhältnisse, die durch die geschichtliche Entwicklung geschaffen worden sind, die unser aufstrebender Lebensdrang als gegebene Tatsachen vorfindet. Ringsum sind Riegel vor den Türen, die wir durch alle Siege unserer Waffen nicht ganz aufstoßen können. Sollen wir unsere Weltentwicklung in großen überseeischen Kolonialgebieten und wachsendem überseeischen Exporte suchen? Sogleich gewahren wir die Ungunst unserer maritimen Lage und den Riegel der englischen Seeherrschaft, und unser Stolz empört sich dagegen, von Englands Gnade abhängig zu bleiben. Sollen wir unsere Ausdehnung und unseren Nahrungsspielraum mehr auf dem Kontinente suchen durch Zurückdrängung und Schwächung Rußlands? Sogleich erhebt sich da die Aufgabe, das polnische Problem zu lösen, eine Quadratur des Zirkels. Sollen wir den nahen Orient zu unserer Macht- und Wirtschaftssphäre ausbauen? Sogleich gewahren wir wieder den Riegel der Balkanstaaten, der sich davor schieben kann und uns abhängig macht von unberechenbaren politischen Schwankungen. Wir sollen und müssen fest mit Österreich-Ungarn zusammenhalten, um wenigstens eine große, geschlossene mitteleuropäische Sphäre uns zu sichern. Aber alle Versuche, eine mitteleuropäische Staats- und Wirtschaftsgemeinschaft zu schaffen, stoßen auf die Schwierigkeit, daß zwei selbständige Staatspersönlichkeiten nun einmal ihren eigenen Willen und ihre individuellen Bedürfnisse nie ganz preisgeben und nie ganz zusammenschmelzen können.

Alle diese Schwierigkeiten unserer Weltentwicklung wurden von uns wohl vor dem Kriege schon empfunden, sind uns aber erst durch ihn zum vollen Bewußtsein gekommen. Wir sind wie eine starke Pflanze, die durch ein Gemäuer sich emporarbeiten muß. Das äußere Schicksal muß ihr Spalten zeigen, die sie benutzen kann. In der Hauptsache aber muß ihre eigene innere Stärke den Weg bahnen. Worin besteht sie? Inwiefern ist sie gestiegen oder gesunken seit den Erhebungen von 1813 und 1870?



Man muß, um die Frage zu beantworten, alle Parteiwünsche, alle konkreten politischen Ideale einen Augenblick ganz schweigen lassen und das, was im Laufe des Jahrhunderts für oder gegen sie geschehen ist, lediglich daraufhin prüfen, was sie für die Entwicklung des deutschen Menschen bedeuten. Denn die Ausbildung und Steigerung des Menschentums in der Nation ist der eigentliche Wert, um den es sich handelt im Auf und Ab der Geschichte, und in ihr liegen die eigentlichen Kraftquellen für die politische, wirtschaftliche und geistige Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Nationen. Es ist durchaus nicht gleichgültig, unter welchen politischen Lebensformen sie sich vollzieht, aber die Wirkung des Staatslebens auf das Menschentum ist viel zu individuell, viel zu kompliziert und gebunden an Ort, Zeit und Stufe der Entwicklung, als daß eine bestimmte einzelne Staats- und Verfassungsform einen absoluten und dauernden Wert für die Nation beanspruchen dürfte. Monarchische, konservativ-autoritäre, liberale, demokratische Einrichtungen sind nichts anderes als verschiedene Waffen, die der Geist der Nation je nach dem Kampfplatze und der Fähigkeit der Kämpfenden neben- oder nacheinander in die Hand nimmt, und bald siegt oder unterliegt er mit der einen, bald mit der anderen.

Hart nebeneinander stehen sie im deutschen Staatsleben des letzten Jahrhunderts, und hart nebeneinander liegen auch ihre Wirkungen und parallelen Charakterzüge im deutschen Menschentum des letzten Jahrhunderts. Der monarchisch-autoritäre Staat hat sich uns trotz aller Massenerhebungen gegen ihn tief eingeprägt, und gerade diejenige Partei, die ihn am lautesten leugnet, zeigt seines Wesens Spuren in ihrer straffen Disziplin und Organisation. Die Sozialdemokratie arbeitet mit den Waffen der allgemeinen Wehrpflicht, mit ihnen arbeitet aber auch das ganze moderne Deutschland. Auf Organisation und Disziplin beruhen in großem Umfange die Leistungen unserer Wirtschaft, unserer Technik, unseres Bildungswesens, durch die wir zu gefährlichen Nebenbuhlern der älteren Welt- und Wirtschaftsmächte wurden. Denn wir vermochten dadurch dem Großbetriebscharakter des modernen Lebens und der Notwendigkeit der Einordnung in die großen Verbände besser gerecht zu werden wie sie. Innere Anlage und äußeres Schicksal haben uns, wie wir früher bemerkten, zum Volke der Disziplin und Organisation gemacht. Nur mit diesem Panzer vermochten wir, die spätgeborenen und jüngsten Anwärter auf Weltbedeutung, aus der furchtbaren Umpressung durch die Umwelt uns emporzuarbeiten. Die eiserne Notwendigkeit zwingt uns, ihn in Zukunft eher noch zu verstärken.

Aber die allgemeine Wehrpflicht, die wohl die stärkste Wurzel des neudeutschen Zucht- und Ordnungsgeistes ist, war nicht nur eine autoritäre, sondern auch eine demokratische Einrichtung, die jedem Bürger, den sie verpflichtete, das stolze Bewußtsein geben konnte und sollte, daß er den Staat mit trage und erhalte, daß Wohl und Wehe des Staates eine Angelegenheit des ganzen Volkes sei. Und es wuchs nun überhaupt durch Verbreiterung der Bildung, durch die Erfolge der eigenen wirtschaftlichen Arbeit und durch die politischen Rechte, die ihm die liberale und nationale Bewegung verschaffte, das Selbstbewußtsein des kleinen Mannes in Deutschland von Stufe zu Stufe. Er ist ein anderer Mensch geworden im Laufe des 19. Jahrhunderts. Man denke nur



an die Typen der kleinen Leute, wie sie die Zeitromane aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts spiegeln. Das deutsche Volk gilt nicht mehr, wie Heine und Börne noch höhnten, als das Volk, das die besten Bedienten hervorbringt, wohl aber vielleicht schon als dasjenige, das die besten und zuverlässigsten Arbeiter, Werkmeister, Eisenbahnschaffner, Handlungsreisenden, Bureaubeamten und Unteroffiziere hervorbringt und den stärksten Bildungshunger der unteren Schichten aufweist. Auch der deutsche Bauer hat sich gewandelt, hat die Spuren der einstigen Unfreiheit abgestreift, den Schlendrian des Herkommens in seinem Betriebe überwunden und die modernen Künste rationeller Wirtschaft und genossenschaftlicher Organisation gelernt. So hat sich der Unterbau unseres gesellschaftlichen Systems innerlich erneuert und den Forderungen der vorwärts drängenden Zeit angepaßt. Ohne seine Tüchtigkeit hätte sich unsere Macht und Wirtschaft nicht so gesund und gleichmäßig in dem Sturmschritt, den unsere Entwicklung zuletzt annahm, entfalten können. Und man müßte das Lied vom braven Mann Tausenden und aber Tausenden unter uns singen, wenn man an alle schlichte und selbstverständliche Leistung, Aufopferung und Tapferkeit im Schützengraben und daheim denkt, die die Massen unseres Volkes diesmal im Kriege geleistet haben. Ohne sie hätten wir uns nicht siegreich behauptet. Und sie wurde mit helleren Augen, gewandterer Hand und kräftigerem, bewußterem Sinne geleistet als einst von den armen Leinewebern, die 1813 die Litewka des Landwehrmannes trugen. Der alte Autoritätsstaat hätte diesen Typus nicht mehr hervorzubringen vermocht, er beruht auf einem ganz eigenartigen, ganz spezifisch deutschen, aber erst im 19. Jahrhundert möglich gewordenen Zusammenwirken von Autoritäts- und Freiheitsgedanken im staatlichen und sozialen Leben.

Wie nun aber Autorität und Freiheit im deutschen Staatsleben wohl in großen Momenten, aber nicht im Gleichmaß der Tage harmonisch zusammenklingen, wie sie sich hier immer wieder stoßen und reiben, so ist auch im Typus des deutschen Menschen der unteren und mittleren Volksschichten eine wehetuende Unausgeglichenheit entstanden, die zwar nicht seine Leistung, aber seinen eigenen menschlichen Wert beeinträchtigt. Er hat für den Glauben der Väter eingetauscht einen kräftigen materiellen Egoismus, umrahmt von einer unorganischen Weltanschauung, die nur zu oft mehr verneint als bejaht. Er hat mit der früheren Gebundenheit auch den früheren festen Lebensstil verloren und einen neuen dafür noch nicht gewonnen. Herausgewachsen aus den alten stabilen, zwar dumpfen, aber an natürlicher Poesie nicht armen Verhältnissen der deutschen Kleinstadt, hineingerissen in den Wirbel des modernen großstädtischen und industriellen Lebens oder in die Fremde verschlagen, steht er in den neuen Verhältnissen wohl zähe seinen Mann, aber verliert nur zu leicht seine Haltung, wenn er aus der Arbeitsstätte in das Leben tritt. Der Erfolg seiner Arbeit und das zufällige Maß der von ihm selbst gewonnenen Lebenserfahrung steigt ihm zu Kopfe, und der laute, überhebliche, die verschlungenen Rätsel des Lebens nicht ahnende Emporkömmling ist fertig, der bald die Heimat, bald die Fremde entweder kritiklos überschätzt, oder ebenso kritiklos heruntermacht. Oder er überträgt die Gewohnheiten der Disziplin und den Ton der Kaserne auf das übrige Leben und weckt unnötige



Reizung und Verbitterung. Unser Volksleben hat damit eine unholde, geschmacklose Außenseite erhalten, die die Meinungen des Auslandes über uns nur zu stark bestimmt hat. Der feiner entwickelte Formensinn der älteren westeuropäischen Gesellschaft wurde von dem Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt, das der deutschen Kultur von jeher zu eigen war, aber nun in ganz neuen scharfen Zügen hervortritt, um so empfindlicher berührt, je gewaltiger und imponierender die Erfolge der deutschen Arbeit wurden. Sie rächte sich damit, sie als Sklavenarbeit und das ganze neue Deutschland für ein einziges, seelenloses Arbeitshaus zu erklären. Aber sie verwechselte zum Glück Kern und Schale. Die subalternen Züge unseres modernen Volksleben liegen im ganzen doch mehr an seiner Außenseite als in seinem Kerne. Die Harmonie von Autorität und Freiheit ist, so sagten wir, in diesem lebendig vorhanden. Das alte deutsche Ungeschick hat es in der plötzlichen Umgestaltung des äußeren Lebens nur eben nicht vermocht, sie auch in diesem zum Ausdruck zu bringen. Blöcke zu wälzen, fällt ihm leichter, als sie zu behauen.

Auch die Kultur der höheren gesellschaftlichen Schichten Deutschlands hatte an den Fehlern unserer Tugenden zu tragen. Das Ideal der ästhetischen Erziehung, das Schiller ihnen einst aufgestellt hatte, schon deswegen für den Deutschen viel schwerer zu erreichen als für den Westeuropäer, weil er es ernster, leidenschaftlicher und gründlicher mit ihm nimmt, mußte im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Hintergrund treten vor den sich drängenden Aufgaben des schaffenden Lebens in Staat und Wirtschaft. Aber man darf nun beinahe sagen, daß der gebildete Deutsche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen übrigen Dingen besser erzogen worden ist als in ästhetischen Dingen. Bis in die sechziger Jahre hinein bewahrten wir einen, allerdings schon etwas dünn werdenden Faden guter künstlerischer Tradition, die uns mit dem feineren Geschmacke unserer klassischen Zeit in Handwerks- und Baukunst und in Lebenssitten verknüpfte. Er riß in der Überflutung durch die Erzeugnisse der Massenindustrie und nicht zum wenigsten auch durch das Eindringen neuer, traditionsloser Familien in die höheren und führenden Schichten der Nation. Die praktischen Berufe der Gewerbetreibenden, des Kaufmanns, des Technikers und Beamten stellten zu ihnen jetzt einen viel höheren Prozentsatz, und die Einheitlichkeit, die ihnen die humanistische Schulbildung bisher gegeben hatte, löste sich, weil die neuen Berufe zum Teil aus realistischer Vorbildung kamen und weil die humanistischen Schulen auch selbst nicht mehr vermochten, ihre mächtig anwachsenden, von unten her nachdrängenden Schülermassen mit den alten Traditionen zu durchdringen. In dieser neuen, bunter gemischten Gesellschaft vergröberten sich die Anschauungen und Interessen. Das fremde und uns immer etwas fremdartig bleibende Element der Antike war unserer Bildung zu einer Zeit tiefer eingeschmolzen worden, wo es uns am wenigsten fremdartig war, zur Zeit unserer Klassiker. Es hätte sich in lebendiger Frische nur erhalten können, wenn es auch weiter von einer kleinen auserlesenen bürgerlichen Schicht getragen worden wäre. Aber die soziale und geistige Legierung, in der es damals wirkte, veränderte sich ganz wesentlich. In der neuen, bunter gemischten Gesellschaft des vergrößerten Mittelstandes vergröberten sich die Anschauungen und Interessen. Die ältere humanistische Methode der Persön-



lichkeitsbildung, an der geschichtlichen Welt sich emporzuranken zu eigener geistiger Freiheit, wurde nun angeklagt, nur ein totes Wissen, nicht das lebendige Können, das die moderne Zeit verlange, zu überliefern. Aber man erlebte es nun nur zu oft, daß die Verächter geschichtlicher Bildung kritiklos wurden, von ganz groben Schlagworten und ephemeren Zeitbewegungen sich einfangen ließen und durch lärmende Energie ersetzten, was ihnen an innerer Einsicht und Bescheidenheit des Urteils fehlte. Der Geist des Emporkömmlings drang also auch in die gebildeten Stände ein. Weil aber das alte Deutschland durch seine aristokratischen, bureaukratischen und bürgerlich-gelehrten Überliefeferungen und Einrichtungen den Emporkömmlingen Schranken entgegenstellt, die in einem geschichtsarmen Lande wie Nordamerika ganz fehlen, so war der Ehrgeiz der Emporkömmlinge nun vielfach gerade darauf gerichtet, so rasch wie möglich in die alten regierenden Schichten hineinzuwachsen und sich ihnen anzuähneln. Der neue bürgerliche Rittergutsbesitzer wurde zum strammen konservativen Agrarier, die Söhne des reich gewordenen Kaufmanns und Fabrikbesitzers ließen das Geschäft ihres Vaters in eine Aktiengesellschaft verwandeln und zogen die minder lukrative, aber sozial angesehenere Laufbahn des höheren Verwaltungsbeamten, Offiziers oder akademischen Lehrers vor. Es drang dadurch immer wieder frisches Blut in den alten Agrar- und Beamtenstaat ein. Hierin liegt eine der wirksamsten Ursachen dafür, daß sich die konservativen Anschauungen und Wertungen seit den achtziger Jahren so stark wieder ausbreiten und zum mindesten behaupten konnten, trotz der immer weiter schreitenden Industrialisierung des Wirtschaftslebens. Es war ein in mancher Hinsicht wohltätiger Hemmschuh gegen eine allzu rasche Demokratisierung und Nivellierung der deutschen Bildung und Gesellschaft. Mußten auch, wie wir bemerkten, trotzdem manche feineren Traditionen der alten Zeit verdorren, so blieb doch der Stamm erhalten, an dem sie einst gewachsen waren und von dem sie noch einmal wieder Kraft erhalten konnten. Freilich auch schlechte Traditionen der alten Zeit blieben erhalten und wurden noch schlechter durch den Konvertiteneifer der Emporkömmlinge. Der alte leidige Kastengeist und Standeshochmut wurde von ihnen oft viel schärfer ausgeprägt als von den Familien mit alter aristokratischer und patrizischer Vergangenheit und verschlimmerte die schon ohnehin so leidenschaftlichen Gegensätze und Kämpfe der sozialen und wirtschaftlichen Gruppen. Eine harte und lieblose Gesinnung gegen die feindlichen Volksgenossen trat nicht selten hervor und erschwerte die friedliche Verständigung der bürgerlichen Gesellschaft mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Und innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft selber wollte nun auch das alte lächerliche Erbteil der gedrücktesten und schwächlichsten Zeiten unserer Geschichte, die Sucht nach leeren Titeln, äußerlichen Abstempelungen und gesellschaftlicher Exklusivität, noch immer nicht verschwinden.

Aber über allen Übergangskrankheiten und vielleicht selbst dauernden Belastungen darf man die große Wirkung dieser sozialen Umbildungen nicht vergessen. Die Nation erhielt durch sie eine sehr viel zahlreichere, mannigfaltiger und moderner zusammengesetzte Führerschaft, kraftvolle Organe für jegliche Funktion des öffentlichen Lebens, energische, durch das Leben geprüfte,



durch Weltkenntnis geschulte Naturen die in jede neue praktische Aufgabe leicht hineinwuchsen. Der große Krieg hat sie alle aufgerufen und in den Dienst des Vaterlandes gestellt, hat den Gewerbetreibenden und Beamten Dinge zugemutet, die sie früher nie getrieben hatten, hat dem Heere Massen neuer Reserveoffiziere aus allen bürgerlichen Berufen zugeführt, die erst durch den Krieg ihre Befähigung erwerben mußten und auch erworben haben. Und so hat uns denn doch unsere vielgeschmähte moderne Bildung mit allen ihren Mängeln und Widersprüchen eine enorme Einschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit gegeben, eine geistige Elastizität, die uns die Hoffnung gibt, daß sie durch stete Erprobung, Selbstkritik und Arbeit an sich auch einen Teil ihrer Mängel noch einmal überwinden wird.

Das ist der neue Typus des organisierbaren, zu Arbeit und Kampf gleich befähigten Menschen, den das feindliche Ausland anfangs mit Abneigung und Mißtrauen, dann mit Zorn und Haß bei uns hat entstehen sehen. Es behauptet, daß alle wahre persönliche Freiheit und alle wahre Kultur in ihm unterginge. Aber das können nur diejenigen behaupten, deren eigener Freiheits- und Kulturbegriff enger und äußerlicher ist als der unsere, die unter Freiheit die Ellbogenfreiheit des Einzelmenschen und unter Kultur die glattpolierte, bequeme Zivilisation verstehen. Erinnern wir uns, daß unser Freiheits- und Kulturideal auf das Ganze des menschlichen Daseins geht. Es sieht allerdings den einzelnen umwoben und verstrickt in höhere, überindividuelle Gewalten, in die Lebensgemeinschaften des Staates und des Volkstums, es sieht ihn als Organ und Funktion in ihrem Dienste an, aber es fordert seine freie, aus eigener Selbstbestimmung quellende Ergebung in ihren Dienst. Denn es sieht allenthalben, in Staat und Geistesleben, im einzelnen wie in den großen Gesamtheiten, die Kraft der Individualität wirksam, die nach eigener Durchsetzung und Gestaltung strebt und sie doch nur finden kann in den großen Lebenszusammenhängen, wo das Blut des einen in das Blut des anderen hinüberfließt und der einzelne vom Ganezn, das Ganze von den einzelnen getragen wird. Der deutsche Geist hat dieses wunderbare Nebeneinander von Abhängigkeit und Freiheit, diese innige Verflechtung und Durchwirkung von Individualität und Gemeinschaft, wie sie sich schließlich erweitert zum großen Bilde des Weltalls, wo die Himmelskräfte auf- und niedersteigen, vielleicht doch tiefer empfunden und erkannt als der kühlere, verstandesmäßigere, egoistischere Geist der westeuropäischen Völker. Er weiß auch sehr wohl, daß dies ihm vorschwebende Weltbild des organischen Zusammenhanges von Ich und Welt und von Persönlichkeit, Staat und Nation immer mehr Aufgabe und Ziel als erreichte Wirklichkeit bedeutet, und kennt genau alle Reibungen und oft tragischen Konflikte zwischen Einzelwillen und Gesamtwillen und zwischen den mannigfachen Bedürfnissen und Betätigungen des Kulturlebens. Unser Leben schien vor dem Kriege tief zerrissen zu sein durch all die verschiedenen rücksichtslos gegeneinander anstürmenden Energien. Aber als das Schicksal uns rief, ordneten sie sich aus tiefem Instinkte und aufatmend, vom inneren Zwiespalt erlöst zu sein, in die große Gemeinschaft der Nation ein. Aus allen Lagern kam das Geständnis, daß man sich jetzt erst auf dem rechten Wege wisse, jetzt erst den wahren Sinn von Staat und Nation verstehe.

Schon vor dem Kriege war auch —

in mancherlei Ansätzen verstreut — ein neuer Idealismus im Entstehen, der das organische Weltgefühl des älteren deutschen Idealismus und die von ihm entdeckten überindividuellen Werte mit dem kräftigen Wirklichkeitssinne und -drange der modernen Menschheit zu verknüpfen unternahm. Er bildete keine neuen beherrschenden Systeme, keine neue allgemein verbindliche Philosophie und Religion und keine neuen harmonisch geschlossenen Kunstideale und Stile, denn das moderne, durch skeptische Kritik geschärfte Freiheitsgefühl duldet auf diesen geistigsten Gebieten keinen Zwang und keine abschließende Formel. Aber er gab der vom Massendruck bedrohten Persönlichkeit den Trost, daß es sich auch unter ihm leben lasse und daß die überempirische Welt des Geistes durch keine noch so stürmische Umwälzung der empirischen Welt erschüttert werden könne, vielmehr nur neue Bestätigung und neue Aufgaben durch sie erhalte. Nicht von der modernen Welt ab, sondern mitten in sie hinein führte er und bildete überall neue Lebenskräfte, die suchend und strebend eine Fülle von Anregungen auf alle Gebiete des Kultur- und Staatslebens ergossen haben. Wie in die deutsche Gesetzgebung seit den achtziger Jahren ein neuer Geist eingezogen ist, der hastend Schritt zu halten versucht mit dem Tempo des modernen Lebens, jedem neuen Problem gern beikommen möchte, morgen verwirft, was er gestern verfügt hat, aber unabgeschreckt weiterprobiert und gestaltet, — so drängte auch unser geistiges Schaffen von Versuch zu Versuch, ohne die Geduld, ausreifen zu lassen, was man gestern gesät hatte, und nirgends sich bindend für morgen, — eine durch und durch unklassische Zeit, man möchte sagen, von einer grundsätzlichen Unfertigkeit. Darum fehlen ihr auch die großen, allgemein anerkannten und führenden Geister — wir haben keinen Goethe und keinen Kant und selbst keinen Mommsen und Treitschke unter uns —, aber sie wimmelt dafür von lebensvollen Talenten, starken und trotzigen Charakteren, und jede Führernatur vermochte sich innerhalb der so gewaltig gewachsenen Menschenmassen der Nation einen Anhang und eine Gemeinde zu schaffen. Noch nie war Deutschland wohl so reich an individuellen Lebenskreisen, die doch nicht zu abgeschlossenen Konventikeln entarteten, sondern sich durch Propaganda und Organisation eifrig auszudehnen und ineinanderzugreifen suchten. Darum konnte fast jeder neue und lebensfähige Gedanke darauf rechnen, Menschen und Mittel zu finden, die ihn trugen und verbreiteten. Indem das Geflechte aller geistigen und sozialen Bestrebungen immer dichter und verwickelter wurde und mit ganz neuen technischen Mitteln arbeiten konnte, wurde unser gesamtes Weltbild immer weiter, voller, beziehungsreicher. Es wuchs damit aber auch die Lust, es zu ergründen und zu verstehen, es verfeinerte sich der Sinn für die Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit aller menschlichen Dinge und die behende Kunst des Einfühlens in fremdartiges Seelenleben. Dies hatte aber zur Folge, daß die historische Welt, die eine Zeitlang schon fast entwertet zu werden schien durch den Bruch so vieler Traditionen, zu neuem Ansehen emporstieg. Sie wurde nicht etwa Vorbild für uns, aber sie wurde vielleicht zum größten ästhetischen Werte, den unsere Zeit heute genießt und an dem sie sich ausruht in den Pausen der Arbeit, freilich weniger lesend und nachdenkend wie unsere Großväter, als eifrig schauend



und von Monument zu Monument eilend. Aber immerhin, auch die Wissenschaft, obgleich sie mehr will als bloßen ästhetischen Genuß, konnte doch von diesem neuen Interesse und den durch sie geweckten Fähigkeiten Nutzen ziehen. In Zeit und Ort drang man bis zu den äußersten Schranken. Unsere Interessen und Kenntnisse suchen den ganzen Erdball zu umspannen, und unser geschichtlicher Horizont hat die Perspektive fast eines Jahrhunderttausends menschlicher Entwicklung gewonnen. Schauen und Schaffen war allenthalben die Losung — und nicht nur in einem äußerlichen Nebeneinander. Eine sonst nur dem handelnden Menschen eigene Willensleidenschaft durchwogte auch unser geistiges Leben, und aus diesem strömten die Impulse in tausend Kanälen wieder hinüber in die Welt des Handelns.

Es war wahrlich keine kleine und geringe Zeit, die nun abgeschlossen hinter uns liegt. Wir konnten sie nie so preisen, wie einst die Jünger der Aufklärung die ihrige gepriesen haben, denn wir waren uns ihrer Unfertigkeit und Zerspaltung immer bewußt, aber wir fühlten uns auch nicht als müde Epigonen, denn wir hatten keine Zeit müde zu sein. Ohne die Sehnsucht je ganz gestillt zu haben, die ihr eigenartiges, widerspruchsvolles Wesen in uns immer wach erhielt, sind wir in eine neue Zeit mit noch weiteren und dunkleren Zielen hineingerissen worden, wie in ein unbekanntes wogendes Meer. Aber unsere Kraft mit Wind und Wogen zu kämpfen, ist durch den Weltkrieg erprobt worden.

Der Apostel Paulus und der Kampf.

Von Max Meinertz.

Je furchtbarer der Krieg noch immer tobt, und je schmerzlicher die Wunden sind, die er schlägt, um so nachhaltiger fragt man sich allenthalben nach dem Recht des Krieges und sucht die Verantwortung von sich abzuwälzen; gern werden die ethischen Kriegsziele in den Vordergrund gestellt. Haben doch unsere Feinde das Schlagwort vom Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit gegen die Barbarei erfunden und suchen damit die Welt gegen uns einzunehmen. Sogar Rumänien hat es ja gewagt, seinem schmählichen Verhalten ein sittliches Mäntelchen umzuhängen, nachdem freilich der größere romanische Bruder und Lehrmeister vorher schon das Wort „heilig" in Verbindung mit seinem Verrate entweiht hatte. Doch, wie verächtlich uns dies Gebaren auch erscheinen mag, man betont doch, wenigstens mit Worten, die sittliche Seite des Krieges, erkennt somit das Vorhandensein eines sittlichen Ideals an, das durch Kampf verwirklicht werden muß.

Die Tatsache ist nicht zu bestreiten, daß ein wirklicher, echter Kampf um geistige und sittliche Güter durch die Menschheit hindurchgeht; insbesondere haben sich auf religiös-sittlichem Gebiete neue, weltbewegende Gedanken ohne Kampf nicht ausbreiten, geschweige durchsetzen können. Das Christentum ist dafür ein lebendiger Zeuge. Schon bald nach der Geburt des Erlösers sprach der greise Simeon von einem Zeichen, dem widersprochen wird, und wies auf das Schwert hin, das die Seele der Mutter des Herrn durchdringen werde. Das Drama auf Golgotha ist der erste Höhepunkt dieses Kampfes zwischen Licht und Finsternis.



Man hat in der letzten Zeit viel über das Christentum vom Standpunkte des Kampfes gesprochen und geschrieben; man hat auch nach den verschiedensten Richtungen hin die Stellung Jesu zum irdischen Krieg und das grundsätzliche Recht des Krieges vor dem Forum des christlichen Gedankens untersucht. Aber man hat dabei meist weniger auf den großen Herold des Christentums in seinen Frühlingstagen geachtet, auf den Apostel Paulus. Und doch gewährt es einen großen Reiz, gerade den Völkerapostel in diesem Zusammenhang zu betrachten. Ist er doch eine Kampfnatur im edelsten Sinne des Wortes, die kraftvollste Persönlichkeit, die das Urchristentum aufzuweisen hat. Sein ganzes Leben ist unter dem Gesichtspunkte des Kampfes zu verstehen, und zwar nicht nur in dem abgeschwächten Sinne, daß alles geistige Streben und Schaffen ein Kämpfen und Ringen genannt werden darf: Paulus ist mit Bewußtsein ein Kämpfer gewesen. Von seinem Leben aus läßt sich auch manche lehrreiche Verbindungslinie zu unserer heutigen kampferfüllten Zeit ziehen.[1])

* * *

Das Christentum trat als friedliche Geistesbewegung in die Geschichte ein; auf seine Fahnen hatte es den Frieden geschrieben. Das Liebesgebot in seiner universalen Form war sein Grundgesetz: im Gegensatz zum alttestamentlichen Schwertliede des Lamech: „Wird siebenfältig Kain gerächt, so Lamech siebenundsiebzigmal" (Gn. 4,24) steht im Evangelium das Wort, man solle dem Bruder siebenzigmal siebenmal vergeben (Mt. 18. 22). Das Christentum breitet sich nach immanenten, göttlichen Kräften in der Welt aus, wie der Sauerteig die Masse durchsetzt, wie das Senfkörnlein von winziger Größe sich zu einer hochgewachsenen Staude emporstreckt. Das Evangelium konnte seinen Siegeslauf antreten, da die furchtbaren Bürgerkriege des römischen Reiches vorüber waren, da die Menschheit im Frieden aufatmete und den Friedenskaiser Augustus in überschwenglicher Dankbarkeit pries als „Vater seines Vaterlandes", als „Heiland des ganzen Menschengeschlechtes". „Denn es erfreuen sich", so lauten die Worte einer Ehreninschrift aus Halikarnaß, „Land und Meer des Friedens; die Städte blühen in wohlgeordnetem Zustande, in Eintracht und in Reichtum; jegliches Gute ist in Hülle und Fülle vorhanden, und die Menschen sind voll guter Hoffnung auf die Zukunft und voll guten Mutes für die Gegenwart."

Auch die Wiege des Christentums gehörte zum großen römischen Reiche. Und doch lebte man damals inmitten des Weltfriedens in Palästina auf vulkanischem Boden. Israel fühlte sich als das auserwählte Gottesvolk und trug die römische Oberhoheit als vorübergehende Verdemütigung mit innerem Knirschen. Hin und wieder kam es zur Explosion, wie ja auch später ein solcher vulkanischer Ausbruch zu den beiden großen Kriegen unter Vespasian und Hadrian und damit zur Zerstörung Jerusalems und zur Vernichtung des jüdischen Gemeinwesens führte. Das innere Feuer, das in Israel stets unter der Asche weiterbrannte, war die messianische Erwartung. Man hoffte und sehnte sich

1) Aus der für diese Abhandlung — die als Festrede bei der diesjährigen Kaiser-Geburtstagsfeier der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster diente — in Betracht kommenden Literatur sei genannt: Mausbach, Kampf und Friede im äußeren und inneren Leben, Kempten u. München 1915; Harnack, Militia Christi, Tübingen 1905; Windisch, Der messianische Krieg und das Urchristentum, Tübingen 1909; Weinel, Die Stellung des Urchristentums zum Staat, Tübingen 1908.

nach einem messianischen Kriegshelden aus Davids Geschlecht, der den heiligen Krieg ansagen und die Römer aus dem Lande hinausfegen, Israel selbst aber zu Macht und Glanz und Siegesruhm führen werde. Diese kriegerische Stimmung im national-religiösen Sinne leuchtet aus der apokalyptischen Literatur des Judentums deutlich hervor, sie berauscht sich oft an Blut und Haß, sie liest sich vielfach so wie die leidenschaftlichen Ausbrüche haßerfüllter Verblendung in französischen Schriften der Gegenwart. Eine solche Schilderung in der sog. Apokalypse Baruch (40) aus der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 lautet folgendermaßen: „Der letzte Regent, der alsdann [existiert], wird lebendig übrigbleiben, wenn seine großen Scharen vernichtet werden, und wird gefesselt werden. Und sie werden ihn auf den Berg Sion hinaufschaffen, und mein Messias wird ihn zur Rede stellen wegen aller seiner Freveltaten, und er wird zusammenbringen und vor ihn hinlegen alle die Taten seiner Scharen. Und nachher wird er ihn töten und den Rest meines Volkes, der sich in dem Lande, das ich erwählt habe, vorfindet, wird er beschützen."

Das ist der kriegerische Messianismus der jüdischen Eschatologie, also der eigentliche Krieg im religiösen Interesse. Als Jesus auftrat, mußte er notwendig zu solchen Stimmungen und Strömungen irgendwie Stellung nehmen. Und er tat es in der Weise, daß er diese Art von Messiaswürde entschieden ablehnte. Ja, sein Wort und sein Werk sind so wenig messianisch in diesem kriegerisch eschatologischen Sinne, daß man schon die merkwürdige Behauptung aussprechen konnte, Jesus habe gar kein messianisches Selbstbewußtsein besessen. Das letzte Motiv einer solchen Ansicht, die man übrigens nach einer Bemerkung Harnacks nur dann aufrechterhalten kann, wenn man die biblischen Quellen aus den Angeln hebt, erinnert an eine Erwägung, die wohl der unglückliche Apostel Judas angestellt haben wird, da er den Meister verriet: Jesus kann doch nicht der Erlöser Israels sein, den ich bisher in ihm erblickte; sein Verhalten entspricht so gar nicht dem messianischen Ideal, wie es in meiner Seele lebendig ist.

Gewiß, Messias im kriegerisch-politischen Sinne zu sein, lehnt der Herr mit aller Entschiedenheit ab, und es ist ein noch gröberes Mißverständnis, wenn Karl Kautsky ihn in die Reihe der messianischen Revolutionäre stellt und beim Versuch eines Aufstandes durch die politische Aufsichtsbehörde seinen Tod finden läßt. Das ist das Extrem nach der andern Seite hin, wie es nur unter rücksichtsloser Vergewaltigung des Quellenbefundes aufgestellt werden kann. In Wirklichkeit will Jesus Messias sein, aber Erlöser im ethischen Sinn; er läutert den jüdischen Messiasbegriff, ebenso wie die parallele Vorstellung vom Reiche Gottes.

Und der Apostel Paulus steht hier ganz und gar im Bannkreise der Lehren seines Herrn. Jesus ist ihm Erlöser von Sünde und Schuld, sein irdisches Leben in der Erniedrigung, vor allem der Tod am Kreuze, dient dazu, die Menschheit aus den Sklavenketten der gottwidrigen Macht zu befreien. Aber nun erwartet der Apostel die Ankunft des Auferstandenen in Kraft und Herrlichkeit zum Gericht. Dabei schildert er besonders an einer Stelle (2 Thess. 2. 8; vgl. auch 1. Kor. 15, 24 ff.) das Strafgericht über den „Menschen der Sünde", den „Sohn des Verderbens", wie er den Antichrist nennt, in Wendungen, die an die jüdische Eschatologie erinnern: Der Herr Jesus werde den Frevler „hinwegraffen



mit dem Hauche seines Mundes und ihn vernichten durch den Glanz seiner Ankunft". Es ist aber zuviel gesagt, daß damit für den Apostel der Messias der Erwartung wieder „ganz und gar der Kampfesheld des jüdischen Messianismus" geworden sei (Windisch 70). Hier handelt es sich vielmehr um Bilder, die Paulus aus seiner jüdischen Vergangenheit geläufig waren, die er verwertet, um den Gerichtsgedanken möglichst anschaulich und eindrucksvoll zu gestalten, für die er übrigens in den Zukunftsworten Jesu selbst einen Anknüpfungspunkt finden konnte. Wie wenig der Apostel von eschatologischer Kampfesstimmung beherrscht war, beweist schon die Tatsache, daß solche Bilder sich nur an vereinzelten Stellen seiner Briefe finden. Und gerade im zweiten Thessalonicherbriefe wird bald nach der Gerichtsschilderung von der „Liebe Gottes und der Geduld Christi" (3, 5) gesprochen, während das Schreiben in dem Wunsche ausklingt: „Der Herr des Friedens schenke euch Frieden aller Art immerdar" (3, 16).

Es ist gewiß nicht zufällig, daß das Wort *εἰρήνη*, der Friede, in keinem einzigen Paulinischen Briefe fehlt; auch das kleine Schreiben an Philemon enthält es wenigstens im Grußworte des Einganges. Paulus ist sich wie kein zweiter bewußt, daß das Christentum nicht eine kriegerische Bewegung sei, sondern dem Frieden in seiner dreifachen Ausgestaltung als Frieden mit Gott, mit dem eigenen Ich und dem Mitmenschen dient. In den klassischen Mahnungen der letzten Kapitel des Römerbriefes verlangt Paulus, Frieden zu halten mit allen Menschen (Röm. 12, 18). Aber er leitet das Gebot mit den Worten ein: „Wenn es möglich ist, soweit es auf euch ankommt." Die mit ehernem Griffel niedergeschriebenen Worte der denkwürdigen Thronrede vom 1. August des Jahres 1914 lauten wie eine weltgeschichtliche Erläuterung des Apostelwortes: „In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert."

* * *

Einem Paulus als einem religiösen Genius ist der Blick auf kriegerisches Getümmel ganz gewiß unerfreulich gewesen, einem Christen hätte er sicherlich niemals den Rat gegeben, sich zum Soldaten anwerben zu lassen. Das ist für eine Zeit um so selbstverständlicher, da das Leben im Heere des heidnischen Staates den Christen in Gewissenskonflikte bringen konnte, da der Soldatenstand in jener Zeit ganz gewiß nicht der sittlichen Förderung diente, da für den einzelnen praktisch keine Militärpflicht bestand. Allein man darf hier nicht übertreiben. Gerade weil solche zeitgeschichtlichen Hemmungen wirksam waren, ist es um so bedeutungsvoller, daß der Apostel das römische Heerwesen aufmerksam beobachtete und, wie wir noch sehen werden, in seine Gedankengänge hineinzog, daß er vor allem den Staat als Träger der Ordnung und Macht glänzend gerechtfertigt hat. Die berühmten Worte am Anfang des 13. Kapitels des Römerbriefes von der Obrigkeit, die von Gott angeordnet sei, die das Schwert nicht umsonst trage als Gottes Dienerin zur Vollstreckung des Zorngerichtes am Übeltäter, der man Gehorsam schulde nicht nur des Zorngerichtes, sondern auch des Gewissens willen, diese klassischen Worte vertragen keinerlei Abschwächung. Und es bedeutet eine Verkümmerung des Paulinischen Gedankens, wenn man im Hintergrund dieser Stelle die Lehre vom Satan als Weltherrscher und seinem Abfall von Gott erblickt und als besonderen Zweck



die Warnung der Christen vor der Revolution angibt (Weinel 24). Die Worte sind gerade im Zusammenhang des Römerbriefes viel zu sehr grundsätzlicher Natur, sie enthalten ein Stück der Paulinischen Weltanschauung, „ein Zeugnis seines bewundernswerten Idealismus" (Jülicher, bei J. Weiß, Die Schriften des Neuen Test. II² 309).

An einer andern Stelle (Phil. 3, 20) spricht Paulus den Gedanken aus: „Unser Wandel ist im Himmel", und er braucht hier ein Wort — πολίτευμα —, das vielfach in der Bedeutung einer Kolonie von Ausländern vorkommt, deren Organisation nach dem heimischen Staatswesen benannt ist. Legt man diesen Wortbegriff zugrunde, so will der Apostel dem Gedanken plastischen Ausdruck verleihen: „Wir haben unser Heimatsreich im Himmel und sind hier auf Erden eine Kolonie von Himmelsbürgern" (Dibelius im Kommentar zu dieser Stelle). Darin liegt also einfach die allgemein christliche Vorstellung, daß der Mensch hier auf Erden keine bleibende Stätte (Hebr. 13, 14) hat, daß sein letztes und höchstes Ziel in der Ewigkeit gegeben ist. Wenn man dann weiter beachtet, daß die Worte nach dem Zusammenhang im Gegensatz zu den „Feinden des Kreuzes Christi" gesprochen worden sind, die niedrigen Gelüsten nachgehen, deren Sinn auf das Irdische steht, dann sieht man, wie weit es vom Paulinischen Gedanken abliegt, zu schließen, es werde hiermit der Staatsgewalt die innerliche Anerkennung verweigert. Nicht „sein politisches Bekenntnis" spricht Paulus vor der Philippergemeinde aus, sondern ein religiöses Bekenntnis.

Trägt die Obrigkeit aber das Schwert zur Vollstreckung des Zorngerichtes an dem Übeltäter, so muß sie sich im gegebenen Falle auf militärische Macht stützen können. Diese Schlußfolgerung ist dem weltkundigen Apostel ganz gewiß zum klaren Bewußtsein gekommen. Und wenn wir ferner keine unmittelbaren positiven Zeugnisse besitzen — Phil. 1, 13 ist nur gesagt, daß bei den prätorianischen Soldaten bekannt wurde, er trage die Fesseln um Christi willen und nicht als Verbrecher —, so können wir doch annehmen, daß die Erfolge seiner Mission sich auch unter den Soldaten bemerkbar machten. Er kann dann aber trotz der schon erwähnten zeitgeschichtlichen Verhältnisse nicht verlangt haben, daß der zum Christentum bekehrte Soldat seinen Waffenrock ausziehe. Vielmehr wird er ähnlich wie einst Johannes der Täufer zu den ihn aufsuchenden Kriegsleuten gesprochen haben: „Verübt gegen niemanden Gewalt oder Unrecht und seid zufrieden mit eurem Solde!" (Lk. 3, 14). Und weiter konnte er auch auf diesen Fall seinen Grundsatz anwenden: „Jeder bleibe in dem Stande, in dem er berufen wurde" (1. Kor. 7, 20). Übrigens hat schon Klemens von Alexandrien nach diesen biblischen Gedanken zu der Frage Stellung genommen (Harnack 58). Und Paulus hätte sicherlich nicht den Rigorismus eines Tertullian gebilligt, der in seiner Schrift über den Götzendienst (Kap. 19) behauptete: Der Herr habe in der Entwaffnung des Petrus jedem Soldaten den Degen abgeschnallt. Als die Zahl der Christen im römischen Heere sich mehrte, waren Zusammenstöße mit der heidnischen Gewalt unvermeidlich; in den Christenverfolgungen haben die Soldaten oft ganz besonders zu leiden gehabt, wie eine Reihe noch erhaltener Märtyrerberichte zeigt.

Der Begriff des Volksheeres in dem vollendeten Sinne, wie wir es heute be-



sitzen, war der alten Zeit unbekannt; die hohen sittlichen Kräfte, die in ihm und in seiner Betätigung zur Verteidigung des Vaterlandes lebendig sind, treten in unseren Tagen jedermann mit leuchtenden Farben ins Bewußtsein. Sie erfahren auch vom christlichen Standpunkt aus ihre verklärende Weihe. Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß die zeitgeschichtlichen Verhältnisse einem Paulus dem Soldatenstande gegenüber Zurückhaltung auferlegten. Vor allem aber hat er dem religiösen Leben die eigentlich kriegerische Gesinnung der jüdischen Eschatologie ferngehalten.

* * *

Und doch, er ist selbst ein Kämpfer gewesen, mehr wie sonst eine hervortretende Persönlichkeit des Urchristentums. Die Kunst hat sich daran gewöhnt, den Völkerapostel mit einem Schwerte abzubilden. Gewiß darf man darin einen Hinweis auf den Martertod erblicken, den das römische Richtschwert verursacht hat. Aber man möchte darüber hinaus das Schwert als Symbol des Kampfes einen Wesensteil der apostolischen Persönlichkeit versinnbilden lassen.

Von der ersten Zeit an, da Saulus-Paulus unserm geistigen Auge erreichbar ist, steht er als Kämpfer da. Er gehört zu jenen Helden der Geschichte, deren Leben in zwei mit scharfem Schnitt getrennte Hälften auseinanderklafft. Wie verschieden man heute auch über die Einzelerklärung des Vorganges vor den Toren von Damaskus denkt, wie sehr vor allem die psychologische Verkettung des Ereignisse zur Debatte steht — darüber herrscht kein Zweifel, daß ein gewaltiger Stoß den Christenverfolger innerlich zusammenbrechen ließ, und daß sich alsbald ein neuer Mensch wie ein Phönix aus der Asche erhob. Ein innerer Kampf endete mit einem entscheidenden Sieg auf der ganzen Linie. Es war der erste und schwerste siegreiche Kampf, der dem Leben einen neuen Inhalt gab, der den erbitterten Christenfeind zum machtvollsten Vorkämpfer des Christentums umwandelte. Paulus hat sich selbst besiegt, oder, wie er es in bescheidener Selbsterkenntnis empfand und aussprach: die Gnade hat den Widerstand überwunden.

So sehr aber dieser Kampf und dieser Sieg vor Damaskus die Richtung des neuen Lebens unverrückbar festlegte, es ist doch nicht zu verkennen, wie ein ständiger Kampf mit dem eigenen Ich das ganze Leben des Apostels immer wieder in Spannung hält. Es ist ein Kampf mit seinem schwächlichen Körper, und es ist ein Kampf mit der sinnlichen, niederen Natur, mit der σάρξ, wie er sich gern ausdrückt. Die Spuren, die dieser Kampf in den apostolischen Briefen zurückgelassen hat, sind oft ergreifender Natur. Aus dem Selbstbekenntnis des zweiten Korintherbriefes (12, 7 f.), da er von dem Stachel redet, der seinen Leib verwundet, fühlen wir deutlich ein gewaltiges Ringen heraus. Paulus war von Natur aus keine feste Gesundheit beschieden, irgendein Leiden schafft ihm Beschwerden, so daß der eiserne Wille nicht immer ausreicht, um den Körper in den Dienst zu zwingen. „Dreimal habe ich den Herrn gebeten, daß er von mir ablasse"; es ist nicht der selbstsüchtige Wunsch nach Wohlfahrt und Bequemlichkeit, vielmehr besteht der Grund für die Bitte in sittlichem Heldentum ohnegleichen. Die Schwäche empfindet er als Gegengewicht gegen Selbstüberhebung, er will von ihr nur darum befreit sein, weil er seinem Leib dann eine um so stärkere Belastung in unermüdlicher Missionsarbeit zutrauen zu können

glaubt. Aber er ist auch sofort getröstet und befriedigt, da seiner Bitte Erhörung versagt und die Antwort zuteil wird: „Es genügt dir meine Gnade." So setzt er denn, ohne zu verzagen, den Kampf mit seinem Körper fort, zwingt ihn zur Ertragung unerhörter Strapazen und ist in diesem Kampfe auf die Dauer auch Sieger geblieben. Ja, wenn er einmal, wie in Galatien, körperlich zusammenbricht, dann weiß er dieser Not auch eine lichte Seite abzugewinnen: Ist sie doch die Ursache gewesen, daß er einen längeren Aufenthalt bei den Galatern nehmen mußte und das Wort Gottes mit reichem Erfolge verkünden konnte, hat sie ferner den galatischen Christen die Möglichkeit gegeben, ihr Christentum in Werken der Barmherzigkeit zu betätigen und so zu festigen (Gal. 4, 13 f.).

Aufreibender und schmerzlicher war für den Apostel der Kampf mit sich selbst, soweit das sinnliche und sittliche Leben in Frage stand. Wie sehr er die sittliche Anstrengung als Kampf im eigentlichen Sinne des Wortes auffaßt, zeigen die Ausdrücke, mit denen er sie schildert. Die Zeit, da ihm die Gnade die siegreichen Waffen in diesem Kampfe noch nicht in die Hand gedrückt, steht ihm so lebendig vor der Seele, daß die einstige Aufregung des Kampfes in ihr noch nachzittert (Röm. 7, 22 f.): Der innere Geistesmensch tritt nach dem Bilde des Römerbriefes dem Gliedergesetze gegenüber; dieses Gesetz liegt, wie er es ausdrückt, „im Kriege mit dem Gesetze meiner Vernunft", ja es bringt ihn in Kriegsgefangenschaft in dem Gesetze der Sünde. Da bedarf es eines starken Feldherrn, der die Fesseln sprengt; und der ist ihm in Christus mit seiner erlösenden Gnade erstanden. Der Feind im eigenen Innern ist aber noch nicht endgültig besiegt und unschädlich gemacht; der Kampf geht dauernd weiter: „Mensch sein, heißt Kämpfer sein", das Wort gilt auch hier: „Wenn ihr durch den Geist die Werke des Leibes tötet, so werdet ihr leben" (Röm. 8, 13). Einmal vergleicht er sich (1. Kor. 9, 26 f.) mit einem Wettkämpfer in der Arena; der Gegner ist der sinnliche Leib. Und da braucht er ein der Fechtersprache entlehntes technisches Wort: er zerschlage seinen Leib und knechte ihn, um so den Sieg über ihn zu gewinnen und des ewigen Kampfpreises nicht verlustig zu gehen. Der Kampf ist ja auch stets aussichtsreich, da ein mächtiger Verbündeter zur Seite steht: „In allem sind wir siegreich durch den, der uns geliebt hat" (Röm. 8, 37).

So ist das sittliche Eigenleben des Apostels ein ständiger Kampf und auch ein fortdauernder Sieg. Von seinen Grundsätzen aus hätte er das Wort des indischen Weisen — so sehr im übrigen das christliche Ideal dem weltmüden Buddhismus fernesteht — sich zu eigen machen können:

> „Nicht wer Zehnhunderttausende von Kämpfern in der Schlacht gefällt,
> Wer einzig nur sich selbst besiegt, der wahrlich ist der größte Held."[2]

Das ganze apostolische Leben und Wirken zeigt in lebendiger Fülle, wie weit sein hochgemuter Sinn das Herabziehende, Kleinmenschliche, Selbstsüchtige überwunden und eine geschlossene, nur dem Ideale dienende Persönlichkeit gebildet hat. Was dieses Vorbild in der eisernen Zeit der Gegenwart, die höchste sittliche Anspannung aller Kräfte auf das eine hohe Ziel hin, Verzichtleistung auf manche Lebensgewohnheit, Verbannung aller selbstsüchtigen, kleinlichen Gesinnung von jedem

2) Dhammapadam 103. Zitiert bei Bertholet, Religion und Krieg, in: Religionsgeschichtliche Volksbücher V, 20, Tübingen 1915, 26.



einzelnen verlangt, an Kraftwirkung auszuströmen vermag, benötigt nicht näherer Ausführung. Nur ein Wort, das in dem herzlichen Dankesbriefe für Liebesgaben aus Philippi steht (Phil. 4, 11—13), darf ich in diesem Zusammenhange nennen, weil es als Merkwort voranzuleuchten imstande ist: „Ich habe gelernt, in jeder Lage genügsam zu sein. Ich verstehe es, mich demütigen zu lassen, ich verstehe auch, Überfluß zu haben. Mit allem und jedem bin ich vertraut: satt zu sein und zu hungern, Überfluß zu haben und Mangel zu leiden. Alles vermag ich in dem, der mich stärkt."

* * *

Eine solche sittliche Hochspannung ist eine der Quellen für die beispiellosen Erfolge des apostolischen Arbeitens. Wie sie das Ergebnis eines zähen Kampfes mit dem eigenen Ich darstellt, so bedeutet die Missionstätigkeit auch ihrerseits in der Vorstellung des Apostels einen Kriegsdienst und ein siegreiches Ringen. Das Wirken des Apostels steht im Zeichen des Kampfes. Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß das natürliche Verlangen, für das religiöse Ideal kämpfend zu werben, schon den Juden Paulus zum Missionar für das Judentum bestellt hatte: ob mit Recht, ist jedenfalls nicht zu beweisen. Doch so viel ist gewiß: die Berührung mit der christlichen Bewegung in Jerusalem löste in dem überzeugten Pharisäer eine solche Kampfesstimmung aus, daß sie sich in der Tat der Verfolgung austoben mußte. Aus dieser Gesinnung heraus ist der Kriegszug nach Damaskus geboren. Es war religiöser Fanatismus; er nennt sich ja selbst einmal später im Rückblick auf jene versunkene Periode seines Lebens einen „übertriebenen Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter" (Gal. 1, 14). Und was er im Briefe an die römischen Christen (10, 2) von seinen ehemaligen Glaubensgenossen sagt: „sie haben Eifer für Gott, aber nicht mit Verständnis", galt von ihm in gleicher Weise. Sein Fanatismus war durch und durch ehrlicher Natur; er wußte es eben nicht besser. „Unwissend und in Unglauben", so lautet eins seiner späteren Selbstbekenntnisse (1. Tim. 1, 13). Man mag an ein edles Roß denken, das wild dahinstürmt, ehe es gebändigt worden ist.

Als nun aber die Entscheidungsstunde geschlagen hatte und das christliche Ideal mit allen Fasern des Herzens ergriffen war, da nahm der Feuergeist den Kampf für dieses Ideal auf und suchte durch doppelten Eifer das wieder gutzumachen, was er auf der früheren Bahn verfehlt. Seine Missionsarbeit erscheint ihm als Kriegsdienst. Zwar hat er noch nicht, wie es später einem Tertullian z. B. geläufig war, Christus imperator genannt, aber er fühlt sich und seine Mitarbeiter doch als Soldaten. Den Abgesandten der Philippergemeinde Epaphroditus nennt er geradezu seinen „Mitsoldaten" (Phil. 2, 25), ebenso einen gewissen Archippus in Kolossä (Phm. 2). Timotheus wird mit einem „guten Soldaten Christi Jesu" (2. Tim. 2, 3) verglichen, er soll „den guten Kampf kämpfen" (1. Tim. 1, 18). In diesen Gedankengängen begreift man es, wenn er sein gutes Recht, als Entgelt für die Mühen den Lebensunterhalt von den Gemeinden beanspruchen zu dürfen, mit dem Vergleiche beweist: „Wer tut jemals Kriegsdienste für eigenen Sold" (1. Kor. 9, 7)? Allerdings hat er in Korinth wie so oft auf dieses Recht verzichtet und durch eigener Hände Arbeit sein kärgliches Brot verdient. Dafür kann er aber wieder den Korinthern in scherzhafter Wendung erklären: „Andre Gemeinden habe ich geplündert und mir den Sold von ihnen geben lassen, um

euch zu dienen" (2. Kor. 11,8). Freilich sind die Waffen, mit denen er kämpft und die er seinen Christen in die Hand geben will, nicht von Eisen und Stahl. Er nennt sie in den verschiedensten Wendungen Waffen des Lichtes (Röm. 13, 12), Waffen der Gerechtigkeit (Röm. 6, 13; 2. Kor. 6, 7), gegenüber den Waffen der Ungerechtigkeit (Röm. 6, 13); er spricht vom Panzer des Glaubens und der Liebe und von der Hoffnung auf das Heil als Helm (1. Thess. 5, 8). Sehr anschaulich schreibt er nach Korinth (2. Kor. 10, 3 ff.): „Wir wandeln zwar im Fleische, ziehen aber nicht nach dem Fleische zu Felde. Denn die Waffen unseres Feldzuges sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zur Zerstörung von Festungen, indem wir Pläne vernichten und jedes Bollwerk, das sich gegen die Erkenntnis Gottes erhebt." Am bekanntesten ist die tiefsinnige und bis ins einzelne gehende Schilderung der geistlichen Waffenrüstung im Epheserbriefe (6; 14 ff.): „So stehet denn da, eure Lenden gegürtet mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, beschuht an den Füßen mit der Bereitwilligkeit für das Evangelium des Friedens; zu alledem nehmet auf den Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Geschosse des Bösen auslöschen könnt. Und ergreifet den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, das da ist das Wort Gottes." Die Stelle ist schon in der patristischen Zeit wiederholt verwertet worden, ja Tertullian hat in seiner stark militärischen Sprache im Hinblick auf sie gesagt, Paulus habe die Soldaten, d. h. die Christen, mit Waffen vollständig ausgerüstet (De fuga 10).

Es ist bezeichnend, daß mitten in diesen so kriegerisch klingenden Worten die Bereitwilligkeit für das Evangelium des Friedens gepriesen wird. Aller Kampf hat ja als Endzweck die Erreichung des Friedens, und der Gegner, der mit diesen Geisteswaffen als Friedensstörer niedergerungen werden soll, sind für Paulus die feindlich gesinnten Geistermächte. Der Kampf geht nicht, so sagt er, bevor die Schilderung der Waffenrüstung beginnt, „gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Mächte und Gewalten, die Weltherrscher dieser Finsternis, die Geisterwesen der Bosheit in der Himmelswelt" (Eph. 6, 12). Der Sieg ist trotz der Kraft des Feindes nicht allzuschwer. Denn Christus selbst hat sie, wie es an einer anderen Stelle heißt (Kol. 2, 15), bereits entwaffnet, öffentlich zum Spotte gemacht und im Triumphe einhergeführt.

Paulus denkt hier an den Tod und die Erhöhung des Erlösers. Das Evangelium bietet uns aber auch Beispiele für den Kampf und den Sieg des irdischen Jesus über die feindlichen Geistermächte. Und gerade solche evangelischen Erzählungen sind es, die uns den guten Hirten als „Löwen aus dem Stamme Juda" zeigen, die jene übersehen, welche, wie H. St. Chamberlain einmal klagt, „das hohe Antlitz des Menschensohnes aller kraftvollen Züge" beraubt und das „Trugbild einer unbeschränkten Duldsamkeit, einer allgemein wohlwollenden Passivität uns als Christentum hingemalt" haben. (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts I[6] [Volksausgabe, München o. J.] 240.) Wo Paulus im Bericht der Apostelgeschichte diesen Spuren des Meisters folgt, erscheint er wie ein überlegener Feldherr, dem seine Feldherrnkunst den raschen Sieg gewiß macht. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet die Befreiung einer Magd aus Philippi von ihrem Wahrsagegeist. (Apg. 16, 16 ff.)

Aber auch wenn der Apostel in seinen Briefen gegen Sünde und Laster eifert, klingen seine Worte oft wie Schlachtenlärm; er handhabt das Wort Gottes, das



da ist „schärfer als jedes zweischneidige Schwert" (Hebr. 4, 12). Diese machtvolle Sprache mag der hl. Hieronymus — neben den noch zu erwähnenden Feuerblitzen, die Paulus gegen die Feinde seines Evangeliums schleudert — besonders im Auge gehabt haben, wenn er einmal seinen Eindruck dahin zusammenfaßt: „So oft ich ihn (Paulus) lese, glaube ich nicht Worte zu hören, sondern den Donner" (Ep. 48 ad Pammachium; bei Migne, P. gr. XXII 502).

Wie der Apostel sich als Kämpfer gegen das eigene Ich weiß, so verlangt er Gleiches von den Christen seiner Gemeinden; die Geisteswaffen, mit denen er sie ausgerüstet hat, sollen sie auch anwenden. „Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde im Guten das Böse!" (Röm. 12, 21). „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit" (2. Tim. 1, 7). „Ihr habt im Kampfe wieder die Sünde noch nicht bis aufs Blut Widerstand geleistet", heißt es im Hebräerbrief (12, 4). Auch vom „Kampfe des Leidens" wird dort einmal gesprochen (10, 32). Der Soldat muß zum Leiden und zum Opfer stets bereit sein, und so kann an Timotheus die bedeutsame Mahnung ergehen (2. Tim. 2, 3—5; vgl. 1, 8): „Ertrage mit (mir) Leiden als ein guter Soldat Christi Jesu. Keiner, der Kriegsdienste leistet, läßt sich in die Geschäfte des Lebens ein; sonst wird er dem Kriegsherrn nicht gefallen." Dann geht das Bild zum Kampf in der Arena über, und es heißt weiter: „Aber auch, wer im Ringkampfe auftritt, wird nur dann gekrönt, wenn er der Ordnung gemäß kämpft."

Übertragen wir diese Worte einmal aus der religiösen Sphäre, für die sie geschrieben, auf das hohe sittliche Gut des Vaterlandes und seine Verteidigung in der Gegenwart, dann ergeben sich überraschende Beziehungen: Jeder einzelne Deutsche hat sich heute als ein „guter Soldat" zu betrachten, als ein Kämpfer an der Stelle, wo das Vaterland ihn braucht. Daß dazu das bereitwillige Ertragen von Leiden und Entbehrungen gehört, muß sich die Heimat sagen, in noch viel höherem Maße aber die Feldgrauen draußen an der Front. Der Kriegsherr — und durch ihn das ganze Vaterland — verlangt, daß die Geschäfte des Lebens, die Sonderbestrebungen, ja, wenn es sein muß, der bürgerliche Beruf hintangestellt und die gesamten Kräfte für die große Sache eingesetzt werden. Das Kämpfen „der Ordnung gemäß", d. h. nach den Anordnungen des Feldherrn, gilt vom Soldaten wie vom heimatlichen Arbeitsheer. Nur wenn die Bestimmungen von allen, die es angeht, ohne Rücksicht auf die Bequemlichkeit und das eigene Besserwissenwollen durchgeführt werden, ist der Sieg, ist die Krönung gewiß.

Wie sehr der Apostel seine Person für das Ideal des Gottesreiches restlos eingesetzt hat, geht auch daraus hervor, daß er das Bild vom Kämpfer bis zu den letzten Konsequenzen durchgedacht und für sich in Anspruch genommen hat: die Bereitwilligkeit, im Kampfe das Leben zu lassen. Er ist zwar überzeugt, daß sein Tod ihn mit Christus in unlösbare und unmittelbare Verbindung bringen wird, und empfindet danach Sehnsucht; „aber am Leben zu bleiben ist nötiger um euretwillen" (Phil. 1, 24). Die Sorge für seine Christen steht ihm also in erster Reihe, und so begibt er sich auch nicht leichtsinnig in Gefahr und sucht sein Leben zu erhalten, solange es möglich ist. Das hindert aber nicht, die freudige Bereitwilligkeit voranzustellen: „Und wenn ich auch mein Blut vergießen soll zum Opfer und zur Weihe eures Glaubens, so freue ich mich und freue

mich mit euch allen" (Phil. 2, 17). Die Bereitschaft hat ja schließlich in der Tat zum Martertode geführt. Kurz bevor das Schwert sein edles Leben beendete, hat er in Worten, die man mit Recht sein Testament nennt, sein Lebenswerk noch einmal unter dem Bilde eines Kampfes zusammengefaßt: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt" (2 Tim. 4, 7). Nun sieht er vor sich den Siegeskranz der Gerechtigkeit, den er vom Herrn erhalten wird.

Noch weitere Bilder, die dem Kriege und dem Heerwesen entlehnt sind, finden sich in den Paulinischen Schriften zerstreut, so der Trompete, die zum Kampfe ruft (1. Kor. 14, 8), von der Schlachtordnung (Kol. 2,5), vom Triumph (2. Kor. 2, 14), vom Siegespreis, der abgesprochen werden kann (Kol. 2, 18), von der Kriegsgefangenschaft (Röm. 7, 23; 2. Kor. 10,5; Eph. 4,8; Kol. 4,10; Phm. 23, 2. Tim. 3, 6). Alle Bilder, die Paulus verwertet, sind naturgemäß dem Milieu entnommen, in dem er gelebt hat, und verlangen oft eine genaue Kenntnis dieser Umwelt, um den Gedanken mit all seinen Feinheiten voll auszuschöpfen. Wie man die Reden Jesu nur auf dem Hintergrunde von Palästina, insbesondere dem des galiläischen Volkslebens, ganz verstehen kann, so zeigt sich bei Paulus der antike Großstädter. Je mehr durch die zahlreichen unliterarischen Texte uns das Volksleben des Altertums anschaulich gemacht wird, um so besser dringen wir in die Paulinische Vorstellungswelt ein.

* * *

So viel hat sich ja gezeigt, daß der „Militarismus" im Leben des Apostels eine bedeutende Rolle spielt, und zwar nicht nur als abgegriffenes Bild; Paulus führt wirklich als Soldat Christi einen geistlichen Kampf. Es ist nun interessant zu beobachten, wie in späterer Zeit dieser Paulinische „Militarismus" noch verschärft worden ist. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts hat ein kleinasiatischer Presbyter „aus Liebe zu Paulus", wie er nach dem Zeugnis Tertullians (De baptismo 17) selbst gestand, einen Paulusroman geschrieben, den wir als Akten des Paulus noch besitzen. Darin tritt der Apostel — ebenso wie die übrigen Christen — wiederholt als Soldat Christi auf; noch nach seiner Hinrichtung erscheint er dem Kaiser Nero und stellt sich mit den Worten vor: „Kaiser, ich bin Paulus, der Soldat Gottes. Ich bin nicht tot, sondern lebe." Wie weit der Paulus dieses Romans militärisch denkt, ergibt sich am deutlichsten aus einem Gespräch, das er nach seiner Gefangennehmung mit Nero führt. Der Haftbefehl ist ergangen, nachdem der Mundschenk des Kaisers, Patroklus mit Namen, „Soldat jenes Königs" geworden ist. „Du Mann des großen Königs," so herrscht ihn Nero an, „jetzt mein Gefangener, was fiel dir ein, in das römische Reich einzudringen und Leute aus meiner Herrschaft anzuwerben!" Paulus aber wurde vom heiligen Geiste erfüllt und sprach vor allen: „Kaiser, nicht nur aus deiner Herrschaft werben wir an, sondern auch aus der ganzen Welt. Denn das ist uns aufgetragen, niemanden auszuschließen, der meinem König Kriegsdienste leisten will. Und wenn es dir selbst beliebt, sein Krieger zu werden — nicht der Reichtum oder deine glänzende Stellung im Leben werden dich retten, sondern wenn du dich unterwirfst und ihn anrufst, wirst du gerettet werden. Denn an einem Tage wird er die Welt bekriegen." Später erklärt der Apostel vor der Hinrichtung dann noch einmal von sich selbst: „Ich bin nicht ein entlaufener Sklave Christi, sondern ein treuer Soldat des leben-



digen Gottes." (Der Text in deutscher Übersetzung bei Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, Tübingen und Leipzig 1904, 381 f.)

Die Worte klingen freimütig, wenn auch nicht gerade „fast aufrührerisch" (Harnack 22). Sie tragen die Farben stark auf, bewegen sich aber im wesentlichen in dem Vorstellungskreis, der uns beim geschichtlichen Paulus entgegentritt. Das Bild vom Heeresdienst ist in seinen Einzelheiten weiter ausgemalt.

Eine ähnliche Verschärfung des Paulinischen Gedankens findet sich gelegentlich in der altlateinischen Übersetzung. Jede Übersetzung einer Schrift ist deren erster Kommentar. Es begreift sich ja leicht, daß der Übersetzer von der Umgebung abhängig ist, in der er lebt, daß er sich willkürlich oder unwillkürlich von Stimmungen und Gedanken leiten läßt, die seiner Auffassung entsprechen, und daß er sie in den zu bearbeitenden Text hineinträgt. So ist es ja bekannt, daß im Heliand Christus als der Sachsen Heiland erscheint, der allwaltende Herrscher der Völker, dessen Wiege in der Burg von Bethlehem stand, der von seinen getreuen Schwertdegen umgeben ist. Umgekehrt soll Ulfilas nach der Ansicht des eunomianischen Kirchenhistorikers Philostorgius aus dem 4. Jahrhundert die Übersetzung der alttestamentlichen Königsbücher unterlassen haben, weil darin zuviel von Kriegen erzählt werde und die Goten ein kriegslustiges Volk gewesen seien, das eher einen Zügel als einen Antrieb seiner Kriegslust brauchte. Diese Motivierung gehört ja zweifellos ins Reich der Fabel (Vgl. Streitberg bei Paul, Grundriß der germanischen Philologie II, 1, Straßburg 1901 — 09, 22; A. Schulz, Die sittliche Wertung des Krieges im Alten Testament, in: Bibl. Zeitfragen VII, 10, Münster i. W. 1915, 3 f.) allein bezeichnend bleibt die antimilitaristische Auffassung dessen, der sie ausgeklügelt.

Es ließe sich leicht an Einzelbeispielen zeigen, wie stark die Übersetzer aller Sprachen dem Bibelworte ihren Geist aufgeprägt haben. Uns interessiert hier vor allem ein Paulinisches Beispiel. Im Römerbriefe (6, 23) verwertet der Apostel das packende Bild von der Sünde, die ihren Anhängern als Kriegslöhnung den Tod darbietet: „Der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnadengabe (χάρισμα) Gottes aber ist ewiges Leben in Christus Jesus unserem Herrn." Der Satz ist nur in seinem ersten Teile durch das militärische Bild bestimmt, die zweite Hälfte spricht allgemein vom ewigen Leben als einer Gnadengabe Gottes. Da hat nun aber die altlateinische Übersetzung, wie sie uns bei Tertullian vorliegt, das Wort „die Gnadengabe" mit donativum wiedergegeben. Und wir wissen aus manchen Belegen, wie sie sich z. B. noch im römischen Recht erhalten haben (Digest. 49, 16, 10, 1; bei Roensch, Das N. T. Tertullians, Leipzig 1871, 666 f.), daß donativum das kaiserliche Gnadengeschenk an die Soldaten bedeutete, während stipendium der ihnen rechtlich zustehende Sold war. So ist durch den Gebrauch dieses Wortes auch die zweite Hälfte des Paulinischen Satzes militarisiert und, wie man anerkennen muß, das anschauliche Bild plastisch verstärkt worden: Der Sünder erhält von seiner Dienstherrin, der Sünde, den ihm rechtlich gebührenden Sold, nämlich den Tod. Aber Gott gibt seinen Kriegsleuten in voller Freiheit und Freigebigkeit das überreiche Gnadengeschenk. (Weitere Beispiele bei P. Corssen, Zwei neue Fragmente der Weingartner Prophetenhandschrift, Berlin 1899, 50. Vgl. Harnack 36 f.).

* * *



Der vorhin schon erwähnte Gedanke von den Waffen zur Zerstörung der Festungen, zur Vernichtung feindlicher Pläne und Bollwerke (2. Kor. 10,3 f.) ist gegenüber einer Richtung im apostolischen Zeitalter ausgesprochen worden, die dem hl. Paulus das Leben sauer machte. Der Apostel hatte nicht nur den Kampf gegen die feindlichen Geistesmächte, gegen Sünde und Ungerechtigkeit zu führen und zu organisieren, er mußte vielmehr seine Waffen auch gegen feindlich gesinnte Menschen wenden, vor allem gegen die sog. Judaisten, d. h. die engherzigen Judenchristen, und gegen das ungläubige Judentum. Paulus stand dem Volke, aus dem er hervorgegangen, innerlich auch als Völkerapostel sehr nahe; er liebte sein Volk mit der ganzen Glut seines großen Herzens, es schmerzte ihn bitter, daß er Israel in seiner Mehrzahl auf Wegen wandeln sah, die nach seiner Erkenntnis ins Verderben führten, er spricht einmal die geradezu heroisch klingende Bereitwilligkeit aus, für seine Stammesbrüder von Christus, seiner ganzen Lebenskraft, verbannt zu sein, wenn er ihnen dadurch nützen könnte (Röm. 9,3).

Paulus hat keine Gegenliebe gefunden; er galt als verächtlicher Renegat, gegen den die Schleusen des Hasses offen stehen durften. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort von „Leidenskämpfen", das der Hebräerbrief (10,32) geprägt hat. Die verschiedenartigsten Versuche wurden von jüdischer Seite angestellt, um die Erfolge der Paulinischen Tätigkeit zu vereiteln. Im pisidischen Antiochien wiegelten sie die vornehmen Frauen auf, um durch sie die maßgebenden Männer der Stadt gegen den Apostel in Bewegung zu bringen (Apg. 13, 50). In Thessalonich bestachen sie den Pöbel von der Straße, machten mit ihm einen Auflauf und brachten die Stadt in Aufregung (Apg. 17,5). — Übrigens ist es besonders artig, daß gerade hier der Pöbel durch Bestechung revolutioniert wird, wenn man bedenkt, daß das alte Thessalonich mit dem heutigen Saloniki identisch ist. In Korinth wurde der Versuch gemacht, den römischen Statthalter Gallio, den Bruder des Philosophen Seneka, gegen Paulus einzunehmen, freilich ohne Erfolg (Apg. 18, 12 ff.)

Es ist überhaupt bezeichnend, daß der Apostel mit den römischen Behörden und dem römischen Militär im allgemeinen gute Erfahrungen gemacht hat. Die Apostelgeschichte nimmt durch die Art ihrer Berichterstattung auf diese Tatsache offenkundig Rücksicht. Als die Juden in Jerusalem die Wut gegen Paulus wegen der angeblichen Verletzung eines ihrer zäh hochgehaltenen Privilegien zur Siedehitze gebracht hatten und der im Aufruhr Ergriffene in Gefahr stand, von der erregten Menge gelyncht zu werden, griff das römische Wachtkommando ein und rettete so dem Apostel das Leben. (Apg. 21, 27 ff.) Vor allem war die Gefangenschaft in Rom so milder Art, daß er trotz der Haft seinen apostolischen Beruf mit Erfolg ausüben konnte; und auch die Briefe, die dieser Gefangenschaft entstammen, atmen den Geist des werbenden Kampfes für das christliche Ideal.

Gewiß ist das Verhalten der staatlichen und städtischen Behörden nicht immer zuvorkommend gewesen. In der langen Aufzählung seiner Leiden im zweiten Korintherbriefe (11,23 ff.) — Worte, die zum Ergreifendsten gehören, was der Apostel geschrieben — steckt auch manches Ungemach, das von dieser Seite ausging. Einmal berichtet er von sich selbst (1. Kor. 15,23), er habe in Ephesus mit wilden Tieren zu kämpfen gehabt. Wenn man diese Aussage im wörtlichen

Sinne versteht, so enthält sie den Gedanken, daß dem Apostel sogar dieser schmähliche Kampf in der Arena vom Richter auferlegt worden ist. In neuerer Zeit mehren sich die Stimmen, die diese buchstäbliche Erklärung der Aussage verteidigen, sei es, daß Paulus zum Tierkampf nur verurteilt, dann aber begnadigt worden wäre, sei es, daß er wirklich in der Arena gestanden habe. Es gibt auch eine alte Legende, die davon berichtet, wie ein gewaltiger Löwe auf den Apostel eindrang, wie er sich dann aber schmeichelnd zu seinen Füßen legte. Ich halte diese ganze Auffassung aus mehreren Gründen für verfehlt; die „wilden Tiere", von denen der erste Korintherbrief redet, sind böse, feindselig gesinnte Menschen. Immerhin ist es bezeichnend, daß Paulus seine Stellung zu ihnen mit dem Bilde eines Tierkampfes veranschaulicht. In welchem Geiste er aber solche Leiden ertrug, das hat er in den hochgemuten Worten selbst gesagt: „Es ist mir wohl in Schwachheit, Mißhandlungen, Nöten, Verfolgungen, Bedrängnissen um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, bin ich stark" (2. Kor. 12, 10).

In der schon erwähnten Liste der Leiden aus dem zweiten Korintherbriefe findet sich auch der Satz: „Gefahren unter falschen Brüdern." Er meint damit an erster Stelle jene Richtung der Judenchristen, die ihm in Korinth selbst, aber schon vorher in Galatien, in Antiochien und Jerusalem so arg zugesetzt hatten. Der Judaismus war die Hauptgefahr, die dem Paulinischen Werke drohte. Ihm gegenüber fühlte der Apostel sich im stärksten Sinne des Wortes als Kämpfer, ja man darf hier fast von einem heiligen Kriege sprechen. Das gilt vor allem wegen der grundsätzlichen Bedeutung der Frage für eine großzügige Heidenmission; doch hat sich an die grundsätzliche Seite auch viel Persönliches, kleinlich Unerquickliches angeschlossen, das dem Apostel das Leben verbitterte. Und ihm ist dieser Kampf gegen die „falschen Brüder" oft schmerzlich genug gewesen, er hat es dann als Trost empfunden, wenn seine Christen ihm treu blieben und sich fest um ihn scharten. Es ist ja überhaupt das Los überragender Persönlichkeiten, die mitten im Geisteskampfe stehen, die Menschen zu zwingen, sich für oder gegen sie zu entscheiden. Und es ist ein Zeugnis für ihre Bedeutung, wenn man erkennt, daß diese Entscheidung sich in leidenschaftlicher Feindschaft oder in unbegrenzter Anhänglichkeit äußert.

Eine Entscheidungsschlacht wurde dem Judaismus auf dem sogenannten Apostelkonzil geliefert; Paulus wußte, was für die große Sache auf dem Spiele stand. Man hatte gehofft, als äußere Bestätigung des gesetzesfreundlichen Standpunktes die Beschneidung des heidenchristlichen Paulusschülers Titus erzwingen zu können. Allein so sehr der Apostel in kleinen Dingen nachzugeben bereit war, so sehr er sich bemühte, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu sein, um alle zu gewinnen — wenn es sich um einen wichtigen Grundsatz handelte, dann blieb er stahlhart. Und so kämpfte er für sein gesetzesfreies Evangelium wie ein Feldherr um die entscheidende Stellung; als Erfolg blühte ihm der Sieg in vollem Maße.

Der geschlagene Feind wagte von da an den offenen Kampf mit dem überlegenen Führer nicht wieder aufzunehmen, um so mehr suchte er die Wirksamkeit des Apostels auf Schleichwegen zu hemmen. Zu den Mitteln, die angewendet wurden, gehörte auch die Herabsetzung der apostolischen Würde, die Verächtlichmachung seiner Person, ja man scheute sich nicht vor Verleumdun-

gen: er betreibe die Geldsammlung für die Muttergemeinde in Jerusalem zu selbstsüchtigen Zwecken, er beute die Christen listig aus (2. Kor. 12, 16). Einmal, allerdings unter ganz andern Verhältnissen, hat er sogar vor einem Briefe, den man auf seinen Namen gefälscht, warnen müssen (2. Thess. 2,2).

Paulus ist in das lichtscheue Treiben mit dem Schwerte seines Wortes dazwischen gefahren. Es sind die schärfsten Wendungen, die sich überhaupt in seinen Briefen finden, mit denen er die judaistischen Verführer straft. Er heißt sie Lügenapostel, trügerische Arbeiter, die nur die Maske von Aposteln Christi tragen (2. Kor. 11, 13); er nennt sie „Zerschneidung" in ätzender Umdeutung des Begriffes der Beschneidung, auf die sie so stolz sind (Phil. 3, 2); „sie mögen sich selbst verstümmeln, die euch aufwiegeln," ruft er ihnen schroff entgegen (Gal. 5, 12) und anderes mehr. (Vgl. Gal. 1, 8f.; 2 Kor. 11, 20; Röm. 16, 18; Phil. 3, 18.)

Die Worte klingen hart, aber sie sind nicht der Widerhall persönlicher Beleidigungen, sondern sie entringen sich der empörten Seele, die Gefahr für die Sache des Evangeliums erblickt. Es sind Worte des Kampfes um die heilige Sache. Sittliche Entrüstung muß man heraushören, wenn er denen ein Anathema zuruft, die das Evangelium Christi verfälschen (Gal. 1, 8 f.); aber es ist zuviel gesagt, wenn man von „aufgeregter Wildheit" spricht. Vollends ungerecht und geradezu verständnislos urteilt Fr. Nietzsche, der dem Apostel gemeinen Racheinstinkt der Enterbten und versteckten Haß vorwirft. Gerechter Zorn verhält sich zu niedriger Rache wie heldenmütiger Kampf fürs Vaterland zu Morden und Sengen. Wie wenig der zornige Kampf seine Seele umdüstert und in die Sphäre des Hasses hinabgezogen hat, erkennt man deutlich daran, daß er, man möchte sagen: im gleichen Atemzuge mit den Kampfesworten sein liebevolles Herz ausschüttet. Im Galaterbrief lösen die rollenden Donnerworte zarte und feine Töne ab, in denen sich geradezu mütterlich liebendes Empfinden für die Christen offenbart (Gal. 4, 13 ff 19). Vielleicht nirgendwo fällt dieser Gegensatz von Stimmung und Ton so stark auf wie im Schreiben an die Philipper: der intime, gütige und gemütvolle Grundton des Briefes und dazwischen das Strafgericht über die Judaisten. Wer sich in die leidenschaftlich große Seele des Apostels nicht hineinzudenken vermochte, ist sogar zu der Meinung gekommen, daß solche Gegensätze die literarische Einheit des Briefes sprengten.

Paulus hat nie das umfassende Liebesgebot des Meisters aus dem Auge verloren; ja er hat im Römerbrief (12, 14 ff.), wie man sich mit Recht ausgedrückt hat, den ältesten Kommentar zu den Worten Jesu geschrieben. Freilich ist die christliche Liebe nicht jenes schwächliche Pflänzchen, das die frische Luft nicht vertragen kann; auch sie ist eine Kämpferin: „Die Liebe sei rückhaltlos: Habt Haß gegen das Böse, Anhänglichkeit an das Gute" (Röm. 12, 9). Wenn es sich wirklich um rein persönliche Kränkung handelt, bei der die große Sache nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, dann weiß der Apostel schnell und aufrichtig zu verzeihen. Wie fein schließt er sich mit den korinthischen Christen (2. Kor. 2, 10) zu einer Einheit zusammen in dem Falle, den manche auf eine unmittelbare Kränkung durch ein Gemeindemitglied beziehen: „Wem ihr aber vergebt, dem vergebe ich auch. Denn was ich auch meinerseits vergeben habe, wenn ich überhaupt etwas zu vergeben

hatte, habe ich euretwegen im Angesichte Christi getan." Nach dem Philipperbrief muß er beobachten, daß einige seine Gefangenschaft benutzen, um „aus Neid oder Streitsucht" das Evangelium zu verkündigen. Aber er tröstet sich rasch; das Motiv trifft nur seine Person, und sie steht zurück, der Sache wird ein Dienst geleistet: „wenn nur Christus gepredigt wird" (Phil. 1, 18).

* * *

Haß und niedere Rachgier finden im Herzen des Apostels keinen Raum. Aber dem Kampf für sein Evangelium ist er niemals ausgewichen, wo er ihn für notwendig erachtete. Dann aber kannte er kein Ansehen der Person, er tritt auch dort fest und zielbewußt auf, wo sein Gegner ihm nahestand. Unter diesem Gesichtswinkel darf man die Gesamtheit der Paulinischen Bemühungen um die religiös-sittliche Hebung seiner Gemeinden verstehen. Jeder einzelne Christ ist ihm ein geliebtes Kind im Herrn, aber gerade darum scheut er nicht davor zurück — er braucht selbst einmal das Bild (1. Kor. 4, 21) —, gelegentlich auch mit der Zuchtrute zu drohen. Es sind ernste und scharfe Worte, die er der korinthischen Gemeinde sagen muß; doch wie sehr er gerade für sie besorgt ist, zeigen seine unermüdlichen Anstrengungen durch persönliche Besuche, durch Sendung vertrauter Schüler, durch Briefe. Ja, einer dieser Briefe, den wir nicht mehr besitzen, dessen Existenz aber mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem kanonischen zweiten Korintherbriefe erschlossen werden kann, muß so bittere Wahrheiten enthalten haben, daß er die Leser im tiefsten Innern getroffen hat; es ist schon die Vermutung ausgesprochen worden (Deißmann, Paulus, Tübingen 1911, 48), er sei uns deswegen nicht mehr erhalten, weil die Korinther ihn im ersten Zorn zerrissen haben. Aber wie fein weiß er den strengen Worten den Stachel zu nehmen und ihnen eine ethische Weihe zu geben. „Aus großer Not und Herzensangst", so erklärt er, „schrieb ich euch unter vielen Tränen, nicht damit ihr betrübt würdet, sondern damit ihr die Liebe erkennet, die ich für euch in reichem Maße besitze" (2. Kor. 2, 4). Und noch feiner heißt es an einer späteren Stelle in scheinbarem, geistvollem Widerspruche weiter: „Wenn ich euch auch mit meinem Briefe betrübt habe, so reut es mich nicht. War es mir auch leid — denn ich sehe ja, daß jener Brief euch, wenn auch nur für den Augenblick betrübte —, so freue ich mich jetzt, nicht weil ihr betrübt wurdet, sondern weil ihr betrübt wurdet zur Reue" 2. Kor. 7, 8 f.)

Also nicht aus Lust an der Fehde schlägt Paulus Wunden, sondern um zu heilen. Je näher die Gemeinde ihm steht, um so mehr brennt die Wunde, aber nicht nur im Herzen des einzelnen Christen, sondern auch in der eigenen Seele. „Die Liebe ist rückhaltlos." Wenn es der Förderung der Sache dient, scheut der Apostel auch nicht davor zurück, sich von seinen treuen Mitarbeitern zu trennen. Auf der ersten Missionsreise hatte Johannes Markus in schwächlicher Gesinnung die beiden Missionare Paulus und Barnabas vorzeitig verlassen. Paulus befürchtet daher, als er sich zu einer zweiten großen Reise mit Barnabas zusammen anschickt, von einer erneuten Teilnahme des Markus, in seinen weitgehenden Plänen behindert zu werden. So weigert er sich, Markus mitzunehmen, obwohl Barnabas auf der Anwesenheit seines Verwandten bestand. Paulus läßt es aber lieber zum Streit und zum Bruche kommen, verzichtet also auch auf die Gemeinschaft mit seinem alten Gefährten und Freunde Barnabas (Apg. 15, 37 ff.). Es ist nicht Rechthaberei



und Unverträglichkeit, sondern Hintansetzung aller andern Rücksichten hinter der Erwägung: Wie richte ich den Missionsfeldzug am meisten fruchtbringend ein? Ein anhaltender Groll gegen Markus ist keineswegs zurückgeblieben. Als er später mehr gereift und gefestigt war, hat der Apostel ihn gern wieder herangezogen.

Von größerer Bedeutung war ein Strauß, den Paulus mit dem Apostel Petrus in Antiochien auszufechten hatte (Gal. 2, 11 f.), der die ganze Größe der apostolischen Kraft und des apostolischen Freimutes auch einer „Säule" — er nennt ihn selbst so (Gal. 2, 9) — gegenüber in helles Licht stellt. Es handelt sich um eine Frage, die mit dem Paulinischen Kampf gegen die Judaisten eng zusammenhängt. Petrus hatte in Jerusalem mit den beiden anderen „Häuptern" Jakobus und Johannes zusammen dem Apostel die „Rechte der Gemeinschaft" gegeben und so das gesetzesfreie Paulinische Evangelium anerkannt. Dementsprechend pflegte er bei einem Besuche in Antiochien, einer Hauptwirkungsstätte des Apostel Paulus, ungezwungen den Verkehr und auch die Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen. Als aber von judenchristlicher Seite dagegen Bedenken geltend gemacht wurden, zog er sich wieder von den Heidenchristen zurück. Und nun erhob sich die Gefahr, daß bei den Christen Verwirrung entstehen, daß die volle Ebenbürtigkeit der Heidenchristen wieder in Frage gestellt werden konnte. Petrus hat hier eine Schwäche gezeigt, indem er sich einschüchtern ließ und die Tragweite seines Schrittes nicht bedachte; von seinem Standpunkte aus mag er gemeint haben, aus Gründen der Zweckmäßigkeit klug zu handeln, um sich nicht den Einfluß bei den Judenchristen und damit die Möglichkeit einer fruchtbaren Mission zu verscherzen. Aber Paulus blickte weiter und erkannte, daß das Verhalten des Apostels bei seinem hohen Ansehen grundsätzlich gewertet werden konnte und dann seiner eigenen großzügigen Wirksamkeit unter den Heiden schwere Hemmnisse bereiten mußte. Darum scheute er sich nicht, dem hl. Petrus in öffentlicher Versammlung „ins Angesicht zu widerstehen" und ihm sein schwankendes Verhalten vorzuwerfen. Über den weiteren Verlauf des Streites sind wir nicht mehr unterrichtet; da er nicht grundsätzlicher Natur war, kann eine dauernde Verstimmung bei den großen Aposteln, die nur der Sache Christi dienen wollten, nicht die Folge gewesen sein.

Die Einheit im kirchlichen Leben hat er dadurch nicht geschädigt; im Gegenteil: der Kampf diente auch hier nur der positiven Förderung, indem er die Keime möglicher Zwietracht im Entstehen bereits unschädlich machte. Niemand ist ja so machtvoll für Einheit und Einigkeit aufgetreten als gerade Paulus. Der Epheserbrief ist das hohe Lied dieser Einheit, und im ersten Korintherbriefe bildet der Kampf gegen zersetzende Bestrebungen den Inhalt eines wichtigen Teiles. Wie sehr ihm dabei die eigene Person hinter der Sache zurücktrat, beweist die Tatsache, daß er die Berufung auf seinen Namen als Losung einer Partei ebenso verurteilte wie den parteiischen Anschluß an Petrus oder Apollos (1. Kor. 1, 12f.).

* * *

Einheit und Eintracht verlangt auch das vaterländische Interesse in der gegenwärtigen ernsten Stunde und über die augenblickliche Zeit des Werdens hinaus für die Zukunftsentwickelung des Deutschen Reiches. Gewiß ist Einheit nicht Einerleiheit. Und auch dem Apostel ist diese Tatsache vom Standpunkte



des Gottesreiches aus gegenwärtig gewesen, wenn er z. B. gleichzeitig mit dem Lobpreis der „Einheit des Geistes" im Epheserbrief (4, 1 ff.) auf die Mannigfaltigkeit der Geistesgaben „nach dem Maße der Gabe Christi" hinweist. Gegensätze bleiben auch im neuen Deutschland zurück, ja es wäre nicht einmal wünschenswert, wenn die auseinanderstrebenden Interessen auf den mannigfaltigen Gebieten des Lebens künstlich niedergehalten würden. Der Kampf für das als richtig erkannte Ideal wird stets sein Recht behalten. Allein es braucht kein Kampf verbunden mit der Vernichtungsabsicht zu sein, es braucht beim Gegner nicht böser Wille vorausgesetzt zu werden; ebenso wie kleinliche Empfindlichkeit ist jede zersetzende Kritik vom Übel. Zumal dann, wenn sie vom Mißtrauen eingegeben ist und aus unberufenem Munde stammt, wirkt sie verbitternd. Der bekannte Möhler hat einmal in einem feinsinnigen Aufsatz über einen höchst lehrreichen Streit der beiden abendländischen Kirchenlehrer Hieronymus und Augustinus, der sich um das Verständnis des vorhin erwähnten Zusammenstoßes zwischen Petrus und Paulus dreht, die beachtenswerte Nutzanwendung ausgesprochen: „Hieronymus befindet sich hier in derselben Lage wie viele, bei welchen der Eifer für das Wahre und Gute größer ist als die Einsicht in das, was wahr und gut ist. Möchten diese in Hieronymus ein warnendes Beispiel vor schneller Verdächtigung finden und lernen, was es heiße: nur der Geistige weiß, was des Geistes ist; Augustins Vorbild aber belehre die unschuldig Angegriffenen, daß der gute einfältige Wille zu ehren sei, auch wenn er irrt". (Gesammelte Schriften und Aufsätze I [Regensburg 1839] 14.) Es machen sich ja in der Gegenwart schon namentlich auf dem Gebiete der Ernährungsfragen sowie dem der Erörterung unserer Kriegsziele manche Gegensätze bemerkbar, die nicht mehr im Geiste eines gesunden Ausgleiches der Kräfte vertreten werden. Aber wir wollen der frohen Erwartung leben, daß das nur Wellen sind, die die Oberfläche des Meeres kräuseln, und daß der in harter Kriegszeit gewaltig vertiefte vaterländische Gedanke alle auseinanderstrebenden Kräfte doch schließlich in einer Richtung zusammenhält: in der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und der Förderung seiner Macht und Größe.

Nachrichten und Mitteilungen.

Rudolf Kjelléns neuestes Buch.

Als kurz vor Ausbruch des Krieges das Buch: „Die Großmächte der Gegenwart" bei Teubner erschien, war der Name des Verfassers — Professor damals in Gotenburg, heute an der Universität Upsala — in Deutschland nur seinen nächsten Fachgenossen vertraut. Wie aber wohl jeder, der in sich aufgenommen hatte, was hier an reicher Belehrung auf mäßigem Raum in einer sehr glücklich gewählten festen und deutlichen Gliederung des Stoffes geboten wird, im stillen sich sagte: Was von diesem Manne noch zukünftig in deutscher Sprache herauskommt, das wirst du alles lesen, so steht Kjellén heute als historisch-politischer Betrachter und Denker, bemüht um überschauend eindringende Erkenntnis der gewaltigen Wehen, die unsere Welt durchschütteln, im Ausland an vorderster Stelle. Zu Ende des nächsten Jahres brachte die Hirzelsche Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" Betrachtungen über „Die Ideen von 1914", die Frage beantwortend: „Welche geistigen Werte kann uns 1914 schenken statt der gepriesenen von 1789, die es uns entreißen will?" In einer in Inhalt und Form an Carlyle erinnernden Darstellung wird die historische Bedingtheit, somit auch die Vergänglichkeit jener



so vielen doch heutigentags noch teuren Ideale gezeigt und werden an Stelle der verdrängten Freiheits- und Gleichheitsideen die der sozialen Ordnung und Gerechtigkeit unserer Zukunft als Leitsterne gewiesen. Die 1916 bei Teubner erschienene, an Bedeutung jener ersten gleichwertige Schrift: „Die politischen Probleme des Weltkrieges" knüpft an die dort gewonnenen Erkenntnisse an, auch an das Schema der Stoffteilung, und nutzt zugleich die bisherigen Erfahrungen des Krieges, um womöglich „Faden für Faden den Ursachenknäuel zu entwirren, aus dem er hervorging".

Wiederum mit beiden Vorgängern genetisch eng verbunden ist das jetzt bei S. Hirzel herausgegebene Buch: „Der Staat als Lebensform". Auf das Fundament der in ihnen niedergelegten Empirie errichtet, bringt es das „System der Politik" des Verfassers. Daß wir damit im Bereich des Ziels und Gipfels all seiner bisher in dieser Richtung unternommenen Arbeit angelangt sind, sagt das Vorwort ausdrücklich; es war auch schon in den „Politischen Problemen" wie in den „Großmächten" mehr oder weniger deutlich angezeigt worden. Am Eingang zu den „Problemen" sagte der Verfasser: „Wenn ich hier von der Staatswissenschaft spreche, so geschieht das natürlich nicht in der beschränkten Bedeutung einer Staatsverfassungskunde, die unsere akademische Organisation so lange beherrscht hat. Mit dieser Anschauung habe ich meine endgültige wissenschaftliche Abrechnung in öffentlichen Vorlesungen über den Staat als Lebensform (Herbstsemester 1908) gehalten.... Nach diesem Verfahren werden die Staaten nicht als wandelnde Verfassungsschemata oder Rechtssubjekte angesehen, sondern als große Lebewesen, als überindividuelle Persönlichkeiten, die im Guten und Schlechten von Lebenstrieben erfüllt sind; ‚stolz, ehrliebend und egoistisch sind sie alle, aber keiner dabei gleich dem andern' (Meinecke); jeder ist an Daseinsbedingungen gebunden, wie sie aus der Entwicklung und der äußeren Umgebung erwachsen sind."

Es ist die von dem weitblickendsten unserer Historiker für die Staatswissenschaft gewonnene Erkenntnis, die hier Kjellén, wie er weiß und hervorhebt (S. 34f.), zur Grundlage seiner Staatsauffassung gemacht hat. In Treitschkes „Politik" wird sie als Selbstverständlichkeit hingestellt und behandelt; als zuerst von Ranke in ihrer ganzen Prägnanz erfaßte und für seine historiographische Praxis fruchtbar gemachte Anschauung haben sie Lenz und Meinecke wieder aufgezeigt (vgl. diesen noch in „Deutschland und der Weltkrieg" 2. A. S. 769ff.)

Diese biologische Auffassung, die den Staat vor allem als lebendige individuelle Macht begreift, für deren Handeln die „politische Zweckmäßigkeit, der Nutzen und die Notwendigkeit" das zentrale Motiv, „das moralische Prinzip" sind (S. 39), hat es so auch vor allem mit dem territorialen und dem ethnischen Element seines Bestandes zu tun, die daher schon in den „Großmächten" und den „Problemen" von Kjellén immer an erster Stelle erörtert sind. Sie sind die sinnliche Seite dieses sinnlich-vernünftigen Wesens Staat, das zuallererst eine Interessen- und Machtsphäre, nicht eine Rechtssphäre ist (S. 222). Seine Kulturelemente, deren Ausbildung der Wirtschaftspolitik, der „Soziopolitik" und der Politik des Staates als Rechtssubjekt und herrschender Gewalt im Innern obliegt, treten in der Kjellénschen Betrachtung hinter jene beiden „spezifischen Naturelemente" zurück. Nur die „inneren Verbindungskanäle, durch welche die Naturfaktoren auch auf sie Einfluß ausüben", will er beleuchten. Aber auch hier noch gibt er auf knappem Raum unverhältnismäßig viel des Beachtenswerten, so seine Kritik des allgemeinen Stimmrechts S. 189ff.

Diese Skizze kann den reichen Inhalt des Buches nur andeuten. So kann auch auf den ästhetischen Wert der wie immer bei Kjellén von einer Fülle treffender Bilder und Vergleiche belebten Darstellung hier nur hingewiesen werden. Sie erregt den Wunsch, seine Werke mit vollem Verständnis in ihrer Originalsprache aufnehmen zu können.

M. C.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG — HEFT 10 — 1. JULI 1917

Die Kriegsmaßnahmen der Preußischen Unterrichtsverwaltung.

Von Arnold Sachse.

Vom ersten Tage der Mobilmachung an ist die preußische Unterrichtsverwaltung wie alle anderen deutschen Staatsverwaltungen bestrebt gewesen, die ihr unterstellten Einrichtungen unter tunlichster Aufrechterhaltung ihres Betriebes in den Dienst des Kriegswesens zu stellen. Ihre erste Sorge aber galt den von ihr Abschiednehmenden, ins Heer eintretenden Schülern und Studierenden. Die Schuleinrichtungen selbst werden zur Kriegswirtschaft nicht gerechnet; sie treten daher hinter den Erfordernissen der eigentlichen Kriegswirtschaft zurück. Zahlreiche Unterrichtsräume der Hochschulen und der anderen Schulen wurden den Truppen zur Verfügung gestellt; sehr viele wurden in Lazarette umgewandelt. Namentlich wurden die großen Säle und die Turnhallen zu verschiedenen militärischen Zwecken gebraucht. Die Einziehung eines großen Teiles der Lehrerschaft, die sich zunächst noch unter Beachtung der im Frieden nach den Bedürfnissen der Unterrichtsanstalten aufgestellten Unabkömmlichkeitslisten vollzog, brachte eine empfindliche Störung des Unterrichtsbetriebes mit sich. Die Unterrichtsverwaltung war bemüht, diesem Mangel an Räumen und Personen durch eine Reihe von Maßnahmen auf dem Gebiete des inneren Unterrichtsbetriebes zu begegnen durch Zusammenlegung von Klassen, Auflösung kleiner Klassen, Verringerung der Wochenstundenzahl der Schüler und Erhöhung der Pflichtstundenzahl der Lehrpersonen. Sie trat dann an die Ergänzung des Lehrpersonals heran, die sich zunächst infolge des Überangebots weiblicher Lehrkräfte noch leidlich bewirken ließ, im Verlauf des Krieges aber aus verschiedenen Ursachen immer schwieriger gestaltete. Während die Heeresverwaltung die Besoldung der eingezogenen Lehrer nach den im Frieden auf Grund des Reichsmilitärgesetzes getroffenen, der großen Menge bisher ganz unbekannt gebliebenen, z. T. auch geheim gehaltenen Bestimmungen übernahm, sah sich die Unterrichtsverwaltung bald vor die Aufgabe gestellt, für die Aufbringung der Kosten der Stellvertretung und für die zurückgebliebenen Familienangehörigen zu sorgen. Hier ergab sich eine Reihe von Fragen, deren Erledigung namentlich auf dem Volksschulgebiete wegen der gesetzlichen Schulunterhaltungspflicht der Gemeinden und der lediglich subsidiarischen Beitragsverpflichtung des Staates sich besonders schwierig gestaltete. Der innere Unterrichtsbetrieb wurde den Verhältnissen und Erfordernissen des Krieges angepaßt. Die erziehliche Aufgabe der Schule trat bei dem durch den Krieg bedingten häufigen Versagen der Familie in den Vordergrund. Darüber hinaus aber wurde die Schule benutzt, um die



Hilfe der Kinder teils unmittelbar Heereszwecken dienstbar zu machen, teils um durch ihre Vermittlung auf die so am leichtesten zugänglichen Familien einzuwirken. Die Hauptrolle spielte dabei das Gebiet der Volksernährung. Das Berechtigungswesen machte in Rücksicht auf die in das Heer eingetretenen Schüler und Studierenden besondere Maßnahmen für die Gegenwart und für die Zukunft der Kriegsteilnehmer notwendig. Trotz der Fülle dieser Kriegsaufgaben und wenn auch organisatorische Maßnahmen größeren Stils naturgemäß wegen des Fehlens der erforderlichen Geldmittel und der zur Ausführung nötigen Personen unterbleiben mußten, hat die natürliche Entwicklung des Unterrichtswesens doch nicht stillgestanden. Sie ist an den Stellen, wo sie trotz des Krieges fortschreiten mußte, auch gefördert worden, oft in überraschender Weise.

Im folgenden soll ein kurzer Bericht darüber erstattet werden, welche Maßnahmen die preußische Unterrichtsverwaltung gegenüber der Fülle der in der Einleitung bezeichneten Aufgaben getroffen hat. Sie hat sich dabei, zuweilen unter Verzichtleistung auf erst ergriffene Mittel, den jeweiligen Kriegsverhältnissen angepaßt und wird dies auch weiter tun, wenn die lange Dauer des Krieges ihr noch härtere Bedingungen auferlegen sollte als bisher. Nur das Wesentliche kann hervorgehoben werden; auch können die in die Beamtenverhältnisse eingreifenden allgemeinen Anordnungen der Heeresverwaltung, zu deren Ausführung die Unterrichtsverwaltung für ihren Dienstbereich berufen ist, nur gestreift werden.

I. Die Erhaltung der Schulen.

Mit gerechtem Stolz hat der preußische Unterrichtsminister im Frühjahr 1915 darauf hingewiesen, daß es bis dahin fast überall gelungen war, den Unterrichtsbetrieb, auch in den Volksschulen, aufrechtzuerhalten und ernste Schulstörungen zu verhüten. Es ist klar, daß, je länger der Krieg dauert, desto mehr das Schulwesen mit aller anderen Arbeit hinter der Front leidet, und daß es hier, wie bei aller dieser Arbeit, nur der hingebenden und aufopfernden Tätigkeit der Beamten und Lehrer gelingt, gegenüber den steigenden Ansprüchen der Kriegführung die Leistungen der Schulen auf unterrichtlichem und erziehlichem Gebiet aufrechtzuerhalten. Als ein Trost darf gegenüber den großen Lücken, die das Erkennen und Wissen der Schüler und der Studierenden aufweisen muß, gelten, daß die große Zeit mit ihren gewaltigen Eindrücken um so nachhaltiger andere Seiten des Seelenlebens fördert, daß sie erhebende Gefühle weckt und das Willensleben so stärkt, daß die Mängel der Erkenntnis damit ausgeglichen, wenn nicht überholt werden.

Der Ausbruch des Krieges veränderte das Bild der Schulen. Die Lehrerschaft des Deutschen Reiches hat mit den übrigen Ständen gewetteifert, dem Rufe des Kaisers zur Verteidigung des Vaterlandes gegen einen ruchlosen Überfall Folge zu leisten. Willig strömten die Einberufenen zu den Fahnen und mit ihnen zahlreiche Kriegsfreiwillige. Teils mit, teis ohne Genehmigung ihrer Vorgesetzten bewarben sie sich um die Einstellung in den Heeresdienst, so daß die nächsten Behörden, besorgt um die Entvölkerung der Schulen, zu verhindern suchten, daß die Lehrer ohne Rücksicht auf den doch fortzusetzenden Dienst an der Schule in das Heer eintraten. Da mußte der Unterrichtsminister eingreifen und er untersagte den Behörden, ehemaligen Offizieren und



Offizieren des Beurlaubtenstandes und auch gedienten Unteroffizieren die Erlaubnis zum Wiedereintritt in das Heer zu verweigern. Denselben Eifer wie die Lehrer bewiesen die Studierenden und die Schüler. Zu Tausenden traten sie freiwillig in das Heer ein. Die Hochschulen behielten kaum ein Viertel ihrer früheren Hörerzahl. Die oberen Klassen der höheren Knabenschulen, die Seminare und selbst die Präparandenanstalten leerten sich. Wenn auch dadurch an den Hochschulen einige Vorlesungen entbehrlich wurden, an den höheren Schulen einige Klassen sich auflösten, so galt es doch, für die Zurückbleibenden einen geordneten, zum Ziel führenden Unterrichtsgang aufrechtzuerhalten. Die Klassen der Mittel- und Volksschulen blieben vollzählig. An allen Unterrichtsanstalten wies das Lehrpersonal bald nach Ausbruch des Krieges große Lücken auf. Aber der Mangel war damals doch noch im wesentlichen auf die durch die Unabkömmlichkeitslisten im Frieden vorgesehenen Lücken beschränkt. Natürlich wurden die an deutschen Schulen unterrichtenden Angehörigen der gegen Deutschland Krieg führenden Staaten von der Fortsetzung ihrer Lehrtätigkeit ausgeschlossen.

Es galt nun, die Lücken, so gut es ging, zu decken und den Unterricht tunlichst im alten Umfange fortzusetzen. An manchen Anstalten war dies allerdings schon aus räumlichen Gründen unmöglich, weil das Heer Schulräume in Anspruch genommen hatte. Dem Übereifer von Vereinen, die sich Kriegswohlfahrtszwecke zum Ziel gesetzt hatten und für diese ohne weiteres Schulräume verlangten, wußte die Unterrichtsverwaltung aber zu wehren. Männliche Aushilfe stand nur spärlich zu Gebote. Pensionierte Lehrer traten, wenn auch nur in geringer Zahl, wieder in den Schuldienst ein. Vielmehr hielt die Unterrichtsverwaltung zahlreiche Lehrer, die nach Erschöpfung ihrer Kräfte gern in den Ruhestand getreten wären, zurück. Selbstverständlich wurden die nicht in das Heer eintretenden Seminar- und Probekandidaten alsbald zu vollem Unterricht herangezogen. An den Seminar-Übungsschulen wurde den Seminaristen der zweiten Klasse der Unterricht anvertraut. Aus dem feindlichen Ausland vertriebene Deutsche, Lehrer und sonstige gebildete Personen, wenn sie die französische oder englische Sprache beherrschten, wurden auch ohne vorschriftsmäßige Prüfung zum fremdsprachlichen Unterricht zugelassen. Die Hilfe der Geistlichen wurde dankend angenommen. In der Hauptsache aber wurden die Lücken ausgefüllt durch geprüfte Lehrerinnen. Sie meldeten sich in vaterländischer Opferfreudigkeit scharenweise zu unentgeltlicher Aushilfe in der im Anfang des Krieges allgemein verbreiteten Auffassung, daß es darauf ankäme, an allen öffentlichen Stellen zugunsten der Kriegführung Ersparnisse zu machen. Die Magistrate wurden ermächtigt, selbständig Lehrerinnen anzunehmen, und sie machten größtenteils gern von dem Anerbieten unentgeltlicher Unterrichtserteilung Gebrauch. Aber schon nach wenigen Wochen schritt die einsichtigere Unterrichtsverwaltung ein und ordnete an, daß die Lehrerinnen, wie alle anderen Kriegsarbeiter, zu entschädigen seien. Man darf annehmen, daß dies vom Oktober 1914 ab allgemein geschehen ist.

Der Lehrermangel wuchs aber. Nachdem erst die jüngeren Lehrer und die gedienten Leute eingezogen waren, setzte sich die Einziehung jahrgangsweise



fort. Die auf Grund eines Kriegsgesetzes angeordnete Nachuntersuchung der bisher als dauernd invalide entlassenen Militärpersonen und der Dienstuntauglichen veranlaßte die Einziehung neuer Scharen von Lehrern, zunächst nur der Kriegsverwendungsfähigen. Es mußten aber bald neue Unabkömmlichkeitslisten auch für die nur Garnison- und Arbeitsverwendungsfähigen aufgestellt werden. Endlich steht auch die Einziehung aller wehrpflichtigen Lehrer bevor, während die vaterländische Hilfsdienstpflicht die im öffentlichen Schuldienst befindliche Lehrerschaft frei läßt. So sind im Laufe des Krieges die Lücken in der Lehrerschaft immer größer geworden, und die Verwaltung mußte auf neue Mittel zu ihrer Stopfung bedacht sein. In immer stärkerem Maße wurden Lehrerinnen herangezogen. Abweichend von der Friedensregel wurden sie auch an den unteren Klassen der höheren Knabenschulen, an den oberen Knabenklassen mehrklassiger Volksschulen und selbst an einklassigen Volksschulen verwendet. Auch die Grenzen der konfessionellen Schule konnten nicht mehr eingehalten werden. Es war unvermeidlich, den großen Überfluß an katholischen Lehrerinnen in manchen Gegenden nutzbar zu machen. Die bisher meist an Zwergschulen tätigen jüdischen Lehrer wurden zur Aushilfe an überfüllten christlichen Schulen herangezogen. Neben den wissenschaftlichen Lehrerinnen wurde die große Zahl der vorhandenen technischen Lehrerinnen (für Turnen, Zeichnen, Handarbeiten, Hauswirtschaft usw.) zu wissenschaftlichem Unterricht herangezogen, und sie haben sich, wie bezeugt wird, gut bewährt. Kleinkinderlehrerinnen und Kindergärtnerinnen wurde Unterricht auf der Unterstufe von Volksschulen übergeben. Kriegerwitwen, die vor ihrer Verheiratung bereits als Lehrerinnen tätig gewesen waren oder die Lehrerinnenprüfung abgelegt hatten, wurden darauf aufmerksam gemacht, daß sie schon nach den bisherigen Bestimmungen bei der Besetzung von Stellen berücksichtigt werden konnten.

Der Lehrermangel traf die Gemeinden sehr ungleich. Damit wirkte auch die finanzielle Last ganz ungleich. Namentlich hatten die rasch herangewachsenen, kinderreichen Industriegemeinden, deren Lehrerschaft infolge dieser Umstände auch verhältnismäßig jung war und darum zahlreich in das Heer eingereiht wurde, viel schwerer zu leiden als ältere und kinderarme Gemeinden mit älterer Lehrerschaft. Die Behebung oder Milderung des Lehrermangels erwies sich als abhängig von der Möglichkeit des Ausgleichs unter den einzelnen Schulsystemen und, wo innerhalb der Gemeinde die Möglichkeiten des Ausgleichs erschöpft waren, von Gemeinde zu Gemeinde. Zweckmäßige Ausgleichsmaßregeln unterblieben in zahlreichen Fällen, anfänglich dann und wann auch aus weichherzigen Rücksichten der Unterrichtsbehörden gegenüber Lehrern und Gemeinden, hauptsächlich aber, weil die verschiedenartige Unterhaltungspflicht der einzelnen Schulen hinderlich war. Es erwies sich als verhängnisvoll, daß der Staat zwar das Recht der Aufsicht und Anordung im Schulwesen besitzt, aber die Pflicht der Schulunterhaltung für zahlreiche höhere Schulen und im gesamten Volksschulwesen in erster Linie der Gemeinde obliegt. Der Krieg hat gezeigt, daß hier nur die Unterhaltung der Schulen durch den Staat den gerechten Lastenausgleich herbeiführen kann. Aber die Unterrichtsverwaltung hat doch gesucht, Ausgleiche vorzu-

nehmen, sowohl durch Gewährung staatlicher Unterstützungen, durch die zweckmäßige Verwendung der Ergänzungszuschüsse bei den Volksschulen, wie durch allgemeine Maßnahmen zur Herbeiführung von Verschiebungen des Lehrpersonals. Auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens ist dies hauptsächlich geschehen durch Abordnung der dem Provinzialschulkollegium zur Verfügung stehenden Kandidaten des höheren Lehramts. Preußen hat mit anfänglichem Überfluß an solchen großherzig auch kleineren deutschen Staaten ausgeholfen.

Auf dem Gebiet des Volksschulwesens kam der Unterrichtsverwaltung ein kürzlich ergangenes Oberverwaltungsgerichtserkenntnis zu Hilfe, nach dem es mit dem geltenden Rechte nicht in Widerspruch steht, wenn ein Lehrer, ohne aus seinem bisherigen Amte entlassen zu werden, in einem anderen Schulverband zu Vertretungen verwendet wird und das Einkommen seiner Stelle von dem Verband, in dem er angestellt ist, unverkürzt weiter bezieht. Zahlreiche Volksschullehrer wurden so aus den Städten auf die verwaisten Landschulen vertretungsweise unter Gewährung besonderer Entschädigungen für den Dienst am fremden Orte abgeordnet. Es wurde auch die Möglichkeit geschaffen, Lehrer von mittleren Schulen an auswärtigen Landschulen zu verwenden. Für solche Fälle aber wurde bestimmt, daß diese Lehrer ihr Diensteinkommen in der Höhe, in der es von der Anstellungsgemeinde zu zahlen ist, zurückzulassen haben und die Unterhaltungspflichtigen derjenigen Schule, an der der Lehrer beschäftigt wird, das zurückgelassene Gehalt neben der etwaigen Vertretungsentschädigung aufzubringen haben.

Als auch diese Maßnahmen noch nicht ausreichten, die Lücken zu decken, ging die Unterrichtsverwaltung dazu über, den Schülerinnen der Seminarklassen der Lehrerinnenbildungsanstalten die Vergünstigung zu gewähren, unter Befreiung von der Prüfung vorzeitig das Lehrbefähigungszeugnis, jedoch unter Ausschluß der Zulassung zum Universitätsstudium, zu erlangen, wenn sie sich mindestens bis nach Beendigung des Krieges für den Volksschuldienst zur Verfügung stellten. Dann trat der Rückstrom der kriegsbeschädigten Lehrer und Schulamtsbewerber ein. Die Unterrichtsverwaltung sah es nicht nur als eine Nützlichkeitsmaßnahme, sondern auch als eine Ehrenpflicht an, denjenigen unter ihnen, die nach ihrer Heilung aus dem Heeresdienst entlassen werden mußten, wieder ein Unterkommen im Schuldienst zu gewähren. Sie nahm ausdrücklich ihnen gegenüber Abstand von den Forderungen, die sie sonst in gesundheitlicher Beziehung an die Lehrer stellt, und förderte auf jede Weise die Wahl der Geprüften, lehnte aber einen Erlaß noch nicht abgelegter Prüfungen ab, sagte nur dem zu Prüfenden wohlwollende Behandlung zu. Schließlich hat die Notwendigkeit, den Lehrermangel tunlichst zu beseitigen, zur Ausfüllung einer alten Lücke in der preußischen Schulverfassung geführt. Es fehlte nämlich eine Bestimmung über die zahlenmäßige Zusammensetzung der Lehrkörper im Volksschulwesen aus männlichen und weiblichen Lehrkräften. Sie war im wesentlichen der Willkür der Schulunterhaltungspflichtigen und der Schulaufsichtsbehörden überlassen. Im höheren Knabenschulwesen war bis zum Kriege überhaupt kein Raum für die Betätigung weiblicher Lehrkräfte gegeben; im höheren Mädchenschulwesen sind durch die Neuordnung von 1908 zahlen-



mäßige Bestimmungen erlassen. Nunmehr sind 1916 auch für das Volksschulwesen Bestimmungen über die Durchsetzung der Lehrerschaft mit Lehrerinnen getroffen. Sie gehen davon aus, daß die Lücken, die der Krieg in die Reihen der preußischen Lehrerschaft gerissen hat, so groß sind, daß der vorhandene Nachwuchs männlicher Lehrkräfte zu ihrer baldigen Ausfüllung nicht ausreicht. Es sei daher darauf Bedacht zu nehmen, anderen geeigneten Ersatz zu beschaffen und dabei seien noch der Befriedigung harrende Bedürfnisse der Volksschule nach der erziehlichen und unterrichtlichen Seite zu berücksichtigen. Der Minister erkennt, daß der Einfluß der Frau bei der Erziehung der weiblichen Jugend vielerorts noch nicht oder nicht ausreichend zur Geltung gekommen sei. Es werde daher nicht bloß der Not der Zeit, sondern einem Bedürfnis der Volksschule Rechnung getragen, wenn eine Durchsetzung der Lehrerschaft mit Lehrerinnen in dem Umfange herbeigeführt werde, daß Lehrerinnen an einer Mädchenschule etwa für $^2/_3$ der Stellen, an gemischten Schulen je nach der Zahl der Klassen in bestimmtem Verhältnis, etwa mit 1 : 2 der männlichen Lehrkräfte, angestellt würden, an reinen Knabenschulen für die Unterstufe zugelassen würden. Diese Gesichtspunkte sind bei Neuerrichtung von Schulstellen und bei Erledigungen von den Schulaufsichtsbehörden zur Richtschnur zu nehmen.

Alle diese vorbezeichneten Maßnahmen hatten naturgemäß einen beständigen Wechsel des Lehrpersonals in den einzelnen Schulen im Gefolge, je nach Eintritt neuer Einstellungen in das Heer. Dieser Wechsel hat die Schulen vor schwere Aufgaben gestellt. Den Direktoren der höheren Schulen brachte er die beständige Ausarbeitung neuer Stundenpläne, wobei sonst unbedingt zu erfüllende Voraussetzungen für die Übertragung des Unterrichts an dazu wirklich befähigte Lehrer sehr häufig unerfüllt bleiben mußten. Manche Fächer, namentlich die technischen, mußten ganz ausfallen, weil die nur einzeln an den Anstalten vorhandenen Fachlehrer fehlten und nicht ersetzbar waren. Der Wunsch der Unterrichtsverwaltung, daß der für die Heeresvorbildung der Jugend nicht unwichtige Zeichenunterricht tunlichst nicht ausfallen soll, hat sich selbst an Realanstalten nicht überall erfüllen lassen. Der Turnunterricht mußte an zahlreichen Anstalten ausfallen, nicht bloß wegen des fehlenden Lehrpersonals, sondern wegen der anderweitigen Verwendung der Turnhallen.

Das Fehlen so vieler Lehrkräfte hat an die Leistungsfähigkeit der zurückgebliebenen die höchsten Anforderungen gestellt. Nicht nur mußten ihre Wochenstundenzahlen vielfach erhöht werden, sondern sie sind auch genötigt, sich in ihnen bisher fremde Gebiete einzuarbeiten. Das gilt sowohl für die Hochschulen wie für alle anderen Schulen. Dazu kam erschwerend, daß die Staatsverwaltung die Mehrleistungen aus zunächst berechtigter Sparsamkeit unentgeltlich in Anspruch nahm, ein Standpunkt, den sie bei der langen Dauer des Krieges allerdings nicht in aller Strenge aufrechterhalten konnte.

II. Sorge für die Lehrer und ihre Zukunft.

Die Zahlung des Zivildiensteinkommens an die ins Heer eingetretenen Volksschullehrer, die Anwendung der Bestimmungen des Reichsmilitärgesetzes und der Kriegsbesoldungsordnung brachten der Unterrichtsverwaltung dieselbe Aufgabe wie allen anderen Zivilverwaltungen, insoweit es sich um Universitätslehrer und Lehrer staat-



licher höherer Lehranstalten und endgültig oder einstweilig angestellte Volksschullehrer handelte. Die auftretenden Schwierigkeiten wurden im wesentlichen durch den Finanzminister und den Minister des Innern gelöst. Dem Unterrichtsminister lag es lediglich ob, die von jenen getroffenen Entscheidungen auf seinen Dienstbereich zu übertragen. Diejenigen Beamten und Lehrer, die nicht die Besoldung eines Offiziers oder oberen Beamten der Militärverwaltung erhalten, beziehen danach ihr Zivildiensteinkommen unverkürzt weiter. Den Offizieren und oberen Beamten der Militärverwaltung werden $^7/_{10}$ ihrer Kriegsbesoldung auf ihr Zivildiensteinkommen angerechnet, aber nur dann und soweit als das Zivildiensteinkommen und $^7/_{10}$ der Kriegsbesoldung zusammen den Jahresbetrag von 3600 M. übersteigen. Die besonderen Schwierigkeiten für die Unterrichtsverwaltung entstehen erst bei den auftragsweise beschäftigten Lehrern und bei der Stellvertretung hinsichtlich der Aufbringung der doppelt erforderlichen Mittel für den Stelleninhaber und den Vertreter wegen der primären Schulunterhaltungspflicht der Schulverbände für das Volksschulwesen. Die grundsätzliche Bestimmung ist zwar getroffen, daß den auftragsweise beschäftigten Lehrern die Besoldung während der Zeit der Einberufung zum Heeresdienst fortzugewähren ist, wenn sie eine erledigte Stelle oder eine Stelle, deren Diensteinkommen verfügbar ist, verwalten und eine fixierte monatliche Besoldung erhalten, sofern nicht ihr Auftrag nur vorübergehend, d. h. von vornherein oder durch besondere Umstände bis zu einer bestimmten Zeit begrenzt ist. In der Praxis aber ergibt sich aus der verschiedenartigen Auslegung dieser Bestimmung in zahlreichen Fällen eine Benachteiligung derjenigen Schulamtsbewerber, welche noch nicht die Anstellung erlangt hatten, weil sie infolge ihrer militärischen Brauchbarkeit zu ihr noch nicht zugelassen waren, gegenüber solchen Schulamtsbewerbern, die infolge ihrer militärischen Unbrauchbarkeit den sicheren Hafen der Anstellung vor Kriegsausbruch bereits erreicht hatten. Mindestens sind der ersteren Gruppe viel Kampf um ihre Besoldung und Sorgen um ihre Bezüge aus ihrer Lage erwachsen. Die Schulverbände glaubten häufig zur Fortzahlung des Diensteinkommens nicht verpflichtet zu sein, weil der Lehrauftrag auf einen bestimmten Zeitpunkt festgelegt sei. Die Schulaufsichtsbehörden sahen sich daher veranlaßt, sich alle Fälle vortragen zu lassen, in denen ein Schulverband die Fortzahlung verweigern zu dürfen glaubte. Für Fälle, in denen die Schulaufsichtsbehörde den Schulverband zur Fortzahlung nicht veranlassen konnte und die Verweigerung eine Härte bedeutete, stellte der Minister die Benutzung der Ergänzungszuschüsse zur Verfügung. Der Krieg hat deutlich gezeigt, zu welcher Ungerechtigkeit das bisherige Verfahren der Anstellung junger Volksschullehrer gegenüber den Militärtauglichen geführt hat, und es wird hoffentlich zu einer grundsätzlichen Änderung dieses Verfahrens nach dem Vorbilde anderer Beamtenkategorien führen. Wenn auch die Unterrichtsverwaltung den Grundsatz aufgestellt hat, daß die im Felde stehenden Schulamtsbewerber nicht durch Anstellung der nicht im Kriegsdienst befindlichen benachteiligt werden sollten, so wurde doch gleich im Anfang des Krieges gestattet, daß Lehrer, die bereits bis zum 1. 10. 14 gewählt waren, auch angestellt werden durften. Und weiter macht die Länge des Krieges im Schul-



interesse Abweichungen von dem Grundsatze erforderlich, wie auch der auf gleichen Gesichtspunkten beruhende Grundsatz, daß die höheren Stellen während des Krieges nicht endgültig besetzt werden sollten, nicht streng durchgeführt werden konnte.

Die Unterrichtsverwaltung hat angeordnet, daß die Schulaufsichtsbehörde vor der Gestattung der Ausschreibung freier Schulstellen durch wahlberechtigte Schulverbände stets zu prüfen hat, ob eine baldige Wiederbesetzung unbedingt geboten sei oder ob nicht nur auftragsweise Verwaltung ausreichend sei. Nicht nur die Interessen der im Felde stehenden Lehrer, sondern auch die anderer Lehrer, welche auf ihren zeitigen Stellen unabkömmlich sind und nicht aus ihnen entlassen werden könnten, seien dabei zu berücksichtigen. Trotz der den Kriegsteilnehmern günstigen grundsätzlichen Stellungnahme der Unterrichtsverwaltung sind doch Befürchtungen aus den Reihen jener laut geworden, daß nicht alles geschehe, um sie vor Benachteiligungen zu schützen. Darum hat der Unterrichtsminister an die ihm unterstellten Schulbehörden eine Umfrage ergehen lassen über die tatsächliche Lage. Dabei hat er ausdrücklich erklärt, daß er die Wahl und Bestätigung von Kriegsteilnehmern für die gehobenen Stellen noch während der Dauer der Einberufung nicht nur für zulässig, sondern auch für sehr erwünscht erachte. Für das Volksschulgebiet ist nur bedauerlich, daß die Regelung des Anstellungsrechts, wie sie im Volksschulunterhaltungsgesetz zugunsten der größeren und bevorrechteten Städte für die große Mehrzahl der gehobenen Stellen vorgenommen ist, dem Staate die Macht, seinen Wünschen Nachdruck zu geben, entzogen hat. Auch hier hat der Krieg die Lehre gegeben, daß nur die Staatsvolksschule trotz sonstiger schwerwiegender Bedenken gegen ihre Einrichtung fähig ist, die jetzt bestehenden aus dem Gemeindeprinzip folgenden Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Dem Staate muß neben der Tragung der Lasten auch größere Machtvollkommenheit auf dem Schulgebiet, dem des höheren wie der Volksschule, gewährt werden.

Den Lehrern, welche mit dem Kriegsdienst zugleich ihrer aktiven Dienstpflicht genügten, wurde ein Anspruch auf ihre Dienstbezüge aberkannt. Und denjenigen jungen Lehrern, welche, ohne aktiv gedient zu haben, freiwillig eintraten, wurden die Dienstbezüge nur soweit gewährt, als sie nicht zur Dekkung von Stellvertretungskosten gebraucht wurden. Jedoch sollten die freiwillig zum Landsturm eingetretenen Lehrer ihr volles Diensteinkommen weiter erhalten. Besondere Regelung mußte die Diensteinkommensgewährung an die vielen anfänglich zur freiwilligen Krankenpflege eingetretenen Lehrer und Lehrerinnen erfahren. Soweit eine Anrechnung der Kriegsbesoldung auf das Zivildiensteinkommen von Lehrern erfolgt, verbleibt der einbehaltene Betrag des Zivildiensteinkommens den sonst Zahlungspflichtigen, also dem Schulverband bzw. der Alterszulagekasse. Damit ist eine sehr ungleiche, zum Teil auf Zufälligkeiten beruhende Ungleichheit der Behandlung der Schulverbände geschaffen worden. Den Vorteil hatten die größeren städtischen Gemeinden, aus denen schon in Friedenszeiten zahlreiche Lehrer dem Offiziersstande angehörten.

Die Besetzung Ostpreußens durch die Russen machte im Jahre 1914 vorübergehend besondere Maßnahmen notwendig, um die Auszahlung der Gehälter der Volksschullehrer aus den besetzten Ge-



bieten sowie der Ruhegehälter, Witwen- und Waisengelder zu sichern. Für die höheren Schulen bedurfte es solcher nicht, weil hier überall die Staatskasse eintrat. Es blieb für das Volksschulwesen nichts anderes übrig, als unter Einstellung aller Zuschußzahlungen aus der Staatskasse alle fälligen Beträge vorbehaltlich späterer Abrechnung auf die Staatskasse zu übernehmen. Die Regierungshauptkasse in Danzig wurde zur Auskunftstelle über alle einschlägigen Verhältnisse der Gemeinden bestimmt.

Hinsichtlich der Anrechnung des Kriegsdienstes auf das Dienstalter gelten allgemein die vom Staatsministerium dafür aufgestellten Grundsätze für die Staatsbeamten. Danach wird allen Beamten, bei denen die Bestimmung des Dienstalters von dem Bestehen einer Prüfung oder der Verleihung der Anstellungsbefähigung abhängt, die Zeit ihres Kriegsdienstes insoweit angerechnet, als sie nachweislich infolge des Kriegsdienstes die Prüfung erst später abgelegt oder die Anstellungsbefähigung erst später erlangt haben.

III. Sorge für die Familien der Lehrer.

Die Fürsorge für die Hinterbliebenen gefallener Lehrer und für die im Zivildienst Zurückgebliebenen aus Anlaß der durch den Krieg bedingten Gestaltung auf dem Markte der notwendigsten Bedarfsgegenstände ist für die Angehörigen der Unterrichtsverwaltung nach denselben Grundsätzen geregelt wie für die übrigen Staatsbeamten, jedoch mit verschiedener Wirkung für die unmittelbaren und mittelbaren Staatsbeamten. Bei beiden Gruppen sind unter der Wucht der erst allmählich der Staatsregierung zum Bewußtsein gekommenen, ebenso bedauerlichen wie bedrohlichen Abnahme des Geburtenzuwachses die Kriegs- und Teuerungszulagen nach den Gesichtspunkten der Bevölkerungspolitik bemessen worden. Bei dem Ernst und Eifer, mit dem während des Krieges Regierungen und Parlamente an die Heilung des Schadens herangetreten sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Gesichtspunkte auch nach dem Kriege bei der Regelung der Beamtenbesoldungen überhaupt zur Richtschnur werden genommen werden.

Die Gewährung an Kriegsbeihilfen hat mit dem 1. Oktober 1915 begonnen und hat seitdem beständig Erweiterung bezüglich des Kreises der einbezogenen Personen und Erhöhung bezüglich der gewährten Monatssätze erfahren. Ursprünglich handelte es sich nur um gering besoldete oder ständig gegen Entgelt beschäftigte Beamten mit einem Diensteinkommen bis zu 2100 M., die ein oder mehrere Kinder unter 15 Jahren zu unterhalten haben. Die monatliche Kriegsbeihilfe betrug für ein oder zwei Kinder 6 M., für jedes weitere Kind 3 M. mehr. Die Beihilfen waren aus der Staatskasse zu zahlen, auch für Volksschullehrer. Die Unterrichtsverwaltung ging dabei davon aus, daß es zwar an sich Aufgabe der Schulverbände, denen die Besoldung der Volksschullehrer obliegt, sei, diesen nötigenfalls auch Kriegsbeihilfen zukommen zu lassen. Aber da es sich voraussichtlich nur um Lehrer kleinerer, in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkter Schulverbände handle, die schon durch Kriegsausgaben finanziell stark in Anspruch genommen seien, so sei bei dem vorübergehenden Charakter der Maßnahme von einer Heranziehung der Schulverbände abzusehen. Die Kriegsbeihilfe wurde jedoch ausgestaltet. Vom 1. 4. 16 ab wurde die Besoldungsgrenze auf 2400 M. heraufgesetzt, und die Sätze wurden erhöht. Darauf traf die Unterrichtsverwaltung die ein-



schränkende Anordnung, daß die Zahlung aus der Staatskasse an Volksschullehrer da einzustellen sei, wo Schulverbände aus Anlaß der Kriegsteuerung besondere, staatlichen Kriegszulagen ähnliche Zulagen gewähren. Auch da, wo Gemeinden die Lehrer von den zugunsten der Kommunalbeamten getroffenen Maßnahmen ausschließen, um das Eingreifen mit staatlicher Beihilfe herbeizuführen, sei gleicherweise zu verfahren. Dieser Grundsatz gegenüber den Volksschullehrern ist festgehalten worden, auch nach dem vom 1. 7. 16 und abermals vom 1. 2. 17 ab wieder eine günstigere Gestaltung der Kriegsbeihilfen, vom 1. 7. 16 ab unter Ausdehnung auf verheiratete Beamte ohne Kinder, eingetreten war. Von den Schulamtsbewerbern wurden die gegen feste monatliche Entschädigung beschäftigten einbezogen, ebenso Volksschullehrerinnen für Kinder aus einer geschiedenen oder durch den Tod getrennten Ehe.

Seit dem 1. 12. 16 werden den Staatsbeamten neben der laufenden Kriegsbeihilfe einmalige Kriegsteuerungszulagen gewährt. Sie sind nach immer wohlwollenderen Bestimmungen neuerdings ausgestaltet worden. Vom 1. 4. 17 ab erhalten die unmittelbaren Staatsbeamten bis zu 7800 M. Diensteinkommen in dreifacher, nach der Höhe des Diensteinkommens bemessener fallender Abstufung Kriegsteuerungszulagen in steigender Höhe je nach der übrigens nicht beschränkten Kinderzahl. Die Volksschullehrer sollten zwar nach dem Wunsche des Landtages wie der Staatsregierung die gleichen Beihilfen und Teuerungszulagen wie die unmittelbaren Staatsbeamten erhalten; da aber die Volksschulunterhaltungspflicht in erster Linie den Gemeinden bzw. Schulverbänden obliegt, so erwartete der Staat, daß die leistungsfähigen Gemeinden diese Zuwendungen aus eigenen Mitteln gewähren. Der Staat wollte freiwillig eintreten, wenn er die Leistungsunfähigkeit der Gemeinden anerkannte und in gewissen anderen von der Unterrichtsverwaltung festgelegten Fällen. Schützte die Gemeinde aber nach Ansicht der Unterrichtsverwaltung nur die Leistungsunfähigkeit vor, oder hatte sie zu Unrecht ihre Lehrer hinter ihre Beamten zurückgesetzt, oder traten gewisse andere Fälle ein, so wollte der Staat für die Volksschullehrer nicht eintreten und letztere sollten leer ausgehen. So kam es, daß ein Teil der Volksschullehrer gar keine oder unzureichende, hinter den Sätzen der unmittelbaren Staatsbeamten zurückbleibende Beihilfen und Teuerungszulagen erhielt. Diese zwar folgerichtig aus der gesetzlichen Lage der Volksschulunterhaltungspflicht abgeleitete, aber den Volksschullehrer mehr oder weniger dem Zufall und der Willkür der Gemeinden ausliefernde Stellungnahme der Staatsregierung erwies sich als unhaltbar. Beschwerden im Abgeordnetenhause führten zu der Bestimmung, daß vom 1. 4. 1917 ab die laufenden Kriegsbeihilfen den Volksschullehrpersonen — unabhängig von der Frage der Leistungsfähigkeit des Schulverbandes — auch da aus der Staatskasse zu zahlen sind, wo die Schulverbände keine Kriegsbeihilfen gewähren, und daß die von den Schulverbänden bewilligten Kriegsbeihilfen auf die staatlichen Beihilfen auch da angerechnet werden, wo die Schulverbände leistungsfähig sind. Auch wenn infolgedessen leistungsfähige Schulverbände dazu übergehen sollten, die Zahlung der Kriegsbeihilfen an die Lehrpersonen einzustellen, hat vom Zeitpunkt der Einstellung ab der Staat einzutreten. Eine Erstattung der von den Gemeinden und Schulverbänden bereits gezahlten Kriegsbeihilfen findet nicht

statt. Danach gelangen die Volksschullehrpersonen sämtlich in den Genuß der staatlichen Kriegsbeihilfen und Kriegsteuerungszulagen bis zur Höhe der den unmittelbaren Staatsbeamten gewährten Sätze. Eine Königliche Verordnung hat diese Kriegsbeihilfen und Kriegsteuerungszulagen kürzlich von Staats- und Gemeindesteuern freigestellt.

Die Kriegsteuerung hat dazu gezwungen, von dem bisherigen Grundsatz des Staates, Pensionäre und Hinterbliebene an Beamtenbesoldungserhöhungen nicht teilnehmen zu lassen, abzugehen. Im Beginn dieses Jahres sind bedürftigen, im Ruhestand lebenden Beamten und bedürftigen Hinterbliebenen von Beamten Unterstützungen für das Jahr 1916 im Betrage von 100 Mark, wenn der Pensionär weniger als 2500 Mark, die Witwe ohne Waisengeld weniger als 1200 Mark Einnahme hat, gewährt worden. Die Königl. Regierungen sind ermächtigt worden, den Volksschullehrern und ihren Hinterbliebenen die gleichen Unterstützungen zu zahlen, dagegen bleiben die Lehrer an den Mittelschulen und die der nichtstaatlichen höheren Lehranstalten benachteiligt, indem sich der Staat hier begnügt hat, den die Mittelschulen unterhaltenden Gemeinden bzw. den Patronaten zu empfehlen, die Unterstützungen auch an ihren Anstalten zur Durchführung zu bringen.

Der notleidenden Privatmusiklehrer und -lehrerinnen nahm sich der Unterrichtsminister an, indem er den vollbeschäftigten Lehrern und Lehrerinnen an öffentlichen Schulen Zurückhaltung hinsichtlich der Annahme von Privatmusikunterricht auferlegte.

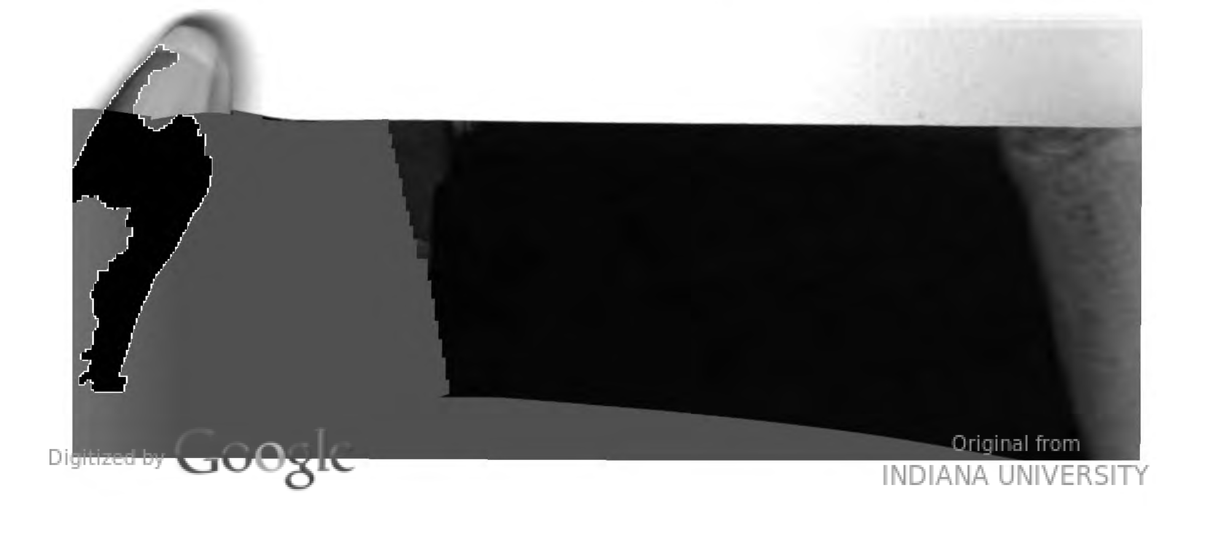
IV. Unterricht und Erziehung.

Der notleidenden Privatmusiklehrer erfuhr durch den Ausbruch des Krieges in allen Unterrichtsanstalten eine jähe Unterbrechung. Nicht nur die durch die anderweitige Inanspruchnahme der Schulräume und den Lehrermangel vielfach bedingte Herabsetzung der Wochenstundenzahl, die jedoch auch unter schwierigen Verhältnissen nicht unter 12 herabgehen sollte, macht die Erreichung der Stoffziele unmöglich, die Gedanken von Lehrern und Schülern wenden sich auch mit Macht den Tagesereignissen zu. So war es von vornherein klar, daß es auf die Einhaltung der Stoffpläne nicht mehr ankam, vielmehr Sichtung und Einschränkung geboten war. Es galt, das Verständnis der Jugend für die große Gegenwart zu wekken. Diesem Gedanken wurde in Erlassen der Unterrichtsbehörde Ausdruck gegeben. Die Lehrer wurden aufgefordert, in der Schule, namentlich im Geschichtsunterricht, aber auch in anderen Unterrichtsfächern Gegenwartsbeziehungen zu suchen und durch belehrende Vorträge die Eltern, namentlich auf dem Lande, über die Ursachen des Krieges aufzuklären. Die Lehraufgaben sollen zu den großen kriegerischen Ereignissen in lebendige, vaterländische Begeisterung erweckende Beziehung gesetzt werden. In einem ausführlichen Erlaß hat der Unterrichtsminister Bestimmungen darüber getroffen, wie der Stoff der älteren Geschichte zusammenzudrängen und Raum für die gründliche Behandlung der neuesten Geschichte zu schaffen sei. Das ging besonders die höheren Schulen an. Schon in den unteren Klassen sollen die Schüler fortan die preußisch-deutsche Geschichte bis zur Gegenwart in ihren Grundzügen kennen lernen. Der Lehrstoff der Oberprima hat mit der Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen zu beginnen, während der Unterprima die Zeit von 1648—1786 zugeteilt wird. Die mündliche Reifeprüfung soll sich beschränken auf die Zeit von der

Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Vermißt wird in diesen Bestimmungen der Gedanke von der Notwendigkeit der Politisierung der deutschen Jugend. Seine Ausführung ist vermutlich absichtlich der Zeit nach dem Kriege vorbehalten worden. Auf die Festhaltung der den Ort berührenden Ereignisse des Weltkrieges in den Schulchroniken ist hingewiesen worden. In jeder Schule soll eine Gedächtnistafel zum ehrenden Andenken der gefallenen Lehrer und Schüler angebracht werden. Die Bildnisse der gefallenen Lehrer sollen in den Schulstuben aufgehängt werden. Der Krieg hat Anlaß gegeben zur Feststellung eines einheitlichen Textes für „Die Wacht am Rhein" und des Liedes „O Deutschland hoch in Ehren".

Der Krieg hat die Verfügung des Unterrichtsministers veranlaßt, daß unausgesetzt und nachhaltig dahin gewirkt werden soll, daß im Unterricht alle fremdsprachlichen Ausdrücke und Redewendungen vermieden werden, für welche die Muttersprache deutsche Wendungen bietet. Der Minister ist darin selbst mit gutem Beispiel vorangegangen; so hat er „Patronat" durch „Schutzherrschaft", „Prüfungskommission" durch „Prüfungsamt" ersetzt. Für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, der Speisen und Getränke, für Spiele und Übungen usw. sind im Gegensatz zu den bisher beliebten fremdländischen Bezeichnungen deutsche Benennungen zu verwenden und heimisch zu machen. Bei der Beschaffung von Lehr- und Lernmitteln, insbesondere von Stahlfedern und Nähmaschinen, ist die Bevorzugung inländischer Erzeugnisse während des Krieges von neuem eingeschärft worden. Statt der französischen und englischen Originalausgaben sollen nur noch deutsche Schulausgaben der Schriftsteller benutzt werden.

Das Verlangen der Unterrichtsverwaltung, daß der Schulunterricht überall, wenn auch unter Beschränkungen fortgesetzt werde, damit die Jugend nicht müßig gehe, hat sich leider nicht immer durchführen lassen. Ganz abgesehen von den langen Beurlaubungen und Ferien der ländlichen Schuljugend während der Bestell- und Erntezeit, in der die Jugend aber keineswegs müßig gewesen ist, hat die Kohlennot im letzten Winter viele und lange unliebsame Unterbrechungen im Schulbesuche verursacht. Die ganze Unregelmäßigkeit des Unterrichtsbetriebes machte die Anordnung notwendig, daß bei den Versetzungen in gebührender Weise darauf Rücksicht zu nehmen sei, namentlich in Fällen, in denen die Schüler infolge der Kriegsereignisse und schwerer Verluste in der Familie erheblichen Hemmungen in ihren Arbeitsleistungen unterlegen gewesen sind. Hauptsächlich sollte es darauf ankommen, ob die Schüler die Gewähr boten, daß sie dem Unterricht in der folgenden Klasse mit Erfolg würden folgen können. Unter dem Gesichtspunkte der vom Reichskanzler ausgegebenen Losung: Freie Bahn für alle Tüchtigen sind im Sommer vorigen Jahres neue Bestimmungen über die Aufnahme von Schülern in die unterste Klasse der höheren Lehranstalten erlassen worden. Die den gymnasialen Zuschnitt der Vorbildung auf die höheren Lehranstalten begünstigenden Aufnahmebestimmungen vom Jahre 1837 wurden endlich aufgehoben, und es wurden neue Anforderungen formuliert, die sich mehr den im Volksschulunterricht erreichbaren Zielen anschließen. Über diese Anforderungen darf bei der Aufnahme der aus Volks- und Mittelschulen und aus Privatunterricht kommenden Schüler nicht hinausgegangen werden. Auch die Vorschulen haben sich danach



zu richten und den danach zu beschränkenden Lehrstoff auf ihre drei Klassen zu verteilen.

Einen ganz neuen Unterrichtszweig für alle Schüler vom 16. Lebensjahre ab hat der Krieg gebracht, nämlich die militärische Vorbildung der Jugend oder, wie es in Bayern kürzer heißt, die Heeresvorbildung der Jugend. Gemeinsame Erlasse des Unterrichtsministers, des Kriegsministers und des Ministers des Innern haben diesen Unterricht gleich zu Anfang des Krieges ins Leben gerufen. Der Jugend vom 16. Lebensjahre an wird es zur Ehrenpflicht gemacht, sich militärisch vorbilden zu lassen. Die Teilnahme soll einstweilen freiwillig sein. Die Leitung soll während des Krieges in militärischer Hand liegen. Es wird erwartet, daß die Bezirks-, Kreis- und Ortsausschüsse für Jugendpflege sich der Sache annehmen werden. Richtlinien für die Einrichtung sind ausgegeben. Gegenüber der hier und da aufgetretenen Zusammenschließung der Jugend einzelner höherer Schulen zu besonderen Jugendkompagnien hat der Unterrichtsminister den Eintritt der Schüler der höheren Lehranstalten in die allgemeinen Jugendkompagnien der Orte empfohlen. Die ganze Einrichtung wird erst nach dem Kriege auf festeren Boden gestellt werden können. Den eigentlichen Turnunterricht der Schule kann die militärische Vorbereitung der Jugend jedoch nicht ersetzen. Er muß lehrplanmäßig als Pflichtfach fortgesetzt werden.

Ganz besondere Aufgaben erwuchsen der Lehrerschaft gegenüber den Familien. Die nicht zu den Fahnen einberufenen Lehrer wurden von der Unterrichtsverwaltung aufgefordert, ratend und helfend in den Fällen einzutreten, in denen die Schuljugend und die schulentlassene Jugend der erziehlichen Leitung des einberufenen Vaters entbehren mußte und die Einwirkung der Mutter durch die vermehrte Sorge um den Unterhalt der Familie beeinträchtigt war. Bei Beginn des Krieges war es nötig, die Schuljugend auf die Gefahren der Störung des Automobilverkehrs aufmerksam zu machen. Zur Erntezeit wurde sie eindringlich vor Unvorsichtigkeit mit Feuer gewarnt, damit nicht durch Feuersbrünste wertvolle Bestände vernichtet würden. Die aus der Schule zu Ostern entlassenen Schüler bedurften besonders der Berufsberatung. Falls sie keine geeignete Arbeits- oder Ausbildungsgelegenheit gefunden hatten, wurde ihnen das Verbleiben in der Volksschule gestattet. Die Einrichtung von Kinderhorten, in denen die schulpflichtigen Knaben und Mädchen von 10 bis 13 Jahren, denen das Elternhaus in der Kriegszeit keinen geeigneten Aufenthaltsraum gewährte, gesammelt und unter Mitarbeit älterer Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten beschäftigt werden sollten, wurde empfohlen. Für die höheren Schulen wurde auf die schon in den Direktorendienstanweisungen angeordneten, vielfach aber nicht ins Leben getretenen Elternsprechstunden hingewiesen. Es soll ein bestimmter Sprechstundenplan entworfen und ausgehängt werden, damit die Eltern regelmäßig Gelegenheit zur Aussprache mit den Lehrern haben. Für die Großstadtjugend wurden Ferienwanderungen und Ferienspiele zur Förderung der Gesundheit empfohlen, ein schöner Gedanke, der durch die Eisenbahnbetriebsschwierigkeiten später Abbruch erfahren hat.

V. Die Benutzung der Schule im Dienste der Sparsamkeit.

Die Knappheit an Lebensmitteln und anderen Bedarfsgegenständen führte zu besonderen Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung, um die Jugend auf die



ihr zukommenden Pflichten hinzuweisen. Das Bewußtsein der Pflicht jedes Deutschen, durch tapferes Ertragen und Überwinden der durch den Krieg herbeigeführten Schwierigkeiten zur siegreichen Durchführung des Kampfes um Deutschlands Zukunft beizutragen, soll bei der Schuljugend und der schulentlassenen Jugend lebendig gehalten und gekräftigt werden. Die Not des Krieges und die zu erwartende ungünstige wirtschaftliche Lage nach dem Kriege verlangen gebieterisch, daß jeder Haushalt bemüht ist, sich seinen Bedarf auf dem billigsten Wege zu beschaffen. Die Unterrichtsverwaltung hat für diesen Zweck besondere Unterweisungskurse eingerichtet. Sie hat auch die weibliche Jugend darüber belehren lassen, daß die herrschende Mode im Bekleidungsgewerbe der gebotenen Sparsamkeit nicht entspreche.

In immer steigendem Maße ist die Schule in den Dienst der Volksernährung gestellt worden mit dem Ziele der Erhöhung der Produktion und der Schaffung von Ersatzmitteln. Es handelte sich dabei in erster Linie um die Heranziehung der Schuljugend zu den landwirtschaftlichen Arbeiten, die ohnedies bei dem Fehlen der rüstigen Männer nicht bewältigt werden konnten. Die Unterrichtsverwaltung hat eine Reihe aufeinanderfolgender Erlasse herausgegeben, in denen sie darauf hingewiesen hat, daß es unerläßlich sei, ältere Schulkinder zur Hilfeleistung bei landwirtschaftlichen Arbeiten und bei der Gartenbestellung zu beurlauben. Die empfindliche Störung, die der Unterricht hierdurch erleide, müsse im Hinblick auf die Notwendigkeit, zur Sicherung der Volksernährung namentlich auch die kleinen Wirtschaften zu erhalten, getragen werden. Die Urlaubserteilung von Schulkindern wurde daher in jeder Weise erleichtert. Den um Urlaub bittenden, ohnehin mit Arbeit überhäuften Eltern sollte die Gewährung ohne Weitläufigkeit zuteil werden. Die Schulvorstände wurden ermächtigt, die älteren Schulkinder, auch ganze Klassen, zu den Erntearbeiten zu beurlauben. Namentlich für die Herbstfrucht- und die Kartoffelernte, aber auch zur Obsternte, seien die Schulkinder zu beurlauben. Als im vorigen Jahre die Kartoffeln zur Fäulnis neigten und gegen Frostschäden geschützt werden mußten, wurde das Durchsammeln der Kartoffelbestände durch Schulkinder angeregt und hierzu überall nach Bedürfnis Urlaub erteilt. Auch zur Unkrautvertilgung und zur Beseitigung von Obst- und Gemüseschädlingen, wie zum Ährenlesen, selbst zum Viehhüten wurden Schulkinder wieder zur Verfügung gestellt. Der Ertrag des Ährenlesens ist zu erheblichem Teil dem Roten Kreuz zugute gekommen.

Die Schwierigkeit, auswärtigen Kindern während der Mittagszeit Brot mitzugeben, wirkten mit zu der Gestattung der zusammengelegten Unterrichtszeit. Die Zivilbehörden wurden ermächtigt, auch bei plötzlich eintretenden landwirtschaftlichen Bedürfnissen die Schule schon früh am Tage zu schließen. Die Lage der Ferien sollte lediglich nach den landwirtschaftlichen Bedürfnissen eingerichtet werden. Sie sind auf die Zeiten zu legen, in denen die Heranziehung der Schuljugend besonders dringlich ist. In der Erntezeit reicht die Hilfe der Kinder vom Lande häufig nicht aus. Die rechtzeitige Einbringung der Ernte war schon im vorigen Jahre von solcher Bedeutung, daß auch die höheren Schulen einschließlich der Lehrerbildungsanstalten, ermahnt wurden, sich der Mitwirkung, wo sie gewünscht werde und nützlich sein könne, nicht zu entziehen. Die Schüler der oberen und mittleren Klas-

sen, soweit sie dazu bereit und körperlich befähigt seien, seien auf Wunsch ihrer Eltern für die Körner- und Kartoffelernte je nach Bedürfnis zu beurlauben. In einzelnen Provinzen, namentlich in Pommern und Schleswig-Holstein, auch in Westfalen sind mit solchen Schülerkommandos, die zum Teil unter Leitung von Jugendkompagnieführern standen, die besten Erfahrungen gemacht worden. Sie sollten die Landwirte ermuntern, auch in diesem Jahre von dem Angebot höherer Schulen zur Stellung landwirtschaftlicher Hilfsarbeitskräfte Gebrauch zu machen. Die Kriegswirtschaftsämter haben in großem Maßstab die Organisation solcher Arbeitshilfe in die Hand genommen, auch Kurse zur Unterweisung der Schüler im Gebrauche der landwirtschaftlichen Maschinen eingerichtet, und es ist dafür gesorgt, daß ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage stattfindet. Keine Scholle Erde darf unbebaut bleiben. Die Unterrichtsverwaltung hat angeordnet, daß auch die Schulgärten und Schulgrundstücke der Stellen, deren Inhaber gefallen oder einberufen sind, von den Schulvorständen bebaut werden.

Weiter wurde die Schule zur Mitwirkung aufgerufen bei der Beschaffung von Ersatz- und Ergänzungsmitteln zur bisher üblichen Nahrung. So wurde nachdrücklich auf den Wert der bisher vernachlässigten, aber billig zu beschaffenden Pilznahrung hingewiesen. Es sollten Wanderungen unter Leitung Pilzkundiger veranstaltet werden, um die Teilnehmer mit den Fundstätten und den Kennzeichen der einzelnen Pilzarten bekanntzumachen. Dabei sollten auch gute Pilztafeln verwendet werden. Die Schulkinder wurden zur Sammlung von Beeren und Wildgemüsen für die menschliche Nahrung angehalten. Aus den Weißdornfrüchten soll ein Kaffeeersatzmittel gewonnen werden. Einheimische Teesorten sollen gesammelt werden, um den asiatischen Tee zu ersetzen. Es kommen namentlich junge getrocknete und alsdann zerkleinerte Blätter der Erdbeere und Brombeere in Betracht, daneben auch viele andere einheimische Pflanzen. Eicheln, Bucheln und Roßkastanien sollen zur Erleichterung der Viehhaltung und zur Milderung des Ölmangels gesammelt werden. Dazu ist die Beteiligung der Kinder unentbehrlich. Eine Reihe von Sparsamkeitsmaßregeln sowohl bezüglich der Nahrungsstoffe wie anderer Bedarfsartikel wurde den Schulkindern und durch ihre Vermittlung den Eltern ans Herz gelegt. Das Flugblatt des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes an die deutschen Hausfrauen, in dem sie auf die vaterländische Pflicht hingewiesen wurden, sorgsam zu wirtschaften und durch freiwillige Abgabe aller irgend entbehrlichen Lebensmittel die Ernährung des Heeres und der Großstädte sicherzustellen, wurde mit Hilfe der Schulen verbreitet. Ebenso geschah es mit dem Flugblatt über die Notgemüse und die Kriegsgemüse. Durch Vermittelung der Kinder wurde die Bevölkerung ermahnt, die Kartoffeln in der Schale zu kochen und so Vergeudung von Nährstoffen zu verhüten. Die Lehrer wurden aufgefordert, die Bevölkerung vom Verfüttern des Getreides abzuhalten und mit dem Brot sparsam umzugehen. Bei der Regelung des Verbrauchs der Nahrungsmittelvorräte, der Feststellung der Zahl der einzelnen Haushalte und der vorhandenen Vorräte bediente man sich wieder der Hilfe der Lehrer. Die Schulküchen in den Städten wurden benutzt, um dort Vorträge und Besprechungen über empfehlenswerte Nahrungsmittel, ihren Wert und ihre beste, sparsamste Verwendung im Haushalt zu veranstalten. Auch wurden dort Speiseanstalten

für Vereine und für die Allgemeinheit eingerichtet. Für die Hauswirtschaftslehrerinnen wurden im vorigen Jahre Kurse eingerichtet, um sie mit all den Verfahrungsweisen zur Erhaltung der Obsternte vertraut zu machen. Es handelte sich vornehmlich darum, die Bevölkerung auf diesem Wege darüber aufzuklären, wie Obst ohne Zucker eingemacht und erhalten werden kann. Die Nützlichkeit und Notwendigkeit des hauswirtschaftlichen Unterrichts der Mädchen aller Volkskreise war zwar auch vor dem Kriege schon von der Unterrichtsverwaltung erkannt worden, aber in Ermangelung ausreichender Mittel war die Einrichtung solchen Unterrichts doch im wesentlichen den größeren und mittleren Städten überlassen worden. Der Krieg hat dazu geführt, daß die Unterrichtsverwaltung auch Maßnahmen angegeben hat zur Einführung hauswirtschaftlichen Unterrichts in kleinstädtischen und ländlichen Verhältnissen. Sie werden nach dem Kriege hoffentlich dazu helfen, dieses volkswirtschaftlich so außerordentlich wichtige Fach zur allgemeinen Einführung zu bringen.

Der Ernährung der Schuljugend wendete die Unterrichtsverwaltung ernste Aufmerksamkeit zu. Sie stützte sich dabei auf einen Bericht des Reichsgesundheitsamtes, in dem Maßregeln vorgeschlagen werden, um die Unterernährung der Jugend bei dem Fett- und Fleischmangel zu verhüten und trotz der gegenwärtigen schweren Zeit eine gesunde körperliche Entwicklung der Jugend zu sichern. Im Vordergrunde steht dabei die Verbringung der gefährdeten Kinder in gesündere Verhältnisse, wie Ferienkolonien, Kinderheilstätten, Seehospize, aufs Land, daneben aber auch regelmäßige Schülerspeisungen, wie sie in einer Reihe von Städten eingerichtet sind. Schon im Jahre 1916 sind auf Veranlassung des Unterrichtsministers rund 60 000 Kinder der städtischen und Industriebevölkerung in ländlichen Familien untergebracht worden. In diesem Jahre ist die Aufnahme in großzügiger Weise unter Herausgabe von Richtlinien in Angriff genommen worden. Für die Beschulung der aufs Land zu verbringenden Kinder sind besondere Maßnahmen vorgesehen. Es wird gehofft, daß damit Hunderttausende von Kindern gesundheitlich gefördert und die Schwierigkeiten der Volksernährung in den Städten und Industrieorten erheblich gemindert werden.

Eine Reihe von Ersparnismaßregeln sind von der Unterrichtsverwaltung getroffen worden. Um den Eltern die Anschaffung des immer teurer werdenden Lederschuhwerks zu sparen, wurde erklärt, daß das Verbot für die Kinder, barfuß zur Schule zu kommen, nicht mehr gerechtfertigt sei. Das Tragen von Schuhwerk mit Holzsohlen wurde empfohlen. Daneben wurden Gummisammlungen in den Schulen veranstaltet. Für die Zwecke der harzverbrauchenden Industrien, insbesondere für die Papierindustrie, wurden Schulkinder beurlaubt, um in den Staatsforsten Harz zu sammeln. Nachdrücklich wurde auf Papierersparnis hingewirkt. Neue Schulbücher und Lehrmittel, deren Gebrauch nicht unbedingt notwendig ist, sollen nicht eingeführt und angeschafft werden, um den Eltern während der Kriegszeit unnötige Ausgaben zu sparen und auch unter dem Gesichtspunkte der Papierersparnis. Darum wurde auch die Einführung von Kriegslesebüchern nicht gestattet. Druckaufträge dürfen von den Universitäten nur erteilt werden, insoweit es unbedingt geboten ist. Festschriften, Einladungsschreiben u. dgl. müssen fortfallen; wenigstens dürfen Staatsmittel dazu nicht



verwendet werden, auch nicht zu Chroniken. Gleicherweise sind die Druckschriften der höheren Lehranstalten eingeschränkt worden. Der Petroleummangel zwang zu äußerster Einschränkung des Verbrauchs in den Schulen und zu schleuniger Anlegung von Gas- und elektrischer Beleuchtung, bis der Kohlenmangel auch hier äußerste Sparsamkeit auferlegte und auf volle Ausnutzung des Tageslichtes hinwies. Der Ersparnis von Beleuchtungsmitteln auch in den Unterrichtsanstalten dient die Einführung der Sommerzeit: die gesetzliche Zeit wurde gegenüber der mitteleuropäischen vom 1. Mai bis 30. Oktober 1916 um eine Stunde vorverlegt. Im Sommer begann also die Schule vielerorts nach mitteleuropäischer Zeit schon um 6 Uhr. Es sind damit je nach den Gegenden verschiedenartige Erfahrungen gemacht worden. Die Lichtersparnis ist unbestreitbar, und so ist 1917 auch wieder die Sommerzeit in Kraft getreten, jedoch ist, um der beklagten Übermüdung der Schuljugend vorzubeugen, gestattet worden, da, wo es angezeigt erscheint, den Unterricht im Sommer zur gleichen Stunde wie im Winter nach der mitteleuropäischen Zeit zu beginnen.

Mit großer Freude haben sich die Schulen in den Dienst der Goldsammlung gestellt. Ihre Tätigkeit auf diesem Gebiete der Volkswirtschaft ist aufs wärmste anerkannt und ihre Fortsetzung immer wieder angeregt worden. Im Herbst 1915 hatten die preußischen Schulen bereits 65 Millionen Mark Gold gesammelt, Mitte 1916 konnte ein weiterer Zuwachs von 15 Millionen gemeldet werden. Außerdem haben die Schulen entbehrliche Gold- und Silbergegenstände, Platinbrennstifte und kleine Gegenstände aus Sparmetallen mit sammeln helfen. Ebenso haben sie zur wirtschaftlichen Kräftigung Deutschlands durch die von ihnen und durch ihre Vermittlung bewirkten Zeichnungen der Kriegsanleihen wesentlich beigetragen. Der bargeldlose Verkehr ist auch durch Belehrung in den Schulen gefördert worden. Die Einsammlung des Schulgeldes in den Schulen, in denen sie noch Sitte war, wurde abgestellt, und damit wurden die Eltern auf den Überweisungs- und Scheckverkehr hingewiesen, der ihnen auch dadurch geläufig werden soll. Zur sozialen Tätigkeit der Schüler gehört auch die gleich bei Beginn des Krieges eingeleitete Anfertigung von Liebesgaben für die Krieger in den Schulen und die Einrichtung von Schreibstuben durch die Lehrer für die Angehörigen der Krieger, in denen Anleitung zur Adressierung und Verpakkung der Feldpostsendungen und Hilfe bei der Abfassung der Feldpostbriefe gewährt wurde. Eine weniger durch Sparsamkeit als durch den Arbeiter- und Materialmangel gebotene Maßregel der Unterrichtsverwaltung war das im Herbst vorigen Jahres erlassene Verbot der Ausführung von Schulbauten, soweit nicht die Ausführung im unaufschiebbaren Schulinteresse lag.

VI. Sorge für die Zukunft der Schüler.

Neben den gewaltigen Aufgaben der Gegenwart galt es für die Unterrichtsvertung die Zukunft der ihrem Dienstbereich angehörenden Kriegsteilnehmer zu sichern. Hier standen sich zwei Erwägungen gegenüber: der Schaden, den der einzelne durch seine Teilnahme am Kriege erleiden mußte gegenüber dem Nichtteilnehmer, sollte ausgeglichen oder tunlichst herabgemindert werden, anderseits durften im allgemeinen Staatsinteresse die Anforderungen hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung nicht unter ein



gewisses Mindestmaß herabsinken. Hier die richtige Grenze zu finden, ist sehr schwer, und es hat nicht an Meinungsverschiedenheiten unter den bundesstaatlichen Regierungen, die jede für sich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens bis auf wenige einschränkende, für das Reich geltende Bestimmungen selbständig sind, gefehlt. Den Tüchtigen wird auch dadurch freie Bahn gewährt, daß den Untüchtigen staatlicherseits Grenzen gezogen werden. Es handelte sich für die Unterrichtsverwaltung um Personen, welche die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, weiter um Schüler der höheren Lehranstalten, welche bestimmte Versetzungen und die Erlangung des Reifezeugnisses erstrebten, endlich um die Studierenden, welche sich für Staatsprüfungen vorbereiteten.

Unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen war es nicht mehr möglich, die in der Wehrordnung vorgesehenen Prüfungen für den einjährig-freiwilligen Dienst abzuhalten. Die Kommissionen stellten alsbald ihre Tätigkeit ein. Die jungen Leute, welche die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst nachweisen wollten, wurden höheren Lehranstalten zur Prüfung zugewiesen. Es wurden Notprüfungen in den höheren Lehranstalten und den militärberechtigten Privatanstalten eingerichtet. Zu ihnen wurden auch junge Leute zugelassen, die eine neunjährige Mittelschule erfolgreich durchgemacht hatten oder durch Privatunterricht vorbereitet waren. Nach den für das Reich geltenden Bestimmungen war die Erteilung des Befähigungszeugnisses an die Zöglinge der Lehrerseminare vor Ablegung der Entlassungsprüfung nicht zulässig. Die Unterrichtsverwaltung glaubte diesen Standpunkt festhalten zu sollen, gab ihn aber doch später auf. Mit allerhöchster Ermächtigung wurde den Zöglingen der Lehrerseminare von der Klassenstufe ab, für die nach den maßgebenden Aufnahmebestimmungen in der Regel die Vollendung des 17. Lebensjahres gefordert wird, das Zeugnis über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst ausnahmsweise vor Erlangung eines zum Lehramt an Volksschulen befähigenden Zeugnisses erteilt, soweit diese Schüler während des Krieges bereits in den Heeresdienst eingetreten waren und beim Eintritt das 17. Lebensjahr vollendet haben. Später wurde auch diese Altersbeschränkung aufgegeben. In ähnlicher Weise konnte auch Schülern der Obertertia, die Herbst 1914 die Reife für die Untersekunda erworten und voraussichtlich beim Jahresschluß die Reife für Obersekunda erlangt hätten, das Zeugnis der Befähigung für den einjährig-freiwillen Dienst erteilt werden. Während in Friedenszeiten erst der auf Grund des Befähigungszeugnisses ausgestellte Berechtigungsschein den Eintritt in den einjährig-freiwilligen Dienst eröffnete, ordnete das Kriegsministerium im Laufe des Krieges zur Beseitigung der mancherlei Schwiekeiten, welche sich auch für ältere Leute aus der gesetzlichen Unmöglichkeit, sich den Berechtigungsschein noch zu verschaffen, ergab, an, daß das Zeugnis der wissenschaftlichen Befähigung, auch wenn der Berechtigungsschein nicht erteilt ist, für die Zulassung zur Ausbildung als Reserve- und Landwehroffizier als Ausweis anzuerkennen sei. Damit ist zahlreichen Volksschullehrern, denen nachträglich auf Grund der Bestimmungen der Unterrichtsverwaltung die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst zugesprochen worden ist, die Beförderung zum Offizier eröffnet worden.



Für die Schüler höherer Lehranstalten wurden sofort nach Kriegsausbruch Notprüfungen eingerichtet. Alle Oberprimaner, die in das Heer eintraten, wurden zur Reifeprüfung zugelassen, die, welche sich im zweiten Halbjahre der Oberprima befanden, unter Erlaß der schriftlichen Prüfung. In ähnlicher Weise wurden Reifezeugnisse für höhere Klassen an Schüler niederer Klassen erteilt. Unterprimanern wurde die Fähnrichsprüfung erlassen, Obersekundaner wurden zu ihr zugelassen. Die Zöglinge der I. Seminarklasse wurden wie die Oberprimaner behandelt. Sehr bald wurde allgemein der Grundsatz aufgestellt und er ist im Verlauf des Krieges im allgemeinen festgehalten worden, daß die den Schülern vorzeitig ausgestellten Zeugnisse der Reife für eine höhere Klasse nur für den Fall Gültigkeit haben sollten, daß die Schüler tatsächlich in das Heer eintreten. Sie verlieren ihre Gültigkeit, wenn der Eintritt in das Heer oder in den Etappendienst tatsächlich nicht geschehen ist. Treten die Schüler infolge von Verwundung oder Krankheit vorzeitig aus, so wird für die verschiedenen Fälle bestimmt, in welche Klasse sie dann einzutreten haben. Sie sollen eben eine tunlichst vollständige Vorbildung für die nächste Klasse erreichen. Denen, die die Notreifeprüfung bestanden haben, ist das Zeugnis sofort auszuhändigen. Notreifeprüfungen in Präparandenanstalten wurden nicht zugelassen. Während in der ersten Zeit des Krieges der freiwillige Eintritt in das Heer, insbesondere der als Fahnenjunker, für die Zulassung zu Notprüfungen ausreichte, wurde später nur die Einberufung auf Grund gesetzlicher Verpflichtung gelten gelassen, insbesondere durfte Sekundanern, die als Fahnenjunker eintreten wollten, die Reife für die höhere Klasse nicht mehr vorzeitig erteilt werden. Neue Bestimmungen machte das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst in diesem Jahre notwendig. Die Schüler, welche durch Vermittlung ihrer Direktoren in den vaterländischen Hilfsdienst eintreten, erhalten die Versetzung in die nächsthöhere Klasse zu demselben Zeitpunkte, an dem sie sie bei weiterem Besuche der Anstalt erreicht hätten, unter der Voraussetzung, daß sie nachweislich bis dahin im vaterländischen Hilfsdienst geblieben sind. Unter der gleichen Voraussetzung sind die Schüler, welche zu Ostern 1917 die Versetzung nach Oberprima erreichen, zur Notreifeprüfung zugelassen. Trifft die Voraussetzung nicht zu, so müssen die Schüler behufs Erlangung der Versetzung oder des Reifezeugnisses zur Schule zurückkehren. Das Reifezeugnis wird bei Eintritt in den Heeresdienst aber ausgehändigt. Zwischen dem auf Grund einer Notreifeprüfung ausgestellten Reifezeugnis und sonstigen Reifezeugnissen besteht kein Unterschied. Das gilt auch für die Immatrikulation.

Die Frage der Kriegsprimaner, d. h. derjenigen Primaner, welche ohne die Reifeprüfung abgelegt zu haben, in den Krieg gezogen sind, hat in jüngster Zeit die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigt. Die preußische Unterrichtsverwaltung hatte schon im Jahre 1915 in Aussicht genommen, nach Beendigung des Krieges für Schüler höherer Lehranstalten, die am Kriege teilgenommen haben, Lehrgänge zur Vorbereitung auf die Reifeprüfung einzurichten und eine besondere Reifeprüfungsordnung für sie zu erlassen. Inzwischen aber mehrten sich die Fälle, daß junge Leute als Kriegsbeschädigte zurückkehrten und ihre Schulbildung zum Abschluß zu bringen wünschten. Darum erschien es billig, für sie alsbald eine geordnete Vorbereitung einzurichten und die Bestimmungen der erleichterten Reifeprüfung auf sie anzu-



wenden. Bayern und Württemberg wollten weitergehen und allen nach Prima versetzten Kriegsteilnehmern bei der Heimkehr ohne weiteres das Reifezeugnis gewähren, ein Verfahren, mit dem die Bestimmungen der reichsgesetzlichen Ordnungen der ärztlichen, zahnärztlichen und pharmazeutischen Prüfung kaum in Einklang zu bringen waren. Preußen schlug eine Vereinbarung der Bundesregierungen über die gegenseitige Anerkennung der nach der in Preußen entworfenen „Ordnung der Reifeprüfung für Kriegsteilnehmer" erteilten Reifezeugnisse vor und hat kürzlich die Zustimmung sämtlicher Bundesstaaten zu dieser Vereinbarung erreicht. Zu dieser Reifeprüfung sollen Kriegsteilnehmer, welche auf einer höheren Lehranstalt die Versetzung nach Untersekunda, Obersekunda, Unterprima erreicht hatten, nach 1½-, 1-, ½jährigem Besuch besonderer Vorbereitungsklassen zugelassen werden. Für diese Sonderklassen sind besondere Lehrpläne und Lehraufgaben aufgestellt.

Die Studierenden, die im Felde stehen oder im Dienst der freiwilligen Krankenpflege tätig sind, sah die Unterrichtsverwaltung von Beginn des Krieges an als beurlaubt an; sie durften nicht wegen Nichtannahme von Vorlesungen aus den Listen gestrichen werden. Dagegen gestattete sie in erster Zeit die Immatrikulation der aus der Schule ins Herr eintretenden jungen Leute nicht, weil sie das Studium tatsächlich nicht beginnen konnten. Jedoch hat sie später diesen Standpunkt gemildert. Es erwies sich als notwendig, erleichternde Bestimmungen über die Zulassung zu den Prüfungen, welche Universitäts- und Hochschulstudium abschließen oder den Zugang zu staatlichen oder höheren gewerblichen Berufen eröffnen, zu treffen. Je nachdem, ob die Prüfungsordnungen von Reichs oder Staats wegen erlassen waren, trafen der Reichskanzler (für den ärztlichen, zahnärztlichen, für tierärztlichen und pharmazeutischen Beruf) oder der Unterrichtsminister die Anordungen. Es ist bereits eine große Anzahl von Verfügungen, namentlich hinsichtlich der Anrechnung der Kriegszeit auf die Ausbildungsdauer getroffen worden, und es ist vorauszusehen, daß die Länge des Krieges hier noch mancherlei Abänderungen und Ausgleichungen zwischen der Dauer der wissenschaftlichen und praktischen Vorbildung bringen wird. Es ist nicht möglich, die verschiedenen Berufe nach gleichen Grundsätzen zu behandeln, weil sich in dem einen Berufe Mängel der wissenschaftlichen Vorbildung in der Praxis des Amtes allenfalls ausgleichen lassen, in dem anderen aber der Eintritt ohne die wissenschaftlichen Grundlagen sich von selbst verbietet.

Die Studierenden der Medizin und der Zahnheilkunde, der Tierheilkunde und der Pharmazie wurden bei Beginn des Krieges sofort zu einer abgekürzten Prüfung zugelassen, wenn sie nur wenigstens im letzten Semester standen. Das praktische Jahr wurde ihnen erlassen. Sie erhielten bei Bestehen der Prüfung sofort die Approbation. Später wurde der Kriegsdienst bis zur Dauer eines halben Jahres angerechnet, sowohl für die Vorprüfung wie für die Hauptprüfung. Bei der Anrechnung von Kriegsdienst ist eine medizinische Betätigung nicht zu fordern, vielmehr gilt jede Art von Dienst im Heere und in der Marine, mit oder ohne Waffe, im Feld oder in der Heimat als Kriegsdienst. Sechs Monate Kriegsdienst können als ein Studiensemester angerechnet werden, jedoch ist die Anrechnung auf die vier klinischen Semester nur aus besonderen Gründen zulässig.



Die Kandidaten des höheren Schulamts, ebenso die Volksschullehrer, welche die Prüfung zur endgültigen Anstellung ablegen wollten, wurden bei Beginn des Krieges sofort zur erleichterten mündlichen Prüfung zugelassen, wenn sie die schriftlichen Arbeiten bereits abgegeben hatten. Zu einer ebensolchen erleichterten Prüfung sind auch weiterhin die im Kriegsdienst stehenden Volksschullehrer zugelassen worden, wenn sie vorher zwei Jahre an Schulen vollbeschäftigt gewesen waren. Die Vorbereitungszeit (Seminar und Probejahr) der Kandidaten des höheren Lehramts, die mindestens ein Jahr im Kriegsdienst gestanden haben, ist auf ein Jahr zu beschränken, wenn ihre unterrichtlichen Leistungen genügen. Die anstellungsfähigen Kandidaten des höheren Lehramts sind für den Fall ihrer Beschäftigung als Hilfslehrer mit einer etatsmäßig festgesetzten Stundenzahl als ständig gegen Entgelt beschäftigte Staatsbeamten anerkannt worden. Die Studierenden der technischen Hochschulen wurden bei Beginn des Krieges bei einer Studiendauer von 4 Semestern zu einer abgekürzten Diplom-Vorprüfung, bei 8 Semestern zu einer solchen Hauptprüfung zugelassen, wenn die schriftlichen Arbeiten angefertigt und als ausreichend erachtet waren.

VII. Fortsetzung der friedlichen Tätigkeit.

Wenn auch die preußische Unterrichtsverwaltung aus Anlaß des Krieges unter dem Druck seiner Anforderungen auf manche geplante Förderung des Unterrichtswesens hat verzichten müssen, so hat doch ihre friedliche Tätigkeit neben der Befriedigung der Kriegsbedürfnisse nicht geruht. Neben dem Abschluß verschiedener Vereinbarungen mit anderen deutschen Staaten über die gegenseitige Anerkennung von Prüfungszeugnissen und neben dem Erlaß neuer Prüfungsordnungen für Turn- und Schwimmlehrer und -lehrerinnen sowie für Sprachlehrerinnen mögen hier nur zwei wichtige Fortschritte aus dem Betätigungsgebiete der preußischen Unterrichtsverwaltung genannt werden, die sich trotz des Kriegszustandes bewirken ließen. Im Frühjahr 1915 ist das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin mit den beiden Sonderausstellungen „Schule und Krieg“ und „Biologische Schularbeit“ sowie die dem Zentralinstitut eingegliederte Zentralstelle für den naturwissenschaftlichen Unterricht eröffnet worden. Damit ist eine zentrale Sammel-, Auskunft- und Arbeitstätte für das weitverzweigte Gebiet des Erziehungs- und Unterrichtswesens mitten im Kriege geschaffen worden. Und im vorigen Jahre ist die Königliche Bergakademie in Berlin mit der Technischen Hochschule daselbst vereinigt worden; sie wurde ihr als sechste Fachabteilung für Bergbau eingegliedert.

* * *

Der Krieg dauert an. Niemand weiß, wann er enden wird. Aber das erscheint sicher, daß er seinen Höhepunkt überschritten hat. Nachdem auch das Hilfsdienstgesetz ins Leben getreten ist, werden wesentlich neue Probleme an die Unterrichtsverwaltung nicht mehr herantreten. Die Grundlagen für ihre Stellungnahme zu den Kriegsforderungen sind gelegt. Das rechtfertigt die Abfassung dieser Arbeit zu jetziger Zeit. Es handelt sich nur noch um den Ausbau einzelner Kriegsmaßnahmen und ihre Ergänzung an einzelnen Stellen. Ohne Schaden kann das Unterrichtswesen aus einer so gewaltigen Umwälzung nicht hervorgehen. Aber es wird aus der vorhergehenden Darstellung einleuch-



ten, daß die preußische Unterrichtsverwaltung getan hat, was in ihren Kräften stand, um den Schaden zu mindern. Man darf das Zutrauen zu der deutschen Jugend, die sich im Kriege so herrlich bewährt hat, haben, daß sie nach siegreicher Heimkehr auch an ihrem Teile bestrebt sein wird, den Schaden wettzumachen. Dazu sprießen Keime zukünftger Entwicklung des Unterrichtswesens empor und eröffnen einen fröhlichen Ausblick in die kommenden Zeiten.

Die Verluste der Casseler Galerie in der Zeit der französischen Okkupation 1806—1813.

Von Georg Gronau.*)

Ebenso gering war schließlich der Erfolg, der allen Bemühungen der hessischen Bevollmächtigten behufs Wiedererlangung der „Malmaison- Bilder" beschieden war. Es handelte sich hier um die 48 Bilder, die, wie eingangs erzählt, Kurfürst Wilhelm I. im Oktober 1806 zu retten versucht hatte, die aber gleich nach der Okkupation Hessens dem General Lagrange in die Hände gefallen und nach Mainz transportiert worden waren. Napoleon hatte sie seiner Gemahlin Josephine zum Geschenk gemacht; sie bildeten bis 1815 die Hauptzierde von Schloß Malmaison. Denon hatte sich eifrig bemüht, auch die 36 Bilder, welche Josephine tatsächlich erhalten hatte — „tous à la vérité fort beaux", sagt Denon —, dem Musée Napoleon zu sichern: „Ils devinrent un objet de discussion, terminée par le silence de l'empereur, ce qui a pu faire croire à l'impératrice Joséphine que ces tableaux lui appartenaient et ce qui m'a empêché de les comprendre dans le catalogue du musée."[43]) Eine Bestätigung dieser Angabe liefert eine Mitteilung in den hessischen Akten: die Nachforschungen der Museumsdirektion hätten aufhören müssen, als Napoleon auf ihre Anzeige von der Weigerung der Kaiserin zur Herausgabe die Entscheidung erteilte: elle ne serait pas Impératrice si elle agissoit autrement.[44]) Und als sich Denon 1814 im Auftrag des Ministers Comte de Blacas an die Erben Josephinens wandte, antworteten diese: „il paraît que S. M. les avait tellement considérés comme sa propriété personelle, qu'elle a disposé d'un assez grand nombre et qu'avec sa délicatesse très connue, elle n'eût certainement pas pris sur elle de le faire, s'il y avait pu avoir le moindre doute." Sie beriefen sich darauf, daß man bei der Scheidung alles, was als Eigentum der Krone gelten konnte, selbst die Wäsche, der Kaiserin abgefordert hätte, nicht dagegen diese Bilder: „Si des tableaux avaient également pu être considérés sous ce rapport, on eût de même exigé la remise." So waren die Bilder als Eigentum der Familie Beauharnais im Schloß Malmaison verblieben.

Wie oben mitgeteilt, war es Robert bei seinem ersten Pariser Aufenthalt nicht gelungen, die Hauptbilder im Schloß zu Gesicht zu bekommen. Nur drei davon hatte er bei flüchtigem Durchgetriebenwerden als tatsächlich vorhanden feststellen können. War schon damals insgeheim jenes Abkommen getroffen worden, das den recht-

*) Siehe Heft 9.

43) Saunier a. a. O. S. 78.

44) Stengel S. 399.



mäßigen Besitzer ein für alle Male seiner kostbarsten Stücke berauben sollte? Man könnte die Worte in der eben zitierten Antwort der Erben Josephinens, die während der Verhandlungen, am Tage vor Abschluß des Pariser Friedens, verstarb (29. Mai 1814), in diesem Sinne deuten.

Daß tatsächlich seit einer gewissen Zeit die Absicht bestand, die Malmaison-Bilder zu verkaufen, geht aus den Mitteilungen eines Engländers, der im damaligen Kunsthandel eine Rolle spielte, Buchanan, unzweifelhaft hervor. Er teilt mit, daß es einen Augenblick, nach dem Einrücken der alliierten Truppen in Paris, möglich gewesen sei, sie zu dem mäßigen Preis von 10000 L. zu erwerben, doch scheute er das damit verbundene Risiko; und kaum war der erste Alarm vorüber, so stiegen die Objekte rasch wieder im Wert. Seine weiteren Absichten durchkreuzte der inzwischen vollzogene Verkauf an den russischen Kaiser.[45])

Die hessischen Unterhändler erfuhren bei ihrer Rückkehr nach Paris zu ihrer peinlichen Überraschung, daß „die Gemälde von Sr. Maj. dem Kaiser von Ruszland infolge älterer Unterhandlungen gekauft und dem Fürsten von Wolkonsky seit dem Einmarsch der alliierten Armeen in Paris übergeben worden seyen".[46]) Über die näheren Umstände dieses Kaufs ist man nicht genau unterrichtet; Grimm berichtete später (15. Oktober) darüber, wie ihm vertraut eröffnet worden, sei Pozzo di Borgo, der russische Gesandte, gegen die Akquisition gewesen, Wolkonsky und Nesselrode aber dafür; „des ersteren (Wolkonsky) Frau, mit der Königin Hortensia oder einer ihrer Damen genau bekannt, habe lebhaft intrigiert und so sei die Sache endlich dabei geblieben".[47]) Der bevollmächtigte Vertreter der Familie Beauharnais, ein Chevalier Soulange, hatte die Stirn, jede Kenntnis von der Gemäldesammlung überhaupt abzuleugnen.[48]) Später (in einem Schreiben vom 4. Oktober) gab er wenigstens die Tatsache des Verkaufs „en vertu d'anciennes conventions d'achat" zu.[49]) Zunächst scheint Grimm den ordnungsgemäßen diplomatischen Weg versucht zu haben, aber der Staatsminister Graf Nesselrode und Fürst Wolkonsky antworteten nicht, ebenso machte es Fürst Hardenberg; ein Versuch letzteren zu sprechen mißlang.[50]) So entschloß sich Grimm einem ihm erteilten Rat zu folgen und „den einzigen hier überbleibenden, vielleicht noch fruchtenden Schritt einer unmittelbaren, die Gefühle, welche Recht und Wahrheit eingeben müssen, unverhüllenden Vorstellung an den Kaiser selbst zu tun". Dies geschah in einer langen Eingabe an Alexander I. vom 29. September, in der er die Angelegenheit so darstellt, als ob der Kaiser seitens der Familie Beauharnais über die Herkunft der Gemälde nicht unterrichtet worden sei.[51]) Da der Monarch inzwischen bereits Paris verlassen hatte, gab er das Schreiben einer „sicheren österreichischen Gelegenheit nach Dijon" mit; er sprach allerdings später die Besorgnis aus, es möchte dem Kaiser erst in Berlin zukommen, da jener Kurier eine andere Route hatte nehmen müssen. Zweifelhaft ist, ob das Schreiben je in die Hände Alexanders gelangt ist; wenn es der Fall war, so hatte es jedenfalls keinerlei Erfolg.

Inzwischen hatte Grimm durch einen

45) Buchanan, Memoirs of painting ... II, London 1824, S. 296.
46) Stengel S. 401.
47) Stengel S. 51.
48) Stengel S. 29.
49) Stengel S. 46. Vgl. auch die wichtige Darlegung Carlshausens ebendort S. 400 ff.
50) Stengel S. 23/4.
51) Stengel S. 27 ff.





Vertrauensmann, den in Paris ansässigen Hanauer Kaufmann Toussaint, erfahren, daß die Bilder „wirklich eingepackt und auf der Reise nach Rußland wären."[52]) Auf demselben Wege ging ihm die Nachricht zu, „daß 38 Stück Gemälde aus Malmaison für den ruß. Kaiser eingepackt worden und in diesem Augenblick bereits zu Havre befindlich seien"[53]), ferner daß „ein russischer General voriges Jahr auf seine eigene Hand vier Stück mitgenommen". Irgendwelche Angaben, welche Bilder der Kaiser wirklich gekauft, und wie hoch sich der Kaufpreis belief, waren nicht zu erlangen. Später erfuhr man, daß der russische Hof für die Gemälde eine halbe Million Franken bezahlt habe.[54])

So mußte man sich begnügen, auf die wenigen in Malmaison zurückgebliebenen hessischen Gemälde die Hand zu legen. Man hatte das Vorhandensein von vier Stücken festgestellt; daß es von allen die geringwertigsten waren, wird niemanden erstaunen: nämlich zwei dem Poussin zugeschriebene Bilder (Galerie Nr. 460, das andere im Depot), eine Maria angeblich von Guido Reni (Galerie Nr 574) und eine Landschaft von Berchem. Wieder scheint es der Mitwirkung des preußischen Militärs zu verdanken gewesen zu sein, daß die ersten drei endlich in den Besitz der hessischen Autoritäten gelangten. Das vierte jedoch, der Berchem, war verschwunden, als sie die andern fortnehmen ließen; von dem Chevalier Soulange war nichts zu erhalten, außer einer Erklärung, „daß sich keines der 45 Bilder in dem Gewahrsam des Prinzen Eugen (Beauharnais) gegenwärtig hier befinde".[55]) So mußten sie denn auch dieses Stück preisgeben. Der Vertreter der Beauharnais aber hatte ihnen wiederum bewußt die Unwahrheit gesagt; das Bild von Berchem war tatsächlich im Besitz der Erben Josephinens verblieben. Es ist so gut wie sicher identisch mit Nr. 132 der Galerie Leuchtenberg, ein Bild, das Waagen als ein Werk „ersten Ranges von diesem so ungleichen Meister"[56]) hervorhebt.

Aber mindestens noch zwei weitere Bilder waren im Besitz des Prinzen Eugen Beauharnais vorhanden und wurden 1815 unterschlagen. Ein als „der Heuwagen" bekanntes Werk von Wouwerman ist schon 1829 als Bestandteil der Leuchtenbergschen Galerie (damals in München) beschrieben und hat sich noch vor wenigen Jahren in der berühmten Petersburger Sammlung befunden[57]). Ebenso war auch ein Slingeland in Malmaison verblieben, der wenige Jahre später bei König Maximilian in München auftaucht, um bei der Versteigerung nach dessen Tod in den Besitz des englischen Königs überzugehen.[58])

Heute, wo die großen, mit aller wünschenswerten Sorgfalt gearbeiteten Kataloge der kaiserlichen Sammlung in Petersburg vorliegen, ist es nicht schwer festzustellen, welche Gemälde der Casseler Sammlung tatsächlich 1815 aus Malmaison nach Petersburg gelangt sind. Mit Ausnahme von einer einzigen Nummer findet man sie alle, 37 an der Zahl, in Somoffs großem Katalog, zu dem für die französischen Bilder Waagens Angaben als Ergänzung treten, ver-

52) Stengel S. 25. 53) Stengel S. 50.

54) Waagen, Die Gemäldesammlung in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg 1864, S. 20, gibt als Kaufpreis für die Malmaisonbilder nebst 3 Statuen Canovas 400000 Rubel an.

55) Stengel S. 87.

56) Waagen a. a. O. S. 386.

57) Smith, Catalogue I, S. 354, Nr. 521; Hofstede de Groot II, S. 561, Nr. 948.

58) Die Provenienz ist durch die Angaben von Waagen, Kunstwerke und Künstler II, S. 164, sichergestellt.



zeichnet. Von diesen 37 Bildern haben sich aber 16 niemals in Cassel befunden und müssen eine andere, uns unbekannte Herrschaft haben.[59]) Es bleiben demnach nur 21 Bilder (vielleicht 22, wenn man die nicht nachgewiesene Nr. 38 des Ankaufs hinzuzurechnen hat) übrig, deren Provenienz aus Cassel unzweifelhaft gesichert ist. Es sind dies nach Somoffs Katalog die folgenden Stücke:

Band I.
Nr. 251. Dolci, Mater dolorosa.
Nr. 24. Andrea del Sarto, Heilige Familie.
Band II.
Nr. 1075. Berchem, Bergige Landschaft.
Nr. 904. Dou, Die Heringsverkäuferin.
Nr. 905. Dou, Die Heringsverkäuferin.
Nr. 1086. K. du Jardin, Vieh auf der Weide.[60])
Nr. 1206. J. van der Heijde, Ansicht von Köln.
Nr. 1211. J. van der Heijde, Amsterdamer Ansicht.
Nr. 880. Metsu, Das Austernfrühstück.
Nr. 1198. Neefs, Inneres einer gotischen Kirche.
Nr. 1051. Potter, Der Meierhof.
Nr. 1052. Potter, Das Leben des Jägers.
Nr. 880. Rembrandt, Die Kreuzabnahme.
Nr. 672. Teniers, Die Antwerpener Schützengilde.
Nr. 673. Teniers, Die Wachtstube.
Nr. 699. Teniers, Die Affenküche.
Nr. 983. v. d. Werff, Die Austreibung aus dem Paradies.
ferner:
Nr. 1428—1431. Claude Lorrain, Die sog. Vier Tageszeiten.[61])

Sucht man diese 21 Bilder in der Liste der 1806/7 geraubten Stücke auf, so stellt man fest, daß sie nicht alle in die Gruppe der 48 Bilder gehören, die durch General Lagrange abgefangen und nach Mainz geschafft worden waren; nur auf 16 trifft dies zu. Dagegen gehören die Bilder von Dujardin, Metsu, Teniers (die Affenküche) und van der Werff in die Rubrik der Bilder, die Robert als „unter dem Gouvernement von Lagrange fortgekommen" bezeichnet; eines, das Kirchenbild des Neeffs, waren von Denon für den Louvre ausgesucht worden und ist in der Liste der Übergabe dieser Bilder 1815 mit dem Vermerk versehen worden: „ce tableau ne s'est pas trouvé et a probablement remis à une autre cour." Es ist also genau nur ein Dritteil jener 48 Bilder über Malmaison in die Eremitage gekommen. Wie erklärt sich dieses, und was ist aus den übrigen geworden? Wie oben mitgeteilt, hatte Josephine stets erklärt, nur 36 Bilder erhalten zu haben; Grimm glaubte selbst, daß nicht alle 48 Bilder jemals zusammen in Malmaison gewesen wären, und sprach unter Hinweis auf den Umstand, daß sich niemand erinnere, die Caritas von Leonardo je wiedergesehen zu haben, weder in Malmaison noch anderswo, den Verdacht der Veruntreuung durch Lagrange oder Martellière aus. Gesichert sind also die Schicksale von im ganzen 22 Bildern: 3 kamen an ihren rechtmäßigen Besitzer zurück, 3 verblieben bei den Beauharnais, 16 gelangten in die Eremitage; demnach weiß man nichts von 26 der 1806 geraubten oder von 14, die Josephine erhalten hatte. Daß vier durch einen russischen General aus Malmaison mitgenommen worden seien, hatte Grimm in Paris gerüchtweise erfahren. Möglich ferner, daß

59) Es sind die folgenden Bilder nach Somoffs Katalog: Bd. I, Nr. 245 Biliverti, 194 Canlassi, 254 Dolci, 72 Luini, 185 Reni, 42 Santi (Kopie), 272 Schiavone, 108 Tizian (Kopie). Bd. II, Nr. 1070, Berchem, 1207 v. d. Heijde, 491 Lombard, 1055 Potter, 546 Rubens, 870 Terborch, 987 v. d. Werff. Ferner 1439 Claude Lorrain.

60) Das Bild trug auf Grund einer falschen Bezeichnung in Kassel den Namen Potter.

61) Die Angabe bei Waagen S. 293/4 (ebenso Smith, Catalogue VIII, S. 274), wonach noch ein weiteres Bild von Claude Nr. 1439 in der Kasseler Galerie sich befunden habe, entspricht nicht den Tatsachen.



die vier Bilder von Dujardin, Metsu, Teniers und van der Werff, die zweifellos auch aus Malmaison in die Eremitage gekommen sind, von Lagrange bereits 1806 gegen eine entsprechende Zahl der anderen Bilder vertauscht wurden. Immer bleibt ein stattlicher Rest, dessen Schicksale unaufgeklärt sind. Vielleicht haben manche als Geschenkgaben der Kaiserin sich verloren[61a]; wenigstens zwölf aber waren gewiß von Lagrange beiseite gebracht worden.

Wer die Listen jener fehlenden Bilder überprüft, wird finden, daß sich die Mehrzahl heute noch nachweisen läßt, und daß bei vielen die Spuren in den Kunsthandel der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Wir stellen hier den jetzigen Bewahrungsort der Bilder zusammen, soweit er durch die Literatur bekannt ist:

1. London, National Gallery Nr. 862 Teniers, Die Überraschung. Versteigerung Varoc 1822, seit 1826 Sammlung R. Peel, mit dieser 1871 erworben.

2. London, Wallace Sammlung Nr. 114 Claude Lorrain, Felsige Landschaft mit Hirten und Herde. 1846 erworben, zuvor in der Sammlung Talleyrand (dort schon 1824 nachweisbar).

3. . . . Nr. 170 Dou, Der Einsiedler. Seit 1859 in der Sammlung; zuvor vielleicht Sammlung Férier, Paris.

4. London, Buckingham-Palace. Rembrandt, Noli me tangere. 1816 von Georg IV. erworben.

5. . . . Dou[62]), Frau mit Kind und Wiege. War 1826 in London in der British Gallery ausgestellt.

6. . . . Slingeland, Spitzenklöpplerin. Als „Dou" im Besitz des Königs Maximilian von Bayern, 1826 weiterverkauft.

7. . . . Wouwerman, Der Pferdemarkt. Schon 1842 dort vorhanden.

8. . . . v. d. Werff, Lot mit seinen Töchtern. Die Identität nicht völlig gesichert, falls die Angaben bei Smith (Catalogue IV, S. 197, Nr. 55) über die Herkunft stimmen.

9. New York, Metropolitan Museum V 28—7 van Dyck, Bildnis des Lucas van Uffel. Nach Smith, Catalogue Suppl. S. 373, Nr. 21 war das Bild 1836 bei einem Händler in Paris (später Duke of Sutherland, London, und Benj. Altman, New York).

10. Montpellier, Musée Nr. 678. Dou, Die Mausefalle. 1829 Sammlung Valedau, Paris (von dort 1890 als Vermächtnis nach Montpellier).

11. Neuwied, Fürst zu Wied. Leonardo da Vinci zugeschrieben (in Wahrheit von Giampietrino), Leda mit ihren Kindern. Schon 1835 im Besitz des Prinzen von Oranien auf Schloß Tervuren bei Brüssel (1850 Versteigerung König Wilhelms II. von Holland, von dessen Tochter Fürstin zu Wied erworben).[63])

12/13. Halton Manor (England), bei Baron A. de Rothschild. Rembrandt (in Wahrheit von Ferd. Bol), Bildnisse eines Herrn und einer Dame. 1837 in der Sammlung des Lord Ashburton in London (Waagen, Kunstwerke und Künstler II, S. 86); nach Angabe von

61 a) In einem Fall läßt sich ein solches Geschenk nachweisen. Wie aus dem bei den Akten der Galerie befindlichen Briefe des Londoner Kunsthändlers Buchanan aus dem Jahre 1828 hervorgeht, hatte die Kaiserin das eine Casseler Bild von Claude Lorrain dem Prinzen Talleyrand geschenkt. Es ist die weiter unten folgende Nummer 2.

62) Hieß in Kassel Slingeland. Unter diesem Namen noch bei Smith, Catalogue I, S. 55, Nr. 24.

63) Die Identität dieses Bildes mit der Kasseler „Caritas" ist neuerdings von Fr. Marx, Über die Caritas des Leonardo da Vinci. Sächs. Ges. d. Wissenschaften, XXXIV. Bd. der Abhandlungen, Nr. II, 1916, bestritten worden; doch scheinen seine Gründe nicht stichhaltig.



Smith (Catalogue VII, S. 179, Nr. 562) 1831 von Mr. Buchanan erworben.

14. Brüssel, Sammlung Halot. Wouwerman, Plünderung einer Stadt. 1816 aus Malmaison verkauft, 1826 in Paris (diese Angaben nach Smith, Catalogue I, S. 272, Nr. 257).

15/16. London, Lord Ashburton (noch jetzt?). van Huysum, Zwei Blumenstücke. 1836 von Smith in der Sammlung Baring beschrieben, die Herkunft aus Cassel ausdrücklich angegeben (Catalogue VI, S. 473, Nr. 41/2.[64])

17/18. Früher Paris, Comte Pourtalès. van Huysum, Zwei Frucht- und Blumenstücke. Nach Smith (a. a. O. S. 478) 1826 durch ihn aus der angegebenen Sammlung erworben; später in englischem Privatbesitz. Auch hier die Herkunft aus Cassel bezeugt.

Damit wären denn die Schicksale von insgesamt 40 der durch Lagrange geraubten Bilder festgestellt. Etwas unbestimmtere Angaben lassen sich noch für einige andere gewinnen. Randbemerkungen zufolge, die sich, von einem offenbar wohlunterrichteten Mann niedergeschrieben, in einem Exemplar des Katalogs von 1799[65]) finden, bot der Kunsthändler Artaria in Mannheim die schon aufgeführte „Caritas" von Leonardo, eine „heilige Familie" desselben Meisters und die „Kartenspieler" von Schalcken im Oktober 1821 zum Kauf an; außerdem den Teniers (jetzt London; obige Nr. 1), den Wouwerman (Nr. 14), den Slingeland (Nr. 6) und eine Madonna von Raphael. Nur bei dem letztgenannten Bilde findet sich die Randbemerkung „Paris" als weiterer Hinweis; daß auch die übrigen sich ebendort befanden, läßt sich zwar vermuten, aber nicht schlüssig erweisen.

Aus diesen Angaben geht mit hoher Wahrscheinlichkeit hervor, daß ein beträchtlicher Teil jener kostbaren Bilder sich 1815 tatsächlich in Paris befunden haben muß. Einiges war bei den Beauharnais noch nach dem Verkauf der Malmaison-Bilder an Alexander I. verblieben, das meiste war, dürfen wir vermuten, bei General Lagrange, der aber seine Spuren so gut zu verwischen wußte, daß, wie wir oben sahen, die hessischen Bevollmächtigten nicht einmal seine Wohnung in Erfahrung zu bringen wußten. In einem Falle wenigstens läßt es sich fast sicher erweisen, daß er der Besitzer eines der geraubten Stücke gewesen ist. Unter diesen hatte sich eine dem Raffael zugeschriebene Madonna befunden — dieselbe, die Artaria 1821 in Cassel zum Verkauf anbot. Der hohe Preis von 80000 Francs, der gefordert wurde, läßt darauf schließen, daß man das Bild als Original des Meisters ansah. Von diesem Bild tauchte in neuerer Zeit nochmals eine Spur auf. „Noch vor wenigen Jahren, so weiß der Galerie-Inspektor Friedrich Müller zu berichten[66]), wurde von einem Neffen dieses längst verstorbenen Generals in Cassel angefragt, ob sich nicht jemand einer kleinen heiligen Familie von Raffael erinnere, welche sich im Residenzschlosse befunden und vom Kaiser seinem Onkel geschenkt (!) sei. Es sollte durch die Antwort die Identität des Bildes nachgewiesen werden." Dazu bemerkt Eisenmann ergänzend, das Bild sei „aus der Erbschaft des Generals Lagrange in den Besitz einer

64) Mit der Provenienz aus Kassel steht die Angabe von Smith, „Collection of M. Tolozan 1801" in direktem Widerspruch, den aufzuklären ich nicht in der Lage bin.

65) Im Besitz von Frl. Friderike Justi in Bonn. Die betreffenden Bemerkungen abgedruckt in der zitierten Schrift von Marx S. 92/93. Ich vermute, daß sie von Robert herrühren.

66) Zeitschr. f. bild. Kunst VI, 1871, S. 189.



römischen Adelsfamilie übergegangen, die es nach neueren Nachrichten in ihrem Palaste zu Rom bewahrt".[67]) Lagrange wartete offenbar so lange, bis er jede Gefahr erfolgreicher Reklamation beschworen glaubte; dann brachte er vorsichtig die einzelnen Stücke in den Handel — außer seinem Beuteanteil an den 48 Bildern noch die weiteren 48 Stück, die am Schluß seines Gouvernements aus den Casseler Sammlungen verschwunden waren. Auch für einige von diesen läßt sich nachweisen, daß sie später in Paris im Handel gewesen sind.[68]) So wurden vier davon 1820 durch den Casseler Rogge-Ludwig nebst 14 anderen, unter Jérômes Herrschaft verschwundenen für zusammen 80000 Francs, die der damalige Besitzer, ein Monsieur Drivet de Lille in Paris darauf geliehen hatte, angeboten. Noch von einigen weiteren Bildern kennt man die Schicksale, die hier kurz zusammengestellt seien.

1. London, Sammlung Otto Beit. Ostade, Anbetung der Hirten. Nach Angabe von Smith (Catalogue I, S. 164, Nr. 203) befand sich auch dieses Bild in Malmaison und wurde von dort durch einen Monsieur Delahante erworben; später (1823) bei Chev. Erard in Paris.

2. London, Buckingham-Palace. Teniers, Bergige Landschaft mit Reisenden. Nach Smith (Catalogue III, S. 358, Nr. 371) schon 1827 daselbst vorhanden.

3. ... Fr. Mieris d. Ä. Herr und Dame (angeblich der Maler und seine Frau). Nach Smith (Catalogue I, S. 63, Nr. 4) bereits 1826 dort. Die Identität mit dem verlorenen Casseler Bild wahrscheinlich, doch nicht völlig gesichert.

4. London, Sammlung Alfred von Rothschild. Wouverman, Aufbruch zur Falkenjagd. 1826 im englischen Handel (Smith, Catalogue I, S. 299, Nr. 348). Die Identität mit dem Casseler Bild durch die genaue Übereinstimmung der Maße so gut wie gesichert.[69])

5. Paris, Sammlung Heugel. Ostade, Bauerngesellschaft im Wirtshaus. Nach Smiths Angabe (Catalogue, Suppl. S. 96, Nr. 52) 1829 in der Sammlung Th. Emmerson. Die Maße stimmen fast genau mit dem ehemaligen Casseler Bild.

6. Paris, Sammlung Marquise d'Aoust. Schalcken, Das Gleichnis vom verlorenen Groschen. Die Identität mit dem Casseler Bild von H. de Groot (Verzeichnis V, S, 333, Nr. 30 u. 30a) vermutet.

7. Paris, Kunsthandel um 1840. G. Coques, Familienstück mit 8 Personen. Das von Smith (Catalogue Suppl. S. 584, Nr. 6) sehr bewunderte Stück wurde damals in Paris angeboten.

8. London, Sammlung Oswald Smith 1842. Slingeland, Die Spitzenklöpplerin (Smith, Catalogue Suppl. S. 29, Nr. 14). Die Identität dieses Bildes, dessen gegenwärtiger Besitzer nicht bekannt ist, vermutet schon (und wohl mit Recht) H. de Groot (Verzeichnis II, S. 457, Nr. 40).

Den hessischen Bevollmächtigten bzw. Vertrauensmännern — Grimm, Robert und Unger — waren diese Verstecke während ihres Pariser Aufenthaltes alle verborgen geblieben. Das Mißtrauen, das sie gegen die Erben Josephi-

67) Katalog der Kgl. Gemäldegalerie Cassel 1888, S. XIX.

68) Vier Bilder davon sind, wie oben nachgewiesen wurde, in Malmaison gewesen und von dort in die Ermitage gelangt; ein weiteres, ein kleines Bild von Brueghel, war später in der Galerie Leuchtenberg (Nr. 137).

69) Allerdings stimmen die von de Groot (Verzeichnis II, S. 412, Nr. 537) übernommenen Provenienzangaben von Smith nicht, denn das Kasseler Bild gehörte seit 1731 van Röver.



nens hegten, die Sicherheit, daß ein Teil der kostbaren Beute noch im Besitz von Lagrange sich befinden müßte, boten keine genügende Handhabe, um entsprechend vorgehen zu können. Erst Jahre danach, durch die Angebote von Artaria 1820, von Rogge-Ludwig 1821, begann sich der Schleier des Geheimnisses einigermaßen zu lüften, aber der überaus sparsame Kurfürst Wilhelm I. war nicht gewillt, sein ihm durch Raub entwendetes Gut für beträchtliche Summen zurückzuerwerben: er hat alle entsprechenden Anträge abschlägig beschieden. Robert hat doch nach und nach den Verbleib mancher Bilder in Erfahrung gebracht, hat z. B. auch gewußt, daß einige in die Sammlung des englischen Königs gelangt waren; eine von seiner Hand geschriebene, unter den Akten der Galerie bewahrte Liste führt 50 Bilder auf mit Angabe ihrer Besitzer und gibt die teilweis sehr beträchtlichen Preise an, zu denen sie verkauft worden waren. Man darf vermuten, daß ein mit dem Kunsthandel genau vertrauter Mann, etwa Artaria, ihm diese Informationen verschafft hat.

Was hätten die Vertreter der hessischen Interessen, in diesem Falle also der chargé d'affaires Grimm, tun könnnen? Er hat den einzigen Schritt versucht, der nach Recht und Billigkeit zu tun war, indem er nämlich auf Kompensationen drang. „Ich entwarf ein Memoria, heißt es in seinem Bericht vom 7. November, um darzutun, daß Deutschland diesen Verlust (das bezieht sich auf die namentlich den Rheinlanden entwendeten Kunst- und wissenschaftlichen Gegenstände) nicht, wie den so vieler anderer Dinge verschmerzen, sondern auf eine Kompensation, nicht in Geld, sondern gleichartigen Gegenständen dringen müsse. Es kam darauf an, den Plan dieser Kompensation festzusetzen und die Abtretung eigener Bücher, Handschriften usw. den Franzosen so annehmlich als möglich darzustellen. Übrigens habe ich vorbedächtlich in diesem Memoire allgemein und nicht bloß von Preußen gesprochen, sondern Hessen und Braunschweig als Länder, die sich damit in gleichem Fall befinden, ausdrücklich erwähnt. Sobald man nun französischerseits das Prinzip der Kompensation einmal zugestanden haben würde, war meine Absicht, darauf zu fußen und auch für so viele aus Hessen entführte und verlorene Kunstgegenstände irgendeinen ähnlichen Ersatz zu begehren, wiewohl in den dreien hier in Betracht kommenden Verzeichnissen (1. dem der 45 Malmaisoner Bilder, 2. der 18 aus dem Schloß geraubten, 3. der 2 Kisten mit Kostbarkeiten) stets besondere unangenehme Umstände eintreten, nämlich nicht das französische Gouvernement unmittelbar als einzuhaften schuldig betrachtet werden kann, sondern bekanntlich die Familie Beauharnais und der General Lagrange dazwischenstehen. Dies ist bei den preußischen Kompensationsgegenständen nicht der Fall.

Auch versteht es sich von selbst, daß nicht auf vollständigen oder nur zu vergleichenden Ersatz gedrungen werden, sondern nur eine dadurch begründete und weitere Schritte in der Hauptsache nicht gerade abschneidende französische Gegengabe bezweckt werden soll.

Obiges Memoire ging nun bereits am 7. Oktober, mit einem Schreiben des Min. Altenstein an den Grafen Vaublanc begleitet, ab und wurde, als die Antwort ausblieb, moniert; darauf erfolgte eine bloß dilatorische, und es wurde vor einigen Tagen preußischerseits wiederholt auf Entscheidung gedrungen.

So stehet die ganze Sache, d. h. nicht günstig und wenn der Frieden und die



Abreise erfolgt, ehe sich Min. Vaublanc auf den Grundsatz der Kompensation bejahend einläßt, so dürfte aus dem Ganzen nichts werden und spätere Nachverhandlungen wenig fruchten. Um wenigstens für Hessen nichts zu versäumen, setzte ich abschriftlich angeschlossenen Brief an Vaublanc auf und überreichte ihn dem Min. Altenstein mittels Schreiben zur unterstützenden Empfehlung, da mich ohnedem Vaublanc nicht anzuerkennen braucht. Min. Altenstein hat mich indessen ersucht, das Schreiben dermalen noch nicht abgehen zu lassen, weil durch eine neue, so ansehnliche Nachforderung unserseits Frankreich von Anerkennung des principe de la compensation abgeschreckt werden dürfte. Dringt Preußen nicht durch, so werden wir gewiß auch nichts ausrichten; läßt sich Frankreich darauf ein, so treten wir Hessen ebenfalls auf, und es ist, wie erwähnt, im Aufsatz vorläufig darauf hingewiesen."[70])

In dem abschriftlich beigefügten, aber nicht abgesandten Memoire an Vaublanc faßt Grimm seine Forderungen in die Worte zusammen: „Le soussigné a reçu l'ordre de sa cour de réclamer auprès de V. E. pour autant d'objects précieux et presqu' inévaluables, dont notre pays se voit privé maintenant, les mêmes compensations et indemnités, que la Prusse obtiendra en pareil cas."[71])

Mit Recht aber äußerte er seine Besorgnis, daß alle Forderungen unberücksichtigt bleiben würden, wenn man nicht mehr die bewaffnete Macht zur Verfügung hätte, ihnen den nötigen Nachdruck zu verleihen: „In dieser Rücksicht ist die über alles Erwarten sich verzögernde Abschließung des Friedens von Vorteil, weil die alliierten Behörden darum länger zu Paris weilen. Allein die Zeit der kräftigen Maßregeln ist längst vorüber und der Abzug der Preußen aus hiesiger Stadt . . . dem ganzen Reklamationswesen nachteilig."[72]) Grimm sollte nur zu sehr recht behalten. Kaum war die Befürchtung weiterer energischer Repressalien geschwunden, als Vaublanc am 5. März 1816 alle früheren Weisungen bezüglich eventueller Rückgabe aufhob.[73]) Keine der Forderungen der Alliierten, weder der Preußens bezüglich der rheinischen Kostbarkeiten noch der hessischen ist erfüllt worden. Die übergroße Rücksichtnahme auf die Stimmung des französischen Volkes gab den Ausschlag, und so bestätigte sich, was ein Franzose, Quatremère de Quincy, treffend bemerkt hatte: „Er sagte, so berichtet Grimm, was vollkommen wahr ist, wir schämten uns mehr bei Zurückforderung des Raubes, als seine Nation bei der Wegnahme desselben getan hätte."[74])

Von allen aus Cassel entführten Bildern kamen demnach nur 289 aus der Zahl derer, die Denon fortgenommen hatte, und 3 aus Malmaison an die alte Stelle zurück. Trotzdem empfand man daheim große Freude über die geretteten Schätze; die Verluste zu übersehen waren wohl nur wenige imstande. Ein rührender Empfang wurde den Ankömmlingen bereitet. „An einem Herbsttag des Jahres 1815, so berichtete viele Jahrzehnte später Friedrich Müller aus seiner Erinnerung [75]), strömten Tausende aus dem südlichen Tore der Stadt Cassel, welches von hier nach Frankfurt führt, um die Wagen ankommen zu

70) Stengel S. 85 ff. 71) Stengel S. 91.

72) Stengel S. 82.
73) Engerand a. a. O. S. 36.
74) Stengel S. 83.
75) Zeitschr. f. bild. Kunst a. a. O. S. 191. Es war nach anderer Angabe der 1. November.

sehen, welche die so lange schmerzlich entbehrten Schätze wieder zurückbrachten. Fuhrwerk und Pferde waren mit Blumengirlanden und Sträußen festlich geschmückt, begleitet von den berittenen Komissären, die einen wahren Triumphzug feierten. Jedermann drängte sich zu ihnen freudig heran und drückte ihnen dankend die Hand; selbst der ebenfalls zum Empfang entgegengefahrene alte Kurfürst konnte die Rührung nicht unterdrücken." Und ähnlich schrieb Wilhelm Grimm im „Rheinischen Merkur"[76]): „Unsere Kunstwerke sind nun angekommen und mit allgemeiner Freude empfangen, selbst von solchen, die nur das Zeichen des besiegten Feindes darin erblicken und in diesem Sinne einige Wagen vor dem Tore mit Bändern geschmückt haben, damit sie gleichsam im Triumphe hereingeführt würden. Alles ist wohlbehalten, wird nun ausgepackt und aufgestellt, und es soll dann jeder freien Zutritt haben ... Der Zahl nach der größte Teil der Bildergalerie ist ausgeliefert, allein, so klingt sein Bericht mit verhaltenem Schmerz aus, hier werden berühmte Stücke von erstem Rang: die vier Tageszeiten von Claude Lorrain, eine heilige Familie von da Vinci, die wunderherrliche Caritas, die Kuh von Potter u. a. vermißt."

Faßt man Wiedergewonnenes und dauernd Verlorenes ziffernmäßig zusammen, obwohl in diesem Falle Zahlen weniger beweisen als sonst, so kamen alles in allem 418 Bilder[77]) 1814 und 1815 nach Cassel zurück, in der Hauptsache die Stücke, auf die sich der heutige Ruf der Casseler Galerie gründet. Nicht weniger als 382 aber sind in den Jahren der französischen Okkupation der kurfürstlichen Sammlung widerrechtlich entzogen worden und ihr für immer verloren gegangen.

76) Vom 6. Dezember 1815. Abgedruckt in den Kleineren Schriften, hrsg. von Hinrichs, Berlin 1881, I, S. 556.

77) Lavallée gibt in seiner Zusammenstellung der aus dem Musée royal zurückgegebenen Bilder (Saunier S. 161) die Zahl der Bilder für Cassel auf 421 an. Diese Angabe kann nicht stimmen. In obiger Zahl sind auch die Bilder einbegriffen, die Jérôme 1813 zusammengerafft hatte.

Der Sinn der deutschen Geistesgeschichte.

Von Heinrich Scholz.

Wir haben es im Verlauf dieses Krieges erleben müssen, daß die Natur des Deutschen der Natur des Menschen gegenübergestellt worden ist. Diese Gegenüberstellung sollte eine ungeheure Zurücksetzung des deutschen Geistes bedeuten; sie sollte ihn gleichsam in die Klasse der bösen Geister versetzen und mit dem Zeichen intellektueller und sittlicher Minderwertigkeit versehen. Wir sollen fortan nicht mehr berechtigt sein, uns als Menschen zu fühlen, und auf die Rücksichten zu rechnen, die Menschen einander schuldig sind, auch wenn sie in schweren Konflikten zusammenstoßen. Das Band zwischen uns und der übrigen Menschheit soll fortan zerschnitten sein.

Wir nehmen die Gefühle nicht leicht, die hinter dieser Herausforderung stehen; und wenn der Krieg, wie wir nicht mehr bezweifeln, auch für unsere Geistesgeschichte einen tiefen Einschnitt bedeutet, so wird die Wirkung dieser Zäsur nicht zuletzt an der Schärfe erkennbar sein, mit der wir die Unter-



schiede empfinden, die uns tatsächlich von den übrigen Kulturvölkern trennen und für diese zum Gegenstand einer aus Ratlosigkeit und Mißbehagen zusammengesetzten Verwunderung machen. Von diesen Unterschieden ist hier nicht zu reden; seit dem Ausbruch des Krieges ist ein reiches Material zu ihrer Erleuchtung herangeschafft worden, und es ist zu hoffen, daß, wenn diese Arbeit fortgesetzt und mit ganzem Ernst zu Ende geführt wird, aus dem Unterschiedsbewußtsein ein neues Gefühl für die Eigenart unseres Wesens aufquillt, das uns den dunklen Weg erleuchtet, auf dem wir der Zukunft entgegengehen.

Aber indem wir jene Herausforderung annehmen, dürfen wir sie im Blick auf das, was der Krieg in uns teils hervorgerufen, teils beschleunigt und zu einer Art von Abschluß gebracht hat, in einem Sinne auf uns beziehen, der zwar den Unterschied in seiner vollen Bedeutung bestehen läßt, ihn aber zugleich in eine ganz andere Richtung verlegt. Im Gegensatz zu den westlichen Nationen sind wir durch diesen Krieg, wie durch jedes große, an die Wurzeln unseres Daseins greifende Ereignis, das sich bisher in unserer Geschichte zugetragen hat, um so tiefer in uns selbst zurückgeführt worden. Schon heute ist die Zahl der „Besinnungen", die der Krieg unter uns hervorgerufen hat, nur mit Mühe zu übersehen; so mächtig ist das Bedürfnis in uns, in allen kritischen Augenblicken uns von uns selber Rechenschaft zu geben. Wir machen für uns keine „Tugend" daraus, denn das, was hier wirkt, ist unsere Natur; aber mit um so besserem Grunde dürfen wir behaupten, daß keines der mit uns im Konflikt liegenden Völker uns in dieser Hinsicht erreicht, oder auch nur das Bedürfnis fühlt, sich so in sich selbst zu vertiefen wie wir.

I.

Unter den „Besinnungen", die in diese Klasse gehören, verdienen die Studien zur deutschen Geistesgeschichte, die Ernst Cassirer unter dem Haupttitel „Freiheit und Form" veröffentlicht hat, ganz besonders hervorgehoben zu werden.[1]) Sie sind durch den Krieg zwar nicht erst angeregt, sondern längst vor Ausbruch des Krieges begonnen worden. Sie tragen daher auch nirgend die Spuren einer gewaltsam beschleunigten Abfassung wie etwa Max Schelers „Genius des Krieges", dessen Gehalt unter dem Druck der Abfassungsverhältnisse nicht unerheblich gelitten hat. Im Gegensatz hierzu sind Cassirers Untersuchungen völlig abgerundet, und es ist auch nicht eine Spur von erzwungener Vollendung in ihnen zu entdecken. Man darf sie in schriftstellerischer Hinsicht wohl als ein Meisterwerk bezeichnen. Die große, ungewöhnliche Kunst, mit der der Verfasser es verstanden hat, die schwierigsten Probleme gefällig zu entwickeln und gleichsam voraussetzungslos zu behandeln, ohne ihrer Tiefe Abbruch zu tun, wird erst klar, wenn man versucht, sie in dem Sinne, in welchem er sie entwikkelt hat, aus eigenen Kräften nachzugestalten. Vieles, was beim Lesen zunächst als selbstverständlicher Ausdruck erscheint, erweist sich bei einem solchen Versuch als das glückliche Ergebnis einer ungewöhnlichen Darstellungskunst.

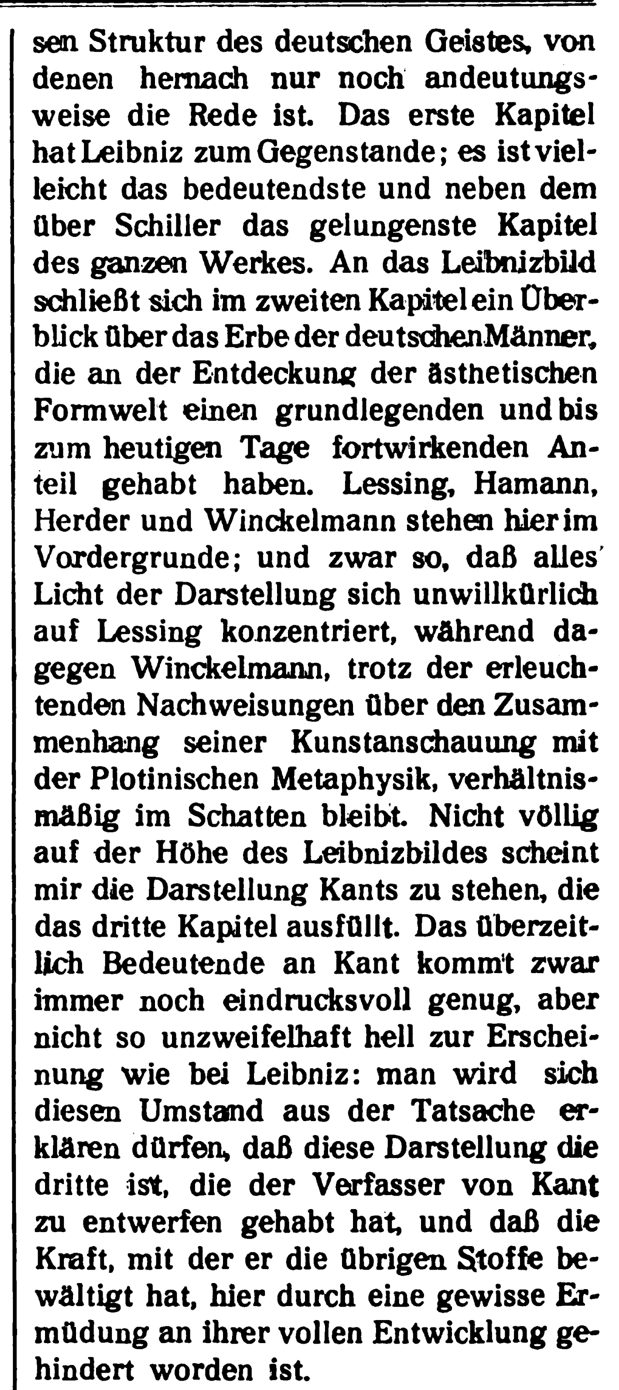
Aber wenn der Krieg auch in keiner Weise störend in den Gang dieses Werkes eingegriffen hat, so hat er doch den äußeren Abschluß beschleunigt; und so wenig es zu den Erzeugnissen der Kriegsliteratur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gehört, so sehr ist es unter

1) Ernst Cassirer, Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Berlin 1916. Verlag von Bruno Cassirer. XIX u. 575 Seiten. Groß Oktav.



den geistigen Erscheinungen des Krieges auszuzeichnen. Denn das, was den Gegenstand der Betrachtungen bildet, die in diesem Werke zusammengefaßt sind, ist nichts Geringeres als die Entstehung des deutschen Geisteslebens, also die Entstehung der geistigen Werte, deren Erhaltung für uns das letzte Ziel dieses weltumspannenden Krieges ist. Die Entstehung des deutschen Geisteslebens wird in abgerundeten Bildern durch die vier großen Gebiete der Religion, der Philosophie, der Dichtung und des Staatsgedankens hindurchgeführt. Alles nur zeitgeschichtlich Bedeutsame ist mit einer Konsequenz, die nur bei Goethe mit Absicht durchbrochen wird, aus diesem Gemälde ausgeschaltet; die Vergangenheit ist gleichsam unter dem Gesichtspunkt der Gegenwart gesehen und damit in gewissem Sinne unter jenen fruchtbaren geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt gestellt, der, ohne der Geschichte selbst Abbruch zu tun, das Produktive aus dem Historischen heraushebt, um seine an sich isolierten Momente in einer Kurve zusammenzufassen. Es versteht sich, daß für ein solches Unternehmen nur die repräsentativen Erscheinungen des deutschen Geistes in Frage kommen; alle sekundären Geister müssen aus einer solchen Darstellung ausscheiden.

Diesen Voraussetzungen gemäß vollzieht sich der Aufbau des deutschen Geistes in sechs Kapiteln und einer Einleitung, die wegen ihrer sachlichen Bedeutung als siebentes Kapitel bezeichnet werden kann. Sie enthält nämlich, außer dem Überblick über die Entwicklung des Persönlichkeitsbegriffs in der italienischen, französischen und deutschen Renaissance, die zwar knapp, aber außerordentlich belehrend gefaßten Grundzüge des Lutherischen Idealismus und damit zugleich die Elemente der religiö-


sen Struktur des deutschen Geistes, von denen hernach nur noch andeutungsweise die Rede ist. Das erste Kapitel hat Leibniz zum Gegenstande; es ist vielleicht das bedeutendste und neben dem über Schiller das gelungenste Kapitel des ganzen Werkes. An das Leibnizbild schließt sich im zweiten Kapitel ein Überblick über das Erbe der deutschen Männer, die an der Entdeckung der ästhetischen Formwelt einen grundlegenden und bis zum heutigen Tage fortwirkenden Anteil gehabt haben. Lessing, Hamann, Herder und Winckelmann stehen hier im Vordergrunde; und zwar so, daß alles Licht der Darstellung sich unwillkürlich auf Lessing konzentriert, während dagegen Winckelmann, trotz der erleuchtenden Nachweisungen über den Zusammenhang seiner Kunstanschauung mit der Plotinischen Metaphysik, verhältnismäßig im Schatten bleibt. Nicht völlig auf der Höhe des Leibnizbildes scheint mir die Darstellung Kants zu stehen, die das dritte Kapitel ausfüllt. Das überzeitlich Bedeutende an Kant kommt zwar immer noch eindrucksvoll genug, aber nicht so unzweifelhaft hell zur Erscheinung wie bei Leibniz: man wird sich diesen Umstand aus der Tatsache erklären dürfen, daß diese Darstellung die dritte ist, die der Verfasser von Kant zu entwerfen gehabt hat, und daß die Kraft, mit der er die übrigen Stoffe bewältigt hat, hier durch eine gewisse Ermüdung an ihrer vollen Entwicklung gehindert worden ist.

Dagegen liegt die ganze Frische einer ersten gewaltigen Kraftanspannung über dem vierten Kapitel, das Goethe behandelt. Es ist das umfangreichste von allen und in seiner Geschlossenheit eigentlich ein Buch für sich. Mit souveräner Beherrschung des Stoffes geschrieben und eine persönliche Hingabe verratend, die sich unwillkürlich dem Leser mit-



teilt, sucht es das Ganze des Goetheschen Wesens auf die Höhe zu heben, auf der es in den drei großen Manifestationen: seines Lebens seiner Lyrik und seiner Naturanschauung als der konsequente unteilbare Ausdruck eines Lebens- und Weltgefühls erscheint, dem alles Äußere zum Symbol eines inneren, in seiner Herkunft unerforschlichen, in seinen Wirkungen unermeßlichen „Bildungstriebes" wird. Das Wesentliche an dieser Symbolik ist dies, daß sie nicht etwa erst nachträglich durch Reflexion in diesen Zusammenhang hineingedeutet ist, sondern die Art und Weise ausdrückt, wie dieser Zusammenhang an sich für Goethe besteht, und sich ihm zunächst in der Form der „Dumpfheit", hernach, seit der italienischen Reise, in immer hellerer Klarheit erschließt, ohne je ganz den Charakter des Geheimnisvollen und Unerforschlichen zu verlieren.

In scharfem Gegensatz zu der nächstliegenden Auffassung, die die Wandlungen in Goethes Leben auf äußere Veränderungen zurückführt oder wenigstens zu diesen in enge, unaufhebbare Beziehungen setzt, wird Goethes menschliche und geistige Entwicklung hier als das Ergebnis eines inneren Wachstums gedeutet, für welches äußere Bedingungen höchstens als begleitende, nicht als erzeugende, kaum als anregende Momente in Betracht kommen. Die äußeren Umstände sollen gleichsam nur die selbstgeschaffenen Symbole und selbstgesuchten Koeffizienten einer innerlich determinierten Entwicklung von unvergleichlicher Konsequenz und Notwendigkeit sein. Das idealistische Moment, das in dieser Anschauung durchbricht, ist zweifellos ein berechtigtes Erkenntnismotiv gegenüber dem groben Realismus, der die gangbare, von philologischer Seite unterstützte Auffassung Goethes noch immer beherrscht. Goethe hat selbst dieser Anschauung vorgebaut, wenn er den Charakter als die Fähigkeit bezeichnet, demjenigen eine stete Folge zu geben, dessen man sich fähig fühlt. Es ist offenbar, daß diese Worte in höchst bezeichnender Weise den „Charakter" seines eigenen Lebens enthüllen. Sie sprechen ein Bewußtsein aus, welches sich in der Überzeugung wiederholt, daß „keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Goethe hat in gewissem Sinne wirklich immer nur das gesucht oder auf sich wirken lassen, was der produktiven Entfaltung der inneren Energien seines Lebens diente; wo dieser Zusammenhang sich löste, wie nach der italienischen Reise in dem Verhältnis zu Frau v. Stein, hat er den Fortgang solcher Wirkungen sogar durch entschiedene Gegenwirkungen aufgehoben. Der „Egoismus", der hierin zu liegen scheint, verschwindet indessen bei Betrachtung der merkwürdigen Unbefangenheit, mit welcher Goethe, allen Regeln einer äußeren Kontinuität zum Trotz, in allen Perioden seines Lebens produziert hat, was der augenblicklich erreichten Stufe seines Wesens gemäß war — ohne Rücksicht auf die „Folgen". Hier sieht man tief in die innere Notwendigkeit seines Lebensprozesses hinein. Man versteht, in welchem außerordentlichen Sinne er Eckermann gegenüber sein Wirken als symbolisch bezeichnen und von der eigentümlichen Gleichgültigkeit sprechen konnte, mit der er dem Inhalt seines Tuns gegenüberstehe. Man sieht aber auch, wie der Schein des Egoismus hier vor der Erscheinung einer Naturkraft zerrinnt, die Goethes eigene Überzeugung bewahrheitet, daß große Menschen aus der Moralität heraustreten und zuletzt wie Naturkräfte wirken. Mit demselben Rechte könnte man die Leibnizische Monade, dieses Urbild aller



Entwicklung von innen, mit dem Vorwurf des Egoismus zu treffen meinen. So wenig hieran zu denken ist, so wenig kann von einem solchen „Defekt" Goethe gegenüber die Rede sein.

Dennoch hatte diese monadologische Auffassung ihre feste Schranke an den Bedingungen, denen jede, auch die größte Individualität unterliegt, und von denen man sie nicht losreißen kann, ohne ihre Struktur zu verletzen und der lebendigen Erscheinung ein konstruiertes Wesen unterzuschieben. Auch Goethe scheint hiervon keine Ausnahme zu machen. Die unvergleichliche Innenhaftigkeit seiner Entwicklung hebt die Bedeutung der „Umstände" nicht auf, die von „außen" her in den Gang seines Lebens eingegriffen haben. Goethe selbst hat den Anteil, den sie am Aufbau seines Lebens gehabt hatten, nie bestritten, vielmehr mit der ihm eigentümlichen Dankbarkeit, um nicht zu sagen: Genauigkeit festgestellt, die in dem schönen Wort von der frei gefühlten Abhängigkeit vielleicht ihren reinsten Ausdruck gefunden hat. Es liegt also keine Veranlassung vor, diese Umstände auszuschließen und die Tatsache zu unterdrücken, daß auch Goethe in seiner Art das, was er war und für uns bedeutet, andern schuldig geworden ist. Der Versuch, ihn dennoch zu isolieren, den Gundolf in seinem jüngst erschienenen Goethebuch gemacht hat, hat sich als undurchführbar erwiesen. Auch Cassirer ist nicht imstande gewesen, ihn über den Ansatz hinauszuführen.

Indessen, wenn diese idealistische Methode auch nicht als Erkenntnis*prinzip* zu gebrauchen ist, so bedeutet sie doch als Erkenntnis*motiv* eine wesentliche Vertiefung der Mittel, die für die Erschließung Goethes in Betracht kommen. Sie bedeutet eine Verinnerlichung des Erkenntnisproblems, das in Goethes Leben an uns herantritt, und eine Verschärfung der Erkenntnisansprüche, die an die Auslegung Goethes zu stellen sind. So wenig es gelingen wird, die Welt um Goethe in ihrer selbständigen Bedeutung für den Gang seines Lebens auszuschalten, so vielversprechend ist der Versuch, ihn unter Zurückdrängung dieser Momente aus sich selbst heraus zu verstehen und den Anteil seines „Selbstwesens" an dem Aufbau seines Lebens in konsequenter Entwicklung festzustellen. Zu einer solchen Entwicklung hat freilich auch Cassirer zunächst nur einige Bausteine geliefert; aber auch diese sind wertvoll genug, um das Interesse anzuregen, und vor allem ist der Gesichtspunkt, unter dem sie gewonnen sind, in den angezeigten Grenzen einer erhöhten Aufmerksamkeit würdig.

Daß Goethes Dichtung kein Außenwerk ist, das „neben" seinem Leben steht, sondern dieses Leben selbst, in seiner Entäußerung erscheinend und zu einer Folge von Konfessionen verdichtet, ist zwar, seit Goethe selbst zu dieser Auffassung den entscheidenden Grund gelegt hat, oft genug betont worden; indessen der eigentümliche Nachdruck und die methodische Konsequenz, mit der es in diesem Werke geschieht, macht diese Anschauung erst zu dem, was sie sein kann, nämlich nicht nur zu einem Schlüssel für die Eigenart, sondern zu einem Beurteilungsprinzip für den Grundsinn seiner Dichtung, die erst durch diesen Bezug in der ganzen Größe ihres „inkalkulablen" Charakters erscheint. Man braucht der Bestimmtheit mit der der „konfessionelle" Charakter der Goetheschen Dichtung hier durchgeführt ist, durchaus nicht bedingungslos zuzustimmen, man kann auch hier mit Spielräumen rechnen, die in dieser Deutung nicht vorgesehen sind; aber

das Prinzip und die Energie, mit der es der Auslegung dienstbar gemacht wird, sind Hebel, deren Ansetzung das Goetheproblem in eine neue Erkenntnisschicht hebt. Und selbst wer auch hier noch Bedenken trägt, dem Verfasser auf seinem Wege zu folgen, wird wenigstens das schöne Wort, das den Zusammenhang von Goethes Leben und Dichtung erleuchtet, in seiner Erinnerung aufbewahren. Man kann diesen Zusammenhang nicht treffender aussprechen, als es durch Cassirer geschieht, wenn er sagt: „Die Dichtung erst deckt den inneren Prozeß auf, von dem das Leben nur Resultat ist."

Der symbolischen Beziehung, die Goethe selbst seiner Dichtung auf das Innere seines Lebens und „Bildungstriebes" gegeben hat, entspricht die Symbolik seiner Naturanschauung. Auch diese Symbolik ist in ihren Grundzügen bekannt. Sie drückt sich in jener Auffassung aus, die die Erscheinungen der Natur als die konsequent und kontinuierlich verknüpften Äußerungen identischer Energien betrachtet, ohne die Phänomene selbst in jener Individualität und Bestimmtheit anzutasten, durch die sie für uns zu Erscheinungen werden. In festen Umrissen begegnet uns diese Symbolik zum ersten Male in dem Fragment über die Natur, das um 1780 entstanden ist. Schon hier hat die in tausend Gestalten sich ausarbeitende Natur sowohl den Gott, der von außen stößt, wie die starren substantiellen Formen in ihre schöpferische Innerlichkeit und Unruhe hineingezogen, und die große Idee des Gesetzes leuchtet schon hier über dem Lebensprozeß, in dem sie sich durchgestaltet und auslebt; aber es bedurfte einer gewaltigen Arbeit, ehe aus der Fülle dieser dichterischen Anschauung die weltanschaulichen Überzeugungen hervorgehen konnten, die Goethe gewonnen hatte, als der Kanzler v. Müller ihm jenes Fragment im Jahre 1828 nach anderthalb Menschenaltern wieder vorlegen konnte. Der Komparativ von 1780 hatte sich inzwischen in einen Superlativ verwandelt, und zwar durch das Medium ernstester Betrachtung und immer tiefer schürfenden Denkens.

Diesen Prozeß hat Cassirer mit großer Sorgfalt und erleuchtender Eindrücklichkeit aufgeklärt. Ausgehend von der grundlegenden Beobachtung, daß Goethe sich nicht, wie die Mystiker und in gewissem Sinne auch noch Herder, mit der Zurückverlegung der Spannungen in den göttlichen Lebensgrund begnügt hat, zeigt er in scharfer Zergliederung die entscheidenden Gesichtspunkte und Denkmittel auf, durch welche Goethe das Problem dieser Spannungen einer immanenten Lösung entgegengeführt hat. Soll die Individualität der Erscheinungen auf die Einheit der bildenden Kraft zurückdeuten, und soll die Einheit der bildenden Kraft die Individualität der Erscheinungen nicht aufheben, so muß die Erscheinung unter Gesichtspunkte gerückt werden, die diese Verknüpfung anschaulich machen. Goethe hat diese Gesichtspunkte gefunden, indem er das Moment der Individualität in die fertige G e s t a l t, das Moment der Einheit hingegen in das P r i n z i p der Bildung verlegt. Der Weg von der Individualität zur Einheit ist der Aufstieg vom Gewordenen zum Quell des Werdens. Nicht durch Verdünnung der Individualität wird die Goethische Einheit erreicht, sondern durch die Unterscheidung ihres bildenden Prinzips von ihrer ausgebildeten Daseinsform. Demgemäß ist die Goethische Einheit nicht ein Abstraktions-, sondern ein Funktionsbegriff, und nicht durch das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen, sondern durch das Verhält-



nis der Regel zum Einzelfall mit der Individualität der Erscheinung verknüpft. In dem Begriff der Metamorphose faßt sich das Ergebnis dieser Überlegungen zusammen; die Schritte, die Goethe nach der Entdeckung dieses grundlegenden Begriffes getan hat, sind nicht mehr prinzipieller, sondern mehr materieller Natur. Von tiefer greifender Bedeutung ist lediglich die erkenntnistheoretische Einsicht, die ihn, unter dem Einfluß Schillers, der idealistischen Philosophie und eigenen fortgesetzten Nachdenkens, mehr und mehr von der statischen zur dynamischen Auffassung der Erscheinungsquellen, von den „Urbildern" zu den Energien hinübergedrängt hat.

Indessen, der Verfasser bleibt hier nicht stehen; er gräbt noch tiefer und zeigt an einem Selbstbekenntnis, das Dilthey zuerst herangezogen hat, wie die Funktion der Goethischen Phantasie genau die Forderungen erfüllt, die in dem Begriff der Metamorphose enthalten sind. Wenn Goethe sich bei geschlossenem Auge eine Blume dachte — und er hatte die merkwürdige Fähigkeit, solche Bilder selbsttätig hervorrufen zu können —, so „verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen . . . ., keine natürlichen . . . ., sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer." Hier löst sich, genau wie in Goethes Naturanschauung, die Einheit der grundlegenden Bildgestalt im Moment ihres Erscheinens in eine immerfort zunehmende Mannigfaltigkeit individueller Neugestaltungen auf, die, unter sich und von ihrem Quellpunkt verschieden, dennoch mit diesem durch die Konsequenz ihrer Erzeugungsregel unlöslich verknüpft sind. So findet Goethes Naturanschauung in den letzten Elementen seiner eigenen Natur ihr adäquates Gegenbild; und nun erst wird klar, inwiefern diese Naturanschauung, die in bewußter Loslösung von der Subjektivität durch konsequente Hingabe an die Erscheinungen gewonnen ist, doch zugleich als Ausdruck und Folge seiner persönlichen Lebensverfassung gelten kann. Es wird klar, inwiefern der Begriff der Metamorphose, nachdem er sich einmal in Goethes Bewußtsein als anschaulich-begriffliches Symbol für die wunderbare und bewunderungswürdige „Technik" der Natur fixiert hatte, ihm als der höchste Begriff erscheinen konnte, den der sittliche Denker wie der tätige Mann, der Dichter wie der Forscher zu erringen vermöge; ist es doch der Grundbegriff, der die Art und Weise angibt, wie sich das Leben in allen seinen Daseinsformen, bis zur höchsten hinauf, die wir selber zu führen haben, als der zwar individuelle und insofern durchaus „lebendige", aber zugleich auch konsequente und erst hierdurch charaktervolle Ausdruck der innerhalb wie außerhalb der menschlichen Natur am Werk befindlichen Schaffenskräfte aufbaut. Es wird endlich klar, in welcher Tiefe der Strukturzusammenhang wurzelt, den Goethe andeutet, wenn er, den Dualisten zum Trotz, den Kern der Natur in das menschliche Herz verlegt, und auf welchem Grunde die merkwürdige Einheit ruht, die sein Lebensgefühl mit seinem dichterischen Schaffen und seiner Naturanschauung zu einem unteilbaren Ganzen verbindet.

Fein hat Cassirer die Wechselwirkungen betont, die demgemäß zwischen Goethes ästhetischen Prinzipien und dem gleichzeitigen Stand seiner Naturanschauung bestehen. Sie sind gleichsam die Probe auf das Exempel und der Prüfstein für die Richtigkeit des erschlossenen Zusammenhanges. „Wie Goethe in Italien entdeckt zu haben



glaubte, daß die Antike nach denselben Gesetzen geschaffen habe, nach denen die Natur in ihren Bildungen verfährt, so bilden fortan für ihn Kunstform und Naturform nur noch zwei Ausdrücke eines und desselben Problems. Bis in die Gestaltung des einzelnen geht dieser Parallelismus durch. Von der Kunst fordert er nun, fast mit denselben Worten wie von der vergleichenden Anatomie, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lerne, daß sie die Reihe der Gestalten übersehe und die verschiedenen charakteristischen Formen nebeneinanderzustellen und nachzuahmen wisse. Gilt aber dieser Zusammenhang, und ruht somit der Stil des Künstlers auf den 'tiefsten Grundfesten der Erkenntnis', so muß er mit dem Fortschritt der Erkenntnis sich selbst innerlich umbilden. Es ist daher kein Zufall, daß die Epoche des strengsten 'Klassizismus' für Goethe mit jener Epoche seiner Naturauffassung zusammenfällt, in der er, mitten in der neuen genetischen Anschauungsweise stehend, diese Anschauung sich noch im Bilde der 'Urpflanze' unmittelbar verkörpert. Wie hier die Regel des Werdens noch gleich einem Bestehenden und Existierenden, gleich einem reellen Vorbild und Urbild gefaßt wird, so scheinen in der Kraft die klassischen 'Muster' eine feste und bleibende Norm bedeuten zu sollen. Der allmählichen 'Befreiung' des naturanschaulichen Formbegriffs, seiner Umwandlung aus einem statischen in ein dynamisches Prinzip entspricht auf der Seite des dichterischen Schaffens die ebenso allmähliche Selbstbefreiung von den Bindungen und Maximen des Klassizismus, und als Ergebnis der neue Stil, der uns in vielfältigen Modulationen in der Diwandichtung, der Marienbader Elegie, den spätesten Partien des 'Faust' begegnet. Als Kunsttheoretiker freilich hat Goethe den klassizistischen Standpunkt nicht zu überwinden vermocht, und namentlich in seinen Urteilen über bildende Kunst und über Schauspielkunst spürt man oft eine Enge, die der inneren Freiheit, zu der er inzwischen im eigenen Schaffen wie in seiner Naturbetrachtung gelangt war, widerstreitet. Es wäre indes ebenso irrig wie ungerecht, wenn man ... Goethe ... an diesem begrenzten Ausschnitt aus seiner Gedankenwelt messen und beurteilen wollte; denn wenn für irgendeinen Denker, so gilt es für ihn, daß erst Denken und Tun, Tun und Denken vereint die Summe aller Weisheit bilden."

Die Einheit des Strukturzusammenhanges, der die Lebensfunktion mit der dichterischen und naturanschaulichen in Goethe verbindet, erstreckt sich auch auf die Art und Weise, wie die Natur seit den Sesenheimer Liedern ihm zur Spiegelung seiner eigenen Zustände wird, und wie umgekehrt persönlichste Erfahrungen ihm zu Symbolen von kosmischer Bedeutung anschwellen. Das schönste Beispiel für diesen zweiten Fall ist das herrliche Diwangedicht, das in der Aussprache des Erlebten zu einem kosmogonisch-kosmologischen Gemälde heranwächst. Die Trennung von der Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihr ist hier zum Symbol jenes Grundverhältnisses geworden, das Gott mit der Welt verbindet und von der Welt scheidet. „Die Liebenden erfassen sich selbst in aller Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit ihres Gefühls, als Träger und Gefäße jenes allgemeinsten Prozesses, für den Natur und Geschichte, Mythos und Religion nur verschiedene Ausdrücke sind." Als Beispiel für den ersten Fall hätte die mit diesem Gedicht zwar nicht zu vergleichende, aber durch ihren typi-



schen Charakter bemerkenswerte Amyntor-Elegie aus der Zeit der dritten Schweizerreise genannt werden können, die schon Lichtenberger in seinem Buch über Richard Wagner für die eigentümliche Art von Goethes Symbolik mit Recht in Anspruch genommen hat. Die Art, wie der efeuumrankte Apfelbaum mit seinen Kraftverlusten und Glücksempfindungen ihm zum unmittelbar-anschaulichen Symbol seines Verhältnisses zu Christiane Vulpius wird, ist besonders geeignet, die Wesenhaftigkeit des Zusammenhanges von Natur und Seele, Welt und Geist in Goethes Dichtung aufzudecken und den Irrtum zu zerstören, der in der Auffassung solcher Beziehungen als geistreicher Reflexionsprodukte liegt. In Goethes Sinne werden hier überhaupt nicht zwei an sich getrennte Phänomene aufeinander bezogen — das wäre die schlechte und gekünstelte Symbolik der unpoetischen Allegoristen —, sondern die Poesie kommt vielmehr umgekehrt dadurch zustande, daß der an sich vorhandene geheime Bezug in dem glücklichen Augenblick synthetischer Anschauung in das Bewußtsein des Dichters eintritt.

Man wird aus diesem Überblick, der nur die Hauptpunkte andeuten konnte, eine Vorstellung von der Tragweite der Erkenntnisse gewinnen, die in dieser Erleuchtung Goethes nach und nach zutage treten, und nicht ohne ein Gefühl der Bewunderung auf die Förderung blicken, die die Einsicht in Goethe durch die eindringenden Forschungen Cassirers erfahren hat. Wenn wir dennoch dieses Kapitel nicht zu den bestgelungenen zählen, so liegt der Grund für dieses Urteil in einer doppelten Erwägung. Einmal fehlt ihm der strenge Bezug auf die Struktur des deutschen Geistes, die doch das Thema des Ganzen sein soll. Die Vertiefung geht zu sehr ins einzelne und hält sich namentlich bei den naturanschaulichen Problemen in einer Weise auf, die den Rhythmus des Ganzen ins Stocken bringt und, vom Standpunkt der beherrschenden Idee aus gesehen, als Digression erscheinen muß. So sehr es an sich zu billigen ist, daß hier einmal ernstlich der Versuch gemacht wird, die Erhebung des deutschen Geistes in Goethe für die Erkenntnis der Struktur dieses Geistes zu gewinnen, so sehr ist die Ausführung in Bahnen geraten, die von diesem Endziel abführen, indem sie sich an Probleme klammert, die lediglich die Erkenntnis Goethes betreffen. Wenn die symbolische Apperzeption, das Ausdruckserlebnis und die Ausdrucksforderung auf der Grundlage einer ebenso allgegenwärtigen wie grenzenlos gedachten Innerlichkeit ein Grundzug des deutschen Wesens ist, der sich in der deutschen Geistesgeschichte immer klarer herausarbeitet, so mußte es in diesem Zusammenhange genügen, die Allseitigkeit ins Licht zu rücken, durch die jene Apperzeption in Goethe zu ihrer höchsten Erscheinung und Produktivität gelangt ist; nicht aber durfte das Goetheproblem um dieses Nachweises willen isoliert und gleichsam von der Hauptfrage losgerissen werden.

Die zweite Einschränkung, die wir zu machen haben, bezieht sich auf die Darstellungsart. Das Kapitel über Goethe ist meisterhaft geschrieben; aber es hat einen Fehler, der nicht unbemerkt bleiben kann, weil er die Wirkung eigentümlich beschränkt: es liest sich zu leicht und behält sich zu schwer. Wenn man die acht Abschnitte, in die es zerlegt ist, gelesen hat, so stößt man bei dem Versuch, ihren Gehalt auszusprechen, auf unverhältnismäßige Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten haben nicht nur in der Materie ihren Grund, sie liegen vielmehr in erster Linie in der eigen-



tümlichen Struktur der Darstellung, die es mit einer gewissen Absichtlichkeit vermeidet, Stützpunkte für die Übersicht einzuschalten, die entscheidenden Erkenntnisse herauszuheben und den Ertrag der einzelnen Untersuchungen konstruktiv zusammenzufassen. Es ist eine Folge dieser Unterlassungen, daß man bei aller Klarheit im einzelnen die Präzision im ganzen vermißt, wie sie z. B. in Bouckes Werk über Goethes Weltanschauung erreicht ist.

Um so vorzüglicher ist in dieser Hinsicht das folgende Kapitel über Schiller gelungen. Hier ist nicht nur der Bezug auf die deutsche Geistesgeschichte in allen Punkten innegehalten, sondern der Aufbau selbst so durchsichtig, daß er sich leicht dem Gedächtnis einprägt und aus eigener Kraft im Bewußtsein haftet. Eine glänzende Einschaltung über die Struktur des Fichteschen Idealismus in seiner ersten Epoche, die zu dem Besten gehört, was über Fichte gesagt ist, erhöht die Bedeutung dieses Kapitels und macht es zu einem Probestück gründlicher deutscher Geistesforschung. Sehr schön und eindringend ist auch der Gegensatz von Schiller und Goethe zum Ausdruck gebracht. „Die Analogie zwischen künstlerischer Gestaltung und organisch-lebendiger Gestaltung ist für beide entscheidend geworden." Der Unterschied aber liegt in folgenden Momenten. „Für Schiller erschließt sich das Wesen des Organischen, indem er es unter dem allgemeinen Gedanken der Autonomie begreift, indem er es sich als Sinnbild der Freiheit deutet. Die Welt des Lebens wird für ihn zum Spiegel, aus dem ihm der höchste Sinn der sittlichen Forderung rein und unverfälscht zurückstrahlt." Für Goethe hingegen gilt der umgekehrte Weg. Er sieht in der Freiheit, im Sittlichen das höchste Ergebnis des allgemeinen „Bildungstriebes", der durch die Natur hindurchgeht. „Wenn Schiller bis in die Dynamik des Lebens hinein den Gehalt des Autonomieprinzips wiederfindet, so bedeutet für Goethe die Autonomie, wie sie sich im Künstlerischen und Sittlichen ausprägt, nur die natürliche Fortsetzung dieser Dynamik des Lebens selbst." Und wenn für Schiller die Freiheit der Oberbegriff ist, unter den er die Gesamtheit aller Form und Bildung befaßt, so ist für Goethe umgekehrt die „Bildung" das allgemeinste Prinzip, von dem aus er sich das Sittliche und somit die Freiheit selbst noch als eine besondere Energie zu deuten sucht.

Wenn die Probleme der fünf ersten Kapitel ganz auf geistesgeschichtlichem Boden stehen, so ragt das letzte Kapitel mit seinem Gegenstande in die politische Sphäre hinein. Die Entwicklung des politischen Freiheitsbegriffs von Leibniz bis Hegel macht seinen Gehalt aus. Diese Entwicklung vollzieht sich in der fortschreitenden Auseinandersetzung des persönlichen Freiheitsbewußtseins mit dem modernen Staatsbegriff, der in zunehmendem Umfange in die Sphäre dieses Bewußtseins eingreift und sie durch seine Forderungen beschränkt. Der Ausgleich, der auf deutscher Seite um so dringender gefordert war, als hier die geschichtlichen Hintergründe fehlten, die dem modernen Staatsbegriff erst den vollen, gefühlsmäßigen Nachdruck verleihen, liegt in der wachsenden Erkenntnis der Funktionen, durch die der Staat dem einzelnen erst zur wahren Kultur der Freiheit verhilft, und die die Hingabe des einzelnen an die Zwecke des Staates als Gegenwirkung zur Folge haben. Die Komposition ist auch in diesem Kapitel sehr klar. Als Höhepunkte der Darstellung heben sich Kant und Hegel heraus, während Fichte nicht ganz in seiner Bedeutung erscheint und Schel-



lings Anteil an der Begründung des romantischen Staatsbegriffs, auch durch den Hinweis auf Adam Müller — das in diesem Zusammenhang wichtige Universitätsstiftungsprogramm von Steffens scheint Cassirer entgangen zu sein — nicht völlig befriedigend aufgeklärt wird. Um so lehrreicher ist dafür die das Kapitel eröffnende Schilderung des unpolitischen Idealismus, der als Konsequenz einer dreihundertjährigen gewaltsam nach innen gedrängten Entwicklung gerade im Augenblick des politischen Zusammenbruches seinen Höhepunkt erreicht, und in dem Schillerschen Fragment, das Bernhard Suphan unter dem Titel „Deutsche Größe" veröffentlicht hat, einen in jeder Hinsicht klassischen Ausdruck gefunden hat.

II.

Diese Untersuchungen zur deutschen Geistesgeschichte sind nun durch den Obertitel „Freiheit und Form" zu einem Ganzen zusammengefaßt, das der Erleuchtung des deutschen Geistes zu dienen bestimmt ist. Fragt man, was diese konstituierenden Begriffe von Freiheit und Form zu bedeuten haben, und wie sie auszulegen sind, so muß man das Werk als Ganzes zu Rate ziehen. Man muß versuchen, aus den einzelnen Momenten, die im Lauf der Darstellung hervortreten, ein in sich geschlossenes Begriffsbild zu formen; denn der Verfasser hat es mit Absicht unterlassen, selbst ein solches Bild zu entwerfen. Er wollte die Begriffe von Freiheit und Form nicht wie ein Netzwerk über die Darstellung ausspannen, sondern aus dieser selbst in dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit ihrer Modalitäten hervorgehen lassen. Dieses Verhalten ist sicherlich insofern zu billigen, als dadurch alle Konstruktionen, die die Darstellung hätten belasten oder in der Form von Tendenzen hätten beeinträchtigen können, in glücklichster Weise vermieden sind. Dennoch wird man fragen dürfen, ob der gänzliche Verzicht auf eine abschließende Bestimmung durch das Interesse an der Freiheit der Darstellung gefordert war. Es ist nicht ersichtlich, warum der Verfasser sich dieser Aufgabe völlig entzogen hat. Er hätte die vermißten Aufschlüsse an das Ende der Darstellung rücken und als Ertrag des Ganzen hinstellen können, ohne die Arbeit selbst auch nur im geringsten anders zu gestalten, als sie jetzt gestaltet ist. Ein abschließender Überblick über das Ergebnis seiner umfangreichen und eindringenden Arbeit würde die Struktur seines Werkes verdichtet, die einzelnen Kapitel fester zusammengefaßt und dem Leser eine Anstrengung erspart haben, der er sich nicht entziehen kann, wenn er das Werk im Sinn des Verfassers als einen in sich geschlossenen Beitrag zur Erleuchtung der deutschen Geistesgeschichte auf sich wirken lassen will.

Bei dem Versuch, dieses Fazit zu ziehen, muß, der Weisung des Titels gemäß und den Akzenten der Untersuchung entsprechend, der Begriff der Freiheit voranstehen. Er ist auf den Gegenbegriff der Form durch das Moment der Innerlichkeit bezogen und tritt durch dieses vermittelnde Moment zu ihm in das doppelte Verhältnis der Antithese und der Kombination. Hierzu ist freilich zu bemerken, daß die Innerlichkeit in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Verhältnisses von Freiheit und Form nicht so nachdrücklich ausgezeichnet ist, wie sie es ihrer Funktion nach verdient hätte. Sie tritt allerdings in der Würdigung Leibnizens, in der Einschätzung seiner Monadenlehre für die Struktur des deutschen Geistes, und besonders des klassischen Zeitalters unserer deutschen Geistesgeschichte, wenigstens einmal sehr



schön hervor; aber ihrer vollen Bedeutung entsprechend wird sie durch diese eine Hervorhebung nicht gewürdigt. Es fällt auf, daß sie in der Zentralität, mit der sie die metaphysischen Systeme der großen Nachkantianer beherrscht, überhaupt nicht zur Geltung kommt, wie es auch auffällt, daß diese Systeme lediglich unter dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zur Idee des Staates und der politischen Freiheit gewürdigt sind. Die eigentümlich deutsche Metaphysik, die uns in ihnen entgegentritt, ist aus der Darstellung ausgefallen.

Dennoch wird der Verfasser es billigen, wenn das Verhältnis von Freiheit und Form in dem von ihm gedachten Sinne durch den Bezug auf die Innerlichkeit bestimmt wird. Als Grundmotiv der deutschen Geistesgeschichte hat die Freiheit für uns einen doppelten Sinn. Sie bedeutet einmal die Selbsterlösung von allen Denk- und Lebensformen, die der Innerlichkeit widersprechen. Als solche tritt sie mit der Reformation in die Erscheinung und führt von hier aus im Kampf mit der Form unter dem Einsatz aller geistigen und sittlichen Kräfte den Selbstvertiefungsprozeß allmählich durch alle Gebiete des Geistes hindurch. Was Luther für die Religion geleistet hat, hat Leibniz für die Wissenschaft, Kant für die sittliche Lebensverfassung, Goethe für die Kunst geleistet. Überall setzt der deutsche Geist, wo er zu weltgeschichtlicher Wirkung gelangt, mit der Kritik der Formen ein, die den Durchbruch der Innerlichkeit hemmen, und ruht nicht eher, als bis diese Formen zertrümmert sind und die Innerlichkeit sich frei ausströmen kann.

Aber aus der Zertrümmerung der Form entsteht der Innerlichkeit eine neue Gefahr. Es ist der Zustand der Anarchie, der Formlosigkeit und Zerflossenheit, des gestaltlosen Zerrinnens im Unbestimmten. Die deutsche Mystik vor Luther ist dieser Gefahr in beträchtlichem Umfange erlegen; und es ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, bei Cassirer zu lesen, wie sich die neue lutherische Freiheit von dem mittelalterlichen Freiheitsideal der deutschen Mystiker unterscheidet. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo Walther Lehmann bei Eugen Diederichs in einem an sich sehr feinen Buche die Stimmen deutscher Gottesfreunde von Eckhart bis auf die Gegenwart gesammelt hat, aber in einer fast unbegreiflichen Weise an Luther mit der Bemerkung vorübergeht, daß er der Freiheit im deutschen Sinne durch die Bekämpfung der Spiritualisten die Wege gesperrt habe, werden die erleuchtenden Bemerkungen Cassirers der Aufklärung des wirklichen Sachverhaltes dienen können. Um die Erlösung der Innerlichkeit handelt es sich in beiden Fällen; es ist Luther mit dieser Erlösung so ernst wie den konsequentesten Spiritualisten. Aber indem er Formen zertrümmert, die diese ertragen zu können meinten und jedenfalls nicht zerschlagen haben, hat er auch stärker als sie alle die Verantwortung für das Schicksal der erworbenen Freiheit in sich empfunden. Für ihn und die großen deutschen Geister, die auf dem Grunde, den er gelegt hat, fortgebaut haben, bedeutet Freiheit zugleich die Erlösung der Innerlichkeit aus dem Zustande formloser Anarchie durch Prägung neuer Ausdrucksformen. Es steht dahinter die Überzeugung, der Goethe den vollkommensten Ausdruck geliehen hat: daß alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, verderblich sei. So erzeugt die im Konflikt mit der Form errungene Freiheit aus sich einen neuen Willen zur Form und tritt als solcher in die Erscheinung. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist auf den



Loslösungsvorgang der Gestaltungsprozeß mit innerer Konsequenz gefolgt, und man kann sagen, daß die deutsche Geistesgeschichte in der Abfolge und Verknüpfung dieser beiden Momente ihren eigentümlichsten Ausdruck gefunden, ihren innersten Sinn und Gehalt offenbart hat. Auch der Kampf um die Staatsidee hat sich in dieser Richtung vollzogen. „Die Entwicklung des Staatsgedankens zeigt von der Reformation an überall den gleichen charakteristischen Zug, ... daß die Kräfte,die zunächst gegen den Staat aufgerufen werden, in dem Kampf, den sie gegen ihn führen, vielmehr die immer weiter gehende ideelle Vertiefung des Inhalts des Staatsbegriffs selbst vollziehen helfen."

Außer dem doppelten Bezug auf die Freiheit hat aber die Form noch eine selbständige Bedeutung. Sie dient dem Verfasser als ein freilich nicht völlig zureichender, aber kaum durch einen besseren zu ersetzender Ausdruck für eine Eigentümlichkeit, die der deutsche Idealismus in der Auseinandersetzung mit einem anders gearteten, materiellen Gesichtspunkten unterworfenen Idealismus aus sich heraus gearbeitet hat. Unter dem materiellen Idealismus ist ein solcher zu verstehen, der die Idealität auf bestimmte Gegenstände bezieht und von der Hingabe an diese abhängig macht. Im Gegensatz zu dieser gegenständlichen Denkart hat der deutsche Idealismus den Geist und die Gesinnung des lebendigen Subjekts als den einzigen und entscheidenden Prüfstein echter und vollkommener Idealität auf allen Gebieten zum Siege geführt. Er hat der Gegenstandskultur des materiellen Idealismus eine Kultur des Geistes und der Gesinnung entgegengesetzt, die ihre Beglaubigung nicht von den Gegenständen empfängt, sondern diesen vielmehr erst erteilt. Es gibt für das deutsche Bewußtsein keinen Gegenstand, der als solcher mit dem Idealismus verknüpft ist, wie es umgekehrt für ihn keinen Gegenstand gibt, der nicht unter dem Einfluß idealistischer Gesinnung aus der Materialität herausgehoben werden könnte. Für Luther ist nicht, wie für die Mystiker vor ihm, ein bestimmter Komplex von Handlungen „gut", etwa die Werke der Barmherzigkeit, sondern was diese und alle übrigen „Werke" allein zu „guten" Werken macht, ist die Gesinnung des „Werkmeisters", der sie vollbringt. Bei Kant wiederholt sich derselbe Gedanke in einer Zuspitzung, die Cassirer zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Freiheit des Willens im Kantischen Sinne mit seiner Unabhängigkeit von materiellen Gesichtspunkten zusammenfalle. Den Begriff der Wissenschaft hat Leibniz zuerst gegen Descartes, Spinoza und Hobbes in seiner vollen methodischen Reinheit, als Ausdruck und Folge einer bestimmten Denkart und nicht der Beziehung auf eine bevorzugte Klasse von Gegenständen, erfaßt. Auf ästhetischem Gebiet ist es Lessing gewesen, der gegenüber den Schweizern mit ihrer Auszeichnung des Wunderbaren als des Poetischen den Begriff der Poesie auf den des Genies, also den der schöpferischen Kraft im Gegensatz zu dem einer bestimmten Gruppe von an sich poetischen Gegenständen, zurückgeführt hat. „Auch hier handelt es sich zuletzt um die Entscheidung darüber, ob die Regel, die für die künstlerische Gestaltung gilt, vom Gebilde oder vom Prozeß des Bildens, von fertigen Musterwerken oder vom Genie als dem Ausdruck und Inbegriff der schöpferisch-ästhetischen Kräfte herzuleiten ist."

In allen diesen Fällen hat der deutsche Geist den Idealismus der Innerlichkeit und Gesinnung gegenüber dem Idealis-



mus der Gegenstandsbetonung als den ihm gemäßen und sachlich überlegenen durchgesetzt. In dieser Leistung tritt mit der selbständigen Bedeutung des Formprinzips zugleich der Ertrag des Konfliktes von Freiheit und Form und des Willens der Freiheit zur Form in die Erscheinung. Der Sinn der deutschen Geistesgeschichte ist damit so weit aufgeklärt wie es nach Anleitung dieses Werkes geschehen kann. Man kann es bedauern, daß der Verfasser das 19. Jahrhundert in seine Untersuchungen nicht einbezogen hat. Man kann auch im einzelnen manches beanstanden, wie die Konstruktionen des Mittelalters und der Renaissance, die das Werk, nicht zu seinem Vorteil, mit Stücken eröffnen, die schwerlich so zu behaupten sein werden. Man kann aber nicht auf das Ganze blicken, ohne ein starkes Gefühl davon zu gewinnen, daß es dem Verfasser gelungen ist, tief in den Sinn der deutschen Geistesgeschichte mit seinen Untersuchungen hineinzuleuchten, und diese Geschichte so aufzubauen, daß alle denkenden Wesen Ursache haben, an ihrer Entwicklung teilzunehmen.

Französische Geistesart und ihre Formen

Von Eduard Wechssler.

I.

Seit nahezu achthundert Jahren beansprucht Frankreich den Vorrang im geistigen Leben Europas. Ein Minnesinger und Meister des Ritterromans, Christian aus Troyes in der Champagne, verkündete im Vorwort seines „Cligès“ (kurz vor 1164), daß Wissenschaft und Rittertum von den Griechen an die Römer und von diesen an die Franzosen gekommen seien. Und seitdem rühmen sich diese mit Stolz der Erbschaft und Nachfolgerschaft der alten Hellenen und Römer. Zweimal hat Frankreich diesen Anspruch verwirklicht: erstmals im zwölften und dreizehnten, dann nochmals im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Das eine Mal geschah es im weitesten Umkreis gedanklichen und künstlerischen Schaffens und mit kühner, nicht wieder erreichter Schöpferkraft. Damals war Frankreich in der Tat die Vormacht Europas und vollbrachte Werke von unvergänglicher Leuchtkraft und Gediegenheit. Aus zahllosen benannten oder namenlosen Gestalten ragt Bernhard von Clairvaux hervor, ein Urbild der neuen Frömmigkeit; Abälard als gefeierter Hochschullehrer und Theologe; die Dichter der Sagen von Artus und Guenievre, Tristan und Parzival; als größte vielleicht die Baumeister der gotischen Städte, Abteien und Burgen. Vier Jahrhunderte später gab der vierzehnte Ludwig das Vorbild eines unbeschränkten Königtums und eines durch Regeln beschränkten Kunstschaffens im straff zusammengeschlossenen Staat. Noch zu seinen Lebzeiten begann die gedankliche Auflösung und Zersetzung der mittelalterlich-ständischen Gesellschaftsordnung und Weltauffassung; bis schließlich ein riesenhafter Einsturz das eigene Staatsgebäude und die fremden der Nachbarländer in jähe Trümmer riß. Damals rühmte sich Frankreich lauter denn zuvor seiner gottgewollten Sendung, die von ihm entdeckten Menschenrechte allen Völkern Europas zu verkündigen.

Ein glückliches Zusammentreffen vielfacher treibender Kräfte hat diese zweimalige Vormachtstellung ermöglicht. Vorab ein meist wohnbares Ländergebiet zwischen zwei Meeren und drei Grenz-



gebirgen, das durch die bequemen Wasserstraßen fruchtbarer Beckenlandschaften und durch leichte Landrücken, die mehr verbanden als trennten, zum Einheitsstaat vorherbestimmt erscheint; dann seit 600 v. Chr. an der Pforte zum Mittelmeer die ionische Pflanzstadt Massalia, die weithin ihre friedlichen Siedlungen und Warenlager vortrieb; um dieselbe Zeit als Besitzer des alten Ligurerlandes das Kriegervolk der Gallier, mächtig durch das erstmals eiserne Schwert, flink und geweckt, fähig und willig zur Bildung, damals schon das künftige Volk der *intelligence* und des *élan vital,* aber nicht minder zugänglich jähem Wahn und selbstgewollter Verblendung[1]); hernach die römische Verwaltung, die nüchtern und zweckvoll die Kräfte des Landes und der Bewohner zusammenfaßt, ausgleicht und einem einheitlichen Staatsgefüge einordnet; das Christentum, dessen erste Bekenner inmitten einer behaglich genießenden Bevölkerung die opferwillige Hingabe des Leibes an die Güter der Seele lehren und selber betätigen; die Bischöfe als Fürsten der christlichen Staatskirche, und hernach in den Völkerwirren Erhalter und Neugründer römischer Staatseinheit und Gesittung; die Saalfranken Chlodwigs und die Rheinfranken Pipins und Karls, die Erretter aus der allgemeinen Auflösung und Neugründer eines fränkischen Weltreichs germanischer und romanischer Völker; bis endlich aus diesem vergänglichen größeren Ganzen ein Königreich Franzien mit der alten Kaiserstadt Paris unter dem Geschlecht der ursprünglich rheinfränkischen Kapetinger klein, aber kraftvoll hervorgeht.

1) **Verfasser** erlaubt sich hier zur Ergänzung und Begründung des oben Bemerkten auf seinen Aufsatz über „Französische Volksart" (Deutsche Politik 9. Juni 1916) hinzuweisen, worin er zu zeigen versucht, wie einige schon bei den Galliern festgestellte Anlagen des Gemüts und Geistes sich bis heute erhalten und in der Geschichte entscheidend nachgewirkt haben.

So geschah dieser älteste Bildungsgang der französischen Volks- und Staatseinheit in immer neuen konzentrischen Kreisen, die alle, ob sie die schöpferische Freiheit oder eine straffe Zusammenfassung förderten, die zur Einheit drängende Gesittung und Volkserziehung immer aufs neue verdichteten und verstärkten. Das Ergebnis, das seit dem elften Jahrhundert mehr und mehr hervortrat, war schließlich eine, von Zwischenspielen und Störungen abgesehen, merkwürdig gleichmäßige und bis auf diesen Tag unzerstörbare Zielrichtung französischen Denkens, Glaubens und Wertens.

Zwar scheint der typische Franzose — und ein solches Urbild gibt es wenigstens bei dieser Nation — von fern als eine Sammlung innerer Widersprüche. Zugleich leidenschaftlich und besonnen, kindlich harmlos und klug berechnend, bald gesellig und liebenswürdig, bald roh und grausam, von scharfem Denken und zur Selbsttäuschung geneigt, in den Anschauungen ursprünglicher Völker befangen und Schrittmacher des jeweils Neuesten, voller Vorurteile und Träger der Aufklärung, unduldsam und Prediger der Toleranz, Dogmatiker und Skeptiker, Nationalist und Kosmopolit, mit dem Gefühl der Überreife, und doch schneller Verjüngung fähig: lauter tiefe innere Gegensätze, die sich auflösen, sobald wir die Lebensinhalte, die zusammen diesem Einheitsvolk die Richtung gaben, auseinanderlegen und daraus begreifen lernen, wie sie geworden sind und aufeinander gewirkt haben.

Nirgends im Westreich der römischen Kaiser kamen so wie in Gallien die Schulen der Rhetoren zur Blüte. Zwei Menschenalter, nachdem Julius Cäsar



die Gallier unterworfen hatte, wurden dort die meisten der griechischen und römischen Lehrer von einheimischen Lehrkräften abgelöst. Die Nachkommen alter Druidengeschlechter drängten sich zu diesem neuen Beruf, der wie kein anderer damals Gewinn und Ansehen versprach. Seit im zweiten Jahrhundert v. Chr. die auf Zweck und Nutzen vor allem bedachten Römer den schon im alten Athen heftig entbrannten Streit zwischen Philosophen und Rhetoren für diese letzteren entschieden hatten, galt die Rede- und Wortkunst als höchster geistiger Besitz des gebildeten Mannes. Das Bildungsideal Platons war durch ein Stilideal verdrängt. Rhetorik öffnete den Zugang zu den höheren Staatsämtern und Würden; Rhetorik wurde von den Söhnen vornehmer Gallier in den Hochschulstädten Massalia und Burdigala, in der Äduerhauptstadt Augustodunum, in Reims und Trier, in Toulouse und Narbonne, mit sichtlicher Befähigung und Neigung erlernt. Damals durchsetzte oder verdrängte die Redekunst Poesie und Philosophie, Rechtskunde und Naturforschung. Zwar hatte in dem einheitlich verwalteten Beamtenstaat der Cäsaren die große Beredsamkeit der Volksversammlung keine Stätte mehr. Um so mehr gesucht und geschätzt war der Anwalt im Prozeß und später der Kanzelredner.

Und so ist es auf gallischem Boden noch heute. Nichts geht dem Franzosen über Wort und Wortkraft in Rede und Schrift. Für nichts kann er die Freiheit so wenig entbehren wie für das Wort und die Presse. Nichts anderes ersehnt er so lebhaft für sich selbst, wie das anerkennende Wort und einen gefeierten Namen, dem Lebenden als Ansporn, dem Toten als ehrendes Gedächtnis. Und nichts ist ihm so wie das Wort ein Gegenstand zärtlicher Liebe und Sorgfalt, ja fast der Verehrung. Überzeugende Wortkunst verlangt er von jedem, der es unternimmt, Volk und Staat zu leiten und zu beraten. Staatsmann und Schulmann, Dichter und Tagesschriftsteller, Anwalt und Philosoph, Geschichtschreiber und Naturforscher, alle wollen und sollen sich zum Redner und *écrivain*, zum Sprach- und Stilkünstler bilden. Wo dieser höchste geistige Besitz des französischen Wesens bedroht erscheint, da dünkt ihnen das Vaterland in Gefahr.

Mit der Rhetorik wurde im griechisch-römischen Gallien und wird noch im heutigen Frankreich die Dialektik als die Kunst der Wechselrede in Leben und Unterricht vor allem andern bevorzugt. Seit alters beginnt dort der übliche Lehrgang mit der Grammatik, verweilt am längsten bei der Rhetorik und vollendet sich in der Dialektik, d. h. der angewandten formalen Logik. Aus dem weiten und Weitblick erzeugenden Bereich althellenischer Welt- und Lebensweisheit hatte nur diese Schöpfung des Aristoteles vor dem römischen Nützlichkeitssinn Gnade gefunden. Neben der Kunst des Überredens bedurfte man der Kunst des Niederredens, der Wortfechterkunst. In den Disputationen der späteren Akademie, und wieder in der französischen Scholastik, zuletzt noch in den Doktorpromotionen, wurde der Streit um das pro und contra philosophischer oder theologischer Fragen ausgiebig gepflegt. Nicht um die Sache ging es dabei, nicht um Recht oder Unrecht, Wahr oder Unwahr, sondern um die Schlagfertigkeit in Angriff und Abwehr. Ein dichterischer Niederschlag dieser Denk- und Sprechübungen wurden die Minnekanzonen der Troubadours und die Minnegespräche in den französischen und provenzalischen Ritterromanen.

Mit Recht gilt jeder Franzose, bei dem



sich Anlage und Ausbildung zusammengefunden haben, als geborener Anwalt und Rechtskenner. Es ist kein Zufall, daß Pierre Corneille, dem ersten Napoleon und vielen Franzosen noch heute ihr größter Dichter, den Beruf eines Anwalts ausübte und im „Cid“ und Horace, im „Cinna“ und „Polyeucte“ jedesmal einen berühmten Rechtsfall auf der Schaubühne zum Austrag brachte. Es ist ebensowenig bloßer Zufall, daß Stendhal-Beyle, wenn er sein Stilgefühl von veralteten Formeln freimachen wollte, als Sprachmuster das eben darin vorbildliche Gesetzbuch Napoleons I. zu Rate zog. Und so kann es in Frankreich geschehen, daß ein berühmter Verteidiger, wie der kürzlich verstorbene Labori, seinen Landsleuten zum Helden des Tages wird, und daß ein spannender Prozeß, der die höchsten Kreise bloßstellt und aufregende Tagesfragen betrifft, die ernsthafte Teilnahme aller Volksschichten auf sich vereinigt. So wird es auch begreiflich, daß drüben ein redegewandter Advokat zum führenden Staatsmann, Kriegs- und Marineminister oder zum Leiter des Flugwesens und anderer militärisch-technischer Betriebe sogar während eines Krieges aufsteigen kann. Bedenklicher war es für das Land, daß in den letzten Jahren vor dem Kriege eine Reihe schlagfertiger und leichtfertiger Advokaten sich der Bühne des staatlichen Lebens bemächtigte und die Männer mit Gewissen und Sachkenntnis in den Hintergrund drängte. Und wieder ist es bedeutsam, daß dabei die Südfranzosen auch an Zahl so stark überwiegen. Man hat berechnet, daß in der gegenwärtigen Volksvertretung der Norden, der 77 vom Hundert des Volksvermögens und 61 vom Hundert der Bevölkerung aufweist, an Abgeordneten nur 23 vom Hundert zu stellen vermag.

Zur Kunst des Vortrags und der Wechselrede gehört das Mienenspiel, die angemessene Haltung, die wohlabgestimmte Gebärde *(la tenue, l'attitude, le geste)*, kurz alles, das wir Schaustellung nennen. Die Wortsprache verlangt, um Ausdruck und Eindruck zu erreichen, die Hilfe ihrer älteren Schwestern. Auch hier, so scheint es, kam den griechischen und römischen Lehrmeistern eine ererbte Anlage des gallisch-ligurischen Mischvolks entgegen. Nach den Wirren und Zerstörungen der Merowingerzeit waren die Frauenhöfe südfranzösischer Lehensherrschaften der erste Ort, wo diese ältesten Ausdrucksmittel des Menschen im Kreise von Laien wieder in bewußte Pflege genommen wurden. Denn diese Art Ausbildung war in die neue höfische Bildung, die *cortezia*, mit einbezogen. Der Trobador pries im Minnelied die gefeierte fürstliche Herrin ob ihres hoheitvollen Auftretens und ihres gewinnenden Lächelns und Anblickens; der Romanerzähler gab mit seinen Gestalten künstlerische Vorbilder; der Lehrdichter zählte mit schulmäßiger Ernsthaftigkeit die Pflichten feiner Umgangsformen auf. Erst sehr viel später stellte dann der vierzehnte Ludwig, nach Blut und Wesen übrigens mehr Spanier als Franzose, das dauernde Muster der würdigen Haltung und Gebärde dar, für jede Lebenslage und jeden Lebenskreis, fein abgetönt nach Person, Rang, Alter und Gelegenheit. In Kürze dann unter der Regentschaft folgte die leicht anmutige Haltung und die kleine Gebärde des Rokoko mit ihrem reizvollen Schillern und Flimmern. Bewundernswert in fester Haltung und mit gemessenem Schritt, als ginge es zu einem höfischen Menuett, bestiegen die verurteilten Adligen und Edelfrauen das Schafott. Und bis heute, auch im republikanischen Frankreich, ist die eindrucksvolle Gebärde und Schaustellung

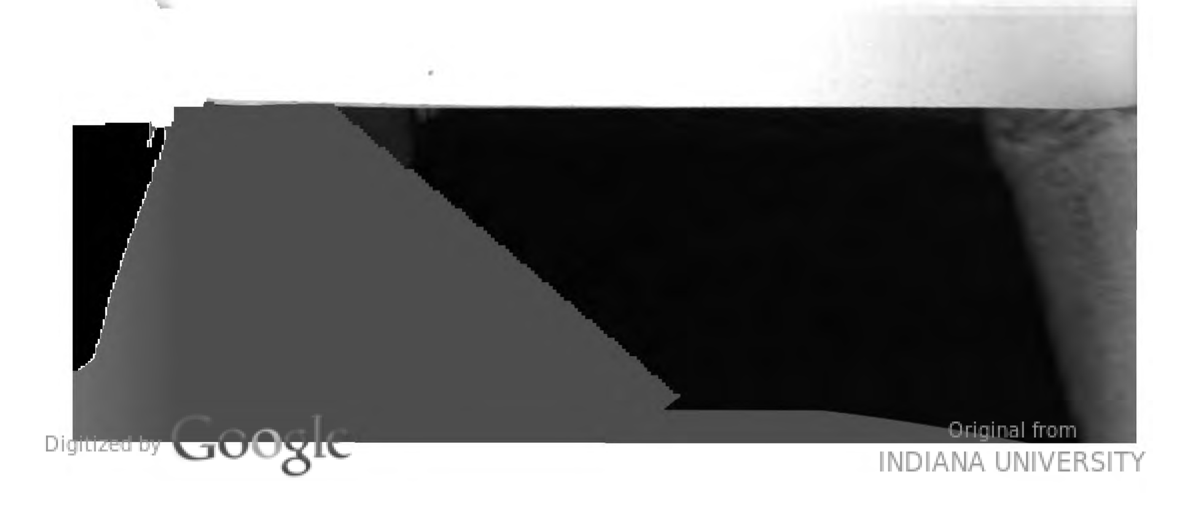
eine Großmacht des öffentlichen Lebens geblieben.

Mit diesen vorspringenden Lebensäußerungen innerlich verwachsen, wurzelt in der Lebenstiefe des französischen Geistes eine starke Begabung und Vorliebe für Zahl und Maß und Begriff. Seit alters beherrscht der Franzose die selbstgewissen Denkformen der Mathematik und der Logik. Vernunft ist ihm, wie der Stoa, nicht die eigentlich schöpferische Geisteskraft, vielmehr die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, Urteile zu fällen, durch Schlüsse zu beweisen und zu widerlegen. Alles Erkennbare in Weltall und Menschenseele will der französische Geist messen und wägen, berechnen und bestimmen. Er lebt des Glaubens, die Welt und der Mensch seien faßbar als ein großer, wohl übersehbarer Zusammenhang von Begriffen und Zahlen, als ein pangeometrisches Gedankensystem. Ein Descartes gefällt sich in der Täuschung, daß ein Denken, das folgerichtig vom Einfach-Evidenten zum Verwickelt-Schwierigen fortschreite, auch das Dunkle und scheinbar Unfaßliche klar und deutlich aufhellen könne. Jeder echte Franzose hält es für selbstverständlich, daß sein Scharfsinn *(esprit)* alles begreifen, bemeistern und beherrschen werde. Mit Richtblei, Winkelmaß und Zirkel wagt er sich auch an das künstlerische Schaffen, da wo er ausübt oder beurteilt. So entwirft mit dem gleichen Verfahren Mansard ein Fürstenschloß, Le Nôtre einen architektonischen Garten, Corneille eine Heldentat in fünf Aufzügen, Rousseau eine Verfassung für Polen und Korsika. So schmeichelt sich französische Welt- und Lebensweisheit mit dem Anspruch, alles Vorhandene als eine unmittelbar gegebene Wirklichkeit zu erfassen und festzuhalten: sei es im Begriffsrealismus der Scholastik, sei es im Rationalismus eines Deseartes, sci es im Sensualismus eines Gassand und Voltaire, sei es in dem echt französischen Positivismus, den Auguste Comte nicht entdeckt, nur vollendet hat, oder endlich in der modischen Intuitionsphilosophie von Henri Bergson.[1]) Die Wege des Nachdenkens über das Weltganze haben sich gewandelt: in sich gleich geblieben ist stets das vom starken inneren Drang vorgeschriebene Ziel.

Dort aber, wo die Erfahrung der Sinne versagt, sträubt sich der Franzose, eine Wirklichkeit anzuerkennen. Was er nicht ergründen, erforschen und berechnen kann, das möchte er gern als bloße Einbildung abtun. Sein Zweifel verleugnet die Welt dessen, was nicht ist, sondern gilt: also das ganze Reich der rein geistigen, überindividuellen Werte; verleugnet die Welt des Unbewußten und Unterbewußten, der dunklen Ahnungen und des verborgenen Werdens. Sein Zweifel überläßt gern die höchsten und letzten Fragen, so die nach Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, der Verantwortung des Theologen und Metaphysikers und begnügt sich mit der lächelnden Gegenfrage: *„Que sais-je?“*

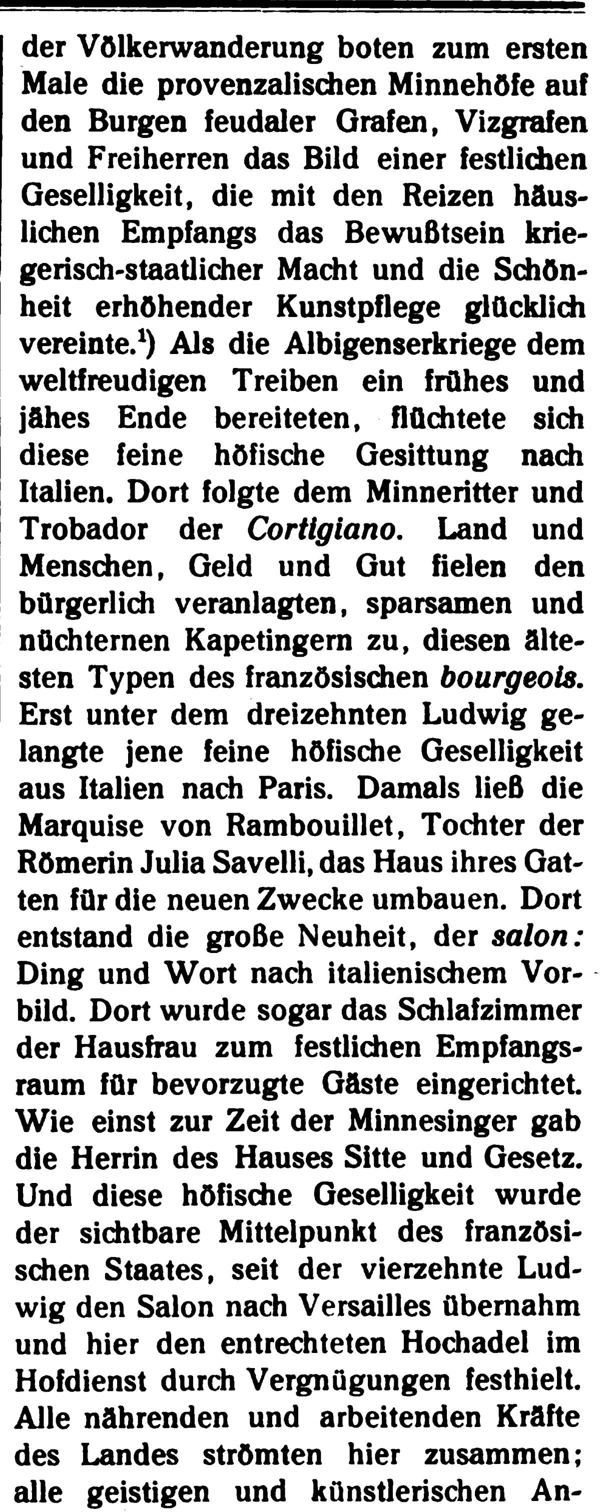
Dabei sei es dahingestellt, ob sich dem Zweifel des einzelnen überlegene Selbstzufriedenheit oder ängstliche Zurückhaltung beigesellt: vielleicht beides zugleich. Man gefällt sich darin, den entgegenstehenden Meinungen und Lehrsätzen aufmerksam nachzugehen, hält vorsichtig mit der eigenen Entscheidung zurück und läßt mit nachsichtigem Lächeln die Eiferer gewähren. Männer wie Montaigne, Renan und France zei-

1) Ich verdanke diese Beurteilung der Philosophie Bergsons dem ganz vortrefflichen kleinen Buche von Leopold Ziegler: „Der deutsche Mensch“. Hier wird die deutsche Wesensart an dem Gegensatz zur französischen mit tiefster Sachkenntnis und sicherem Geschmack herausgearbeitet.



gen die reinste Ausprägung dieses grundsätzlichen Verhaltens. Es nennt sich Skeptizismus oder mit feiner Selbstironie Dilettantismus. Und seiner rühmt sich seit der Renaissance der bildungstolze Franzose am liebsten.

Ein Leben in Wort und Schaustellung, in Maß und Begriff verlangt nichts so sehr wie die Gelegenheit, sich auszusprechen.[1]) In Athen und Rom, den Stadtrepubliken, war die Volksgemeinde auf dem Markt, war die Ratsversammlung die Stelle der Betätigung gewesen. Nachdem sich unter den Kaisern die Besten des Reichs von der freien staatlichen Mitarbeit hatten zurückziehen müssen, nachdem auch die Entscheidung vor Gericht der Beamtenschaft überlassen worden war, zog sich der unentbehrliche Austausch der Gedanken und Ausdrucksformen ins Haus und in die häusliche Geselligkeit zurück. Lateinische Dichter auf gallischem Boden, Ausonius und andere, bezeugen uns den allenthalben und auch in Gallien eingetretenen Wandel. Und nach den Wirren


der Völkerwanderung boten zum ersten Male die provenzalischen Minnehöfe auf den Burgen feudaler Grafen, Vizgrafen und Freiherren das Bild einer festlichen Geselligkeit, die mit den Reizen häuslichen Empfangs das Bewußtsein kriegerisch-staatlicher Macht und die Schönheit erhöhender Kunstpflege glücklich vereinte.[1]) Als die Albigenserkriege dem weltfreudigen Treiben ein frühes und jähes Ende bereiteten, flüchtete sich diese feine höfische Gesittung nach Italien. Dort folgte dem Minneritter und Trobador der *Cortigiano*. Land und Menschen, Geld und Gut fielen den bürgerlich veranlagten, sparsamen und nüchternen Kapetingern zu, diesen ältesten Typen des französischen *bourgeois*. Erst unter dem dreizehnten Ludwig gelangte jene feine höfische Geselligkeit aus Italien nach Paris. Damals ließ die Marquise von Rambouillet, Tochter der Römerin Julia Savelli, das Haus ihres Gatten für die neuen Zwecke umbauen. Dort entstand die große Neuheit, der *salon:* Ding und Wort nach italienischem Vorbild. Dort wurde sogar das Schlafzimmer der Hausfrau zum festlichen Empfangsraum für bevorzugte Gäste eingerichtet. Wie einst zur Zeit der Minnesinger gab die Herrin des Hauses Sitte und Gesetz. Und diese höfische Geselligkeit wurde der sichtbare Mittelpunkt des französischen Staates, seit der vierzehnte Ludwig den Salon nach Versailles übernahm und hier den entrechteten Hochadel im Hofdienst durch Vergnügungen festhielt. Alle nährenden und arbeitenden Kräfte des Landes strömten hier zusammen; alle geistigen und künstlerischen An-

1) Meine Ausführungen berühren sich mehrfach mit dem in dieser Zeitschrift (1. November 1916) erschienenen Aufsatz meines Kollegen Richard Hamann „Über französische Kultur und Kunst". Es ist das Eigentümliche dieser an neuen und anregenden Ausblicken überaus reichen Arbeit, daß sie die wesentlichen Merkmale des Franzosentums alle aus der geselligen Bindung abzuleiten oder doch aus diesem Zusammenhang zu erklären sucht, insbesondere auch die mittelalterlichen Klostergemeinschaften in diese Reihe einzugliedern sich bemüht, und schließlich alles, was uns von den Franzosen unterscheidet, auf den inneren Gegensatz von „Sachkultur" und „Personalkultur" hinausführt. Wer Hamanns Gedankenreihen aus seinen Vorlesungen und anderen Äußerungen genauer kennt, als er sie im engen Rahmen jenes Aufsatzes vortragen konnte, erwartet gespannt eine bevorstehende ausführliche Behandlung dieser kulturphilosophischen Aufgabe.

1) In seinem Buche über das Kulturproblem des Minnesangs, Band I: Minnesang und Christentum (Halle 1909, Niemeyer) hat der Verfasser versucht, die bedeutungsvolle Erscheinung des Minnesangs in die weltgeschichtliche Entwickelung einzureihen.



regungen strahlten von hier nach ganz Europa aus: Saalbau und Gartenkunst, Bühnenspiel und Musik, Tänze und Wasserkünste, Kanzelrede und Wortspiel. Diese Geselligkeit hat den Franzosen zu dem vollendeten Weltmann erzogen, den die Geschichte kennt. Diese Geselligkeit hat den Gesellschaftswillen zur Geltung gebracht, der bald ein geheiligtes Herkommen beharrlich festhält, bald einer verblüffenden Modelaune nachgibt, immer aber willige Unterwerfung fordert und findet. Seitdem gelten in Frankreich die Sätze: Erlaubt ist, was gefällt, und Vorschrift, was sich schickt. Damals hat sich dort ein einheitlicher Stil für Leben und Kunst gebildet, damals eine geschlossene Form für alle Betätigungen eines Daseins, das man sich nur noch in festlich gestimmter Geselligkeit denken konnte. Unzählige Zeugnisse Einheimischer und Fremder lassen uns heute den geheimnisvollen Zauber nur ahnen, der damals im goldenen Zeitalter Frankreichs, und nachmals in den Kreisen der Aufklärung, die ersten Männer und Frauen an das Leben im Salon gefesselt hat. Eine Art Ersatz gewähren uns noch jene lebensvollen und liebenswürdigen literarischen und künstlerischen Schöpfungen, worin sich das Ineinanderwirken fein zugespitzter Gefühlserlebnisse und scharfsinniger Gedankenarbeit so überzeugend gespiegelt hat.

Diese höfische Geselligkeit gewann seit Anbeginn ihre innere Bedeutung und lebendige Kraft aus der französischen Sprach- und Bildungseinheit als einer Gemeinschaft des Denkens und der Gesittung. Als um die Wende zum zwölften Jahrhundert die fränkisch-normännische Ritterschaft von französischer, d. h. nach Wesen und Ursprung Pariser Sprache, Jerusalem eroberte und die überlegenen Kunst- und Lebensformen von Byzanz und dem Morgenlande entdeckte, lernte sie sich mit der abendländischen Geistlichkeit und den dienenden Volksgenossen als eine sieghafte und ruhmreiche Gemeinschaft fühlen. Zusammengehalten wurde diese Gemeinschaft weder durch die Bande des Blutes und der Abstammung noch durch einen größeren staatlichen Verband in der durch feudale Fehden zerrissenen Heimat, auch nicht durch die bloße Sprache. Diese Gemeinschaft war in der feindlichen Fremde zu einem starken Ganzen erwachsen allein durch das erhebende Bewußtsein einer die christliche Welt umspannenden neuen und selbständigen Geistesbildung und Gesittung. Ein französisches Nationalgefühl war entstanden. Sein Träger war zunächst der Ritterstand. Erst ein Jahrhundert später bahnte sich der durch die beharrliche Klugheit Philipps II. August erstarkte Beamtenstaat mit der altrömischen Kernstadt Paris über die durch Heirat einverleibten südfranzösischen Grafschaften den Weg ans Mittelmeer, und machte sich damit zum Erben und rechtmäßigen Inhaber jener ritterlich-französischen Geistesgemeinschaft. Der Bildungsverband wandelte sich mit geschichtlicher Notwendigkeit in einen Zweckverband und verdoppelte damit seine Kräfte. Damit war dem französischen Einheitsstaat auf lange hinaus jene freie und glückliche Entwickelung gesichert, die ernstlich niemals von einem feindlichen Nachbarn, öfter von der unruhigen Gemütsart der Untertanen oder durch die Unfähigkeit der Herrscher gestört worden ist. Richelieu und Ludwig der Vierzehnte vollzogen mit zielbewußtem Blick nur Abschluß und Krönung an einem Gebäude, für das Natur und Geschichte selber gearbeitet hatten. Seitdem empfängt dort aus der nationalen Größe das kleinste Sonett oder Madrigal, der geringste Spottvers,

das flüchtigste Wortspiel geheime Bedeutung und wirksamen Wert.

Und noch immer erweist der Ruhm des gefeierten französischen Namens seine erstaunliche Anziehungs- und Werbekraft bis in ferne Länder und Zeiten. Dem tat keinen Eintrag, daß die Revolution mit dem König und der Königin auch dem Königshof und der höfischen Geselligkeit ein Ende bereitet hatte. Die Volksheere der Revolution, das Weltkaisertum des Korsen als Nachfolgers des „Franzosenkaisers" Karl, neue Eroberungskriege, zuletzt das Kolonialreich der dritten Republik gewannen dem nationalen Ruhm neue Leuchtkraft. Paris strahlt noch immer als Mittelpunkt einer vergeistigten Bildungsgemeinschaft. In diesem Sinne konnte noch kürzlich Maurice Barrès die *spiritualité* seines Volkes rühmen, konnte auch Bazalgette, der strenge Beurteiler, von dessen *idéalisme* sprechen, konnte unser Landsmann Oskar Schmitz bekennen: „Nirgends wie in Frankreich fühlt man so das Leben der Ideen." Und da auch der bescheidenste Bürger und schlichteste Arbeiter das verfassungsmäßige Recht hat, sich für seine Person als Inhaber der Volkssouveränität zu fühlen, nimmt jeder den leidenschaftlichsten Anteil an allem, was den Ruhm und das Ansehen *(la gloire et le prestige)* seiner Nation fördert oder gefährdet. „Der ärmste Pariser sogar achtet in sich selbst die Idee seiner Nation." (Karl Scheffler.) Die Nation als sichtbare und in der Gesellschaft gipfelnde Geistesgemeinschaft, worin die abgeschiedenen Geschlechter über die lebenden den künftigen die Hand reichen, überdauert den Wechsel der Staatsformen und der Regierenden; sie ist dem echten Franzosen sein Ein und Alles; sie gilt ihm als die religiöse und metaphysische Macht, die ihm die Welt des Unendlichen und ewig Unsichtbaren ersetzt; sie wird auch dem ungläubigsten Franzosen das Heilige schlechthin.[1]) Wer immer dieses anspruchsvolle Ehrgefühl verkennt, der wird im Verkehr der Völker und von Mensch zu Mensch Fehler über Fehler begehen; wer es aber vorsichtig schont oder ihm gar entgegenkommt, der erreicht von ihm alles.

Im Dienste dieser ursprünglich höfischen Geselligkeit und dieser ehrwürdigen nationalen Geistesgemeinschaft entstand als erste nationale Literatur des neueren Abendlands ein Schrifttum, das aus beiden Quellen seine Kraft und Fülle ziehen konnte. Und noch einmal fällt hier die Übereinstimmung mit dem römischen Hellenismus ins Auge. So mannigfaltig die literarischen Erzeugnisse Frankreichs zunächst erscheinen, sind doch zwei Arten von Sinnesart und Geisteshaltung (zweierlei ἦθος) deutlich erkennbar, die seit bald 2000 Jahren, ob auch mehrfach abgetönt, sich darin immer wieder erneuern. Als erster, soviel ich sehe, hat Karl Hillebrand, dem französisches Wesen so wenig verhüllt geblieben ist wie das seiner deutschen Landsleute, die Bemerkung niedergeschrieben, daß der französische Geist sich vorzugsweise in der rhetorisch-pathetischen und in der witzig-verspottenden Haltung gefalle. Und es ist schwerlich ein Zufall, daß gerade die größten und am höchsten ge-

1) Vorzüglich hat Karl Nötzel (Der deutsche und der französische Geist S. 29) bezeichnet, „was denn eigentlich dem Franzosen seine Nation ist: tatsächlich sein Gott im Diesseits und Jenseits, der lebendige Inbegriff alles dessen, was ihn den Schrecken vor den drohenden Geheimnissen der Ewigkeit vergessen läßt auf dem kurzen Wege von einer Unendlichkeit zur andern, was ihn seine Neigungen als gerechtfertigt, seine Hoffnungen als begründet und seine Befürchtungen als wesenlos erleben läßt. . . ."

achteten Geister Frankreichs diesen beiden Grundrichtungen angehören, wie weit sie sonst nach Zielen und Wegen auseinandergehen mögen. Wir gewahren auf der einen Seite Seneca, Corneille, Bossuet, Rousseau, Chateaubriand, Victor Hugo; auf der anderen Lukian, die Meister des Fablel, Rabelais und Montaigne, Molière und La Bruyère, Montesquieu und Voltaire, Béranger und Anatole France. Dort die große erhabene Form des Lebens und der Kunst, der leidenschaftliche Hochflug zu eindrucksvoller Menschheitsbildung und veredelter Lebensgestaltung. Dort auch die große Gebärde und der „tragische", d. h. erhabene Stil. Hier dagegen wird der Mensch seiner Würde entkleidet und in allem, was klein und schwach, leer und hohl an ihm ist, einem schallenden Gelächter oder ironischen Lächeln preisgegeben; hierher gehört auch die kleine Gebärde und der „komische", d. h. niedere Stil. Die besonnene Schlichtheit eines Descartes und Racine, die kühle Sachlichkeit eines Mérimée, Flaubert und Maupassant haben behutsam die Farben gedämpft. Aber doch vermag auch keiner von ihnen auf die Dauer zu verbergen, wo seine Wesensart wurzelt, ob im rhetorisch-pathetischen oder im witzig-spöttischen Lebensgefühl. (Schluß folgt.)

Pädagogik und Politik.

Von Willibald Klatt.

I.

Mein verehrter Lehrer Professor Rein (Jena) hat zu wiederholten Malen,[1]) zuletzt im „Tag" vom 12. April 1916, die Forderung der nationalen Einheitsschule als ein Gebot richtiger Staatspädagogik zu erweisen gesucht. Er hat dabei vorausgesetzt, daß eine weise Staatspädagogik ihre Maßnahmen ohne Rücksicht auf parteipolitische Sonderwünsche trifft, und er hat mit Recht die gleiche Unabhängigkeit von aller Parteipolitik für jede echt wissenschaftliche Pädagogik in Anspruch genommen. Er weiß natürlich besser als ich, daß viele Verfechter der Einheitsschulbestrebungen auch starke politische Wünsche mit ihren Forderungen verquicken. Wenn er trotzdem die Ausschaltung aller politischen Parteirücksichten für möglich hält, wenn er sich bewußt ist, mit seinen Gedanken über den politischen Parteien zu stehen, so hat er auch zu verlangen, daß seine Gedanken ohne Bezugnahme auf etwaige politische Folgen geprüft und, wenn nötig, mit rein pädagogischen Gedankengängen widerlegt werden.

Zweifellos ist es — so sagen die Einheitsschulfreunde — ein berechtigter Grundsatz jeder wahren Kulturpädagogik, daß alle geistigen Kräfte des Volkes zu möglichst weitgehender Entwicklung kommen müssen, und man wird daher ein Schulsystem verdammen dürfen, das durch seinen ganzen Aufbau diese Förderung aller vorhandenen Talente ausschließt. Von einer idealen Kulturschule

Diese Arbeit ist vor den Einheitsschulkämpfen des Winters 1916 abgeliefert worden. Daher konnten weder diese noch der Vorschulerlaß des Preußischen Unterrichtsministers darin berücksichtigt werden.

1) Vgl. W. Rein, Deutsche Schulerziehung Bd. 1 (München, Lehmann, 1907). W. Rein, Die nationale Einheitsschule (Osterwieck, Zickfeldt, 1913) und die Leitsätze im Jahrbuch 1914 des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Dresden-Blasewitz, Bleyl und Kaemmerer, 1914).

werde also zu fordern sein, daß sie allen begabten Schülern ohne Rücksicht auf ihre soziale Herkunft die nötige Ausbildung gewährleiste, und daß sie andrerseits — wenn nicht aus Gründen der Gerechtigkeit, so doch aus Gründen nationaler Sparsamkeit — unbegabten Köpfen die mühsame Aufpäppelung zur Erreichung fragwürdiger Erfolge versage.

Die nationale Einheitsschule soll diese beiden Möglichkeiten bieten. Die Staffelung von der allgemeinen Volksschule zur Mittelschule und zur höheren Schule soll derartig sein, daß der begabte Knabe (dasselbe gilt innerhalb gewisser Grenzen auch vom Mädchen) je nach dem Grade seiner Begabung zur rechten Zeit in die Mittelschule oder die höhere Schule übertreten kann. Faßt man die Schule als reine Staatsangelegenheit und als ihr Ziel die bestmögliche Ausbildung aller Talente, so muß man in dem vorigen Satze an die Stelle des Könnens das Müssen setzen und somit dem Staate die Verpflichtung zuschieben, die Kosten für die Förderung aller unbemittelten Talente bis zu den höchsten Ausbildungsmöglichkeiten hinauf zu tragen. Dies aussprechen, heißt nicht, die ganze Angelegenheit „mit Fragen belasten, die die Hauptsache nur verwirren und verdunkeln können", vielmehr liegt es genau in der geraden Linie der Voraussetzungen, die in dem Satze „dem Talente freie Bahn!" gegeben sind. Wer mit diesem Satze Ernst macht, muß dem Staate auch diese Aufgabe zumuten, sonst denkt er den in ihm liegenden Gedanken eben nicht bis zum Ende durch. Ja, er müßte eigentlich noch weiter gehen und dem Staate das Recht einräumen, besonders Begabte auch gegen den Willen der Eltern zu höherer Ausbildung zu zwingen.

Für die wissenschaftliche Pädagogik, die sich um die für die Verwirklichung ihrer Gedanken notwendigen Kosten nicht zu kümmern braucht, bestände also nur die Aufgabe der Prüfung, ob die von Professor Rein angenommene Staffelung die richtigen Übergangsmöglichkeiten bietet.

Da ist nun zunächst festzustellen, daß die vielen höheren Schulen angegliederte Vorschule auf die Dauer kein Hindernis für den Übertritt von Volksschülern in die höhere Schule bleiben darf. Ich bin aus Gründen, die hier nicht hergehören, weil sie mehr sozialer als pädagogischer Art sind, ein Anhänger der Vorschule, nicht aber der Vorschule in der bestehenden Form. Da die Vorschule ihre Schüler ohne Rücksicht auf ihre Begabung aufnimmt (schon weil sie über diese Begabung noch gar nichts aussagen kann), so ist es eine Ungerechtigkeit, wenn sie ihren Lehrplan so einrichtet, daß auch begabte Volksschüler gleich bei ihrem Übertritt in die höhere Schule mit einem Minus an Kenntnissen ankommen, falls sie nicht noch schnell einen Förderungs- oder Vorbereitungskursus durchgemacht haben, in dem sie auf den Standpunkt der nach Sexta versetzten Vorschüler gedrillt worden sind. Und da niemand die unbegabten Vorschüler bei ihrer Versetzung aus der obersten Vorschulklasse zwingt, der höheren Schule den Rücken zu kehren, so müßte die Sexta ihre Aufnahmebedingungen derart ermäßigen, daß begabte Volksschüler ohne besondere Veranstaltung diesen Bedingungen genügen können. Sie könnte dies leicht, wenn sie der Vorschule nicht die Aufgabe zuwiese, ihre Schüler für die „besonderen Bedürfnisse der höheren Schule" zurechtzumachen; diese bestehen nämlich zur Zeit hauptsächlich in einem stärkeren Rechendrill und einem unerträglichen Einfuchsen von grammatischen Fertigkeiten, wobei nach den beson-

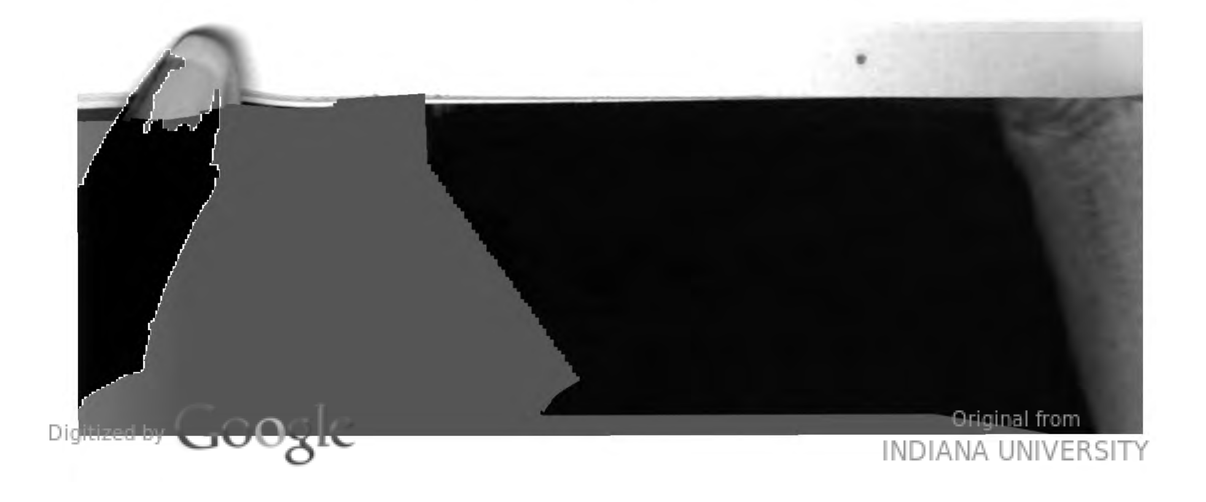


deren Bedürfnissen des Kindesalters gar nicht gefragt wird.

Die Frage der Vorschule und ihrer Daseinsberechtigung scheidet aber, genau genommen, für die Einheitsschulmänner im Sinne Professor Reins aus der Betrachtung aus. Denn für sie beginnt künftig die höhere Schule gar nicht mit Sexta, sondern erst mit Tertia. Die Einheitsschule zwingt ja jeden Schüler zum sechsjährigen Besuche der allgemeinen Volksschule, und erst dann wird über seine Begabung für die Mittelschule einerseits, die höhere Schule andrerseits entschieden.

Wir Verfechter der Sonderziele der höheren Schule sind uns nun durchaus bewußt, daß wir ebenfalls nur von Grundsätzen wissenschaftlicher Pädagogik, nicht von sozialen oder gar politischen Vorurteilen geleitet werden, wenn wir diesen sechsjährigen Besuch einer allgemeinen Volksschule ablehnen. Ich mache mir dabei nicht die Gründe zu eigen, die etwa aus einer minderwertigen Vorbildung der an den Volksschulen wirkenden Lehrer abgeleitet werden. Denn da Professor Rein und mit ihm die Volksschullehrer eine streng wissenschaftliche Vorbildung jedes Volksschullehrers fordern, so fiele in Zukunft dieser Einwand fort. Außerdem wird kein Sehender behaupten wollen, daß alle akademisch gebildeten Lehrer ihren Unterricht wirklich in mustergültiger Weise erteilen. Aber selbst wenn wir annehmen, daß künftig an allen Volksschulen wissenschaftlich durchgebildete Lehrer arbeiten werden, so müssen wir doch aus zwei Gründen gegen die sechsklassige Grundschule sein: Erstens kann die höhere Schule — ganz gleich, ob sie humanistisch oder realistisch ist — den Betrieb der Fremdsprachen nicht soweit hinausschieben. Die Frische des Gedächtnisses, die Bereitwilligkeit zum Auswendiglernen von Vokabeln und Formen ist vom neunten bis zum zwölften Jahre weit größer als nach dem zwölften, wo sich bereits die Vorboten der Geschlechtsreife zeigen; es ist einfach nicht richtig, daß durch das größere Verständnis und die größere allgemeine Reife die geringere Lernfreudigkeit dieses Alters wettgemacht wird. Zweitens aber wird, wenn erst bei dem Zwölfjährigen über die Begabung entschieden werden soll, hinsichtlich der Fremdsprachen nichts gewonnen. Die Begabung für fremde Sprachen kann doch erst erkannt werden, wenn der Schüler sie treibt, nicht vorher; es wäre also damit zu rechnen, daß auch bei so später Entscheidung doch noch zahlreiche Mißgriffe vorkämen und Schüler, die ein, zwei Jahre fremde Sprachen getrieben haben, von der höheren Schule wieder abgeschoben werden müßten. Da ist es doch besser, man schiebt heute den Quintaner ab als künftig den Tertianer, denn dieser würde sich noch viel schwerer in die entsprechende Klassenstufe der Volks- oder Mittelschule wieder einpassen lassen als jener. Daß auch Professor Rein die Notwendigkeit, frühzeitig eine Probe in bezug auf die fremdsprachliche Begabung zu machen, selbst empfindet, zeigt sein anderwärts gemachter Vorschlag, schon in der Grundschule (im vierten Schuljahr) wenigstens wahlfreies Französisch einzuführen.[2]) Nun könnte man allerdings einwenden: wer bis zu seinem zwölften Jahre in der Grundschule entschiedene Begabung gezeigt hat, wird diese Begabung gewiß auch den fremden Sprachen gegenüber nicht vermis-

2) Vgl. dazu die Bemerkungen von Schulrat Dr. Reukauf bei Gelegenheit der Verhandlungen des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik über die Reinschen Leitsätze zur nationalen Einheitsschule (Dresden-Blasewitz, Bleyl u. Kaemmerer, 1917, S. 7).



sen lassen. Selbst wenn dies im allgemeinen stimmen sollte und die höhere Schule bereit wäre, den Lehrern der Grundschule die Fähigkeit, die Begabung für höhere Schulen zu beurteilen, ein für allemal zuzugestehen, so wäre doch noch zu beachten, daß die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife die unglücklichste Zeit für Begabungsprognosen ist. Entschiedene Begabung tut sich oft erst nach der Geschlechtsreife kund, während die Zeit der werdenden Geschlechtsreife oft geradezu eine Art Stillstand der intellektuellen Kräfte vortäuscht.

Nimmt man jedoch an, alle diese Einwände wären nicht stichhaltig, so muß doch auch noch von andern Gesichtspunkten aus manches gegen die mit der Einheitsschulidee verbundene Zwangsstaffelung der Bildungswege gesagt werden. Zunächst liegt in ihr doch das Vorurteil, daß die höhere Schule auch immer und für jedermann die bessere „Bildung" biete. Das trifft aber für eine große Fülle von Talenten nicht zu, die ich die praktischen Talente nennen möchte. Wir alle haben zahllose Schüler gekannt, die keineswegs unfähig waren für das, was die höhere Schule lehrt, die sogar Gutes hätten leisten können, wenn sie nur Lust gehabt hätten. An dieser Lust fehlte es, aber nicht aus Intellektmangel, sondern aus der Richtung ihrer ganzen Natur; sie gingen aus der Tertia oder — wenn's hoch kam — mit dem Einjährigenschein ab, und zwar „ins praktische Leben". Sie wurden dann, vielleicht nach einigen Umwegen, eben wegen ihrer praktischen Begabung, sehr brauchbare, tüchtige Männer. Andere — ich denke an Naturen mit frühzeitig hervortretender künstlerischer Begabung — zeigten eine unüberwindliche Abneigung gegen jeden geordneten Schulbetrieb, nicht etwa bloß gegen fremde Sprachen oder Mathematik. Sie waren der Schrecken ihrer Lehrer, sie haßten die Schule; später, nachdem sie ihren Weg gemacht hatten, empfanden sie selbst die Lücken ihrer Bildung und holten auf eigne Faust durch Lektüre vieles nach. Ihre geistige Entwicklung unterlag offenbar besonderen Gesetzen, die keine Schule (es sei denn die Kunstschule) berücksichtigen konnte, und die intellektuellen Bedürfnisse, an die sich die Schule notwendig immer vorwiegend wenden wird, traten bei ihnen augenscheinlich erst viel später auf. Ferner gibt es viele Talente, die auf der höheren Schule spielend fortkommen, denen auch auf der Universität das Wissen nur so „zufliegt", und die doch verbummeln, und zwar gerade deswegen, weil es das Schicksal mit ihnen zu gut gemeint hat, weil sie nicht genug Schwierigkeiten hatten, keine Kämpfe, keine Opfer nötig hatten.

Diese Typen sollen nur daran erinnern, daß auch bei der schönsten und psychologisch bestbegründeten Staffelung die geistige Entwickelung besonders der einseitig Begabten durchaus nicht so geradlinig und ohne Sprünge verläuft, wie wir Lehrer es wünschen möchten. Vor allem aber sollen sie darauf hinweisen — und zwar mit großem Nachdruck —, daß es für die meisten Menschen ein Unglück wäre, wenn sich ihnen die Bildungswege gleichsam von selbst ebneten. Ich möchte die Schwierigkeiten, die sich meinem Bildungsgang in den Weg stellten, nicht missen, am allerwenigsten die äußeren, die pekuniären. Natürlich, wenn ein Hochbegabter ganz und gar vergeblich an der Kette seiner Armut zerren muß, das ist tief bedauerlich und sollte in einem Kulturstaate möglichst selten oder nie vorkommen. Aber die Statistik zeigt, daß schon jetzt der kleine Mittelstand, ja selbst der

Arbeiterstand Kinder zur höheren Schule schickt, und wenn dem letzteren nicht gepredigt würde, daß Sparen unsittlich sei, so wäre er vielleicht noch viel öfter in der Lage dazu als etwa die kleinen Beamten oder Kaufleute. Vor die Tugend haben nun einmal die Götter den Schweiß gesetzt; und wenn man auch gewiß dafür eintreten muß, daß in besonderen Fällen neue, reichere Hilfsquellen eröffnet werden, so tut man aus volkserzieherischen, also staatspädagogischen Gründen nicht gut, den „Anspruch" auf unentgeltliche Förderung jedes Talents großzuziehen.

Ebenso wie Eltern oft dem Lehrer unrecht geben werden, der über die Gabe ihres Kindes aburteilt, weil sie auf Grund tausendfacher Beobachtung es doch besser zu kennen sich bewußt sind, ebenso sollte man auch den Eltern nicht die Hauptsorge und die Hauptlast der Berufsvorbildung abnehmen. Diejenigen, die „es sich leisten können", würden sich doch nie hindern lassen, ihr Kind privatim ausbilden zu lassen, wenn die öffentliche höhere Schule es als unfähig abweist. Ebenso sollte die Schule es sich zehnmal überlegen, ehe sie Kinder der niederen Stände in die höheren Schulen hineinnötigt. Ob die Begabungsprognose stichhaltig bleibt, darüber entscheidet eben nicht bloß der Intellekt (der übrigens auch viele Überraschungen bereitet), sondern auch der Charakter (dessen Entwicklung niemand voraussagen kann). Und die Verantwortung für die Zukunft und die Berufswahl müssen auch in Zukunft die Eltern und späterhin die Zöglinge selbst tragen, wenn auch die Schule ihren Rat nie verweigern wird.

II.

Nun aber wird gerade von manchen Anhängern der Einheitsschule den Eltern die Fähigkeit und damit das Recht, über Bildungsgang und Erziehung ihrer Kinder die Entscheidung zu treffen, abgesprochen.[3]) Und wenn es richtig ist, daß der Staat um seiner selbst willen die Aufgabe hat, alle Talente zu ermitteln und ihnen die höchste nur irgend mögliche Förderung angedeihen zu lassen, dann gilt, was ich schon oben angedeutet habe: dann hat der Staat das Recht, ja die Pflicht, auch gegen den Willen der Eltern die begabten Köpfe zur höchsten Entfaltung ihrer Gaben zu zwingen, und er darf andrerseits die unbegabten in bestimmte Bildungsschranken zurückweisen. Auch Professor Rein sagt ja: „Unsre innere Politik ist darauf gerichtet, aus unserm Volk einen Organismus herzustellen, der sein Ideal in der höchsten denkbaren Kultur sieht und ihrer allmählichen Verwirklichung nacheifert."

Hier muß ich nun aber — auf die Gefahr hin, für sehr rückständig erklärt zu werden — den eigentlichen Haupteinwand erheben, und hier erst wird sich zeigen, warum ich diese Arbeit „Pädagogik und Politik" überschrieben habe. (Ich hätte auch „Schulpädagogik und Staatspädagogik" sagen können.)

Ich behaupte nämlich — und gerade Professor Rein als Anwalt der „Erziehungsschule" müßte mir eigentlich beipflichten — folgendes: Der Staat hat durchaus nicht ein unbedingtes Interesse daran, daß alle Talente zur höchsten Entfaltung kommen, aus dem einfachen Grunde, weil er keinerlei Gewähr dafür hat, daß diese Talente nicht zum Teil auch in einem den Zwecken des

3) Der Sozialpädagoge P. Bergemann fordert z. B., daß den zur Erziehung unfähigen Eltern ohne Rücksicht auf den Stand die Kinder fortgenommen werden sollen, und A. Döhring will sogar den Eingriff des Staates „von Anbeginn des Lebens".



Staates durchaus feindlichen Sinne Verwendung finden werden. Wenn ich dies sage, so liegt darin nicht etwa eine verblümte Befürwortung des „beschränkten Untertanenverstandes", noch weniger die Befürchtung, daß dieser oder jener, der durch Eröffnung aller Bildungsmittel sich in eine höhere soziale Schicht erhebt, in dieser Schicht notwendig als Fremdkörper erscheinen und eine zersetzende Wirkung ausüben müsse. Es ist vielmehr der auch von Kerschensteiner mit Nachdruck ausgesprochene Gedanke, den er auf viele peinliche Wahrnehmungen im Münchner Schulwesen stützt, daß die in Frage stehende Staffelung zur Verödung der oberen Klassen der Volksschulen führt und die Mittelschulen fast ganz überflüssig macht. Alles drängt, wie Kerschensteiner sich ausdrückt, zur Staatskrippe, und die Volksschule behält auf ihrer Oberstufe nur die schlechteren Köpfe. Das ist aber ein großer Unsegen für das Handwerk, dessen Förderung bekanntlich Kerschensteiner seine großzügigen Fortbildungsbestrebungen gewidmet hat. Der Staat hat nicht daran ein Interesse, daß möglichst viele Talente diejenige höhere Bildung erlangen, deren sie fähig sind, sondern daß in allen Schichten, also auch in der Arbeiterschicht, möglichst viel Intelligenz vorhanden sei und daß diese der jeweiligen Schicht zugute komme. Kerschensteiner hat vortrefflich nachgewiesen, daß das Grundübel, an dem unser Volk — besonders in seinen arbeitenden Ständen — krankt, nicht der Mangel an Verstandesbildung, sondern das Fehlen der „staatsbürgerlichen Gesinnung" ist. Und auch der Süvernsche Schulgesetzentwurf von 1819, den die Einheitsschulfreunde so gern als das erste große Programm der Einheitsschule hinstellen, hat — wie Professor Seibt kürzlich im „Deutschen Philologenblatt" ausgeführt hat — zwar Übergangsmöglichkeiten von der niederen zur mittleren und höheren Schule ins Auge gefaßt, aber ausdrücklich betont, daß die höhere Schule ihre Eigenart den andern Schulen nicht anpassen könne, sondern daß allenfalls das Umgekehrte zu geschehen habe. Das Große an den Bestrebungen Süverns war vielmehr der Gedanke, das gesamte Schulwesen der Erziehung der Staatsgesinnung dienstbar zu machen, und das ist auch die Aufgabe, die neuerdings wieder ein Mann, der in vielem auf Fichtes Schultern steht, der Inhaber des Lehrstuhls für Pädagogik an der Universität Berlin, Ferd. Jak. Schmidt, als die einzige gemeinsame Aufgabe aller Schulen bezeichnet. Nicht möglichst weitgehende Gleichheit der Bildung, sondern Gleichheit und Einheit der Erziehung muß nach Schmidt das Ziel aller Schulen werden. „Das segensreiche Gedeihen der Nationalgemeinschaft beruht gerade darauf, daß ihr geistiges Volksleben von der Idee einer mannigfaltigen und kraftvollen Gliederung, nicht aber von der Doktrin der sozialistischen Gleichmacherei beherrscht wird." Gewaltpädagogik nennt er die Einheitsschulbestrebungen, und er erwartet von ihnen „Förderung der scheinbaren auf Kosten der wahren Talente", weil er überzeugt ist, daß viele, die in der Grundschule als hochbegabt erscheinen, später — bei den gänzlich andersartigen Anforderungen des höheren Schulbetriebs — versagen werden. „Alle Schüler aller Schularten müssen zu persönlichen Vertretern des einen, gleichen Nationalethos erzogen werden", und „nur die sittliche, nicht die intellektuelle Bildung kann ein ganzes Staatsvolk zu einer nationalen Geistesgemeinschaft verbinden.[4])

4) F. J. Schmidt, Das Problem der natio-



Es wäre ja gewiß sehr angenehm, wenn sich ein Aufbau des Schulwesens finden ließe, bei dem jeder Schüler in Dorf und Stadt jederzeit in die Bildungsanstalt übergehen könnte, die seiner besondern Begabung und seinen Neigungen oder seinem Berufsziele entspräche. Aber abgesehen davon, daß das bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Begabungen niemals auch nur annähernd durchführbar wäre (von den Kosten zu schweigen), so würden Volks- und Mittelschule in ihrer Eigenart schwer leiden, wenn sie immer nach der nächsthöheren Schule hinüberschielen und ihre begabtesten Zöglinge an sie abgeben müßten, während andrerseits die höhere Schule ihrem Zwecke nicht mehr gerecht werden könnte, wenn sie ihren Lehrplan nicht nach eignem Bedarf aufbauen, ihre erzieherische Aufgabe nicht von der Kindheit an an ihren Schülern mit den auf ihrem eigenen „Kulturwege" liegenden Mitteln verfolgen könnte.

nalen Einheitsschule. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft XXV 1. Jena, Diederichs, 1916.)

Die Vertreter der „Erziehungsschule", als deren eifrigster Führer Professor Rein sich seit Jahrzehnten betätigt hat, hätten eine fruchtbarere und aussichtsreichere Aufgabe, als sie die Einheitsschulbestrebungen versprechen: nämlich die höhere Schule immer wieder daran zu erinnern, daß auch sie in erster Linie eine Erziehungsschule sein soll, und ihr zu zeigen, wie sie sich davon befreien kann, eine Fachschule oder vielmehr eine Anhäufung mehrerer Fachschulen auf einmal zu sein. Kann und soll sie zugleich Fach- und Erziehungsschule sein? Wieweit darf sie sich ins Fachschulwesen verlieren, ohne das höchste Ziel aller Schulen, das der Erziehung zur sittlichen Persönlichkeit und zum bewußten Gliede der nationalen Gesamtheit, zum deutschen Staatsbürger, preiszugeben? Diese Fragen waren auch für Fichte, Humboldt und Süvern wohl wichtiger als die der mechanischen Staffelung der deutschen Bildungsanstalten. In ihnen berühren sich Pädagogik und Politik.

Eine indisch-französische Dichtung.

Von H. Oldenberg.

Deutsche Truppen in Saint-Quentin: dort ist die unvergleichliche Sammlung La Tourscher Porträts. Und ein kunstgeschichtliches Prachtwerk entsteht, das dem französischen Meister huldigt, herausgegeben von — einem deutschen Reservekorps.

Ganz im kleinen möchte ich hier etwas Ähnliches tun, wie man es dort in so viel größerem Maßstab ausgeführt hat: von einer französischen Dichtung erzählen, die mir auf weit abliegenden Wegen philologischer Forschung begegnet ist. Ein Zufall machte mich darauf aufmerksam — natürlich beanspruche ich nicht, das zuerst gesehen zu haben —, daß ein von mir untersuchter altindischer Text einst das Interesse eines großen Dichters der feindlichen Nation erregt hat und einer seiner Schöpfungen zugrunde liegt, in denen seine Eigenart sich mächtig ausspricht.

Von diesem Gedicht und seiner indischen Quelle will ich berichten.

Der alte Text ist eine Upanishad —



einer der theosophischen Traktate, die zur Literatur der Veden gehören. Der Dichter aber ist Victor Hugo.

In der Meer- und Felseneinsamkeit von Guernsey — der rechten Umgebung — stiegen ihm jene Visionen auf, die er in den ersten Teilen der *Légende des siècles* verkörpert hat: das grandiose Bild der ganzen Menschheit „in einer einzigen, unermeßlichen Bewegung des Aufsteigens zum Licht", über jene Weiten von Raum und Zeit hin,

„wo Indien sich in Deutschland hat verwandelt" —

grenzenlose Pfade, dunkel und lichtumströmt, beschritten von Göttern und Halbgöttern, von den kolossalen Mächten der Natur, von Tyrannen, Helden, Duldern. In Götterwelten liegen die Tore, durch die der Eingang in die Reiche der Menschheit führt. Auf der einen Seite sieht man Jehova, Kain, Jesus. Auf der andern hellenische Gestalten: so Phtos den Titanen, der in die Abgründe der Unendlichkeit hinabgeschaut und in den ungeheuren Finsternissen ein Auge entdeckt hat; nun ruft er furchtbar in die lachende Heiterkeit der Olympier hinein: „Götter! Es ist ein Gott!"

Zwischen Biblischem und Griechischem steht ein kurzes Stück in der Mitte. Es ist überschrieben *Suprématie*. In welches Land es führt, sagen die Namen der Götter, die dort auftreten: Vayu, Agni, Indra. Das sind indische Götter — nicht die allbekannten des heutigen Indien, wie Vishnu und Shiva, sondern Götter des hohen indischen Altertums, der Veden. Jene drei, erzählt der Dichter, haben die Dämonen und Ungeheuer bezwungen. In der Höhe haben sie sich hingesetzt, und jeder von ihnen am Haupte mit einem Stern geschmückt haben sie gesprochen: „Wer ist Gott? Wir allein!"

Da plötzlich erhebt sich in den Finsternissen vor ihnen ein Licht wie ein Mondstrahl in Waldesgründen oder wie der Schein eines Leuchtturms auf einem Riff — schweben dem Dichter nicht die Leuchtfeuer vor, die überall auf den Klippen um Guernsey den Schiffer leiten und warnen? Die Götter erstaunen: was ist jenes Licht? Vayu, der Wind, wird es erforschen. Er geht auf die Erscheinung los: „Wer bist du?" „Wer bist du selbst?" fragt jene. „Ich bin Vayu, der Wind." „Und was kannst du?" „Ich kann die Eichen beugen, jede Kette zerbrechen, die Erde durch die Sterne hinwehen, so leicht wie man Spinngewebe zerreißt!" Da legt das Phantom einen Strohhalm vor ihm nieder: „So wehe dies hinweg!" Mächtige Verse malen, wie da vor Vayus Stürmen das Universum erbebt. Aber

„der Strohhalm ihm zu Füßen rührt sich nicht".

Vayu kehrt um, er hat das Geheimnis nicht ergründet. Nun versucht es Agni, der Gott des Feuers. Das rätselhafte Licht befiehlt ihm, den Strohhalm zu verbrennen. Agni läßt seine ganze Flammenglut auflodern: so kocht der Vesuv, der Hekla. Aber der Strohhalm bleibt unversehrt. Nicht einmal der Rauch jenes Weltenbrandes hat ihn berühren können. Nun ist die Reihe an Indra, dem Gott des Raumes. „Was ist deine Kraft, o Gott?" „Die Unendlichkeiten durchschaue ich! Ich weiß alles! Ich sehe alles! Wäre ein Wesen mir unsichtbar, wäre jenes der Gott, nicht ich." „Siehst du diesen Strohhalm?" „Ich sehe ihn, du Licht! Mein Blick umfaßt das All. Vor ihm kannst selbst du nicht verschwinden!"

„So sprach der Gott. Da war das Licht verschwunden." —

Und nun schreiten wir über einen Zeitraum von wohl mehr als dritt-



halb Jahrtausenden hinüber, von der nördlichen Felseninsel zum Ganges, von der *Légende des siècles* zur alten Upanishad.

Die Upanishaden sind, wie bekannt, der Verherrlichung des Brahma gewidmet, des all-einen Wesens, das die Spekulation der Brahmanen über, hinter der bunten Götterwelt der alten Opferhymnen entdeckt hatte. Das Brahma ist der ungesehene Seher, der ungehörte Hörer, der unerkannte Erkenner — das „Nein, Nein", von dem doch zur Menschenseele gesprochen wird: *Tat tvam asi* — „das bist du". Die Kena Upanishad, mit der wir es zu tun haben, sagt vom Brahma:

„Nur wer es nicht denkt, hat's gedacht;
Wer es denkt, der erkennt es nicht:
Unverstehbar Verstehendem,
Verständlich dem, der nicht versteht."

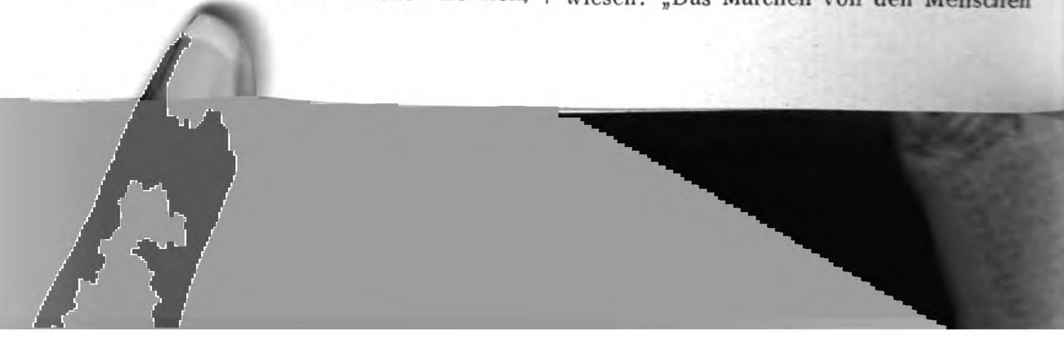
Zwischen solchen Worten, die das Brahma in die letzten Tiefen des Unfaßbaren verlegen, gibt nun die Upanishad eine Erzählung, in der das Gestaltlose zwar rätselhafte Gestalt, aber doch immerhin Gestalt angenommen hat.

Das Brahma hat für die Götter den Sieg über die bösen Geister gewonnen. Die Götter aber brüsten sich, als hätten sie selbst gesiegt. „Da zeigte das Brahma sich ihnen. Und sie erkannten es nicht: „Was ist das für ein Wunderding?" Sie sprachen zu Agni: „Wesenkenner, erforsche du, was das für ein Wunderding ist." Er sagte: „Das will ich tun", und lief darauf los. Da sprach jenes zu ihm: „Wer bist du?" „Agni bin ich", erwiderte er, „der Wesenkenner bin ich." „Wenn du der bist, was für eine Kraft hast du?" „Ich kann alles verbrennen, was auf Erden ist." Da legte ihm das Brahma einen Grashalm hin und sprach: „Verbrenne den." Da ging er darauf los mit allem Ungestüm, aber er konnte ihn nicht verbrennen. Und er kehrte um: „Ich habe nicht erforschen können, was das für ein Wunderding ist." Nun wiederholt sich dieselbe Szene mit Vayu. Der kann alles fortreißen, was auf Erden ist. Aber vor dem Grashalm versagt er. Zuletzt folgt Indra. „Er lief darauf los. Da verschwand es vor ihm." Indra begegnet einem schönen Weibe, Uma, der Tochter des Himalayaberges.[1]) Von ihr hört er, daß jenes Wunderding das Brahma gewesen ist. Darum sind jene drei Götter, und vor allem Indra, über die andern Götter erhaben. Denn sie hatten das Brahma am nächsten berührt und zuerst erkannt, daß es das Brahma ist.

Dies die Erzählung der Kena Upanishad. Irre ich nicht, so hat der theologische Verfasser hier — es wäre nicht der einzige derartige Fall — ein altes Märchenmotiv seinen Spekulationen angepaßt. Man weiß ja, wie viele solcher Motive jede Grenze der Länder, der Kulturen, der Jahrtausende überspringend eine Art Allgegenwart auf Erden besitzen. So kehrt überall wieder, was man „das Märchen von den Menschen mit den wunderbaren Eigenschaften" genannt hat: eine Anzahl starker oder kunstreicher Männer tritt auf, von denen jeder irgendeine bestimmte Kraft in höchster Vollendung besitzt — in einem solchen Märchen der Trinker, der Esser, der Frierer, der Läufer, der Schütz; in einem andern der Riesenstarke, der Bläser, der Schütz, der Scharfsichtige, der Läufer — und so fort in zahllosen Abwandlungen.[2]) Hier also erscheinen zwei Starke,

1) Woher diese? Stammt sie aus einer älteren Gestalt der Erzählung, in der es sich vielleicht nicht um das Brahma, sondern um Shiva, den Gatten der Uma, handeln mochte?

2) In der Regel allerdings, anders als im vorliegenden Fall, so, daß alle diese Männer als Diener oder Gefährten dem Helden des Märchens hilfreich sind. Wer über diesen Märchentypus Näheres zu wissen wünscht, sei auf **Benfeys** Aufsatz verwiesen: „Das Märchen von den Menschen





die, wie es in solchen Märchen zu geschehen pflegt, gefragt werden: Was kannst du?, und die sich als der große Brenner und der große Bläser zu erkennen geben; beim dritten kommt es nicht so weit, daß er seine besondere Kraft nennen und erproben kann. Das Märchen ist halb Märchen geblieben, halb aber ist es zum Ausdruck — nicht dem reinsten Ausdruck — für den großen Upanishadgedanken geworden: über allem Gewaltigsten des Diesseits gibt es ein wunderbares Jenseitiges, vor dem das hienieden Größte zu kraftlosem Schein herabsinkt. Ohne Kunst, kindlich unbeholfen beschreibt die Upanishad, wie die Götter herumlaufen, sich über den seltsamen Anblick wundern, als starke Leute ihre Kraft versuchen. Neben dem Geplätscher dieses Märchenbachs klingt die Sprache Hugos wie das Brausen sturmgepeitschter See. In der indischen Erzählung verschwindet das Brahma so wie Götter und Geister eben, wenn sie ihre Arbeit getan haben, wieder zu verschwinden gewohnt sind; danach geht die Geschichte weiter: eine schöne Frau gibt die Lösung des Rätsels. Dieser Ausgang ist von Hugo selbstverständlich weggeschnitten. „Mir kannst du nicht verschwinden", hat Indra gesagt. Da war das Licht verschwunden. Jählings der Aktschluß eines letzten Akts . . .

mit den wunderbaren Eigenschaften" (Kleinere Schriften III, 94ff.); ferner auf Bolte-Polivkas Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm II, 86ff. (zum Märchen: „Sechse kommen durch die ganze Welt"); Cosquin, *Contes populaires de Lorraine* I, 23ff. — In denselben Zusammenhang scheint mir eine Erzählung der Veden zu gehören, wo sich zwei Götter begegnen und der eine sagt: „Ich bin der Treffer im Versteck. Wer aber bist du?" „Ich bin der Holer aus dem Versteck." Worauf die beiden ihre Kunst am Eber Emusha hinter den sieben Bergen beweisen.

Die Upanishaden mit ihrer Brahmamystik, ihrem Helldunkel, dem Hereinleuchten stillen Sonnenscheins in die fließenden Nebel sind unter den Schöpfungen Indiens wohl nicht das, was auf den französischen Geist die stärkste Anziehung üben konnte. Ein Franzose, Anquetil Duperron, hat Europa die erste Kunde von diesen wundersamen und wunderbaren Werken gebracht. Aber die Schätze auszuschöpfen, die dort ruhen, diese — es darf nicht verschwiegen werden — zwischen viel leerem Wortgeklingel sich auftuenden ahnungsvollen Tiefen zu durchsinnen und zu durchfühlen, waren doch wohl vor allem Deutsche berufen: man braucht nur Schopenhauer zu nennen. Ließ sich denken, daß in Frankreich eben Hugo zu diesen Empfänglichen gehörte? Ich weiß nicht, wie weit seine Lektüre der Upanishaden gereicht hat. Aber auch wenn er die Teile von ihnen kannte, die man das innerste Heiligtum der Upanishaden nennen möchte, wo das Mysterium am eindringlichsten ausgesprochen wird: es ist doch, scheint mir, begreiflich, daß sich seine Aufmerksamkeit vielmehr eben auf diese Erzählung lenkte, in der das Brahma — bezeichnenderweise nennt er dessen Namen nicht — greifbar verkörpert einen Wettstreit mit persönlichen, in bunter Gestalt dem Auge erscheinenden Gegnern besteht. Ihm, dem Dichter gewaltigster Antithese, fiel offenbar vor allem die Antithese in die Augen, welche diese Stelle der Upanishad enthält und die sich so machtvoll steigern ließ. Hier die Götter in der engen Selbstgenügsamkeit ihres Wesens, dort die rätselhafte, unendliche Macht. Das schweigende Verschwinden der Erscheinung ruft den kleinen Größen des vedischen Himmels dasselbe zu, was der Dichter jene Stimme des Titanen den Olympiern zurufen läßt: O dieux, il est un Dieu!



Nachrichten und Mitteilungen.

Zur Wiedereinführung der Sommerzeit.

Die Wiedereinführung der Sommerzeit auch in diesem Jahre hat den Mitgliedern der Pariser Académie des sciences Anlaß zu allerlei geschichtlichen Betrachtungen gegeben, bei denen nicht bloß auf die Stundenrechnung der Türken und Japaner, sondern auch auf das alte Babylon zurückgegriffen wurde. Was dabei die gelehrten französischen Mathematiker, Techniker und Naturforscher äußerten, scheint sich nicht ganz mit den Ergebnissen gedeckt zu haben, welche die historische Wissenschaft in bezug auf die Geschichte der menschlichen Zeitrechnung anerkennt, und die zuletzt der Observator am Kgl. preußischen astronomischen Recheninstitut, Professor F. K. Ginzel, in der groß angelegten Neubearbeitung des alten Idelerschen Handbuchs der Chronologie mit aller Gründlichkeit zusammengefaßt hat. Aber es verlohnt sich nicht, in einer Zeit gewaltiger Gegensätze über Kleinigkeiten zu streiten. Besser wird es sein, auch mit den eigenen Gedanken den Weg eines historischen Rückblickes einzuschlagen, indem wir zum zweitenmal unsere Uhr auf Sommerzeit stellen.

Als das zum erstenmal geschehen sollte, ist es nicht jedem leicht geworden; auch abgesehen von kleineren Sorgen hatte doch mancher das bange Gefühl eines Sprunges ins Dunkle. Gerade wer sich des hohen Wertes genauer und gemeinverständlicher Tageseinteilung recht bewußt war, dem konnte es in bedenklichem Licht erscheinen, daß mit plötzlichem Ruck mitten im Krieg ein durch Jahrhunderte erprobter Kulturbesitz umgestaltet werden sollte. Nachdem nun aber das Wagnis das eine Mal gelungen, und da man dies- und jenseits der Schützengräben daran gegangen ist, es zu wiederholen, ist vielleicht die nötige Ruhe eingekehrt, um die Sache in etwas größerem Zusammenhang anzusehen. Dabei ergibt sich bald, daß unsere bis 1916 ausschließlich gebrauchte Stundenordnung gar nicht so ehrwürdigen Alters war, als der oder jener meinte. Es gibt unter den Zeitgrößen, mit denen wir Tag für Tag geduldig weiterarbeiten, viel ältere. Man denke an die aus jüdischem Ritus und ägyptischer Sterndeuterei hervorgewachsene und vielleicht auch durch sie nur hindurchgegangene siebentägige Woche, nach der wir unsere Arbeit richten; an die mit ungleicher Tageszahl bemessenen und dennoch bis heute gleich bezahlten Monate, die einst Julius Cäsar, hierin ein recht zaghafter Neuerer, aus dem abergläubischen Kalender der römischen Republik zusammenflickte; oder man denke an das unser akademisches Leben störende, aber auch von anderen Kreisen längst als Nachteil empfundene Hin- und Herschwanken des Osterfestes, das als ein Überbleibsel eines den führenden Völkern der Erde fremdgewordenen uralten Mondjahres immer noch fortlebt. Im Vergleich zu solchen Altertümern unseres zeitrechnerischen Haushaltes, welche die Last der Jahrtausende so merklich an sich tragen, ist die Stunde und die Form, in der wir sie jetzt handhaben, fast eine moderne Sache zu nennen. Als praktischer Behelf des täglichen Lebens steht sie nicht einmal sechshundert Jahre in Gebrauch, und die uns geläufige Zählweise ist in deutschen Landen überhaupt nicht viel länger als ein Jahrhundert alleinherrschend gewesen. Vorher gab es auch da recht bedeutende örtliche Verschiedenheiten. Man kann also absehen von der 24stündigen Zählweise jenseits der Alpen, deren ältere Form Goethe zu Beginn seiner Italienischen Reise eingehend beschrieben hat; und man kann auch den kühnen, aber ergebnislosen Versuch der Franzosen beiseite lassen, die im Jahre 2 der Republik das Dezimalsystem bis auf die Einteilung des Tages ausdehnen wollten; auch unsere eigenen Vorfahren haben mehrfache Reformen der Stundenrechnung erlebt, und ihre Chronometer, soweit sie welche besaßen, schon bei verschiedenen Gelegenheiten neu einzurichten gehabt. Nur darin liegt also für den weiter Zurückblickenden das Neuartige der 1916 getroffenen Umgestaltung, daß sie so glatt, so gleichmäßig, in so weit ausgedehnten Gebieten mit einem Schlag vollführt wurde. Bei dieser Einheit des Handelns, der die Geschichte nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat, darf neben der zweckmäßig angewandten Macht des Staates auch das Zusammenarbeiten wissenschaftlicher Kräfte nicht vergessen werden, dem die Vorbe-



dingung und Vorbereitung dieses großen Schrittes zu danken ist. Von den 1883 zu Rom gefaßten Beschlüssen der Europäi-Gradmessungskommission, welche die Weltzeit nach dem Meridian von Greenwich regelten, bis zu der 1912 in Paris abgehaltenen Internationalen Stundenkonferenz, die um den ganzen Erdball ein Netz von funkentelegraphischen Stationen mit täglicher Abgabe vorherbestimmter Zeitsignale legte, zieht sich eine ganze Reihe von solchen über die Stundeneinteilung getroffenen Verabredungen, die ebensosehr der Wissenschaft als dem Verkehr zu dienen hatten. Erst durch diese großzügige Kulturarbeit sind wir an jene strenge Gleichheit und feste Ordnung in den Fragen unserer Zeiteinteilung gewöhnt worden, die in der allgemeinen Einführung der Sommerzeit eindrucksvoll zutage trat und die, hätten wir nicht Krieg, in lauten Tönen als ein Zeichen des Kulturfortschritts gepriesen worden wäre.

Es kann die Wertschätzung dieser chronologischen Neuerung nicht vermindern, ja vielleicht trägt es zu ihrer vollen Würdigung bei, wenn hier an eine vergessene Vorläuferin der Sommerzeit erinnert wird. Nicht gar weit von uns, in einer Stadt am Rhein, haben einst die Uhren schon durch vier Jahrhunderte fast genau so geschlagen, wie sie es während des vorigen Sommers im ganzen Deutschen Reich und darüber hinaus tun mußten. Das war in Basel. Dort schlug es, wenn die Sonne am höchsten stand, nicht „Zwölf", sondern „Eins" und ebenso wieder „Eins" zu Mitternacht. Diese Eigentümlichkeit der „Basler Uhr" ist schon durch eine Ratsverordnung vom Jahre 1422 bezeugt und sie hat in derselben Stadt bis 1798 fortbestanden. Die Uhr am Münster zu Basel wird also wohl schon seit ihrer Aufstellung, die vor 1381 geschehen sein muß, denselben Gang eingehalten haben. Verglich man sie mit den Uhren der Nachbarstädte oder auch der umliegenden Dörfer, die sich freilich erst später den Luxus solcher Zeitmesser gestattet haben werden, so schien die Basler Uhr allemal um eine Stunde vorauszugehen. Wie das gekommen, darüber gab es dort mancherlei Gerede und Kopfzerbrechen. Sebastian Brant, der Verfasser des „Narrenschiffs", hat zur Erklärung gleich vier lustige Geschichtlein aufgetischt, von denen eine den Brauch gar auf Herkules zurückführt, der, von Spanien über die Vogesen nach Griechenland heimkehrend, dem guten Elsässer Wein etwas zu lange zusprach und zur Hereinbringung der verlorenen Zeit beim Aufbruch am andern Morgen den Baslern die Vorwegnahme einer Stunde anbefahl. Der um die Erforschung älterer Tageseinteilungsformen vielverdiente Gustav Bilfinger hat in seinem Buch über „die mittelalterlichen Horen und die modernen Stunden" (Stuttgart 1892) diese Dinge hübsch zusammengestellt und zweifellos das Richtige getroffen, wenn er nicht bloß solche Märchen, sondern alle auf absichtliche Vorrückung des Zeigers hinauslaufenden Erklärungen der „Basler Uhr" ablehnte. Was man in Basel übte, war nach seinen Ausführungen nur eine Anwendung des auch sonst hier und da auftauchenden Brauches, nach der anfangenden Stunde zu zählen anstatt nach der vollendeten. Dachte man nämlich bei der Stundenzählung in dem Augenblick, da sie zur Einführung kam, weniger an den Zeitpunkt des Stundenwechsels als an den ganzen Zeitraum der Stunde, so stand die Wahl frei, ob man das Uhrwerk gleich zu Beginn oder erst am Schluß eines solchen Zeitraumes die seiner Benennung entsprechende Zahl von Schlägen abgeben ließ, und ob demnach der oberste Platz des Zifferblattes mit der Ziffer 1 oder mit 12 bezeichnet werden sollte. In der Mehrzahl der Fälle entschied man sich wohl von Anfang an dafür, sowohl das hörbare als das sichtbare Zeichen an den Schluß des vom Zeiger durchlaufenen Weges zu setzen, wie wir ja auch gewöhnt sind, den soundsovielten Geburtstag erst nach Zurücklegung des betreffenden Lebensjahres zu feiern. Aber gleichwie sprachlich kein Hindernis bestünde, uns, wenn wir dabei nicht ein Mißverständnis zu fürchten hätten, ebendieses Ausdrucks für den Anfang desselben Zeitabschnittes zu bedienen, so waren zunächst auch die Basler ganz im Recht mit ihrer von den anfangenden Stundenräumen hergeleiteten Zählung. Nur daß sie, aller Vereinsamung zum Trotz, so hartnäckig an ihr festhielten, zog ihnen den Spott der andern zu, so daß noch Karl Simrock lange nach der Abschaffung der „Basler Uhr" hänselnd von ihr sagen durfte, „sie sei in jedem Stücke wohl hundert Jahr zurücke und vor ein Stündchen nur". Der gelehrte Dichter hat bei diesen Worten nicht vorausahnen können, daß schließlich



doch die Basler, wenigstens für die eine Hälfte des Jahres, in gewissem Sinne recht behalten sollten. Bewußt oder unbewußt hat im vorigen Frühjahr ganz Mitteleuropa seine Uhren nach der alten Basler Münsteruhr gerichtet, und wir sind, wie es scheint, auf dem besten Wege, das zu einer ständigen Gewohnheit werden zu lassen.

Ein großer Unterschied bleibt freilich bestehen. Er liegt nicht bloß in der engen örtlichen Beschränktheit jenes Brauches, die so grell von der einheitlichen Regelung unserer Tage absticht. Die Hauptsache ist, daß sich die Basler in ihren Lebensgewohnheiten von den vorauseilenden Uhren der Stadt offenbar nicht weiter stören ließen. So wie laut der erwähnten Ratsverordnung von 1422 die nächtliche Ablösung der Wächter nicht etwa um 12 Uhr erfolgen soll, sondern „ze Mitternacht, daz es eins slaht", so werden die Bürger dort wohl allezeit erst um „Eins" das Mittagmahl genommen haben und des Morgens um keine Stunde früher aufgestanden sein, als es bei ihren Standesgenossen in Straßburg oder Zürich üblich war. Hier wie dort lebte man im Grunde trotz Einführung und sorgsam eifersüchtiger Pflege der städtischen Uhren doch nach der großen, allgemein menschlichen Uhr des Himmels. Wir aber wollen nicht allein, wie es in Basel eigentlich geschehen war, das Zifferblatt um eine Stelle nach rückwärts drehen oder statt dessen den Zeiger entsprechend vorwärtsschieben, sondern wir wollen mit dieser Umstellung der Maschine unser eigenes Leben, das nicht mehr so sehr an die Natur, sondern in höherem Grade an die Stundenzahl gebunden ist, verändern. Die Uhr, bisher nur als ein Verständigungsmittel der Menschen geschätzt, ist nun ein Mittel zur Ersparung künstlichen Lichtes, ein Hebel zur Verbesserung der Volkswirtschaft, ein Sporn zur höchsten von der Natur gestatteten Anspannung menschlicher Kraft geworden; von uns wie auch von unseren Gegnern wird sie als eine unerläßliche Helferin des Sieges mit in den Dienst des Kampfes gestellt. Das haben sich die alten Basler, unsere Vorgänger in der jetzt wieder angenommenen Zählweise, wohl noch weniger träumen lassen als die Männer der Wissenschaft und des Verkehrs, die in dem friedlichen Zusammenwirken der letzten Jahrzehnte Weltzeit und Zonenzeit schufen und dadurch auch für die Sommerzeit den Weg bahnten.

Innsbruck. W. Erben.

Pädagogische Auslandsstudien — umfassende, systematische — dringend zu fordern, hat Professor P. Rühlmann im diesjährigen Juliheft der „Deutschen Schule" das Wort ergriffen. Die in unserer letzten Februarnummer abgedruckte Denkschrift des preußischen Unterrichtsministeriums, vom deutschen Volke aufgenommen „mit einer Einmütigkeit, die einer staatlichen Denkschrift, zumal einer von der Unterrichtsverwaltung herrührenden, selten widerfährt", hat den besonders mit dem pädagogischen Frankreich vertrauten Schulmann zur Aussprache einer schon vordem in ihm feststehenden Forderung aufs neue veranlaßt. Zunächst zu Nutz und Frommen der deutschen Pädagogik, dann aber auch zum Dienst unsrer auswärtigen Politik. Dieses zweite Motiv hatte Rühlmann schon in dem Artikel der Internat. Monatsschrift: „Die französische Schulpolitik" (Sept. 1915) betont; in seiner neuen Erörterung jetzt tritt vor allem das erste hervor. Zum Schluß skizziert er das Tätigkeitsgebiet dieser wissenschaftlichen Pflegestätte für das Studium der ausländischen Pädagogik, wie er es etwa vorstellt. Sie müßte „die moderne pädagogische Literatur des Auslandes sammeln, sichten und bearbeiten, sei es in Form der wissenschaftlichen Monographie, sei es in Korrespondenzen für die pädagogische Presse". Sie hätte „größere Auslandsrundfragen zu wichtigen pädagogischen Tagesfragen zu veranstalten, pädagogische Studienreisen zu organisieren". Sie „würde auch dem Auswärtigen Amt die Namen der Schulmänner angeben, die als pädagogische Beiräte einzelnen diplomatischen Stellen von Zeit zu Zeit beigegeben werden könnten. Dazu kommt die wissenschaftliche und praktische Vertretung der pädagogischen Interessen in den mit uns verbündeten, etwa unserer Führung sich anvertrauenden Staaten usw. usw."

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 11 1. AUGUST 1917

Die Reformation.

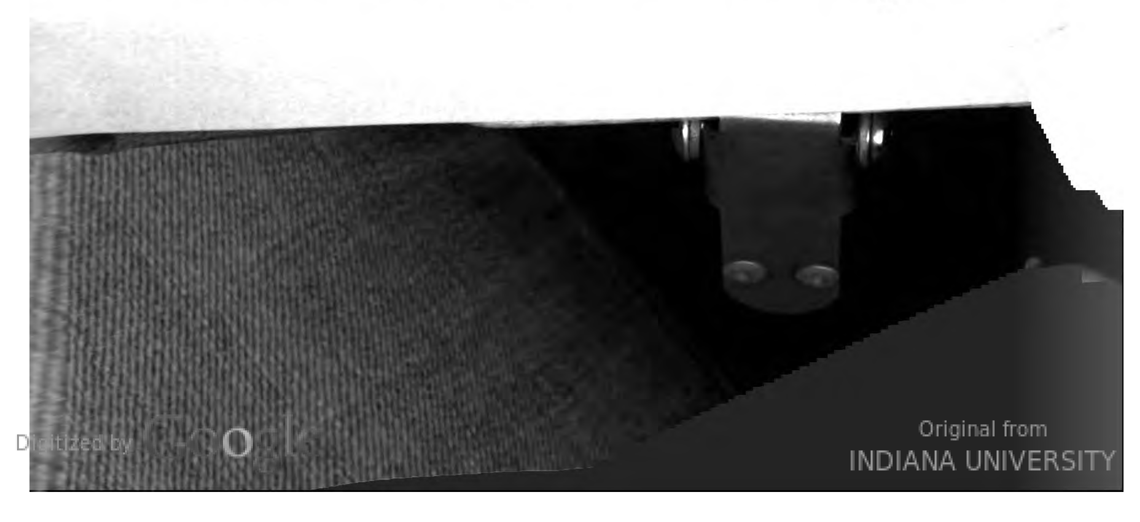
Von Adolf von Harnack.

I. Die römisch-katholische Kirche im Mittelalter.

Die römisch-katholische Kirche im Mittelalter war ein politisches Reich und eine Gesinnungsgemeinschaft zugleich. Sie war ein äußeres Reich, mächtiger als das römische Weltreich, dessen Erbe sie seit dem 5. Jahrhundert angetreten hatte, und sie war die Ausgestaltung der christlichen Religion, Sittlichkeit und Kultur im Abendland. Als Imperium besaß sie das Zepter und Schwert Cäsars und Konstantins. Als Gesinnungsgemeinschaft aber war sie von dem Geiste des tiefsten und reichsten Mannes durchwaltet, den die Christenheit nach dem Apostel Paulus besessen hat, von Augustin, daneben aber auch von dem Geist des römischen Rechts und dem ihm verschwisterten Rationalismus des Aristoteles und der Stoa.

Aber in dem Anspruch, den diese römisch-augustinische Kirche erhob, versanken Cäsar und Konstantin ebenso wie Augustin, Aristoteles und das römische Recht; denn sie griff aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Irdischen ins Göttliche, begründete von dorther ihr Recht und deutete von dorther ihr Wesen. Schon die Unterscheidung von Gesinnungsgemeinschaft und äußerem Reich lehnte sie als ketzerisch ab. Weil sie Gemeinschaft des Glaubens ist, ist sie ein äußeres Reich und umgekehrt: so behauptete sie selbst. Sie ist eine vollkommene Einheit; denn sie ist das sichtbare Reich Gottes auf Erden (civitas dei in terris peregrinans), das Reich der Gerechtigkeit und Seligkeit, ruhend auf der ewigen von Gott selbst geoffenbarten Wahrheit und gestiftet zur Erlösung der Menschheit vom Sohne Gottes selbst. Indem sie diesen Anspruch durchsetzte, wurde ihre Machtfülle schier unermeßlich. Und sie verstand es, mit wenigen großen Sätzen diese Machtfülle zu begründen.

Sie knüpfte dabei an den alten Besitz der Christenheit an und verkündete die Nichtigkeit alles Irdischen, die jenseitige Welt und das ewige Leben, die Schuldverhaftung der Menschheit, aber dazu die Erlösung von Sünde, Tod und Teufel durch Christus und die Stiftung der Kirche durch seinen Geist. Erhaben und tief war diese Verkündigung und drang bis in das Innerste der Seelen. Aber sie folgerte nun, daß diese Kirche als ein „Reich" gegründet sei, ein „Reich" könne aber nur etwas Sichtbares sein; denn es müsse gegen die bösen Mächte auf Erden kämpfen, sie besiegen und alles Gottfeindliche niederzwingen. Und weiter folgerte sie, Christus, der im Himmel thronende Herr des Reichs, müsse einen von ihm selbst eingesetzten Stellvertreter auf Erden haben; denn kein geschriebenes Offenbarungswort, kein bloß menschliches Haupt, auch keine Versammlung der frömmsten und umsichtigsten Lehrer könne die Notwendigkeit seiner



ständigen Gegenwart und wirklichen Regierung auf Erden ersetzen.

Daher lehrte die Kirche, sie selbst, die römisch-katholische Kirche mit allem, was sie sichtbar ist und hat, sei das Reich Gottes, und ihr Haupt, der Bischof von Rom, sei der Stellvertreter Christi. Nur er und kein anderer könne es aber sein, weil einst Petrus als Haupt der Apostel Christi Stellvertreter gewesen sei und weil er nach Christi Willen dieses sein Amt auf seine Nachfolger, die Bischöfe der Stadt Rom, übertragen habe; demnach sei die große, von Rom aus geleitete Kirchenanstalt mitsamt ihren Sakramenten, Opfern, Priestern und Ordnungen das Reich Christi auf Erden, also das himmlische Reich der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens, des Göttlichen und Ewigen, mitten in dieser unheiligen Welt, und der Bischof von Rom sei der wirkliche Stellvertreter Christi: wer ihn hört, hört Christus, den Sohn Gottes.

Unwillkürlich hält man den Atem an, wenn man diese Verkündigung hört, und die Seele füllt sich mit Staunen. Zwar schon im grauesten Altertum und je und je in der Geschichte ist es versucht worden, die politische Gewalt dadurch zu weihen, daß man sie als göttliche darstellte, und umgekehrt das Gute und Heilige dadurch zur Macht zu bringen, daß man es mit einer erzwingbaren Rechtsordnung und der vollen Regierungsgewalt ausstattete. Aber erst in der römisch-katholischen Kirche des Mittelalters ist der Versuch in großartiger Weise durchdacht, bis ins einzelne durchgeführt und daher zu einem vollen Erfolge gebracht worden. Alle Ideale der Menschheit lagen in den Händen dieser Kirche, der Zug zum Ewigen, die Wahrheitserkenntnis, die Gerechtigkeitspflege, die Herstellung eines universalen Bruderbundes, Bildung und Kunst, und eben diese Kirche war zugleich die stärkste politische Macht in Westeuropa, d. h. in dem Teil der Menschheit, dem die Gegenwart und Zukunft gehörte. So schien die Gottesherrschaft auf Erden verwirklicht! Wie und durch welche Mittel aber geschah das?

Nun vor allem — diese Kirche erfüllte Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete, kurz alle und jeden mit der Überzeugung, daß die Ewigkeit das Ziel der Menschheit ist, das Irdische aber im argen liegt, an sich zwecklos ist und nur eine Vorschule für das Jenseits. In dem Jenseits lebte der mittelalterliche Mensch, wenn er sich auf sich selber besann. Sein ganzes Dasein hatte keine wirkliche Gegenwart mehr für ihn; denn in dem Ausblick auf die Ewigkeit versank sie ihm.

Aber es war kein wüster oder trüber Aberglaube, der ihn in diesen Seelenzustand brachte, sondern es war die Majestät des Guten und Heiligen, die ihn erfaßte und vor der er zusammenbrach. Die Idee des heiligen Gottes, des Gesetzgebers und Richters, erfüllte die Seele und die Verpflichtung, so vollkommen zu sein wie er. Aber eben diese Verpflichtung erwies sich als ganz unerfüllbar; denn ihr stand die unbezwingbare Macht des sinnlichen Wesens, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben gegenüber. Der empfundene Gegensatz von Diesseits und Jenseits, Irdischem und Himmlischem, Vergänglichem und Ewigem entsprang hier also nicht aus einer philosophischen Spekulation, sondern hinter ihm lag der Gegensatz von Heiligkeit und Sünde, von edler Freiheit und sinnlich-selbstsüchtiger Gebundenheit. Das Heilige war das Jenseits und Ewige, die Sinnlichkeit und Schuld waren das Diesseits und — das Verdammliche; denn nicht an eine Vernichtung des Irdischen und Bösen durfte man denken —



das wäre noch eine Art von Trost gewesen —, sondern die Hölle wartete auf den Sünder, der seine unsterbliche Seele verwahrlost hatte. So sagte es das Gewissen jedem.

Die Kirche war es, die das Gewissen so erzogen hatte und die diese Überzeugungen und Stimmungen nährte. Sie hat damit die Frage nach dem Guten und dem Bösen zur Kardinalfrage der Menschheit gemacht, wachte darüber, daß sie in jedes Herz eindrang und hielt die furchtbare Seelennot in den Gemütern aufrecht. Aber nun kam sie mit ihrer Predigt von der Erlösung aus solcher Not, und diese Botschaft war nicht minder eindrucksvoll; denn sie erfaßte die Seele in ihrer tiefsten Sehnsucht: Das Heilige und Ewige ist nicht nur Forderung und Gesetz, sondern es ist auch barmherzige Liebe, ja erst in dieser offenbart sich sein wahres Wesen. In Jesus Christus ist die Gottheit, welche die Liebe ist, in diese verdammliche Welt der Sünde gekommen, hat die Schuld getilgt, den Tod überwunden und eine feste Brücke über die Kluft zwischen Himmel und Erde geschlagen. Aber nicht nur eine Brücke hat Christus geschlagen — er hat die Kräfte der Gnade und Liebe hinterlassen, als er in den Himmel zurückkehrte, hinterlassen nicht nur in seinem trostreichen Wort, welches die Herzen entzündet, sondern auch in heiligen Sakramenten, welche Liebe und ewiges Leben wirklich enthalten und auf geheimnisvolle Weise in die Seelen eingießen. Wenn nun eine Seele das Wort Gottes für wahr hält und ihm gehorsam ist: dem Herrn Christus gläubig vertraut und die heiligen Sakramente gebraucht, so werden ihr alle Sünden vergeben, und sie darf und soll auf das ewige Leben hoffen; denn die Gnade Gottes hat sie ergriffen, erfüllt sie mit Liebe und wird sie bis zum seligen Ende führen. Auf ihr eigenes Verdienst und Würdigkeit soll sie nicht bauen; wohl aber wird sie durch die Gnade immer mehr Freiheit gegenüber Sünde und Welt gewinnen und durch die eingeflößte Liebe sich in guten Werken Verdienste erwerben, mit denen sie vor Gott am Jüngsten Tage bestehen kann.

Das sind die Grundzüge der Predigt von Glaube und Liebe, wie sie die Kirche verkündigte; aber sie fügte noch sehr wichtige Bestimmungen hinzu. Erstlich lehrte sie, daß die Hinterlassenschaft Christi — Wort und Sakrament, Vergebung und die heiligenden Kräfte, dazu die Wiederholung seines Opfers — einem bestimmten Stande anvertraut seien, nämlich den Priestern, denn es gehöre zum Wesen jeder Religion, daß solche da seien; also seien die Priester auch allen Christen nötig. Zweitens lehrte sie, daß auch darüber hinaus kein Mensch so selbständig sei, daß er sein religiöses und sittliches Leben mit Gott allein zu richten und zu ordnen vermöge, viemehr bedürfe er dazu Seelenführer, und das seien ebenfalls die Priester, denen man sich also in Gehorsam unterwerfen müsse. Drittens lehrte sie, daß alle diese Priester unter der souveränen Oberleitung des Papstes die Regierung Christi auf Erden darstellen und ihnen daher alle Rechte und Gewalten zukommen, die sie zur Regierung bedürfen; insonderheit kommt ihnen auch die Gewalt über die Fürsten und Staaten zu; denn wenn die Kirche diese irdischen und wechselnden Größen auch gewähren läßt, wo es sich um geringe Dinge handelt, so muß sie sie doch weisen, korrigieren und strafen können, wenn sie die Gerechtigkeit verletzen oder gar in das Gebiet des Göttlichen und der Erziehung der Menschen eingreifen. Nicht einmal auf dem Gebiete



des Irdischen können die Fürsten und Staaten ein volles souveränes Recht besitzen, weil sie für ihre Regierung die Gerechtigkeit bedürfen, diese aber eine göttliche Tugend ist, also zum Besitz der Kirche gehört und von ihr geliehen werden muß. Viertens endlich lehrte sie, daß zwar jedermann unter der Bedingung des Gehorsams, des Glaubens und der Liebe in die Ehe treten und im weltlichen Berufsleben bleiben kann, ohne an seiner Seele Schaden zu nehmen, daß es aber ratsamer und sicherer ist, sich in den mönchischen Stand zu begeben und in diesem in Entsagung und Heiligkeit schon hier auf Erden ein engelgleiches Leben zu führen.

Aus diesen Anschauungen heraus hat die mittelalterliche Kirche die Völker geleitet und ihnen eine Lebensweisheit und Lebensordnung gebracht, die trotz aller Widersprüche, die sie umklammerte, in ihrer Geschlossenheit und Einheitlichkeit vorher niemals erreicht und noch nicht übertroffen worden ist. Wie ein hoher gotischer Dom steht sie vor uns, den ein Stilgesetz bis ins kleinste beherrscht! Alles ist von den Idealen und den Kräften des Glaubens und der Liebe durchdrungen; die Ewigkeit ragt in die Zeit hinein und hat sich in ihr nicht nur ein Heiligtum geschaffen, sondern arbeitet auch fort und fort an der inneren Umwandelung der Menschheit. Von Gott, durch Gott, zu Gott — das war die Losung, durch welche die sündige und gespaltene Menschheit zur Reinheit geführt und zu einem heiligen Bruderbund in der Liebe umgewandelt werden sollte. Zwar der Kirche gegenüber sollten alle stets Unmündige und Unselbständige sein und blieben es; aber konnte man daran denken, die Geschlechter jener Tage auf andere Weise zum Guten zu erziehen? Jedes Ideal mußte als äußere Autorität auftreten und Unterwürfigkeit fordern; auch die Gnade und Liebe waren in gesetzliche Bestimmungen und Zuteilungen gefaßt und nur den Gehorsamen zugänglich. Jedes Ideal mußte aber auch irgendwie den Sinnen sich darstellen, um als wirklich zu gelten und erlebt zu werden. Doch waren die Sinne jener Menschen nicht wählerisch und ihr Verstand dem Heiligen gegenüber nicht kritisch. Wenn die Kirche sprach, wenn sie einen Gegenstand berührte und weihte, so sah, hörte und fühlte man das Heilige. Und sie sorgte dafür, daß es einem in Geschichte und Gegenwart, in Raum und Zeit begegnete und die Seelen vom Irdischen abzog und zum Himmlischen rief. Da gab es kaum eine natürlich-irdische Lebensbewegung, der nicht eine heilige Übung entsprach, und kein natürliches Ding, das nicht durch ein geistliches Höheres ersetzt oder von ihm begleitet war. Dem Essen und Trinken entsprach das Heilige Mahl und andererseits das Fasten, der Arbeit das Beten, dem Waschen das Weihwasser und die Seelbäder, dem Reisen das Wallfahren, dem Geschäft und Verdienen das Almosengeben, Messestiften und Ablaß kaufen, dem Lichte der Sonne die Kerzen des Altars, dem Ernste der Nacht das zur Einkehr mahnende Dunkel der Kirchen, und diese selbst erschienen mit ihren Altären, ihrer ewigen Lampe, ihren Reliquien und in der ganzen Hoheit ihres Baues und der herrlichen Fülle von Gestalten einer anderen Welt wie die Hütte Gottes bei den Menschen und wie Golgatha und das Paradies zugleich. Alles dieses wurde als eine himmlisch-heilige Einheit empfunden: es zu üben, zu verehren, zu genießen von der Anbetung Gottes an bis zum mechanischen Schlagen des Kreuzeszeichens und bis zur geringsten Zeremonie — das war in gleicher Weise Religion. Sie war so weitschichtig und mannigfaltig wie die



Welt selbst und das Leben; sie war eine zweite Welt, in der man lebte. Verbunden aber war all dieses Heilige mit Tausenden von Wundern, die überall an den heiligen Stätten oder sonst geschahen. Durch sie ragten die Kräfte des göttlichen Wirkens in das tägliche Geschehen hinein. Im Mittelpunkt dieser Wunderwelt stand das große Geheimnis des Brotes und des Weines, die sich täglich und überall in der Kirche auf das Wort des Priesters hin in den Leib und das Blut des Erlösers verwandelten. Neben diesem Wunder flossen aus der Hinterlassenschaft Christi und der Heiligen alle die anderen geringeren: die Hilfleistungen, Heilungen, Änderungen des Naturlaufs, Vorzeichen und wunderbare Begnadigungen und Strafen.

Man lebte in einer Wunderwelt, ja in einer doppelten; denn man verkennt die mittelalterliche Religion und Weltanschauung, wenn man nicht auch darauf achtet, welche Rolle in ihr der Teufel mit seinen Dienern, Unholden und greulichen Werken gespielt hat. Trotz Christus und seiner Erlösung empfand der mittelalterliche Mensch, wenn er die Welt und Gegenwart betrachtete, streng dualistisch, ja er zweifelte nicht, daß der eigentliche Herrscher in Natur und Welt zur Zeit noch immer der Teufel ist und Gott und die Kirche ihm nur dazwischenfahren. Den Untergrund aller Stimmungen bildeten daher die Furcht vor dem Teufel und der Argwohn gegenüber der Natur als der Buhlerin des Teufels. In dieser Furcht flossen alle Schrecken zusammen von der rechtschaffenen Scheu vor dem Bösen und der Sünde an bis zu den unzähligen Formen des düstern und schreckvollen Aberglaubens, der aus der grauen Vorzeit stammte. Zwar Gott war überall, aber auch der Teufel und seine Diener waren überall, machten Land und See, Berg und Flur, Haus und Hof unsicher und benutzten jede Schwäche der Menschen für ihre Tücken; vor allem aber — sie waren die Herren des furchtbaren Höllenfeuers und der ewigen Verdammnis und hatten ein Recht auf die Menschen, wenn sie in Sünden starben.

Damit noch nicht genug: wie über der Erde und unterhalb des Sitzes, auf welchem die heilige Dreieinigkeit thronte, eine himmlische Sphäre sich befand, bevölkert von Erzengeln und Engeln, Heiligen — voran die Himmelskönigin Maria —, Aposteln, Propheten und Märtyrern, so sah die Phantasie jener Zeit unterhalb der Erde oder in ihrem Innern auch noch ein Gebiet. Es war nicht die Hölle, aber es war fast so schrecklich wie sie; denn auch dort brannte ein Feuer. Es war für die Seelen bestimmt, denen zwar die Sünden vergeben waren, die aber die notwendigen zeitlichen Sündenstrafen auf Erden noch nicht abgebüßt hatten. Wer durfte hoffen, diesem Feuer zu entgehen; denn wer durfte sich sagen, daß er alle Bußleistungen richtig und vollständig geleistet habe? Und wenn die Strafen in diesem furchtbaren Feuer Hunderte von Jahren dauern konnten, worin unterschied sich für die Vorstellung dieses Feuer von dem der Hölle? Sie mußten notwendig ineinander fließen.

So wurden die Stimmungen und Erwartungen des mittelalterlichen Menschen zwischen Hoffnung und Schrecken hin- und hergeworfen. Wie im zackigen Blitz wechselten Beseligung und Furcht. Und je mehr ihre noch ungebändigte Natur die Menschen zu gewalttätigem Herrentum, Beute- und Fehdelust und zu allen sinnlichen Freuden trieb, um so fürchterlicher wurden die Stunden der Zerknirschung und der Angst. Schien durch die zugesagte Gnade der Himmel sicher, so schien doch durch die unver-



gebenen Sünden auch die Hölle sicher, und wenn nicht sie, so doch der Schrekken des Fegefeuers! Was vermochten Maria und alle Heiligen und Nothelfer, die reichlich um ihre Fürbitte angerufen wurden, wenn doch Gottes Welt- und Heilsordnung trotz aller Gnade für jeden ein Konto aufstellte und die Bilanz der Seele stets mit ungebüßten Schulden endete? Wird Gottes Barmherzigkeit weiter reichen als sein heiliges Gesetz?

In diesen tiefsten Sorgen und Zweifeln war nur eines sicher — die Kirche; zu ihr mußte man fliehen und bei ihr sich bergen. Sie hatte man als eine trostreiche Wirklichkeit überall vor Augen, und überall war sie zu finden; sie war die Mutter. Wenn man sich gehorsam in ihre Arme warf, glaubte, was sie glaubte, und tat, was sie befahl, wenn man alle ihre Gnadenschätze aufsuchte und sich zuwandte, dann durfte man hoffen zum seligen Ziele zu gelangen. Sie war die Mächtige; sie besaß den Schlüssel, der aufschloß und zuschloß; sie verfügte über alle Sakramente, die von der Geburt bis zum Tode nötig waren; sie verwaltete das Verdienst Christi und der Heiligen; sie verkürzte die zeitlichen Sündenstrafen bis zu ihrer völligen Aufhebung und sie griff selbst in das Fegefeuer hinein und führte die Seelen heraus. Wahnsinn und Selbstvernichtung ist es, ihr zu widerstehen, ihr nicht überall zu folgen und sie nicht gegen jeden Widersacher zu verteidigen. Die Kirche aber als sorgende, zuteilende und leitende waren die Priester, an ihrer Spitze der Papst. Anfang und Ende jeglicher Frömmigkeit und alles Glaubens war daher der unterwürfige Gehorsam, den man ihnen zu leisten hatte.

Diese Grundgedanken und Grundordnungen der Kirche aber fanden begeisterte Lehrer, die sie ausarbeiteten und verteidigten. Der größte von ihnen war Thomas v. Aquino, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte. Er gehört zu den bedeutendsten Denkern aller Zeiten. Er hatte den Aristoteles und den Augustin gründlich studiert und durchdachte nun alles Wissenswürdige vom Wesen Gottes an bis zu den wirtschaftlichen und politischen Fragen der Gegenwart. Und in das Reich der Kirche und des Papstes stellte er alle Erkenntnis hinein und verband die alte christliche Glaubenslehre mit einer Lehre von der Kirche, welche alle Ansprüche des weltherrschenden Papsttums rechtfertigte. So trat der stolze Gedankenbau der mittelalterlich katholischen Lehre neben den Bau der Kirche selbst als ihr Spiegelbild, und an diesem Bilde stärkten und begeisterten sich die denkenden Söhne der Kirche. Die im 14. und 15. Jahrhundert nach dem Vorbild von Paris gestifteten Universitäten waren streng kirchliche Anstalten; die Päpste mußten sie bestätigen, und sie lehrten die Philosophie und alle Wissenschaften im Sinne und zu Ehren der Kirche. Ihr Geist durchwaltete die sich mächtig entwickelnde allgemeine Bildung. Eine kirchenfreie Laienbildung gab es bis tief ins 15. Jahrhundert hinein überhaupt nicht, und wenn auch Fürsten und Städte das Schulwesen selbständig in die Hand nahmen, so geschah das nicht im Gegensatz zum Geist der Kirche.

Die abendländisch-katholische Kirche, wie sie uns in ihren Grundordnungen und Grundgedanken entgegentritt, ist nicht immer so gewesen. Erst durch schwere Kämpfe und mancherlei innere Veränderungen hindurch ist sie so geworden; aber weil sie sich folgerecht von dem Zustand her entwickelt hat, in welchem sie sich im 9. Jahrhundert und schon früher befand, darf man doch sagen, daß sie in der Hauptsache seit dem



Beginn des Mittelalters immer dieselbe geblieben ist. Zwar früher erhielten auch die Laien den Kelch, bekamen schon die Kinder gleich nach der Taufe die heilige Kommunion, wurde die Priesterehe häufig geduldet, gab es noch keinen allgemeinen Zwang zur Ohrenbeichte, war die Bußordnung und Glaubenslehre minder kompliziert, fehlten die Ablässe noch, war die Marienverehrung und -Lehre samt den Marienfesten noch nicht ausgebildet, schwankten die Vorstellungen vom Fegefeuer noch, war selbst die Sakramentslehre noch sehr unsicher, und das Fronleichnamsfest und andere Feiertage kannte man noch nicht; aber alle diese Neuerungen galten den meisten nicht ohne Grund wie Blüten an dem alten Baum. Gerade dort aber, wo äußerlich die größte Veränderung erschien, nämlich in dem Umfang der päpstlichen Gewalt und in der Art ihrer Ausführung, handelte es sich um Ansprüche, die vom römischen Stuhl schon im karolingischen Zeitalter und z. T. schon früher erhoben worden waren. Der volle Sieg des Papsttums über das Kaisertum nach jahrhundertelangem Kampf machte auf alle Gläubigen den Eindruck, daß hier die gerechte Sache zum Siege gekommen war; denn das Jenseits mußte doch über das Diesseits die Oberhand behalten, das Jenseits aber lag unbedingt beim Papst und nur bedingt beim Kaiser. Dennoch aber wurde der Sieg für die folgenden Jahrhunderte dem Papsttum zum Verhängnis; denn nun mußte es das tatsächlich und bis ins einzelne ausbilden, wonach es immer gestrebt hatte — die politische Weltherrschaft. Diese aber zwang das Papsttum und seine Kirchenregierung zu einer „Weltlichkeit“, die gerade die Gläubigsten und Frömmsten unter den Fürsten und Staaten nicht nur stutzig machen, sondern auch empören mußte; denn der geistliche Beruf der Kirche trat nun hinter dem politischen zurück, ja schien häufig ganz vergessen. War denn diese Kirche noch die geistliche Mutter, die Hütte Gottes bei den Menschen und die Seelenführerin? Aber bis in die Tiefe der Grundlage des Papsttums und der Kirche drang doch weder die Empörung noch der Widerspruch. Wie sollte das Sicherste, was es giebt, der einzige Halt der Menschheit, Gottes sichtbares Reich auf Erden, ein Irrtum sein? Unmöglich! In den Gemütern wie in den Köpfen der Menschen blieb die Kirche bestehen, und bei aller Verweltlichung, der sie sich hingab, war sie noch immer das Heiligtum der abendländischen Völker, das Band ihrer Einheit in Ideen und Sprache und die Kraft, welche die Gesellschaft ordnete und zusammenhielt, die Schwachen stärkte und dem Übermut wehrte.

Diese Skizze des Wesens der mittelalterlichen Kirche wäre unvollkommen ohne die Hinzufügung eines sehr wichtigen Zuges, der in den beiden letzten Jahrhunderten vor der Reformation mit besonderer Stärke hervortrat. Von Anfang an durfte sich in der abendländischen Kirche neben der „Autorität“, welche die Offenbarung und alle Dogmen einschloß, die „Vernunft“ („Ratio“) geltend machen; sie war ein Erbe des Stoizismus und des römischen Geistes. Und zwar durfte sie sich in doppelter Weise zu Gehör bringen, indem sie die Dogmen bearbeitete und verteidigte und indem sie eine angeblich natürliche Gotteserkenntnis, eine natürliche Moral und ein natürliches Recht entwickelte, die sämtlich als „richtig“, weil mit dem Verstande gegeben, anerkannt wurden. Mit dieser Anerkennung war dem Menschen nicht nur eine unverlierbare, wenn auch durch die Sünde geschwächte in-



tellektuelle Würde zugesprochen, sondern auch die Freiheit und die unverlierbare Fähigkeit zur Erfüllung des heiligen Gesetzes Gottes, zum Guten. Dadurch stand der Mensch Gott als selbständiges Wesen gegenüber, und das Grundschema des Verhältnisses zu ihm war unverrückbar in der Formel gegeben: Der Mensch soll und kann das Gute aus seiner Freiheit tun; tut er es, so wird er beim Gericht belohnt, versagt er, so wird er bestraft werden und des ewigen Todes sterben. Offenbar ist diese Formel der anderen entgegengesetzt, daß der durch Schuld und Tod geknechtete Mensch der Erlösung und Gnade bedarf, um Gutes tun und seine Bestimmung erreichen zu können. Hier ist die Religion der Moral nicht nur übergeordnet, sondern ermöglicht und erzeugt sie erst; dort ist die Moral das A und O, und die Religion kann ihr nur Stärkungen und Krücken gewähren. Hier ist die geschichtliche Offenbarung alles; dort ist die „Schöpfungsgnade" alles, und die Offenbarung verstärkt und verdeutlicht sie nur. In Augustin und Pelagius traten sich in der abendländischen Kirche die beiden Denkweisen gegenüber, und die augustinische siegte. Die Kirche folgte ihr, so jedoch, daß sie der moralistischen und rationalen einen gewissen Spielraum ließ, der sich immer mehr vergrößerte. Als dann im 13. Jahrhundert die geschlossene rationale Philosophie des Aristoteles den abendländischen Theologen bekannt geworden, durfte Thomas von Aquino hoffen, daß es ihm gelungen sei, den Augustinismus durch die „Ratio" des Aristoteles wissenschaftlich zu durchdringen, vor falschen Konsequenzen zu schützen und eben dadurch siegreich zu behaupten. Eine Versöhnung der beiden großen Denkweisen schien hergestellt zu sein, in der unter dem Prinzipat der augustinischen Gnadenlehre „der vernünftige Mensch" doch sein Recht erhielt.

Allein nach Thomas zeigte es sich, daß seine Vermittelung nicht überall überzeugte, vor allem aber daß sich die Kirchenpraxis selbst und namentlich ihre Seelenpädagogie und der Wert, den sie auf Autorität, Gehorsam und Verdienste legte, bei dem Thomismus nicht aufrichtig beruhigen konnte. Die Kirche war „pelagianischer" als ihr großer Theologe, und die nachfolgende Theologengeneration folgte ihren Spuren und bemerkte zugleich verborgene Risse und Spalten in der Theologie des Thomas, die sie aufdeckte und die ihr Scharfsinn zu erweitern sich genötigt sah. So entstand die Theologie des Duns Scotus und des Occam, und im 15. Jahrhundert drängte dieser „Modernismus", den die Kirche gern gewähren ließ, sogar den Thomismus zurück. Der Nominalismus bearbeitete „die Offenbarung", zu der alles Kirchliche gehörte, besonders und die Vernunftreligion besonders, und zog dort und hier rücksichtslos-formalistisch alle Konsequenzen — starr und spröde standen sich zwei idealistische Systeme gegenüber und durften doch nicht in der Trennung verharren! Es ergaben sich hier also zwei auseinanderklaffende „Wahrheiten"; denn alles lautete auf dem Boden der Offenbarung anders als auf dem Boden der Vernunft. Unter solchen Umständen blieb dem Denkenden, wenn er doch die Offenbarung nicht preisgeben wollte, nichts übrig, als sich durch einen Willensakt des Gehorsams der ganzen geoffenbarten Kirchenlehre zu unterwerfen. Eine solche Unterwürfigkeit mißbilligte die Kirche selbst aber nicht, vielmehr sah sie nach alter Überlieferung gerade in ihr eine korrekte und verdienstliche Beziehung der Menschen wie zu Gott so zu ihrer eigenen Autorität, wenn sie es sich auch andrerseits gern



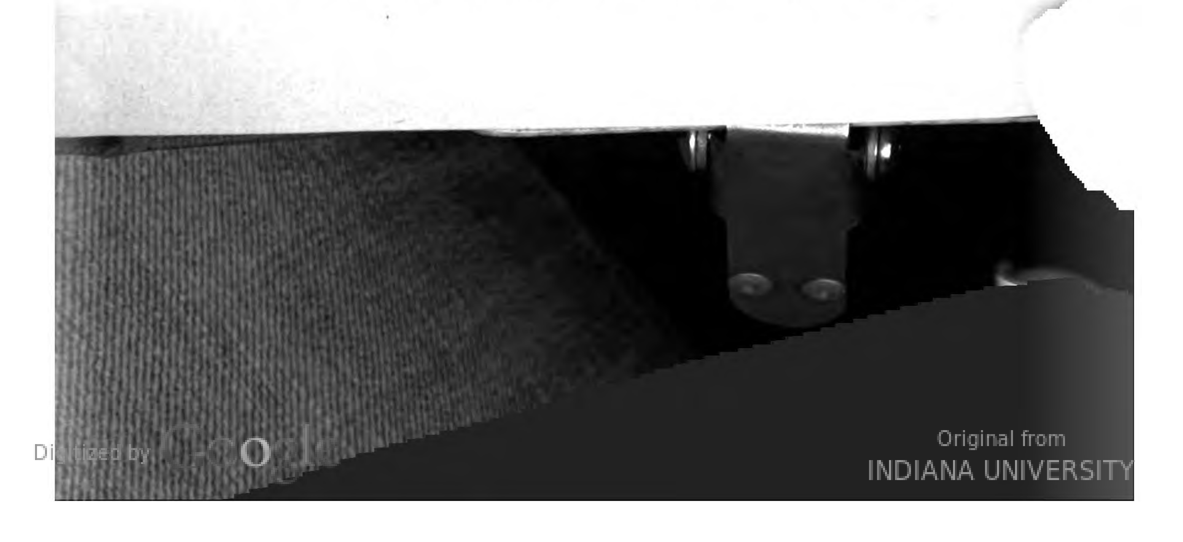
gefallen ließ, daß andere unter Gottes Beistand die Kirchenlehre als die spekulativ einleuchtende Wahrheit verstanden und verkündigten.

Der Nominalismus war auf Grund seiner Vernunfttheologie, z. B. in Occam, ganz moralistisch-pelagianisch und blieb es bei den meisten seiner Anhänger; die augustinische Gottes-, Sünden- und Gnadenlehre war zersetzt und verschwunden. Alles Religiöse gehörte „der zweiten Buchführung" an und trug den Charakter der Glaubensunterwerfung.

Allein diese theologische Denkweise, nach welcher die Gnade in Wahrheit nur ein „Zierat" und das einzig spezifische Christliche die „Armut" war, war doch keineswegs nur eine rückläufige, vielmehr zeigte sie eine Fülle progressiver Elemente, das läßt sich — paradox genug — selbst auf dem eigentlich religiösen Boden behaupten; denn bei dem scharfsinnigen Nachdenken über den Glaubens-Unterwerfungs-Akt trat nicht nur die Souveränität des Glaubens hervor (an sich und im Unterschied vom Erkennen), sondern es wurden auch Züge in ihm entdeckt, die nicht aus blinder Unterwürfigkeit stammten, sondern aus der Welt des Vertrauens. Ferner wurde dem Nominalismus bei seiner hellen Denkart alles Sakramental-Mechanische immer unerträglicher, und er suchte es unter der Hülle der Anerkennung durch geistige Akte zu ersetzen; das „Wort" wurde ihm wichtiger als die „Sachen", die innere Verfassung beim äußeren Tun wertvoller als dieses selbst. Dadurch wurde die Subjektivität in der Religion entfesselt. In diesem Zusammenhang mußte aber notwendig auch der „eingeflößte Glaube" bez. die „eingeflößte Liebe", und der aus ihnen folgende „Liebes-Habitus" als ein dunkler, mystischer Begriff durch Bearbeitung entfernt werden. An die Stelle tritt einfach das freisprechende Urteil Gottes über den Sünder kraft seines souveränen Willensentschlusses. Die Schuldvergebung (Nicht-Anrechnung) erhält so im Nominalismus eine viel größere Bedeutung als in der thomistischen Theologie; sie ist nicht nur ein Initiationsakt, sondern die Tendenz geht darauf, sie als die eigentliche Heilsgnade selbst zu erkennen. Und auch darauf geht die Tendenz, von der subjektiven Seite her bereits in der Reue selbst die Sündentilgung zu sehen. Weiter, weil der Nominalismus, statt mit Allgemeinbegriffen, mit dem Realen rechnete, zog er in viel größerem Umfang als bisher überall die Erfahrung heran, und das Wirkliche erhielt sein Recht, mit dem Wirklichen aber auch das Individuum, die Geschichte und das Relative. Endlich, auch die Autorität selbst wurde bearbeitet, und es ergaben sich Unterschiede und Stufen in ihr. Die Ausgliederung der Heiligen Schrift aus der übrigen heiligen Überlieferung als der einzigen Quelle und Autorität für den Glauben ist ein Ertrag der nominalistischen Arbeit gewesen.

„Kritizismus", „Positivismus", „Pragmatismus" „Voluntarismus" und „Fideïsmus" — sie alle haben ihre Wurzeln im Nominalismus, aber ebenso ist er in begrifflich-technischer und z. T. auch in sachlicher Hinsicht die Voraussetzung der reformatorischen Lehrbildung.

Als Luther auftrat, herrschte an den meisten Lehrstätten dieser Nominalismus; der Reformator ist in ihm erzogen worden und blieb ihm trotz des prinzipiellen Gegensatzes im Religiösen und trotz alles Scheltens auf die Vernunft doch als Denker in vielen Stücken treu; er hat die thomistische Theologie niemals gründlich studiert, aber ihre Hauptgrundlage kannte er von Augustin her. Energische thomistische Reaktionen gegen den Nominalismus haben im 15. Jahrhundert nicht gefehlt; dafür sorgte schon der Domini-



kanerorden. Einige Thomisten wandten sich dabei nicht nur gegen den pelagianischen Rationalismus der Nominalisten, sondern auch gegen den kaum mehr verkappten Moralismus und die Werkgerechtigkeit in der Kirche selbst. Aber Luther hat erst verhältnismäßig spät von ihnen Notiz genommen.

Was die Stärke der mittelalterlichen Kirche war, war auch ihre Schwäche — neben der bunten Fülle dessen, was sie als „Religion" darbot, stand die Fülle entgegenstehender Gedanken, die sie umklammerte. Wie sie Gott selbst als den Schöpfer und Richter im Sinne des Moralismus, als den Eifernden im Sinne des Alten Testaments, als den Gott Platos und als den Vater Jesu Christi verkündete, so verkündete sie Jesus Christus als den von Maria geborenen Gottmenschen mit den zwei Naturen, der in dieser Verbindung schon der Heiland ist, als den gekreuzigten Versöhner, der durch seine Todesleistung Gottes Zorn gestillt hat, als den in jeder Messe aufs neue Geopferten, als den in den Sakramenten unpersönlich gewordenen Gnadenschatz, als den Ecce homo im Sinne Bernhards, als den Armen und Hilfreichen im Sinne des heiligen Franziskus und als den unerbittlichen Richter. Und den Glauben definierte sie als den blinden Gehorsam unter die Kirchenlehre, als durchdachte Orthodoxie, als Zuversicht und Vertrauen, aber auch als ein Minimum von diesem allen, bzw. als „fides implicita", die Gott nur als den Schöpfer und Richter kennt. Und wie hier, so war es überall: in bunter, widerspruchsvoller Menge drängten sich auf derselben Fläche heilige Tatsachen, Mittel und Gedanken, Äußerliches und Innerliches, Glaubenssätze, Spekulationen und Kirchengebote durcheinander. Und an jedem Punkte stritten widersprechende Anschauungen um ihr Recht; Abgründe taten sich auf, und ein Abgrund rief den anderen. Mühsam zwang die Kirche dieses heilige Chaos in eine gewisse Einheit, indem sie die Gegenpole umklammerte. Eine Reduktion war nötig, ja ein neuer Schöpfungstag, der Ordnung schaffen und jedem seine Stelle geben, aber auch ein Gerichtstag, der vielem „Heiligen" ein Ende bereiten sollte.

II. Vorreformation und Vorreformatoren.

Zwei gewaltige Krisen hatte das Papsttum bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts überstanden, den Kampf um das Recht seiner weltpolitischen Macht überhaupt und den Kampf um seine absolute Herrscherstellung in der Kirche. Der erste Kampf kam ihm sofort nach dem Siege über das hohenstaufische Kaisertum von dem zu nationaler Selbständigkeit erstarkten französischen Staat, gleichzeitig aber auch aus den Kreisen strenger franziskanischer Mönche, die sich zeitweilig sogar mit dem Kaisertum wider die Ansprüche des Papsttums verbanden. Der französische König verlangte volle politische und finanzielle Unabhängigkeit und verbot dem Papste jede Regierung in seinem Lande; die Mönche aber hielten ihm die Armutsregel Christi vor, sprachen ihm Besitz und Rechtsgewalt überhaupt ab und erklärten die zu einem Staat des irdischen Rechts und der Gewalt gewordene Kirche für Babel, den weltherrschenden Papst für den Antichrist. Dem Kaiser, so erklärten sie, stehe alle Macht und alle Gewalt zu und unter ihm in abgestufter Weise den anderen Fürsten. Der Heilsordnung der Kirche, die Recht und Macht in sich hineinzog, stellten sie die Schöpfungs- und Naturordnung Gottes in bezug auf Obrigkeit und Recht entgegen, die unverbrüchlich sei. Auf dem Gebiete des Gedankens gelang es den Verteidigern des Papsttums leicht, diese revolutionä-



ren Sätze zu widerlegen. Denn da auch sie sich auf die Bibel stützten, die allgemeine Sündhaftigkeit voraussetzten, dem irdischen Leben noch immer keinen Selbstzweck zu geben wußten und die geistliche Gewalt des Papstes anerkannten, so war es nicht schwer, die künstliche und schwächliche Konstruktion dieser Revolutionäre zu widerlegen. Man konnte ruhig zugestehen, daß es nach dem göttlichen Weltplan in der die Menschheit darstellenden Christenheit einen universellen Herrscher, einen Kaiser, geben müsse, einen Konstantin nach dem Vorbilde Davids und Salomos; aber war es denkbar, daß diesem auch über Christus und seinen Statthalter die Oberhoheit zustehe? War nicht das Umgekehrte das allein Vernünftige? Und wenn selbst der Kaiser dem Papste unterworfen war, wo blieb das selbständige Recht der Könige von Frankreich und England, von denen doch die Bibel gar nichts sagte. Behaupteten deren Anwälte aber gar, wohl sei der Kaiser dem Papst untergeben, nicht aber ihre Könige, so mußte das als eine skandalöse Profanierung alles Rechts und aller Geschichte erscheinen. Offenbar — auf dem Gebiete des Gedankens mußte mit der geistlichen Betrachtung der Weltgeschichte auch die geistliche Gewalt stets die Oberhand behalten über die weltliche! Aber in den Kämpfen um die Herrschaft trat der „Gedanke" immer mehr zurück, und tatsächlich erlangten die Könige — nicht der Kaiser — bedeutende Regierungs- und finanzielle Rechte in bezug auf ihre Landeskirchen. Aber da sie, ihrerseits nun gesättigt, in dem radikalen Widerspruch gegen die Rechtsgewalt der Kirche den extremen Mönchen nicht folgten, kamen Kompromisse zustande, bei denen das Papsttum sich, wenn auch in beschränkterer Weise, doch behaupten konnte. Deutschland wurde bei der Schwäche seiner Zentralgewalt zunächst nur wenig von diesen Entwickelungen berührt. Während man vom Papst abhängiger blieb als irgendein Land sonst, arbeitete hier aber in der Tiefe der einmal entfesselte Gedanke vom Recht der Fürsten und Völker fort und suchte nach einer besseren Begründung. Noch immer glaubten nicht wenige, ihn mit der Idee des universellen Kaiserreichs in nationaler Färbung verbinden zu können. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie gegenüber dem kirchlichen Druck jene Idee wieder an Leben gewann und der erstarkende deutsche Patriotismus sie ergriff. Daneben machte auch in Deutschland das „Landeskirchentum" in den einzelnen Gebieten langsame, aber sichere Fortschritte, und die Päpste verstanden sich allmählich auch hier dazu, diesen und jenen Fürsten durch Übertragung kirchlicher Rechte zu gewinnen oder sich warm zu halten. Haben sie doch sogar das territoriale Kirchentum, aus der Not eine Tugend machend, gestärkt, wenn Größeres, nämlich ihre Hauptstellung in der Welt, es verlangte. Die halb religiöse, halb politische Kaiseridee — der Kaiser neben und über dem Papst Haupt der Christenheit und ihr Schutzherr nach außen und innen — und das Territorialkirchentum kamen Luther entgegen, als er seine Reformation durchzuführen begann. Das war von hoher Bedeutung für die Verbreitung der Reformation und eine schwere Gefahr für die Ansprüche des Papsttums. An dem Kaiser und seinem Reichstag hingen viele Hoffnungen zur Verbesserung auch der kirchlichen Zustände — leider sollten sie alle enttäuscht werden —; die Hoffnungen aber, die man auf die deutschen Fürsten und ihr Regiment setzte, sind von einzelnen voll erfüllt worden.

Noch größer war ein halbes Jahrhundert hindurch von einer anderen Seite



her die Gefahr für das Papsttum, seine monarchische Regierungsgewalt ganz und gar zu verlieren und auf die Stufe eines unpolitischen Hohepriestertums oder eines bloßen Symbols der Einheit der Kirche herabzusinken. Das große Schisma im Papsttum um das Jahr 1400, in eine Zeit fallend, in welcher neue Mächte (Staat, Volk, Wissenschaft) erstarkten, erzeugte zu seiner Abhilfe eine neue Idee, die sich aber in ein ehrwürdiges Gewand hüllte und sich trotz ihrer Undurchführbarkeit in den Köpfen und Gemütern festsetzte. Pariser Professoren hatten sie, wenn auch nicht erdacht, so doch ausgebildet. Weil einst in der alten Kirche Glaubensfragen mit dem Anspruch einer unfehlbaren Entscheidung von den Konzilien gelöst worden waren, so griff man auf diese zurück und sprach ihnen — das war die Neuerung — als dem eigentlichen Organ des Heiligen Geistes die oberste Regierungsgewalt in der Kirche zu, der sich auch der Papst unterzuordnen habe. Aber auch das war eine unerhörte Neuerung, daß man, indem man nun wirklich ein Konzil zusammenrief, nicht nur die Bischöfe einlud, sondern auch Priester und Laien, Fürsten und weltliche Beamte, vor allem aber die Vertreter der Wissenschaft, mitberaten ließ.

Dieser Entschluß war das Symptom einer sich ankündigenden großen Umwälzung in den Tatsachen und Ideen der allgemeinen Gesellschaftsordnung: die Christenheit ist nicht die Hierarchie mit einem Hofe unmündiger Laien, sondern die Gemeinschaft der Getauften und Gläubigen, die in Berufsgruppen zerfällt, deren oberste die Seelen leitende Priesterschaft, die für den Frieden sorgende Obrigkeit und die Vertreter der Wissenschaft (die Universitäten) sind. Die letzte Wurzel des Konzilgedankens selbst ist hier zu suchen. Eine neue Zeit kündigte sich damit an, aber in dieser Form konnte sie sich unmöglich durchsetzen. Zwar gelang es dem Konzil, das päpstliche Schisma wirklich zu beseitigen, sich selbst als einen europäischen Areopag und zugleich als die kirchliche Regierung zu etablieren und auf kurze Zeit die Rechte des Papsttums bis zur Bedeutungslosigkeit zu beschneiden; allein sehr bald sank alles zusammen. An der Eigensüchtigkeit, den Halbheiten und dem Streit der Konzilsväter, an der Unmöglichkeit, den komplizierten Kirchenkörper ständig durch das Konzil zu regieren, und an dem Bestreben der Fürsten, aus den Reformen, die man dem Papsttum auferlegte, finanziellen und jurisdiktionellen Vorteil für sich zu ziehen, mußte das ganze Unternehmen scheitern.

Die Kurie verhandelte mit den Fürsten einzeln und brachte ihnen große Opfer, aber erreichte es so, daß sie die oberste Gewalt des Papstes in der Kirche wieder anerkannten und die ganze Konzilsidee zunächst wieder fallen ließen. Schon wenige Jahre nach dem Basler Konzil durfte es ein Papst wagen, die Appellation von seiner Entscheidung an ein Konzil für ketzerisch zu erklären.

Allein was der Kurie damals bei den Fürsten gelang, gelang ihr nicht mehr bei den Völkern. Zu laut und zu dringlich erscholl schon der Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, den die Konzilien von Konstanz und Basel mit ihrer Autorität gedeckt hatten, als daß er noch unterdrückt werden konnte, und da man kein anderes Mittel zu seiner Verwirklichung sah als das Konzil, so hoffte man in dem kirchlich stets am meisten benachteiligten Deutschland noch fort und fort mit Sehnsucht und Zuversicht auf dieses. Bis tief in die Laienkreise hinein erstreckte sich diese Hoff-



nung, mit der sich, ohne daß man es selber recht wußte, das neue Streben nach Freiheit aller Art verband, auch das Streben, von dem welschen Druck loszukommen. Das Verbot des Papstes aber, ein Konzil wider seine Autorität anzurufen, schreckte selbst fromme Seelen nicht notwendig; denn noch war die päpstliche Unfehlbarkeit kein unumstößlicher Glaubenssatz

„Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" — es war vor allem das Verwaltungs- und finanzielle System, welches, was das „Haupt" anlangt, unerträglich geworden war. Alles hatte man an Herrschaft und Gewalt seitens des Papsttums ertragen, solange es mit großen Mitteln arbeitete und seine direkten finanziellen Ansprüche noch mäßige waren. Nun aber hatten sich — und schon seit zweihundert Jahren, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer drückender — die Verhältnisse geändert. Die Besetzung sehr vieler geistlicher Stellen in allen Ländern, die die Kurie an sich gebracht hatte und für Geld vergab, ferner die Fülle von Auflagen, die sie auf jede geistliche Stelle beim Amtswechsel und anderen Anlässen zu legen verstand, weiter die raffinierte Kunst, mit der sie das gesamte System der geistlichen Kontrolle und selbst die Vorbereitung heiliger Unternehmungen, wie des Türkenkriegs, zu einer Finanzquelle machte, vor allem aber die immer ungescheuter betriebene Praxis, wichtige und notwendige Gnaden (auch geistliche) und zahllose Dispense nur für Geld zu erteilen, drohten die Kurie in ein großes Kaufhaus zu verwandeln. Gewiß — der ungeheure Verwaltungsapparat brauchte Geld und wiederum Geld, und die Wiederherstellung und Ausschmückung des verfallenen Roms kostete Unsummen; aber eine Entschuldigung für die schlimme Profanierung des Heiligen und die moralische Verwahrlosung gab es nicht. Allmählich war sie gekommen, langsam steigend wie eine Flut; nun aber bedeckte sie das ganze Land.

Am meisten litten durch diese Politik der Kurie die Kleriker, vor allem die Erzbischöfe und Bischöfe; sie sahen sich in ihrer Regierung immer mehr beschränkt und in ihrem Vermögen und Einkommen beeinträchtigt. Aber bis in jede Pfarre reichte das würdelose System; doch konnten sich die Bischöfe bis zu einem gewissen Grade an dem niederen Klerus schadlos halten, indem sie ihn behandelten, wie sie selbst behandelt wurden. Die Ausbeutung der Laien erfolgte hauptsächlich durch die abgenötigten „guten Werke", die Geldforderungen für Dispense aller Art und die Sündenstrafen- und Fegfeuer-Ablässe, denen die oberflächliche Frömmigkeit freilich entgegenkam. Noch mehr aber litt alle Welt — die Obrigkeit sowohl wie auch die Laien und Handel und Wandel — durch die Steuerfreiheiten, den besonderen Rechtsstand der Kirche, ihre großen Privilegien und ihre besondere Rechtspflege. Dieses ganze System paßte nicht mehr in die Gegenwart hinein und schädigte die Landeshoheit, die bürgerliche Verwaltung und die kleinen und großen wirtschaftlichen Betriebe. Wenn das geistliche Gericht zahllose Rechtsfälle an sich ziehen konnte, wo blieb die ordentliche Rechtspflege? Wenn eine Klosterbrauerei, wenn eine klösterliche Webstube unbesteuert war, während der gemeine Brauer und Weber Abgaben zahlen mußten, wie konnten diese bestehen?

Die Klagen gingen also nicht nur gegen das „Haupt", das Papsttum — sie richteten sich auch gegen die Kirche als solche und in allen ihren Vertretern. Mit Schrecken mußten die Ernsten, mit Ärger und Neid die Geschädigten erken-



nen, daß der alte Feind, die Simonie, in der Kirche schlimmer als jemals herrschte und sich mit den Privilegien und der Regierungsgewalt der Kirche zu einem bösen Bündnis verbunden hatte.

Aber das ganze Kirchensystem selbst war von gefährlichen Spannungen angefüllt und von Zersetzung bedroht, so kräftig es noch funktionierte. Da war der oben berührte Gegensatz zwischen dem Papst und den Bischöfen — Luther durfte sagen, er habe sich am Anfange seines Auftretens des Beifalls vieler Bischöfe erfreut, weil er für ihre Rechte durch seine Forderungen eingetreten sei. Da war der Gegensatz zwischen den Bischöfen und dem Mönchtum; jene wollten die Klöster aus finanziellen und anderen Gründen unter ihre Gewalt zwingen. Da gab es tiefe Gegensätze im Mönchs- und Klosterwesen selber. Neben einem hohen Aufschwung im Sinne strenger Frömmigkeit, der um das Jahr 1500 zu beobachten ist, machte die Verwahrlosung in einigen Orden und Klöstern Fortschritte; namentlich die Bettelorden waren in der Auswahl ihrer Glieder oft nicht wählerisch und erzeugten ein ungebildetes und leichtfertiges Mönchsproletariat. Im ganzen waren die Zustände gewiß nicht schlimmer als in früherer Zeit; aber die sittliche Kritik der Laien wurde schärfer. Daher sank das Ansehen des Standes der Mönche, der nur noch zum kleinsten Teil zum „Herrenstande" gerechnet werden konnte, unverkennbar, und der sittliche Aufschwung des tätigen Lebens gegenüber dem beschaulichen drängte ihn dazu noch zurück. Auch die fortwährenden Streitigkeiten und Zänkereien zwischen den Orden sowie in ihrer eigenen Mitte und das üble Trachten so mancher Klöster nach Geld und Gut schädigten das Ansehen des Mönchtums.

Aber auch in der Weltgeistlichkeit, mit der es der Bürger und Bauer zu tun hatte, fehlte es nicht an Spannungen und schlimmen Anstößen. Noch immer gab es zahlreiche „Meßpfaffen", die ohne feste Stellung um ihre tägliche Nahrung sorgen und aus dem geistlichen Dienst ein Gewerbe machen mußten; sie verunehrten den ganzen Stand. Die anderen aber litten unter den unaufhörlichen Kämpfen um den Besitz der Pfarreien: die Bischöfe, die Klöster, die Landesherren, die Grundbesitzer wollten sie für sich haben, um die Einkünfte zu genießen und dem Pfründner zu nehmen, was sie nehmen konnten; dieser suchte sich dann wieder an seinen Beichtkindern schadlos zu halten. Was das sittliche Leben des Weltklerus betrifft, so darf man den Klagen, es sei schlimmer und schlimmer geworden, so wenig trauen wie in bezug auf die Mönche, so groß das Ärgernis der Konkubinate noch immer war und so lax in der Regel die Oberen diese Verhältnisse beurteilten. Unzweifelhaft hoben sich in der städtischen Weltgeistlichkeit der Bildungsstand und der Ernst; aber er blieb hinter den Wünschen und Anforderungen der Gebildeten und Frommen doch zurück, und das erzeugte Spannungen und Klagen.

Die Berichte, die fort und fort aus Rom kamen über das schlimme Leben und Treiben am päpstlichen Hofe, die bösen Sitten einzelner Päpste und ihre fortgesetzten kriegerischen Unternehmungen, politischen Bündnisse und Treubrüche machten weniger Eindruck, *als* man erwarten sollte. Teils blieb die Kunde auf engere Kreise beschränkt, teils war man längst gewöhnt, die Person des Papstes von seinem Amte zu trennen. Die zahlreichen Bilder der Verdammten in der Hölle, unter ihnen ein Mann mit der dreifachen Krone des Papstes, reden hier eine deutliche Sprache. Aber alles, was man von Rom aus er-



fuhr, schloß sich doch mehr und mehr zu der schweren Anklage zusammen: das Papsttum erfüllt seine geistliche Aufgabe nicht mehr! Ein Weitblickender hätte darauf antworten können: „Wartet nur! Das aus Frankreich zurückgekehrte und vom Schisma und Konzil befreite Papsttum kann sich erst dann seiner geistlichen Aufgabe wieder mit voller Hingebung zuwenden, wenn es in Italien festen Fuß gefaßt und sich die ewige Stadt und einen Kirchenstaat gesichert hat; denn nur unter dieser Bedingung kann es ein ‚Reich' bleiben und seine geistliche Herrschaft ausüben" — aber wäre das eine Antwort gewesen? Darf die geistliche Aufgabe jemals hinter eine andere zurücktreten, geschweige denn aufgeschoben werden?

Man sieht, es gab hier nicht nur Anlässe zu Reformen die Fülle — das ganze Kirchenwesen war reformbedürftig. Aber wenn man unter „Reformen" solche Änderungen versteht, bei denen die Grundlage des ganzen Zustands unverändert bleibt, dagegen unter „Reformation" solche, welche auch diese Grundlage selbst antasten, so war eine Reformation hier durchaus nicht gefordert. Weise Verzichte, Kompromisse, die alle Teile befriedigten, feste Abgrenzungen der Rechte, innere Einkehr und sittliche Reinigung konnten die meisten dieser Übelstände, wenn nicht gar alle abstellen, und die Kirche blieb doch ein äußeres Reich, und der Papst verlor seine monarchische Gewalt und seine „geistliche" Weltherrschaft nicht. Tatsächlich hat ja auch das Tridentinische Konzil durch seine Reformdekrete sehr viele dieser Mißstände beseitigt. Es ist daher ein Irrtum, wenn man die Ursache der Reformation Luthers hier sucht. Die genannten Mißstände haben zwar diese Reformation sehr bald auf sich gelenkt und ihr die entsprechenden Aufgaben vorgezeichnet; aber sie lagen nur erst am Horizonte des Gesichtskreises Luthers, als er in der entscheidenden Hauptsache bereits mit sich im reinen war und öffentlich auftrat. Man kann sie daher nicht einmal zu den „Voraussetzungen" seiner Reformation rechnen; sie halfen sie ausgestalten und förderten ihre Verbreitung.

Noch viel weniger gehören zu den „Voraussetzungen" des reformatorischen Auftretens Luthers die sozialen Zustände in Deutschland, wie sie damals bestanden. Hier ist viel Schiefes, Übertriebenes und Irriges behauptet worden. Diese Zustände waren in allen Ständen im allgemeinen gesund, und der Prozeß, in welchem sie sich den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen, welche die Zeit aufnötigte, anpaßten, verlief zwar nicht ohne Kämpfe und Aufstände, aber im ganzen doch gut und ohne Umwälzungen. Alle Stände, die Ritter, die reichen handeltreibenden Bürger, der Mittelstand, die kleinen Leute und selbst die Bauern — obschon diese in sehr vielen Gegenden noch unter schwerem Druck standen — befanden sich in einer aufsteigenden Entwickelung, weil der Strom des wirtschaftlichen Lebens reichlicher flutete und die Bildungsmittel zahlreicher und zugänglicher wurden. Aus diesem Aufstieg heraus, nicht aus miserablen Zuständen, die nur verdumpfen, erhoben sich die Wünsche nach einer größeren Selbständigkeit und nach Beschleunigung des ausgleichenden Prozesses; denn um einen solchen handelte es sich überall, ohne daß die Hauptzäune der ständischen und wirtschaftlichen Schichtung verschoben wurden. Nicht sowohl ein demokratischer Zug ging durch die Gesellschaft, wiewohl auch er nicht ganz fehlte, als vielmehr ein erhöhtes Klassenbewußtsein und daneben auch ein gewisses Freiheitsstreben,



wie es stets aus wachsender Bildung entspringt. Nur wenn mißverstandene biblische oder halbverstandene naturrechtliche Sätze hineinspielten und sich gar noch mit Phantasien vom Jüngsten Tage verbanden, führten die heftigen Klassen- und Zunftkämpfe zu schweren Ausbrüchen. Der schlimmste war, neben einigen bösen Kämpfen in den Städten zwischen dem Patriziat und den aufstrebenden Klassen, der Bauernkrieg in Südwestdeutschland; denn die wilde hussitische Bewegung, die einst über den Böhmerwald in Deutschland eingebrochen war, war zu Luthers Zeit fast nur noch eine böse Erinnerung. Die Führer der Bauern beriefen sich wohl auf Sätze des lutherischen Evangeliums, die ihnen paßten; aber wie ihre Klassenbestrebungen nichts mit der Reformation zu tun hatten, so waren auch jene Berufungen nur zum kleinsten Teil berechtigt. Noch weniger freilich als die Reformation der Bauernbewegung genützt hat, nützte die Bauernbewegung der Reformation; dagegen hat sie ihr viel geschadet. Ein wirkliches inneres Band zwischen beiden war eben nicht vorhanden.

Mit mehr Recht kann man sagen, daß die innere Entwickelung in den Städten — in diesen hatte die Kultur in jenem Zeitalter ihren Mittelpunkt — der Reformation entgegenkam; denn zur ehrenfesten bürgerlichen Selbständigkeit und zu den wirksamen Versuchen, eine geschlossene städtische Kulturgemeinschaft mit eigenem Schulwesen und geordneter Armenpflege zu begründen, stand sie, sobald sie zur Volkskirche wurde, wirklich in einer Art von Wahlverwandtschaft. Aber das, was dieser Eigenart der Stadtgemeinde den tiefsten Halt gab, mußte die Reformation erst hinzubringen. So handelt es sich auch hier nicht um eine wichtige Voraussetzung der Reformation selbst, sondern nur ihrer Verbreitung und Organisation. Die selbständige Stadtgemeinde mit sittlichen und Kultur-Aufgaben ist das gegebene Vorbild der neuen kirchlichen Gemeinden gewesen.

Hiermit haben wir bereits die Kultur des Zeitalters berührt. Ihr floß neben der Hauptquelle, die in der kirchlichen Wissenschaft und Bildung gegeben war, damals noch eine zweite Quelle — der Humanismus. Wie man nun versucht hat, die Reformation einfach als Reaktion gegen die kirchlichen Mißstände zu erklären oder kurzerhand als eine Teilerscheinung innerhalb der damaligen aufstrebenden wirtschaftlichen und Gesellschaftsentwickelung, so hat man sie auch aus dem Humanismus ableiten wollen bez. in die engste Beziehung zu ihm gesetzt. Allein auch das ist nicht geglückt; es konnte schon deshalb nicht glücken, weil der Humanismus seinem Wesen nach in bezug auf die Religions- und Weltanschauungsfrage stets nur eine Begleiterscheinung gewesen ist. Wenn er leiten wollte, mußte er selbst borgen oder einen Schein erwecken, dem der Inhalt fehlte. Aber als Begleiterscheinung, die überall erweckt, befruchtet, ja auch bis ins Tiefste umgewandelt hat, hat er eine unermeßliche Bedeutung.

Für die Geschichte der Religion und Kirche kommt hier folgendes in Betracht. Erstlich durch seine Kunst- und Weltfreudigkeit zog der Humanismus die Gemüter und dann auch die Köpfe von der einseitigen Hingebung an das „Jenseits" ab, führte sie zur Erkenntnis der wirklichen Welt und gab dem diesseitigen Leben damit einen Wert, ja einen eigenen Zweck. Wenn es nun eine Folge des von Luther gepredigten Evangeliums war, daß das Bewußtsein sicheren Gottesfriedens tiefe Befriedigung schon auf Erden, ohne Möncherei und asketische Übungen, er-



weckte, so floß aus ihr eine unbefangene und freudige Stimmung auch der Welt gegenüber als dem Vaterhause Gottes, oder es durfte doch diese Stimmung mit der überlieferten abwechseln, nach welcher die Welt ein Jammertal und ein Kerker ist. Das Jenseits und das Diesseits rückten näher zusammen, und dieses war nicht mehr ganz verfemt. Ist das richtig, dann kann man sagen, daß der Humanismus etwas Reformatorisches vorbereitet hat; aber man darf dabei nicht vergessen, daß die treibende Wurzel hier und dort eine andere war.

Zweitens hat der Humanismus das persönliche Leben und das Individuum gleichsam erst entdeckt, von dem Druck der Klassen und Autoritäten befreit und zu Eigenleben geführt. Wie er das getan hat, kann auf sich beruhen bleiben; daß aber die Religion dabei nur in wenigen Humanisten, und auch in ihnen mehr unbewußt, beteiligt war, ist gewiß. Das „Selbst sein wollen", „Selbst leben wollen", „Sein Ich der Welt entgegenstellen", wie es im Humanismus bald als rücksichtsloses Herrentum, bald als ungebundenes Ästhetentum, bald auf moralischer Grundlage auftritt, zeigt, wenn man von Phrasen absieht, nur bei wenigen eine Beziehung auf den Gott, dessen Kraft den Menschen frei macht. Dann aber ist wiederum klar, daß der Humanismus zwar der Reformation eine außerordentliche Vorbereitung geleistet hat, indem er die Geltung der Autoritäten lockerte und den Sinn für das Eigenleben erweckte, daß es aber doch noch einer neuen Kraft bedurfte, um diese neue Stufe des Lebens wirklich zu erobern. Die „guten" Humanisten waren in der Regel schwächliche Individuen und Charaktere, und die „starken" Individuen aus dieser Bildungswelt waren schlimme Herren. Also wartete die neue Zeit noch auf ihre Erfüllung,

Drittens hat der Humanismus jedem seiner wirklichen und echten Jünger ein Erlebnis zugeführt, nämlich literarische Kunstwerke und Überlieferungen auf ihren Gehalt prüfen, aus ihnen Leben schöpfen und dieses Leben steigern zu können. An und aus dem wiedererweckten reichen Erbe der Griechen und Römer haben sie das gelernt, dessen Wiedererweckung freilich in Wechselwirkung stand mit der gesteigerten Bildung des Zeitalters. Wer aber Leben aus Schriften zu schöpfen vermag, der kommt dadurch stets irgendwie über diese hinaus, mag der Lebensinhalt, den er vorfindet, noch so reich sein. So ist Erasmus als Denker und Schriftsteller größer als sein bewunderter Cicero! Hier ist nun aber auch die Stelle, wo eine wirkliche Voraussetzung der Reformation selbst vorliegt und nicht nur ihrer Verbreitung: daß Luther die Psalmen, den Apostel Paulus und den Augustin zu lesen vermochte und daß er sie so gelesen hat, wie er sie las, nämlich ihre Erkenntnisse und ihr Leben empfindungsvoll fortsetzend und steigernd — das verdankt er nicht nur seinem Genius, sondern auch seinem Zeitalter, nämlich dem Humanismus. Diese Bedeutung des Humanismus reicht weit darüber hinaus, daß er die Echtheit alter Urkunden zu prüfen vermochte, Autoritäten stürzte und den Wechsel und das Werdende in der Geschichte zu erkennen begann.

Daß Luther ein „Bibelerlebnis" hatte, d. h. daß er an dem Bibelwort eine ganz neue Einsicht und Erhebung für sein Leben gewann, damit stand er nicht allein. Solche Bibelerlebnisse waren seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den literarischen Erlebnissen des Humanismus in Deutschland und in anderen Ländern

nicht selten, und die neue Verbreitung der Bibel durch den Druck und das Studium des Grundtextes beförderten sie. Erasmus hatte ein Bibelerlebnis, der Franzose Faber Stapulensis und manche andere. Die Evangelien oder der Apostel Paulus gingen den sie Studierenden auf und wurden ihnen dann regelmäßig zu einem Maßstab, an welchem sie die Kirche der Gegenwart maßen und zu schweren Anklagen gegen sie kamen. Zwar der Inhalt und Erfolg des Bibelerlebnisses Luthers unterschied sich sehr bestimmt von dem der anderen; aber daß er es erlebte, stand im Zusammenhang mit seinem Zeitalter.

Darf dem Humanismus somit — abgesehen von seiner nationalen Bedeutung, die nicht hierher gehört — ein positiver Anteil an der Vorbereitung der Reformation zugesprochen werden, so ist dieser Anteil zwar eine große, das Neue auch in der Religion hervortreibende Kraft, nicht aber der Keim des Neuen selbst gewesen. Daß er das nicht war, hat niemand klarer gesehen als Luther selbst. Er erkannte sehr bald, daß ihn eine unüberbrückbare Kluft von dem Fürsten der Humanisten, Erasmus, trennte, weil dieser nur „Menschliches" und „Moralität" habe, aber Gottes Kraft nicht kenne.

Wo aber ist der wirkliche Keim des Neuen dann in der Vorgeschichte der Reformation zu suchen? Gab es überhaupt einen solchen? Gab es eine wirkliche Vorreformation? Man nennt wohl alle die Männer „Vorreformatoren", welche die Ohrenbeichte, die Ablässe, das Fegefeuer, die Entziehung des Kelches, den Heiligendienst usw. vor Luther angegriffen haben; aber offenbar braucht man diesen Namen zu Unrecht, wenn man ihn auch denen in dieser Gruppe gibt, die des guten Glaubens waren, das sichtbare priesterliche Kirchenreich und die kirchlichen Grundanschauungen vom Heil und von den Sakramenten mit diesen ihren Reformen zu stärken.

Ebenso nennt man auch die „Vorreformatoren", welche des Papstes und der Priester Gewalt angriffen und zu schwächen suchten; aber wenn das nicht im Interesse einer neuen Überzeugung vom Wesen des Heils und des Glaubens geschah, so hat, wie wir schon gesehen haben, der Ursprung der Reformation damit nichts zu tun.

Dennoch hat es eine wirkliche Vorreformation gegeben. Worin sie bestanden hat, darüber wußten die alten protestantischen Theologen besser Bescheid als die meisten Historiker des vorigen Jahrhunderts; doch stellt sich langsam die richtige Anschauung jetzt wieder her.

Nach dem bisher Ausgeführten darf die „Vorreformation", wenn es eine solche gegeben hat, in nichts anderem gesucht werden als in der innern Geschichte der Religion selbst. Diese befand sich, als Luther auftrat, nicht in einem Niedergang; man kann vielmehr von einem Aufschwung sprechen, und darf sich durch die Anklagen Luthers und seiner Schüler nicht täuschen lassen. Zwar scheint die Zeremonien-, Werkheiligkeits- und Sakraments-Religion mit ihrem Heiligen- und Reliquiendienst, ihren Ablässen und alten und neuen Nothelfern, Meßstiftungen, Weihungen und Gelübden blühender gewesen zu sein als je; aber man wäre im Irrtum, wollte man in ihr nur eine Veräußerlichung der Frömmigkeit sehen. Auch innere und ernste, wenn auch mißleitete Frömmigkeit kam hier zum Ausdruck. Mit und neben ihr aber waren die rein geistlichen Darbietungen reichlicher und tiefer als in irgendeiner Periode der Kirche vorher, und die Kirche kam in den Landessprachen in Predigt, Unterricht und Seelsorge dem Gewissen näher als frü-



her. Die Zahl der Predigten nahm zu, und neben solchen, welche nur das Gesetz und die äußere Kirchlichkeit samt dem Marien- und Heiligendienst einschärften, wuchs wahrscheinlich die Zahl der tüchtigen, wahrhaft geistlichen Predigten. Die persönliche Seelsorge war reger; zu wahrer Buße, nicht nur zu Bußwerken und Ablässen wurde ermahnt, und der Religionsunterricht der Laien, wenn auch immer noch dürftig genug, machte langsam Fortschritte. Auch neue Bruderschaften sorgten für ihn, und eben diese Bruderschaften und andere sorgten auch für die armen Mitbrüder. Langsam begann sich die Liebestätigkeit von dem Banne, der auf ihr lag, zu befreien, daß man lediglich um des eigenen Seelenheils willen für den Kranken, Armen und Schwachen sorgte. Eine Laienfrömmigkeit begann sich zu entwickeln, die mehr war als Kirchengehorsam und die doch an ihrer Kirche hing. Die Bibel selbst lag zwar den Laien in der Regel noch fern, aber sie schickte sich an, auch zu ihnen zu kommen. Freilich auch bei den Frömmsten, und gerade bei ihnen, waren Glaube und ungestillte Seelenunruhe, Hoffnung und drückendste Furcht, innerliche Religion und äußeres Tun miteinander aufs festeste verflochten. Ein tiefes ungelöstes Problem lag auf dem Grunde dieser Frömmigkeit. Wo haben wir es zu suchen?

Innerhalb der christlichen Religion des Abendlandes gab es seit dem 5. Jahrhundert, auf den Kern der Sache gesehen, nur einen einzigen großen Gegensatz, der oben bereits zum Ausdruck gekommen ist: Steht der Mensch in Hinsicht seiner höheren Bestimmung lediglich auf sich selber, auf seiner Vernunft, seiner Freiheit? Schafft er aus sich heraus das Gute als sein Werk und Verdienst? Und hilft ihm dabei die Religion — Gott und Christus — nur als Krücke, die zur Not auch fehlen könnte? Oder ist nicht Gott-Anhangen das Gute und quillt nicht daher alles, was den Menschen aus dem Staube und der Sünde erhebt, aus der göttlichen Gnade, die erst die Freiheit schafft? Ist nicht also Gott Anfang, Mitte und Ende des sittlichen Lebens und Christus Gottes wirksame Kraft? Dort sagte man mit Pelagius: Das Gute ist die freie und verdienstliche Erfüllung der heiligen Gebote des gesetzgebenden Gottes. Hier bekannte man mit Augustin: Das Gute strömt aus dem Glauben und der Liebe, welche Gott schenkt. Dort hielt man sich an das Gesetz, hier an die Gnade, wie man sie im Evangelium fand. Die abendländisch-katholische Kirche hat sich schon im 5. Jahrhundert auf die Seite Augustins gestellt und diesen Boden prinzipiell stets und bis heute behauptet. Aber tatsächlich ist der Pelagianismus, d. h. der Moralismus und die Werkgerechtigkeit, nicht wirklich in ihr überwunden worden, weil die Ordnungen und Ansprüche der Kirche in dieser Richtung schon gefestigt waren, als sie von ihrem größten Genius, Augustin, bezwungen, seine grundlegenden Religionsgedanken übernahm. Daher ist das tiefste, ja beinahe das einzige Thema der innersten Geschichte der christlichen Religion im Abendland das fortgesetzte Ringen zwischen Augustin und Pelagius, zwischen Religion und Moral, zwischen Gesetz und Evangelium. Auch der große Kampf in der mittelalterlichen theologischen Wissenschaft, der sog. Scholastik, hat letztlich kein anderes Thema. Aus diesem Ringen heraus und lediglich aus ihm ist auch Luthers Reformation geboren. Aber die Größe Luthers besteht nicht nur darin, daß er kräftiger und reiner als irgendein Abendländer vor ihm den Augustinismus wie-



der in Geltung setzte, sondern daß er ihn auch selber reinigte, zum Abschluß brachte und ihm dadurch erst die Kraft verlieh, die ihm noch gefehlt hatte, alles Fremde wirklich abzustoßen.

Steht es aber so mit der Voraussetzung der Reformation, dann dürfen als wirkliche Vorreformatoren nur die Männer gelten, die vom 5. bis zum 15. Jahrhundert für das augustinische Bekenntnis in bezug auf Gnade und Freiheit, Gesetz und Evangelium gegen den groben und feinen Pelagianismus gekämpft haben, und unter ihnen sind wiederum diejenigen als Vorreformatoren im engsten Sinn zu bezeichnen, bei denen sich Ansätze zu der Vollendung des Augustinismus finden, wie sie Luther gebracht hat. Jene Vorreformatoren sind zahlreich, diese viel spärlicher. Das Wichtige aber ist, daß sie keineswegs immer in Konflikt mit der Kirche kamen, selbst diejenigen nicht, welche den Augustinismus durch Betonung der souveränen Bedeutung des Glaubens noch steigerten. Zwar die Waldenser, Wiclif, Hus, Wesel, Wessel u. a. gerieten in schwere Kämpfe, aber zunächst nicht deshalb, weil man ihren Glauben für ketzerisch hielt — man beachtete ihn weniger —, vielmehr weil man ihre Angriffe auf den Kirchenbegriff, das Kirchenwesen und die kirchlichen Einrichtungen nicht dulden wollte. Sätze wie die, daß unsere Gerechtigkeit überhaupt unter keinen Umständen vor Gott in Betracht komme, sondern nur seine Gnade und unser Glaube, haben Männer wie Bernhard von Clairvaux u. a. ungefährdet aussprechen können, weil sie nicht die Folgerungen aus ihnen zogen, die in ihnen steckten und die Luther gezogen hat, und weil sie daneben andere Sätze aussprachen, die jenen Sätzen widersprachen. Aber diese Bekenntnisse waren doch da, waren in den Sterbegebeten und sonst in der Kirche zu finden und blieben nicht ganz ohne Wirkung. Die Schüler Augustins — alle die, welche seinen Glauben wiedererweckten und gegen den kirchlichen Moralismus richteten — und sie allein, sind die Vorreformatoren; selbst die thomistischen Scholastiker waren es, wenn sie sich gegen die neue Theologie der pelagianischen Scholastiker richteten, welche von Duns Scotus, Occam u. a. vertreten wurde. Dann aber ergibt es sich, daß die Vorreformation in dem von Augustin stammenden Erbe der Kirche selbst steckte und nirgendwo anders. Hieraus folgt aber weiter, daß die mittelalterliche Kirche auch für Luther die Mutterkirche im vollen und tiefen Sinn gewesen und er aus ihr herausgewachsen ist. Seine Vorläufer sind nicht nur bei den Sektierern zu suchen, die die spirituellen und religiösen Gedanken Augustins wieder aufgenommen und dem Kirchentum entgegengesetzt haben, sondern hier steht die Kirche selbst, sofern sie die augustinische Glaubenslehre noch in ihren Fundamenten hatte. Luthers Werk ist daher wirklich „Reformation" gewesen und nicht eine Revolution von außen. Wohl hat er das ganze Kirchentum gesprengt; aber die Kraft dazu hat er aus dem religiösen Erbe der Kirche selbst gewonnen; denn aus ihm stammen die Voraussetzungen seines religiösen Erlebnisses.

Aber müssen nicht auch alle die zu den Vorreformatoren gerechnet werden, die vor Luther dem tätigen Leben der Frömmigkeit den Vorzug vor dem beschaulichen der Mönche gegeben haben? Und weiter, sind nicht die deutschen Mystiker die eigentlichen Vorreformatoren? Was jene betrifft, so darf gewiß der Einfluß nicht verkannt werden, den die Wendung zum tätigen Leben, wie



sie sich in den frommen Bruderschaften des Zeitalters zeigte und schon in Franziskus von Assisi und seinem Orden aufleuchtete, für Luther und die Reformation gehabt hat. Aber eben die Tatsache, daß zahlreiche Mönche in bewunderungswürdiger Weise sich selbst vergaßen und ganz in dem Dienst der armen Brüder aufgingen, lehrt, daß dies mit dem höchsten katholischen Lebensideal, welches Luther bekämpft hat, wohl vereinbar war, ja aus ihm abgeleitet werden konnte. Also darf das tätige Leben der Frömmigkeit nicht als „vorreformatorisch" in Anspruch genommen werden; es steht mit ihm anders als mit dem Bekenntnis zur Glaubensgerechtigkeit. Dennoch wird man überall dort eine Vorbereitung des reformatorischen Lebensideals anerkennen dürfen, wo man dem Nächsten nicht geholfen hat, um seiner eigenen Seele Verdienste zu erwerben, sondern wo man liebte und half. In diesem Sinne weist vor allem schon Franz von Assisi, der treueste Sohn der katholischen Kirche, auf ein neues Erleben der christlichen Religion hin, welches das Mönchtum sprengen sollte.

Eine herrliche religiöse Erscheinung ist die deutsche Mystik, wie sie um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert emporblühte. Sie hat die Frömmigkeit aus den Äußerlichkeiten herausgeführt, belebt und vertieft. Sie hat sie innerlicher und selbständiger werden lassen; sie hat befreiend gewirkt und der Seele Nahrung zu freudigem Wachstum gegeben. Sofern sie dabei auf augustinischer Überlieferung fußte, diese gegen die Werkgerechtigkeit, die „Verdienste" und den äußeren Heils- und Glaubensmechanismus richtete, die Seele ganz unter die göttliche Gnade und Liebe beschloß und das Erlebnis der Wiedergeburt im schmerzlichsten Seelenkampf erlebte, gehört die Mystik einfach zu der Vorreformation, von der wir oben gesprochen haben. Aber das, was das eigentliche Wesen der Mystik ausmachte, ist teils gut katholisch im Gegensatz zum Evangelischen, teils ist es aus der Schatzkammer geschöpft, aus der auch der Katholizismus geschöpft hat, dem Neuplatonismus — nur schöpfte die Mystik reichlicher und übersprang die Grenzen, die die Kirche sich bei ihren Entlehnungen gezogen hatte.

Mystik ist eine Religionsphilosophie mit praktischen Anweisungen. Sie ist diejenige Stellung zum gesamten Sein, kraft welcher man dieses auf die drei Begriffe: Gott, Welt und Seele, reduziert, ihr Auseinandersein als schwerste Spannung empfindet, aber als Identität zu ahnen glaubt und es daher als die höchste Aufgabe, ja als die einzige erkennt, aus dem Spannungsdruck zum Identitätserlebnis — sei es im Erkennen, sei es im Willen und Gefühl — zu gelangen. Während des höchsten Spannungsdrucks erscheint die Welt als der Feind, d. h. als das große Hemmnis zwischen Gott und der Seele; im Identitätserlebnis aber ist auch die Welt in der Fülle der Gottheit ganz verschwunden. In der Zwischenzeit aber erscheint sie in ihren Stufen, die vom Nichts bis zur Gottheit reichen, als die Leiter zum Aufstieg der Seele. Auf jeder Stufe ist man von der je unteren als von einem bösen Übel befreit, und für jede Stufe ist die nächstfolgende die Befreiung. Die Stufen sind Kräfte und helfen der Seele, und sie muß sie doch alle hinter sich lassen; denn sie stammt aus Gott, geht zu Gott und verschmilzt in und mit Gott.

Dies ist für jede höhere Religion eine wundervolle Melodie; aber sie ist kein christlicher Text, sondern ein spekulativer. Wohl kann die Mystik den christlichen



Text an sich ziehen und ihn ausgiebig in verschiedener Weise — als tröstliches Paradigma, als Symbol, als Erregungsmittel, als wirkliche Kraft — benutzen, aber notwendig braucht sie ihn nicht. Und nicht nur der christlich-geschichtliche Text fehlt der Mystik — auch das Grundverhältnis von Gott und der Seele ist hier und dort ein anderes: Hier ist Gott der Vater und der Mensch sein erlöstes Kind, dessen Gottebenbildlichkeit aber keine wirkliche Stammverwandtschaft bedeutet; denn Gott bleibt der Herr und der Mensch die Kreatur, und ohne Gott ist der Mensch nicht ein „Nichts", sondern ein schuldiger Geist. Dort dagegen ist Gott die Fülle alles Seins und der einzig Seiende, die Seele aber ihm entströmt — ein Teil von ihm, wenn sie bei ihm bleibt oder zu ihm zurückkehrt, ein Nichts in der Entfremdung. Wohl können sich diese beiden Grundanschauungen ineinander schieben, ja befruchten, aber sie bleiben doch sehr verschieden.

Auf Luther hat diese Mystik in ihrer unkirchlichen Form niemals, in ihrer kirchlichen, d. h. von der Kirche stillschweigend anerkannten, erst dann eingewirkt, als er längst ein Schüler Augustins geworden war, dessen Überzeugung von Sünde und Gnade nacherlebt und auch die pantheistisch-mystischen Elemente bei ihm kennen gelernt hatte. Ja, er war schon über Augustin hinausgewachsen und hatte den gnädigen Gott als seinen Gott schon erlebt, als er die Predigten Taulers und „die deutsche Theologie" las. Sie konnten ihn daher im strengen Sinn nichts mehr lehren, am wenigsten „Mystisches", denn das kannte er schon lange und das hatte ihn innerlich unberührt gelassen. Dennoch hat er sie als seine Lehrmeister bezeichnet, und nicht mit Unrecht. Denn erstlich lehrten sie ihn, daß seine eigene Erfahrung von dem Höllenschrecken der Gottverlassenheit und des Hochmuts als Voraussetzung des Gotterlebnisses trotz ihrer Paradoxie nichts Individuelles und kein Irrtum gewesen sei, sondern daß Gott geradeso und nicht anders mit den Menschen handeln wolle, daß also jeder diesen Weg gehen müsse. Zweitens bestärkten sie ihn in der Sicherheit des Gottbesitzes, weil auch die Erfahrung der Sünde und Gottverlassenheit Gottes Schickung sei, der also bei den Menschen bleibt, auch wenn dieser in der Hölle der Anfechtung liegt. Das war bei Tauler und in der „deutschen Theologie" deutlich zu lesen, und diese heilige Erfahrung und Dialektik des Gewissens, die schon der Apostel Paulus entfesselt hat und die nur der Unkundige „Mystik" nennen kann, gab ihm eine Klärung und Zuversicht, dazu den Mut der sicheren Aussprache des Erlebten, für die er Tauler und dem Verfasser der „deutschen Theologie" den innigsten Dank wußte. So darf man diese Mystiker wirklich neben Augustin, an dem sie Luther selbst als dem Größeren gemessen hat, auch als Vorreformatoren bezeichnen; aber nicht weil sie Luther gelehrt haben, „was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge" an sich seien, sondern weil sie nach Luthers Urteil über die Gesinnung, die wirkliche Betätigung und den Wert dieser Größen die Wahrheit erkannt hatten.

Die Ausgestaltung und Verbreitung der Reformation hat fast so viele Voraussetzungen und Ursachen, als es kirchliche, staatliche, kulturelle und soziale Zustände gab, die Verbesserungen und Umgestaltungen bedurften und sich bereits in einer Entwickelung zu ihnen bewegten. Die Reformation selbst aber hat nur eine Wurzel gehabt: sie liegt ausschließlich in Luthers Glaubenskampf und Glaubenserkenntnis. Soweit diese von geschichtlichen Voraussetzungen und



Vorbereitungen abhängig waren, kommt als vorreformatorische Kraft nur jenes alte Erbe der Kirche selbst in Betracht, welches in den Kreuz- und Trostpsalmen, in den Briefen des Apostel Paulus und in Augustins Sünden- und Gnadenlehre gegeben und immer aufs neue durch Augustins Schüler der Kirche vorgehalten worden war. Dazu brachten Tauler und der Verfasser der „deutschen Theologie" für Luther eine besondere Note, die ihn geklärt und gestärkt hat. Die Reformation Luthers ist also ein echter Sproß aus dem Wurzelstock der mittelalterlichen Kirche, obgleich sie sich gegen sie wenden mußte. In dieser Kirche war zwar in weitesten Kreisen die Notwendigkeit von Reformen anerkannt; aber jeder empfand sie nur dort, wo ihn gerade der Schuh drückte. Alle Bestrebungen waren daher zersplittert, unkräftig und bezogen sich größtenteils nur auf abgeleitete Mißstände. Was hilft es aber an den Früchten pflegen, wenn der Baum selbst krank ist? Um so versöhnender wirkt die Erkenntnis, daß Luthers Reformation aus „der Bibel und St. Augustinus" geflossen ist. In der entscheidenden Epoche zwischen 1508/9 und 1515/16 hat Luther diese beiden Größen oftmals zusammen genannt und keine anderen hinzugefügt. Eben deshalb hat er auch niemals die Überzeugung und den Anspruch aufgegeben, der einen, alten „Christenheit" anzugehören und sie fortzusetzen, die in den Jahrhunderten vor ihm in der katholischen Kirche zusammengefaßt war. Wohl erkannte er allmählich immer deutlicher, daß eine falsche Entwickelung schon sehr früh begonnen hat, nämlich bereits bei „den lieben Vätern", d. h. bei den Kirchenvätern der alten Zeit. Aber das störte ihn nicht in der Anerkennung, daß die Kirche zu allen Zeiten Christus und die Sündenvergebung in ihrer Mitte gehabt hat. Zwar berief er sich zeitweilig mit Genugtuung auch auf Wiclif, Hus und andere, welche dem römischen Kirchentum Opposition gemacht hatten, und sah in ihnen seine Geistesverwandten und Ahnen gegenüber den Kirchenmännern. Aber auch sie waren ihm in den Glaubensgedanken, die er an ihnen schätzte, nicht „Sektierer" neben der Kirche, sondern, wie er selbst, ihre treuen Söhne, die sich mit Fug und Recht gegen angemaßte Ansprüche und falsche Lehren erhoben hatten. Sind aber Augustin und seine geistige Deszendenz (in der Sünden- und Gnadenlehre, in der Lehre vom Wort Gottes und im spirituellen Kirchenbegriff) die Vorreformatoren, so ist es andererseits ebenso gewiß, daß die Vertreter des herrschenden Kirchen-, Sakraments- und Priesterbegriffs sich gegen Luther mit Recht auf Augustin berufen durften, der überall als altkatholischer Kirchenmann die Konsequenzen seiner Heilslehre entweder nicht verfolgt oder abgebrochen oder verfälscht hat. Von hier aus stellt Luthers Unternehmen nicht nur einen Kampf mit Augustin gegen Pelagius dar, sondern auch einen Kampf gegen Augustin. Das unendlich reiche und komplizierte, ja in sich antithetische Erbe des unvergleichlichen Mannes kam erst elfhundert Jahre nach seinem Erscheinen zu wirklicher Klärung![1])

Nicht zu den Vorreformatoren dürfen Occam und die Nominalisten gerechnet werden trotz ihrer wertvollen Erkenntnisse, von denen Luther (s. oben das erste Kapitel), halb unbewußt, einen so reichen Gebrauch gemacht hat und ohne

1) In seiner akademische Rede (Histor. Ztschr., 3. Folge, 20. Bd., S. 377—458) hat v. Below jüngst „die Ursachen der Reforation" vorzüglich behandelt, aber m. E. den Hauptpunkt doch nicht mit ins gebührende Licht gerückt, weil er den reichen, aber komplexen Besitz der mittelalterlichen Kirche nicht genügend gewürdigt hat.



die seine Theologie geschichtlich unverständlich bleibt; denn seinem Glaubenserlebnis stehen sie fern. Doch mag man sie in dem Sinne Vorläufer nennen, in welchem die Aufklärung Vorläuferin des deutschen Idealismus gewesen ist.

III. Luther.

Altertum, Mittelalter, Neuzeit — diese Einteilung der Weltgeschichte behauptet sich gegenüber allen Versuchen sie zu ändern. Wann aber hat die Neuzeit begonnen? Auf diese Frage gibt es drei Antworten. Die einen meinen, sie habe ihren Anfang genommen, als sich die heute noch bestehenden großen Staaten als wirklich selbständige gebildet haben, die verschiedenen Nationalliteraturen entstanden und Kunst und Wissenschaft einen neuen Aufschwung von Italien her genommen. Dann wäre der Anfang der Neuzeit schon ins 14. Jahrhundert zu setzen. Im Gegensatz zu diesen gehen die anderen viel weiter herab: Erst als Religion und Kirche nicht mehr die Mittelpunkte des politischen Lebens und des Lebens überhaupt bildeten, die Religionskriege aufhörten und die Glaubens-, die Denk- und die bürgerliche Freiheit in Kraft traten oder sich vorbereiteten, erst da beginne die Neuzeit, also frühestens nach dem Dreißigjährigen Krieg, ja, noch später im Laufe des 18. Jahrhunderts. Die dritten aber urteilen: Die Neuzeit hat mit der Reformation Luthers ihren Anfang genommen, und zwar am 31. Oktober 1517; die Hammerschläge an der Türe der Schloßkirche zu Wittenberg haben sie eingeleitet.

Die letzteren haben recht: jener Tag ist der Anfang der Neuzeit. Worin besteht denn der entscheidende Unterschied zwischen ihr und dem Mittelalter? In der unbefangenen Erkenntnis des Wirklichen und in der mutigen und umsichtigen Ordnung aller Lebensgebiete auf Grund dieser Erkenntnis. Gegenüber dem Mittelalter ist das Charakteristische der Neuzeit der Realismus, der keinen Gegensatz zum Idealismus bildet, aber ihn an reale Voraussetzungen bindet. Suum cuique: alles Lebendige steht auf seinem eigenen Rechte und soll sich in Selbständigkeit und Freiheit entwickeln, der einzelne, die Familie, das Recht, der Staat, die Kirche, die Schule und Wissenschaft, die Kunst und jegliche Berufsarbeit. Die ungeheure Aufgabe aber, alle diese Kreise in eine friedliche und fördernde Einheit zu bringen und in ihr zu erhalten, soll nicht durch die kirchliche Autorität gelöst werden — war sie es doch gerade, die den großen Gebieten ihre Freiheit genommen und zugleich den Blick für sie getrübt hatte —, sondern ist dem einzelnen, der Gesellschaft, dem Staat und der Kirche im Zusammenwirken anheimgegeben.

Wann hat diese neue Zeit, die freilich noch immer im Werden begriffen ist, ja durch den grauenvollen Weltkrieg gesprengt zu werden scheint, begonnen? Auf einigen Linien gewiß schon geraume Zeit vor Luther, wie das vorige Kapitel gezeigt hat. Aber allen diesen Anfängen hat die befreiende und fortwirkende Tat gefehlt. Auf die Tat aber kommt hier alles an; denn das, was bekämpft werden mußte, war ja nicht, wie im ersten Kapitel dargelegt worden ist, ein bloßes Glaubens- und Gedankensystem, das man ausschließlich mit dem Wort bekämpfen konnte, sondern es war ein politisches Reich, ja in gewissem Sinn das Weltreich. Also konnte es nur durch die Tat bekämpft werden, d. h. man mußte den Mut haben, sich von ihm loszusagen, und man mußte die Kraft haben, die Menschen wirklich und dauernd von



dieser Herrschaft, die ihnen bisher im höheren Leben nahezu alles bedeutete, zu befreien und sie auf eine neue Bahn zu stellen. Das hat Luther getan und keiner vor ihm; die anderen haben nur erfolglose Versuche gemacht. „Im Anfang war die Tat": Dies Wort gilt, wenn irgendwo, so hier, und darum hat erst Luther die Neuzeit begründet — und nicht nur für Deutschland, sondern auch für ganz Westeuropa, ja für die Menschheit. Denn wo nur immer der Bann der Kirche gebrochen worden ist, da hat seine Tat entweder direkt gewirkt oder doch den entscheidenden Anstoß gegeben. Anderseits aber — wirklich er und kein Späterer hat sie begründet; denn so gewiß es ist, daß er kein Vollender gewesen ist, vielmehr noch sehr vieles hat bestehen lassen, was fallen mußte, so gewiß hat er mit seiner Tat ein Doppeltes geleistet: er hat das schwerste Hemmnis einer neuen Entwicklung zurückgeschoben, zugleich aber das Fundament für die Neuzeit gelegt und es selbst auszubauen begonnen.

In dieser zweieinigen Leistung liegt seine epochemachende Größe: er hat nicht nur als Revolutionär die Alleinherrschaft der römischen Kirche zu Fall gebracht, sondern er hat auch als ein echter Reformator an dem alten Glaubensbesitz der mittelalterlichen Kirche durch ein tiefes inneres Erlebnis eine neue Art des Glaubens und der Frömmigkeit und eine neue Stellung zur Welt gewonnen. Diese neue Art aber wurde eine starke Wurzel für die Kräfte, Triebe und Blüten der Neuzeit. Die Selbständigkeit der Persönlichkeit und des eigenen Gewissens und wiederum die Selbständigkeit aller großen Gebiete des Lebens entwickelten sich langsam, aber folgerecht aus Luthers Glaubenstat. So liegt hier die Tatsache vor, die fast wie ein Rätsel erscheint, daß eine Glaubenstat, die als solche ganz dem Gebiet des innern Lebens angehörte, die weltlichen Gebiete des Staats, des Rechts, der Familie, der Wissenschaft usw. befreit hat. Aber das Rätsel löst sich leicht: weil Luther durch seine Glaubenstat die Religion aus allen diesen Verbindungen und Verflechtungen heraus- und ganz auf ihr inneres Wesen zurückführte, so wurde nun auch alles andere, was ein Recht auf Geltung hatte, vom Druck befreit und konnte unbevormundet zur Selbständigkeit emporwachsen. Das anspruchsvolle corpus permixtum, die Kirche, wurde durch eine gewaltige Reduktion ins Unrecht gesetzt. Dadurch wurde die Religion sich selbst zurückgegeben; aber eben diese notwendige und heilsame Beschränkung und Entlastung emanzipierte alle die Gebiete, welche die Religion widerrechtlich und zu eigenem Schaden besetzt hatte. Denkt man Luther aus der Geschichte weg, so gäbe es neben der römischen Kirche in West- und Mitteleuropa wahrscheinlich nur die atheistische Aufklärung, wie wir sie bei den römischen Völkern heute finden; was aber aus den Staaten ohne ihn geworden wäre, das vermag niemand zu sagen. Also ist Luther der Begründer der Neuzeit. —

In einer treffenden und tiefen Betrachtung hat Luther öfters das, was Gott (bzw. Jesus Christus) an und für sich ist und hat, unterschieden von dem, was er für uns ist und hat. Jenes ist verborgen, dunkel, letztlich also für uns ein Geheimnis, dieses ist hell, klar und wirksam. Diese Unterscheidung trifft aber für jedes höhere Personleben zu und daher auch für Luther selbst. Wir haben uns an den hellen Luther zu halten — bis zuletzt hat er vieles „für sich" gehabt — aber eben diesem Luther ist es möglich gewesen, Großes und Entscheidendes ins helle und klare zu setzen, was



andere in der Tiefe ihrer Seelen lassen müssen, weil sie nicht die Fähigkeit und Kraft besitzen, es auszusprechen. Auch Luther hat diese Fähigkeit nicht sofort erworben, nachdem seine inneren Erlebnisse zum Abschluß gekommen waren. Nur stoß- und bruchstückweise vermochte er anfangs von dem, was er gewonnen hatte, zu reden, konnte wohl auch Angefochtene und Betrübte damit trösten und andrerseits die kritische Bedeutung des Erlebten einzelnen gegenüber zum Ausdruck bringen. Dann aber — erst seit 1519/20 — haben sich die Riegel in ihm gelöst, und er vermochte mit gegenständlicher Deutlichkeit und in Fülle und Kraft das, was er erlebt hat, für alle anderen auszusprechen. Ja es drängt und treibt ihn zur rückhaltlosen Mitteilung. Er empfindet das Seelenheil der Christenheit, und er redet und schreibt wie einer, der in der letzten Stunde das Ganze retten muß.

Das Erlebnis war, daß ihm Gott aufgegangen war und daß er sagen durfte: „Ich habe Gott; er gehört mit seinem Geist und Gaben, ja mit seinem heiligen Wesen unzertrennbar zu mir, wie ich zu ihm. Er gibt mir das Seine, und ich gebe ihm das Meine.“ So war er auch Augustin aufgegangen und schon vorher dem Paulus, und mit beiden war es Luther zweifellos, daß die Gnade Gottes allein das gewirkt hat und daß auch das zuversichtliche Vertrauen, der Glaube, der das festhält, ausschließlich Gottes Geschenk sei: kein Wollen seinerseits hat diesen Tatbestand begründet und hält ihn in Kraft. Niemals hat Luther den Glauben als seine eigene Tat empfunden, sondern immer nur als Gottes Werk in ihm. Venit creator spiritus.

Aber Luthers fortwirkendes Erlebnis ging noch um einen gewaltigen Schritt über das Erlebnis Augustins hinaus und brachte selbst über das des Paulus erst volle Klarheit. Augustin vermochte sich trotz seines Erlebnisses von der Frage nicht loszureißen: „Wie werde ich ein tugendhafter Mensch und erlange das Maß von Sündenfreiheit und Heiligkeit, welches dem Gesetz Gottes entspricht und in seinem Gerichte bestehen kann?“ Eben diese Frage aber verlor als solche für Luther ihre prinzipielle Bedeutung: Seines Gottes gewiß, setzte er sich mutig über sie hinweg, obgleich ihm die Macht der „Sünde“ tiefer aufgegangen war als Augustin. Man darf sagen, daß die religiöse Größe und Originalität Luthers hier ihre alles bestimmende Wurzel hat.

Des näheren stellt sich sein Verhältnis zu Gott also dar: aus den Verheißungen Gottes, die er in der Bibel fand, bzw. aus dem Worte Gottes, wie er es mit Augustin nannte, letztlich aber aus der Erscheinung Christi, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der ihm das Wort Gottes war, entnahm er die Gewißheit der unerschöpflichen Gnade Gottes, die es — es komme, was da mag — mit ihm, dem Sünder, halten will und daher auch mit den Sündern überhaupt. Mit ihm dem Sünder: im Gegensatz zur Kirche war er überzeugt, daß er und die anderen Kinder Gottes tatsächlich noch immer sündigen werden; denn er wollte nichts wissen von einer schuldlosen Konkupiszenz, die nicht Sünde sei, und er hatte zudem die Erfahrung gemacht, „daß er täglich viel sündige“. Also — das war seine Lehre von der Kraft der Gnade — können Glaubensstand und tatsächliches noch Sündigen mit- und ineinander bestehen; denn eben der Glaube, welcher in der Gewißheit der Sündenvergebung an Gott festhält, hat die Eigenart der stetigen Demutsgesinnung Gott gegenüber und der stetigen Bußgesinnung der eigenen Sünde gegenüber. Damit aber ist die innere



Zuständlichkeit gegeben, die den Widerspruch zwischen dem gleichzeitig bestehenden Gnadenstand und dem „noch Sündigen" aufhebt und Gott wohlgefällig ist. Der Sündenstand besteht in Wahrheit eben nicht mehr, weil die Schuld fort und fort vergeben wird. „Wohl dem Menschen, dem Gott die Sünde nicht anrechnet." Der Mensch lebt von der Vergebung der Sünden, und seine „Rechtfertigung" besteht darin, daß Gott mit dem Glauben, der Glaube an die Vergebung der Sünden ist, in dem Menschen die Zuversicht erweckt, daß er als Demütiger und Bußfertiger seinen Gott niemals verlieren kann. Dann aber ist der Sündenstand auch nicht einmal empirisch mehr vorhanden. Denn wenn der Begriff der Sünde letztlich ausschließlich die „Gott—losigkeit" ist, Gott aber dem Sünder treu bleibt, so gibt es wohl noch Sünden, aber keinen Sündenstand.

Ein so tiefes Sündengefühl aber besaß Luther, daß er mit der Gewißheit der Sündenvergebung sofort die volle Seligkeit empfand. Sein bekannter Satz: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit", drückt das mit voller Deutlichkeit aus. Übel, Not, Tod und Teufel existierten nun für ihn nicht mehr; in dem Bewußtsein: meine Schuld wird mir nicht angerechnet, fielen ihm alle anderen Hemmungen und Feinde des Lebens und der Seligkeit wie kraftlose Schatten in sich selbst zusammen.

Das Verhältnis aber zu Gott, welches er gewonnen hatte, beschrieb er mit dem Apostel Paulus als Kind- und Erbverhältnis: als Kind Gottes wußte er sich und wollte von keinem anderen Verhältnis zu ihm mehr wissen. Dadurch wurde der komplizierte Gottesbegriff der kirchlichen Überlieferung eindeutig.

Weiter aber: Das Bestehen dieses Verhältnisses hat er sich niemals klargemacht oder versichert durch das Maß der pathetischen Gottesempfindung oder religiösen Emotion, sondern lediglich im Vertrauen wollte er es gegenwärtig haben, und wenn dieses Vertrauen selbst schwach wurde, so sollte es durch kein anderes Mittel gestärkt werden als durch den Blick auf Gottes Verheißungen. Dadurch wurde der komplizierte Frömmigkeitsbegriff der kirchlichen Überlieferung eindeutig. Das gegenständliche Erleben Gottes und die mystische Kultusreligion wurden ausgeschaltet.

Ferner: Als die nächste Frucht dieses Verhältnisses empfand er der Welt gegenüber mit dem Apostel Paulus die Freiheit — die Freiheit, welche die Geschlossenheit des ganzen Ichs und die königliche Herrschaft über alle Dinge zugleich bedeutet. In dieser Herrschaft lag ihm aber vor allem die Erhabenheit über jegliches von außen kommende Gesetz, mochte es selbst als göttliches proklamiert sein; denn ein jedes solches Gesetz empfand er als Knechtschaft und Unseligkeit.

Mit der Religion auf der Gesetzesstufe brach er also ganz und gar, ja er enthüllte die Heteronomie des Gesetzes als die eigentliche Qual des Menschen. Damit wurde das Evangelium souverän und begründete die Autonomie des nur in Gott gebundenen Christen.

Endlich: Diese ganze Konzeption ist nach Luther keine subjektive, individuelle und daher unkontrollierbare und phantastische — der in der Bibel gegebene Tatbestand schützte sie bereits vor dieser Beurteilung —, vielmehr bezieht sie sich auf den einzelnen überhaupt nur deshalb, weil er Glied eines geschichtlichen Ganzen ist. In den Aposteln war die Gemeinde Jesu Christi vorgebildet, die sein Geist beruft, sammelt und er-



leuchtet. Dieser Gemeinde, die sich in einer geschichtlichen Kette fortsetzt, gilt Gottes gnädiger Wille, und nur durch sie und in ihr kommt der einzelne zu Gott. Sie ist nicht sichtbar, vielmehr ein unsichtbares Häuflein. Aber sie ist in ihren Wirkungen erkennbar und erzeugt notwendig auf Erden eine Gemeinschaft. Sie ist für jeden einzelnen die Mutter, aus der er mit seinem Glauben stammt; denn nur aus der sich in der Gemeinde fortpflanzenden Predigt des Wortes Gottes erzeugt sich der Glaube des einzelnen. Dessen soll er eingedenk sein, sich mit seinem Glauben als ein Glied der unsichtbaren Gemeinde wissen und in der Liebe seinem Nächsten mit allen Kräften dienen, ja ihm ein Christus werden; denn weil die Gemeinde der Gläubigen Christi Leib ist, setzt sich der lebendige Christus auf Erden in ihr fort. Das Glaubenserlebnis ist also nicht auf die Beziehung beschränkt: „Gott und die Seele; die Seele und ihr Gott", sondern es ist ein soziales. Damit ist alle religiöse „Schwarmgeisterei" als unchristlich verbannt. Kein Christ hat den Glauben „für sich", sondern er hat ihn nur mit den anderen.

Die Frage aber, wie denn nun bei dieser Konzeption das „Moralische" zu seinem Rechte kommt, wenn doch Gnadenstand und tatsächliches Sündigen hier nebeneinander bestehen, ist Luther stets als selbständige Frage nur von außen oder durch die Pädagogik aufgedrängt worden. Er selbst empfand sie als isoliert-moralische Frage gar nicht und war daher immer in einer gewissen Verlegenheit, wenn er sie in dieser Weise beantworten sollte, was dann ungenügende Antworten zur Folge hatte. Er empfand sie nicht, weil er vielmehr umgekehrt mit voller Klarheit erkannte, daß erst diese seine Auffassung das Moralische („gute Werke") ermögliche und begründe, da nur dieser Glaube das Gute tun könne und ohne ihn alle Anstrengungen vergeblich sind. Denn nur ein guter Baum kann gute Früchte bringen, gut aber ist nur der Baum des Glaubens, d. h. das Herz, das bei Gott steht. Unzählige Male hat er sich darüber ausgesprochen, besonders eindrucksvoll aber in der Vorrede zum Römerbrief. Hier vor allem wird klar, warum und inwiefern die Glaubensfrage im höheren Leben bereits alles entscheidet. „Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten. Und wenn sie sehen, daß keine Besserung des Lebens noch gute Werke folgen und doch vom Glauben viel hören und reden können, fallen sie in den Irrtum und sprechen: der Glaube sei nicht genug, man müsse Werke tun, soll man fromm und selig werden. Das macht, wenn sie das Evangelium hören, so fallen sie daher und machen ihnen aus eigenen Kräften einen Gedanken im Herzen, der spricht: Ich glaube. Das halten sie dann für einen rechten Glauben. Aber wie es ein menschlich Gedicht und Gedanken ist, den des Herzens Grund nimmer erfährt, also tut er auch nichts, und folget keine Besserung hernach."

„Aber Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und tötet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringet den Heiligen Geist mit sich. Oh, es ist ein lebendig, geschäftig tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohn Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie getan und ist immer im Tun. Wer aber nicht solche Werke tut, der ist ein glaubloser Mensch tappet und siehet um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder, was Glaube oder gute



Werke sind, wäschet und schwätzt doch viel Worte vom Glauben und guten Werken."

„Glaube ist eine lebendige, erwogene (völlige) Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen; welches der Heilige Geist tut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu tun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der ihm solche Gnade erzeiget hat, also daß unmöglich ist, Werk vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. Darum siehe dich für vor deinen eigenen falschen Gedanken und unnützen Schwätzern, die vom Glauben und guten Werken klug sein wollen zu urteilen, und sind die größten Narren. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke; sonst bleibst du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichtest und tust, was du willst oder kannst."

„Gerechtigkeit ist nun solcher Glaube und heißet Gottes Gerechtigkeit, oder die vor Gott gilt, darum daß sie Gott gibt und rechnet für Gerechtigkeit, um Christi willen, unseres Mittlers, und macht den Menschen, daß er jedermann gibt, was er schuldig ist. Denn durch den Glauben wird der Mensch ohne Sünde und gewinnet Lust zu Gottes Geboten. Damit gibt er Gott seine Ehre und bezahlet ihm, was er ihm schuldig ist; aber den Menschen dienet er willig, womit er kann, und bezahlet damit auch jedermann."

Und von der Sünde heißt es ebendort:

„Sünde heißet in der Schrift nicht allein das äußerliche Werk am Leibe, sondern alle das Geschäft, das sich mit reget und weget zu dem äußerlichen Werk, nämlich des Herzens Grund mit allen Kräften. Also, daß das Wörtlein „Sünde tun' soll heißen, wenn der Mensch ganz dahinfällt und fähret in die Sünde. Denn es geschieht auch kein äußerlich Werk der Sünde, der Mensch fahre denn ganz mit Leib und Seele hinein. Und sonderlich siehet die Schrift ins Herz und auf die Wurzel und Hauptquelle aller Sünde, welche ist der Unglaube im Grunde des Herzens. Also daß, wie der Glaube allein gerecht macht und den Geist und Lust bringet zu guten äußerlichen Werken, also sündiget allein der Unglaube und bringet das Fleisch auf und Lust zu bösen äußerlichen Werken. Daher Christus allein den Unglauben Sünde nennet. Darum auch, ehe denn gute oder böse Werke geschehen, als die guten oder bösen Früchte, muß zuvor im Herzen da sein Glaube oder Unglaube als die Wurzel, Saft und Hauptkraft aller Sünde .... Um des ungetöteten Fleisches willen sind wir noch Sünder; aber weil wir an Christum glauben und des Geistes Anfang haben, ist uns Gott so günstig und gnädig, daß er solche Sünde nicht achten noch richten will."

Die ganze „Reformation" liegt in dieser hohen Erkenntnis beschlossen, wenn man zu ihr hinzunimmt, was oben über Luthers Anschauung von der Kirche kurz mitgeteilt ist. Dieses Bekenntnis von dem Glauben und der Kirche schloß eine gewaltige Reduktion in sich und faßte die Kirche doch tiefer, ja in gewissem Sinn auch weiter als die alte Lehre. Es ruht ganz und gar auf folgenden einfachen Grundgedanken: (1) daß Gottes Geist ausschließlich und allein durch das Wort die Kirche begründet, leitet und erhält, (2) daß dieses Wort ausschließlich die Predigt von der Sündenvergebung ist, die an der Offenbarung Gottes in Christus und an Christi



Werk ihren Grund und ihre Gewißheit hat und den Glauben schafft, (3) daß die Kirche deshalb keinen anderen Spielraum hat als den des Glaubens und daß sie die unsichtbare und doch wirksame Mutter ist, in deren Schoße man zum Glauben kommt, (4) daß, weil die Religion nur Glauben ist, nicht besondere Leistungen, auch nicht ein besonderes Gebiet, sei es nun der öffentliche Kultus oder eine selbsterwählte oder vorgeschriebene Lebensführung, die Sphäre sein kann, in der die Kirche und die einzelnen den Glauben bewähren, sondern daß der Christ in den natürlichen Ordnungen des Lebens, wie Gott sie durch seine Schöpfung gestiftet hat, seinen Glauben in dienender Nächstenliebe zu betätigen und zu bewähren hat.

In diesen Sätzen liegt die Abkehr von dem römisch-katholischen Kirchenbegriff beschlossen. Die Kirche ist nicht sichtbar, auch ist sie keine Rechts- und Regierungsanstalt, auch kennt sie keinen besonderen Priesterstand: dies alles fällt mit einem Schlage weg.

Durch den ersten Satz hat Luther das Wort Gottes — und zwar nach dem reinen Verstand, d. h. jeden maßgebenden Auslegungsanspruch zurückweisend — zum Fundament der Kirche gemacht und die augustinische Formel „verbum et sacramentum" so verstanden bzw. korrigiert, daß das Sakrament im Worte einfach aufgeht.

Durch den zweiten Satz hat er im Gegensatz zu allen Theologen, Asketen und Sektierern des Mittelalters und der alten Kirche das Evangelium im Evangelium wiederhergestellt und die „consolationes in Christo propositae", die der Glaube ergreift, zur einzigen Norm erhoben, zugleich aber die augustinische Formel „fides et caritas" so gefaßt, daß die Liebe als die eingeborene Funktion des Glaubens erscheint.

Durch den dritten Satz hat er die augustinische Doppeldefinition der Kirche, sie sei zugleich societas fidelium und externa societas sacramentorum (als solche sichtbar und eine politische Größe) korrigiert, indem er die zweite Hälfte der Definition strich, aber doch dabei blieb, daß es auf Erden eine heilige Kirche gebe.

Durch den vierten Satz endlich hat Luther den natürlichen Ordnungen in Ehe, Familie, Beruf und Staat ihr selbständiges Recht zurückgegeben. Damit hat er die mittelalterliche und altkirchliche Weltauffassung und Lebensordnung durchbrochen und das Ideal religiöser Vollkommenheit so umgestimmt, wie kein Christ seit dem apostolischen Zeitalter, und zwar hat er jene Lebensordnung zweimal durchbrochen: weder erkannte er den Unterschied von „geringeren" und „höheren" Werken an — diese Unterscheidung war auf seinem Glaubensstandpunkt völlig sinnlos —, noch suchte er die Vollkommenheit überhaupt in den Werken. Ausschließlich in der Zuversicht zu Gottes gnädigem Willen, in dem freudigen Mute gegenüber allen finstern Mächten, in der Demut, in der Geduld und in der dienenden Liebe ist sie zu finden. An Stelle der Kombination von mönchischer Weltflucht und Gehorsamsleistung einerseits und kirchlich-politischer Weltherrschaft andererseits entwickelte er aus dem Glauben heraus die größere Aufgabe, innerhalb der Ordnungen des natürlichen Lebens in jenen Tugenden den Glauben zu bewähren. Der pessimistische Zug gegenüber der Welt, der sich dabei bei ihm zeigt, darf nicht überschätzt werden, wie es jetzt öfters geschieht: Gewiß erwartete er von der Welt und der Menschheit nichts und sah nur ein „Häuflein" Christen in ihr; gewiß war er überzeugt, daß in der Breite



der Entwicklung der Teufel sein Spiel treibt und die Welt sich bei diesem grausen Spiel dem Ende nähere; unverkennbar geht ferner ein tiefer Zug von Bitterkeit und Zorn durch seine Seele, wenn er an die Zustände denkt, wie sie sind, an diese Sünden-, Teufels- und Todesherrschaft, und endlich predigt er so scharf wie nur ein Asket, man solle sich mit der Welt ganz und gar nicht einlassen, sondern seinen Sinn ausschließlich auf Gott und die Ewigkeit richten — aber hinter alledem, was sich teils als Erbe aus dem Mittelalter bei ihm erklärt, teils aus der Tiefe seiner Anlage floß, lag groß und stark die Zuversicht, die mit dem Bekenntnis beginnt: „Ein' feste Burg ist unser Gott", und mit dem Bekenntnis schließt: „Das Reich muß uns doch bleiben." Aus dieser Zuversicht zu Gott und seinem Reiche heraus floß ihm die Anerkennung und Freude in bezug auf Gottes Ordnungen in der Welt und der frohe Mut, sich als Gottes Mitarbeiter in ihnen zu betätigen. Er fand und sah Gott überall in der Welt trotz aller Teufeleien und verstand es, sich an seinen Werken im Großen und Kleinen zu entzücken. Und so ist es doch e r gewesen, welcher eine neue, unbefangene Stellung zur Welt begründet und in Wahrheit die negative Askese abgetan hat. Erschütternd weiß er von dem täglichen Kampfe mit der Sünde zu sprechen — wer das übersieht, der kennt ihn nicht — und ist doch friedvoll; voll Sehnsucht blickt er auf die Ewigkeit und das Jenseits aus und steht doch fest in seinem Berufe auf dieser Erde und hat diesem Berufe für sich und für alle anderen erst einen Sinn gegeben.

In der Heilslehre, in der Lehre von der Kirche, in der Lehre von der christlichen Vollkommenheit und in der Abschaffung des Priestertums sind die fundamentalen Abweichungen von der katholischen Kirchenlehre und die großen religiösen Neubildungen enthalten. Die neue Heilslehre war ihm schon vollkommen aufgegangen, als er seine Thesen anschlug, und sie steckt bereits restlos in der ersten These, wenn man sie richtig versteht („Da unser Herr und Meister Jesus Christus sprach: ‚Tut Buße', wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei"); denn diese ist eine verstiegene Phrase, wenn man ihr nicht den Glaubens- und Heilsbegriff Luthers zugrunde legt. Die religiöse Lehre von der Kirche ist zwei bis drei Jahre später von ihm erreicht worden, um dieselbe Zeit, da er in dem Sermon von den guten Werken alle Konsequenzen der Erkenntnis vom Glauben für die „Werke" zog.

Die das Kirchentum und die Weltgeschichte erschütternden Sätze von der angemaßten Würde des Priester- und Papsttums und von der Fehlbarkeit der Konzilien ergaben sich — man darf sagen: erst zur schmerzlichen Überraschung, dann zum grimmen Erstaunen Luthers — nun von selbst. Die schweren Fragen aber, die sich an die Herstellung bzw. Gestaltung einer sichtbaren Kirche anknüpfen, rücken erst etwas später in den Gesichtskreis Luthers; er hat auch hier originell, genial und richtig gesehen, aber in seinem eigentlichen Elemente war er bei Behandlung dieser Fragen nicht.

Die Lehre von der christlichen Vollkommenheit hat gegenüber dem Mönchtum auf der Wartburg eine besondere Förderung erfahren; aber auch sie war vorher schon erreicht, wie der Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen zeigt; nur die Klarheit über den speziellen Punkt der „Gelübde" fehlte noch.

In und mit der Lehre vom Glauben, von der Kirche und von den Werken



und der Vollkommenheit hat Luther noch Außerordentliches in der Reinigung des Christentums geleistet. Nur folgende Hauptpunkte seien hervorgehoben:

Er hat die katholische Sakramentslehre, vor allem in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", in Trümmer geschlagen, nicht nur die sieben Sakramente. Durch die drei Sätze: 1. Die Sakramente dienen der Sündenvergebung und nichts anderem; 2. sie wirken nicht durch ihren bloßen Vollzug, sondern nur durch den Glauben; 3. sie sind eine eigentümliche Darbietung des seligmachenden Wortes Gottes und haben lediglich von ihnen ihre Kraft — verwandelte er die sakramentalen Elemente (Wasser, Brot, Wein) in bloße „Sakramentalien" und erkannte in ihnen nur ein wirkliches Sakrament an, nämlich das sündenvergebende Wort Gottes. Am einschneidendsten war seine neue Behandlung des Bußsakraments auf Grund der schärfsten Kritik an dem katholischen Bußsakrament.

Er hat das ganze hierarchische und priesterliche Kirchensystem umgestürzt und ihm das allgemeine Priestertum und den Dienst am Wort entgegengestellt, der Kirche jede Jurisdiktionsgewalt über die Anwendung der „Schlüssel" (Sündenvergeben und -behalten) hinaus abgesprochen, die bischöfliche Sukzession für eine Fiktion erklärt und die Geistlichen einfach in die Berufsstände der Christenheit gleichwertig eingereiht. Damit hat er nicht nur die mittelalterliche Kirchenordnung, sondern auch die altkatholische aufgelöst.

Er hat die überlieferte Kultusordnung nach Form, Zweck, Inhalt und Bedeutung so revidiert, daß ein vollkommen Neues entstand, trotz der Anlehnung an manche alte Ordnungen und Stücke. Er wollte von einem spezifischen und meritorischen Gottesdienst und besonderen Opfern nichts mehr wissen. Die Opferidee hat er überhaupt, im Hinblick auf das einmalige Opfer Christi und auf das Unstatthafte der „Werke", ganz zurückgeschoben, soweit sie nicht Darbringung des eigenen Herzens ist. Der Gottesdienst kann und soll nichts anderes sein als die Einheit der Gottesverehrung der einzelnen nach Zeit und Raum. Wer ihm einen besondern Wert beilegt, um auf Gott einzuwirken, der sündigt. Um Erbauung des Glaubens durch Verkündigung des göttlichen Wortes und gemeinsames Lobopfer des Gebets handelt es sich allein — vor allem zur Stärkung des noch schwachen Bruders und der Erziehung der Jugend. Der wahre Gottesdienst ist das christliche Leben im Vertrauen auf Gott, in Buße und Glauben, in Demut und Treue im Beruf. Diesem Gottesdienst hat der öffentliche zu dienen. Auch hier hat Luther nicht nur die Kirche des Mittelalters, sondern auch die alte zerschlagen.

Er hat die formalen äußeren Autoritäten in Religion und Kirche abgetan: die Sache und die Autorität sollen sich decken. Weil ihm der gepredigte Christus (Gott in Christus, Wort Gottes) die Sache und die Autorität war, so lehnte er die heteronomen Autoritäten sämtlich ab. Selbst vor dem Bibelbuchstaben machte er nicht halt, wenn es ihm klar wurde, daß er mit dem „Worte Gottes" unvereinbar ist. Eben in der Zeit, in welcher er die Autorität der Überlieferung, der Päpste und Konzilien bekämpfte, setzte er das, was Christum treibt, einzelnen Bibelstellen entgegen und scheute sich nicht, von Irrtümern biblischer Schriftsteller in Glaubenssachen offen zu reden. Nichts Neues war es, wenn er sich neben der Heiligen Schrift (dem Worte Gottes) auch auf helle Gründe (also auf den Verstand) berief; aber er führte



dabei keine doppelte Rechnung wie die Scholastiker, vielmehr wo er sich auf ihn berufen zu müssen glaubte — abgelehnt und geschmäht hat er den Verstand, der sich dem Pelagianismus und der Wunderscheu entgegenstellte —, da tat er es im Sinn einer eindeutigen und vollgültigen Entscheidung. Aber auch auf das Gewissen hat er sich berufen — vor allem in der großen Stunde zu Worms — und diesem, obwohl er das irrende Gewissen kannte, sein volles Recht gegeben gegenüber jener kirchlichen Vergewaltigung, die im Namen Gottes das Gewissen unter die Lehren der Kirche beugte. Luther hat auch damit eine neue Zeit begründet, daß er das Gewissen für unantastbar erklärte. Lieber wollte er sehen, daß einer mit seinem irrenden Gewissen zur Hölle fahre, als daß man ihn zur Unterwerfung zwinge.

Die überlieferte Trinitätslehre und Christologie hat Luther nicht angetastet, auch nicht das Knochengerüst der kirchlichen Dogmatik; aber er hat das Alte doch auch in systematischer Hinsicht mit neuem Geist erfüllt und an wichtigen Punkten auch die Terminologie beanstandet. Auf Heilsgewißheit und auf Vereinfachung und Zusammenschau kam es ihm an, und von hier aus hat er dem Dogmatiker sehr wichtige Fingerzeige gegeben, ohne selbst einen starken Trieb nach systematischem Aufbau zu empfinden. In jedem Hauptteil der Lehre das Ganze zu erkennen — so ist ihm bereits das Lehrstück von Gottes Vorsehung, recht verstanden, das ganze Christentum —, jede Einzellehre in den festesten Zusammenhang mit dem Hauptzweck zu setzen, d. h. überall Gottes Gnade und Trost anderseits aber die Gebundenheit des natürlichen Menschen zu erkennen und die Zuversicht zu Gott zu stärken: das war sein Hauptanliegen als Theologe. So stellte er in Wahrheit in der Trinitätslehre die spekulativen Bestandteile zurück und sah in dem dreieinigen Gott den Gott des Heils, und in bezug auf Christus konnte er schreiben: „Christus ist nicht darum Christus genannt, daß er zwei Naturen hat, sondern er trägt diesen herrlichen und tröstlichen Namen von dem Amt und Werk, so er auf sich genommen hat." Daß die dogmatische Terminologie durchgreifend zu korrigieren sei, hat er deutlich empfunden, ist aber über wertvolle Ansätze nicht hinweggekommen und glaubte sie schließlich den Gegnern „nachsehen" zu müssen. An den Terminis „Kirche", „Sakrament", „iustificatio, sanctificatio, vivificatio", „homousios", „trinitas und unitas" hat er gerüttelt, wenn er sie schließlich auch bestehen ließ.

Niemals hat in der Geschichte der Religion und des Geistes ein anderer Epigone — und Epigone war auch Luther, nämlich des Paulus — so vieles auch im Ausbau der Gedanken und der neuen Ordnungen geleistet wie Luther. Bereits diese Übersicht wird das bewiesen haben. Sie hat aber auch gezeigt, was allein die Wurzel und Triebkraft seiner ganzen Reformation gewesen ist, und damit die Betrachtungen über die „Vorreformation" (s. oben Abschnitt 2) gerechtfertigt: Der Gegensatz „Augustin — Pelagius" ist erst durch Luthers Reformation zum Austrag gekommen; letztlich hat es sich in ihr nur um ihn gehandelt, und der Kampf gegen die alte Kirche ist lediglich von hier aus zu verstehen.

Die Antworten auf die beiden Fragen, die sich nun erheben, was Luther vom Alten zu Unrecht noch festgehalten und ob er umgekehrt nicht zu viel niedergerissen und für alles, was er aufgelöst, auch volle Entschädigung gebracht hat,



sollen in unsrer festlichen Betrachtung nicht in ausführlichen Erwägungen gegeben werden; sie mögen bei einer anderen Gelegenheit zu ihrem vollen Recht kommen. Doch sei wenigstens angedeutet, um was es sich hier handelt. Ich versuche es unter Hinweis auf meine Darlegungen in der „Dogmengeschichte" (Bd. 3[4] S. 863 ff.) und auf meinen Aufsatz: „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen" (Reden und Aufsätze Bd. 2 S. 247 ff.):

1. Luther hat die beiden großen überlieferten Voraussetzungen der Anschauung über Gott, Welt, Geschichte und Religion — das vorkopernikanische Weltbild und das mit der Lehre vom Sündenfall und der Erbsünde gegebene Geschichtsbild, sowie die aus letzterem fließende pessimistisch-eschatologische Stimmung —, dazu den Glauben an die Notwendigkeit und Wirklichkeit einer durch äußere Eingriffe Gottes sich vollziehenden Heilsgeschichte (samt dem stärksten Wunder-, Teufels- und Hexenglauben) als selbstverständlich festgehalten. So war und blieb er als Denker ein mittelalterlicher Mensch und hat das Neue, welches er besaß, in die alten Schläuche gießen müssen.

Dazu kam, daß die Kritik noch nicht so weit vorgeschritten war, um über das Verhältnis der alten Kirche zu Paulus und dieses Apostels zum Evangelium Jesu klare Erkenntnisse zu ermöglichen. Ferner: Da sich die alte griechische Kirche in ihrer Dogmatik viel weniger mit den „Werken" befaßt hatte als mit dem, was Gott durch Christus getan hat, und da der Papst in jener Zeit eine geringe Rolle spielte, so fühlte sich Luther gegenüber dem Mittelalter der alten Kirche verwandt, sah in ihren dogmatischen Hervorbringungen ausschließlich Zeugnisse für den in Christus gnädigen Gott und die Sündenvergebung und übersah das Trennende. So kam es, daß er trotz guter Kritik im einzelnen — namentlich in seiner Schrift „Von den Konziliis und Kirchen" und in den Bemerkungen gegen Hieronymus — die dogmatische Arbeit der griechischen Kirchenväter als wesentlich zutreffende Darlegung des evangelischen Glaubens anerkannte.

Die hiermit bezeichneten Schranken seiner Erkenntnis und Lehre waren fast unvermeidliche, wenn auch in bezug auf die Trinitätslehre und Christologie in seinem Zeitalter bereits kühnere Erkenntnisse hervorzutreten begannen. Aber es waren in seiner Eigenart außerdem noch Schranken gegeben, die keineswegs „unvermeidlich" waren. Die empfindlichste war, daß er nahezu unfähig gewesen ist, bei Gegnern die Wahrheit, die sie vertraten, anzuerkennen und dazu noch von einem argwöhnischen Mißtrauen gegen ihre Personen erfüllt war. Man hebt gewöhnlich nur sein böses Schmähen und Schimpfen hervor und die Robustheit und Rustizität seiner Angriffe, sowohl gegen seine Feinde als gegen die feinen Bauten, welche romanischer Geist und Klugheit gezimmert hatten. Aber das ist das geringere gegenüber der trotzigen Verhärtung, die er allem entgegensetzte, was von seiten seiner Feinde kam, und sein Feind konnte man leicht werden. Gewiß diente ihm zur Entschuldigung, daß er aus unreinen Händen überhaupt nichts empfangen wollte und daß er einem schlechten Baum keine guten Früchte zutraute. Aber bei so manchem Gegner traf weder das eine noch das andere zu, und namentlich im Kampf mit den „Schwärmern" und in seinem Urteil über Zwingli hat er schwere Ungerechtigkeiten begangen und seine Sache dauernd geschädigt. Zwar wirkte im Kampfe gegen sie auch sein intuitiver Blick für deutsche Ei-



genart und für die besonderen Gefahren, die den Deutschen drohen („Rottereien“), dazu sein treffendes Urteil darüber, was die Stunde verlangt und was der nächste Schritt gebietet, mit; aber das alles entlastet ihn nur zum Teil. Er hat Fortschritte gehemmt, die sich schon damals zu entwickeln begannen.

Daneben kommen Widersprüche in Betracht, die bei ihm teils in dem Mangel systematischen Denkens, teils in der Anhänglichkeit an die Überlieferung, teils in seinem Trotze begründet sind. Er hat den Begriff der „reinen Lehre“ in einer Unklarheit gelassen und so eine Verwirrung von „evangelium“ und „doctrina evangelii“ hinterlassen, trotz der zahllosen Stellen, in denen er den rein religiösen Begriff des Evangeliums formuliert; daher sind nicht seine Epigonen allein an der lutherischen Scholastik schuld. Er hat die Größen „Wort Gottes“ und „Heilige Schrift“ teils auseinandergehalten, teils identifiziert und wider seine bessere Erkenntnis im einzelnen häufig doch einer buchstäblichen Schätzung der Heiligen Schrift und ihrer äußeren Autorität Raum gegeben. Er hat ebenso in der Sakramentslehre nicht die letzten Konsequenzen gezogen, sie vielmehr seinen Anhängern mit schweren katholischen Belastungen überliefert und speziell in der Abendmahlslehre, in nominalistische Spekulationen zurückfallend, eine Formulierung verteidigt, die nicht nur an sich unerträglich war, sondern auch auf andre Lehrstücke verhängnisvoll einwirkte und die wieder heraufziehende Scholastik verstärkte. Überall kann man hier und bei anderen großen Widersprüchen, die ich beiseite lasse, mit vollem Recht gegen Luther an Luther appellieren; aber an den gebrochenen Wirkungen, die er gehabt, läßt sich dadurch nichts ändern. Wahrhaft groß und über die Jahrhunderte ragend bleibt er eben nur, wenn er das religiöse Erlebnis ausspricht, welches seine ganze Persönlichkeit zu dem gemacht hat, was sie war, und wenn er die Konsequenzen zu Mut, Kraft und Trost aus ihm zieht. Dies zu tun — in unvergleichlicher und herrlicher Weise — dazu ist er bis zum Ende seines Lebens fähig gewesen, wenn er es auch später nicht mehr in der Fülle vermocht hat wie im Jahre 1530 auf der Feste zu Koburg. Das aber entschädigt reichlich für alle Beschränktheiten und Widersprüche.

2. Hat Luther umgekehrt zu viel niedergerissen und hat er das Aufgelöste voll ersetzt? Eine Doppelfrage, die die tiefste geschichtliche Einsicht und das geschärfteste Urteil verlangt! Andeutungen, wie sie hier allein gegeben werden können, müssen unbefriedigend bleiben; dennoch seien sie gewagt.

Die Auflösung des ganzen Kirchenwesens war eine Notwendigkeit, da Melanchthons Meinung, man könne den Papst gelten lassen, wenn er das Evangelium anerkenne, ein Traum war und ist. Mit der radikalen Auflösung fielen aber auch Stücke des Kirchenwesens dahin, die wertvoll und doch nicht zu ersetzen waren — ich rechne dazu das Bischofsamt —; vor allem aber fiel die Selbständigkeit der Kirche dahin. Kann man Luther hier eine Schuld geben oder trifft die Schuld andere oder niemanden? Vielleicht war Luther zu vorsichtig in bezug auf das Unternehmen, selbständige Gemeinden und einen selbständigen Verband solcher zu begründen; aber vielleicht war er in seiner Zeit im Rechte, gerade so zu handeln, wie er hier und daher auch in Beziehung auf Fürsten und Obrigkeit gehandelt hat. Er kannte seine Deutschen und speziell die Sachsen und Brandenburger! Eine Entscheidung wage ich nicht zu geben.

Daß man eine Kirche, die 1500 Jahre alt war, einen großen Teil Europas umspannte und sich als „Christenheit" empfand, mindestens zunächst nicht „ersetzen" kann, sollte sich von selbst verstehen. Aber daß Luther für seine Auffassung der „Christenheit", die ihm doch eben so alt wie die römische Kirche, ja älter war, so wenig Verständnis fand, ja daß der Sinn für die eine große Christenheit in den lutherischen Kirchen fast ganz unterging und bis heute nahezu fehlt — vielleicht der traurigste Mangel im deutschen Protestantismus, an dem er sterben kann —, ist das nicht Luthers Schuld? Man wird ihn hier von der Mitverantwortung nicht freisprechen können. Er hat zu wenig dafür getan, um durch eine engere Verbindung der „Landeskirchen" den Sinn dafür zu erwecken, bzw. aus der alten Kirche zu übertragen, daß es auf eine große und weite Gemeinschaft ankommt. Auch diese ist natürlich so wenig die Kirche des dritten Artikels wie die kleine Landeskirche, aber sie fördert das Verständnis für jene; denn dem idealen Gedanken steht eine weite und große Kirchengemeinschaft doch näher als eine kleine Landeskirche, in der sehr bald die kirchlichen Interessen mit den politischen und gesellschaftlichen zusammenfließen, um dann in ihnen zu erlöschen. Im deutschen Protestantismus ist hier ein schweres religiöses Manko entstanden: die Kirchenflucht in allen Schichten ist eine natürliche Folge desselben, und wenn auch niemals jene Art von Kirchlichkeit im Protestantismus erwünscht ist, die aufrechterhalten wird, weil sie als „verdienstlich" insinuiert wird, so zeigen doch z. B. die kalvinischen Kirchen, daß es hier ein Mittleres gibt. Alles Kirchliche ist im Leben des deutschen Laien-Protestantismus so sehr zurückgedrängt, daß man es bereits als eine Anmaßung empfindet, wenn sich die Kirche überhaupt nur selbständig regt und daß es wider den guten Ton verstößt, von ihr in der Gesellschaft zu sprechen. Vor allem aber: der Sinn für eine allgemeine und wirksame Verbrüderung der Menschen durch das Evangelium und das Streben nach Verwirklichung des Gedankens: „E i n Hirt und e i n e Herde", ist seit der Trennung vom Katholizismus im Protestantismus sehr schwach geworden. Der ernste Katholik empfindet den Segen einer großen christlichen Gemeinschaft lebendiger, die Spaltung der Christenheit schmerzlicher und die Aufgabe der Vereinigung brennender. Es gibt bei uns viele, die nicht nur die Trennung der Konfessionen sozusagen für normal halten, sondern auch die Zerklüftung der christlichen Völker. Aber — ich darf die Worte wiederholen, die ich vor 26 Jahren geschrieben habe und die heute nötiger sind als je — der große Gedanke der allgemeinen durch das Christentum herbeizuführenden Einheit der Völker wird durch andere Ideale nicht ersetzt. Wir freuen uns, wenn in dieser Welt der materiellen Interessen ein edler Patriotismus gepflegt wird. Aber wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staat die Zusammenfassung aller Güter verehrt! Welch ein Rückfall, nachdem wir in dieser Welt Jesus Christus erlebt haben! Wir sollen daher mit aller Kraft die christliche Einheit der Menschen erstreben, und in unseren kleinen Kreisen aufgeschlossen und weitherzig sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschheit kein Traum der Träumer ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel. Daß wir hier so stumpf geworden sind, ist u. a. auch eine Folge unserer Trennung. Diese Tren-



nung war notwendig; aber nur ein ganz kurzsichtiger Protestant kann verkennen, daß sie nicht nur unsern Gegnern Schaden gebracht hat, sondern auch uns.

Mit dem öffentlichen Gottesdienst steht es ähnlich wie mit dem Kirchenwesen. Die Messe mußte abgetan werden und keine Art von meritorischem Gottesdienst durfte an die Stelle treten. Aber in psychologisch-religiöser Hinsicht genügte nicht, was Luther darbot, so ausgezeichnet sonst seine Gottesdienstordnung ist. Das Moment der Feierlichkeit und der stillen gemeinsamen Anbetung, in der jede subjektive religiöse Stimmung ihre Anregung findet und sich dabei von der Gemeinschaft der Gläubigen getragen weiß, tritt zu sehr zurück und findet keine Fürsorge. Und weiter, auch vom Opfergedanken darf man sagen, daß er zu radikal entfernt worden ist. Auch hier hat sich das Bessere als der Feind des Guten erwiesen, weil der „reine" Glaubensgedanke keine genügende Rücksicht auf das psychologisch-pädagogische Moment nimmt, welches im Opfergedanken liegt.

Durch eine gewisse abstrakte Strenge, das Höchste zu fordern oder nichts, entgleiten die Seelen der religiösen Führung. Da der Mensch im Leben des Tages nicht deutlich in den großen Kontrasten, sondern in dem Widerspiel abgestufter Stimmungen und Motive lebt, so kann im Sittlichen kein anderes Schema das des Opfers ersetzen. Man muß Opfer bringen, wenn man Ideale hat und geistige Güter erwerben und festhalten will. Der Mensch hat nur so viele Ideale, als er Opfer bringt. Es wird bei uns zu wenig Entsagung verlangt, und zu selten hört man die eindringliche Mahnung an unser Geschlecht, daß es opferscheu ist und deshalb lau, mutlos und charakterlos. Das Wort „Opfer" hat fast einen so schlimmen Klang wie das Wort „Tugend". Daran ist die ganz auf den Glauben gerichtete Eigenart Luthers, die sich praktisch in einem gewissen Doktrinarismus niederschlagen mußte, nicht ohne Schuld. Freilich kann man sich an diesem Punkt Luther nicht anders wünschen, als er war. Aber wenn die heroische Eigenart großer Männer als Vorbild und Influenz auf die kleineren übergeht, entsteht oft etwas Ungenügendes oder ein Manko. —

Nicht schuld ist Luther daran, daß die Übung des mündlichen Bekennens und der offenen Aussprache von Verfehlungen im Protestantismus kaum noch von den Kindern verlangt wird, hat doch kaum jemand so stark wie er, trotz Ablehnung der obligatorischen Ohrenbeichte, die befreiende Kraft und die vorbeugende Wirkung des offenen Schuldbekenntnisses und der beichtväterlichen Beratung von Bruder zu Bruder verkündet. Aber so, wie er die Hilfsmittel des gemeinschaftlichen religiös-sittlichen Lebens geordnet hat und vor jeder Reglementierung sich scheute, die in das innere Leben einzugreifen schien, mußte sich bald die Lücke einstellen, die hier zu beklagen ist. Wohl wird noch im Protestantismus gebeichtet, aber in der Regel nur, wenn es schon zu spät ist; für die prophylaktische Übung der Beichte besteht keine Tradition und kein anlokkender Anhaltspunkt.

Endlich — das Mönchtum mußte abgetan werden. Wer aus der Geschichte den Jammer der obligatorischen Gelübde, der erzwungenen „Religion" und der befleckten Gewissen kennt, wird nicht aufhören, die befreiende Tat Luthers an diesem Punkte zu preisen. Aber blickt man andrerseits auf das, was die Klöster und die Mönche geleistet haben, so kann man das Urteil nicht unterdrücken, daß hier zu viel geschehen ist und daß die Aufhebung der obligatorischen Ge-



lübde einen besonderen Stand in der Kirche nicht aufzuheben brauchte, der sich von Berufs wegen von der Welt zurückzieht, um in dienender Liebe zu helfen, zu heilen und den Brüdern und dem ganzen christlich-sozialen Körper Gesundheit des Leibes und der Seele zu gewinnen. Die christliche Gemeinde kann einen solchen Dienst nicht entbehren und muß ihn sich daher schaffen; aber Luther hat es — wieder in jenem Idealismus, der jedem einzelnen Christen das Höchste und Beste als Aufgabe zumutete — unterlassen, in seiner Gemeindebildung dem Mönchtum ohne obligatorische Gelübde Raum und eine feste Stelle zu geben. Und noch etwas anderes fiel damit fort — die Zufluchtsorte für solche, die im Sturm des Lebens Schiffbruch erlitten haben, sich in der großen Welt nicht mehr zu halten vermögen, aber im Kloster nicht nur Unterkunft und Halt gewinnen, sondern auch durch besondere Dienstleistungen wieder wertvolle Glieder des Gemeinwesens werden können.

In den vorstehenden Andeutungen ist auch die Frage zum Teil beantwortet, was uns die Reformation gekostet hat. Daß man in der Geschichte — die, je befreiender sie eingreift, um so einseitiger verfährt — nichts umsonst erhält, das bezeugt auch Luthers Werk. Die Kosten waren groß, und wir tragen noch an ihnen. Im Hinblick auf sie muß man ein religiöses Existenzrecht der katholischen Kirche anerkennen und ist außerstande, Luthers Urteil und Kampfesweise noch fortzusetzen, ja man darf und muß bekennen, daß die unter uns bestehende Spannung zwischen beiden Kirchen und ihr Wirken auf demselben Boden für beide Teile auch Gutes und Förderung bedeutet — aber das vermag nicht im geringsten den unauslöschlichen und freudigen Dank zu schmälern, den wir Luther schulden. Er hat de[n] Wirklichkeits- und Wahrheitssinn in de[r] Religion erweckt, den wir als höchste[s] Gut preisen, gegenüber jener Scheu, de[r] Wirklichkeit ins Auge zu sehen und a[l]lem zuvor der Wahrheit die Ehre zu ge[ben], von der wir den Katholizismus nich[t] loszusprechen vermögen. Wir wisse[n] sehr wohl, welche respektvollen Rück[sichten] und welche Sorgen für das Ge[samtwohl] ihn hindern, die Wahrheits[frage] über alles zu stellen, wir wisse[n] auch, daß der faszinierende Eindruck de[r] Autorität der heiligen Mutterkirche heut[e] noch hoch gemutete und lautere Geister, wie einst Augustin, gar nicht bis zu[r] letzten Wahrheitsfrage kommen läßt; aber im Hinblick auf das Erlebnis de[r] Freiheit — zum Leben in der Wahrheit — erscheint uns alles Kümmerliche des Protestantismus gering und erträglich. Und deshalb vermögen wir auch den Vorwurf, die Reformation sei „Säkularisierung" der Religion, ruhig hinzunehmen. In gewissem Sinne ist sie das wirklich[1]; aber, auf die Hauptsache gesehen, ist sie vielmehr Vollendung der Religion, indem sie an die Stelle der extensiven Absolutheit die intensive gesetzt hat.

Von hier aus stellen wir noch einmal

1) S. meinen Aufsatz: „Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte" in den „Reden und Aufsätzen" Bd. 2 S. 295ff: „Die Reformation bedeutet einen epochemachenden Umschwung in der Religionsgeschichte überhaupt; denn Luther hat das, was man bisher für das Wesen der Religion hielt (Inspiration, Enthusiasmus, Mystik, Weltflucht usw.), als vorübergehende oder sekundäre oder als bedenkliche Erscheinung betrachtet, und er hat das, was als abgeleitete Wirkung der Religion galt (Glaube, Gottvertrauen und Zuversicht zu seiner Weltregierung, damit Geduld, Treue im Beruf) als ihr Wesen beurteilt. Zu den Religionsstiftern darf er dennoch nicht gerechnet werden, wie Döllinger wollte, wohl aber ist er unter allen Reformatoren der größte.



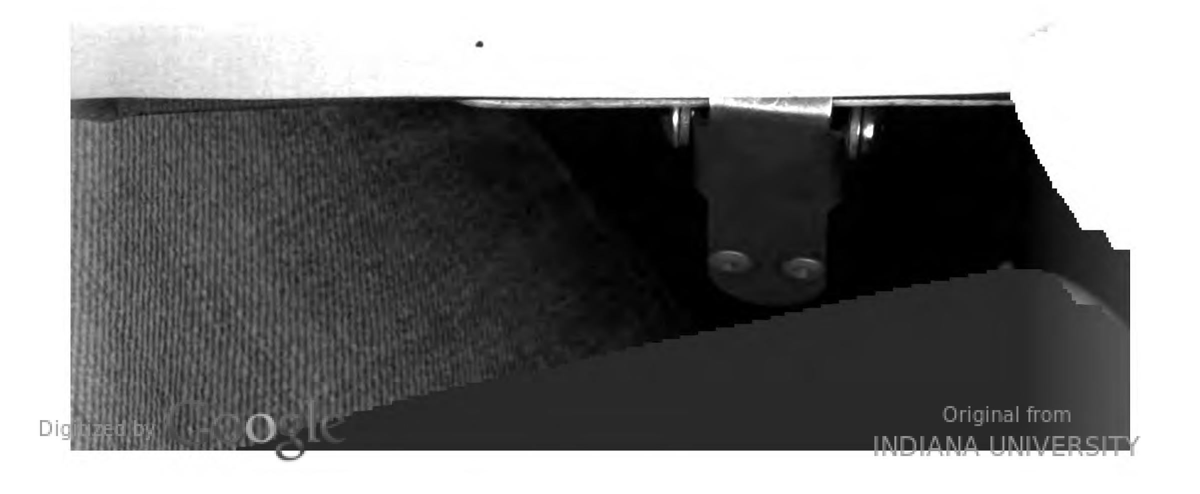


die Frage, ob Luther mit seiner Reformation die Neuzeit begründet hat, mit der wir oben begonnen haben. Von drei Erwägungen aus kann sie verneint werden: Luther sei eine zu partikular deutsche Erscheinung, um als Begründer der Neuzeit gelten zu können, ferner wurzle seine gesamte Lehre in einer Vorstellung von der Sündhaftigkeit der Menschheit, die wir nicht mehr teilen, und endlich sei seine „Religion" und „Freiheit" grundsätzlich von der Religion und Freiheit verschieden, welche heute, sei es in der Aufklärung, sei es im deutschen Idealismus hochgehalten werden.

Können diese Einwürfe nicht widerlegt werden, so ist der Anspruch der Reformation, die Neuzeit zu begründen, hinfällig; denn mit solchen Hinweisen, wie daß die heutigen altgläubigen Protestanten doch auch zur Neuzeit gehören, ja noch immer einen bedeutenden Einfluß auf sie besitzen, daß die Wertschätzung der Berufsarbeit und zum Teil auch die bürgerlichen Ordnungen der Gegenwart auf die Reformation zurückgeführt werden müssen, daß die Schöpfung des evangelischen Predigerstandes die Schöpfung eines sehr wichtigen neuen Berufsstandes bedeutet usw., ist es natürlich nicht getan.

1. Luther, der Deutsche — gewiß, er war ganz und gar ein deutscher Mann, so sehr, daß ihn in der Totalität seines Wesens niemand aus der Zahl der nichtgermanischen Völker jemals begriffen hat. Die „Heimlichkeiten" seines Wesens, die Größe und die Kindlichkeit, kann nur ein Deutscher nachempfinden und sich an ihnen erbauen, und nicht einmal jeder Deutsche — der Protestant Lagarde hat ihn mit Härte offen abgelehnt, und wie viele Protestanten tun es heimlich! Aber das, was den Kern seines Wesens bildet, war etwas Universales, das nachzuerleben auch ein Nichtdeutscher befähigt ist: es hat den internationalen Humanisten Melanchthon so erfaßt, daß er ganz in Luther aufging; es hat den Franzosen Calvin zum Schüler Luthers gemacht, und es hat sogar Italiener ihm zugeführt. Ferner ist zu bedenken, daß man immer nur cum grano salis einen Mann den Begründer einer neuen Epoche nennen kann, da neben ihm stets eine Fülle von Bedingungen nötig ist, damit eine neue Zeit entstehe. Man darf aber mit mehr Recht — wie jeder Unbefangene zugestehen muß — Luther an die Spitze der Neuzeit stellen, als irgendeinen anderen, auch wenn man auf die westeuropäische Geschichte blickt. Direkter freilich sind hier Calvin und die Väter des Independentismus zu nennen; aber Calvin ist im Hauptstück seiner Religion Lutheraner, und selbst hinter der Hugenottischen, niederländischen, englischen und schottischen „Freiheit" liegt als eine ihrer Voraussetzungen die „libertas Christiana" Luthers.

2. Luthers Auffassung und Lehre von Sünde und Schuld — nicht die Ablösung des alten Weltsystems durch das kopernikanische und newtonsche, sondern die Auflösung der Vorstellungen von Adam und Eva, Teufel, Verstand, Sündenfall usw. bezeichnet die größte Umwälzung in der Religions- und Geistesgeschichte. Diese Umwälzung mit allen ihren Folgen in bezug auf die Betrachtung der Welt, der Menschheit und der Geschichte ist in der Tat so einschneidend, daß diejenigen, so scheint es, unweigerlich recht haben müssen, welche behaupten, Luther dürfe schon deshalb nicht an die Spitze der Neuzeit gestellt werden, weil er jene Lehren noch festgehalten hat. Allein bei näherer Erwägung zeigt sich hier eine paradoxe Beobachtung: Unleugbar ist das



Menschheits- und Geschichtsbild durch jenen Wandel ein total anderes geworden — aber nicht dasselbe gilt in bezug auf die innere Selbstbeurteilung. Wir besitzen leider noch keine kritisch-historische Geschichte der Lehren von dem Bösen und von der Sünde in der Neuzeit und von den dazugehörigen soziologischen Erscheinungen — ein höchst empfindlicher Mangel —; aber ich wage zu behaupten, ohne auf Kants Lehre vom radikalen Bösen besonders Rücksicht zu nehmen, daß sich in der Selbstbeurteilung in bezug auf Gut und Böse, Verantwortung und Schuld trotz aller modernen Erkenntnisse (des Ursprungs der moralischen Empfindungen usw.) in zarten Seelen und bei hohen Geistern wenig geändert hat. „Der Übel größtes ist die Schuld", hat der Dichter gesagt, der den kirchlichen Lehren so fern wie möglich gestanden hat, und durch die Fortschritte in der Philosophie und Geschichtserkenntnis fühlt sich persönlich kein ernst denkender Mensch moralisch entlastet. Er entlastet die anderen, aber er entlastet sich nicht selbst. Aber auch die tiefe Stimmung wahrer Demut, die eine Begleiterscheinung der Würde ist, und wiederum die aktive Zuständlichkeit innerlicher Bußgesinnung ist ganz unabhängig von dem Welt- und Geschichtsbilde. Daher finden Röm. 5—7, Augustins Konfessionen und Luthers Schuldgefühl auch dort ein verständnisvolles Echo im Herzen, wo im Geiste ganz andere theoretische und geschichtliche Konfessionen herrschen. Ist diese Tatsache, die freilich erst der Erklärung harrt, richtig, so kann Luthers theoretische Rückständigkeit, die er übrigens mit Newton und auch noch mit bedeutenden Geistern des 19. Jahrhunderts geteilt hat, nicht gegen sein Recht entscheiden, als der Begründer der Neuzeit zu gelten. Dabei ist die sich aufdrängende Frage noch gar nicht erörtert, ob wirklich bei ihm selbst sein Erleben von Schuld und Gnade untrennbar an die altkirchliche und mittelalterliche Lehre von Adam und Eva, dem Sündenfall usw. gebunden war.

3. Luthers Freiheitsbegriff — der Freiheitsbegriff der Aufklärung und wiederum der des deutschen Idealismus ist im Vergleich mit dem Luthers ein anderer, ja man scheint sogar genötigt zu sein, sie nur in einen Gegensatz zu stellen; denn bei Luther ist das Moment „im Glauben (ein freier Herr aller Dinge)" das Fundament, das man nicht entfernen kann, ohne seine Grundanschauung zu stürzen. Daß dem gegenüber der Freiheitsbegriff Kants und der Aufklärung etwas ganz anderes will, ja dies Fundament negiert, darüber bedarf es keiner Worte. Nur eine üble Sophistik kann versuchen, hier Verwandtschaft herauszufinden. Allein man muß seinen Augenpunkt höher nehmen und darf vor allem nicht bei einer rein theoretischen Betrachtung stehen bleiben, was deutschen Forschern immer so nahe liegt. Entscheidend ist: Luther hat zuerst die innere Freiheit, auf die es ankommt, wirklich gebracht; er hat sie für sich gewonnen, und es ist zunächst ganz gleichgültig, auf welchem Wege. Er war wieder der erste wahrhaft freie Mensch, und ferner, er hat die Freiheit zugleich für seine Brüder im weitesten Sinn gewonnen. Indem er täglich bereit war, für die Freiheit zu sterben, Jahre hindurch der Tod über ihm schwebte und er vor allem auf dem Tage zu Worms öffentlich das todesbereite Zeugnis für die Freiheit abgelegt hat, wirkte dieses Zeugnis wie sonst nur der Tod des Helden selbst. Damit erhielt in der Konstellation der geschichtlichen Dinge sein Verhalten jenen Wert der Tat, der die Wirkung ins

Große zum Lohn wird. Entnommen allen Partikularitäten und spekulativen oder sonstigen Voraussetzungen, wirkte sie so, wie alles Bedeutende in der Geschichte wirkt: es zwingt dazu, sich dem Helden anzuschließen. Damit fällt die aristokratische Beschränkung, die sonst den Freiheitsbegriffen anhaftet, fort: durch Anschluß an den Helden ist ein königlicher und zugleich allen zugänglicher Weg eröffnet. Nicht anders war es im 2. Jahrhundert, als das jugendliche Christentum die Freiheit und Herrschaft über die Welt allen Menschen verkündete. Luther hat gegenüber der Zaghaftigkeit, dem Kleinmut und der Freiheitsberaubung durch die Kirche die Freiheit wieder in die Welt gebracht und damit den Mut, frei sein zu wollen. Wenn später andere dies auf ganz anderem Wege versucht haben, so ändert das nichts an der Tatsache, daß er auch für sie der Bahnbrecher gewesen ist.

Diese Erwägung entscheidet bereits; aber neben ihr ist darauf hinzuweisen, woran schon oben erinnert worden, daß die westeuropäische-kalvinische Freiheit, aus der die sog. bürgerlichen Freiheiten entsprungen sind, in der „libertas Christiana" Luthers eine Wurzel hat, und ferner darauf, daß auch im Freiheitsbegriff eines Hauptzweigs des deutschen Idealismus ein innerer und sachlicher Zusammenhang mit Luthers Freiheit deutlich vorliegt. Das ist ganz klar bei Leibniz, der überhaupt nach dem Zeitalter der Orthodoxie verdeckte Haupttriebe der Reformation erst wieder entwickelt hat, und jener Zusammenhang ist ferner überall dort gegeben, wo der Freiheitsbegriff in enger Verbindung mit dem tiefen Gefühl einer Begnadigung und göttlichen Inspiration auftritt — nicht bei Kant und Schiller, wohl aber bei Goethe in der Epoche seiner Vollendung, Schelling und den romantischen Philosophen und Dichtern. Und fehlt hier bei einigen die Beziehung auf Christus, so dürfen wir hoffen, daß die fortschreitende Erkenntnis dessen, was wir überall der Geschichte und den Personen verdanken — wir sind hier noch in den Anfängen der zutreffenden Betrachtung —, diese Lücke ergänzen wird, wenn auch nicht in der Weise der für immer widerlegten altprotestantischen Dogmatik. Jene anderen Freiheitsbegriffe, wie sie ja auch unter sich große Verschiedenheiten zeigen, sind doch selbst nichts Abschließendes, sondern anspruchsvolle und doch nur tastende Versuche, der Wahrheit näherzukommen.

Luther ist der Begründer der neuen Zeit. Dies nicht nur an seinem Werke, sondern auch an seiner Persönlichkeit nachzuweisen, ist eine Aufgabe, die außerhalb dieses Aufsatzes liegt; sie wird sicher gelingen trotz aller der offenbaren mittelalterlichen Züge, die sein Bild aufweist.[1]) Sein Ich hat er der Welt geboten wie niemand im Mittelalter, auch Dante nicht, und doch hat er sich selbst niemals mit irgendeinem Werke auf die Bühne gestellt. Fest ist er seines Wegs gegangen, als habe er alles selbst geplant, und hat doch bekannt: „Gott hat mich hineingeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind." Hier wie in vielen anderem zeigt er den Genius, in dem Freiheit und Notwendigkeit zusammenfallen.

1) In dem jüngst erschienenen Werk von Walther „Luthers Charakter" (Leipzig 1917) ist uns aus reicher Kenntnis eine geordnete Sammlung von Charakterzügen Luthers in dankenswerter Weise geboten — aber eben nur von Charakterzügen, und auch da vermißt man so manches, und nicht nur die Schatten. Auch sonst besitzen wir treffliche Darstellungen, eine der besten ist die von Gustav Freytag. Aber die Aufgabe steht noch aus, Luthers Charakter in der Tiefe und in der Einheitlichkeit der Züge zu erfassen.



Die Kirche, aus der er stammte, hat er verlassen müssen, weil sie das Reich Christi, also die tiefste Gesinnungsgemeinschaft, und das Reich des Rechts und der Macht zugleich sein wollte. Diese Verbindung hat er als eine unerträgliche für sich und die Glaubensgenossen, die er erweckte, gesprengt und eben durch die Sprengung die neue Zeit begründet, die da Gesinnung und Macht auseinanderhält. Unzweifelhaft hat er damit der Kultur ein großes pädagogisches Mittel geraubt und ihre Aufgabe erschwert.[1]) Er hat das gewußt und die Folgen der Erschwerung selbst schon erlebt, aber das hat ihn nicht irre gemacht; denn er war der sicheren Überzeugung, daß die Wahrheit und Reinheit in der Betrachtung und Ordnung der Dinge und in der Führung der Seelen auf seiner Seite standen. Noch hat ihm der Gang der Geschichte nicht völlig recht gegeben; aber wer von seinem Gedanken einmal erfaßt worden ist, der kann ihn niemals wieder fahren lassen, weil er auf eine höhere Stufe des Menschentums getreten ist.

1) Niemand hat das in der Gegenwart deutlicher erkannt als Fr. Wilh. Foerster.

Französische Geistesart und ihre Formen

Von Eduard Wechssler.*)

II.

Diese so umschriebenen Bildungsziele haben die Lebenswertung und Volkserziehung im alten Frankreich bestimmt, und bestimmen sie trotz der Revolution und ihrer Folgen im wesentlichen noch heute, auch in dem angeblich demokratischen, tatsächlich oligarchischen Frankreich. Diese Lebensinhalte haben sich darum so lange erhalten, weil sie nicht gewaltsam anerzogen, sondern aus den geistigen Anlagen der Bevölkerung entwickelt worden sind und durch die Gunst der geschichtlichen Verhältnisse zu einem dauernden Eigenwesen sich gefestigt haben. Wer vergleichend auf die anderen romanischen Völker und Staaten blickt, wird erkennen, daß dort, wo diese inneren und äußeren Ursachen fehlten, der römische Hellenismus nicht derart nachwirken konnte.

Diese Lebensinhalte sind aber mehr als das: es sind die Glaubenssätze der Franzosen. Obschon auf keine ehernen Tafeln eingegraben, gelten sie doch für alle Angehörigen der Nation, die mit Bewußtsein denken und wollen.

Scharfsinnig bemerkt unser Lichtenberg: „Bei den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben in einer anderen.“ So viele Glaubenssätze, so viele Schranken des französischen Denkens und Urteilens.

Es gibt einen uralten, der ursprünglichen Menschheit gemeinsamen Volksglauben: den an die Zauberkraft der Namen und Worte. Götter und Menschen, gute und böse Geister lassen ungern ihre Namen wissen: denn wer diesen kennt, hat Macht über sie und kann den guten Geist zur Hilfe herbeizwingen und den Bösen von Schädigung abhalten.[1])

*) Siehe Heft 10.

1) Wilhelm Heitmüller hat auf die Bedeutung dieses bisher kaum beachteten Völkerglaubens in größerem und wichtigem Zusammenhang hingewiesen durch seine höchst lesenswerte Untersuchung: „Im



Was den alten Völkern gute und böse Geister waren, das sind den Franzosen von heute die überlieferten heiligen Wertbegriffe ihrer nationalen Geistesgemeinschaft. Wunderglaube und Wunderkraft wirken hier aus neuen Formen, heute wie damals. Der Ablauf der französischen Geschichte wird in manchen ihrer Wendepunkte erst von hier aus verständlich. Man kennt die Zaubergewalt der Worte *liberté, égalité, fraternité:* in diesen Zeichen hat die Revolution nach innen und außen gesiegt. Guizot spricht einmal (in einem besonderen Schriftchen vom Jahre 1849) über ein anderes Wort ähnlicher Art: *Le chaos se cache sous un mot: Démocratie.* Charles Maurras, der Herausgeber der *Action française,* sagt von den *formules* seines Meisters Auguste Comte (L'Avenir de l'Intelligence S. 104): *„Les plus abstraites en apparence me touchent d'une magnétique lumière. A demi-voix dans le silence de la nuit il me semble que je redis des syllabes sacrées: Ordre et Progrès — Famille, Patrie, Humanité — L'Amour pour principe et l'Ordre pour base; le Progrès pour but — Induire pour déduire, afin de construire — Savoir pour prévoir, afin de pourvoir."*

Darum enthält dem Franzosen ein Scheltwort auf den Feind eine Kraft und Bedeutung, von der wir arglose Deutsche nichts ahnen.[1]) Der französische Staatsmann oder Gelehrte glaubt seinem triebartigen Haß eine wirksame Folge zu geben, wenn er uns *Boches* oder *Alboches* oder *Archiboches* schilt. Wie harmlos ist dagegen das deutsche Knallmax oder Blechkopp! Aber, im Ernst gesprochen, haben nicht diese und andere Beschimpfungen bei unbefangenen Gemütern und urteilslosen Köpfen während dieses Weltkriegs ihre uralte Zauberkraft erwiesen? Hat unser Friedrich Hebbel unrecht, wenn er davor warnt, die Macht der Worte zu unterschätzen: „Ich bin überzeugt, ein Mensch kann dadurch schlecht werden, daß man ihn schlecht nennt." Jedenfalls wird uns jetzt das eine klar, daß Victor Hugo nicht bloß rhetorisches Pathos von sich gab, als er ausrief (Contemplations I, 7—8):

„Qui délivre le mot, délivre la pensée.
Car le mot, qu'on le sache, est un être vivant.
Oui, vous tous, comprenez que les mots sont des choses.

So steht es bei Hugo zu lesen, dem größten Zaubermeister des Wortes, den Frankreich kennt, und schon darum als sein größter Dichter gefeiert.

Oui; tout puissant. Tel est le mot. Fou qui s'en joue!
Il est vie, esprit, germe, ouragan, vertu, feu;
Car le mot, c'est le Verbe, et le Verbe, c'est Dieu."

Namen Jesu". (Göttingen 1903: Bousset und Gunkel, Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. 1. Band 2. Heft).

1) Das neue und neueste Frankreich schildern u. a.: Hippolyte Taine, Vie et Opinions de M. Frédéric Thomas Graindorge. Paris, Hachette 1910[17] (zuerst 1867). — Romain Rolland, La Foire sur la Place. — Dans la Maison (Jean-Christophe V und VII; Paris, Ollendorf 1908—9). — Vicomte d'Avenel, Les Riches depuis sept cents ans. Colin 1909. — Karl Scheffler, Paris, Notizen. Leipzig, Inselverlag 1908. — Oskar A. H. Schmitz, Was uns Frankreich war. Sechste Auflage der Französischen Gesellschaftsprobleme (Das Land der Wirklichkeit). München, Georg Müller 1914; geschrieben zuerst 1906. — Karl Hillebrand, Frankreich und die Franzosen. Straßburg 1886[3] (Zeiten, Völker und Menschen 1. Bd.). Als Buch zuerst 1873. — Joseph Hengesbach, Frankreich in seinem Gesellschafts- und Staatsleben. Jena, Diederichs 1915 (Tat-Flugschriften 8). — A. Lien [und Franz Oppenheimer], Das Märchen von der französischen Kultur. Berlin, Karl Curtius [1915]. — Nostra-Damus, Die Franzosen wie sie sind. Gegenwart und Zukunft. Freiburg i. Br. 1916.



Dagegen unser Goethe läßt den Doktor Faustus vor dem Neuen Testament sitzen und sprechen:

„Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort.‘
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin. . . .
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreibe getrost: ‚Im Anfang war die Tat.‘“

Und es ergibt eine reizvolle ironische Beleuchtung, wenn A. France den Präfekten Worms-Clavelin sagen läßt (Mannequin d'osier S. 182): *„Il faut dire qu'on marche, ne fût-ce que pour se dispenser de marcher. ‚Marchons! marchons!‘ Ce que la Marseillaise a dû servir à ne pas aller à la frontière!“*...

Ernsthafter hat es Bazalgette beklagt (Infériorité S. 249), daß in Frankreich so oft das Wort die Tat fernhalte, statt sie herbeizurufen: *„La Révolution a triomphé dans les constitutions, les formules, les décrets et les discours, échoué finalement dans les réalisations. L'énorme sacrifice consommé, il n'est resté que des souvenirs et des mots.“*

Dürfen wir hier daran erinnern, daß die erste große Kriegsanleihe in Frankreich Siegesanleihe genannt worden ist, und daß erst kürzlich (April 1917) bei den Versuchen, an der Aisne durchzubrechen, eine große Reservearmee auftrat, die den stolzen Namen *armée de poursuite* führte?

Auch abgesehen von diesem primitiven Glauben an die Allmacht der Worte bedeutet das Vorherrschen der Redekunst eine empfindliche Schranke des französischen Wesens. Als römischer Nützlichkeitssinn der hellenischen Rhetorik vor der Philosophie den Vorrang einräumte, da wurde auch schon über das künftige Frankreich das Urteil gesprochen. Ernest Renan, an deutscher Philosophie und Wissenschaft geschult, erkannte bereits in seinem Jugendwerk *„L'Avenir de la Science“* mit scharfem Blick die Hemmung, die damit auf die Geistesarbeit seines Volkes gelegt worden war. Strenge Wahrheitsforschung und tiefe Welt- und Lebensweisheit blieben bis zu seiner Zeit einer Hörerschaft unterworfen, die angeregt und unterhalten sein wollte.[1])

Ebensowenig kann ein Nordländer eine Vorstellung davon gewinnen, was dem Franzosen Haltung, Gebärde und Schaustellung bedeuten. Seine pathetische *attitude* erscheint uns, die wir Natürlichkeit vor allem lieben, als gemachte *pose*, und sein wohlberechneter, fein abgestimmter *geste* als störende *gesticulation*. Aber oftmals an den Wendepunkten französischer Geschichte und in den Zeugnissen französischen Geisteslebens hat dieses beides seine Stelle gefunden und entscheidend gewirkt. So hat Maurice Barrès am Ende seiner Erzählung von Colette Baudoche, dem Mädchen aus Metz, begeistert und begeisternd ausgerufen: *Nous, cependant, acceptons-nous qu'une vive image de Metz subisse les constantes atteintes qui doivent à la longue l'effacer? Et suffira-t-il à notre immobile sympathie d'admirer de loin un geste qui nous appelle?*

Damit vergleiche man in der bekannten Erklärung der einundsiebzig Franzosen mittleren Alters gegen den drohenden Krieg (La Paix armée S. 9): *„Avant tout nous sommes convaincus que notre unique devoir est de pénétrer la réalité sans chercher à l'écarter d'un geste ou d'une phrase.“* Aber auch hier

1) Diese und einige andere Äußerungen, die im Text erwähnt werden, enthält meine kleine Schrift: „Die Franzosen und wir“.



müssen wir fragen, ob wir Deutsche nicht den Wert einer gut gewählten Schaustellung bisher unterschätzt haben. Denn nicht sachlicher Ernst und klares Urteil bestimmen die gegenseitigen Beziehungen der Völker, sondern das eindrucksfähige Auge und Ohr.

Nächst dem Wortglauben gibt es keine andere so wirksame Schranke französischer Geistesverfassung als den ebenso alten, in immer neuen Formen wiederkehrenden Glauben an die Allmacht des Begriffs. Dieser Glaube gefährdet, wie Alfred Fouillée freimütig anerkennt, die Beobachtung so sehr wie die schöpferische Einbildungskraft; er hält aber auch, was schwerer wiegt, den Blick zurück von dem, was auf immer unbegreiflich und unbegrifflich bleibt: von den unsichtbaren und unerweislichen Mächten, die im Gemüt und Weltall wirksam und wirklich sind. Mitleidig lächelnd oder ganz verständnislos schaut der Franzose auf den Deutschen, dessen begriffliches Denken bescheiden halt macht vor dem Heiligen und dauernd Rätselvollen, vor dem Geheimnis. Sein Witz verlacht des Deutschen Andacht und Ehrfurcht vor dem, was uns in religiöser Offenbarung, in der Anschauung des Denkers, im Gleichnis des Dichters, Gestalt gewinnt. Sein Witz verlacht das deutsche Hinausstreben ins Metaphysische; genau so wie der Weltmann Mephistopheles, der unverkennbare Züge des Franzosentums trägt, den faustischen Erkenntnisdrang verspottet. Sein Witz sträubt sich, im Menschen- und Völkerleben unlösbare Widersprüche zuzugeben: noch ein Romain Rolland nannte in seinem Brief an Gerhart Hauptmann „das Schicksal die Entschuldigung der Schwachen“. Zwar hat Victor Hugo auf Jersey als erster der großen Franzosen das Unerkannte, Gestaltlose entdeckt und mit immer neuen Namen belegt: *le gouffre, l'abîme, l'inconnu, le mystère*. Er hat vor dem *penser* das *songer* gepriesen und reichlich betätigt. Aber einige aus der jüngsten Altersgemeinschaft Frankreichs tadeln ihn wegen seiner germanischen Seele: nur seine anderen echt französischen Fähigkeiten haben ihm seine pantheistischen Verirrungen verzeihen lassen. Bis heute besteht jener Gegensatz zwischen Deutsch und Französisch in ungebrochener Schärfe: Der Tiefsinn des Deutschen, so könnte man sagen, denkt in Antinomien, der Scharfsinn des Franzosen in Antithesen.

Darum ist der Franzose selten ein *homo religiosus*. Ihm fehlt dieses Gefühl der Bindung, diese Gläubigkeit, diese Gottinnigkeit. Und denen es heiliger Ernst damit war, die Kalvinisten und Jansenisten hat der vierzehnte Ludwig unterdrückt und ausgetrieben. Und noch jüngst hat Pierre Lasserre den Pantheismus als verwünschtes germanisches Gewächs verschrien und verdammt.

Um dieser Schranken willen hat es der Franzose so viel leichter, seine Gedanken in klare Gestalt zu bringen: eben darum, weil sie sich auf das Endliche und Begrenzte einengen. Er freue sich des wohlfeilen Vergnügens, über unsere Tiefe und Unklarheit zu spotten. Dafür hat er es unserem schwer mißverstandenen Kant überlassen müssen, zu sagen: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Niemals hat sich der französische Geist aus eigenem Antrieb die eine letzte Frage vorgelegt, die den Eingang zur Welterkenntnis erschließt: Vermag ich überhaupt zu erkennen? Wie entsteht für



mein Denken der Gegenstand vor mir und außer mir? Wie kommt die Welt und wie die Natur in mir zustande? — Daß die Formen unseres Erkennens unabhängig von aller Erfahrung gelten, aber nicht über diese hinaus: diese Entdeckung unseres Kant erscheint den Franzosen notwendigerweise als *querelle allemande.* Erkennen als ein Tun, Erfahrung als ein Handeln; die Welt für jeden eine andere durch Neigung und Abscheu, Wertschätzung und Entwertung; das Weltbild eines jeden unter seine sittliche Verantwortung gestellt: solche Frage und Antwort erscheinen dem herkömmlichen französischen Geist närrisch oder dreist oder gar schamlos.

Er läßt sich genügen an dem begrenzten und geformten Wissen, das ihm sein festes Vertrauen auf Wort und Begriff, Empfindung oder Anschauung verbürgt. Das übrige überläßt sein Skeptizismus dem lieben Gott oder dessen Stellvertreter in Rom. Nie kann er's verstehen, noch weniger würdigen, wie die besten der Deutschen immer aufs neue an den Eisengittern ihrer Endlichkeit rütteln und rastlos sich bemühen, die Grenzen immer weiter hinauszuschieben. Nie kann er die Sehnsucht des Deutschen nach freier Forschung, *libre examen*, nachfühlen, die unser Lessing in die unvergeßlichen Worte gefaßt hat von dem immer regen, wenn auch immer wieder irrenden Trieb nach Wahrheit, den wir Menschen uns von Gott erbitten sollen.

Mögen also immerhin die Franzosen sich rühmen, Nachfolger oder gar Überwinder der Griechen und Römer zu sein. Für den römischen Hellenismus, für das späte Griechentum der Kaiserzeit haben sie recht. Denn diese Geisteswelt ist ihnen völlig genehm und verwandt. Aber einen Platon, für den das Erkenntnisproblem allem andern voranstand, können sie so wenig verstehen wie unseren Kant; und den echten Homeros so wenig wie Shakespeare oder den Dichter des Faust.

Den faustischen Drang zur freien Forschung würde in Frankreich schon allein der Gesellschaftswille ersticken und die weltmännische Erziehung. Bis an die Lebensquellen des sittlich-geistigen Einzelwesens reicht diese unheilvolle Macht, wenn sie das freie, nur sich selber verantwortliche Gewissen dem guten Anstand unterwirft: dort *conscience* (und dieses Wort enthält nicht annähernd dasselbe wie unser „Gewissen"), hier *convenance* und *bienséance.* Wie scharf hat sich darüber Ernest Renan geäußert (L'Avenir S. 444): *Il ne s'agit plus de vérité, mais de bon goût et de bon ton. Il ne s'agit plus de dire ce qui est, mais ce qu'il convient de dire.*

Verhängnisvoller wirkt es, daß der Franzose durch seinen Wortglauben und einen mehrfachen Wortsinn sich von der liebgewordenen Täuschung verleiten läßt, daß er in der Geselligkeit und Gesellschaft die Gemeinschaft aller seiner Volksgenossen, ja die ganze Menschheit mit Liebe umfasse *(sociable = social; civilité = humanité; politesse = altruisme).* Und doch bedarf es keines Beweises, daß eben dort, wo die Gesamtheit in Gesellschaftsfähige und Gesellschaftsunfähige geschieden wird, diese Trennung ein soziales Gemeingefühl und tätigen Gemeinsinn nicht fördert, sondern hemmt. In der Tat ist gerade aus Frankreich wenig von Neigung zu größeren Spenden und Stiftungen zu berichten.

Trotzdem hört und liest man dort allenthalben jene Gleichsetzung ausgesprochen oder als selbstverständlich angenommen. So sagt Brunetière von den Schriftstellern seiner Nation (Études critiques V, 266): *„Dans les questions qu'ils agitent, il y va des intérêts essentiels de la ‚civilité' ou de l'humanité*

même.“ Deutlicher noch erklärt sich Alfred Fouillée (Psychologie du peuple français S. 186): *„Les idées qui ont un caractère social et humain seront particulièrement en harmonie avec l'esprit français. Dans leur application à la société les idées générales deviennent les idées généreuses; ce sont celles qui eurent toujours en France la plus grande chance de succès.“*

Seitdem die große Revolution mit seinen Gütern auch den alten Adel zerschlagen hat, ist der neue Geldadel, die *bourgeoisie*, in dessen Stellung eingerückt und vertritt als Inhaber und Machthaber die Gesellschaft und den Gesellschaftswillen. Eine Einkommensteuer, diese Hauptquelle der Staatseinkünfte, ist erst jetzt während des Weltkriegs von dem alten Ribot durchgedrückt worden, nachdem der verdienstliche Caillaux über seine gerechten Steuerpläne gestürzt war. Noch Anatole France konnte in seiner Geschichte der Pinguine (S. 308) mit beißender Ironie bemerken: *„La justice sociale, c'est la défense des richesses.“* So sagen dort die Reichen zu den Sozialisten; und er fährt fort: *„Les riches refusant de payer leur juste part des impôts, les pauvres, comme par le passé, payèrent pour eux.“* Und in dem an guten Beobachtungen und Urteilen reichen Buche der Frau A. Lien (Das Märchen von der französischen Kultur) möge man nachlesen, was sie an ergötzlichen oder betrübenden Belegen beiträgt zu der „gemeinnützigen Fürsorge“ für Sauberkeit und Gesundheitspflege in Gemeinde und Haus.

Selbsttäuschungen ebenso bedenklicher Art verbergen sich hinter dem geheiligten Worte Nation. Diese gilt seit alters als die ruhmreiche Geistesgemeinschaft und Hüterin von Bildung und Gesittung nicht nur für das eigene Volk, auch für nahe und ferne Fremdvölker. In dem bedeutungsvollen Buche von Gaston Riou, *Aux Ecoutes de la France qui vient* (Grasset 1913) wird für dieses Ziel die Jugend zu neuer Begeisterung aufgerufen. Ob das geweihte Banner Roms oder die Sturmfahne der Revolution oder das Hugenottenkreuz der jungen Freunde von Riou vorgetragen wird, immer fühlt sich Frankreich von Gott zu einer Sendung an die Völker der Erde berufen und auserwählt. Mit schönem Freimut bekennt Alfred Fouillée (S. 181): *„Nous avons souvent la naïveté de croire que ce qui nous rend heureux rendra heureux le monde, que toute l'humanité doit penser et sentir comme la France. De là notre prosélytisme, de là le caractère contagieux de notre esprit national. . . . Le revers de cette qualité, c'est une certaine tyrannie de bonne volonté à l'égard de nos semblables, qui fait que nous voulons absolument les amener à sentir et à penser comme nous.“*

Weil der Franzose seine Nation über alles stellt und jedes Ding aus diesem Gesichtswinkel beurteilt, wird es ihm schwer, sachlich zu bleiben, sobald er dieses sein Heiligstes bedroht oder gefährdet weiß. Wir schweigen hier, um selber die Pflicht der Sachlichkeit nicht zu verletzen, von manchen Vorkommnissen dieses Krieges. Aber davon haben wir zu reden, daß auch in ruhigen Friedenszeiten in Frankreich keine Zeitung oder Zeitschrift, ja keine harmlose Bücherbesprechung erscheint, deren Verfasser nicht von dem Gedanken an seine Nation vor allem anderen erfüllt und dadurch voreingenommen wäre. Wir müssen gestehen, daß darin Größe liegt; ja wir könnten die Franzosen fast um dieses nationale Ehrgefühl beneiden. Aber schlimm genug wirkt es, wenn die literarhistorische Würdigung der eigenen großen Männer von dem politischen Par-

teistandpunkt abhängig gemacht wird. Man denke daran, wie sogar der Ruhm eines Victor Hugo zum Spielball der feindlichen Parteien gemacht worden ist. Um so herzlicher denken wir Deutsche in tiefer Verehrung eines Mannes, der sich so ganz von dieser französischen Eigenschaft freigemacht hat, daß er an seine deutschen Fachgenossen Anerkennung und Tadel so sachlich erteilte, wie es einem Menschen irgend möglich ist. Gaston Paris war dieser unvergeßliche Gelehrte, und das unerfreuliche Gegenstück dazu ist sein Nachfolger im Pariser *Collège de France*, dessen Namen ich hier unterdrücke. Jene nationale Voreingenommenheit erstreckt sich sogar auf die fernste Vorzeit und hält auch gegenüber den ersten Forschern des eigenen Landes mit dem Tadel nicht zurück. So mußte sich der Geschichtschreiber Fustel de Coulanges (in einer Anmerkung zum ersten Bande seiner *Histoire des institutions politiques de la France* S. 64) ausdrücklich gegen die Landsleute wenden, die in seiner Schilderung von der Unterwerfung Galliens die vaterländische Gesinnung vermißt hatten: „*Ceux qui pensent que l'histoire est un art qui consiste à paraphraser quelques faits convenus, pour en faire profiter leurs opinions ou politiques, ou religieuses, ou patriotiques, sont libres de prétendre que les Gaulois ont dû lutter longtemps et s'insurger incessamment contre la domination étrangère; ils n'en peuvent donner la preuve, mais leur patriotisme exige qu'il en ait été ainsi, et leur sens historique est la dupe de leur patriotisme. Ceux qui pensent que l'histoire est une pure science, cherchent simplement à voir la vérité telle qu'elle fut. . . . La science ne doit pas avoir d'autre souci que la recherche du vrai.*

Auffallender und das allerseltsamste an der französischen Geistesart ist aber die Tatsache, daß dort die Nation dem Staat, daß das Vaterland den Gesetzen übergeordnet wird. So leidenschaftlich jeder echte Franzose den Gedanken auch des Staates heilig hält: vor der Revolution hatten die wenigsten daran selber teil, und nach der Revolution hat man allzu oft mit der Stilart dieses schützenden Gebäudes gewechselt, als daß man es für unvergänglich halten müßte. Sein Patriotismus äußert sich mehr im glühenden Eifer für die äußere Machtgeltung seines Staatswesens, weniger in der Fürsorge für die innerstaatlichen Aufgaben und Zwecke, und in williger Befolgung der Gesetze. Der dürftige, oft jämmerliche Zustand der Eisenbahnen, der Post und des Fernsprechwesens; die häufige und grundsätzliche Umgehung der Schulpflicht; die Neigung, eine im privaten Leben selbstverständliche Ehrlichkeit gegenüber dem Steuereinnehmer beiseitezusetzen; überhaupt die Widerspenstigkeit dieses Volkes der *égalité*, sich dem Staat als Gesetzgeber gleichmäßig unterzuordnen: alles das ist bekannt genug und früher von Karl Hillebrand, neuerdings von Frau A. Lien ins Licht gestellt worden.

Worin ist dieser beim Franzosen kaum verständliche Widerspruch begründet? Auf den richtigen Weg führt uns hier die z. B. von Nostradamus sehr gut beobachtete Tatsache, daß der französische Diener seinem Herrn, daß der Angestellte seinem Vorgesetzten, wenn er ihn kennt, treu und zuverlässig dient. Aber die Sachlage ändert sich sofort, wenn der Arbeitgeber keine Person ist, die den Ehrgeiz des Untergebenen durch Lohn und Lob antreibt, sondern ein unpersönliches, unsichtbares Wesen, etwa eine Aktiengesellschaft. Die Trägheit, Gleichgültigkeit, manchmal auch Grobheit vieler Staatsbeamten in Frankreich,



besonders der kleineren, ist nur allzu bekannt. Es scheint dem französischen Denken zu widerstreben, daß es einem unsichtbaren und unfaßbaren Wesen, wie dem Staat und seinen Beauftragten, freudig den Willen tue. Das hat Alfred de Vigny wohl erkannt, dieser tiefernste, unserer Lebensauffassung so nahestehende Denker. In seinen Erzählungen schildert er uns den äußerlich ruhmlosen und armseligen Lebenslauf dreier Dichter und dreier Soldaten: *„Ce qu'il y a de plus beau que l'inspiration, c'est le dévouement; après le Poëte, c'est le Soldat; ce n'est pas sa faute s'il est condamné à un état d'ilote.“* Dort lernt der Capitaine Renaud, ein blindergebener Diener Napoleons, in dem englischen Admiral Collingwood einen Mann kennen, der sein ganzes Leben dem Vaterland und der Pflicht gewidmet hat, und empfängt zum Abschied den Rat: *„Je n'ai qu'une chose à vous recommander, c'est de vous dévouer à un Principe plutôt qu'à un Homme.“*

Unheilvoll in anderer Richtung wirkt eine Beschränkung von anderer Art — es ist die letzte, von der wir hier reden — daß der französische Geist unter den für ein Gedankenwerk möglichen Einstellungen die rhetorisch-pathetische und die witzig-spöttische vor allen anderen immer wieder bevorzugt. Wieviel reicher ist hier das deutsche Schrifttum in der Entfaltung verschiedener Möglichkeiten! Der Lyrismus, das schlichte Bekenntnis ganz persönlicher Erlebnisse, verschwand mit Théophile und Saint-Amant, bis die Romantiker auf Rousseaus Spuren ihn wieder entdeckten. Einigen Liedern von Musset und der Traumdichtung eines Verlaine läßt sich nicht viel Gleichwertiges aus Frankreich zur Seite stellen. Nur selten ist treuherzige Kindlichkeit und Weltunerfahrenheit dargestellt worden, ohne daß der heimische Witz sich daran erprobt hätte: Molière mit seiner Agnes und seiner Louison steht einsam auf stiller Höhe. Merkwürdig genug: Lafontaine gilt drüben als Kinderschriftsteller. Am schmerzlichsten aber vermißt der Deutsche bei seinem Nachbarn den Humor. Wer diesen Begriff nur in jener liebevollen Wertung des lächerlich Geringen und Ärgerlichen erkennt, die von Spott und Hohn gleichweit entfernt bleibt wie von aller Ironie, der wird trotz ernstlichem Bemühen kaum so viele Namen finden, wie er an den Fingern aufzählen kann. Das kann nicht wundernehmen, da die von Paris ausströmende Denkart dem Wesen des Humors gerade entgegenstrebt.[1]) Als echter Humorist darf uns Paul Arène gelten, nicht aber sein engerer Landsmann Alphonse Daudet, der sich in den meisten Fällen über seine Südfranzosen gleich einem Pariser lustig macht.

Diese in ihren Grundrichtungen beschriebene französische Geistesbildung ist in sich derart abgeschlossen und zur widerspruchslosen Einheit gefestigt, daß man kein Glied daran erneuern oder entfernen kann, ohne das Ganze zu zerstören. Die Geschlechter von bald zwei Jahrtausenden haben daran gearbeitet: bis zur Revolution bauend und weiterbildend, seitdem im wesentlichen erhaltend und nachahmend. Dieses Gebäude geistigen Lebens hat allen Stürmern und Drängern aus dem eigenen Volk, hat

1) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat ein sorgfältiges Buch (Halle a. S. 1910, Niemeyer) Claude Tillier gewidmet, dem burgundischen Verfasser der in Deutschland weitverbreiteten köstlichen Erzählung „Mein Onkel Benjamin“ (vom Jahre 1842). Der Text ist in vielen französischen und seit der Übertragung durch Ludwig Pfau auch in mehreren deutschen Ausgaben zugänglich. Er zeigt uns, daß der Humor in französischer Erde zwar selten, aber auch ganz urwüchsig gedeihen kann.

allen Einwirkungen aus Deutschland und England, hat vor allem der französischen Geniezeit, genannt Romantische Schule, unerschüttert, wie es scheint, Trotz geboten. Von den jüngeren Altersgemeinschaften hat sich, soviel ich sehe, eine einzige, die von 1894, in schroffen und bewußten Gegensatz zur überlieferten Geisteshaltung gestellt. Ihr gehören an die Péguy, Rolland, Claudel, Jammes, André Gide, Charles Guérin und andere, die alle, ob unter sich noch so verschieden, scharf und streng die sittlich-religiösen Pflichten des einzelnen und des Staates zu verwirklichen streben. Die tiefe und nachdrückliche Stimme dieser dem deutschen Geist nicht fernen Altersgenossen wurde seit dem Marokkostreit übertönt von der allerjüngsten, noch kaum reif gewordenen Jugend, die unter der Führung eines Maurras und Barrès zu Katholizismus und Königtum zurücklenkte und auch nicht das kleinste Einvernehmen, nicht die geringste geistige Übereinstimmung mit dem deutschen Nachbarn dulden will.[1])

Immerhin und trotz aller beharrenden Kräfte hat es Frankreich selten an den selbständigen Denkern gefehlt, die jene hemmenden Schranken gesellig-nationalen Geisteslebens nicht erkannt und wenigstens für sich selber mutig durchbrochen hätten. Man könnte einmal den Versuch wagen, die Geschichte der französischen Literatur zu schreiben als eine Geschichte dieses tapferen und klugen Ankämpfens schöpferischer Geister gegen jene Vorurteile. Jeder gedankenvolle und zugleich französische Dichter oder Schriftsteller noch der jüngsten Zeit erscheint als jeweils neue Verschmelzung echtfranzösischer mit fremdartigen Eigenschaften: durch die ersten wirkt er auf die große Zahl der Zeitgenossen, durch die anderen auf die kommenden Geschlechter.

Ob dieses viele Neue in den Blutumlauf des geistigen Frankreich eingehen wird? Ob es den meisten bloße Literatur bleiben soll, die der Geschichtschreiber verzeichnet, aber niemand ausschöpft? Oder ob die in der *Action française* zusammengefaßte Bewegung nur das Aufflammen eines letzten Widerstandes bedeutet? Wer kann es wissen? Wer kann es wagen, in einer Zeit so ungeheurer Kämpfe auch nur zu vermuten? Das eine aber, möchte ich glauben, läßt sich voraussagen: nach diesem Kriege wird der französische Geist trotz allem seine Kraft zur Verjüngung bewahren und niemals langweilig werden.

---

1) Aus der großen Zahl von Gegenüberstellungen deutscher und französischer Geistesart erwähne ich: Ernest Renan, L'Avenir de la Science. Pensées de 1848. Paris, Calman Lévy 1890 (geschrieben 1848). — Eduard Wechssler, Die Franzosen und Wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914. Jena, Diederichs 1915. (Schriften zum Verständnis der Völker.) — Max Scheler, Krieg und Aufbau. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1916. — Karl Nötzel, Der französische und der deutsche Geist. Jena, Diederichs 1916. (Schriften zum Verständnis der Völker.) — Ernst Tröltsch, Der Geist der deutschen Kultur: Deutschland und der Weltkrieg I². Leipzig, Teubner 1916. S. 52—99. — Wilhelm Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Leipzig, Alfred Kröner 1916. — Leopold Ziegler, Der deutsche Mensch. Berlin, S. Fischer 1916². (Ein kleines Büchlein, aber überreich an tiefen und treffenden Beobachtungen und Bemerkungen.) — Man vergleiche auch: Ernst Cassirer, Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Berlin, Bruno Cassirer 1917.

George Meredith als Kritiker englischer Zustände.

Von Ernst Dick.

In dem vortrefflichen Büchlein von Bernhard Fehr: „Streifzüge durch die neuste englische Literatur" wird, gleich in der Einleitung, sehr hübsch gezeigt, wie sich in England die verschiedenen geistigen Strömungen und gesellschaftlichen Bestrebungen im Lauf des 19. Jahrhunderts ablösten und kreuzten. Von der gegen die eigene Zeit gleichgültigen, ja feindlichen Romantik eines Walter Scott war das Land, aufgestachelt durch Männer wie Carlyle und Dickens, übergegangen zu der Betrachtung der Gegenwart und ihrer Mißstände, eifrig darauf bedacht, zu helfen und zu bessern; eine große Welle von Mitgefühl für die Armen und Schwachen fegte über das Reich hinweg und riß eine Menge veralteter, ungerechter Gesetze mit sich fort. Um 1850 hatte diese Bewegung vorläufig ihren Zweck erreicht. Wenn sie auch von gewissen Schriftstellern kräftig weitergeführt wurde, so hatte sie doch aufgehört, die Massen zu beschäftigen, wirksam zu sein. Es war ein andrer Geist zur Herrschaft gelangt. Der englische Mittelstand erlebte eben jetzt seine gute Zeit, d. h. er wurde reich; und wie es in solchen Zeiten zu geschehen pflegt, er wurde ängstlich und konservativ, wollte nichts mehr wissen von Verbesserungen, von Opfern für das Land und für die Bedürfnisse derer, die aus dem wirtschaftlichen Aufschwung jener Jahre keinen Nutzen zogen. Der große Apostel dieses Geistes war der Politiker und Geschichtschreiber Macaulay. Über ihn schreibt Fehr: „In seiner Geschichte Englands hat er alle Erscheinungen der Vergangenheit nach dem Maßstab seiner viktorianischen Gegenwart beurteilt und seine Leser in dem Glauben bestärkt, daß ein goldenes Zeitalter angebrochen sei. Macaulay war vom Scheitel bis zur Sohle ein Philister, und sein Optimismus und sein Glaube an das

---

Der vorliegende Aufsatz wurde schon vor dem Kriege niedergeschrieben und in meinem Beitrag zu der Germanisch-Romanischen Monatsschrift (VI, S. 32) „Deutschland und die Deutschen bei George Meredith" sein bevorstehendes Erscheinen in einer Züricher Zeitschrift angekündigt. Die Veröffentlichung ist dann unterblieben. Da ich nun häufig um Zustellung des Aufsatzes ersucht worden bin, entschließe ich mich zu seinem Abdruck in einer reichsdeutschen Zeitschrift.

Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Aufsatz seit seiner Niederschrift keine Veränderung erlitten hat, also nicht ein Erzeugnis der Kriegszeit ist. Ferner darauf, daß der Verfasser ein neutraler Schweizer ist. Ein beliebtes Mittel der papierenen Kriegsführung hat darin bestanden, die Dichter als Ankläger ihrer eigenen Völker ins Feld zu führen. Die Deutschen haben sich schwer darüber beklagt und ganz richtig diesen Verdächtigungen entgegengehalten, ihre Dichter hätten nicht aus Haß, sondern aus Liebe die Zustände im eignen Land gegeißelt. Doch sie haben als belesene Leute es ihren Feinden mit gleichem vergolten und reichlich vergolten. Das hat gerade den Deutschschweizern nicht gefallen wollen, die bei aller Teilnahme für die deutsche Sache doch Engländer und Franzosen nicht hassen oder verachten konnten, noch vergessen, daß man auch deren Dichter und Künstler mit Liebe und Bewunderung genossen hat. Ich bitte die Leser meines Aufsatzes, sich an dem gegen das eigene Volk gerichteten Tadel Merediths — der ein warmer Freund Deutschlands gewesen ist — nicht schadenfroh zu laben, sondern zu bedenken, daß dieser edle Geist nur das getan hat, was die edelsten Deutschen je und je geübt haben. Der Verf.



goldene Zeitalter, den die große Masse mit ihm teilte, ist die Philosophie des Philistertums. Es hat lange gebraucht, bis ein mutiger Denker aufstand, um den englischen Mittelklassen die Lächerlichkeit ihres Kultes vor Augen zu führen. Es ist das große Verdienst Matthew Arnolds, das Wort Philister eingeführt und damit auch die Erscheinung seinen Zeitgenossen bloßgelegt zu haben (1865, in seinem Essay über Heine)." Schon vor Matthew Arnold hatte John Ruskin seinen Feldzug gegen die englische Philisterei begonnen, mit ganz anders heftigen Worten als jener. Und noch fast früher als Ruskin sehen wir einen noch Größern gegen die Anbeter des goldenen Kalbes auftreten, George Meredith. Meredith war von Natur dazu bestimmt, der Kritiker seines Landes zu werden. Es genügt, wenn man sagt: das lag in seinem keltischen Blut. Es mag auch an seiner fremden Erziehung gelegen haben: er hatte seine Ausbildung zum Teil in der Schule der mährischen Brüderschaft zu Neuwied am Rhein erhalten. Was George Meredith an seinen Landsleuten, an den Zuständen und Einrichtungen seines Landes auszusetzen fand, das bildet ein nicht unwichtiges Kapitel in seiner Weltanschauung. Manches geht wohl nicht nur das Volk der Briten an, sondern die Völker alle, die sich fortgeschritten wähnen; also auch uns. Und manches, das er vor fünfzig Jahren zum erstenmal aussprach, hat er vor zehn wieder vorgebracht und es wird heute von andern immer von neuem gesagt. Es lohnt sich wohl (wenn es uns wirklich darum zu tun ist, das Wissenswerte über England zu wissen), seine Aussprüche zu sammeln und seine Ansichten zu vernehmen. Es darf dabei nur nicht vergessen werden, daß Meredith nicht immer nur als Ankläger geschrieben hat. Seiner Anklage setzt er eine nicht weniger beredte Verteidigung gegenüber; allerdings nicht in Worte gefaßt — Meredith hat nie die Vaterlandstrompete geblasen —, sondern nur nebenbei. Am wirksamsten in den vielen prächtigen Menschen, die er als Vertreter und Typen seines Volkes geschaffen hat.

Ein Volk, das Männer hervorbringt wie manche in Merediths Romanen, und besser noch: Mädchen und Frauen wie die unseres Dichters, kann nur ein tüchtiges, ehrenwertes und bewunderungswürdiges Volk sein. Meredith war ein feuriger Patriot, der sein Volk und sein Land begeistert liebte, das Gute an ihm auch freudig anerkannte. Aber gerade seine Vaterlandsliebe war es, die ihn die Rolle des Ermahners, des Tadlers, manchmal des Verspotters übernehmen ließ. Als der scharfe Beobachter und Denker, der er war, sah und empfand er wie wenige seiner Zeitgenossen die Schwächen und Fehler seiner Landsleute, erkannte er die Schäden im englischen Volksleben, und unerschrocken wie kein andrer außer Ruskin hat er sie bloßgelegt und gegeißelt.

I.

Meredith hat seine Kritik sowohl *implicite* als *explicite* geübt; d. h. sie ergibt sich einerseits aus den Schilderungen von Land und Leuten und den Vorwürfen seiner Romane, andrerseits aus den vielen bewußt kritischen Äußerungen, die wir in sehr vielen seiner Werke, den Gedichten sowohl als der Prosa, zerstreut finden.

Wir beschäftigen uns zuerst mit der ersten Art. Sie macht sich fast von Anbeginn bemerkbar, während die andre erst später hervortritt. Gesellschaftskritik steht im Vordergrund bei Merediths erstem Hauptwerk: R i c h a r d F e v e r e l s F e u e r p r o b e (1859). Der Roman

geißelt — schärfer und wirksamer als irgendein englisches Buch, das ich kenne — den Rangstolz der oberen Klassen. Das Ungeheuerlichste, was der junge Richard tut, ist nicht, daß er hinter dem Rücken seines Vaters heiratet, sondern daß er, der Sohn des vornehmen Baronets, die Nichte eines Pächters zur Frau nimmt. Es klingt dabei wie ein Hohn auf englische Anschauungsweise, wenn Richard geltend macht, seine Lucy sei die Tochter eines Gentleman, da ihr Vater ja Offizier gewesen sei. Einen unansehnlichen Leutnant bei den Marinetruppen will ja auch der große Sir Willoughby Patterne im Egoist nicht empfangen, trotzdem er seinen eigenen Namen trägt. Und welch ein Bild erhalten wir in dem Erstlingsroman von einer aristokratischen englischen Familie! Eine Sippe von Menschen, die der Überfluß und der Müßiggang bis ins Mark hinein verdorben haben. Die Männer sind genußsüchtige Zyniker, denen entweder Küche und Keller, oder Sport und Spiel über alles gehen. Neben ihnen treffen wir einige Herren aus dem höhern Adel, besonders einen unermeßlich reichen und ziemlich beschränkten jungen Lord, der mit seinem Schweif von Schmarotzern wie ein Wolf in einem Rudel von Schakalen einhergeht, Beute suchend. Die Geschichte läßt es mehr als klar werden, daß an dem traurigen Tod der lieblichsten aller Frauen, an dem tragischen Knicken des schönsten der Jünglinge nicht allein des Knaben Heftigkeit und des Vaters Unverstand schuld sind, sondern die ganze gesellschaftliche Einrichtung, die solche Tragödien hervorruft, sie zur Notwendigkeit macht. Das war denn auch der Grund, warum der Roman, „Richard Feverels Feuerprobe", als unsittlich verschrien wurde.

Der zweite Roman Merediths ist geradezu auf den Begriff der Klassengegensätze in ihrer charakteristisch englischen Form aufgebaut. *Evan Harrington* heißt der Titel des Werkes (1861). Er könnte ebensogut heißen: *Tailor and Gentleman*, denn der Held ist ein Schneiderssohn, der unter das Herrenvolk gerät. Auch hier wieder bittere Anklage gegen, beißender Spott auf den Rangstolz, die Ausschließlichkeit dieser Klasse. Zum dritten Male behandelt unser Dichter dieses Thema in *Rhoda Fleming* (1865). Der angeborne Stolz, die anerzogene Selbstherrlichkeit des reichen Herrensohnes sind schuld, daß dieser das schöne Bauernmädchen, nach dem seine Leidenschaft gegriffen hat, verschmäht und unglücklich macht, gegen sein besseres Gewissen, ja, gegen seine eigene Neigung.

Von nun an verläßt Meredith dieses Problem; er läßt es zum mindesten nicht mehr so stark hervortreten. Schon in dem frühen Werk *Sandra Belloni* (1864) spielt es nur eine nebensächliche Rolle. Hier sehen wir vielmehr, wie brüderlich sich der niedere und der ärmere Adel zu der reichen Bürgerklasse der Citykaufleute stellt — schon vor 50 Jahren sich stellte. In diesem Roman gibt uns Meredith die Kritik ebendieser in England so mächtigen Bürgerklasse. Er ist weit davon entfernt, sie zu verachten, wenn er auch keinen Hehl daraus macht, daß er sie nicht liebt. Unter ihr sind die Gefühlsduselei, der schöne Dünkel und das geistige Strebertum heimisch. Und diese Klasse ist die eigennützigste von allen, wenn auch nicht die unnützeste. Sie steht geistig und gemütlich tief, trotz den feinen Dämchen und den flotten jungen Kriegshelden, die sie hervorbringt. Sie ist innerlich verkümmert unter dem Fluch des Reichtums und des Wohllebens.

Der Fluch des Reichtums: damit haben wir den Gedanken genannt, der Me-



redith vom ersten bis zum letzten seiner Werke wohl am meisten beschäftigt hat. Er kommt nicht davon los. Der Reichtum — er nennt ihn mit Vorliebe Mammon oder Geldsack — ist der Urgrund der schlimmsten Mißstände im englischen Volk, der unerfreulichsten Schwächen im englischen Volkscharakter. Er verdirbt die Besitzenden und die Armen. Jene macht er zu krassen Egoisten. Meredith nennt sie einmal *(Adventures of Harry Richmond)*: „Jene riesigen menschlichen Kürbisse, die euer Land bedecken und ihm Blut und Geist abzapfen — jene Aussauger der Natur." Mehr als einer seiner Helden wird das Opfer eines übermäßigen Reichtums: Sir Willoughby Patterne im *Egoist;* Lord Ormont in *Lord Ormont and his Aminta;* Graf Fleetwood in *The Amazing Marriage;* auch der große selfmade man Victor Radnor in *One of our Conquerors.*

Gegen den Reichtum eifert Meredith durch den Mund und die Feder seines Dr. Shrapnel in dem politischen Roman *Beauchamp's Career.* Noch ausdrücklicher, rückhaltloser tut er es in einem Gedicht aus denselben Jahren. Es ist an seinen Freund John Morley, den jetzigen Lord Morley, gerichtet bei Anlaß seiner Reise nach Amerika, wo er in verschiedenen Städten Vorträge halten sollte. Der Dichter ermahnt den Freund, den Vettern auf dem westlichen Festland zu sagen, daß es mit England doch nicht ganz so traurig stehe, als der äußere Anschein, wie ihn besonders die Zeitungen erwecken, vermuten läßt. Aber wie bietet es sich den beobachtenden andern Völkern dar? — Aus England erschallt das Getön der Mammonspfeifer. Der wahre Geist des Landes gibt kaum ein Lebenszeichen von sich; was man aus der Ferne zu sehen vermag, ist höchstens hie und da ein wildes Zucken, die Panik eines prallen Beutels, die Angst vor bösen Tagen. Man denkt nur an den Erfolg; man ist immer bereit auszuweichen. Frau Britannia scheint zu sagen (eben durch ihre Sprecherin, die Presse): Ich bin wohl versorgt; für die Schwachen habe ich ein Hohnlachen, den Starken weiß ich zu schmeicheln. Die wahre Gesinnung des englischen Volkes ist das allerdings nicht; Tatsache bleibt dennoch: England hat die Schamlosigkeit, von den andern zu verlangen, sie sollten das Schwert einstecken, ohne selber daran zu denken, herauszugeben, was es genommen hat. Es predigt nur Wohlleben, und wenn andere einen Anteil an den Gütern der Welt heischen, so sagt es fest, es selber sei satt. . . . Ja, England wird von dem kopflosen Tyrannen Reichtum, dem Heuchler, dem Bauchgott regiert. Ihm werden täglich Psalmen gesungen; ihm sucht man zu gefallen. Für das wahre England ist kein Raum mehr da. Wer befreit das Land? Carlyle[1]), der bloß das Übel sah, nicht aber die Quelle, hat die Titelträger, die Aristokratie, zum Kampf aufgerufen. Wie kann man auch? Diese sind groß bei den Festessen in der City. Aus dem Reichtum der City sind sie ja größtenteils hervorgegangen. Sie sind am allermeisten die Anbeter Mammons, mit Gesichtsverdrehungen, mit Rückenbeugen, mit unterwürfiger Rede. —

Das Gedicht entstand 1867. Von nun an hört Meredith nicht mehr auf, das Heer der Mammonsdiener zu bekriegen. Man könnte Hunderte von vereinzelten Stellen anführen. In dem schönen Gedicht: *Die Drossel im Februar,* das sein Glaubensbekenntnis enthält, beklagt er

---

1) Der Name ist nicht genannt. Die Verse lauten: „A poet, half a prophet, rose In recent days, and called for power | I love him; but his mountain prose — | His Alp and valley and wild flower — Proclaimed our weakness, not its source."

es, „in einem Land der Habsucht leben zu müssen, das für den Mammon bebt, wie die Erde bebt". Seine Philosophie des Reichtums kommt am vollsten zum Ausdruck in dem edlen Gedicht *The Empty Purse, a Sermon to our Later Prodigal Son.*

Der Mammonsdienst hat bewirkt, daß das Volk feig und gleichgültig geworden ist. Besonders häufig weist Meredith auf die Vernachlässigung der Landesverteidigung hin, woran der Steuerzahler am meisten schuld ist. Was Lord Roberts den Engländer von heute predigt, das hat unser Dichter ihnen schon vor 50 Jahren warnend vorgehalten. Das ganze erste Kapitel von *Beauchamp's Career* (1876) ist der Behandlung dieser Frage gewidmet. Es schildert das Inselreich in dem Zustand einer jener Paniken, die es von Zeit zu Zeit ergreifen. Damals zitterten die tapfern Briten vor einem Einfall des alten Erbfeindes und jetzigen Freundes, der Franzosen, gerade wie sie heute aus der Angst vor den bösen Preußen nicht herauskommen, geheimnisvolle Torpedoboote und Luftkreuzer an ihrer Ostküste erscheinen sehen und sich vor aller Welt lächerlich machen. Meredith hat sich nicht gescheut, ihnen ihre Lächerlichkeit in grellen Farben vorzumalen. —

Also ein französischer General hat sich anheischig gemacht, mit 10000 Mann den Kanal zu überspringen und nach London zu marschieren. In England schläft man nicht mehr vor lauter Schrecken. Die Lage wird von Meredith folgendermaßen dargestellt:

„Die Ergebnisse der Volkszählung waren überwältigend zufriedenstellend, ebenso der Zustand unsrer Jungmannschaft. Wir konnten rudern und reiten und fischen und schießen, und wir vermehrten uns reichlich. Wir waren Athleten mit einer schönen Geschichte und einem vollen Beutel. Wir hatten erstklassige Jagdflinten, unerreicht gute Spazier- und Jagdpferde, vielversprechende Babies, und eine wundervolle Presse und eine Verfassung, das Höchste darstellend, was praktische Menschenklugheit je erreicht hatte. Aber wo waren unsere bewaffneten Männer? Wo war unsere schwere Artillerie, wo unsere erprobten Hauptleute, wenn es darauf ankam, eine plötzliche, scharfe Probe zu bestehen? Wo war die erste Verteidigungslinie Englands, seine Flotte? Das waren Fragen, und die Minister wurden aufgefordert Antwort zu geben. Die Presse beantwortete sie kühn mit der erschreckenden Behauptung: Wir haben keine Flotte und kein Heer. Höchstens ein paar alte Schiffe könnten wir aufbringen, einige Versuchskreuzer und zwanzigtausend schlecht bewaffnete Soldaten."

Das bezieht sich nun allerdings auf die Zeit vor dem Krimkrieg. Aber Meredith hat seine eigene Zeit gemeint, das Ende der sechziger Jahre. Ungefähr um dieselbe Zeit, etwa ein Jahr später, begann dann W. T. Stead, der mit der Titanic untergegangene Zeitungsmann, seinen Feldzug für eine Hebung der Flotte.

Die nun folgende Schilderung der Panik ist nicht wiederzugeben. „*The deliberate saddling of our ancient nightmare of invasion*" nennt unser Wortkünstler den Vorgang — das planmäßige Satteln unsres alten Nachtmahrs eines feindlichen Einfalls.[2]) Die Panik ist als ein altes Weib dargestellt, das aus dem Schlafe aufgescheucht wird. „Im Augenblick war sie ganz stürmische Nachthaube und hungrig nach dem Glocken-

2) Das englische *mare* bedeutet Stute, *nightmare* aber ist das Alpdrücken: wir haben es mit einem unübersetzbaren Wortspiel zu tun.

strang ausgestreckte Finger." Sie löst ein Zetermordio aus, sodaß sogar die Opposition im Parlament ihre Angriffe auf die Regierung einstellt.

Die Presse, die zuerst feurio gerufen und Alarm geschlagen hat, bemüht sich nun, den Sturm zu legen. Es entstehen neue Leitartikel, worin auf gewisse, eben zum Stapellauf bereite Schiffe und auf einige eben aus Indien zurückkehrende Regimenter hingewiesen wird; ganz besonders aber auf die Hecken auf dem Lande, jene englischen Hecken, durch die allein der Anmarsch eines Feindes aufgehalten werden könne. Doch die Panik will sich nicht beruhigen. „Welches Land", winselt sie, „hat etwas zu verteidigen, das unsern Schätzen gleichkäme? Ungezählte Reichtümer, schöne Frauen, einen nie entweihten Boden!" Schließlich legt sich die Aufregung, das Weib Panik sinkt in ihre Kissen zurück und schließt die Augen. Der Steuerzahler jedoch muß nun dran glauben. Die ausgestandene Angst hat ihn überdies mürbe gemacht, und so läßt er sich denn herbei, zu bluten.

Zwanzig Jahre später kommt Meredith wieder auf das Thema zurück — er hatte es inzwischen wiederholt angetönt — in einem Gedicht an den Obersten Charles, das die unkriegerische Haltung des Landes brandmarkt. „Bald erhebt es eine gichtbrüchige Faust, bald umkrallt es wieder seine Batzen. Was in der Welt herum vorgeht, versteht es nicht: es ist geistig zu träge. Das Wort, womit Gambetta den plumpen MacMahon kennzeichnete, es paßt auf England: Wie eine Kuh einen vorübereilenden Zug anglotzt, so lugt England nach den Russen, Deutschen, Franzosen aus." Meredith erblickt die größte Gefahr in der Versuchung, die ein unvorbereitetes England für die starken Nachbarländer sein muß. „Denn", meint er, „die Völker sind noch immer die wahnsinnigen Massen, und sollten sie einmal meinen, unser Wappenlöwe sei ein Schweifschwinger für alles, nur nicht den Krieg, mechanisch aufgezogen, seine Flanken zu peitschen von einer Presse, die das Schreckgespenst heraufbeschwört; er sei bloß ein Geldsack mit Kopf und Schwanz, ja, dann könnte es mit aller unsrer Tapferkeit zu spät sein."

Nicht ein säbelrasselndes England verlangt Meredith, nicht ein herausforderndes. „Lieber Indien fahren lassen, als die allgemeine Wehrpflicht einführen", sagt sein Dr. Shrapnel im Beauchamp. Später wäre der Dichter bereit gewesen, eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen[3]) und Indien trotzdem fahren zu lassen. Meredith verurteilte die erobernde Politik. In einem Sonett aus seinen spätern Jahren, *The Warning*, vergleicht er das Land mit einem Luftballon, „von unserem Gas — dieses Inselchens unersättlicher Gier nach Kontinenten — zum Platzen voll gebläht". In noch einem andern Sonett *Outside the Crowd* wiederholt er seine Warnung und sagt deutlicher, welche Rolle er England spielen sehen möchte: „wir wollen gegürtete Athleten sein, gegen jeden Gegner bereit, oder aber zur Seite stehn in gleichem, großem Wohlwollen für alle, Herr von Ländern, die keine Raubvögel an sich reißen werden, wo die Gerechtigkeit mit reinem Sinn die Wage hält, wir selbst gewappnet, um ihrem Schwert Nachachtung zu verschaffen. Sonst liefern wir der Geschichte Stoff zu dem Kapitel über untergegangene Staatswesen." Um dem Krieg vorzubeugen, muß England gerüstet sein. Denn der Krieg ist einer fortgeschrittenen Welt unwürdig. In dem Sonett *On the Danger of War* beschwört er den Geist der

3) Er spricht in seinen Briefen an den Journalisten Greenwood wiederholt davon.





Weisheit, die Kriegsdrohung abzuwenden, die „nur ein hirnkrankes Land verrät". Um seine Rolle unter den Völkern würdig zu spielen, um seiner zivilisatorischen Aufgabe zu genügen, sollte England groß und stark und jederzeit gerüstet dastehen. Dieser Gedanke unterliegt dem Gedicht *The Call,* aus dem ich ausführlich zitieren muß. Es beginnt mit einer ziemlich unverhüllten Anspielung auf die Deutschenfurcht: „Es heißt Exercitus (d. h. das Heer, der Militärstaat, Deutschland) beabsichtige, es mit dem berühmten Salsipotent (d. h. dem Salzmeer beherrschenden England) aufzunehmen. In diesen Tagen der Hochflut des Reichtums läßt ein Hauch der Warnung ganz England sich beugen wie das Schilf am See vor dem Wind.... Denn riesiger Besitz läßt die Kraft erschlaffen, deren wir bedürfen, ihn festzuhalten; es wäre denn, daß im Volk das Herz lebendig würde und alle einig machte.... Stark müssen wir sein wollen, aber um zu helfen, nicht zu schaden.... Es darf nicht erklärt werden, wir seien eine Nation, die von einem Ende zum andern des Landes eine solche Kriegsfront zeigt, daß ein sprungbereiter Feind seine Wut in die Luft verpufft und es vorzieht, uns Freund zu werden. Indem wir ihn fürchten, tun wir ihm unrecht. Denn die Furcht entstellt, die Furcht lockt. Unsere Aufgabe ist es, stark zu sein gleich ihm; ungleich ihm, nicht nach einem beneideten Schatz zu greifen als nach einem Recht. So kann eine stärkere Brüderschaft übers Meer gemeldet und dort verstanden werden; ja, noch mehr, begrüßt, wenn es sich zeigt, daß wir alle Pflichten umfaßt haben, indem wir frei sind.... Dieses Britannien! und sollte es fallen, die Menschheit würde eine rauhere Luft atmen, und die Nationen würden ein kostbares führendes Licht vermissen."

Gerade jetzt ist die Zeit, sich zu fra- ob England die ihm von seinem edelsten Dichter zugedachte Rolle spiele. Wohl dem Lande, das einen Dichter hat, der zu ihm spricht über seine höchsten Aufgaben, wie es Meredith in den angeführten Gedichten tut. Wehe dem Lande, das einen solchen Dichter hätte und nicht auf seine Stimme hörte!

In *Beauchamp's Career* und in den Gedichten spricht Meredith in seinem eigenen Namen. An andern Orten hat er es vorgezogen, seine Kritik andern in den Mund zu legen. In einem berühmten Kapitel von *The Adventures of Harry Richmond* belehrt der deutsche Professor Julius von Karsteg den reichen jungen Engländer über den wahren Zustand Albions. Auch hier werden wir um einige Jahrzehnte in die Vergangenheit versetzt, aber auch hier meint der Verfasser doch sein zeitgenössisches England. Ein paar abgerissene Sätze mögen Jnhalt und Gedankengang veranschaulichen:

„Ihr Engländer lebt, um des Vergnügens willen." Erwiderung: „Wir sind die arbeitsamsten und fleißigsten Menschen der Welt." „Ja, damit ihr dem Vergnügen leben könnet. Ihr arbeitet um des Geldes willen. Ihr eßt und trinkt, und ihr prahlt mit euren körperlichen Übungen; ihr betreibt sie nur, um Appetit zu bekommen.... Ihr werft uns (Deutschen) Mangel an gesundem Menschenverstand vor, als ob der Bauch sein Sitz wäre.... Eure Adeligen sind nichts als reiche Leute, aufgeblasen von hergebrachtem leeren und unausstehlichen, weil ungerechtfertigten Stolz, und gespeist durch Verbindungen mit dem Handelsstand. Oder sind sie etwa eure Führer? Führen sie euch an in der Literatur, in den freien Künsten, in der Regierung? Wie ich höre, nein. Nicht einmal im Militärdienst".... „Sie haben's

getroffen," läßt Meredith hierauf den jungen Engländer erwidern, „das ist das wahre Gepräge des englischen Geistes: hinzunehmen, was immer ihm vermacht wird, ohne zu fragen, ob nicht irgendeine Änderung stattgefunden habe....

„Ihr verehrt eure sogenannte Aristokratie," fährt der Deutsche fort, „um einen idealen Gegensatz zu der Gemeinheit des Volkes zu bewahren.... Meinetwegen ja, eine Darstellung der Freiheit, das habt ihr uns gegeben. Aber ihr seid zufrieden damit in einer Welt, die sich fortbewegt... Ihr kühlen Engländer, die ihr an das Vorhandensein von Zielen, die nicht gleich vor euren Augen zur Erde fallen und euch ins Gesicht starren, nicht glauben wollt, ihr behauptet, der Mensch habe seine Arbeit getan, wenn die Besitzlosen nicht geradezu aufschreien."

Gegen den englischen Dünkel, der zum Festhalten am Hergebrachten führt, zur Ablehnung höherer Ziele, zu gesellschaftsfeindlichem Eigennutz, gegen die kleinliche Angst vor Neuerungen, hiergegen zieht der Dichter zu Felde. Am übermütigsten läßt er seine Kritikerlaune walten in *One of our Conquerors* (1890). Zuerst äußert er sich durch die Aufzeichnungen zweier Orientalen, eines indischen Fürsten und seines Ministers, die er einige sehr witzige und gesalzene Dinge über die Beherrscher ihrer großen Halbinsel sagen läßt. Der Hauptsprecher aber ist der giftige Satiriker Colney Durance. Der schreibt eine Satire auf die geistige Zurückgebliebenheit des englischen Volkes. Sie wird im Auszug mitgeteilt und ist ungeheuer komisch, wenn man einmal so weit ist, daß man sie versteht; denn *One of our Conquerors* ist der schwierigste aller Romane Merediths. Das gänzlich tolle Spiel zeigt den Engländer im geistigen Wettkampf mit den Vertretern der andern europäischen Völker. Der Sohn Albions muß überall kläglich den kürzern ziehn. Während die übrigen von ihren Regierungen unterstützt werden, sich auch sonst mit Vorbedacht gerüstet haben, rennt der Engländer ahnungslos in das Verderben hinein. „Der würdige Herr hatte geglaubt, ins Glück hineinzustolpern, nach der seligen alten englischen Weise. Sonst war es immer so mit uns: ungeholfen tun wir es! ruft der ehrwürdige Doktor aus." Das lustigste ist, daß die wackeren Briten ihre Niederlage im geistigen Wettbewerb durch Heldentaten auf dem Sportfeld ausgleichen zu können meinen. Meredith hat an mehr als einem Ort mit wonniger Freude ein englisches Cricketspiel geschildert. Aber daß seine Landsleute auf den Sport so versessen sind, neben ihm sozusagen keine Interessen haben, das hat er oft beklagt. Der Held von *One of our Conquerors*, aufgestachelt durch seinen Freund, den Satiriker, möchte eine Zeitung gründen, deren einziger Zweck die Bekämpfung der nationalen Charakterfehler sein sollte; „seinen Engländern klarmachen, wie und bis zu welchem Grade ihre Sports, ihre heftigen Fressereien und ihr Widerstand gegen Ideen und ihre Ängstlichkeit mit Bezug auf Änderungen und ihr Abscheu vor jeder auf sie angewendeten Kritik und ihre einmütige Anwendung ebendieser Kritik als Waffe gegen andere: wie das alles Zeichen sind einer über Gebühr langen Gemütlichkeit im Lehnstuhl."

II.

So hat Meredith mit allen Mitteln versucht, sein Volk aufzustacheln, es aus seiner Ruhe aufzuscheuchen. Er sah es im Begriff, sich zu verlieren, abzufallen von seinem Rittergelübde. Sein letzter Roman sollte ganz der Frage gewidmet sein: wie kommt es, daß aus dem



beiden Rassen, aus denen die britische Nation besteht, noch keine Einheit geworden ist; daß der Kelte immer noch so heftig vom Sachsen wegstrebt. Er hatte das britische Rassenproblem schon früher in einem Gedicht behandelt: Aneurins Harfe. Hier klagt er, daß der Kelte seine Eigenschaften nicht entfalten könne: „Schwert, Lied und feinen Geist bringt der Kelte auf den Markt, doch alle werden übersehen. Der Sachse kriecht im Schatten der normännischen Hakennase, und der Normanne pocht auf seinen Titel. Weder Führer noch Ziel noch einen fernen, verheißenden Glanz können wir erblicken; weder Ehre noch die zarte Knospe einer Verheißung winkt uns, den Kelten. Verbunden sind wir: eine Flut von Rassen dahingerollt einem gemeinsamen Schicksal entgegen. England hält viele umklammert: welches aber ist der Zustand Englands? England trommelt mit Stolz auf seinen vollen Bauch, das Weib Mammons."

Hierher gehört das Romanbruchstück: *Celt and Saxon* (wohl nach 1900 verfaßt) mit dem wunderbaren Kapitel, das von dem „großen Mr. Bull und den keltischen und sächsischen Ansichten über ihn handelt". Anstatt eines mageren Auszuges gebe ich einige längere Stellen im Zusammenhang.

„Von Bull also denn: unserem Bild vor der Welt, unserem Herrn und Gebieter, uns selbst, in einem Wort — dem untern Teil von uns. Wenn auch im ganzen nur kühl verehrt, kann er doch Begeisterung erzeugen, wenn sein Roastbeef-Einfluß zu einem friedlichen Himmel emporsteigt und die häusliche Welt Englands sich mit ihm im Takte dreht. Was er nicht mag, wird dann zum verbietenden Gesetz eines sehr lenksamen Volkes, was er liebt, wird Gebot. Wenn erklärt wird, daß keine Gründe ihn bewegen können, so wird er in der Form eines Pfostens angebetet. Ein Zeichen, daß er etwas wünscht, und es entsteht ein gefährlicher Andrang seiner Verehrer. Es ist, als ob wir das Beispiel unserer fanatisch unterwürfigen indischen Untertanen nachahmten. Doch dem ist nicht so. Es ist uns angeboren. Es sind einige so waghalsig gewesen, die Herrschermacht Bulls auf den freundlichen Schutz des guten Neptun zurückzuführen, dessen Arme ihn umfangen und in ihm die Entwicklung einer rücksichtslosen Launenhaftigkeit fördern. Gewisse Unkräuter des menschlichen Busens blühen rasch auf, wo Sicherheit gewährleistet ist. . . . Neptun hat etwas getan. Man glaubt, er habe viel getan, sobald es heißt, er sei nicht imstande, das Äußerste zu tun. Merkt ihr etwas von Unsicherheit? — ein Geschöpf, das sonst allen Gründen unzugänglich ist, lauscht nun plötzlich jeder Einflüsterung: der Eichenhafte ist ein Schilf, der Stier ein Rehlein. Da aber kein Angriff auf seine Küsten erfolgt, fehlt der Beweis, daß sie unverletzlich sind. Man wendet sich um Hilfe an Neptun, und der antwortet durch den Mund des letzten Passagiers von einer Fahrt über den Kanal in einer stürmischen Nacht. ‚Fasse Mut, Sohn Hans! Es wird ihnen nicht ums Dreinschlagen sein, den Eindringlingen bei dir, nach einer solchen Fahrt.' Diese Bestätigung der Wachsamkeit des Meergottes gibt seinem Liebling wieder Mut, und gleich ist er gegen Vernunftgründe wieder so hornig wie zuvor. Neptun soll sein Teil an der Ehre haben.

Irgendein Ideal von seinem Land hat Bull nicht — er haßt das Wort; es riecht nach Ketzerei, nach Widerstand gegen sein Abbild. Ein Ideal anzunehmen, erfordert eine Betätigung der Einbildungskraft, und das vertragen seine Verdauungswerkzeuge nicht... Er ist eine greif-



bare Gestalt, praktisch, und das Liebste, was er sehen kann, ist der Spiegel, den ihm seine Barden von der Presse und sein Hofnarr, der Hans Lachauf, vorhalten. Dort, umgürtet von lachenden Meereswellen, in offenkundiger Seligkeit, labt er sich an seiner Rundheit. Runder bei jeder neuen Besichtigung, predigt er der Menschheit über die Seligkeiten der Leibesfülle. Die Franzosen machen in Revolutionen, stellen politische Versuche an; die Deutschen büffeln Philosophie, wälzen Klassiker, komponieren neuartige Musik: beide gehen vorwärts, entwickeln sich weiter, lernen töten. Lächerliche Deutsche! launenhafte Franzosen! Wir brauchen nichts Neues in der Musik, noch neue politische Einrichtungen und Regierungsformen, und Krieg begehren wir nicht. Die Friedensgöttin ist es, der wir den Hof machen, indem wir um die Hand ihrer Tochter Fülle werben, und wir haben das lustige Mädel gewonnen; willkommen zum Hochzeitsschmaus! Aber hebet euch weg, neue Ideen und Geheul: alte Weisen, erprobte Systeme für uns, meine würdigen Freunde!"

Das wäre Bull, der selbstzufriedene Verteidiger des Hergebrachten, Vorhandenen. Er lebt nur der Gegenwart, wie das liebe Vieh in fetten Triften. Das geht, bis eine geschäftliche Krise eintritt. Auf einen Schlag ist er über den Haufen geworfen. Es wird ihm schwarz vor den Augen, seine liebe Gegenwart sieht er nicht mehr.

„Was hat er getan zum Wachstum seiner Hirnkugel? Wohl ist es die kleinere, aber in unserer wahren Haltung doch die obere, und von Rechts wegen die führende Kugel. ... Was hat er in den Künsten aufzuweisen? was in den Waffen? Seine Sänger beschuldigen ihn einer krassen Viehzufriedenheit, der Unfruchtbarkeit des Gehirns, der Schläfrigkeit, leichenhafter Unempfindlichkeit. Sie machen ihm den Kopf warm mit Fragen über unsere Verteidigungsmittel, unsere geistigen und materiellen Leistungen, unsere Poesie, unsere Wissenschaft; sie höhnen sein Vertrauen auf den Gott Neptun, ziehen dessen Unverwundbarkeit in Zweifel. Sie weisen auf den Ausländer hin, den sicher schreitenden, gestählten, selbstvertrauenden Ausländer; waffenkundig, kunsterfahren in geistiger und leiblicher Regsamkeit und, wie einige zu behaupten wagen, in der Dichtkunst, unserer höchsten Leistung, uns überlegen.

Da, mit einem einzigen lauten Gebrüll dem Zusammenbruch der Bauchfülle steigt er von seinem Postament des Weltkritikers herunter; er wirft sich vor dem Fremden nieder; er sagt sich von englischen Werken und Taten los, lauscht fremden Weisen, verschreibt sich fremde Schauspieler, weidet sich an Berichten aus den Feldlagern fremder Heere. Gleich einem geschlagenen Ochsen senkt er das Haupt vor jedem fremden Namen, und stöhnt innerlich ‚Shakespeare!', um sich ein wenig Mut zu machen. Er liebt beinahe seine Dichter, er begreift fast, was Dichtung ist. Wenn sie auch nichts einbringt, so verschafft sie doch Ruhm, Achtung in Zeiten des Mißerfolgs. Grütze im Kopf, muß er annehmen, Grütze im Hirn erzeugt die erobernden Energien. Er ist jetzt für Grütze im Kopf um jeden Preis. Er ist bereit, Männer, die sie haben, in den Ritterstand zu erheben. Sie sollen Ritter sein; sie zu Peers und Gesetzgebern zu machen, ist ihm allerdings noch nicht eingefallen.

Das ist Mr. Bull, unser Abbild vor der Welt, dessen Streiche wir hinnehmen, als ob ihre Vorführung keine schlechte Wirkung auf die Nation hätte. Er ist stolz auf sein Bild im Spiegel. Unter die-





sen Schaustellungen arbeitet der nüchterne, starke Geist des Landes mühsam weiter und tut seine stündliche Pflicht und Schuldigkeit gewissenhaft, nur wenig mit Rücksicht auf zukünftige Sicherheit, nur wenig um Liebe zu gewinnen. Denn leider ist es kein wissender Geist, auch nicht ein liebenswürdiger, wenn auch gerecht und wohlwollend. Er gemahnt an den Esel eines betrunkenen Gemüsehändlers. Er hat nicht die Gabe, sich auszusprechen. Sein Benehmen wird von einem einsichtsvollen Himmel als ehrbar anerkannt, und eine sich plagende, ringende Sprachlosigkeit hat immer etwas Pathetisches an sich.... Die Dichter könnten seine Tugenden verkünden. Sie wollen nicht, mögen nicht. Die einzige Stimme, die er hat, ist das Eselsgeschrei des Puritaners. Die Welt ist es zufrieden, daß sie von dem Wanst Bulls verdunkelt wird."

Hie und da kommt eine Zeit, wo die Leute, die Bull nicht gern haben, die Oberhand gewinnen. Dann verleugnen ihn auch seine Trabanten, die Barden der Presse. Sie stellen ihn als eine Schöpfung des englischen Humors hin. Doch das dauert nicht lange. Gleich ist er wieder Meister. „Nur in den Tagen, wo der verborgene untere Geist des Landes aufwacht, d. h. in den Tagen des Sturms, die herbeizuwünschen unvorsichtig wäre, sind wir ihn gründlich los. Inzwischen richtet er Unheil an, ernstliches Unheil."

Und nun kommt der Ankläger Bulls auf die Wirkung zu sprechen, die „der Vertreter des engeren Englands" auf die nichtenglische Rasse des britischen Reiches hat.

„Engländer von Gefühl wissen ihn nicht zu schätzen. Für Leute mit irischem und kambrischem Blut in den Adern ist die rot- und pausbackige Figur mit der gleichgültigen Stirn, mit dem geräuschvollen Geldsäckelwohlwollen, mit den Anfällen einer gehörnten Wildheit und den Rückfällen in die Hartherzigkeit ein Gegenstand des Abscheus und Ekels. Und die keltischen Brüder sind nicht alle Narren in ihrer Empfindlichkeit. Sie dienen euch auf dem Kriegsfeld und auf andern Gebieten, denen die Welt Ruhm gespendet hat. Diese verabscheuen Bull, den Stier, als das ausgewachsene goldene Kalb eines heidnischen Götzendienstes. Sie sind ungerecht. Aber manche von ihnen sprechen mit dem Gefühl, daß ihnen der Fuß auf die Kehle gesetzt sei, und sie sind von einem Geblüt, das eine verehrungswürdige Weltanschauung fordert. Und sie hassen Bulls Gebrüll der Verachtung für ihre Religion. Darum bewahren sie ihren Haß gegen ihn, nachdem sie ausgewandert sind, und lehren ihre Kinder, diesen Haß lebendig zu erhalten."

Das Kapitel ist damit noch lange nicht zu Ende. Im ferneren Verlauf geht der Verfasser noch weiter den Ursachen nach, die den Kelten dem Sachsen entfremden. Obschon die beiden Rassen stark miteinander vermischt sind, wiegt doch das sächsische Blut so stark vor, daß die keltische Auffassung des Ehrenwerten und Liebenswerten keine Anerkennung findet. Und so wird der Kelte, der begierig ist, etwas zu bewundern, abgestoßen. Für seinen Haß macht er sofort die tierische Figur John Bulls verantwortlich, und der ererbte Haß wird durch das persönliche, kritische Gefühl der Abneigung gebilligt. Das unterdrückte Bedürfnis, zu bewundern, ist neben vielem anderen ein Grund, warum der Kelte so hartnäckig widersteht. „Also Krieg dem Bull, fort mit ihm! Wenn ihr ihn einmal los seid, werdet ihr auch wissen, daß seit einem halben Jahrhundert ihr euch der Welt mit dem Unterteil nach oben gekehrt gezeigt habt."



Wie die Iren haben sich auch die Cambrier in Wales und die gälischen Hochschotten mit dem Engländer noch nicht befreunden können. Der Waliser wird ein eifriger Amerikaner, dient gern in dem kleinen Heer der großen Republik. „Hier ist einer, dem im letzten Jahrhundert kein großes Unrecht geschehen ist, temperamentvoll, gern zum Singen und zum Lieben bereit. Er verläßt euch und vergißt euch. Seid versichert, daß die wirtschaftlichen Gründe nicht allein schuld sind! Er kann euren Bull nicht ausstehen. Ebenso geht es euren Dichtern. Sie könnten den Quell der Vaterlandsliebe springen lassen, wenn ihr Widerwille gegen Bull es ihnen nicht verwehrte. Sie mögen ihn nicht besingen, weder episch noch lyrisch. Sie sind gezwungen, ihr Genie auf das Abstrakte, das Gesuchte, das Malerische zu verschwenden. Umsonst fordert Bull, der endlich gemerkt hat, durch seinen Shakespeare, daß die Dichtkunst Ehre schafft, sie auf, ihn der Welt zu besingen, ihn und die Dinge, die seine Mitte, seinen Bauch, beglücken. Wäre er im Feuer, sein Fett dahingeschmolzen, sie würden sich anders verhalten."

Nun weiß ich nicht, ob meine Übersetzung eines nicht sehr leichtverständlichen Originals verständlich ist. John Bull hat Meredith von allen seinen Dichtern am wenigsten und am schlechtesten verstanden. Wird er ihn je verstehen lernen, auch nur den guten Willen aufbringen, einen Versuch zu machen? Sicher ist, daß Meredith unter der abweisenden Haltung seiner Landsleute schwer gelitten hat. Das haben seine vor kurzem veröffentlichten Briefe uns verraten. Er hatte Grund, den Mr. Bull nicht zu lieben. Aber Meredith hat doch an sein England geglaubt. Keiner hat je ein so hohes Ideal von seinem Heimatland gehabt wie er. Die 28 Bände, die seine Werke in Prosa und in Versen füllen, sind eine einzige große Huldigung an das Inselreich. Sie sind auch einer der schönsten Ehrentitel, die es aufzuweisen hat. Vielleicht kommt es doch dazu, daß das Volk, das endlich weiß, was ein Shakespeare gelten kann, auch erkennen wird, daß ein Meredith eine Flotte aufwiegt. Vorerst aber ist es notwendig, daß viele Nichtengländer seine Größe ermessen lernen. Solange Deutsche und Franzosen sich nicht dazu aufraffen, sondern fortfahren, Shaw und Wilde zu bewundern, gilt für sie das, was Meredith von der geistigen Rückständigkeit und Trägheit der Engländer gesagt hat. An den Führern der Geister ist es, dafür zu sorgen, daß seine Zeit bald kommt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Umrisse der Weltpolitik.

Seit dem Eintritt Deutschlands in die Reihe der Weltvölker ist noch von keinem deutschen Historiker ein Anlauf zu einer großzügigen Gesamtgeschichte der Staatenwelt vom Standpunkt des europäischen oder Weltgleichgewichts aus unternommen worden. Bezeichnenderweise sind die besten Schriften zur Weltpolitik der Gegenwart nicht aus den Kreisen der deutschen Geschichtschreibung hervorgegangen, so J. J. Ruedorffers „Grundzüge" und des Grafen Reventlow trotz mancher berechtigten Einwände unentbehrliches Werk: Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914, das freilich Deutschland doch wieder in den Mittelpunkt der Darstellung rückt. Daß allerdings nicht etwa prinzipielle Ablehnung der Weltpolitik für das Verhalten der Historiker bestimmend ist, lehrt ein Blick auf die Behandlung früherer Perioden: auch hier ist, sieht man von Rankes imponierendem Lebenswerk ab, dessen Programm eigentlich schon 1833 in dem Versuch über die „großen Mächte" vorlag, die letzte größere Arbeit dieser Art vor 1905, Heerens Handbuch



der Geschichte des europäischen Staatensystems, im Jahre 1809 entstanden, also in einer Zeit, in der es nicht einmal eine deutsche Politik gab, weil auch kein Deutsches Reich existierte. Hier ist im Interesse der nationalen Bildung viel für uns nachzuholen; mit Recht legt die im Februarheft dieser Zeitschrift mitgeteilte Denkschrift des preußischen Kultusministeriums an das Abgeordnetenhaus Nachdruck darauf, daß alle fachdiplomatische Schulung wertlos ist, wenn nicht bei dem gesamten Volk das außenpolitische Interesse geweckt wird.

Schon aus diesen Gedankengängen heraus wird man den Versuch von Justus Hashagen[1]), der sich die Aufgabe stellt, den gewaltigen Stoff in der Form eines systematischen Kompendiums vorzutragen, als eine überaus zweckmäßige Bereicherung unserer gesamten Kriegsliteratur begrüßen dürfen; nun ist man zur Orientierung doch nicht mehr wie bisher fast ausschließlich auf Anleihen bei fremden Nationen angewiesen. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, die europäische bzw. die Weltpolitik seit 1871 zu periodisieren, worüber der Verfasser selbst die Leser dieser Zeitschrift früher schon unterrichtet hat (Jg. 10, 1916, Sp. 1133ff.). Nur der Blick auf das Gefüge der planetarischen Politik ermöglicht es ihm, den großen Wendepunkt im Jahre 1895, im Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Reihe der Weltvölker, zu finden, während bei der Beschränkung auf unsere deutsche Geschichte die Zäsur etwa 1890 oder um 1900 anzusetzen wäre. In der Stellung des Themas liegt es begründet, daß die siebziger Jahre, in denen noch nicht alle die älteren Großmächte aus dem europäischen Rahmen ihrer Politik herausgetreten waren, verhältnismäßig kurz behandelt sind; darüber waren wir auch in deutscher Sprache bereits ausreichend unterrichtet. Die Benutzung fremder Literatur und die Breite der Erzählung nimmt zu, je weiter sie fortschreitet; die letzten sieben Jahre vor Kriegsausbruch füllen den ganzen zweiten Band.

Was die deutsche Geschichte im besonderen betrifft, so hindert das hohe Lob, das Hashagen den Großtaten Bismarcks auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nach 1871 zollt, ihn nicht, anzuerkennen, daß sich die allgemeinen Bundesverhältnisse in den letzten Jahren des Fürsten bereits in einer für uns durchaus ungünstigen Umbildung befanden. Seine besondere Vertrautheit mit den ostasiatischen Problemen befähigt ihn zu einer gerechten Einschätzung der Interventionspolitik des neuen Kurses in der Zeit des Friedens von Schimonoseki, und die aktive deutsche Islampolitik seit 1898 wird warm verteidigt. Dagegen erfährt der sogenannte Sansibarvertrag die bei unseren Kolonialfreunden von früher her übliche scharfe Verurteilung, und bei dem Fallenlassen des Rückversicherungsvertrags mit Rußland vermißt man eine Würdigung der Gründe, die Freiherr v. Marschall im Jahre 1896 geltend gemacht hat, und die durch die Erfahrungen von 1914 in ein schärferes Licht gerückt sind. Entschieden zu weit geht es, den Ausgang des Marokkohandels 1911 als einen Sieg Frankreichs zu buchen; der Darstellung der deutsch-englischen Verständigungsversuche von 1912 kann man wiederum zustimmen.

Über diese und andere Fragen wird sich freilich noch lange keine Einigung erzielen lassen. Darauf kam es bei einem Versuch wie dem vorliegenden auch gar nicht an. Die nächste Aufgabe zur Emanzipation unserer politischen Literatur von den tendenziösen Erzeugnissen des Auslandes kann nur in der Bereitstellung und Sichtung eines möglichst zuverlässigen Quellenmaterials bestehen, das dann nach den Grundsätzen der historischen Methode und mit gesundem Urteil zu verarbeiten ist; alles weitere wird sich finden. Als einen ersprießlichen Beitrag in diesem Sinne wird man trotz des damit verbundenen Wagnisses und des gegen manche Stellen zu erwartenden Widerspruches Hashagens Buch im ganzen genommen freundlich registrieren.

München Theodor Bitterauf.

1) Umrisse der Weltpolitik. I 1871—1907, II 1908—14. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 553 u. 554.) Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner.

Ein neues Werk über den Buddhismus.

Zu den Darstellungen des Buddhismus, die wir besitzen, stellt sich jetzt eine aus der Feder eines Ceylonesen, A. Coomaraswamy[1]). Dieser geistvolle Schriftsteller, durchaus auf der Höhe europäischer Bildung stehend, ist vor allem durch seine unermüd-

1) A. C., Buddha and the Gospel of Buddhism. London (Harrap & Co.) 1916.

lichen Bemühungen bekannt, den bildenden Künsten Indiens höhere Schätzung zu erkämpfen, als die allgemeine Meinung ihnen zuzugestehen pflegt. Daß seine Heimat die Insel ist, die noch heute die altbuddhistischen Überlieferungen in besonderer Reinheit bewahrt hat, befähigt ihn vor andern, die Stimmungen, die dem Buddhismus innewohnen, als Selbsterlebtes in unmittelbarer Frische wiederzugeben: wobei er sich freilich von subjektiven Tendenzen, gelegentlich von hypermodernen Gedankenströmungen nicht überall unberührt hält. Ein Werk eigentlicher gelehrter Forschung ist sein Buch nicht. An solchen fehlt es uns ja nicht; und wer seine Arbeit von dieser Seite kritisieren wollte, könnte manche Schwäche nicht übersehen. Aber die geistige Feinheit, die das Denken und die Ausdrucksweise dieses hochbegabten Orientalen kennzeichnet, verleiht seiner Arbeit eigenartigen Reiz. Wie schön ist — um nur weniges hervorzuheben —, was er über das Naturgefühl der alten buddhistischen Mönche sagt — wie die Freude an Blumen, an Wald und Gebirge, die in der weltlichen Dichtung der Inder so lebendig hervortritt, auch diesen weltabgewandten Einsiedlern so gar nicht fremd war. Man hört aus ihrer Poesie das Rauschen des Regens im indischen Walde; man sieht den Zug der Kraniche ihre hellen Fittiche ausbreiten, der düstern Gewitterwolke zu entfliehen. Daß solch liebevolles Sichversenken in das Naturleben im Grunde in Widerspruch steht mit dem ernsten Gebot des Sichlösens von allem, was in dieser Welt ist, entgeht dem feinsinnigen Darsteller nicht. Die volle Strenge des buddhistischen Gedankens kommt zum Ausdruck in der Schilderung jenes Weisen, der, vom Toben des wildesten Gewitters umgeben, nichts davon bemerkt, sondern ungestört in seiner Meditation verharrt.

Nicht minder inhaltreich als dies Kapitel über das Verhalten des Buddhismus zur Natur ist das über die buddhistische Kunst. Ich drücke mich ungenau aus: denn mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es sich vielmehr um Kunst handelt, deren Gegenstand der Buddhismus ist, als um buddhistische Kunst. Darin möchte ich doch dem geistvollen Autor nicht folgen, wie er den Einfluß der überhaupt von ihm m. E. mit ungerechter Abneigung behandelten hellenistisch-indischen Kunst, der „Gandharakunst", auf die Entstehung des typischen Buddhabildes zurückzudrängen sucht. Für ihn ist dies Bild eine Schöpfung der „Buddhist primitives", und erst in zweiter Linie läßt er den westlichen Einfluß eingreifen. Werden neue Funde uns in der Tat Werke der Primitiven vor Augen stellen, die ihm recht geben? Soweit die bis jetzt verfügbaren Materialien reichen, scheinen sie mir vielmehr anderes zu lehren. Niemand hat es so bestimmt formuliert wie A. Foucher, dieser hervorragende Kenner der Gandharakunst. Die indischen Primitiven haben es durchweg vermieden, den Buddha darzustellen. Wo sie Szenen aus seinem Leben bilden, fehlt überall — eine auf den ersten Blick höchst befremdende Lücke — seine eigene Gestalt. Erst der Gandharakunst war es vorbehalten, die Lücke auszufüllen. Auf sie geht das Buddhabild zurück, das, sobald es geschaffen ist, sich mit reißender Geschwindigkeit über Indien, dann über Asien ausbreitet. Man tut unrecht, an dieser Stelle, wo in die sonst durch und durch indische Welt des Buddhismus okzidentalischer Einfluß eingegriffen hat, die Bedeutung dieser Tatsache zu verkleinern.

Wir dürfen das Buch von Coomaraswamy als eins der sich beständig mehrenden Zeichen dafür begrüßen, daß an den Aufgaben der Indologie Gelehrte indischer Herkunft (und diesen dürfen wir den Ceylonesen wohl zurechnen) eingreifend und fruchtbar mitzuarbeiten sich anschicken. Es wäre zu beklagen, wenn der wertvolle Typus des rein indischen, in seinem ganzen Wissen und Können fest in den indischen Denkgewohnheiten eingeschlossenen Gelehrten, die altehrwürdige Gestalt des „Pandit", verschwinden sollte. Aber wir bedürfen in der Indologie auch der Inder, die das Geistes- und Seelenleben Europas mitleben und doch nicht aufgehört haben Inder zu sein. Sie werden gut tun, noch entschiedener, als es vielleicht von Coomaraswamy gesagt werden kann, durch die methodische Schule wissenschaftlichen Arbeitens in vollster Strenge hindurchzugehen. Was kann dann den europäischen Forschern willkommener sein als ihre Hilfe?

H. Oldenberg.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

11. JAHRGANG HEFT 12 1. SEPTEMBER 1917

Die Sinn Feiner in Irland.

Von Wilhelm Dibelius.

In England hat es peinliches Aufsehen erregt, daß in drei kurz aufeinander folgenden Nachwahlen zum englischen Parlament (Februar, Mai, Juli 1917) in Irland die Partei Redmonds, der trotz aller scharfen Opposition darauf hält, das Band mit der Regierung nicht zu zerschneiden, eine empfindliche Niederlage erlitt. Obgleich es sich jedesmal um kleine abgelegene Landstädtchen handelte, die als absolut sicherer Besitz Redmonds galten, wurde sowohl in Roscommon wie in Longford und in Kilkenny der Sinn Fein-Kandidat gewählt, das eine Mal der Vater eines der Opfer des Osteraufstandes, Graf Plunkett, das andere Mal ein gewisser MacGuinness, der seit dem Aufstande wegen Hochverrats im Gefängnis zu Lewes sitzt. In Dublin wurden jedesmal nach dem Bekanntwerden des Wahlergebnisses republikanische Flaggen gehißt, und jedermann sah in dem Wahlausfall eine englandfeindliche, aufrührerische Kundgebung. Die Regierung entschloß sich sofort nach der Wahl in Longford, einen letzten Versuch zu machen, den irischen Ausgleich durch Einberufung eines irischen Nationalkonvents, zusammengesetzt aus allen Parteien und allen Interessentengruppen Irlands, zustande zu bringen; sie mußte befürchten, daß, wenn man die Dinge noch länger treiben ließe, die Macht des einst allgewaltigen Redmond gänzlich hinweggefegt und alle irischen Parlamentssitze den Sinn Feinern zufallen würden. Wer sind aber die Sinn Feiner?

Man hat dabei zweierlei zu unterscheiden. Man versteht unter den Sinn Feinern im weiteren Sinne alle Iren, die Redmonds zurückhaltende Politik gegenüber England nicht mitmachen, die keine Versöhnung mit England wollen und am liebsten heute noch einen zweiten Aufstand anzettelten. Es sind dies die Angehörigen der verschiedensten politischen Gruppen, die nur in der Opposition einigermaßen einig sind. Eigentlich verdient den Namen Sinn Feiner aber nur eine von ihnen, die auf das Sinn Fein-Programm schwört, von dem im folgenden die Rede sein soll.

In Irland gibt es von alters her nur — mit geringen Ausnahmen — eine katholische, nationalistische Partei, die im englischen Parlament 80 Mandate zählt und, dem deutschen Zentrum gleich, recht verschiedenartige Gegensätze in sich vereinigt. Dabei werden über Parteiprogramm und Parteitaktik die heftigsten Kämpfe geführt, die oft genug die Einheit der Partei auf das empfindlichste bedroht haben. Hier kommt namentlich in Betracht eine Opposition der Radikalen, die seit den vierziger Jahren immer in irgendeiner Form vorhanden war und heute am lärmendsten und heftigsten in der Sinn Feiner-Bewegung auftritt.

Die drei großen parlamentarischen Führer des Irentums im 19. Jahrhundert,

Daniel O'Connell († 1844), John Stuart Parnell († 1890) und John Redmond haben ihre gewaltigen Erfolge erreicht durch kluge parlamentarische Taktik. Die Iren waren im Parlament oft das Zünglein an der Wage, stets ein überaus willkommener Bundesgenosse der herrschenden Partei, der seine Forderungen stellen konnte und sie aufs rücksichtsloseste einzutreiben pflegte. Mit Hilfe dieser Taktik hat Irland die riesenhaften Reformen des 19. Jahrhunderts durchgesetzt, die volle Gleichberechtigung, ja Vorherrschaft der katholischen Kirche, den (zum großen Teil durchgeführten) Auskauf des englischen Großgrundbesitzes und seine Ersetzung durch irische Kleinbauern, auch die — freilich noch auf dem Papiere stehende — Selbstverwaltung. Aber die natürliche Gegenleistung der Iren an England war Teilnahme am parlamentarischen Leben des Landes, wobei die irischen Abgeordneten ein Bündnis meist mit den Liberalen, gelegentlich auch mit den Konservativen eingingen, also in allen nichtirischen Fragen im Schlepptau einer englischen Partei segelten. Und dem schärferen Beobachter konnte es nicht entgehn, daß, je mehr die Reformen menschenwürdige Zustände in dem Lande schufen, der revolutionäre Drang abnahm, sich jedenfalls mehr in blutrünstigen Reden als in Taten entlud. Die Entwicklung drängte ganz im Sinne der englischen Politik dahin, aus Irland einen, einstweilen zwar immer noch unzufriedenen und revolutionär redenden, aber im Grunde des Herzens doch sich in das Unvermeidliche schickenden Landesteil Englands zu machen. Und in diesem Kampfe um mehr Rechte für Irland — der zunächst ganz überwiegend ein Kampf für Rechte der katholischen Kirche in Irland gewesen war — war die nationalistische Partei immer stärker in Gegensatz gegen die streng protestantischen Iren der Nordprovinz Ulster getreten, so daß man allmählich anfangen konnte, von den „zwei verschiedenen Irlands", dem evangelischen Nordosten und dem übrigen katholischen Teil des Landes, zu sprechen.

Gegen diese Entwicklung machten schon in den vierziger Jahren die Unentwegten unter der Führung von Charles Gavan Duffy und Thomas Davies Front. Sie, die Jungirlandpartei, eine kleine Schar von Dichtern und Literaten, sahen in den gewaltigen Erfolgen des großen Führers O'Connell geradezu ein nationales Unglück. Ihr romantischer Idealismus empörte sich gegen den Riß, der sich immer deutlicher zwischen den beiden Landesteilen von Irland auftat. Mit allem Nachdruck pflegten sie zu betonen, daß Ulster und der Süden zusammengehörten, daß nur in der Einheit des Landes Irlands Zukunft beschlossen liege, daß nahezu alle nationalen Führer der Zeit vor O'Connell Protestanten waren. Auch Davies war Protestant; in der Jungirlandbewegung empört sich der neu aufkeimende irische Nationalismus gegen die klerikale Note, die O'Connell ihm zu geben im Begriff war. Und sie macht ferner Front gegen die Versöhnung mit England, die — für die damalige Zeit sicher mit Unrecht — im Hintergrunde von O'Connells wirtschaftlichen Forderungen an England zu stehn schien. Die Jungiren wollten los von England um jeden Preis, und nationaler Wohlstand schien ihnen um den Preis der Versöhnung mit England zu teuer erkauft. Sie sahen ihre Lebensaufgabe darin, die absterbende keltische Eigenart des Landes in Literatur, Kunst, Sprache vor dem Überhandnehmen des Engländertums zu bewahren und sehnten einen Aufstand herbei, der die Freiheit ihres Landes end-



gültig besiegeln sollte. Bis dieser Aufstand durchzusetzen war, sollten sich nach Davies' Meinung die irischen Abgeordneten von jeder Teilnahme am politischen Leben Englands fernhalten, ihre Mandate in Westminster also nicht ausüben, kein Ire sollte als Beamter in englische Dienste treten, der Unterschied des irischen Wesens vom englischen möglichst schroff betont werden. O'Connell — der für die irische Nation die Freiheit der katholischen Kirche errungen und die später zur Entscheidung kommenden Kämpfe um das Land eingeleitet hatte, der selbst nahe daran war, den Aufstand zu entfachen — war für diese heißblütigen Radikalen ein Leisetreter, ja fast ein Verräter.

Das Jungirentum hat nur in den vierziger Jahren eine gewisse politische Bedeutung gehabt. Um 1850 verschwindet es aus der Geschichte. Die Politik O'Connells hatte gesiegt; auch unter seinem Nachfolger Parnell — der selbst ein Protestant war — wird die irische Politik rein von katholischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitet. Um 1890 kommt dagegen wieder eine nationalistische Strömung in der Politik zur Geltung, die ganz ähnlich wie zur Zeit O'Connells das gemeinsam Irische im Verhältnis von Ulster und Südirland betont, durch die „Gälische Liga" seit 1893 die irische Sprache wieder zu beleben versucht und den stark klerikalen Einschlag im irischen Leben bekämpft. Während aber die Jungirlandbewegung der Zeit von Davies und Duffy von allem Wirtschaftlichen so weit wie möglich absah, hat die neue Sinn Fein-Bewegung einen starken wirtschaftlichen Untergrund. Ihr Hauptvertreter, Arthur Griffith, Herausgeber der Zeitschrift Sinn Fein in Dublin (seit 1904) fürchtet gleich Davies, daß die wirtschaftliche Hebung des Landes, welche die Engländer seit 1881 in gewaltigem Maßstabe durchführen, Irland schließlich doch ins englische Fahrwasser zwingen könnte. Er möchte im Gegensatze dazu die neu geschaffenen wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des Landes dazu benutzen, um England aus dem Lande herauszuboykottieren.

Die Methode der parlamentarischen Partei war es gewesen, durch Druck, Einschüchterung und Erpressung alles mögliche von England zu erzwingen; das ganze riesige Programm der wirtschaftlichen Erneuerung des Landes ist mit englischem Gelde durchgeführt worden. Dies englische Geld will nun Arthur Griffith ohne weiteres ablehnen; Sinn Fein [1]) — „wir selbst", lautet das Schlagwort in deutlicher Anlehnung an das „Italia farà da sè" Cavours — werden die Befreiung Irlands vollenden. Irland ist ein reiches Land; es besitzt eine Landwirtschaft, die erst jetzt, seit der wirtschaftlichen Hebung der 80er und 90er Jahre zur Geltung zu kommen beginnt; es besitzt riesige Torfmoore, die nur niemand ausbeutet, und Kohlenlager, von denen dasselbe gilt, prachtvolle natürliche Häfen, nach Westen gerichtet, wie geschaffen dazu, dem Verkehr Europas mit Amerika als Ausfallspforte zu dienen, während doch tatsächlich der gesamte transatlantische Verkehr sie umgeht. Es besitzt auch in Belfast, das trotz der konfessionellen Abspaltung innerlich zu Irland gehört, eine Industrie von Weltruf und Weltbedeutung. Wo Irland — etwa mit seinen Eisenbahnen — vom englischen Kapital befruchtet wird, ist es in einseitig englischem Jnteresse ausgebeutet worden, darum heißt jetzt die Losung Sinn Fein, „wir selbst"; es gilt die irische Industrie und Landwirtschaft auf alle Weise zu fördern, die iri-

1) Gesprochen wird das Wort: 'schinn fēn'.

schen Spargroschen durch eigene irische Banken vor der Absaugung durch die Londoner Börse zu bewahren, das Kapital von Belfast für Irland zu sichern und das eher noch reichere irische Kapital in Amerika wieder nach Irland zu leiten und es der wirtschaftlichen Hebung des Landes dienstbar zu machen. Weiter will man, um die Ausfuhr- und Einfuhrmöglichkeiten Irlands zu fördern, Handelsagenten nach Frankreich und anderen europäischen Ländern senden, da der britische Konsulardienst ja doch immer Irlands Interessen vernachlässigt. In geistiger Beziehung will man alles fördern, was die Einheit und die Eigenart Irlands im Gegensatze zu England betont: die irische Sprache soll in allen Schulen obligatorisch gemacht werden, alle Beamten sollen ihrer mächtig sein müssen — womit der englische Beamte, der es für unter seiner Würde hält, auch nur ein irisches Wort zu kennen, ausgeschlossen wird und nur der Eingeborene streng irischer Gegenden eine Anwartschaft auf Beamtenstellen erhalten soll. Selbstverständlich darf kein zielbewußter Ire ins englische Heer eintreten. Wirtschaftliche Hebung und nationale Abschließung sollen schließlich zum völligen Boykott alles Engländertums führen und allmählich die Engländer aus dem Lande herausärgern. Daß für dieses Programm jede parlamentarische Tätigkeit eines irischen Abgeordneten in Westminster nahezu Hochverrat ist, daß alle von England kommenden oder ihm abgezwungenen Wohltaten für Irland Danaergeschenke sind, braucht nicht erst weiter bewiesen zu werden. Daß dies alles nicht nur Hirngespinste sind, sondern — angeblich — Möglichkeiten praktischer Politik, beweisen die Tschechen und die Ungarn, die mit beharrlicher Kleinarbeit, mit folgerichtiger Weigerung, in kritischen Perioden ihre Abgeordneten zum Wiener großösterreichischen Zentralparlament zu schicken, eine ziemliche Selbständigkeit erreicht haben, das beweist Norwegen — stets das große Beispiel der Sinn Fein-Agitation — das niemals Wohltaten von Schweden annahm, aber rücksichtslos alles schwedische Wesen zum Lande hinausboykottierte und schließlich 1905 durch eine unblutige Revolution seine volle Freiheit errang.

Es liegt auf der Hand, daß das Sinn Fein-Programm praktisch vollkommen wertlos ist. Wenn sich irgendein Land nicht friedlich aus einer Kolonie herausboykottieren läßt, so ist dies England, und wenn England irgendeine Kolonie bis zum äußersten verteidigen wird, so ist es Irland, das zwischen England und dem Weltmeer liegt. Das Sinn Fein-Programm ist vielmehr die keltische Ausprägung des Programms der Ganzradikalen zu allen Zeiten und in allen Ländern, die da glauben, dem Staate gegenüber etwas erreichen zu können, indem sie den Staat einfach ignorieren, das Programm von Dichtern, Schriftstellern und Künstlern, deren politische Kraft sich in Träumen erschöpft. Historisch interessant ist dabei nur, daß auch hier der Versuch gemacht werden soll, den politisch zu befreienden Staat erst einmal auf starke wirtschaftliche Grundlagen zu stellen und die wirtschaftliche Kraft dann gegen den Unterdrücker zu richten, ein Gedanke, der gleichzeitig auch bei den Polen in Preußen und der Swadeshibewegung in Indien wiederkehrt, auch — wenn auch nur in kurzlebiger Form — in der Türkei und in China aufgetaucht ist. Man kann verstehen, daß Parnells Nachfolger Redmond diese Gegner nicht ernstnahm, daß auch die englische Regierung in Irland zunächst geneigt war, die Sinn Feiner als Gegengewicht gegen die bisher allmächtige Partei Redmonds



zu begünstigen. Menschen, die es grundsätzlich ablehnten, sich am parlamentarischen Leben zu beteiligen, also den einzig möglichen Kampfplatz nicht einmal betraten, waren für jeden gewiegten Politiker politische Nullen. Tatsächlich war auch der Einfluß der Sinn Feiner in Irland bis zum Beginn des Krieges mehr als bescheiden. Sie haben in Dublin und an anderen Orten sich zeitweilig stark an den städtischen Wahlen beteiligt und ihre Vertreter haben bei allen Gelegenheiten durchzusetzen versucht, daß städtische Aufträge nur an irische, nicht an englische Firmen gegeben wurden — damit war aber ihre unmittelbare praktische Wirksamkeit erschöpft.

Von Bedeutung aber wurden sie dadurch, daß die „Gälische Liga" mehr und mehr dem Sinn Fein-Programm zuneigte. In ihr — gegründet 1893 — fand das kulturelle Programm der Jungirland-Partei der vierziger Jahre eine neue Ausprägung. Sie ist aufs eifrigste bemüht, die irische Sprache, die ja über $^4/_5$ der Iren nicht einmal mehr verstehen, neu zu beleben, ja sie neu zu schaffen, zunächst einmal die Wörter zu prägen, mit denen jene — noch dazu heillos dialektisch gespaltene — Bauernsprache des 16. und 17. Jahrhunderts moderne technische, künstlerische, politische und wissenschaftliche Begriffe wiedergeben kann. Sie treibt eine bedeutende Kulturarbeit, indem sie alte Volksgesänge und Volkstänze neu belebt, durch Ausstellungen und Preise irische Volkskunst fördert, und tritt dabei — da ja irische Spitzenkunstweberei auch ihre wirtschaftliche Seite hat — in enge Beziehungen zur Sinn Fein-Bewegung. Dem Programm nach sind beide Bewegungen durchaus voneinander verschieden: die Gälische Liga ist absolut unpolitisch, eine reine Kulturbewegung; die Sinn Feiner dagegen haben ein festes politisches und wirtschaftliches, stark englandfeindliches Programm. Die Gälische Liga stellt die ältere Schicht des neu erwachenden Nationalismus dar, die rein kulturelle Begeisterung am eigenen Volkstum, die Epoche, in der Dichter und Literaten die Führung haben. Die Sinn Fein-Bewegung dagegen ist eine um anderthalb Jahrzehnte jüngere Bildung, die Vertreterin der zweiten Epoche des Nationalismus, wie sie sich auch bei Tschechen, Südslawen, Litauern, Kleinrussen eingestellt hat, wo aus der Kulturbewegung wirtschaftliche und politische Folgerungen gezogen werden. Bei Ausbruch des Weltkrieges hing der größte Teil der gebildeten Jugend Irlands sowohl der „Gälischen Liga" wie der Sinn Fein-Bewegung an — ohne daß die große Masse sich des verschiedenen Endzieles beider Strömungen bewußt war —, und der Weltkrieg trieb die Bewegung in ein drittes Stadium, in die offene Revolution.

Zunächst erreichten die Sinn Feiner im Verein mit der Gälischen Liga, daß die Masse der Bevölkerung sich in immer steigendem Maße von Redmond abwandte. Redmond, der offizielle Führer des Irentums, verkündete gleich nach der Kriegserklärung seine unbedingte Ergebenheit gegen England und erbot sich sogar, mit Hilfe seiner Freiwilligen die Verteidigung Irlands gegen einen deutschen Einfall zu übernehmen. (Die Regierung, die den Treueversicherungen Redmonds nie getraut hat, lehnte allerdings dankend ab.) Redmond erklärte sich auch für die Rekrutierung in Irland und pries laut die Taten der irischen Regimenter bei Mons und an den Dardanellen — freilich wer genauer hinhörte, der fand, daß alle seine Reden mehr für seine irisch-nationalen Freiwilligen warben als für das englische Expeditions-



heer. Aber so sehr sich auch Redmond bemühen mochte, zwischen dem Haß seiner Iren gegen England und einer gezwungenen Loyalität, als deren Preis Homerule für Irland winkte, einen Mittelweg zu finden, für die Iren war sein Auftreten immer noch viel zu englandfreundlich und er rief gegen sich eine immer stärker anwachsende Opposition ins Feld, für die dann der Sinn Fein-Gedanke der nächstliegende Vereinigungspunkt war — betonte er doch aufs nachdrücklichste den Unterschied zwischen Irland und England, aus dem sich ohne weiteres ergab, daß dies ein englischer, kein irischer Krieg sei, ja vielleicht sogar ein Krieg, der die Möglichkeit bot, England zum Lande hinauszudrängen, zunächst dadurch, daß die jungen irischen Männer das englische Heer boykottierten, und dann weiter Englands Feind um Hilfe angingen. Sir Roger Casements Volkstümlichkeit in Irland ist zum großen Teil durch den Umstand veranlaßt, daß er der erste der von dem Sinn Fein-Programm ersehnten „Konsuln" Irlands bei einer befreundeten europäischen Macht war.

Der Aufstand von 1916 ist längst nicht in erster Linie das Werk der Sinn Feiner. In ihm reichte sich alles die Hand, was England feindlich und ein Gegner von Redmonds Versöhnungspolitik war. Neben den Sinn Feinern fanden sich hier zu gemeinsamer Arbeit die Republikaner, bisher eine kleine kaum beachtete Gruppe, die aber jetzt, wo es sich um ganze Arbeit handelte, der Sinn Fein-Bewegung ein bis dahin noch nicht ausgesprochenes republikanisches Endprogramm gab. Auch die revolutionär-anarchistische Dubliner Arbeiterpartei und die Reste der alten Fenier nahmen das Sinn Fein-Programm an. Vor allem aber taten das gleiche die „Irischen Freiwilligen" John Mac Neills, die aus den „Nationalen Freiwilligen", die 1913 zum Kampfe gegen die Ulsterleute geschaffen waren, abschwenkten, als Redmond dieser Organisation seinen Willen aufzudrücken versuchte. Wenn unter den vielen Einzelgruppen eine genannt zu werden verdient, die mit besonderer Energie den Aufstand geplant und durchgeführt hat, so verdienen die „Irischen Freiwilligen", nicht die Sinn Feiner, eine besondere Erwähnung. Aber es ist schwer, eine solche Scheidung vorzunehmen: wenn man bedenkt, daß das ganze katholische Irland nur $3^1/_3$ Millionen Seelen zählt, und daß all die genannten Gruppen zusammen nur die Minderheit sind, die sich gegen die Politik der Redmondschen Mehrheit auflehnt, so wird es klar, daß die einzelnen Parteibildungen stark ineinander übergehen, zumal ihre Programme sich oft genug nahe berühren.

Im Augenblick sieht es so aus, als hätten die Sinn Feiner den maßgebenden Einfluß in Irland. Die drei zu Anfang genannten Wahlen haben jedenfalls gezeigt, daß Redmonds Stern in auffälligem Niedergang begriffen ist. Die Masse der bäuerlichen Wählerschaft des Landes hält weiter zu ihm — sie hat sich an dem Aufstande auch nicht beteiligt —, auch die größere Masse des älteren Klerus dürfte noch auf seiner Seite stehn. Aber die ganze gebildete Jugend des Landes schwört, anscheinend mit Einschluß der jüngeren Geistlichkeit, heute auf das Sinn Fein-Programm, vielleicht nicht auf alle Einzelheiten, aber doch auf die beiden Hauptpunkte: die Forderung, Irland als unabhängige Nation in möglichst scharfer Trennung von England anerkannt zu sehen, und die Forderung, die Einheit von Nord und Süd trotz aller eigensüchtigen Politik Carsons und seiner Ulsterleute zu bewahren. Nichts hat — abgesehen von seiner eng-



landfreundlichen Haltung — Redmond in den Augen seiner Landsleute so geschadet als sein Versuch, Ulster eine Lostrennung zu bewilligen; zweimal (Juli 1916 und Mai 1917) ist wesentlich an dieser Klippe der irische Ausgleich gescheitert, und auch die katholische Kirche hat geglaubt, dieser Stimmung ihrer Gläubigen Rechnung tragen zu müssen; der Sieg des Sinn Feiners in Longford ist wesentlich dadurch entschieden worden, daß die katholischen (und einige protestantische) Bischöfe mit einem deutlichen Hieb gegen Redmond eine feierliche Kundgebung zugunsten der Einheit Irlands gegen den allmächtigen Diktator in den Wahlkampf schleuderten; das alte — wenn auch immer gelegentliche Sprünge aufweisende — Bündnis zwischen dem katholischen Klerus und der katholisch-nationalistischen Partei Irlands scheint einen klaffenden Riß bekommen zu haben. Schon fühlen sich die Sinn Feiner als die kommende Macht, die Redmond und seine Partei ablösen soll. Unzweifelhaft ist der jetzige Zustand etwas Unnatürliches, wo Irland durch eine Partei mit einem rein nationalen und kirchlichen Programm vertreten ist, die zu den dringendsten Fragen der Gegenwart überhaupt keine Stellung nimmt, für die es Freihandel und Schutzzoll nicht gibt und die vor dem grauenhaften Wohnungselend der Armenviertel von Dublin bewußt die Augen schließt. Die Zeit muß einmal kommen, wo — ganz ähnlich wie bei Polen, Tschechen und Slowenen — auch in Irland das rein nationale Programm der älteren Zeit durch modernere parteibildende Gegensätze durchkreuzt wird. In den Sinn Feinern scheint eine neue Partei im Entstehen begriffen zu sein, welche die großstädtischen Interessen gegenüber dem Lande vertritt, republikanisch und sozialistisch, daneben schutzzöllnerisch und antiklerikal angehaucht ist, und die sicher ein wertvolles Element im öffentlichen Leben des Landes bilden könnte. Aber sie steht vorläufig doch noch trotz ihrer gegenwärtigen Augenblickserfolge auf recht schwachen Füßen. Ihre Beschränkung auf die Großstadt mit ihren Arbeitern und auf die gebildete Jugend gibt ihr in diesem Lande der Kleinstädte und der Kleinbürger doch eine überaus schmale Grundlage, und so einfach lassen sich Katholizismus und flaches Land, die bisher die Politik Irlands gemacht haben, nicht ausschalten. Und geradezu verhängnisvoll ist für die Sinn Feiner bisher noch der Mangel an staatsmännischer Führung und an innerem Zusammenhalt gewesen. Noch ist ihnen kein Führer entstanden, der auch nur entfernt imstande wäre, eine machtvolle neue politische Partei zu befehligen. Der erste Versuch des neugewählten Sinn Fein-Abgeordneten für Roscommon, des Grafen Plunkett, aus all den kleinen Parteisplittern, denen er seine Wahl dankte, der Dubliner Arbeiterpartei, den Republikanern, den eigentlichen Sinn Fein-Leuten und anderen redmondfeindlichen Vereinigungen eine einheitliche Sinn Fein-Partei zu gründen, erlitt vielmehr auf der Konferenz im Dubliner Rathaus im April 1917 eine schmähliche Niederlage. Solange die vornehmste Sinn Fein-Forderung des Augenblicks darin besteht, daß ein besonderer Vertreter Irlands auf der kommenden Friedenskonferenz zugelassen wird und solange die Sinn Feiner ihre Abgeordneten dazu verpflichten, sich unter allen Umständen vom englischen Parlament fernzuhalten, sind sie noch keine ernstzunehmende politische Macht, sondern vorläufig erst ein Symptom augenblicklicher Verärgerung der Iren mit ihrer politischen Führung, das noch einer langen und durch-



greifenden Entwicklung bedarf, um wirkliche politische Bedeutung zu gewinnen. Für England ergibt sich aus all dem nur die wenig tröstliche Erkenntnis, daß der Führer der irischen Versöhnungspolitik, Redmond, dem im Herzen kein Engländer traut — Sir Roger Casement behauptete mir gegenüber, aus Redmonds eigenem Munde gehört zu haben, daß er im Herzen für eine selbständige irische Republik sei — von der Masse der Iren in immer stärkerem Maße als zu englandfreundlich abgelehnt wird. Für die 500000 Mann, die Jrland angeblich noch für das Heer in Frankreich stellen soll, ist dieser Zustand der Dinge kein günstiges Vorzeichen!

Ernst v. Wildenbruch im Lichte seiner und unserer Zeit.

Von Harry Maync.

1.

Der Referendar und Dramendichter Schottenbauer in dem Wildenbruchschen Roman „Schwester-Seele" (dessen selbstbiographischer Gehalt kaum überschätzt werden kann) pflegt, „die Hände auf dem Rücken, den Kopf an der Erde", still und allein für sich langsam durch die Straßen zu wandeln. Genau so sahen wir Berliner Studenten der neunziger Jahre den Legationsrat und „Hohenzollern-Dichter" Ernst v. Wildenbruch gar oft vom Auswärtigen Amt her einsam und versonnen durch das lärmende Getriebe der Leipziger Straße gehen. „Ein kleiner, vierschrötiger Mann mit einem großen runden Kopfe; so ziemlich das Gegenteil von dem, wie die Menschen sich einen Dichter vorzustellen pflegen. Ein Gesicht, an dem man vorüberging, unschön, aber unsäglich gutmütig .... ein unscheinbarer, verlegener Mann, der sich auf der Promenade schüchtern vorbeischob." So malt Wildenbruch das Ebenbild seiner erfolglosen Anfängerjahre weiter aus, ohne zu beschönigen und sich zu schmeicheln. Im Gegenteil. Der fünfzigjährige Mann wenigstens, den wir sofort von fern erkannten, zeigte wohl noch immer die etwas zu gedrungene Gestalt und die dicken roten Backen, schritt immer noch, trotz den inzwischen eingeheimsten Lorbeeren und rauschenden Erfolgen ohne jeden zur Schau getragenen Stolz und ohne die geringste Pose und trotz seinem martialischen blonden Schnurrbart eher schüchtern einher und bog jedermann freiwillig im Gedränge aus, aber uninteressant oder gar unbedeutend erschien er uns darum keineswegs. Das tiefernste, gedankenvolle Gesicht, von rastloser geistiger Arbeit und seelischer Not gefurcht, zwang uns durch einen Zug von Trauer menschlichen Anteil ab. Daß die von einer goldenen Brille überdeckten Augen meist gerötet waren, als hätten sie vor kurzem geweint, kam von ihrer Kurzsichtigkeit, das Gespannte in ihrem Ausdruck von der zunehmenden Schwerhörigkeit des Dichters; deutlicher stand ihm eine innere Qual, das Gefühl unverdienten Verkanntseins auf der hohen Stirn geschrieben. Nachdenklich folgten wir ihm wohl ein Stück auf seinem Wege in die heimische Hohenzollernstraße, mit einer etwas scheuen und unsicheren Ehrerbietung, aber ohne die verehrende Liebe, die uns sofort erfüllte, wenn wir umkehrend aus dem alten Jo-



PAGE NOT AVAILABLE

beiden feindlichen Lagern. Jeder Erfolg des einen wurde zu einer Niederlage des anderen und seiner Kunstrichtung gestempelt. Auf Hauptmanns Seite standen die besten Köpfe, während Wildenbruch mehr die guten Leute und schlechten Musikanten zu den Seinen zählte, und als gar der alte Preußendichter Fontane, der als Theaterkritiker der Vossischen Zeitung mit dem neuen Preußendichter streng ins Gericht ging, sich offen für Hauptmann und die junge Kunst erklärte, da gab es für uns vollends kein Halten mehr, und wir überboten unsere Führer in Geringschätzung Wildenbruchs. Es war nicht umsonst eine Zeit, da Schiller unerhört tief im Kurse stand. „Als Student war ich ein Schiller-Hasser", erklärt Brahm im Vorwort seiner gescheiten, aber kühlen Biographie des großen Dichters. Auf dem Gymnasium war unsere knabenhafte Schillerbegeisterung infolge der pedantisch öden Behandlung seiner Dramen einem starken Überdruß gewichen, so daß wir uns doppelt feurig der so ganz anders gearteten neuen Kunst in die Arme warfen. Und nun erhob zugleich ein Dichter Ansprüche, der mit seinen geschichtlichen Dramen unmittelbar von demselben, uns so fad gewordenen Schiller herzukommen schien!

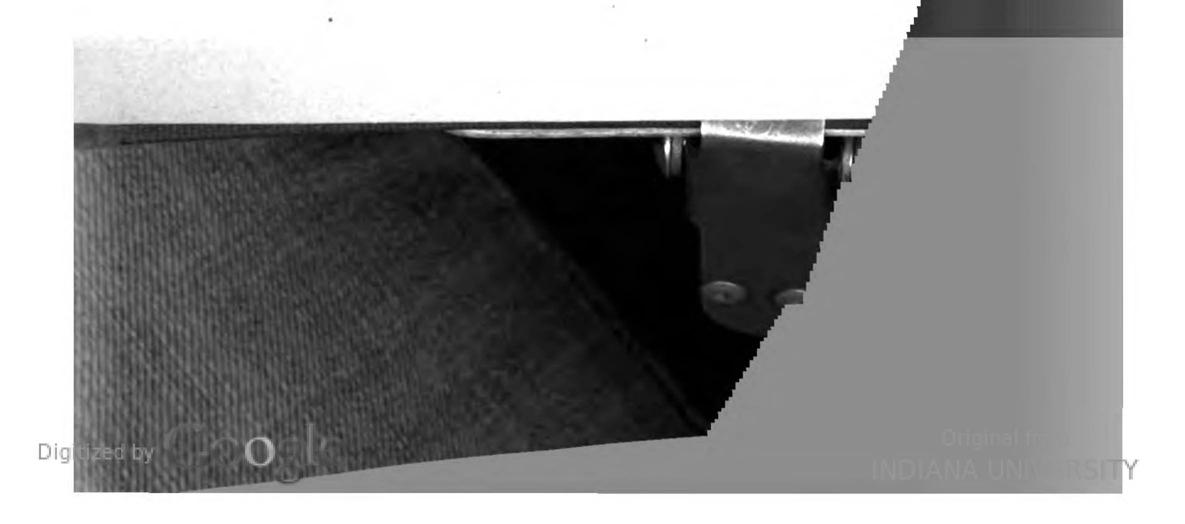
Karl Frenzel hat Wildenbruch einmal mit Nachdruck als den „einzig berufenen Nachfolger Schillers" bezeichnet, und zweifellos setzt der Dichter in der Geschichte des deutschen Dramas die Linie fort, an deren höchster Stelle der Name Schillers steht. Aber ein eigentlicher Schillernachahmer war Wildenbruch nicht. Er hat mehr bei späteren Zwischengliedern dieser Entwicklung angeknüpft: bei Richard Wagner, zu dessen Auffassung von der Bedeutung des Dramas großen Stils er sich feurig bekannte, bei den Meiningern, die einer neuen Bühnenkunst Bahn brachen und auch ihn selbst erfolgreich einführten. Schiller-Epigonen gleich Geibel und Albert Lindner (den Schillerpreis-Trägern) waren Wildenbruch, der ein solcher nicht ist, voraufgegangen; er unternahm auf dramatischem Gebiet, was Gustav Freytag, dem Verfasser der „Ahnen", und vollends Felix Dahn in seinen großen geschichtlichen Romanen nur zum Teil geglückt war. Nicht aus Nachahmungstrieb, sondern in der tiefgewurzelten und unerschütterlichen Überzeugung, daß dem deutschen Volke die große nationale Kunst nicht verloren gehen dürfe und eben jetzt bitter not sei. Er sah es auf dem Theater französischen und französelnden Ehebruchsdramen und der dumpfen Armeleute-Poesie der Naturalisten zujubeln, die mit nüchternem Wirklichkeitssinn die Welt gerade nach ihren Schattenseiten getreulich abzukonterfeien bemüht waren. Als geborener Pathetiker, und weil er die Zeichen der Zeit zu erkennen glaubte, stellte sich Wildenbruch der herrschenden Kunstrichtung bewußt und leidenschaftlich entgegen. An Stelle sozialer Elendsbilder wollte er seinem Volke in Heroendichtungen deutsche Größe vorführen, statt niederdrückender Leiden erhebende und befeuernde Taten, statt ätzender Gesellschaftskritik ewige Werte in freudig bejahender Poesie. Das war es, was ihn auf Schillersche Bahnen führte, und daß er auf der rechten Spur war, zur rechten Stunde und als notwendige ergänzende Erscheinung in der deutschen Literatur auf den Plan trat, bewies, daß bald darauf sehr unvermutet eine hocherfreuliche Schiller-Renaissance anbrach, die uns den großen Klassiker neu und nun hoffentlich unverlierbar zu eigen geschenkt hat.

Sie kam, weil sie kommen mußte, weil die Dichtung Hauptmanns, so echt und



deutsch sie war, in ihrer Ausschließlichkeit eine Verengung bedeutet hätte, die der deutschen Volksseele verhängnisvoll werden konnte. Jede Zeit hat die Literatur, die sie verdient, und die literarische Unsicherheit der siebziger und achtziger Jahre entsprach nur folgerichtig der Zersetzung und Zerfahrenheit des deutschen Lebens. Nach den Befreiungskriegen hatten die deutschen Regierungen versagt, nach dem französischen Kriege versagte das Volk. Preußen-Deutschland ist eine Nation, die sich am glänzendsten in der Not bewährt, ihr tiefes Pflichtgefühl, ihre im weitesten Sinne sittlich gerichtete Art am schönsten und selbständigsten in schwerer Zeit entwickelt. Jetzt sah man sich plötzlich auf der Höhe ungeahnter Erfolge, die alte heiße Sehnsucht des deutschen Volkes war gestillt und das Reich errungen; dazu Lorbeeren und Gold in Fülle! Das träge und unlustige Gefühl des Gesättigtsein gewann Oberhand, und man machte es sich auf breiten und weichen Polstern bequem. Den unseligen fünf Milliarden war man nicht gewachsen; für alle Zeiten deutscher Geschichte bleiben die Gründerjahre ein warnendes Menetekel. Die „Läutrungsglut des Weltenbrandes", die Emanuel Geibel besungen hatte, hielt nicht lange vor, der heilige Rausch verflog. Man erschlaffte in Genußsucht und wurde gleichgültig gegen alles Höhere. Das mächtige Gemeinschaftsgefühl, das zum Siege und zur Einigung geführt hatte, wich einer Ich- und Selbstsucht, die sich auch in dem Individualisierungsdrang einer neuen Kunst, einem nicht unbedenklichen Persönlichkeitskult, ausprägte und widerspiegelte.

Das schlimmste war die schier unbegreifliche völkische Blasiertheit, die nach dem größten völkischen Aufschwung Platz griff. Kaum war die entscheidende Entwicklung vom Weltbürger des achtzehnten zum Staatsbürger des neunzehnten Jahrhunderts endlich und glücklich vollzogen, so setzte eine unnatürliche und gefährliche Rückbildung ein. Die den Nationalstaat mit Blut und Eisen gekittet hatten, gefielen sich wieder in einem verwaschenen und charakterlosen Kosmopolitismus, erlagen wieder dem alten deutschen Erbübel, alles Ausländische, Fremde mit würdelosem und kritiklosem Überschwang anzubeten und dem Selbstgeschaffenen, Eigenen vorzuziehen. Die den französischen Waffen ruhmvoll obgesiegt hatten, ergaben sich im Frieden sofort bedingungslos der französischen Mode und Kunst. Die deutsche Volksseele war in Gefahr und: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Wildenbruch erkannte diese Gefahr und setzte seine ganze Persönlichkeit ein, ihr zu begegnen. „Die große Zeit der nationalen Einigung", schrieb er einmal, „fand auf dem Gebiete der nationalen Literatur nur ein kleines Geschlecht vor. Namentlich auf dem Gebiete des Schauspieles standen wir ganz im Banne des aus Frankreich importierten sogenannten Salondramas; die Vorgeschichte Deutschlands mit ihren Heldengestalten schien gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Diese Lücke drängte es mich auszufüllen, und alle die verschiedenen Schauspiele aus Deutschlands Vergangenheit, die ins Leben zu rufen mir vergönnt war, entstanden aus diesem mächtigen Empfinden." Das Nationalgefühl, das einzig den Sie[illegible] errungen, durfte um so weniger ver[illegible]ren gehen, als das junge Reich se[illegible] schweren Belastungsproben noch [illegible] sich hatte und für sie gestählt [illegible] mußte. Die satte, eingelullte Ma[illegible] kannte nicht, daß die gewaltigen [illegible]genschaften des Krieges nicht e[illegible]



schluß, sondern einen Anfang, nicht einen festen Besitz, sondern eine zu behauptende Eroberung bedeuteten. Mit geringem Erfolg nur vertraten ein Bismarck, ein Moltke in mahnenden und warnenden Reichstagsreden den wahren Sachverhalt, die richtige Auffassung. Jetzt trat in Ernst v. Wildenbruch der Dichter an ihre Seite, um den hohen Beruf des Dichters überhaupt zu erweisen, ein Seher seines Volks zu sein und sein Erzieher. Es galt, der niederziehenden Tendenz eine emporziehende entgegenzusetzen, die Nation zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung zurückzuführen, ihr in ihrem geschichtlich bewährten Volkstum die starken, die einzigen Wurzeln ihrer Kraft zu zeigen, sie ihrer schweren Aufgaben und ihrer hohen Sendung sich bewußt zu machen. „Zu neuen Zielen lockt ein neuer Tag!"

Es war ähnlich, wie 1806 nach der Zertrümmerung des friderizianischen Preußen, nur schlimmer noch. Damals handelte es sich darum, das unterdrückte Volk so stark zu machen, daß es das verhaßte Joch abzuschütteln vermöge, jetzt stand das befreite vor der Notwendigkeit, sich gegen den furchtbaren Ansturm aller seiner durch Neid und Eifersucht verbündeten und dadurch übermächtig gewordenen Nachbarn zu behaupten. Wenige Monate vor der Schlacht bei Jena bekannte Wilhelm Schlegel, das Haupt der romantischen Schule, mit einsichtsvoller Selbsterkenntnis dem Jünger Fouqué, daß bei ihm und seinen Genossen die „bloß spielende, müßige, träumerische Phantasie allzusehr zum herrschenden Bestandteil" ihrer Kunstübung gemacht worden sei: „Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, insofern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuungen? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüts, folglich als der Religion verwandt? .... Unsere Zeit krankt an ... Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen. ... Wir bedürfen also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie." Und in Heidelberg, äußerte sich später einmal im Hinblick auf die jüngere Romantik der Freiherr vom Stein, der Reorganisator Preußens, habe sich ein guter Teil des Feuers entzündet, das später die Franzosen verzehrte.

Gerade so faßte auch Wildenbruch seine Sendung auf. Für ihn war die Frage: „wer in Deutschland dramatischer Kunst gebieten soll, ob die alte große reine deutsche Seele oder die importierte, fremde, undeutsche". „Wenn ich nicht mehr", bekräftigt er, „die große deutsche Geschichte für das Volk bearbeite, wer tut es dann noch? Und Deutschland versinkt und ertrinkt in der Schlammflut des Unglaubens, der Hoffnungslosigkeit, und die sozialdemokratische Masse zerdrückt den ‚großen Menschen'." Und so pflegte er mit derselben geschichtlichen Notwendigkeit eine nationale Kunst, wie zu Beginn des Jahrhunderts die Arnim und Brentano, Fouqué und Uhland, die, auf die deutsche Geschichte zurückgreifend, ihr Volk bewußt zum Vaterländischen erzogen, es durch den Anblick seiner schöneren und größeren Vergangenheit in schwerster Gegenwart mit herrlichem Gewinn stärkten für die Aufgaben seiner Zukunft. Auch Wildenbruch, den man darob als

Spätling der Romantik" verschrie und verdrängen wollte, ist sein Werk gelungen. Die Saat, die der Unverstandene vor einem Menschenalter auf Hoffnung ausgestreut hat in ein dunkles Land, in unseren Tagen ist sie erst recht aufgegangen und hat hundertfältig Frucht getragen. Unser Volk wäre der furchtbaren Feuerprobe des Weltbrandes schwerlich gewachsen, wenn nicht kerndeutsche Männer voll mitreißender Leidenschaft wie Ernst v. Wildenbruch und Heinrich v. Treitschke ihm zur rechten Zeit den rechten Geist starken vaterländischen Empfindens wieder eingehaucht hätten.

Die Geschmäckler verwerfen das Hineintragen sogenannter außerkünstlerischer Gesichtspunkte in die Kunst naserümpfend als unzulässige Tendenz. Wir teilen keineswegs den Standpunkt der Jungdeutschen und der politischen Lyriker der dreißiger und vierziger Jahre, die im Gegensatze zu Goethe — „ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" — von der Dichtung die Tendenz als Höchstes grundsätzlich forderten, aber wir bestreiten ihr auch nicht mit einseitiger Ästhetenauffassung jedes Lebensrecht in der Kunst. Sicherlich trägt sie leicht etwas Stoffliches in sie hinein, was nicht restlos in Form umgesetzt werden kann, aber es darf hier auch nicht mit ausschließlich ästhetischem Maß gemessen werden. Die politische Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide im Mittelalter, das deutsche Drama der Reformationszeit im sechzehnten, die strafende Satire eines Moscherosch und Logau im siebzehnten, die eigentliche Aufklärungsliteratur im achtzehnten, die patriotische Dichtung der Befreiungskriege oder Gotthelfs volkspädagogische Romane im neunzehnten Jahrhundert — alles das ist tendenziös und doch echte Dichtung. Das „Wie" gibt da den Ausschlag. Wir halten es mit Gottfried Keller, der mit Bezug auf die ausgesprochene Tendenz des großen Berner Dichters Niklaus Manuel erklärt hat: „Die Wahrheit ist, daß eben alles an seinen Ort gehören und der Umgebung nicht widerstreiten soll; das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch wie die objektivste historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größeren Unmittelbarkeit." Daß ein Übermaß tendenziöser Absichtlichkeit das Künstlertum beeinträchtigen kann, versteht sich von selbst und wird z. B. durch den eben genannten Gotthelf oder den alten Tolstoi bewiesen, die aber trotzdem ihre hohe literarische Bedeutung behalten. Man beteuert so gern, jeglicher Stoff sei der künstlerischen Behandlung fähig, und gerade die größten will man ausschließen? Es gibt nun einmal „Tendenzen", die höher stehen als jede Kunst: Religion, Freiheit, Vaterland. „Poetischer Gehalt — diesen Satz hat der greise Goethe ausdrücklich den jungen Dichtern als sein Testament hinterlassen — ist Gehalt des eigenen Lebens"; der Künstler müsse, er gebärde sich, wie er wolle, immer nur sein Individuum zu Tage fördern. Und insbesondere entspricht es ja nun einmal der germanischen Art im Gegensatze zur romanischen, eine Dichtung von hohem menschlichen Inhalt, auch wenn sie der letzten Formvollendung entbehrt, höher einzuschätzen als feinstes formales Künstlertum, das eines solchen Inhalts ermangelt. Formloser Gehalt ist uns immer noch viel mehr wert als gehaltlose Form.

Auch der deutsche Dichter Wildenbruch ist Ausdrucks-, nicht Gestaltungsdichter; ein Formproblem als solches zu bewältigen ist ihm niemals in



den Sinn gekommen, und darum ist es falsch und ungerecht, ihn wie einen Stefan George oder Hofmannsthal zu beurteilen. Und noch eines: die soziale Tendenz, die gerade mit dem Naturalismus so eng verwachsen ist, soll erlaubt und willkommen, die patriotische aber verpönt sein? Ist doch der wahre Patriotismus, der sich nicht als aufreizender Chauvinismus darstellt, überhaupt gar keine Tendenz, sondern eine rein menschliche Urempfindung gleich der Liebe zu den nächsten Blutverwandten; sein Fehlen ist ein sittlicher Mangel, ihn, als ein Gemeinschaftsgefühl, laut zu bekennen und öffentlich zu vertreten, eine sittliche Pflicht. Oder darf ein deutscher Dichter zwar das Vaterlandsgefühl der alten Franzosen und Schweizer in einer „Jungfrau von Orleans" und einem „Wilhelm Tell" dichterisch zum Ausdruck bringen, nicht aber das seiner lebenden Volksgenossen? Wie nach Friedrich Vischer das Moralische, so sollte sich doch auch das Vaterländische immer von selbst verstehen, und alle echte Dichtung, zumal auch die ganz große eines Homer und Äschylos, Dante und Cervantes, Shakespeare und Goethe, die man als Weltliteratur preist, ist aus Heimat und Volkstum, Vaterland und Staat entsprossen. Es steht schlimm um eine Zeit, die einem Dichter die Vaterlandsliebe zum Vorwurf macht, in der man sich wegen seines Patriotismus förmlich entschuldigen muß. Sie beweist nur, daß es höchste Pflicht der moralisch Verantwortlichen ist, diesen Geist zu hüten, den schwindenden zu stärken. Das erkannte Wildenbruch als seine große Dichteraufgabe, und indem er sie übte, tat er ein Doppeltes: er legte als Künstler Zeugnis ab von dem, was das Tiefste und Beste in ihm war, und er erfüllte einen bedeutungsvollen geschichtlichen Beruf.

Von Anfang an bekam Wildenbruch es zu hören, daß seine Pflege des vaterländischen Dramas kühler Berechnung oder gar byzantinischer Liebedienerei und Streberei ihren Ursprung danke. Kein schwereres Unrecht konnte man ihm antun, kein Vorwurf hat ihn tiefer gekränkt als der so unendlich oft wiederholte, sein ganzes Können und Wirken sei „nichts weiter als Erregung einer gewissen patriotischen Hypnose". Das härteste aber war, daß er gerade von der Seite mißverstanden wurde, von der er reichsten Dank und höchste Förderung hätte erwarten dürfen. Solche Verdächtigung und Verkennung hat sein ganzes Leben verdüstert und verbittert, es zur erschütternden Tragödie werden lassen. Von vaterländischer Sorge durchdrungen und erfüllt von dem Gefühl seiner Verantwortlichkeit, gab er jeden Blutstropfen her, um die kranke Zeit zu heilen, sein zur Oberflächlichkeit entartetes Volk zu retten; gleich Bismarck, zu dem er in bewundernder Liebe aufschaute, verzehrte er sich im Dienste des geliebten Vaterlandes, für das er schwere Gefahr im Verzuge sah; bewußt schwamm er gegen den Strom und verzichtete auf billige Lorbeeren, die dem Verfasser der „Haubenlerche" leicht erreichbar waren; und für das alles mußte er es erleben, daß man ihn in seinem Eigensten und Echtesten nicht verstand, ihn der Selbstsucht und Profitmacherei zieh, da Mittel zu einem schnöden Zweck erblicken wollte, wo heiligster Selbstzweck vorlag.

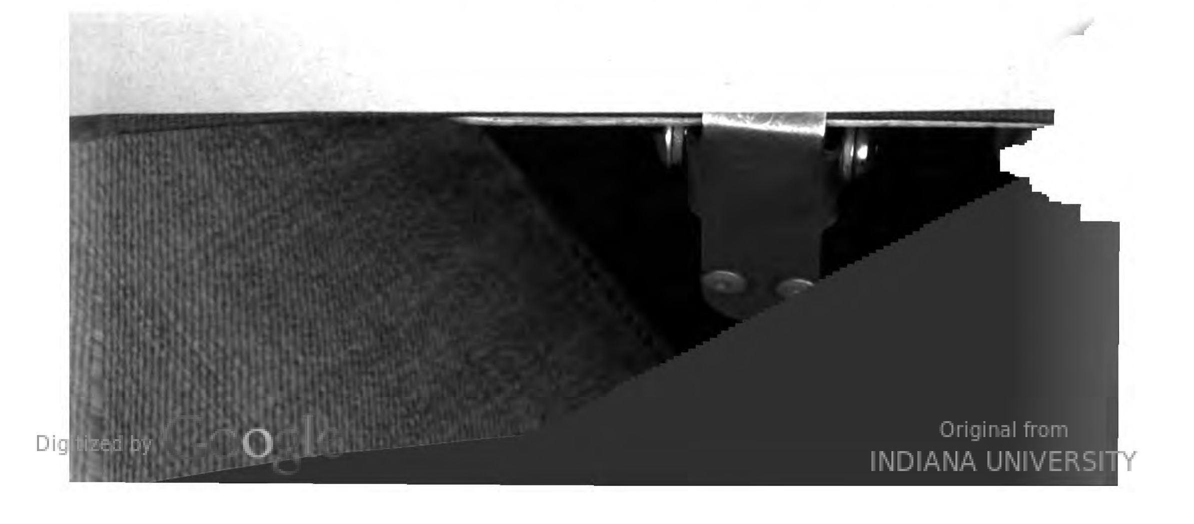
„Liebe zum Vaterland ist Gottesdienst!" Diese Losung, die Wildenbruch am Schlusse des „Neuen Gebots" anstimmt, sie ist der Wahrspruch seines ganzen Lebens und Lebenswerkes. Eine Wahl gab es für ihn überhaupt nicht, er mußte vaterländische Dichtung schaffen. Das war seine persönliche Note und

sein eigenster Beruf. Was so viele als etwas Äußerliches anmutete, war sein Innerlichstes. Er schrieb seine Hohenzollern-Dramen nicht aus lediglich stofflichen Gesichtspunkten wie Raupach die schier unabsehbare Reihe seiner schwunglos-rationalistischen Hohenstaufen-Stücke. Und wenn schon jeder Preuße allen Grund hat, sich seines Preußentums zu freuen, stolz zu sein auf die ruhmreiche Geschichte seines aus geringen Anfängen durch eigene Kraft zu machtvoller Größe emporgestiegenen Landes, in liebender Ehrfurcht und Dankbarkeit aufzuschauen zu dem edlen und tüchtigen Geschlecht seiner Fürsten, die in persönlicher Leistung als erste Diener ihres Staates das alles geschaffen haben, hat der Enkel des prinzlichen Helden von Saalfeld, der Abkömmling des Großen Kurfürsten, der Zeitgenosse Wilhelms I. und Bismarcks, denen beiden er auch persönlich nahen durfte, hat der preußische Offizier der beiden Kriege von 1866 und 1870/71 nicht doppelten Grund zu solchem Empfinden? Auch das leidenschaftliche Vaterlandsgebet, in das der „Generalfeldoberst" ausklingt, ist tiefstes Selbstbekenntnis:

Du mein Erdenanteil und Recht,
Hohenzollern du mein Geschlecht,
Dir meine Seele vermach' ich hier!
Dir mein Denken, Sehnen und Lieben,
Diese heilige Herzensnot
. . . .
Hier das Erbteil, das ich dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland! Deutschland! Deutschland!

Das ist nicht die persönliche Angelegenheit dessen, der seiner Väter gern gedenkt, nicht der eitle Rausch des Bewußtseins, eines Blutes zu sein mit den Herzögen seines Stammes, und noch viel weniger der bloße Hurrapatriotismus, das gesteigerte Loyalitätsgefühl, die löbliche Untertanenpietät eines treuen Dieners seines Herrn. Männerstolz vor Königsthronen hat gerade Wildenbruch bewährt wie wenige, und die fürstliche Ungnade, die er so oft geerntet hat, nie gescheut. Gerade wie Goethe hat er nicht sowohl dem Fürsten als solchen, sondern der fürstlichen Menschennatur gehuldigt. Sein Preußentum ist Ausdruck nicht bloß seiner Staatsangehörigkeit, sondern auch seines Charakters, seiner Weltanschauung, und die Geschichte ist für ihn nicht ein beliebiger Stoff, sondern notwendige Lebensluft, ähnlich wie für Hebbel, der sie allerdings dann durch das Prisma seiner metaphysischen Weltanschauung brach und geschichtsphilosophisch wandte.

Aber nur ein Teil des Volkes in jener Übergangszeit zwischen den Kriegen von 1870 und 1914 folgte ihm, die meisten zuckten die Achseln und lächelten über den sonderbaren Schwärmer, der selbstverständliche, wenn nicht gar überflüssige Dinge so ernst nahm und so viel Feuer und Leidenschaft für sie verpuffte. Und die literarische Kritik, auf eine internationale „Moderne" eingeschworen, sah in ihm nichts als einen Epigonen und Anachronismus, einen Störer ihrer Kreise und Reaktionär. Beirren konnte das den Dichter nicht. Daß sein Volk ihm früher oder später recht geben würde, recht geben müsse, wenn es sich nicht selbst verleugnen wollte, dessen war er gewiß, und so sehr der leidenschaftliche, von einem edlen Ehrgeiz beseelte Mann unter der ihm oft so unbegreiflichen und ihn sachlich tief erschreckenden Verständnislosigeit und Ungerechtigkeit der Kritik litt — ging es nicht mit ihr, so mußte es eben ohne sie, gegen sie gehen. Als er den Plan faßte, eine Folge von Hohenzollerndramen zu dichten, schrieb er: „Es sollen keine Werke für die Literatur werden, und darum werde ich nicht danach fragen, was die literarische Beurteilung



dazu sagt.“ Dem leidigen Kulturkampf Rechnung tragend, hatte im Jahre 1885 Kaiser Wilhelm I. schon das „Neue Gebot“ für die königlichen Theater in Berlin und Hannover abgelehnt, zum großen Schmerz des Dichters. Aber das feurige Blut drohte ihm zu stocken, das große Herz zu brechen, als vier Jahre später der junge Kaiser, der ihn so warm ermuntert hatte und von dem er so viel für Deutschlands Zukunft erwartete, im Einvernehmen mit dem großen Kanzler aus ihm völlig unerfindlichen Gründen seinen „Generalfeldoberst“ für alle preußischen Hofbühnen und in Berlin auch für die Privatbühnen verbot. Wohl beugten ihn solche Erfahrungen furchtbar, aber brechen konnten sie ihn nicht. Für Wildenbruch galt das Zarathustra-Wort: „Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke“, und niemand konnte dem Seidenwurm verbieten zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spann.

2.

Überblicken wir rasch die Reihe der mehr denn dreißig Wildenbruchschen Dramen, so erkennen wir, welche überragende Rolle in ihnen der vaterländische Gedanke spielt. Von unbedeutenden frühen Versuchen abgesehen, steckt der Dichter gleich in seinem 1875 vollendeten ersten Stück, dem „Harold“, sein ureigenes Gebiet ab: „die bewußte Vereinigung menschlich-dramatischer Schicksale mit großen geschichtlichen, insbesondere nationalgeschichtlichen Vorgängen“, wie er selbst sich einmal ausgedrückt hat. Von der angelsächsisch-normannischen Geschichte wendet er sich des weiteren der deutschen (in den „Karolingern“) und vor allem der preußischen Geschichte zu. Schon in seinem zweiten Drama, dem „Mennoniten“, berührt er zum ersten Male preußischen Boden, doch gibt hier die Geschichte, die Zeit der französischen Okkupation zwischen 1806 und 1813, nur erst den allgemeinen Hintergrund her, vor dem ein persönlich-menschlicher Konflikt sich abspielt. Dagegen sind „Väter und Söhne“ bereits ein wirkliches, von der gleichen Zeit handelndes geschichtliches Drama. Es folgt das „Neue Gebot“, das den weltgeschichtlichen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum und Heinrichs IV. Sachsenkämpfe vorführt und, auf der königlichen Bühne verboten, auf dem Berliner Ostendtheater dem Dichter den ersten großen Erfolg eintrug und ihn dadurch seiner Sache nur desto sicherer machte: „Ich fühle, daß ich mit dem ‚Neuen Gebot‘ in den Sommer meines Dichtens eingetreten bin.“ Der „Fürst von Verona“ (in dem übrigens der Hohenstaufe Konradin ebenso hinter der Szene bleibt wie der Salier im „Neuen Gebot“) ist freilich ein Rückschritt, ein Stück, das in seiner Zerfahrenheit und Äußerlichkeit den Sturm- und Drang-Dramen eines Klinger und Leisewitz nahe steht. Nun aber setzen die Dramen ein, die, meist in der heimischen Mark spielend, Brandenburg-Preußens Vergangenheit und seine Fürsten vorführen. Zuerst die „Quitzows“, Wildenbruchs größter und auch wohl berechtigtster Theatererfolg überhaupt. Schrieb doch nach der ersten Aufführung im Dreikaiserjahre 1888 selbst Fontane, sein bedenklichster Kritiker: „Das Stück Genie, nach dem ich mich, wenn ich Wildenbruchsches sah, sieben Jahre lang vergeblich umgesehen habe, hier ist es zum erstenmal, aber nun auch mit erobernder Gewalt.“ Die im Anschluß daran ins Auge gefaßte Folge von weiteren Hohenzollern-Dramen wurde allerdings bald jäh abgebrochen; der große Plan blieb unter der Ungunst der Verhältnisse in den Anfängen stecken.

die Ausführung wurde dem Dichter bitter verleidet und geradezu zur Unmöglichkeit gemacht. Viel schwerer noch als das Verbot des „Generalfeldoberst" traf ihn die verleumderische „nichtswürdige Deutung", die man in den „Neuen Herrn" hineintrug: „als hätte ich mit der Gestalt des Großen Kurfürsten liebedienernd auf den jetzt regierenden Hohenzollern, mit dem Feinde Brandenburgs aber auf den Mann gezielt, der Deutschland von Habsburg losgerissen, Brandenburg-Preußen an dem Schwarzenberg von Olmütz gerächt, und der meinem Herzen wahrscheinlich näher gestanden hat, als den Herzen derer, die mir eine solche Ansicht unterschoben". Notgedrungen flüchtete er sich nun wieder in die alte deutsche Geschichte. Das große Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" trug ihm abermals ungeheuren, jubelnden, wohlverdienten Beifall namentlich bei der deutschen Jugend ein. „Dieses Drama", schrieb der gegen Wildenbruch sonst zurückhaltende Herman Grimm, „ist ein deutsches Kaiserdrama, wie die Theaterstücke Shakespeares englische Königsdramen sind. Wir haben dergleichen bisher nicht gehabt." Nur zweimal noch wagte sich der Dichter vorsichtig und nicht, ohne verhängnisvolle künstlerische Zugeständnisse zu machen, an die preußische Geschichte heran. In dem anekdotischen Gelegenheitsstück „Der Junge von Hennersdorf", ersetzte er, um das bereits ergangene Verbot rückgängig zu machen, die Gestalt Friedrichs des Großen durch eine andere, und auch in der unerfreulichen, durchaus mißlungenen „Gewitternacht" läßt er denselben Helden nur unpersönlich am Hintergrunde vorüberhuschen. Zwischen diesen beiden Stükken liegt ein bestelltes höfisches Festspiel, die frostige „dramatische Legende" von Willehalm, die des großen Anlasses, der Hundertjahrfeier Kaiser Wilhelms I., nicht minder unwürdig ist wie Gerhart Hauptmanns aus blutleerem Gehirn geschaffenes „Festspiel" auf 1813. Zwei neue große äußere Erfolge brachten dem Dichter alsdann sein im Jahre 1899 vollendetes Reformationsdrama „Die Tochter des Erasmus" und die in demselben Zeitalter wurzelnde „Rabensteinerin". Daran schließen sich zwei durch Felix Dahns Arbeiten über die Völkerwanderung angeregte Gotentragödien: „König Laurin" mit der großen Gestalt der Gotenkönigin Amalasuntha und, die Frucht langjährigen harten Ringens mit einem spröden Stoff, „Ermanarich der König". Den Abschluß dieser Entwicklungsreihe und Wildenbruchs letzten Aufruf an sein Volk stellt endlich der „Deutsche König" dar, der erst nach seinem Hinscheiden an die Öffentlichkeit trat.

Das sind die geschichtlichen Dramen Wildenbruchs, die, in denen er nach einem gelegentlichen Worte Herman Grimms die Bretter überschritt, die das Vaterland bedeuten.

Die lange Kette, die sich von seinem ersten zu seinem letzten dramatischen Werke zieht, wird je und je unterbrochen durch eine Anzahl andersartige, durch moderne, bürgerliche Theaterstücke, die mehr nur als bloße Zwischen- und Erholungsarbeiten aufzufassen sind und die der Dichter selbst niemals besonders hoch eingeschätzt hat. In ihnen unternimmt er es, dem „schalköpfigen Teufel Publikum mit seinen allereigensten Waffen zu Leibe" zu gehen. Auf diesem Gebiete, meint er, brauche man sich nicht zu scheuen, „eine ganze Menge Situationen zu schaffen, die für das gehobene Drama unmöglich sein würden, weil sie trivial sind, aber in diese Dramen gehören sie gradezu notwendig hinein, denn der Charakter derselben ist im Grunde tri-



vial". Es ist schwer begreiflich und zeugt von Kritiklosigkeit gegen sich selbst, daß derselbe Wildenbruch, der die Herrschaft des leichten, französelnden Situations- und Konversationsdramas in Deutschland mit sittlicher Entrüstung theoretisch wie praktisch bekämpfte, sich nicht für zu gut hielt, zugleich selbst von diesem Boden, und mit den Mitteln Sardous und Augiers, zu ernten. Einzig die Tatsache, daß er für sein großes dramatisches Wollen lange keine Anerkennung fand, mag für die frühesten dieser Stücke als Entschuldigung dienen; für die späteren versagt auch diese unkünstlerische Erklärung. Der Erfolg war entsprechend gering oder doch in seiner Art Wildenbruchs nicht würdig.

Zwischen „Väter und Söhne" und dem „Neuen Gebot" stehen zwei bürgerliche Schauspiele, die im Fahrwasser Ifflands, Kotzebues, der Birch-Pfeiffer plätschern, nur ohne die Gewandtheit jener Autoren, und die von Sudermanns gleichzeitigen Dramen verwandter Art weit übertroffen werden. Sowohl die „Herrin ihrer Hand" wie „Opfer um Opfer" sind unlebendige Schablonenstücke mit urältesten, zum Teil höchst unwahrscheinlichen Motiven und von ganz abgebrauchter übernommener Technik. Die Charakteristik der Personen ist mehr als dürftig, der Prosadialog von papierner Dürre und Unnatürlichkeit. Nackte Gemeinheit und triefender Edelmut, Reichtum und Armut, Vorder- und Hinterhaus werden plump gegeneinander ausgespielt. Bankerotte und in letzter Not plötzlich auftauchende Geldsäcke dienen als Hebel der Handlung, die kriminalistische Einschläge nicht verschmäht; der reiche Onkel aus Amerika in neuer Auflage bringt schließlich alles ins gewünschte Gleis. In den Nebenhandlungen werden wir mit Karikaturen von Menschen, mit possenhaften Zügen und läppischen Wortwitzen abgespeist.

In eine spätere Periode des Dichters gehören die „Haubenlerche" und „Meister Balzer". Sie sind etwas geschickter und selbständiger geraten, stehen auch künstlerisch höher, haben aber gleichfalls mit dem echten Wildenbruch kaum etwas gemein. Es berührt höchst unangenehm, den Adler unter Spatzen herumhüpfen zu sehen. Die „Haubenlerche", die unendlich oft mit großem Beifall aufgeführt wurde, bleibt doch immer, wenn auch vielleicht der Dichter sich dessen gar nicht bewußt war, ein Zugeständnis an die Tagesmode, ein flüchtiger Versuch, es dem so viel erfolgreicheren Verfasser der „Ehre" gleichzutun. Wildenbruch schrieb sie, um das Deutsche Theater für den Ausfall des verbotenen „Generalfeldoberst" zu entschädigen. Auch dieses in einer Papierfabrik vor den Toren des modernen Berlin spielende Stück verteilt die Handlung nach bewährtem Muster auf das Vorderhaus des Arbeitgebers und das Hinterhaus des Arbeitnehmers und ist ganz naturalistisch auf die dargestellte Umwelt zugeschnitten. Einen etwas höheren Rang nimmt der „Meister Balzer" vor allem deshalb ein, weil er von persönlichen Erlebnissen durchtränkt und darum besonders in der Person des Helden lebenswahrer ausgefallen ist. Wie der Uhrmacher-Künstler Balzer sieht auch der Dichter sich in seinem Streben zum Höchsten verkannt, und manche Äußerung des Meisters, dessen Urbild zu des jungen Wildenbruch Frankfurter Freunden gehörte, ist uns als künstlerisches Selbstbekenntnis von Wert. Eindringlicher als in der „Haubenlerche" wird hier ein soziales Problem behandelt: das Verhältnis zwischen dem Kunsthandwerk und der es verdrängenden Fabrik. Doch ist der „Balzer" nicht so sehr Mi-



lieustück wie die „Haubenlerche“, sondern zugleich in hohem Grade ein Charakterdrama und insofern einigermaßen Otto Ludwigs „Erbförster“ verwandt.

Ungefähr in die gleiche Zeit fällt das „Heilige Lachen“, ein „Märchenschwank“, der im Gewande einer weitschichtigen, oft recht fadenscheinigen Allegorie und mit den groben Mitteln einer ins Platte sinkenden Komik satirisch den Berliner Zeitgeist an den Pranger stellt.

In des Dichters letzte Zeit gehören endlich die „Hauskomödie“ vom „Unsterblichen Felix“ und die „Lieder des Euripides“. Das erste Stück ist abermals ein bürgerliches Drama, ein fades Machwerk, in dem sich rührselige und possenhafte Züge unangenehm mischen, das andere gleichfalls eine bloße Zwischenarbeit, aber menschlich wenigstens wieder erfreulicher und wiederum ein Bekenntnis der eigenen Dichterseele.

Zwischen den geschichtlich-heroischen Dramen und den kleinbürgerlichen Familienstücken steht endlich der „Christoph Marlowe“, eine Künstlertragödie, die zumal in ihrem ersten Akt zu des Dichters gelungensten und besten Leistungen zählt, in ihrem weiteren Verlauf aber leider zerbröckelt und enttäuscht.

Es ist ein Unheil, daß bei uns in Deutschland künstlerische Richtungen so oft zur Parteisache gemacht werden, daß die jeweilig herrschende Klique diejenige Art zu dichten, der sie zustimmt, mit lautem Kampfgeschrei und unduldsamer Herabsetzung jeder anderen für die einzig „maßgebende“, die alleinseligmachende erklärt. Statt: sowohl — als auch, sagt man: entweder — oder; anstatt sich zu freuen, daß im Garten deutscher Art und Kunst die verschiedensten Blumen nebeneinander gedeihen, sucht man die eine um der anderen willen auszurotten. Damit tut man der freien Fülle deutschen Lebens Gewalt an und unterbindet verheißungsvolle Entwicklungsmöglichkeiten. Oft hat erst eine unbefangene geschichtliche Betrachtung und sachliche Nachprüfung der inzwischen vergilbten Akten solches Unrecht an Dichter und Literatur gesühnt und von den Zeitgenossen Verkanntes, Ersticktes oder Totgeschwiegenes zu verspäteter Wirkung ans Licht des Tages gezogen. Der Schaffende darf, ja muß wohl einseitig sein und keine anderen Götter kennen oder gelten lassen neben dem, der ihm selbst gebietet; die Kritik hat ein solches Recht auf Einseitigkeit keineswegs.

War die Klique Wildenbruch gegenüber befangen und intolerant, er selbst war es der Dichtung anderer gegenüber nicht weniger. Namentlich in der dramatischen Kunst vertrat er mit großer Schärfe eine eigenwillige Doktrin. Wahrhaft große Dramatiker sind ihm eigentlich nur Äschylos und Richard Wagner. Nur sie passen ihm zu seiner Definition: „Die Linie ist die Seele des Dramas. Führung der Linie ist dramatische Kunst. Linie ist die Fabel; darum ist die Fabel die Hauptsache im Drama, nicht der Charakter der Figur.“ Auch Schiller läßt er gelten, aber selbst Shakespeare zeigt ihm schon zu wenig von der „typischen Grandiosität der Figurengestaltung“, die das antike Drama über jedes andere stelle; er ist ihm zu novellistisch, mit anderen Worten, er verwendet ihm zu viel psychologische Arbeit auf die Individualisierung seiner Figuren. Daß einer solchen Auffassung Heinrich von Kleist (dessen „Penthesilea“ Wildenbruch indessen in seinem Altersroman „Lukrezia“ eine bewundernde Analyse von großer Feinfühligkeit widmet) überschätzt erscheint, kann nicht wundernehmen; er habe an die Stelle



der Einfachheit, der großen einfachen Leidenschaft „ein dem Drama völlig fremdes Element eingesetzt, das Interessante." Auch für Hebbel ist hier kein Raum, und das Drama seiner eigenen Zeit sieht Wildenbruch erst recht auf verhängnisvollen Abwegen. Ibsen war sein vollkommener Gegenfüßler, er war nach seiner Ansicht der wahre Verderber und Verführer. Die beiden Zeitgenossen, die so oft abwechselnd auf denselben Brettern zum Wort kamen und die sich auch einmal persönlich getroffen haben, konnten sich gegenseitig nicht verstehen. Wildenbruch erkannte lediglich die „technische Kraft" des großen Norwegers an, im übrigen aber bekämpfte er sein Wesen mit einer leidenschaftlichen ästhetisch-sittlichen Entrüstung, die uns sehr verfehlt anmutet. Er erblickt bei ihm nichts weiter als „die Dramatisierung der seelentötenden, materialistischen Weltanschauung, die das Drama mit einem Schlag aus dem Gebiet des geistigen Lebens in das des leiblichen verpflanzt, die an Stelle von Seelenkämpfen und Seelenentwicklung physisches Leiden und einen physiologischen Krankheitsprozeß stellt". „Während alle großen Menschheitsfragen immer nur von dem ganzen Menschen, immer nur mit Kopf und Herz zugleich gelöst werden, geschieht dies bei den Ibsenschen Menschen immer nur durch den Kopf. Die Stimme der Empfindung ist bei ihm so zurückgedrängt, daß man den Eindruck erhält, als hätten seine Menschen nur ein Gehirn, sonst aber keine edlen Organe, und an Stelle des Herzens eine algebraische Formel." Dazu nahm Wildenbruch natürlich den stärksten Anstoß an der Führung der Ibsenschen Handlung; er fand fast überall nur dramatisierte Epiloge zu einer vor dem eigentlichen Stücke liegenden Handlung, und die bloße Zustandsschilderung und Umweltdarstellung ist ihm nun einmal schlechterdings undramatisch. Daß er den „mit wirklich dichterischer Größe entworfenen, mit dramatischer Gewalt ausgeführten „Kronprätendenten" eine rühmliche Ausnahmestellung zugestand, begreift sich leicht; sie entsprachen am meisten seiner eigenen Theorie, die freilich ein gleichwertiges Werk niemals zustande gebracht hat.

Es ist ein bezeichnendes, ein programmatisches Wort, das der junge Wildenbruch einmal im Hinblick auf Asmus Carstens' Kompositionen aussprach: „Ich hatte die Empfindung, daß wenn ich statt zu dichten malte, ich nur in der Weise malen könnte." Er hat die großzügige Freskotechnik, die nur der großen Linie nachfragt und alle Kleinpsychologie als ablenkend verschmäht, auf das Drama übertragen. Daß sie ihr Daseinsrecht hat, beweisen Stücke wie Schillers „Braut von Messina", die kein Goethesches Seelendrama, oder „Wilhelm Tell", der letztlich nur ein Festspiel hohen Stils ist. Aber in unseres Vaters Hause sind nun einmal gottlob viele Wohnungen. Wir grüßen in den feindlichen Brüdern Hauptmann und Wildenbruch die Vertreter zweier Seelen- und Kunsttypen, die sich schön ergänzen und erst gemeinsam die deutsche Welt umspannen. Der eine ist uns teuer durch seine deutsche Innerlichkeit, die bei ihm freilich nur auf engem Raum und in einer etwas dicken Luft erblüht, der andere durch seinen Zug ins Weite, auf die Höhe, zu deutscher Größe. Wir folgen dem einen freudig und dankbar, wenn er uns voll tiefer mitleidsvoller Liebe in den kleinen Alltagsmenschen und Enterbten unsere Brüder kennen lehrt, dem anderen, wenn er uns in gehobenen Feierstunden — um mit Schiller zu reden — „der Menschheit große Gegenstände" begeisternd vor die Seele

stellt. Aber verlassen sie die ihnen durch ihre Natur gesteckten Schranken und wollen einer in des anderen Gebiet übergreifen, so versagen sie; das hat Hauptmann mit seinem „Festspiel", Wildenbruch mit der „Haubenlerche" bezeugt.

Die großen Vorzüge und die nicht minder großen Schwächen der Wildenbruchschen Dramatik liegen offen am Tage, und jede neue Aufführung seiner Werke erweist sie aufs neue. „Das Grundgefühl seiner Poesie ist" — so betonte Wilhelm Dilthey am Sarge des Freundes —, „daß die Leidenschaft die Mutter aller großen Dinge sei.... Der Ausdruck wahrer Leidenschaft aber war ihm die beständig fortschreitende Aktivität. . . . Das war nun das Entscheidende: alle Leidenschaften und alle Aktivität finden für ihn den Spielraum ihrer Kraft nur in dem Schaffen im Lichte der Öffentlichkeit, nur im Aufgehen in die großen Objekte, welche die Seele erweitern und vom Persönlichen erlösen — zu allerhöchst aber im Leben für die Nation und für den Staat." Der Atem der Leidenschaft und das mächtige, fortreißende Temperament, das Pathos des Herzens und das Feuer der Rede, das war es, was neben den allgemeindichterischen Gaben der reich sprudelnden Phantasie, der lebhaften Einbildungs-, Erfindungs- und Veranschaulichungskraft den Dramatiker machte. Sie setzten sich künstlerisch um in den kräftigen Puls und Rhythmus der Handlungsführung, in das, was er als die große Linie so hoch gewertet hat. Sie in atemlosem Ablauf der Geschehnisse klar und rein herauszuarbeiten, wußte er große, unübersichtliche Stoffmassen meisterhaft zu innerlichen Zusammenhängen von einfacher Gliederung zu verdichten und in leben- und farbensprühende Bühnenbilder zu fassen, verstand er, mit dem Rechte des dramatischen Dichters, in doch nicht vergewaltigender Selbstherrlichkeit mit der Geschichte zu walten, die Hauptsachen herauszuheben, die Nebensachen zusammenzuballen oder ganz unter den Tisch zu wischen und so vom Berge zu Bergen hinüber zu schreiten. Man nehme die „Quitzows" oder die ersten Aufzüge von „Heinrich und Heinrichs Geschlecht", um bewundernd zu erkennen, wie der Dichter, die triebhafte Sicherheit der dramatischen Technik mit scharfer Erkenntnis und zielsicherem Wollen vereinigend, danach strebt, ein Ganzes wirkungsvoll aufzubauen und es spannend zu steigern, Höhepunkte eindrucksvoll zu betonen und in retardierenden Auftritten die gewaltig angesammelte Flut wieder verebben zu lassen, Kontrastszenen zu gestalten, in denen die Geister der Zeiten und Richtungen klirrend aufeinander prallen, in packenden Aktschlüssen große Handlungszusammenhänge oder gesättigte Gefühlsgehalte eindringlich zu symbolisieren und schließlich die ganze Wucht ungehemmter Tragik uns erschüttern zu lassen.

Volles Gelingen ward ihm allerdings nur in seinen besten Stunden beschieden, und wie selten bei einem Künstler stoßen wir allenthalben auch auf die Fehler seiner Tugenden. Oft gibt Wildenbruchs leidenschaftlich dahinstürmende dramatische Kraft sich zu früh aus und reicht infolgedessen zur Bewältigung der ganzen Masse nicht zu; sie erlahmt vor der Zeit und läßt das Werk als Ganzes versanden. Vortrefflich fügt sich dem Dichter in der Regel die steigende Handlung, und vor allem ist er ein Meister der ersten Akte, der Exposition. Nicht selten aber — und da sei nochmals der „Christoph Marlowe" als Beispiel genannt — bleibt die fallende Handlung schuldig, was der Aufstieg





versprach, und entscheidet den dramatischen Kampf zu ungunsten des Dichters. Oder es fehlt zwischen den einzelnen Akten die feste Vernietung, wir vermissen notwendige Zwischenglieder und Verzahnungen im Getriebe, empfindliche Lücken klaffen, und das Drama zerfällt schließlich in eine bloße Folge lose aneinander gereihter lebender Bilder. Zu solchen Temperamentfehlern des Dichters gehört ganz besonders auch das Überhitzte und Sichüberschreien, das ihn die künstlerische Wahrheit verlieren, die feine Grenzlinie des ästhetisch Zulässigen überschreiten läßt. Wildenbruch mag wie der junge Schiller unter Stampfen und Heulen gedichtet haben und hat den Stürmer und Dränger in sich niemals ganz überwunden. Als Dramatiker, äußerte er einmal, müsse er brutal sein. Daher das Grelle, Knallige und Maßlose bei ihm; in seinem Orchester sind Pauken, Bässe und Schlagzeuge doppelt und dreifach besetzt. Fontane nannte, allerdings viel zu sehr verallgemeinernd, gelegentlich sein dramatisches Talent eine dreimal überheizte Lokomotive, die bremsenlos über ein Geleise mit falscher Weichenstellung dahinjagt. Entgleisungen sind denn in der Tat keineswegs ausgeblieben. Wildenbruch bietet oft Breite statt Tiefe, Lautheit statt Eindringlichkeit, hohle Wortschälle und äußerlich deklamierende Rhetorik statt der mitreißenden Sprache des ursprünglich quillenden Gefühls. Oft überredet er, wo er überzeugen müßte, und erzielt nur augenblickliche Wirkungen statt nachhaltiger. Manches dröhnt blechern und verklingt am Ende restlos, während uns eine feine, leise Musik begleitend im Ohre bleiben sollte. Auch in Einzelheiten werden wir, was freilich selbst bei Kleist und anderen Größeren begegnet, durch ästhetische Geschmacklosigkeiten verletzt. Wildenbruchs Sprache, die einer starken Eigenart ermangelt, läßt auch nach dieser Richtung hin zu wünschen übrig. Nicht minder leidet sein Vers an Härten und Gewaltsamkeiten, und der „deutsche Vers", den er sich für den „Generalfeldoberst" erfand, kann wohl schwerlich als wertvolle Bereicherung unserer Metrik angesehen werden.

In anerkennenswerter Weise besitzt Wildenbruch dafür die Schillersche Gabe, die Massen auf der Bühne zu beleben und zu meistern. Seit „Väter und Söhne" hat er mit Glück frische Volksszenen geschaffen, die sich durch einen gesunden Wirklichkeitssinn und kernig-drastischen Humor, auch durch derbere Komik und eine wirksame Verwendung der treffsicheren und schlagkräftigen Berliner Mundart auszeichnen. Aber in weit höherem Maße noch als Schiller neigt er auch zu bloßer Theatralik, zu äußerlicher Effekthascherei.

Gleich Schiller möchte auch Wildenbruch in seinen historischen Dramen der Geschichte ihren innersten Sinn abfragen.

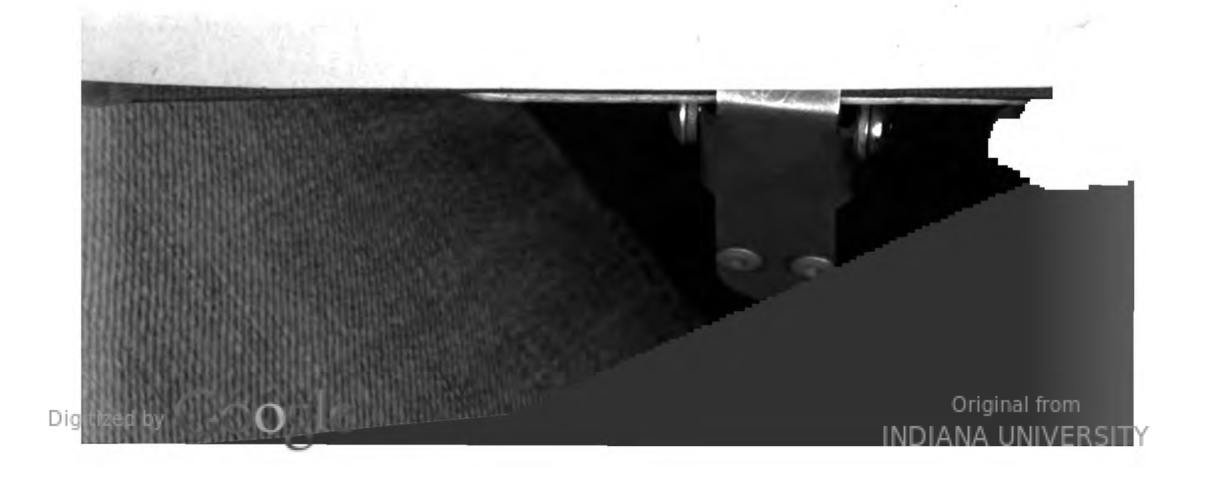
> Der Historiker sucht im Buch der Geschichte die Zeilen,
> Zwischen den Zeilen den Sinn liest und erklärt der Poet.

So lautet das Motto der „Karolinger", die übrigens Ranke als eine Karikatur der wahren Geschichte bezeichnet hat. Aber durchaus nicht immer ist dem Dichter das gelungen. Nur zu oft bleibt er im Rohstofflichen, im Gewirr äußerer Tatsächlichkeiten stecken und vermag nicht, wie Schiller, Geschichtlich-Politisches uns auch menschlich nahezubringen. So hat der „Fürst von Verona" etwas von der alten hohlen Haupt- und Staatsaktion, die „Rabensteinerin" etwas vom alten polternden Ritterstück. Der Grund liegt in des Dichters verhängnisvoller Theorie vom Wesen des Dramas, in der Geringschätzung psychologischer Charakteri-

sierung. Er begnügt sich, seine Menschen mit wenigen Strichen nur umrißmäßig zu zeichnen, so daß sie uns nicht innerlich glaubhaft und wahrhaft lebendig werden. Sie sind immer wiederkehrende Typen und Schablonenmenschen, Schachfiguren, die auf dem Brett der Handlung willkürlich hin- und hergeschoben werden. Und vor allem sind es meist schon fertige, abgestempelte Charaktere, die er uns vorführt; sie erleben nicht vor unseren Augen und Ohren im Drama selbst eine Entwicklung, der wir anteilvoll folgen. Erst spät ist der Dichter da fortgeschritten, so in „Heinrich und Heinrichs Geschlecht"; die früheren Darsteller Heinrichs IV., erläuterte er seiner Frau, hätten es alle falsch angefangen, indem sie ihn aus den Ereignissen konstruiert hätten: „aber die Ereignisse sind so geworden, weil Heinrich so war, wie er war. Das muß man schaffen können, dieses Werden Heinrichs!" Zum Teil wenigstens hat er das denn auch erreicht, in vielen anderen Fällen bleibt bei Wildenbruch die Charakterisierung der Bühnenmenschen sprunghaft, dürftig und mithin unbefriedigend.

Lücken und Oberflächlichkeiten der Motivierung begegnen aber nicht nur innerhalb der einzelnen Charaktere, sondern auch an entscheidenden Stellen im Gesamtgefüge der Dramen. Oft fehlen für die dargestellten Ergebnisse die psychologischen Voraussetzungen, oft werden uns unbegreifliche Unwahrscheinlichkeiten zugemutet. Ich erwähne die äußerliche Art, wie im „Harold" das Bild der schönen Adele zu einem Haupthebel der ganzen Handlung gemacht wird, und die zu des Helden ernster und schwerer Natur so gar nicht passende Leichtfertigkeit, mit der er den gleißenden, absichtlich ungenau umschriebenen Eid schwört, der ihm und seinem Volke zum furchtbaren Verhängnis wird. Nicht minder unwahrscheinlich ist im „Mennoniten" das Verhältnis der Personen zueinander und die Darstellung der Gemeindeverfassung, in „Väter und Söhne" die einzig die ganze Handlung ermöglichende Voraussetzung, daß von dem Geschick des älteren Sohnes zwischen dem alten Bergmann und Heinrich während zwanzig Jahren nie mit einem Wort die Rede gewesen ist, in den „Karolingern" der Umstand, daß der Graf von Barzelona gerade seinen natürlichen Todfeind Abdallah zum Vertrauten seiner verbrecherischen Anschläge macht. Und wie Wildenbruch seine Dramen zuweilen durch ein Zuwenig an Motivierung schädigt, so gefährdet er sie anderseits auch wohl durch ein Zuviel, indem er eine verwirrende Fülle begründungsunkräftiger Nebenmotive häuft, anstatt ein überzeugendes Hauptmotiv kräftig und einheitlich durchzuführen.

Richtig ist, daß hinter Wildenbruchs Dramen nicht, wie hinter den Hebbelschen und auch den Grillparzerschen, eine große und tiefe Weltanschauung sichtbar wird, daß sein Weltbild einfach und eng, seine Lebensansicht ein wenig persönlich gefärbter Idealismus ist. Aber dennoch, man darf ihm weder die eigene Note noch die überragende allgemeine Auffassung der Geschehnisse absprechen. Der Dichter von Heroendramen war selbst eine heroische Natur, das Leben seines Volkes sein eigenes Leben, das geschichtliche Heldentum für ihn, wie Dilthey richtig aussprach, die höchste Form des Lebens, und überall hat er hinter den historischen Tatsachen die deutsche Volksseele gesucht und gedeutet. Gerade an seinen zumeist angegriffenen vaterländischen Dramen darf dieses Graben in die Tiefe nicht verkannt werden. Nicht allein um ihrer selbst willen, als bloße Einzelwesen, hat er seine deut-



schen Fürstengestalten erschaut und erschaffen, sondern als Träger und Vertreter der Volksseele. In diesem Sinne läßt der sterbende Kaiser Heinrich den Seinen das segnende Vermächtnis: „Heinrich war Deutschland — Deutschland ist Heinrich — Ewigkeit bindet den Bund. — Wenn der Frühling rauscht über Täler und Höhn, dann springt Kind Heinrich im grünenden Wald — wenn Rheinlands Berge schwellen vom Wein — das ist Heinrichs Seele, die in euch glüht." Und ganz von dieser Auffassung getragen wird des Dichters letztes Drama „Der deutsche König". Anläßlich der „Tochter des Erasmus" hat Karl Frenzel ausdrücklich betont: „Die symbolische Kunst, welche die modernen Dichter seit dem Ebben der naturalistischen Hochflut plötzlich als neues Losungswort verkündigen, hat in diesem Drama Wildenbruchs einen Triumph gefeiert: das ist hier bedeutsames Symbol und zugleich volle Menschlichkeit, eine Welt der Vorstellungen und Ideen und zugleich inneres farbiges Leben und tragisches Schicksal." Im „Willehalm" freilich werden wir, ähnlich wie in dem Goetheschen Festspiel „Des Epimenides Erwachen" statt mit tiefer und warmer Symbolik nur mit kahler und kalter Allegorik abgespeist, aber im ganzen ist doch der Vorwurf, Wildenbruchs Dramen entbehrten der über die Einzelhandlung hinausweisenden Bedeutsamkeit, zum mindesten erheblich einzuschränken.

Und dann: wieviel künstlerisches Selbsterlebnis steckt in den auch psychologisch wohlbegründeten Konflikten des „Christoph Marlowe", des „Meister Balzer"! Wie sehr war der wiederholt in den Mittelpunkt gerückte Kampf zwischen den einander fremden Generationen, die sich nicht verstehen wollen, noch können — „Der Mennonit", „Väter und Söhne", „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" — ein tragisches Urerlebnis des Dichters selbst! Und die beiden meist in eine und dieselbe Gestalt gelegten und leider nicht immer fest genug miteinander verkitteten dramatischen Hauptprobleme Wildenbruchs, Männerkampf und Frauenliebe, wie sehr waren sie die überragenden Lebensformen seiner ganzen heißblütigen und leidenschaftdurchpulsten Persönlichkeit!

Die große Zahl seiner Dramen und die erwähnte Oberflächlichkeit der Motivierung in ihnen könnte auf die Vermutung führen, der Dichter habe sich seine Arbeit zu leicht gemacht. Dem ist nicht so. Wir können jetzt studieren, wie oft er im einzelnen Fall und besonders in den Erstlingsdramen, in bessernder Absicht Fertiges wieder ein- und umgeschmolzen und sich der ausgleichenden Feile bedient hat. Der sehr fleißige und rasche Arbeiter warf seine Schöpfungen wohl leicht, aber doch nicht leichtfertig hin. Immerhin wäre, wenn wir die Gesamtheit seiner Dramen überschauen, weniger mehr. Er gibt früh sein Bestes und ist dann nicht in der Lage, sich immer höher zu steigern, das frühere Werk durch ein späteres zu überbieten. Nachdem er sein eigentliches Feld entdeckt hat, erobert er kein weiteres mehr, und die Mannigfaltigkeit seiner Schöpfungen ist nur scheinbar so groß. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wuchs nicht mit seinem Leben, und sein Leben vertiefte sich zu wenig im fortschreitenden Verlauf. Seine Dramen sind, von den paar episodenhaften Zwischenstücken abgesehen, im großen und ganzen immer wiederholte Würfe nach dem gleichen Ziel und weisen keine kräftige Entwicklungslinie nach oben auf.

3.

Das weitverbreitete und bequeme Einschachtelungsverfahren, das einen Dich-



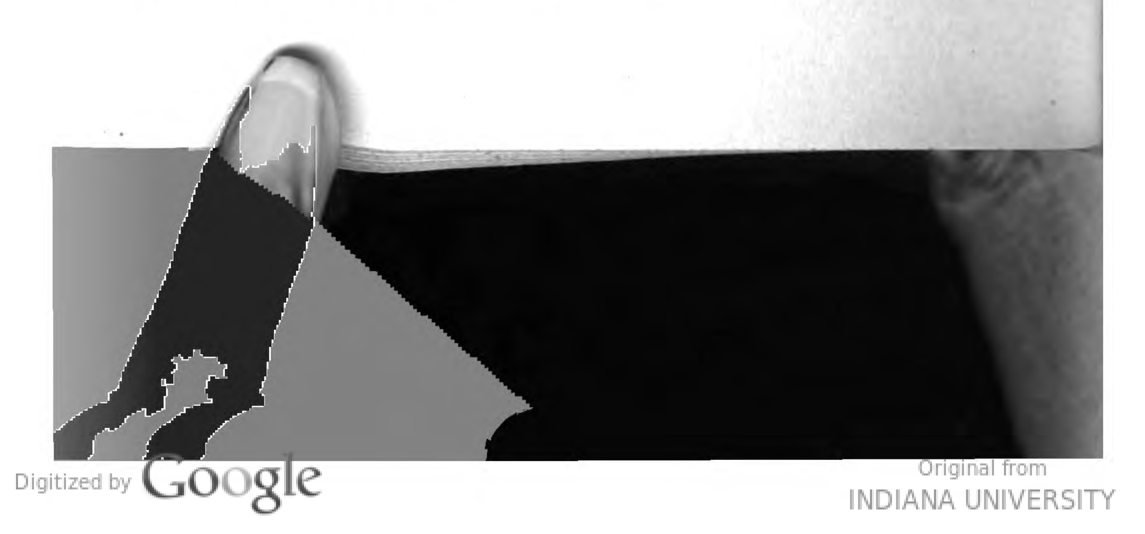


rechtigung, als Romane betitelt: „Eifernde Liebe", „Schwester-Seele", „Das schwarze Holz" und „Lukrezia". Die Zahl der übrigen, die sich teilweis, wie das „Wandernde Licht" oder die „Semiramis", an Umfang dem Roman nähern, beträgt achtundzwanzig. Mit gutem Grunde wählte Wildenbruch für sie als Untertitel häufiger die allgemeine Bezeichnung Erzählung oder Geschichte als die Bezeichnung Novelle, denn die Novelle setzt eine straffere Kunstform voraus, als er zu bieten hat. Auch hinsichtlich der von der Movelle zu verlangenden künstlerisch gepflegten Sprachbehandlung läßt er zu wünschen übrig, ja seine Prosa ist sogar von Verfehlungen gegen die Formenlehre und die Regeln vom Satzbau nicht ganz frei. Nach der technisch-formalen Seite kann er demnach mit Novellenmeistern wie Storm, Heyse, Keller und Meyer nicht in Wettbewerb treten; doch ist seine Form immer noch geschlossener als etwa die Wilhelm Raabes oder Fontanes.

Seit Wildenbruchs erzählerischen Anfängen haben sich oft Stimmen erhoben, die, im Sinne Freda Nöhrings, den Prosaepiker dem Bühnendichter entschieden überordneten. Litzmann schließt sich ihnen nicht an, und Richard M. Meyer erklärt sogar in seiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts", Wildenbruch sei als Erzähler am schwächsten. Ich möchte beides nicht unterschreiben. Die Sache scheint mir vielmehr so zu liegen: die größere geschichtliche Bedeutung des Dichters ist sicherlich im Drama zu suchen, den feineren Künstler aber finden wir doch wohl in seinen Erzählungen. Die Zeit der unmittelbaren Wirkung des Dramatikers ist vielleicht bald ganz vorbei, seine historische Mission erfüllt. Aber es ist möglich, daß man zu einer Zeit, die sein Drama nicht mehr aufführt und noch weniger liest, bei dem Epiker Einkehr halten wird, daß Wildenbruch gerade als solcher seinem Volke noch eine vertrautere Gestalt werden kann.

Eine innere Notwendigkeit für Wildenbruch, zugleich auch die epische Gattung zu pflegen, finde ich in seiner engen und schiefen Ansicht von Wesen und Aufgabe des Dramas begründet. Infolge seiner Überzeugung, daß im Drama die Fabel und die Linie Hauptsache, der Charakter der Figuren Nebensache sei, hat er die in Deutschland geltende dramaturgische Auffassung, die das Theater verachte und nur von seelischem Inhalt wissen wolle, die Handlung unterschätze und die Zeichnung der Charaktere überschätze, für „grundfalsch" erklärt; sie habe, ohne es zu wissen, die Gesetze der Novellistik zum Gesetz des Dramas gemacht; so gut wie alle nachgriechischen Dramen, selbst die Shakespeareschen nicht ausgenommen, seien nur mehr oder weniger dialogisierte Romane.

Nun war aber Wildenbruch selbst eine zu ausgeprägte Persönlichkeit, um als Dichter auf die eingehende Darstellung menschlicher Charaktere in dem Maße zu verzichten, wie seine Dramentheorie es von ihm verlangte. So mußte er sich naturgemäß auf einem anderen Gebiete schadlos zu halten suchen, und das war eben die Erzählung. Derselbe Dichter, der im Drama vor allem große Gemeinschaftsgefühle vertrat und verkörperte, war doch zugleich der Mann eines tiefpersönlichen Innenlebens. Er bedurfte, um sich auch als solcher auszusprechen, der minder objektiven und minder strengen, auf behagliche Breite der Ausmalung angelegten Epik. In ihr konnte er sich selbst in Bekenntnis- und Ausdrucksdichtungen individueller geben als dort, und in ihr durfte er auch sei-

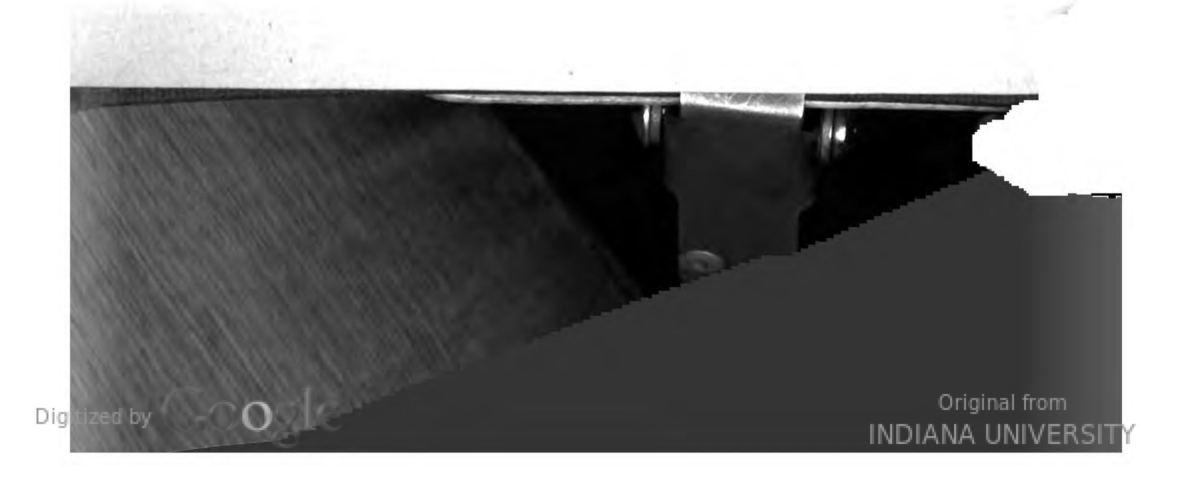


nem psychologischen Bedürfnis nach Wiedergabe anderer individueller Charaktere Genüge tun. Er war ja auch nicht bloß der Hohenzollernsproß, sondern zugleich schlichter deutscher Bürger auf bescheidener Lebensstufe, nicht bloß Heroiker und Pathetiker, sondern zugleich ein warm empfindender, alles Reinmenschliche mit nachfühlendem Sinn und liebevollem Herzen umfassender Mensch des gewöhnlichen Lebens und der realen Gegenwart, und sah sich daher genötigt, auch den Forderungen des Alltags, des Durchschnitts, des Kleinlebens als Dichter Rechnung zu tragen. Er wäre ja überhaupt kein Dichter, hätte nicht die psychologische Analyse und die künstlerische Abschilderung der Umwelt einen Reiz auf ihn ausgeübt.

Das sind die psychologischen Grundlagen der Wildenbruchschen Erzählungskunst und ihrer Besonderheit. Sie erklären es, daß er uns in ihr persönlicher und menschlicher, wärmer und intimer entgegentritt als in seinen Dramen. Gab sich der Bühnendichter bürgerlich, so verirrte er sich; wo er das Gebiet des großen geschichtlichen Dramas verläßt, erscheint er leer und dürftig. In der bürgerlichen Erzählung dagegen gelangte er zu künstlerischen Erfolgen.

Man sollte nun erwarten, daß auch der Epiker vor allem das historische oder halbhistorische Feld bebaut habe. Der Versepiker seiner Anfänge ist in den Heldengedichten „Vionville" und „Sedan" allerdings von ihm ausgegangen, bei dem Prosaerzähler indessen ist das selten der Fall, und den vaterländischen Ton hat er als solcher überhaupt nicht angeschlagen. Geschichtlichen Hintergrund weisen der „Meister von Tanagra", die beiden Märtyrer-Legenden „Claudias Garten" und der „Zauberer Cyprianus" und die im deutsch-französischen Kriege spielende „Danaide" auf, eine vortreffliche Erzählung, die Paul Heyse mit Recht in die Mustersammlung seines „Deutschen Novellenschatzes" eingereiht hat. In andere Geschichten wie die „Waidfrau" spielt Historisches wenigstens hinein. Ferner hat Wildenbruch, offenbar unter dem Einfluß von Riehl, Dahn und Ebers, manchen seinen Erzählungen, so dem „Riechbüchschen" und dem „Liebestrank", einen kulturhistorischen Einschlag gegeben. Aber in weit überwiegendem Maße sind seine Stoffe modern-bürgerlicher Natur. Wollte der Dramatiker eine große Vergangenheit wiederbeleben, so schrieb der Epiker seine Romane und Novellen aus der Gegenwart, um in ihnen allgemeinmenschliche und persönliche Probleme abzuhandeln und moderne Zeittypen und Richtungen abzuschildern.

All das Zarte und Tiefe der Wildenbruchschen Natur, das in seinen Dramen nur selten durchbricht, hat in den epischen Prosadichtungen einen Niederschlag gefunden. Hier quillt warmes Gefühl und inniges Gemüt, spricht eine weiche Seele, der nichts Menschliches fremd ist. Haben wir es in seinen laut dahinbrausenden Dramen mit eisernen Rittergestalten zu tun, deren menschlicher Kern oft kaum spürbar wird, so lernen wir hier vielfach Menschen der Stille kennen, deren Leben in ihrem Innern verläuft. Ihrer seelischen Struktur und ihren psychologischen Entwicklungen feinfühlig nachzugehen, läßt sich mit liebevollem Nachempfinden und Verstehen derselbe Dichter angelegen sein, der in seinen Dramen dafür keinen Raum findet. Denn R. M. Meyer hat unrecht, wenn er auch dem Erzähler Wildenbruch vorwirft, er habe nie Zeit und sei daher zum Epiker verdorben. Im Gegenteil, dem Erzähler kann man Hast und Mangel an psychologischer Ein-



dringlichkeit durchaus nicht nachsagen; er motiviert sorgfältig, wenn auch gewiß nicht immer unanfechtbar, bis ins kleinste, und viele seiner Erzählungen sind im Hinblick auf die gewählten Stoffe und Probleme eher zu lang als zu kurz geraten. Hier haben wir die Seelenhandlung, die dort hinter der Theaterhandlung zurücksteht; stoßen wir uns dort oft an einem unnatürlichen und verstiegenen Pathos, so finden wir hier schlichte und wahrhafte Natur; verletzt uns dort häufig das schrille Sichüberschlagen der Stimme, der das Trommelfell erschütternde dröhnende Posaunenschall, so dürfen wir uns hier des reinen Goldklangs einer feinabgestimmten und künstlerisch behandelten Flöte erfreuen. Versteigt sich der Dramatiker nicht selten in idealistische Unwahrscheinlichkeiten, so greift der Erzähler mit frischem Realismus ins volle Menschenleben hinein, läßt impressionistisch Tatsachen und Zustände der Wirklichkeit ruhig auf sich einwirken und ist ernstlich bemüht, sie unverstellt wiederzugeben.

Die Vorzüge der Wildenbruchschen Erzählungskunst sind nicht gering. Seine gute Erfindungsgabe gibt ihm eine Fülle verschiedenartiger Stoffe an die Hand. Er weiß — und da unterstützt ihn der Dramatiker — die Handlung wirksam anzulegen und aufzubauen, sie in gutem Fluß zu erhalten und belebend abzutönen. Er liebt es, eindrucksvolle Situationen oder interessante Konflikte scharf herauszuarbeiten und gibt damit das, was Paul Heyse im Hinblick auf Boccaccios neunte Novelle des fünften Tages den Falken nennt, das prägnante Thema, das in jedem Beispiel dieser Gattung deutlich sichtbar werden müsse. Vor allem aber bietet, wie gesagt, der Erzähler, was der Dramatiker so vielfach schuldig bleibt, seelische Vertiefung und individuelle Entwicklungen. Gerade sein Streben, eigenartige Probleme zu erfassen und darzulegen, erhebt seine sprachkünstlerisch wenig eigenartige Novellistik über die bloße landläufige Unterhaltungsliteratur.

Ähnlich wie Theodor Storm bevorzugt der Erzähler Wildenbruch erotische Probleme, die den sinnlichen Mann auch rein menschlich zu allen Zeiten beschäftigt und bedrängt haben. Bezeichnend sind die häufigen Entkleidungsszenen und die Beschreibungen weiblicher Reize, was aber bei ihm nicht weichlicher Lüsternheit, sondern starker Männlichkeit entspringt und darum nur selten ans Peinliche und Verletzende streift. Der zwischen den Geschlechtern anhängige große Prozeß, um mit Hebbel zu reden, ist sein Hauptthema, und fast stets liegt bei seiner Wiedergabe der Hauptnachdruck auf der weiblichen Seite. Unter den verschiedenen weiblichen Typen Wildenbruchs heben sich besonders die ganz triebhafte, ungebrochene Frauennatur hervor und ihr Widerspiel, die nach irgendeiner Richtung hin aus ihrer Bahn getretene, die emanzipierte und damit unnatürlich gewordene, als eine Art männerfeindlicher Amazone oder Walküre sich gebarende Frau. In mancherlei Spielarten behandelt er das abnorme Überwiegen entweder des Animalischen oder des Intellektuellen im Weibe, der Sinnlichkeit oder der Unsinnlichkeit, zeigt namentlich gern Übergänge und Wandlungen von dem einen Extrem in das andere. Ein von ihm besonders einläßlich dargestelltes Problem dieser Art ist das der geschlechtlichen Liebe sich annähernde Gefühl für den Bruder, das tragische Möglichkeiten durchmacht, wenn dieser nach langem innigen Zusammenleben mit der Schwester plötzlich eine Ehe eingeht und jene





heit des Herzens offenbart der Dichter einen ganz entschiedenen Zug zu strenger Herbheit und erbarmungsloser Tragik, gerade in seinen besten Geschichten wie im „Schwarzen Holz“ und in der „Danaide“, und gerade wie bei Storm, bei dem das Sinnig-Weiche immer mehr hinter dem Herben zurücktritt, je mehr der Dichter sich als Künstler zur Vollendung auswächst.

An Storm gemahnt Wildenbruch auch in einer anderen Beziehung, die gleichzeitig technischer Art ist. Wie bei jenem ist auch bei ihm ein großer Teil seiner Erzählungen Erinnerungsnovellistik. „Wenn der Mensch sich erinnert, dann dichtet er“, heißt es im „Edlen Blut“. Namentlich Jugenderlebnisse werden aus der ungeschwächten Erinnerung hervorgeholt. Damit hängt der sehr ausgesprochene selbstbiographische Charakter dieser Erzählungen zusammen, ihr außerordentlich großer persönlicher Gehalt, der sie zum Schlüssel für die Erkenntnis der Seele ihres Dichters macht. Was wir aus den Dramen nur selten herauslesen können, das tiefere persönliche Leben ihres Schöpfers, hier wird es in befreiender Aussprache und Beichte künstlerisch vor uns ausgebreitet. „Ein Blatt vom Lebensbaum“ hat Wildenbruch eine dieser Geschichten, „Archambauld“, im Untertitel genannt. Sie alle könnten so heißen, und auch das C. F. Meyersche Motto „aus allen Augenblicken meines Lebens“ paßt auf sie. Wenn Marie v. Bunsen Wildenbruch aufforderte, seine Selbstbiographie zu schreiben, pflegte er zu erwidern: „Nein, wer sich dafür interessiert, kann alles, was in meinem Leben von Bedeutung war, in meinen Romanen und Erzählungen finden.“ Die glücklichen Kinderjahre, die der Diplomatensohn in Athen und namentlich in Arnautköi am Bosporus verlebte, die gedrückten Schul- und Kadettenjahre und, die Oase in ihrer Wüste, die Ferienaufenthalte auf dem Graf Yorckschen Familiengute Klein-Öls, ferner die so unbefriedigende Leutnantszeit, die quälende Dumpfheit der Übergangsjahre, die einsame Vorbereitung auf den neuen Beruf im stillen Burg, dann vor allem und immer wieder die Jahre von Frankfurt a. O., Wildenbruchs glücklichste Zeit, in welcher der dichtende Referendar langsam die Puppenhülle abstreift und plötzlich als gefeierter Dramatiker dasteht, die Kriege von 1866 und 1870/71, die er als Offizier mitmacht, aber auch weiterhin noch Erlebnisse der folgenden Berliner Zeit, Reiseeindrücke aus Italien — alles das und manches andere noch spiegelt sich in den Erzählungen wieder. Auffallend wenig das Landschaftliche; des Dichters Naturgefühl ist gering. Mit Heimatkunst haben alle seine in der Mark oder in Thüringen spielenden Geschichten nichts gemein; der Nachdruck liegt immer auf dem *Menschlichen*. So sind auch die Menschen, die das Leben ihm gesellt, in ihnen wiederzufinden: die über alles geliebte, bedeutende Mutter, die ihm nur allzu früh entrissen wurde, und der charaktervoll-strenge Vater, der für den verträumten jungen Sohn in seinen Entwicklungskämpfen trotz treuestem Willen nicht immer das nötige Verständnis aufzubringen vermochte. Ferner die Freunde und die Frauen, die seinen Weg kreuzten, ja auch ganz flüchtig vor ihm aufgetauchte Menschen, die ihn einmal innerlich beschäftigt haben, sie alle haben Eingang gefunden in seine Erzählungen, und zwar zum Teil mit einer Deutlichkeit der Wiedergabe, die dem Verfasser oft heftige Vorwürfe eingetragen und ihn wiederholt zu interessanten Ausführungen über das Recht des Poeten an seine menschliche Umwelt veranlaßt hat.



im „Bertram Vogelwaid“ verleiten lassen — nicht mit überlegenem Humor, sondern mit erbittertem Haß. Diese Erzählungen sind in ihrer Tendenz den nachromantischen Novellen Tiecks zu vergleichen, in denen die jungdeutsche „Moderne“ gleich scharf abgekanzelt wird. Wo aber der satirische Einschlag fehlt, sind auch diese Berliner Erzählungen reizvoll, z. B. die Hinterhausgeschichte „Das Wunder“ oder die „Heilige Frau“, die Geschichte eines „Verhältnisses“, etwa Fontanes „Stine“ an die Seite zu stellen. Den Titel dankt diese Erzählung der Rauchschen Königin Luise im Charlottenburger Mausoleum; auch im „Meister von Tanagra“, im „Riechbüchschen“, in der „Franzeska von Rimini“, im „Neid“ knüpft der Dichter so an Werke der bildenden Kunst an.

Neben den Hauptvorzügen haben wir auch die Hauptmängel der Wildenbruchschen Novellistik bereits hervorgehoben und erkannt, daß sie denen des Dramatikers im allgemeinen entsprechen. Wir finden bei vielem Großartigen und Ergreifenden auch farblose Schablone und Konvention, Theatralik und Verirrung. Wie der Dichter spät noch selbst gegen regelrechten Kitsch nicht gefeit ist, zeigt z. B. sein letzter Roman „Lukrezia“, der an Süßlichkeit in der Schilderung von weiblichen Reizen kaum hinter Clauren und Hauffs „Mann im Monde“ zurückbleibt. Wildenbruch ist oft vortrefflich im Zuge, da überkommt ihn mit einem Male der Dämon unkünstlerischen Auftragens und Verzerrens. Das gilt sowohl von der Führung der Handlung und ihrer Begründung wie von der sprachlichen Darstellung. Wir stoßen also auch bei dem Erzähler auf die Schattenseiten seines starken Temperaments. Gleich Liliencron dankt auch Wildenbruch die Hauptwirkungen diesem Temperament, und wie jener versagt er leicht, wenn er sich in geistreichen Betrachtungen versucht. Das tut er aber, zumal in seinen größeren Erzählungen, nur zu oft. Diese eingestreuten Reflexionen sind manchmal nicht nur bei den Haaren herbeigezogen, um die Erzählung vermeintlich zu vertiefen und ihre innere Bedeutsamkeit zu erhöhen, sondern sie sind auch noch ihrem Gehalt nach nicht selten flach, und das fällt bei ihrer übermäßigen Breite doppelt störend auf.

Was endlich noch den Lyriker Wildenbruch anbetrifft, so hat er sich zwar auch auf diesem Boden vielfach betätigt, indessen der Geschichte der deutschen Lyrik keinen neuen großen Namen zugeführt. Sein subjektives Fühlen und seine stillen Stimmungen hat er weniger in Gedichten als in den Erzählungen niedergelegt. An seinen zahlreichen und vielfach zu umfangreichen Balladen mit ihrem Trieb zum Theatralisch-Lauten, zu großen Gesten und krassen Effekten hat der Dramatiker erheblichen Anteil; das beweist unter anderem das durch Schillings Begleitmusik so bekannt gewordene „Hexenlied“. Außer der Ballade pflegt der an naiver Ursprünglichkeit nicht reiche, mehr zu Reflexion und Rhetorik neigende sentimentalische Lyriker, ähnlich wie Theodor Fontane, mit Glück das festliche Gelegenheitsgedicht hohen Stils. Bei bedeutungsvollen vaterländischen Anlässen, beim Hinscheiden großer Persönlichkeiten wie Richard Wagner hat er feurig und befeuernd in die Leier des Barden gegriffen. Wie im Drama steht er auch hier am höchsten, wenn er, wie in seinen Gedichten auf den Burenkrieg, im Namen seiner großen Volksgemeinschaft reden kann. Einmal ist es ihm und Fontane gelungen, mit dem Ausdruck persönlichen Fühlens zu-



Fall noch weit verwickelter. Vielleicht ist es auch die ungewöhnliche fürstlich-bürgerliche Blutmischung, die so manche Unausgeglichenheit in seiner Wesensart erklärt, so manche künstlerische Stillosigkeit bei ihm mitbedingt. Denn es ist gewiß kein kleines Mißverhältnis: durch das Blut zu den bewunderten Herrschern seines mächtigen Vaterlandes zu gehören und im äußeren Leben ein unbeachteter, bescheidener Hilfsarbeiter in einer Behörde zu sein. Er war gleichzeitig ein Edelmann mit dem Zug zum Heroentum und ein einfacher Bürger mit jener Portion von Philistrosität, die nach Wilhelm Raabe nun einmal zum deutschen Dichter gehört. Bei Theodor Fontane erscheinen die vornehme, zum Aristokratentum hingezogene Natur und der Bourgeois viel glücklicher gemischt. Von dem „Sinn für Feierlichkeit", den Fontane sich abspricht, besaß Wildenbruch eine wohl zu reichliche Gabe, und der schlicht natürliche Durchschnittsmensch findet sich ja im allgemeinen leichter auf den Höhen des Lebens zurecht als der Pathetiker — auch da sei auf Klopstock hingewiesen — im Alltäglichen. Solche Ursachen mögen mit zur Erklärung der inneren Unsicherheit und der Kritiklosigkeit sich selbst gegenüber dienen, die wir bei Wildenbruch zuweilen antreffen. So ist er ein Mensch mit seinem Widerspruch, aber gerade darum auch menschlich fesselnd. Vor allem aber, und da gibt es bei ihm keinen Wank und Schatten, ist er eine männliche, durch und durch lautere, im schönsten und allgemeinsten Sinne adlige Natur, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Als Dichter beseelte ihn die höchste Auffassung von seinem Beruf und Amt, in dem er kein Spiel, sondern ein Werk erblickte. In rastlosem Eifer, mit glühender Seele hat er gerungen um den Schleier der Dichtung, solange es Tag, und erreicht, was ihm zu erreichen beschieden war. Darum hat er vollen Anspruch auf seines ganzen Volkes und jedes einzelnen Deutschen tiefen Dank und aufrichtige Ehrerbietung.

In der Geschichte unserer Nationalliteratur nimmt er einen festen Platz ein. Wenn man dereinst, wie man eine Dichtungsepoche des achtzehnten Jahrhunderts nach Friedrich dem Großen bezeichnet hat, eine solche des neunzehnten nach Bismarck benennt, so wird zu ihren ausgeprägtesten Vertretern nicht etwa der viel größere Künstler Gerhart Hauptmann gezählt werden, sondern neben Detlev von Liliencron Ernst von Wildenbruch. Diese beiden sind, obwohl sie erst Jahre nachher hervortraten, die eigentlichen Dichters des Krieges und Sieges von 1870/71, nicht etwa die vorübergehend noch einmal in die Saiten greifenden, einem älteren Geschlecht angehörenden Geibel und Freiligrath oder gar der Volkspoet des Kutschke-Liedes. Und sie sind es nicht allein und nicht einmal in erster Linie durch die „Adjutantenritte" und die Heldengesänge „Vionville" und „Sedan"; in ihrem ganzen Schaffen vielmehr sind sie die berufenen Vertreter der Generation, die durch diese großen Geschehnisse entscheidend beeinflußt worden ist. Wildenbruch wurde nach Diltheys Wort „der Dichter dieses tatenfrohen, kriegerischen Geschlechts, wie Treitschke sein Geschichtsschreiber".

Hat der früher gestorbene Liliencron schon vor Jahren in den Herzen der breiteren Maße, vor allem der Jugend, Boden gefunden, so hat Wildenbruchs Stunde erst in dem jetzigen Weltkriege geschlagen, den er mit schwerster vaterländischer Sorge längst vorausgesehen, mit ungehörten Kassandrarufen angekündigt hat. Und nicht nur für seinen eigenen Ruhm ist er, über den so viele



chon zur Tagesordnung übergegangen varen, in einer großen und würdigen Ausgabe seiner Werke[1]) zur rechten Stunde wieder auferstanden, sondern vor allem auch für sein Volk, das Männer wie ihn niemals nötiger gehabt hat als eben jetzt in den Schicksalsjahren, da es heißt: alles oder nichts. Es lernt hier von neuem seinen getreuen Eckart kennen und kann das Unrecht, das es zu seinen Lebzeiten an ihm begangen hat, einigermaßen wieder gutmachen.

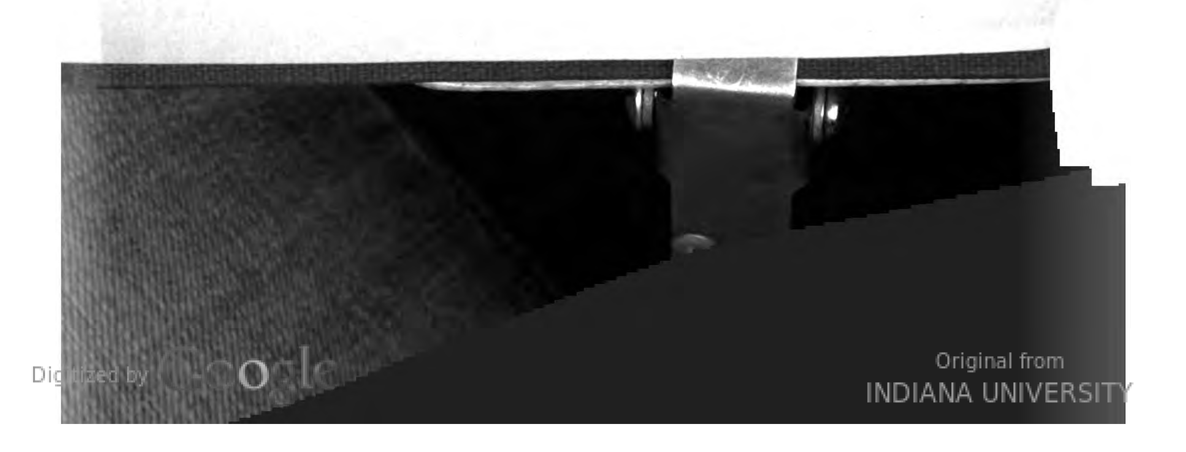
Deutschland steht in einer Zeit der Neubesinnung. Das idealistische Land der Dichter und Denker hat endlich auch ein politisch-praktisches Weltgefühl in seine Lebensanschauung aufgenommen. Es hat Geschichte und Gegenwart, Romantik und Realismus, Geistesfreiheit und Staatszucht, es hat den unverlierbaren Geist Goethes und Kants mit dem Geiste Bismarcks zu einer neuen höheren Einheit organisch verschmolzen. Preußen geht fortan, noch mehr als bisher, in Deutschland auf. Das heißt, Potsdam und Weimar sind nicht mehr Gegensätze, sondern die schönste und notwendigste Ergänzung. Symbolisch tritt sie uns in Wildenbruch vor Augen. Der feurigste vaterländische Dichter im Zeitalter der beiden Wilhelm, war, obwohl durch eine Ironie der Weltgeschichte in Syrien geboren, Preuße bis in die Knochen. In Potsdam hat er als Gardeleutnant Dienst getan und in der Reichshauptstadt den Großteil seines Lebens verbracht. Aber er hat zugleich im klassischen Weimar sich früh eine zweite Heimat und später auch ein eigenes Haus „Ithaka" begründet, und in derselben geweihten Erde, die Goethes und Schillers Asche birgt, hat dieses „edlen Dulders" müder Leib die letzte Ruhestatt gefunden.

1) Diese Ausgabe, seit 1911 im Erscheinen begriffen, wird von der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin verlegt und von Berthold Litzmann herausgegeben. Ihr und der von dem gleichen Verfasser stammenden inhaltreichen, aber von Überschätzung nicht freien Wildenbruch-Biographie desselben Verlages (2 Bände, 1913 und 1916) ist auch die vorliegende Studie verpflichtet.

Shaftesbury und wir.

Von Eduard Spranger.

Von dem philosophischen Eros des Plato über das religiös-ästhetische Schauen des Plotin und die Ekstase des Augustinus bis zur mittelalterlichen Mystik, von der Mystik bis zu dem heroischen Affekt des Giordano Bruno und dem Enthusiasmus Shaftesburys herrscht eine verborgene Kontinuität. Die Linie beginnt in der heiteren griechischen Sinnlichkeit und steigt hinauf in die übersinnlichen Höhen einer gestaltlosen Verschmelzung mit Gott; darauf senkt sie sich von neuem zur Erde und endet in einem verjüngten Schönheitskult, in dem die religiöse Verzückung der vorangegangenen Ekstase noch nachzittert. So geben die weltumspannenden Symbole Platos der wechselnden Sehnsucht der Menschheit immer wieder die Form, in der sie sich den Gehalt einer metaphysischen Lebensglut vergegenständlicht. Auch der deutsche Idealismus von Leibniz bis Hegel ist tief von neuplatonischen Anschauungen durchzogen. Die Forscher der letzten Jahrzehnte, besonders Dilthey und Walzel, haben auf den Grafen Shaftesbury als den lebendigsten Quell dieses feuertrunkenen En-



thusiasmus wieder und wieder hingewiesen. Ein abschließendes Werk aber, das den Ethiker und Ästhetiker, den Neuhumanisten und Apostel der Sympathie, den Staatsmann und den Gelehrten schilderte, hat uns bisher gefehlt.

Mitten in der blutigen Auseinandersetzung zwischen dem englischen und dem deutschen Volke schenkt uns nun Christian Friedrich Weiser ein Buch über den Grafen Shaftesbury, das in jeder Hinsicht mehr ist, als wir erhofften.[1]) Denn es macht sich — obwohl der geplante zweite Teil noch fehlt — schon in dem vollendeten Bande eine Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Geistesleben und der Philosophie Shaftesburys, ja dem englischen Geist überhaupt zur Aufgabe. Das Bild des liebenswürdigen und feinen Denkers gerät dabei, wie wir sogleich sagen wollen, in allen Teilen überlebensgroß, und zwar aus doppeltem Grunde. In dem gestaltenden Geiste, der es auffängt, sind schon alle die Entwicklungen und Vertiefungen gegenwärtig, die die zarten Keime der Philosophie des Engländers unter deutscher Pflege erfuhren; so finden wir gelegentlich in das Quellgebiet zurückverlegt, was erst bei Schelling und Hegel (196), bei W. v. Humboldt (193 ff.), bei Fichte (296), Schleiermacher (521) und Schopenhauer (192) sich zur sichtbaren Stromlinie heraussrang. Zugleich aber hat hier ein Mann das ganze Resultat jahrelangen einsamen Denkens, eine ganze Lebensweisheit an einem historischen Gegenstande aufleuchten lassen. Es sind nicht strenge Begriffsanalysen, die ihn in erster Linie interessieren, obwohl er auch von ihnen, zumal in der ersten Hälfte bedeutende Proben ablegt. Was er sich zur Aufgabe setzt und was nicht, spricht er irgendwo im Vorübergehen mit Worten aus, die festgehalten zu werden verdienen: „Eigenartig berührt es, wenn man Dialektiker ohne jede Lebenstiefe mit den Begriffen eines großen Systems, zu denen ein gewaltiger Geist sich aus der untersten, aus der einsamen Tiefe seiner Seele zu der Oberfläche der Gemeinsamkeit emporgerungen, spielen sieht wie mit den Figuren eines Schachbretts, ohne eine Ahnung zu haben, welche Gewichte an diesen Figuren, diesen Begriffen hängen, wieviel eigenen Erlebens es bedarf, um ihren Sinn, ihre Wahrheit zu spüren.“ (91.)

Eine Auseinandersetzung mit einem solchen Buch kann daher kein Re-ten über Einzelheiten sein, sondern nur eine Begegnung zwischen Mensch und Mensch, und es versteht sich, daß in jedem Nein, zu dem es dabei kommt, ein Unterton von Ehrfurcht mitklingt.

Zwei Hauptprobleme greifen wir heraus, um die sich alles übrige gruppiert: die Idee der inneren Form als weltgestaltendes Prinzip und ihre Übertragung auf die Politik. Wenn jene erste, wie sich zeigen wird, aus spezifisch ästhetischem Geist geboren ist, so wird damit zugleich ein Streiflicht auf eine ästhetisch verinnerlichte Staatsauffassung fallen, die für den deutschen Geist bezeichnend ist. Denn in die Tiefen des deutschen Geistes möchte uns der Verfasser durch sein Buch über den Engländer zuletzt zurückführen.

I.

„Das Erlebnis der Metaphysik Plotins war für Shaftesbury das fruchtbare geistige Ereignis.“ (406.) Hatte sich Plato durch den Eros von der durchschimmernden Schönheit der Erscheinungs-

[1]) Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig-Berlin 1916, B. G. Teubner. 564 S. 8°. Um das Auffinden der Stellen, auf die ich mich beziehe, in dem umfangreichen Werke zu erleichtern, füge ich im Text die wichtigsten Seitenzahlen ein.



höher steht jenes Prinzip, das auch lebende Formen, Organismen erzeugt, und in dessen wesenhaftes Wollen die Einzelseele sich einstellt: „the Divine Artificer, the Sovereign Artist, or universal Plastic Nature". (248.) Die innere Seelenform und die Weltform sind in der Wurzel identisch. So erklärt es sich, daß Weiser den weltfreudigen, naturbegeisterten Shaftesbury als Mystiker, als Philosophen der Innerlichkeit bezeichnen und doch zugleich behaupten kann, sein Denken habe einen ausgesprochen kosmischen Charakter. Seine Mystik ist eben weltbejahend, und seine Persönlichkeitslehre ruht auf stark metaphysischem Grunde. In wiederholten Ansätzen hat sein Interpret ausgeführt, wie sich der Universalismus der Stoa und die Gefühlsmystik des Neuplatonismus in seinem Geiste eigentümlich verflochten haben (besonders 388 ff.).

Daher ist nun auch der Lebensaffekt, der aus den vollen Tiefen der Seele kommt, ein metaphysisches Grundgefühl. Was für Plato der Eros, für die Mystiker die Ekstase war, das ist für Shaftesbury der Enthusiasmus: „die aus der Totalität der Seele geborene und auf Totalität gerichtete innere Erhebung". (129, 334.) Dieser Pantheismus erfährt im Gefühl gleichsam den Mittelpunkt der Welt, wenn auch für ihn Gott als der Umfasser immer ein „mystisches Plus" behält. (533.) —

Weiser brauchte uns nicht zu versichern, daß für Shaftesbury das Wertproblem über dem Erkenntnisproblem stand. (61,103.) Denn ohne Zweifel ist es die einheitgebende Kraft des Gefühls, die diese Intuitionen zusammenhält, nicht die unterscheidende und gleichsetzende Kritik. Der Philosoph atmet in der Harmonie der Welten, er strahlt seine innere Harmonie aus in das Chaos ringsum — dieser wahrhaft formgebende Geistesprozeß beherrscht das Denken Shaftesburys. Ja, noch mehr: Weiser hätte bei seiner Neigung, spätere Standpunkte im unentwickelten Stadium zu ahnen, geradezu von einem Primat der ästhetischen Vernunft bei seinem Philosophen reden können. Denn in Wahrheit ist es das ästhetische Motiv, das alle übrigen Lebensorgane in seinen Bann zwingt. In ihm ruhen ungeschieden alle Funktionen, die wir sonst am Geiste zu unterscheiden pflegen. Der Sinn für Wahrheit wird zum Blick für das Typische, in dem Besonderes und Allgemeines sich durchdringen; und wie im Kunstwerk das Typische herrscht, so bedeutet es auch die Wahrheit in der Struktur des Universums — also eine ästhetische Wahrheit. (264 ff.) Der Sinn für das Gute fällt für Shaftesbury zusammen mit dem ästhetischen Geschmack der Tugendhafte ist der Virtuoso, der Lebenskünstler, wie es schon Gracian angedeutet hatte und (so fügen wir trotz S. 321 hinzu) bei Cicero vorgebildet ist. Die Persönlichkeit ist ein ästhetisches Phänomen (260, 274*). Wie diese universal-ästhetische Auffassung auf das politische Gebiet übertragen wurde, werden wir im zweiten Teil noch eingehend beleuchten. Endlich rückt auch das Religiöse unter den Gesichtspunkt des Ästhetischen, wenn Gott als der ursprüngliche Künstler begriffen wird, während der irdische Künstler nur ein Prometheus ist, der das belebende Feuer (nämlich die Formkraft) von Zeus geraubt hat. (Vgl. die geistvollen Untersuchungen von Walzel über das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe.) Umgekehrt aber breitet sich auch über das Ästhetische als das Höchste im Leben unvermeidlich ein religiöses Licht. Der große Künstler ist der große Mensch; die ästhetische Stimmung steigert sich zur heroischen (336); die Ästhetik wird, wie



Form als Prototyp aller Geistesformen überhaupt anzusehen. Ein Beispiel hierfür ist die Art, wie er die Politik seines Helden versteht und auf unsere Tage anwendet.[2])

II.

Über die Grenzen seiner wissenschaftlich-historischen Aufgabe hinaus möchte Weiser den Nachweis führen, daß in Shaftesburys Philosophie der germanische, ja der deutsche Geist seinen reinen Ausdruck gefunden habe. Innerlichkeit, Erleben und Schaffen aus dem Zentrum der Seele heraus, statt Abhängigkeit von Welt und Schicksal — das ist nach ihm der Grundzug des deutschen Typus. Im Innern ist ein Universum auch, und zwar das All der Werte, die aus dem schöpferischen Tun der Persönlichkeit stammen. „Unaufhaltbar ist der germanische Drang zur absoluten Autonomie des geistigen und sittlichen Lebens." Die Idee der Freiheit ist allein bei den Deutschen zu dem gestaltenden Prinzip einer nationalen Kultur geworden. (516.)

Und noch mehr: Der Beruf zur geistigen Weltvollendung ist mit diesem Prinzip dem deutschen Geiste anvertraut. Er soll seinen inneren Typus zur Kraft des Ideals gestalten. (2.) Denn der Fortschritt aller Kultur besteht nach Weisers Überzeugung darin, daß die äußere Obmacht der drei großen Objektivitäten N a t u r, S t a a t und K i r c h e gebrochen und in ein inneres Verhältnis der Freiheit umgewandelt werde. Die zunehmende Selbsttätigkeit, die steigende Verselbständigung der einzelnen ist das Merkzeichen des Kulturfortschrittes. (314, 387, 397.) Das System der absoluten Kirche hat die Reformation gebrochen, vor allem der humanistisch beeinflußte Kalvinismus im Gegensatz zu dem konservativ-unterwürfigen Luthertum. Das System der Natur hat schon Baco mit dem wissenschaftlichen Prinzip des „naturam vincere" seiner objektiven Übermacht entkleidet; Shaftesbury setzt in seinem Gefühlspantheismus dieses Werk fort, insofern er die Natur gleichsam in das Gemüt hineinzieht und ihre wesenhafte Verwandtschaft mit der Seele ahnt. Aber auch zum Überwinder des Absolutismus im Staate möchte Weiser seinen Helden stempeln, den Enkel des Lordkanzlers Shaftesbury, der mit der Habeascorpusakte 1679 der Idee der Freiheit zum ersten Durchbruch verhalf, den Schüler des Philosophen Locke, der die politische Theorie des Konstitutionalismus schuf. So weit die sensualistische Theorie dieses Mannes von der Lebensstimmung seines Schülers entfernt ist, so scharf sich das Immanenzgefühl Shaftesburys gegenüber Lockes transszendenten Hoffnungen gerade in dem Lebenstestament des Grafen (305) ausspricht: im Politischen gingen sie verwandte Wege: den Weg der Freiheit und der neuen Zeit. Ja, Weiser schätzt die politischen Interessen des feinsinnigen Ästhetikers, dem seine schwache Gesundheit eine aktiv politische Laufbahn versagte, so hoch ein, daß er ihn geradezu als den „T h e o r e t i k e r des K u l t u r s t a a t e s" bezeichnet. (493.)

Dieser werdende Liberalismus hat zum Gegensatz den Absolutismus Ludwigs XIV. Und die Spannung zwischen beiden ist nach Ansicht des Verfassers nur der Abglanz eines tieferen Gegensatzes

2) Auch Ernst Cassirer geht in seinem hochbedeutenden Werk „Freiheit und Form in der deutschen Geistesgeschichte", besonders in dem Abschnitt über Goethe, mehr auf die e i n h e i t l i c h e Wurzel aller erzeugenden Geistesgesetze zurück als auf die allmählich zum Bewußtsein kommende Eigenart jedes einzelnen und die besonderen Verflechtungen, die sich in jeder Geistesepoche neu bilden. Nur gibt er zugleich (s. S. 337) entscheidende kritische Gründe für diese letzte Einheit, die für den Neuplatonismus Intuition bleibt.



zwischen zwei geistigen Weltprinzipien: dem Germanismus und Romanismus. An diesem Punkte verliert man die sichere Unterscheidung zwischen dem, was Shaftesbury als Engländer und liberaler Politiker erstrebte, und was seinen Biographen als Ideal bewegt. Autor und Held führen gleichsam einen gemeinsamen Kampf gegen den Absolutismus und seinen klassischen Vertreter: Ludwig XIV., der zugleich das Symbol für das Prinzip des Romanismus abzugeben hat.

Nach dieser Auffassung hat die Reformation das Mittelalter nicht völlig überwunden, sondern der mittelalterliche Geist ist noch einmal im Zeitalter Ludwigs XIV. zu furchtbarer Herrschaft erwacht, insofern die Heteronomie über die Autonomie, der regimentale römische Gedanke über das deutsche Ideal der Freiheit siegte. (27.) „Ein größerer Kämpe des Romanismus, ein konsequenterer Vorkämpfer für eine mechanistische Weltanschauung, in der Absolutismus, Zentralisation, Uniformität und Heteronomie identische oder sich bedingende Begriffe sind, ist nicht wieder aufgestanden." (30.) Ihm gegenüber erhebt sich in Shaftesbury, der die von Frankreich für ganz Europa drohende Gefahr erkannte, das germanische Prinzip der Aktivität und die neue Weltanschauung des deutschen Individualismus.

Freilich, zwei Einschränkungen muß sich hier Weiser selbst machen. Auch in England hat der Absolutismus einen schroffen Theoretiker gefunden, in dem Philosophen Hobbes, der wie kein anderer die Idee des souveränen Staates, des „Leviathan", über alle kirchliche und weltliche Fronde erhob. Und auch in England hat die frühe Entfaltung freier Staatsformen nach innen die Entstehung einer rücksichtslosen, im bürgerlichen Sinne unmoralischen Weltpolitik nach außen nicht verhindert. Die Folgerungen für das System unsres Autors ergeben sich von selbst: Hobbes muß mit seiner ganzen Weltanschauung als Vertreter des Romanismus gelten, nicht nur, weil er die Lehren des Machiavelli übertreibt, sondern auch, weil er einen seelenfremden Sensualismus und Materialismus predigt. England aber, das seit den Tagen Cromwells die Idee der britischen Expansion mit einem religiös fundierten, rücksichtslosen Machtwillen betreibt, ist insofern vom echten deutschen Geiste abgefallen. Es ist auf immer für die Entfaltung des tieferen deutschen Geistes verloren gegangen. „Und so sehen wir in der Tat durch das englische Volk jene freiheitlichen politischen Institutionen ausgebildet, die der ganzen Welt zum Muster dienten, und zugleich bewahrte und bewährte der englische Staat seinen Charakter des ‚Leviathan' durch eine Politik, die gegenüber andern Staaten und Völkern den Staatsvorteil prinzipiell und absolut über alle sittlichen Erwägungen stellt, und zwar nicht allein in Fragen nationaler Sicherheit, sondern vor allem zum Zwecke der Weltausbeutung." (444.) Shaftesbury selbst hat diesen Abfall der englischen Nation von ihren höchsten Idealen am Ende seines Lebens schmerzvoll empfunden. Und Weiser zieht hieraus die Folgerung, daß Shaftesbury dem englischen Volke nur seiner Geburt, nicht aber seinem geistigen Typus nach angehörte. (48.) Hieraus entnimmt er den Anlaß, den Denker, der allerdings in England, hauptsächlich wegen seiner Freigeisterei, niemals eine hohe Schätzung genossen hat, ganz für das deutsche Geistesleben zurückzufordern. Der Satz: „Right or wrong, my country" zerbricht die Brücken. Einer Politik des Imperialismus, die für ihn gleichbedeutend mit Immoralismus war, hätte Shaftesbury niemals zugestimmt. Er unter-



schätzte den Staat als Hort der Innenkultur nicht. Aber aus seinem Ideal der Freiheit konnte niemals der Anspruch auf Weltherrschaft folgen. Er war Weltbürger im Staate; seine Vaterlandsliebe war ins Religiöse erhöht. (490.) Zugleich ruhte sie auf den Traditionen des kalvinistisch gefärbten Humanismus, für den das Ideal der europäischen Freiheit und Kultur zu einer weltgestaltenden Kraft wurde. —

Wir verkennen das Richtige in diesen Gedanken nicht. Es ist ein Verdienst unsres Buches, daß es zum ersten Male den Politiker Shaftesbury hervortreten läßt. Aber das alles ist doch in Konstruktionen hineingezogen, die vor unbefangener geschichtlicher Prüfung nicht standhalten. Sie sind nicht aus der Stimmung des Krieges geboren — denn das Buch ist mehrere Jahre vor dem Kriege geschrieben —; aber sie haben ein politisches Gegenwartsbekenntnis zur Voraussetzung. Und will man diesen Standpunkt für eine wissenschaftlich-historische Untersuchung überhaupt gelten lassen, so scheinen mir die Linien zur Gegenwart nicht richtig gezogen. Denn die große Frage, worin der Unterschied zwischen deutscher und englischer Freiheit besteht, wird hier von Gesichtspunkten aus beantwortet, die unsres Erachtens nicht haltbar sind.

Zunächst die Volksgeisttheorie. In bezug auf sie gehören wir allerdings zu den Mißtrauischen, von denen der Verfasser auf der ersten Seite seines Buches sagt: „Jeder Versuch, Volksarten und Geschichtsepochen gegeneinander zu kennzeichnen, hat bei den Heutigen ein alsbald erwachendes Mißtrauen zu gewärtigen." Nicht die Abgrenzung und nicht die Typisierung als solche macht uns mißtrauisch, sondern die Art der Durchführung, die an Chamberlains rassentheoretische Spekulationen erinnert. Es ist eine Willensentscheidung, die aus einem fertigen politischen Wertbewußtsein und nicht aus objektiver Erkenntnishaltung stammt, wenn der ganze Absolutismus als romanisch, der Liberalismus als germanisch, aber in seiner staatsbewußten Vollendung nicht als englisch, sondern als zpezifisch deutsch angesprochen wird. Gewiß möchten wir, daß alles Deutsche echt und edel sei, und es ist auch deutsche Art, wie das Beispiel lehrt, alles Echte und Edle selbst im Auslande als deutsch zu empfinden. Wir können aber nicht über Spannungen der Gegenwart die bleibende wissenschaftliche Wahrheit vergessen, die eine der grundlegenden Einsichten der Rankeschen Geschichtschreibung ist, daß sich die germanisch-romanischen Völker in dauernder Kulturgemeinschaft entwickelt haben und daß zwischen ihnen ein unablässiges Geben und Nehmen gewaltet hat. Das ist ja — infolge der einfachen Notwendigkeit des Lebens — noch heute mitten im Kriege so. Fast auf jeder Seite gibt das Buch von Weiser neue Belege hierzu. In der großen Tradition, die von der griechisch-römischen Stoa und vom Neuplatonismus herstammt, begegnen uns Italiener wie Giordano und Campanella, Deutsche wie Böhme und Alstedt, Franzosen wie Montaigne und Bodinus, Engländer wie Herbert und Cudworth. Der Absolutismus ist keineswegs eine französische Erfindung, die die andern nachgeahmt haben, sondern eine notwendige Durchgangsstufe politischer Entwicklung, die in Italien beginnt, in England kurze Zeit — in den Tagen der Stuarts und des Hobbes — zu bemerken ist, in Rußland mit Peter dem Großen abendländische Kulturformen annimmt und in Deutschland von den kleinsten Höfen bis empor zu dem glorreichen Friedrich geherrscht hat. Will man das Romanismus nennen,



so sind wir im Norden teilweise romanischer gewesen als die Romanen.

Überhaupt scheint mir der Absolutismus in Weisers Darstellung historisch nicht richtig bewertet zu sein. Daß Shaftesbury und seine Zeit, die mitten im Kampfe standen, ihn verabscheuten, ist zu begreifen. Mit dem Wachstum der liberalen Bewegung ist dann eine populäre Auffassung vom absoluten Regiment, vom sog. Despotismus entstanden, die sein Bild aus lauter Schändlichkeiten zusammensetzt und an dem Roi Soleil nichts als Schattenseiten entdeckt. Niemand von uns will in diese Epoche zurück. Aber als Historiker müssen wir doch fragen, wie sie den Bedingungen ihrer Zeit genügte, und da hat uns objektive Forschung anzuerkennen gelehrt, daß der Absolutismus nichts anderes ist als die Form, in der sich auf dem Festlande die Konsolidierung der Großstaaten überhaupt vollzogen hat. Beamtentum, stehendes Heer, geschlossene Volkswirtschaft, Steuer- und Finanzwesen sind nur möglich gewesen durch eine solche Zentralisation, die ja noch gar nicht das freiheitsstrebende, sittliche Individuum sich gegenüber fand, sondern die Anarchie der ständischen Sonderinteressen. Taine hat für Frankreich gezeigt, wieviel von den Einrichtungen des Ancien régime die Revolution überdauert hat. Schmoller und Hintze haben in den Acta Borussica dem preußischen Absolutismus aus seinen eignen Taten Denkmäler gesetzt, die noch heut die höchste Bewunderung verdienen. Hierfür fehlt Weiser (trotz gelegentlicher Selbsteinwände wie S. 12, 18, 480) der gerechte Blick. Das Merkantilsystem (dessen nachwirkenden Segen wir eben jetzt erfahren) ist für ihn nur ein gewaltsames, uniformistisch-romanistisches Prinzip. (37.) Ludwig XIV. erscheint wieder und wieder in der Rolle des schwarzen Mannes, während von seinem glänzenden Ministern gar nicht die Rede ist. Und dieses Buch, das, vorausgreifend, fast jedem Geiste des 18. Jahrhunderts Verehrung zollt, streift nur mit einem Zitat aus der Rheinsberger Zeit Friedrich den Großen, der doch wohl auch ein Deutscher war. Aber wie der Verfasser zu dieser großen Kulturepoche steht, zeigt die gelegentliche Bemerkung, daß „wir heute als Deutsche mit zäher Entschlossenheit für das politische Prinzip der Selbstverwaltung eintreten gegen die zentralistisch-absolutistische Tendenz in der preußischen Staatsidee". Man mag über den Sinn der politischen Gegenwart noch so verschieden denken: in diesem Satz stimmt nicht das „Heute" — denn mit Stein-Hardenberg, 1848 und der preußischen Kreisverfassung dürfte diese Bewegung, die übrigens immer aus englischen Quellen schöpfte, ihre brennende Aktualität verloren haben; es stimmt nicht die einseitige Betonung der Dezentralisation, da wir auf vielen Gebieten gerade den Reichsgedanken herausarbeiten wollen; und es befremdet der Ausfall gegen die preußische Staatsidee, deren Gutes sich in allen Einzelstaaten durchgesetzt und uns zunächst einmal gerettet hat. Denn die törichte Rede des Auslandes vom maßlosen preußischen Militarismus wollen wir doch wohl nicht mitmachen: sie ist eine spezifische Erfindung des englischen Marinismus, die die andern nur nachbeten, während Frankreich vor dem Kriege an der Spitze der militaristischen Anstrengungen marschierte.

Im Politischen muß man historisch und nicht nach ewigen Normen denken. Der Absolutismus hat Ordnung und Recht geschaffen. Er hat den Rechtsstaat langsam realisiert und den Nationalstaat vorbereitet. Er war eine Notwendigkeit und



ein Segen im Leben der Völker. Was er positiv geleistet hat, können weder die lettres de cachet noch Geschichten über die Leiden des jungen Schiller auslöschen. Jede Staatsform hat die Schattenseiten ihrer Lichtseiten: wie sich Plato, der doch gewiß kein unfreier Geist war, über die Demokratie geäußert hat, wird Weiser nicht vergessen haben. Und so möchte ich geradezu behaupten: Jedes Volk ist in demselben Grade politisch gut erzogen, als es in seiner politischen Werdezeit durch einen guten Absolutismus hindurchgegangen ist: denn der pflichtbewußte Absolutismus ist das Erziehungssystem der Völker auf die politische Reife hin. Kants Ethik der Autonomie hat ihr konkretes Vorbild an der freien Pflichterfüllung des Fürsten, der der erste Diener seines Staates sein wollte, desselben Mannes, der für die andern noch glauben mußte, daß der wohl verstandene Egoimus jedes Standes als Staatsgesinnung eben recht sei. Erst kommt die Autorität, dann die Autonomie: so ist es im Einzelleben, so im Völkerleben. Das autonome Freiheitsbewußtsein ist genau so viel wert, wie es in der Jugend gelernt hat, sich einem großen Ganzen widerspruchslos unterzuordnen. Die bloße Freiheit ist noch gar nichts Ethisches, und Kant wußte wohl, warum er sein Prinzip der Autonomie zuletzt doch an den Gesichtspunkt einer „allgemeinen" Gesetzgebung band.

England bekanntlich ist das einzige Land Europas, das nur eine kurze Epoche hindurch einen sehr schwach entwickelten Absolutismus gehabt hat. Man sagt, es habe ihn wegen seiner Kleinheit und seiner insularen Lage nicht gebraucht: Nun — wer nicht früh lernt, muß spät lernen. Wir haben, als wir dazu reif waren, von England die Selbstverwaltung und das modifizierte Parlament übernommen. England hat mitten im Kriege nachholen müssen, was es nicht hatte: die allgemeine Wehrpflicht und die Belebung des Willens zur Organisation, der unter der langen Herrschaft des Manchestertums und des politischen Liberalismus nicht voll zur Entwicklung gekommen war. Hätten wir es mit England allein zu tun, so wäre ja wohl schon heute kein Zweifel, welches System die größere Widerstandsfähigkeit bewiesen hat.

Aber wir haben keine Veranlassung, in dieser Stunde vor der fremden Tür zu kehren. Weiser empfiehlt uns das System der inneren Politik Englands, von dem wir längst aufgenommen haben, was wir uns assimilieren konnten; er warnt uns vor dem System der äußeren Politik des britischen Imperialismus. Gewiß — wir wollen weder die Ziele noch die Mittel nachahmen; denn beide sind dem deutschen Volke fremd. Aber hier liegen doch Tatsachen: ein Einfluß Englands über die Welt, dem wir in dieser Form nicht nachstreben. Nur das wird ja wohl noch in den Grenzen politischer Sittlichkeit sein, ihm da entgegen zu streben, wo er uns erdrückt und uns die Luft abschnürt. Jeder Erfolg, auch wenn man ihn nicht billigt, verdient, daß man seinen geheimen Wegen nachspüre, und wäre es auch nur, um die gefährlichen Mittel zu erkennen, durch die es zu ihm kam.

Mit andern Worten: fegen wir vor unsrer Tür! Meine Absicht kann nicht sein, Weisers historisches Urteil zu berichtigen oder ihm Lücken in der Kenntnis der Geschichte nachzuweisen. Sondern — wie sein Buch sich als aktuelles gibt —, so beschäftigt mich die aktuelle Frage, was unsrer deutschen Staatsauffassung wohl fehlt, um im vollen Sinne politisch zu sein. Auf sie aber gibt gerade unser Buch die beste Antwort, weil

es in reinster Kultur zeigt, was dem Liberalismus des gebildeten Deutschen noch immer die eigentümliche Farbe gibt: die ästhetische Staatsauffassung, die den Staat gleichsam nur aus der Innerlichkeit der Person herauswachsen läßt.

In diesem Buche sehen wir es in voller Klarheit vor uns, wie wenig bei uns die ästhetische Form des Lebens und die politische Form auseinandergehalten werden. Die Grenzen zwischen dem Schriftsteller und dem echten Tatenmenschen, zwischen ästhetischem und heroischem Affekt verschwimmen völlig. Durch eine unerlaubt weite Fassung des Begriffes der ästhetischen Form wird alles, was das geistige Leben enthält, in den Umkreis von Geschmack und Künstlertum hineingezogen. Auch der Staat erscheint als Produkt der Formkraft; aber diese staatliche Form darf nicht von außen bestimmt sein und dem Menschen als heteronome Zwangsgewalt entgegentreten — das wäre Romanismus (172. 292) —, sondern sie muß von innen aus dem schöpferischen Grunde der Persönlichkeit kommen, als Autonomie im Sinne des deutschen Idealismus.

Gegen diese Fassung wäre nichts einzuwenden, wenn nicht die Form, die hier als sittlicher Sinn des Staates bezeichnet wird, bis zur Identität nahe mit der ästhetischen Form zusammenfiele, wobei der Gedanke des Organischen die Vermittlung abgibt. „Über das sittliche erhob sich für Shaftesbury das ästhetische Erlebnis des Staates als ein Erlebnis der Einheit in der Freiheit, so daß wir von einem ästhetischen Staate sprechen mögen, der über dem ethischen stehe, während der voraufgehende Staat der Not wohl schon als der dynamische bezeichnet wurde." (489.) Die nahe Verwandtschaft mit Gedanken Schillers klingt uns schon aus den Worten entgegen. Zu Unrecht scheint mir Weiser dem deutschen Neuhumanismus vorzuwerfen, daß er unpolitisch gedacht und die Verschmelzung von Nationalstaat und Kulturstaat noch nicht vollzogen habe. (469.) In dieser Politik vielmehr stimmen Shaftesbury, die deutschen Klassiker und der ganze ältere deutsche Liberalismus überein, daß sie den Staat nur als den letzten Ausläufer der Humanität ansehen.[3]) Wir verehren diese hohe, aristokratische Geistigkeit, für die der Wille zum Staat aus der Autonomie des Individuums in organischer Schönheit herauswächst: die Formel der deutschen spekulativen Philosophie, daß Freiheit und Notwendigkeit im Staate zusammenfallen, wird hier im Sinne einer ästhetischen Harmonie, weniger einer sittlichen Willensgesetzlichkeit verstanden. Aber wir fragen uns zugleich, ob diese humanistische Staatsauffassung aus einem sicheren Blick für das Eigengesetz politischer Form hervorgegangen ist, oder ob nur ästhetische Zusammenschau hier zweierlei verknüpft, was nie ganz im identischen Sinne wirken kann: ästhetischen Bildungstrieb und nationalen Willen zu Macht und Recht? Gewiß mag das Erlebnis des Schönen eine einigende „sozialisierende" Macht entfalten, mag die nationale Kultur ihr letztes Geheimnis in ästhetischen Symbolen aussprechen. Aber Staatsbildung ist und bleibt etwas andres als ästhetische Schöpfung. Sie folgt ihrem eigenen Gesetz: dem politischen, der Macht- und Rechtsordnung. Daß diese Sondergesetze für die einzelnen Gebiete, nämlich für Wissenschaft und Kunst und Religion, für Wirtschaft, Gesellschaft

3) Hierauf habe ich schon hingewiesen in meiner Rede: „Das humanistische und das politische Bildungsideal im heutigen Deutschland". Deutsche Abende des Zentralinstituts, Berlin 1916.





und Staat von Weiser nicht herausgearbeitet sind, daß er sie mit Shaftesbury nur durch ein mystisches Lebensgesetz gebunden fühlt, darin fanden wir die größte Einseitigkeit und die begriffliche Schwäche des hervorragenden Werkes.

Diese Mängel aber sind, wenn wir nun einmal nationale Typen bilden dürfen, spezifisch deutsch. Die Schule des Krieges mag uns inzwischen erzogen haben. Vor dem Kriege nahm der gebildete Deutsche, wenn er liberal dachte, was er in der Regel tat, den Staat mit dem Gefühl — halb ästhetisch, halb religiös begeistert —, aber nicht mit dem Verstand, mit dem nun einmal auch das Höchste auf Erden angesehen werden will. Daß alle politischen Fragen nicht nur Rechtsfragen, sondern in erster Linie Machtfragen sind, daran wollten wir nicht heran, als ob Macht ihrer Natur nach etwas Unmoralisches wäre und notwendig zur Tyrannei über Volk und Völker führte. Statt dessen sprach man von „Freiheit", die entweder ein leerer metaphysischer Name oder auch ein Machtbegriff ist, Macht angewendet auf das Individuum. Aber mit der bloßen Freiheitsidee ist kein Staat zu errichten und keine Politik zu treiben. Der Staat mag sich noch so tief mit Recht und Sittlichkeit und humanem Geist erfüllen — er bleibt seinen Gliedern gegenüber immer ein Stück äußerer Autorität, weil kein Individuum einfach im Staate aufzugehen vermag, und nach außen hin bleibt er Macht, weil ein großes Volk auch einen großen Lebenswillen hat. Der Staat ist nun einmal ein überindividuelles Gebilde; die alte Hoffnung, ihn aus der sittlichen Autonomie des Individuums allein abzuleiten, ist mit der klassischen Epoche des Individualismus dahin. Ein Kollektivum ist immer objektive Sittlichkeit: der einzelne kann sie in seinen Busen aufnehmen und sie dann schöpferisch weiterbilden; er kann sie aber nicht aus den Tiefen seines Einzelwesens in ihrem Gesamtbestand erzeugen. —

Ob Shaftesbury, dessen Schriften nicht einmal im England des 18. Jahrhunderts einen nennenswerten politischen Einfluß geübt haben, uns in allen diesen Fragen heut zum Führer werden kann, ist mehr als zweifelhaft. Vielleicht könnte man diesen Abschnitten des gedankentiefen Buches von Weiser eine geringere Bedeutung beilegen, wenn nicht tatsächlich aus ihnen eine brennende Aufgabe für das Leben und die Wissenschaft der Gegenwart herausspränge: Es muß Klarheit geschaffen werden über den Unterschied von englischer Freiheit und deutscher Freiheit, englischem Individualismus und deutschem Individualismus, ja ganz allgemein über den Gegensatz von deutscher und englischer Staatsauffassung überhaupt. Der Verfasser unsres Werkes versucht, diesem großen Weltproblem durch eine philosophisch-metaphysische Konstruktion aus dem Unterschied der Volksgeister und von einer beherrschenden Persönlichkeit aus beizukommen. Dieser Weg wird nie zum Ziele führen. Man lernt einen Charakter nicht anders in seinen Tiefen kennen als aus seiner ganzen Lebensgeschichte und den Stufen seines Werdens. Nur am Ganzen der politisch-geistigen Geschichte Deutschlands und Englands kann der Unterschied beider Weltprinzipien studiert werden.

Die englische Freiheit empfängt ihre eigentümliche Farbe durch das frühe Mitregierungsrecht einer breiten Adelsschicht und durch alle Institutionen lokaler Selbstverwaltung, durch die in den Glaubenskämpfen errungene Idee der persönlichen Gewissensfreiheit, durch



die lange Herrschaft desjenigen Individualismus, der aus dem ökonomischen Prinzip und der Freihandelslehre folgt. Politischer und wirtschaftlicher Liberalismus hängen in England innerlich zusammen. Zugleich hat dieses Land als Seemacht von früh auf einen imperialistischen Drang entwickeln können, wie er für Binnenländer gar nicht in Betracht kam. Das alles hat die eigentümliche Mischung von starkem Nationalbewußtsein und Machtwillen mit zentrifugalen Tendenzen im Innern erzeugt, die wir im Laufe des Krieges beobachtet haben.

Wenn im Gegensatz hierzu die deutsche Freiheit immer in engster Verbindung mit dem Pflichtgedanken auftrat, so beruht dies nicht nur auf einer philosophischen Konstruktion aus dem Wesen der praktischen Vernunft, sondern darauf, daß der deutsche Liberalismus in ständiger Auseinandersetzung mit dem vorgefundenen absoluten Staat groß geworden ist. Die werdende freie Persönlichkeit war und blieb hier gebunden in einem festen Zusammenhang staatlicher Formen. Der sittliche Geist dieser überindividuellen Wesenheit ist in einem eigentümlichen Erziehungsprozeß erst in die einzelnen hineingebildet und in ihnen zu persönlichem Leben erweckt worden. Deshalb hat die deutsche Freiheit immer diesen Bezug auf ein überlegenes Ganze, das im Gedanken der echten Persönlichkeit mitgedacht wird: Neben der Freiheit steht unmittelbar der Imperativ, neben der Autonomie die Pflicht, und beide Seiten stammen für deutsche Auffassung aus der gleichen metaphysischen Wurzel. Es versteht sich von selbst, daß das englische Parlament auf diesen Boden nicht verpflanzt werden konnte, ohne tiefgehende Veränderungen zu erfahren, daß die englische Selbstverwaltung bei uns eine andere wurde, weil sie ein anderes Staatsgebilde sich gegenüberfand, und daß das Prinzip der ökonomischen Freiheit in dieser geistigen Umgebung nie so ungesunde Formen annehmen konnte wie im Lande unbegrenzter wirtschaftlicher Expansion über See, sondern sehr bald in einer neuen Sozialethik sein Gegengewicht finden mußte.

Aber das sind nur wenige, willkürlich herausgegriffene Züge. Wer den ganzen großen Zusammenhang untersuchen will, der begegnet natürlich auch dem ästhetischen Humanismus der Persönlichkeit und muß notgedrungen auf seine Wurzeln in Shaftesbury zurückgehen. Nur bleibt es unmöglich, umgekehrt aus diesem einen Geiste (noch dazu einem geborenen Engländer) das politische Ideal der neuen deutschen Zeit herauszukonstruieren, die doch unter so unzähligen realen und geistigen Bedingungen groß geworden ist, Bedingungen, von denen Shaftesbury nichts wußte und nichts ahnen konnte. In dem Reigen der Geister, die das deutsche Wesen schon früh auf einen Ausdruck gebracht haben, werden auch für den Historiker andere Männer voranstehen als gerade der ästhetische englische Graf, und für die deutsche Staatsauffassung sind Kant, Fichte, Hegel zu schöpferisch gewesen, als daß man in ihm ernstlich ihren Meister sehen dürfte. —

Die schicksalsschwere Bedeutung der Stunde, in der der deutsche und der englische Geist miteinander ihre Kräfte messen, lenkt unvermeidlich den Blick auf die politischen Fragen, die in dem Weiserschen Buch selbst einen großen Raum beanspruchen. Und gewiß: wenn jetzt über die Weltgeltung der Völker entschieden wird, so steht zugleich alles Innerlichste, Tiefste, Geistigste mit im Kampfe und empfängt den gewaltigen Richterspruch der Geschichte. In demselben Augenblick, in dem wir die ganze



gesammelte Kraft der Nation nach außen zu wenden gezwungen sind, ringen wir noch mit ernstester Glut um das Selbstverständnis unsres Wesens. Das ist selbst ein Zeichen der Echtheit und der Stärke, wenn man in der Erschütterung der Völker den reinen festen Willen zur Objektivität behält. Und daß ein Mann, der einen großen Teil seines Lebens in Amerika gelebt und die Vorboten des Aufeinanderprallens anglischer und deutscher Art beobachtet hat, mitten im Kriege ein solches Werk in stiller Sammlung und aus reifem Lebensverständnis vollenden konnte, das jedenfalls ist deutsch, wie man auch sonst den Namen deute.

Ein antiker Dichter im Kriege.

Von Max Pohlenz.

Wir stehen jetzt im vierten Jahre des Krieges, und unendlich lang erscheint uns seine Dauer, unendlich groß und zahlreich sind die Eindrücke, die wir in dieser Zeit in uns aufgenommen haben. Da liegt es für den klassischen Philologen nahe, sich einmal darüber klar zu werden, was für eine Wirkung auf die Geister im alten Griechenland ein Krieg wie der Peloponnesische ausgeübt hat, der fast ein Menschenalter währte, der einem Beobachter wie Thukydides als das bedeutendste Ereignis der Weltgeschichte galt, der den Athenern verhältnismäßig noch viel mehr Menschenopfer kostete, ihr Land viel stärker in Mitleidenschaft zog, auch das innerpolitische Leben noch viel stärker aufwühlte, als dies bei uns im jetzigen Weltkriege der Fall ist.

Wir kennen eine ganze Anzahl bedeutender Männer, die den Peloponnesischen Krieg von Anfang bis zu Ende miterlebt haben, und bei einem sind wir in der Lage, den Einfluß, den der Krieg auf seine Stimmung und sein Schaffen geübt hat, fast während dieser ganzen Zeit zu verfolgen.

Euripides war etwa fünfzig Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Kurz vor dem Untergang der Vaterstadt ist er 407/6 gestorben. Von den 22 Tetralogien, die das Altertum von ihm kannte, gehören mindestens 16, von den 18 uns erhaltenen Stücken alle mit Ausnahme von einem der Zeit seit 431 an; bei einer Reihe von diesen steht die Aufführungszeit durch urkundliche Angaben fest, die andern können wir durch innere oder äußere Indizien wenigstens annähernd zeitlich festlegen.

Dabei ist Euripides ein Dichter, der in viel stärkerem Maße als etwa Sophokles die Zeitereignisse unmittelbar in seinen Werken widerspiegelt. Schon die Zeitgenossen empfanden es ja als charakteristisch für ihn, daß er der Dichter der Moderne sei, daß die Heroenwelt, in der nach der Tradition seine Stücke spielten, ihm nur die Szene böten, in die er ganz moderne Stimmungen, aktuelle Probleme hineintrage. Befördert wurde diese Tendenz noch durch die ganze Auffassung, die er von seiner Kunst hegte. Man könnte Euripides nicht ärger mißverstehen, als wenn man annehmen wollte, er habe ausschließlich eine ästhetische Wirkung auf seine Zuschauer angestrebt. Tatsächlich hat er wie kein anderer athenischer Dichter das Bewußtsein, daß er am heiligen Feste von heiliger Stätte zu seinem Volke spricht. Der Lehrer seines Volkes will er sein, es sittlich aufrütteln so gut wie Sokra-





tes, ihm mahnend und ratend zur Seite stehen, aber auch wo er seine Stimmungen und patriotischen Gefühle teilt, deren Dolmetsch nach außen hin werden.

Am augenfälligsten tritt uns dieser Zug entgegen, wenn er seinen Personen unbekümmert Äußerungen in den Mund legt, die zu ihrem Charakter gar nicht passen, dafür aber dem Publikum sagen, was der Dichter auf dem Herzen hat. Aber auch in der ganzen Fabel, in der Gestaltung des Stoffes, mit dem Euripides völlig frei schaltet, spürt man oft genug, wie er durch ganz aktuelle Stimmungen und Absichten, durch Zeitereignisse und Zeitströmungen bestimmt ist.

Daß bei einem solchen Manne der Krieg starken Widerhall in seinen Werken findet, ist von vornherein selbstverständlich und im einzelnen auch schon vielfach beobachtet. Doch vermag uns eine zusammenfassende Betrachtung, glaube ich, noch manches zu lehren.

Als Euripides im Frühling 431 die Medea aufführen ließ, legte er ein Lied auf Attika ein (824 ff.), das gottgesegnete Land, wo die Luft so leicht ist und der Himmel so klar, wo nimmer die Rosen aufhören zu blühen, wo aber auch Wissenschaft und Kunst gedeihen und reichbegabte Menschen nach den höchsten Zielen streben. Mit Betonung nennt er es das heilige, das nie vom Feinde verheerte Land. Das war in einem Augenblick, wo das Aufgebot des Peloponnesischen Bundes sich bereits zum Einfall in Attika rüstete, und wenige Wochen darauf mußten mit Ingrimm die attischen Bauern sehen, wie ihre Gärten und Weinberge vom Feinde verwüstet wurden.

Nur ein Teil von Attika blieb bei diesem wie bei den nächsten Einfällen verschont. Das war die Gegend von Marathon, die sogenannte Tetrapolis. Hier war in aller Kriegsleidenschaft ein Gefühlsmoment wirksam. Es gab nämlich die Sage, nach dem Tode des Herakles seien seine Kinder von Eurystheus verfolgt worden und hätten nur in Marathon Zuflucht gefunden. Ausdrücklich berichtet Ephoros (bei Diodor XII, 45), die Erinnerung an diese Hilfe habe die Spartaner, deren Könige sich ja von den Herakliden ableiteten, veranlaßt, die Tetrapolis zu schonen (vgl. auch Herod. IX, 73). Erst 427 wurden diese Gefühlsmomente durch die militärischen Erwägungen überwunden und ganz Attika verwüstet (Thuk. III, 26).

Die Rettung der Herakliden gehörte zu den Ruhmestiteln der attischen Geschichte, und bei den Epitaphien versäumte nicht leicht ein Redner sie zu erwähnen. Besonders aber im Anfang des Peloponnesischen Krieges hatten die Athener Anlaß darauf hinzuweisen, wie sie sich von jeher uneigennützig der Schwachen und Bedrückten angenommen hätten. Denn der Schutz der Schwachen und Kleinen vor der Tyrannei Athens war das Schlagwort, mit dem der Peloponnesische Bund für sich Stimmung zu machen suchte.

So griff auch Euripides jetzt diesen Stoff auf und bearbeitete ihn in den Herakliden. Drohend prophezeit er am Schluß den Nachkommen der Herakliden eine Niederlage, wenn sie jemals die Dankespflicht vergessen und die Tetrapolis angreifen sollten. Das kann er nur vor 427 getan haben, und in die erste Zeit des Krieges weist uns die ganze Stimmung des Stückes.

Den Inhalt bildet die einfache Geschichte, wie Athens König Demophon, der zugleich als Herrscher der Tetrapolis gedacht wird, die Herakliden gegen das brutale Verlangen des Eurystheus auf Auslieferung in Schutz nimmt, wie





Eurystheus im Kampf besiegt und von der ganz als Megäre gezeichneten Alkmene getötet wird. Daß dies von der Böoterin im Widerspruch mit der athenischen Sitte geschieht, die einen Kriegsgefangenen zu töten verbietet, wird sehr stark hervorgehoben im Gegensatz zu den Peloponnesiern, die im Anfang des Krieges sogar jeden athenischen Kaufmann, der ihnen in die Hände fiel, niedermachten.

Die Herakliden sind ein Drama, in dem die Charaktere, die dramatische Entwicklung nichts bedeuten, die patriotische Tendenz alles. Das ganze Stück durchweht der Stolz auf Athen, das im innerpolitischen Leben Recht und Freiheit zum Prinzip hat und auch nach außen hin für die Gerechtigkeit eintritt, die Verfolgten unterstützt, auch wenn dadurch Feinde erwachsen.

In einem Chorlied (371) heißt es:

„Wohl lieb' ich den Frieden,
doch sinnst du mir Böses,
so sag' ich dir eins:
Versuchst du den Angriff,
so wird es nicht gehen,
wie du es dir träumst!
Auch ich führ' die Lanze,
auch ich trag' am Arme
den ehernen Schild.
Drum dämpf' deine Kriegslust,
steck das Schwert in die Scheide,
und stör' nicht meine Heimat,
wo's so wohlig sich lebt! Gib nach!"

Hier hat gewiß das Publikum nicht an Demophon und Eurystheus gedacht, sondern an die eigne Zeit. Noch mehr, wenn Demophon die Antwort an Eurystheus mit den Worten abschließt:

„Habt ihr Beschwerden gegen diese Fremden hier,
verlangt ein Schiedsgericht! Sonst führt ihr sie nicht fort."

Denn Perikles hatte noch am Schluß der diplomatischen Verhandlungen den Peloponnesiern angeboten, entsprechend den bestehenden Verträgen die Beschwerdepunkte durch ein Schiedsgericht zu beseitigen — bei Thuk. I, 140 stehen in der Rede des Perikles dieselben Ausdrücke wie bei Euripides —, und die Spartaner haben sich lange Gewissensbisse gemacht, daß sie durch Ablehnung des Angebots sich ins Unrecht gesetzt hätten.

Um so stärker war dank Perikles' kluger Politik bei den Athenern das Gefühl: „Wir sind die Angegriffenen, die Feinde sind im Unrecht."

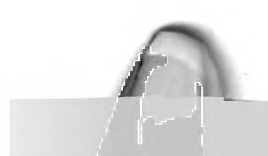
So klingt es auch bei Euripides: Wohl sind mächtig und tapfer die Feinde, die gegen Athen heranziehen, aber

„Zeus ist mein Schutz; ich fürchte mich nicht.
Zeus will mir wohl, denn ich schützte das Recht.
Niemals aber glaub' ich daran,
daß ein Gott den Sterblichen weiche" (766).

„Nein, unterliegen, das kann Pallas nicht", heißt es an anderer Stelle (352).

Deutlich spricht sich dabei aus, daß mit der patriotischen Begeisterung ein Aufschwung des religiösen Gefühls zusammengeht. Nie wieder hat Euripides so warme religiöse Töne angeschlagen wie in diesem Stück. „Von Sinnen müßte sein", führt er in einem andern Chorlied aus (901 ff.), „wer Athen tadeln wollte, daß es so gottesfürchtig ist. So deutlich haben die Götter uns geholfen, den Übermut der Feinde gedämpft." Das ist offenbar die Stimmung der allerersten Zeit, wo der Einfall der Peloponnesier wirkungslos verpufft war. Nachdem die Götter durch die Pest ihre schwere Hand auf Athen gelegt hatten, würde Euripides diese Stelle kaum so gedichtet haben.

Aus der Stimmung der ersten Kriegszeit erklärt sich endlich auch eine Szene, an der man Anstoß genommen hat. Als der Kampf bevorsteht, läßt sich der uralte Begleiter der Herakleskinder, Iolaos, der Waffengenoß ihres Vaters, nicht halten und zieht in den Kampf, obwohl er zu schwach ist die Waffen zu tragen und





geführt werden muß, um nicht zu straucheln.

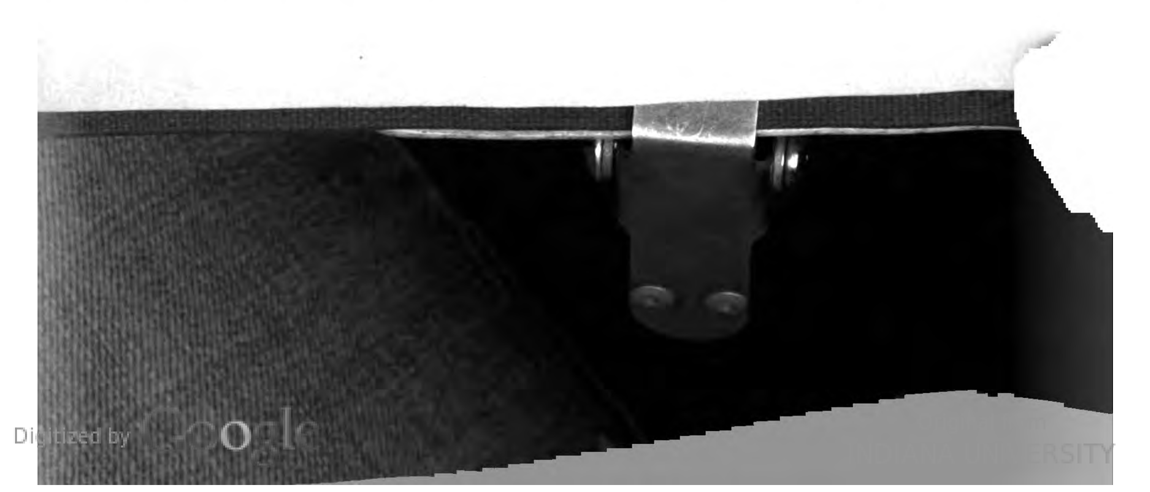
Dem Preislied auf Athen tritt der Haßgesang gegen die Feinde zur Seite. In der Andromache geht Euripides von der epischen Erzählung aus, nach der Achills Sohn Neoptolemos Hektors Gattin Andromache als Beuteanteil erhalten und als Kebsweib in seine Heimat mitgenommen hat. Er kombiniert damit eine andre Version, wonach Neoptolemos Menelaos' Tochter Hermione heiratet, und baut darauf eine freie Erfindung: Hermione benützt eine Abwesenheit ihres Gemahls, um mit Hilfe ihres Vaters die unbequeme Nebenbuhlerin zu beseitigen. Alles Licht fällt dabei auf die unglückliche Andromache, die auch im Sklavenlos ihre Würde wahrt, jeder Zoll eine Königin, während das verwöhnte Prinzeßchen Hermione und ihr willfähriger Vater als gemeinste Kreaturen geschildert werden, die mit feiger Hinterlist die Unglückliche um ihr Kind und um ihr Leben zu bringen suchen. Wie Euripides zu dieser gehässigen Zeichnung gekommen ist, die an der Sage gar keinen Anhalt hat, das tritt am deutlichsten in den Worten hervor, in denen Andromache ihrer Empörung Luft macht (445 ff.):

„O ihr Spartaner, aller Welt seid ihr verhaßt!
Voll List und Tücke seid ihr und verschlagnen Sinns,
ohn' Treu und Glauben; krumme Wege geht ihr stets.
Mit Unrecht steht so mächtig ihr in Hellas da.
Was sagt man euch mit Fug nicht nach? nicht Blut und Mord,
nicht Habgier, Doppelzüngigkeit? Ich fluche euch."

Andre Ausfälle kommen hinzu auf Sparta, das nur auf seinen Kriegsruhm pocht (754), auf die zuchtlosen Spartanerinnen, die schon als Mädchen nicht sittsam im Hause weilen, sondern in leichtem Turnanzug an den Übungen der Jünglinge teilnehmen (596). Kein Zweifel, daß die antiken Erklärer recht haben, wenn sie zur ersten Stelle bemerken: „Andromache ist hier dem Dichter nur Vorwand. Es sind Vorwürfe, die Euripides selbst aus dem aktuellen Anlaß des Krieges gegen die Spartaner erhebt. Denn sie hatten den Friedensvertrag mit Athen gebrochen, wie Philochoros berichtet. Genau läßt sich die Zeit des Dramas nun freilich nicht feststellen; denn es steht nicht in den Aufführungsurkunden Athens.... Doch ist es klar, daß es im Anfang des Peloponnesischen Krieges geschrieben sein muß."

Der letzte Schluß geht wohl auch auf Philochoros zurück, den besonnenen attischen Lokalhistoriker, der auch sonst aktuelle Anspielungen bei Euripides verfolgt hat. Sicher ist der Schluß nicht. Denn die Klagen über das perfide Sparta waren in Athen so häufig wie bei uns die über Albion und sind während des ganzen Krieges erhoben worden, auch von Euripides selber (Hik. 187). Aber für diesen Zeitansatz spricht eine andere Änderung der Sage, die der Dichter in unserm Stück vorgenommen hat.

Neoptolemos' Abwesenheit ist durch eine Reise nach Delphi motiviert, und der zweite Teil des Stückes handelt davon, wie er auf dieser von Orest, der alte Ansprüche auf Hermione nicht verschmerzen kann, im Heiligtum von Delphi ermordet wird. Eine Neuerung des Euripides liegt hier vor, wenn er auch den Neffen des Menelaos in schlechtestem Lichte zeigt, ihn zum hinterlistigen Meuchelmörder macht. Aber schwerer wiegt etwas andres. Der Tod des Neoptolemos in Delphi war durch die Überlieferung gegeben. Aber diese erklärte ihn damit, daß Neoptolemos ein Frevler gewesen und nach Delphi gekommen sei, um den Tod seines Vaters Achill an Apollo zu rächen oder jedenfalls von dem Gott



für diese Tat Rechenschaft zu verlangen. Diesen Zug behält Euripides zwar bei, erfindet aber eine zweite Reise des Neoptolemos nach Delphi und läßt erst auf dieser Neoptolemos erschlagen werden. Diese zweite Reise ist aber eine Bußfahrt, die der Held unternimmt, um für sein verblendetes Beginnen den Gott um Verzeihung zu bitten. Trotzdem wird er mit Apollos Zustimmung in dessen Heiligtum ermordet. Und diese Erfindung benutzt der Dichter zu einem unerhört scharfen Angriff auf Delphi und auf den Gott. Eine ewige Schmach für Delphi nennt er am Schluß das Grab des Neoptolemos im heiligen Bezirk, und der Bote, der von der Untat berichtet, schließt sogar mit den Worten ab:

„Das tat der Gott, der für die andern Weisung gibt,
der allen Menschen zeigt, was recht, was unrecht ist;
das tat er, als Achilles' Sohn Verzeihung bat.
Er tat, was bei uns Menschen schlecht und ehrlos heißt,
trug alten Streit nach. Und das ist ein weiser Gott?" (1161.)

Wir müssen hier daran denken, wie bei Beginn des Peloponnesischen Krieges der delphische Gott den Spartanern auf eine Anfrage geantwortet hatte, sie sollten nur den Krieg mit voller Tatkraft führen, dann sei ihnen der Sieg sicher, und er selbst werde ihnen beistehen, gerufen und ungerufen (Thuk. I, 118). In Euripides' Angriff hallt die Empörung wider, die in Athen diese Parteinahme der höchsten religiösen Instanz von Hellas ausgelöst hatte.

Fast noch mehr als die Spartaner waren den Athenern die thebanischen Nachbarn verhaßt, die man zudem noch als kulturell tiefstehend verachtete. Besonders flammte der Haß auf, als im Jahre 424 nach der Niederlage am Delion die Athener um die Auslieferung der Toten baten und die Thebaner diese nur gegen militärische Zugeständnisse gewähren wollten.[1]) Denn die Bestattung der Toten gehörte zu den heiligsten Pflichten, die Verweigerung der Auslieferung der Leichen galt als gröbste Verletzung hellenischer Sitte. Die Thebaner hatten allerdings diese Sitte niemals bedingungslos anerkannt, und ihre Haltung hatte schon lange ihren Niederschlag in einer attischen Sage gefunden, wonach beim Zuge des Polyneikes die Thebaner sich geweigert hätten, die Leichen der Gefallenen herauszugeben, und erst von den Athenern mit Güte oder Gewalt dazu bestimmt worden seien. Diese Sage gehörte ebenso wie die von der Unterstützung der Herakliden zu den festen Ruhmestiteln Athens und war bereits von Aischylos in diesem Sinne behandelt. Jetzt drängte sie sich Euripides lebendig vor die Seele. Und andre Momente kamen hinzu, die ihn zu einer Neubearbeitung des Stoffes reizten. Im Jahre 420 lief der dreißigjährige Friede zwischen Argos und Sparta ab, und schon Jahre vorher setzte ein ränkevolles Diplomatenspiel ein, um die bisher neutrale Großmacht auf die eine oder die andre Seite zu ziehen. Da war es wieder am Platze, an die Wohltaten, die einst Theseus Adrast und den Seinen erwiesen hatte, und an die Dankesschuld, die seitdem auf den Argivern lastete, zu erinnern.

Aber das eigentlich Bestimmende war offenbar für Euripides, daß dieser Stoff ihm noch mehr als die Herakliden Gelegenheit bot, seinem patriotischen Hochgefühl Ausdruck zu verleihen. Einen Lobeshymnus auf Athen hat schon Aristophanes von Byzanz die Hiketiden

1) Zum Folgenden vgl. besonders Wilamowitz' Einleitung zu seiner Übersetzung der Hiketiden („Der Mütter Bittgang"). Auch die Übersetzungen selbst habe ich bei diesem Stück mit kleinen Änderungen von Wilamowitz übernommen.




genannt. Tatsächlich ist auch hier die äußere Handlung, die sich ganz ähnlich wie in den Herakliden abspielt, Nebensache. Sie liefert nur den Rahmen für das glänzende Bild, das der Dichter von seinem Vaterland entwirft. Athen ist der einzige Staat in Hellas, bei dem die Schwachen Zuflucht erwarten dürfen, weil es im Gegensatz zu Sparta und den Kleinstaaten äußere Macht und ideale Gesinnung verbindet (187). Wenn es dabei seinem Gefühl nachgibt und für die Bedrückten eintritt, so tut es das nicht aus sentimentalem Mitleid — das schärft der Zeitgenosse des Thukydides den Hörern ausdrücklich ein — sondern im wohlverstandenen eigenen Interesse, im Bewußtsein seiner stolzen Überlieferungen, in der Konsequenz seiner Vormachtstellung, die es ihm zur Pflicht macht, dem Frevel zu wehren und die Rechte von ganz Hellas zu schirmen (334 ff. 538 ff.). Aber der Dichter geht noch weiter. Wie einst Perikles am Ende des Samischen Krieges in seiner Leichenrede dem Volke die ganze Herrlichkeit des Vaterlandes vor Augen gestellt hatte, für die es wert gewesen sei die schwersten Opfer zu bringen, so benützt jetzt am Schluß des Archidamischen Krieges Euripides sein Stück dazu, um mit Hilfe lose eingefügter Debatten im Spiegel der Heroenzeit das äußerlich machtvolle, innerlich kräftige Athen zu zeigen, wo Freiheit und Gleichheit herrschen, wo dem Tüchtigen freie Bahn verstattet ist und unbeengt durch äußere Hemmnisse jedes Talent sich voll zum Wohle der Gesamtheit entfalten kann.

Es sind perikleische Gedanken, die hier nachklingen. Das lehrt uns ein Vergleich mit Thukydides. Aber so wenig wie der Geschichtschreiber verkennt der Dichter, daß die Demokratie seiner Zeit die perikleischen Erwartungen nur zum Teil erfüllt. Mit Bestimmtheit lehnt Euripides zwar die Plutokratie ab, in der die unersättlichen Geldsäcke das Regiment führen, aber ebenso bestimmt die radikale Herrschaft der Masse. Und er knüpft daran programmatische Worte, in denen er wie die besten Köpfe seiner Zeit den alten solonischen Staatsgedanken vertritt, der dem besitzenden Mittelstand die ausschlaggebende Rolle zuweist. Mit einer für uns recht befremdlichen Modernisierung schildert er daraufhin die gefallenen Heroen als Bürgertypen, wie sie ihm als wünschenswert für den Staat erscheinen. In scharfen Worten brandmarkt er dafür die jungen politischen Streber, die den Staat in waghalsige Unternehmungen stürzen, die gewissenlosen eigensüchtigen Demagogen, denen jedes Mittel recht ist, um sich in der Gunst der Menge zu erhalten. Scharfe Worte fallen aber auch gegen die begehrliche, vom Augenblick bestimmte Masse. Hier nimmt aber die Kritik eine ganz bestimmte Richtung an: Wir hören die Mahnung (726):

„Ja, solchen Feldherrn soll ein Volk sich wählen,
der in der Stunde der Entscheidung Mut
bewährt und doch den Übermut des Pöbels
verachtet, welcher sich im Glück vermißt,
die allerhöchsten Stufen zu erklimmen,
und so verscherzt, was er gewinnen konnte."

Noch deutlicher wird der Dichter, wenn er gleich darauf wie auch an andern Stellen als abschreckendes Beispiel Theben charakterisiert, das wie ein reicher Emporkömmling durch sein Glück übermütig geworden sei und alles Gewonnene wieder verloren habe, und wenn er im Anschluß daran von der Verblendung der Völker spricht, die statt durch Verhandlungen lieber durch Blutvergießen ihre Händel schlichten. Es sind Töne, die uns wohlbekannt sind; es sind die Gedanken, die seit 425 in Athen von den Gemäßigten immer wieder geltend gemacht wurden, als die Radikalen



unter Kleons Führung, durch den Augenblickserfolg von Sphakteria übermütig gemacht, sich schon Herren von Hellas dünkten und selbst günstige Friedensangebote Spartas kurzerhand abwiesen. Im Sinne dieser Gemäßigten will Euripides wirken, wenn er die Segnungen des Friedens preist, wo Wohlstand und die Werke der Musen gedeihen und ein kräftiges junges Geschlecht heranwächst (488), und wenn er einer billigen Verständigung das Wort redet, bei der man auf die Entscheidung der Waffen verzichtet und selbst ein kleines Unrecht gelassen hinnimmt (748, 556, 949).

Man empfindet eine starke Änderung des Tones, wenn man von den sonst so eng verwandten Herakliden herkommt: Dort die flammende Kriegsbegeisterung, hier die eindringliche Friedensmahnung. Aber das bedeutet doch keinen Bruch in der Grundanschauung des Dichters. Auch in den Herakliden war es ja nicht der Krieg als solcher gewesen, für den er sich begeistert hatte, und schon in einem Drama, das mehrere Jahre vor den Hiketiden etwa in der Mitte des Archidamischen Krieges aufgeführt sein muß, dem Kresphontes, stand ein Chorlied, in dem der allmählich alternde Dichter seiner Friedenssehnsucht ergreifend Ausdruck verlieh (fr. 453):

„Holder Friede, du Spender des Reichtums,
schönster der seligen Götter!
Stille mein Sehnen! Wo weilst du so lange?
Soll ich des Alters Beschwerden erliegen,
ehe ich deine Wonnen geschaut,
liebliche Reigen, festliche Lieder,
fröhliche Züge mit Kränzen geschmückt?
Friede, komm in mein Land zurück!“[2])

Andrerseits ist es auch in den Hiketiden nicht etwa ein Friede um jeden Preis, dem er das Wort redet. Immer wieder weist der Dichter darauf hin, daß Athen ein großes Erbe der Väter zu wahren hat. Und noch etwas andres ist ihm bewußt. Thukydides legt einmal den Korinthern eine Rede in den Mund, in der diese mit dem Scharfblick des Hasses den lebhaften tatendurstigen Charakter des athenischen Volkes schildern, der immer zu einer Aktionspolitik drängt, dem eigenen Lande wie den Nachbarn keine Ruhe gönnt. „Mühen und Gefahren haben sie davon ihr Leben lang. Aber eine tatenlose Muße wird ihnen ebenso schwer wie die mühevollste Tätigkeit.“ (I, 70.) Dasselbe Bild seines Volkes schwebt Euripides vor. Auch für ihn gehören Tatendrang und Unternehmungslust zum Wesen des athenischen Volkes, und wenn die Feinde daraus Athen einen Vorwurf machen oder auch wohlmeinende Freunde vor den Gefahren und Mühen warnen, die daraus erwachsen, und daraufhin Athen eine matte Kleinstaatpolitik zumuten (576. 952), so antwortet er: „Groß ist die Mühe, groß ist auch der Lohn!“ (577) und prägt für sein Land die stolzen Worte (321):

„Du siehst ja, wie dein Vaterland Athen,
wenn sie es als leichtsinnig höhnen wollen,
den Hohn mit stolzem Auge niederblitzt.
Athen wächst in Gefahren. Nein, es ist kein Staat,
der träge Ruhe pflegt, im Dunkel wohl sich fühlt,
den Blick nicht frei zum hellen Tageslicht erhebt.“

Es ist auch nicht die Last und Not

2) Das Original hat sein besondres Ethos dadurch, daß für den Griechen Eirene die weibliche Gottheit ist. Was das bedeutet, lehrt besser noch als etwa Kephisodots Statue der Eirene mit dem Plutoskinde das wundervolle, heute uns besonders eindringliche Beiwort, das Eirene zwar mit anderen Göttinnen teilt, aber doch in ganz besonderem Sinne erhält (auch bei Euripides Bakch. 420): Sie heißt Kurotrophos, die Göttin, die für das Gedeihen des heranwachsenden Geschlechtes sorgt. Schön und tief hat über Eirene Bruno Keil in der letzten Abhandlung seines Lebens gesprochen (Sitzb. d. Sächs. Ges. 1916).

les Krieges, die den Dichter andre Töne anschlagen läßt. Neben der Sehnsucht nach der Arbeit und der Muße des Friedens, die wir ihm nur zu gut nachfühlen, ist es die Überzeugung, der Zweck des Krieges sei erreicht, Athens Existenz und Machtstellung, die es in gerechtem Streite zu verteidigen galt, seien jetzt gesichert und könnten durch die maßlose Kriegspolitik der Radikalen nur neu gefährdet werden.

Die Hiketiden sind sicher gegen Ende des Archidamischen Krieges aufgeführt worden. Wahrscheinlich gehörten sie zur selben Tetralogie wie der Erechtheus, der 421 unmittelbar vor der formellen Unterzeichnung des Friedens über die Bühne ging. Denn dieses Stück zeigt ganz die nämliche Stimmung und Tendenz. Auch hier haben wir den Preis Athens, des schönsten Vaterlandes, das der Mensch sich wünschen kann, (fr. 360,5). Auch hier einen Stoff aus der Urgeschichte Athens. Von übermächtigen Feinden angegriffen gibt auf Weisung eines Orakels der attische König Erechtheus seine Tochter freiwillig als Opfer für die Rettung des Landes hin. Ob Euripides die Sage in dieser Form schon vorgefunden oder das Opfermotiv von einem andern Athener auf Erechtheus übertragen hat, sei dahingestellt. Sicher ihm selber gehört ein charakteristischer Zug in der Ausführung. Wie in den Hiketiden Theseus' Mutter es ist, die bei aller Sorge um den geliebten Sohn ihn doch als erste mahnt, im Vertrauen auf die gerechte Sache den Kampf zu bestehen, so findet auch hier auf die Kunde vom Orakel die Mutter zuerst die freudige Entschlossenheit, dem Vaterlande, das sich in gerechter Abwehr befindet, ihr Kind zu opfern. „Soll denn das Wohl des einen Hauses höher stehn als das der Stadt? Hätte ich Söhne und wäre das Vaterland vom Brande des Krieges umloht, so zögerte ich keinen Augenblick sie in den Kampf zu schicken, nähme es ruhig hin, wenn sie mit tausend andern den Tod fänden... Jetzt kann ein Leben Haus und Land erretten, kann meine Tochter ewigen Ruhm erwerben. Da sollt' ich zaudern sie als Opfer darzubringen?

„Der Mutter Tränen sind ein schlecht Geleit zur Schlacht,
und manchem ward's beim Abschied dadurch weich ums Herz.
Verhaßt ist mir die Frau, die höher als die Pflicht
des Kindes Leben einschätzt und zur Feigheit rät."

Der Dichter, der die Frauenseele für die Tragödie entdeckte, hat hier auch der Opferwilligkeit der Frau im Kriege ein würdiges Denkmal gesetzt.

Das Ziel des Krieges aber ist der Friede, und lauter noch als in den Hiketiden tönt uns hier die Sehnsucht entgegen nach einem dauernden Frieden, wo die Spinnen ihre Netze über die Lanzen weben, wo man statt der Waffen das Buch in die Hand nimmt und der Dichter seine Tage in Muße beschließen kann (fr. 369).

Die Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Es kamen die Jahre, die Thukydides ausdrücklich in den Krieg einrechnet und die jedenfalls bei niemand das behagliche Gefühl des gesicherten Friedens aufkommen ließen. In Athen gewannen die Eroberungspläne der Radikalen eine ganz andere Bedeutung, als sich der Ehrgeiz des genialen Alkibiades ihrer bemächtigte. Leider wissen wir nicht sicher, ob zu diesem Euripides in einem persönlichen Verhältnis gestanden hat. Es gab im Altertum freilich ein Festlied auf den glänzenden Wagensieg, den Alkibiades im Jahre 416 in Olympia errungen hatte, und dieses legte man Euripides bei. Aber die Zweifel, die schon von manchen antiken Ge-



lehrten geäußert wurden, sind jetzt von Wilamowitz mit gutem Grunde wiederaufgenommen. Es ist wirklich nicht glaublich, daß der Dichter damals noch den Mann so feierte, dessen politische Pläne er wenige Monate später aufs leidenschaftlichste verwarf.

Im Frühjahr 415 fanden die entscheidenden Verhandlungen über die sizilische Expedition statt. In dieser Zeit sind Euripides' Troerinnen aufgeführt. In den Hiketiden hatte der Dichter den Gedanken ausgesprochen: „Es müßte bei der Abstimmung über Krieg und Frieden in der Volksversammlung nur jeder sich den eignen Tod vor Augen halten, dann würde nicht so leicht ein Krieg beschlossen" (484). Jetzt stand die Abstimmung über einen Eroberungszug bevor, der nach seiner Überzeugung heller Wahnsinn war und Athen ins Verderben stürzen mußte. Da sollten wenigstens auf der Bühne die Athener alle Schrecknisse des Krieges sehen. In einer Reihe von Szenen erlebt der Zuschauer das grenzenlose Elend der Besiegten mit. Aber in den Jammer der gefangenen Troerinnen mischt sich gleich im Prolog ein andrer Ton, der auch schon am Schluß des in der Tetralogie vorangehenden Stückes angeklungen war. Die Griechen haben ihr nächstes Ziel erreicht. Troja liegt in Trümmern. Aber bei der Eroberung haben sie Athena durch einen Frevel erzürnt, und die Göttin, auf deren Hilfe sie bisher gebaut haben, will jetzt ihr Verderben. Von der stolzesten Flotte, die je die Welt gesehen, werden nur klägliche Reste die Heimat erreichen. Wir wissen, wie man in Athen damals geneigt war, überall Vorzeichen für das Unternehmen, das alle Gemüter erregte, zu sehen. Da hat man gewiß verstanden, was Euripides mit dem Los der Griechenflotte andeuten wollte. Aber noch unmittelbarer wendet sich der Dichter an seine Athener. Er legt Kassandra eine Rede in den Mund, die ganz aus dem Stück herausfällt und, wie die Seherin selbst bemerkt, mit ihren nüchternen Betrachtungen auch zu dem Charakter der ekstatischen Prophetin wenig stimmt (366). Da stellt sie dem Los der Besiegten das der Griechen gegenüber, die nicht für die bedrohten Altäre, nicht für Weib und Kind, sondern für ein sinnloses Ziel ihr Blut vergossen, die jahrelang ihren Lieben fern waren, bis die meisten von ihnen in der Fremde einen einsamen Tod, ein von keinem Angehörigen gepflegtes Grab fanden, während in der Heimat die Gattin als Witwe verkümmern sollte, die alten Eltern ihrer einzigen Stütze beraubt wurden. Das ist die Stelle, die Schiller die Würdigung des für seine Hausaltäre kämpfenden Hektór eingegeben hat. Euripides wollte noch etwas andres: er wollte den Athenern das Los vor Augen stellen, das selbst beim Gelingen des zwecklosen Eroberungszuges die Besten von ihnen treffen mußte.

Des Dichters Warnung verhallte ungehört wie die der besonnenen Staatsmänner in der Volksversammlung. Und zwei Jahre darauf preßte die Sorge um das vor Syrakus liegende Heer Euripides einen Angstruf ab, den er am Schluß der Elektra den göttlichen Rettern aus Seenot, den Dioskuren, in den Mund legt:

„Uns zieht es jetzt nach Siziliens Meer;
zu retten gilt es die Flotte.
So eilen wir durch die Lüfte dorthin;
wir hören nicht auf des Frevlers Gebet,
doch wer immer fromm und redlich gelebt,
den retten wir aus den Gefahren."

Aber kein Gott half den Athenern mehr. Und ehe das Jahr zur Neige ging, erhielt Euripides vom Staate den Auftrag, für das Kenotaphion der unzähligen vor Syrakus Gefallenen die Auf-



schrift zu dichten. Plutarch hat uns die Verse bewahrt (Nik. 17):

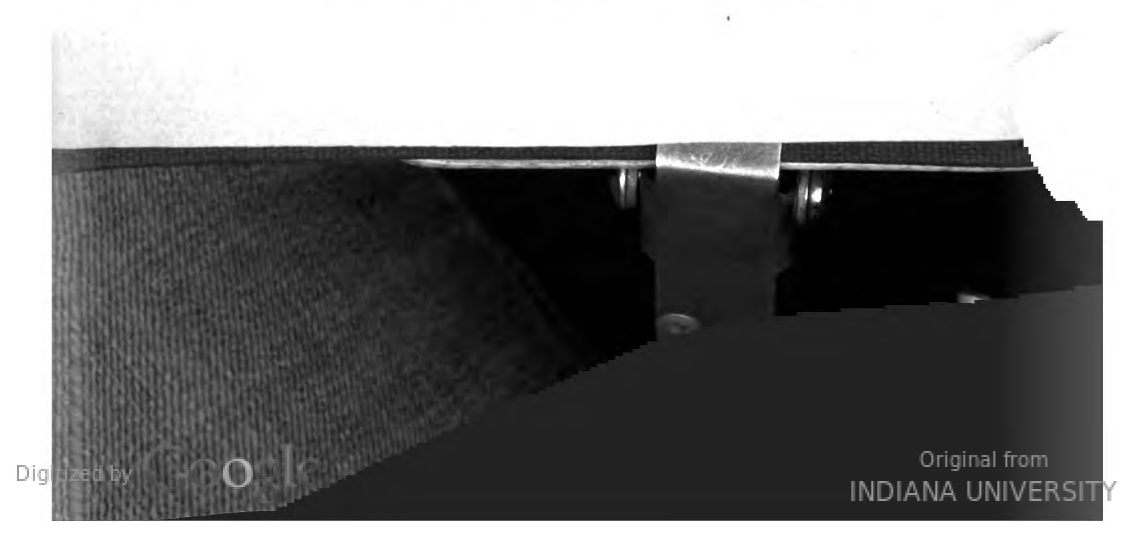
„Das sind die Männer, die achtmal die Syrakusaner bezwangen,
als noch der Gottheit Gunst gleich stand für Freund und für Feind."

Noch zehn Jahre hat sich Athen nach der sizilischen Katastrophe gehalten, mehr als einmal noch große Erfolge erzielt, und die Zähigkeit, die es bewies, hat einem Manne wie Thukydides Bewunderung entlockt. Bei Euripides spüren wir in dieser Zeit ein einziges Mal stolze Freude, wenn er in den Phoenissen v. 854 ganz unmotiviert einen Hinweis auf einen herrlichen Sieg der Athener einlegt. Gewiß hat er da nicht an eine mythische Großtat, sondern an den großen Seesieg von Kyzikos gedacht, der wenige Wochen vorher errungen war. Aber das war für ihn doch nur ein Augenblickserfolg, und im ganzen ist er in einer trüben, ja verzweifelten Stimmung. In den Hiketiden hatte er ausdrücklich eine Predigt gegen die pessimistische Weltauffassung eingeflochten. Jetzt ist er selber dieser vollkommen verfallen. Mannigfache Umstände haben dabei zusammengewirkt; am wichtigsten aber war das Erlebnis des Krieges. Und wenn früher an die Stelle der ersten Kriegsbegeisterung die Sehnsucht nach dem Frieden getreten war, so wird daraus jetzt eine Abscheu vor dem Kriege, in dem er allmählich so wenig Sinn zu entdecken vermochte wie im Weltlauf überhaupt.

Zum Friedensanwalt war er durch den Gegensatz gegen die Eroberungspläne der Radikalen geworden. Jetzt beherrschte ihn die Stimmung, Athen habe alles Unheil selber durch seine Abenteurerpolitik heraufbeschworen, und diese Überzeugung erhielt immer wieder neue Nahrung durch die Verblendung, mit der dieselben Fanatiker auch jetzt noch mehrfach billige Friedensvorschläge der Gegner von der Hand wiesen. Die Erbitterung über dieses Treiben der herrschenden Partei und den Terrorismus, den sie ausübte, kommt am stärksten zum Ausdruck im Orest, wo der Dichter die Schilderung einer Volksversammlung einlegt, in der die Stimme der Vernunft ungehört verhallt und eine urteilslose Menge blindlings den Worten gewissenloser Hetzer folgt. Schon die antiken Erklärer wußten den Demagogen zu nennen, dessen Bild Euripides dabei an den Pranger stellen wollte. Es war der größte Gegner des Friedens, Kleophon (schol. Or. 903).

Patriotische Dramen werden wir in einer solchen Zeit nicht vom Dichter erwarten. Noch nach dem Nikiasfrieden hatte er den Ion geschaffen, in dem er vor aller Welt für Athen das Erstgeburtsrecht unter den hellenischen Stämmen in Anspruch nahm und im Sinne der Reichspolitik den Ioniern einschärfte, Athen sei ihr Mutterland, mit dem sie nicht nur staatsrechtlich, sondern auch durch verwandtschaftliche und religiöse Bande verbunden seien. Seit der sizilischen Expedition finden wir solche Tendenzen nicht mehr. Aber wie bei Plato so spürt man auch bei Euripides gerade in den Werken, in denen er die tiefste Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen verrät, die heiße Liebe, mit der er an seinem Vaterlande hängt. Finden wir doch auch in den Troerinnen mitten in der bitteren Kritik an Athens Politik ein Chorlied, das ein starkes Bekenntnis zu dem heiligen, glanzvollen Vaterlande bringt (800 ff.).

Unter allen Gefahren, die Athen bedrohten, war die schlimmste die innere Zwietracht, die im Jahre 411 zur Revolution führte und für einige Monate die Oligarchen ans Ruder brachte. Dann folgte eine Übergangszeit, in der die ge-



mäßigten Elemente von der Richtung des Theramenes den maßgebenden Einfluß hatten; aber bald machte diese der radikalen Demokratie wieder Platz. Euripides hat an der aktiven Politik keinen Anteil genommen. Aber seine Sympathie gehörte notwendig den Gemäßigten, und wenn nach der Restauration die waschechten Radikalen sich als die alleinigen Patrioten gebärdeten, so überwog bei ihm das andre Gefühl, daß so mancher von denen, die jetzt draußen in der Verbannung lebten oder womöglich gar im Lager der Feinde standen, ihr Vaterland im Grunde ebenso liebten wie die Kleophon und Genossen und nur durch den Parteifanatismus hinausgetrieben waren. Und sein Dichtergemüt empfand lebendig nach, was diese Männer draußen innerlich durchleben mußten.

Von da aus müssen wir die Phoenissen zu verstehen suchen, die wahrscheinlich im Frühjahr nach der Revolution, spätestens aber 409 über die Bühne gingen. Der Stoff des Stückes war schon von Aischylos in seinen Sieben gegen Theben behandelt, und Euripides hat sein Drama bewußt als Gegenstück zu diesem gestaltet. Aischylos' Sieben waren von einem berufenen Beurteiler (Gorgias B 24, vgl. Aristoph. Frösche 1021) ein δρᾶμα Ἄρεως μεστόν genannt worden, das jeden Zuschauer mit kriegerischer Begeisterung erfüllte. Für Euripides war diese Tendenz innerlich unmöglich. Auch er stellt in die Mitte des Stückes ein Lied auf Ares (783). Aber es ist der πολύμοχθος Ἄρης, den er anruft, der Bringer alles Elends, der Genosse furchtbarer Zwietracht.

Aischylos hatte seine einheitliche Wirkung erzielt, indem er den Bruderkrieg ganz von der Seite der Verteidiger der Vaterstadt schilderte und Eteokles nur mit innerem Widerstreben in den Kampf gegen den angreifenden Bruder gehen ließ. Das konnte Euripides nicht brauchen. So hat er es gewagt, in schärfstem Gegensatz zur Sage Eteokles, den „Träger des wahren Ruhms", zum Schuldigen zu machen, Polyneikes, den schon sein Name als Händelsucher brandmarkte, als den Rechtheischenden vorzuführen, der zum Vaterlandsfeinde nur wird, weil sein Bruder ihm den rechtmäßig ihm zukommenden Teil der Herrschaft vorenthält. Durch die glückliche Erfindung eines Vermittlungsversuchs der Mutter gewinnt Euripides die Möglichkeit, uns einen Einblick in das Seelenleben des Polyneikes zu geben. Scheu betritt er die Straßen der Vaterstadt, jedes Geräusch schreckt ihn auf trotz des zugesicherten Geleits. Jedes Haus, jeder Altar erweckt in ihm Erinnerungen, entlockt ihm Tränen. Rührend ist das Wiedersehen mit der Mutter. Sein erstes Wort ist das Bekenntnis (358):

> „Es ist nun einmal so:
> Die Heimat liebt ein jeder, und wer anders spricht,
> der spielt mit Worten, folgt dem Zug des Herzens nicht."

Leidenschaftlich klagt er ihr dann über das bittere Los des Verbannten, seine Entbehrungen und Demütigungen, sein Heimweh.

> „So ist denn also doch die Heimat wohl das Liebste, was es für den Menschen gibt?"

fragt die Mutter, und er antwortet:

> „Wie lieb sie ist, das sagt kein Mund dir aus" (405. 6).

Gegenwartsempfindungen mußte und sollte diese Szene bei den Athenern auslösen. Als direkten Appell aber mußten sie Iokastes Mahnung auffassen: „Wenn entzweite Freunde sich versöhnen wollen, so gilt es zunächst alles Vergangene zu vergessen. Denn die Worte κακῶν δὲ τῶν πρὶν μηδενὸς μνείαν ἔχειν (464) sind bewußt im Anklang an den staatsrechtlichen Terminus der Amnestie (μὴ μνησικακεῖν) gewählt, die seit 411 ein



ständiges Thema in den politischen Debatten bildete.

Der Appell bleibt im Stück wirkungslos. Eteokles bekennt offen sein Unrecht; aber ehe er auf die Süßigkeit des Herrschens verzichtet oder auch nur sie mit seinem Bruder teilt, mag lieber das ganze Haus, der ganze Staat in Trümmer zerfallen. Auch hier brauchte der Zeitgenosse des Euripides nur für den leiblichen Bruder den Volksgenossen, den Mitbürger einzusetzen, um im Spiegel der Heroenzeit nur zu gut sein eigenes Athen wiederzuerkennen.

Schonungslos deckt hier Euripides die letzte Ursache all der unseligen inneren Zwietracht auf. Und er stellt ihr ein anderes Bild gegenüber. Der Sohn des Kreon, Menoikeus, halb Knabe noch halb Jüngling, gibt sich, um ein Orakel zu erfüllen, für die Vaterstadt freiwillig den Tod. Das Motiv, das der Dichter frei in die Sage fügt, ist uns ähnlich schon im Erechtheus begegnet. Ganz gewiß hat es Euripides nicht bloß um des dramatischen Effektes willen wiederholt. Wenn Herrschsucht und Parteifanatismus die reifen Männer dazu treibt, ihre egoistischen Ziele allein zu verfolgen, mag ein unverdorbenes Jünglingsgemüt mahnen, das Vaterland über alles zu stellen, auch über das eigene Leben.

„Ja, täte jeder, was in seinen Kräften steht,
und brächte das dem Vaterland als Opfer dar,
so bliebe wohl dem Staate manches Leid erspart
und groß und glücklich ständ' er für die Zukunft da" (1015).

Aus der Stimmung dieser Jahre heraus werden wir endlich auch das Stück besser verstehen, das in neuerer Zeit herbsten Tadel erfahren hat, den 408 aufgeführten Orest. Den Muttermord des Orest hatte Euripides schon fünf Jahre vorher in der Elektra behandelt, in der bestimmten Tendenz, an der Sage Kritik zu üben, die ohne weiteres den Gott eine so gräßliche Tat gebieten läßt. Jetzt zeigt er uns Orest wenige Tage nach dem Morde von furchtbaren Gewissensqualen gepeinigt, die sich bis zu Wahnsinnsanfällen steigern, die treue Schwester ihm zur Seite. Es ist die Szene, die in Goethes Iphigenie nachwirkt. Kommen wir von unserm Dichter her, so erwarten wir unwillkürlich auch bei Euripides die Läuterung und Entsühnung des Täters als den Inhalt des Stückes. Statt dessen wird Orest vor äußere Aufgaben gestellt. Die Argiver sind keineswegs gesonnen, die Ermordung ihres Königspaares Klytämnestra und Aegisth ruhig hinzunehmen. Eine Volksversammlung beschließt den Tod der Geschwister, und der einzige, der sie retten könnte, ihr Oheim Menelaos, erweist sich als ein Schurke, der nur auf den Tod des Neffen lauert, um sein Erbe anzutreten. So gilt es für Orest, mit äußerster Kraftanspannung für sein und seiner Schwester Leben zu kämpfen. Darüber treten die inneren Qualen vorläufig zurück. Das ist psychologisch vollkommen begründet, und Euripides hat oft genug dargestellt, wie stark der Selbsterhaltungstrieb wirkt, hat auch den Personen, die in der Verfolgung eines hohen Zieles diesen Lebensinstinkt überwinden, gerade durch die Betonung der Schwere ihres Opfers eine Lebenswahrheit gegeben, die wir bei Wielands Alkestis vermissen. Aber der Orest bietet freilich etwas Merkwürdiges. Auch hier wird der Lebensdrang selber schließlich durch ein stärkeres Motiv überwunden, aber nicht durch ein sittliches Streben, sondern durch Blutgier und Rachsucht. Es gelingt den Geschwistern, Menelaos' Tochter Hermione in ihre Gewalt zu bekommen. Damit ist Menelaos selber gezwungen, nach ihrem Willen zu handeln, sie sind gerettet. Allein um



seine Rachsucht zu befriedigen, setzt Orest jetzt sein Leben aufs Spiel, indem er sein Schwert gegen Hermione zückt, und Phoibos muß erscheinen, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Jakob Burckhardt hat gemeint, Euripides habe keine Ahnung davon, daß er den Geschwistern mit dieser Rachsucht einen Charakterflecken anhefte (Gr. Kultg. II, 347); andere Moderne sprechen von den Banditen Orest und Elektra. Schwerer würde noch der Vorwurf einer Verzeichnung der Charaktere wiegen. Aber soviel ist jedenfalls sicher: Euripides hat Orest mit vollem Bewußtsein so gezeichnet, daß die Blutgier den Sieg selbst über den Lebensdrang davonträgt, und er gibt uns auch deutliche Fingerzeige zum Verständnis seiner Absichten. Für den Plan Helena zu töten wird Orest dadurch gewonnen, daß Pylades ihm in Aussicht stellt, er könne sich von dem Mutterblute reinwaschen mit dem Blute der Helena, die das Blut so vieler Griechen auf dem Gewissen habe (1140). Die Frevlerinnen zu töten wolle er niemals müde werden, rühmt er sich selbst gegen den Schluß (1590), und mit besondrer Betonung und absichtlicher Wiederholung der Worte wird er dort mehrmals der Muttermörder genannt, der Blut auf Blut vergießt (1587. 1579). Schon im Herakles hatte Euripides gezeigt, wie der Blutdunst die Sinne umnebelt. Blut zeugt Blut, und wer es einmal vergossen hat, wird mit fast magischer Gewalt von einer Bluttat zur andern getrieben. Wer glauben kann, daß ein Gott einen Muttermord gebietet, der mag sich auch sagen, daß durch eine solche Tat der Mensch zum blutdürstigen Tiere wird, das nur durch einen Gott selber wieder zur Besinnung gebracht werden könnte.

Wie aber Euripides dazu gekommen ist, diesen Gedanken durchzuführen, das wird uns deutlicher vielleicht durch einen Vers (525), der ausdrücklich besagt, daß die tierische Blutgier es immer ist, die auch Land und Völker ins Verderben zieht. Hier ist nicht nur an die staatsgefährdende Wirkung der individuellen Blutrache zu denken. Vielmehr schwebt derselbe Gedanke vor, den wir auch schon in einem Chorlied der wenige Jahre vorher aufgeführten Helena finden (1151 ff.): „Ihr Toren, die ihr nur mit der Waffe euch durchzusetzen sucht! Wie leicht wäre es gewesen, den Streit um Helena durch Verhandlungen zu schlichten! Aber wenn erst einmal die blutige Entscheidung angerufen ist, so wird niemals der Kampf aus dem Leben der Völker verschwinden."

Blut zeugt Blut, das gilt für das Leben der Individuen wie der Völker — daß dieser Gedanke Euripides im Orest vorschwebt, darauf deuten auch die Schlußworte, die Apollo an die Streitenden richtet: „Ehret der Gottheiten schönste, ehret den Frieden!" Hätte der Dichter nur an die Versöhnung der Individuen gedacht, hätte er schwerlich das Wort „Friede" gebraucht.

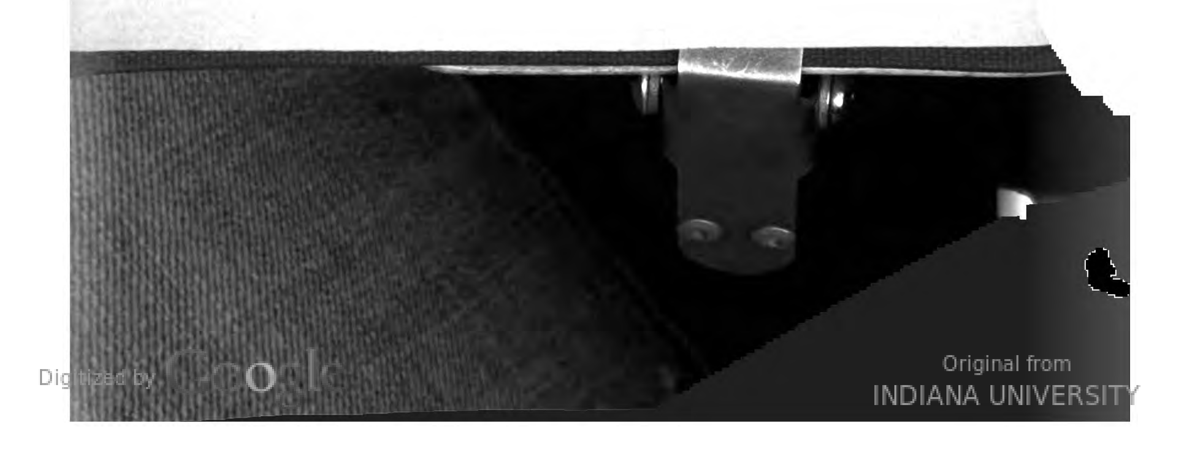
Es ist die bedeutungsvolle Schlußmahnung, die der Dichter den Zuschauern mitgibt. Es ist auch das Abschiedswort, das er an sein Volk richtet. Kurz darauf hat er die Vaterstadt verlassen und ist einer Einladung des Königs Archelaos von Makedonien gefolgt. Archelaos ist der Herrscher, der die wirtschaftlichen und militärischen Grundlagen für die Größe Makedoniens gelegt hat. Er hatte aber auch wie verschiedene andre Fürsten namentlich der nächsten Generation den Wunsch in seinem Lande ein Kulturzentrum zu schaffen, sein Volk auf eine höhere Stufe zu erheben. So richtete er nicht bloß musische Spiele ein, er zog auch bedeutende Geister aus ganz Hellas an seinen Hof. Euripides hat sich in der neuen Umgebung offenbar sehr wohl gefühlt und hat dort so frische Dramen geschaffen wie die Bakchen. Sein letztes Werk



war die Iphigenie in Aulis, die er unvollendet hinterließ. Sie wurde nach seinem Tode auf der athenischen Bühne, für die sie sicher bestimmt war, aufgeführt, und es ehrt die Athener, daß sie dem im Leben so viel angefeindeten Dichter wenigstens im Tode noch den ersten Preis zuerkannten.

Die Sage von der Opferung der unschuldigen Iphigenie hatte auf Euripides immer abstoßend gewirkt. Wenn er sich jetzt zu ihrer Bearbeitung entschloß, so heißt das, daß er sie aus bestimmten Motiven innerlich umzugestalten gedachte. Nach dem Bilde des Menoikeus schuf er aus dem willenlosen Opferlamm die von Schiller so bewunderte Gestalt der blühenden Fürstentochter, die sich aus eigenem Entschlusse für das Ganze hingibt. Und schärfer noch als in den Phoenissen läßt er die aktuelle Tendenz durchblicken, wenn Iphigenie erklärt: „Nicht dir allein, nein allen Griechen, Mutter, hast du mich geboren. Sieh auf die Tausende von Männern, die jetzt bereit sind zu Lande wie zur See den Tod fürs Vaterland zu sterben! Da sollte ich zurückstehen, wenn ich als einzelne ganz Hellas retten kann? Wo bliebe da die Gerechtigkeit? Nein, ich weihe Hellas meinen Leib, freudig geh' ich in den Tod. Und keine Tränen sollst du, Mutter, um mich weinen, kein schwarzes Kleid sollen die Schwestern tragen. Mir ist ein glücklich Los gefallen, ew'ger Ruhm wird mein Teil."

Soll aber Iphigeniens Selbstaufopferung uns befriedigen, dann muß auch die Sache, für die sie stirbt, uns groß und heilig sein. Deshalb rückt jetzt der Trojazug in ganz andre Beleuchtung. In den Jahrzehnten des Krieges erscheint er sonst bei Euripides immer als Typus eines sinnlosen Unternehmens, durch einen nichtigen Anlaß oder durch Zeus' Willkür entfacht. Jetzt kehrt der Dichter zu einer Betrachtungsweise zurück, die, aus der Stimmung nach den Perserkriegen erwachsen und durch gewisse allhellenische Tendenzen der perikleischen Zeit genährt, uns auch bei Euripides selbst in Dramen der dreißiger Jahre begegnet. Der Trojazug wird ihm wieder wie den Männern, denen Herodot im Eingang seines Geschichtswerkes folgt, zum ersten Zusammenstoß zwischen Griechen und Barbaren. Der Raub der Helena hat Sicherheit und Ehre von Hellas verletzt, einen Rachezug, eine Züchtigung der Barbaren notwendig gemacht (1274. 1379). Aber dieser Gedanke erfährt jetzt noch eine merkwürdige Steigerung. „Laß mich doch Hellas Rettung bringen, wenn ich's kann", sagt Iphigenie auf Achills Warnung (1421); „ich geh' und bringe Hellas Rettung durch den Sieg", ruft sie beim Abschied. „Ob Hellas frei bleibt oder nicht, das steht bei dir", mahnt ihr Vater (1273), und sie nimmt den Gedanken auf (1383): „Mir wird der sel'ge Ruhm, daß Hellas ich befreit." Vergeblich wäre es, wollte man diese Worte aus der Situation des Trojazuges erklären. Der war auch in den Augen der euripideischen Zeit, wie z. B. Herod. I, 4 zeigt, ein Angriffskrieg, bei dem die Freiheit oder gar die Existenz der Griechen gewiß nicht in Gefahr war. Euripides selber hatte freilich schon 433 in seinem Telephos einem Griechen bei Beratungen über den Zug die Worte in den Mund gelegt: „Solln wir Hellenen der Barbaren Knechte sein?" Aber das kann nur eine beiläufige Äußerung gewesen sein, in der auf die möglichen Folgen einer Unterlassung des Strafzuges hingewiesen wurde. Denn sonst wurde gerade auch in diesem Stücke der Charakter des Angriffskrieges scharf betont. Weit geht aber auch selbst über diesen Gedanken Iphigenie hinaus, wenn sie ihre Rede mit der dem Standpunkt des alten Epos ganz fernliegenden Sentenz abschließt (1400):



„Mutter, herrschen muß der Grieche, der Barbare sei sein Knecht,
den schuf die Natur zum Sklaven, doch den Griechen schuf sie frei".

Das ist eine programmatische Erklärung, die schon Aristoteles in der Politik (I, 2) als solche eingeschätzt hat, eine Erklärung, die Euripides an seine Zeitgenossen richtet. Damals mochte freilich Existenz und Freiheit von Hellas auch nicht unmittelbar bedroht erscheinen. Aber wir haben aus derselben Zeit so manche Stimmen Tiefblickender, die uns die bange Sorge zeigen, die unselige gegenseitige Zerfleischung der Griechen müsse mit ihrer politischen Vernichtung enden, und die warnend auf die ausschlaggebende Rolle hinwiesen, die Persien im dekeleischen Kriege wieder zu spielen begann. Grade aus dem unsäglichen Elend des Bruderkrieges sog der Panhellenismus neue Kraft, und als einzige Rettung der Hellenen erschien es vielen, wenn sie sich auf ihre nationale Einheit, auf die gemeinsamen Aufgaben, die vom Erbfeind drohenden Gefahren besännen. Nirgends aber war ein besserer Nährboden für solche Ideen als am Hofe des Makedonenkönigs, wo sich Männer der verschiedensten Griechenstämme zusammenfanden, wo man in einem halbbarbarischen Volke lebte, der König selber aber darauf Wert legte, als Hellene zu gelten. Bei Archelaos ist es auch sehr wohl denkbar, daß er bewußt diese Ideen förderte. Auch wenn er sich noch nicht mit Plänen trug, wie sie Philipp und Alexander bewegten, konnten ihm bei der Lage seines Reiches perserfeindliche Tendenzen in Griechenland nur willkommen sein. Bei dem ersten Versuche einer Einmischung in hellenische Angelegenheiten mußte er sich freilich selbst gefallen lassen, unter Hinweis auf den vorhin angeführten Vers aus Euripides' Telephos als Barbar zurückgewiesen zu werden.

Jedenfalls ist es kein Zufall, daß grade auf diesem Boden, in dieser Zeit Euripides' Iphigenie entstanden ist. Wir haben gesehen, wie in den vorhergehenden Jahren er bei jeder Gelegenheit seinen Abscheu vor dem Kriege zum Ausdruck bringt. Aber es war doch nicht mattherziges Erliegen unter der Last und Not des Krieges, was ihn zu der unbedingten Verurteilung führte, sondern der Schmerz über diesen Krieg, den unseligen Bruderkrieg. So konnte es kommen, daß auch er schließlich den Ausweg sah im Zusammenschluß gegen die drohende Gefahr, im Kampfe gegen den Erbfeind.

Bald ist dann das panhellenische Gefühl so weit erstarkt, daß es als politischer Faktor von Bedeutung wurde. Als nach einem Jahrzehnt Agesilaos den Zug gegen Persien antrat, wollte er als Führer des gesamten Hellenentums gegen die Barbaren, als neuer Agamemnon gelten, und es war vielleicht nicht ohne den Einfluß des Euripides, wenn er dies äußerlich durch ein Opfer in Aulis dokumentierte. Der nächsten Generation ist die Auffassung des Trojazuges als des typischen Krieges gegen die Barbaren ganz geläufig, der Zusammenschluß der Hellenen gegen den Erbfeind ein weitverbreitetes politisches Programm. Fern war freilich noch die Zeit, wo dieses tatsächlich verwirklicht werden sollte, wo Alexander auf Achills Grabhügel in der Troas den Kranz niederlegte. Aber ein schöner, ein versöhnlicher Abschluß für Euripides' Leben ist es doch, daß unmittelbar vor dem Zusammenbruch seiner engeren Heimat er aus den Nöten und der Verbitterung der letzten Kriegsjahre sich hindurchrang zu dem freudigen Glauben an die Größe seines weiteren Vaterlandes, an den Weltberuf des Hellenentums.



Nachrichten und Mitteilungen.

Die Dichterin der neuen Türkei.

Die politische Erneuerung der Türkei hat sich auch für das geistige Leben der Türken als eine befreiende Macht erwiesen. Vor allem der Literatur, die bis dahin ganz unter dem Zwange fremder, persischer oder französischer, Einwirkungen stand, hat sie neues Leben gebracht. Eine Fülle starker, künstlerisch sehr achtbarer Talente sind seit Beginn des neuen Jahrhunderts in der Türkei hervorgetreten. Unter ihnen gebührt weitaus der erste Platz einer edlen Frau, Chalide Edib Hanym. Was sie als Dichterin den Türken bedeutet, hat ein literaturkundiger und gelehrter Landsmann von ihr in dem schönen Worte gesagt: „Nehmt Chalide Hanym weg, und ihr könnt nicht von türkischer Literatur der neuesten Zeit sprechen."

Chalide Edib ist 1883 in Konstantinopel als Tochter eines höheren Regierungsbeamten geboren. Ihr Bildungsgang war ungewöhnlich und hat sie bei ihrer leidenschaftlichen Wißbegier außerordentlich bereichert. Zunächst hatte sie englische Erzieherinnen, dann besuchte sie das amerikanische Frauen-College in Skutari, endlich gab sie sich unter Leitung von Privatlehrern mit brennendem Eifer mathematischen, philosophischen und soziologischen Studien hin, für die in der heutigen Türkei sehr viel Interesse besteht. Als mit der Verfassung auch eine freie Bewegung der Geister anbrach, da trat diese von Glauben und Mut erfüllte Natur in die erste Reihe der Kämpfer für Reform und Freiheit. Zunächst aber war es nicht die Politik, die ihr Schaffen bestimmte. Sie trat als Künstlerin hervor; was ihr Leben umgab und bewegte, das wurde ihr seelisches Erlebnis und gestaltete sich ihr zu echten Kunstwerken. Und ihre Seele ist ein sehr fein gestimmtes Werk. Leise Berührung genügt schon, um es tönen zu lassen. Sie hat ein starkes Temperament, eine erstaunliche seelische Spannkraft und ein tiefes Empfinden. Schon die ersten Stücke im Tanin — „Zerstörte Heiligtümer" und „Ra'iks Mütterchen" — verrieten ihre Begabung. Und bald fand ihr Genius den völlig gereiften Ausdruck in dem Roman „Chandan", einem Meisterwerk. Wohl bieten hier auch die äußeren Erlebnisse ein höchst fesselndes Bild des Lebens; aber Chalide ist es nur um die Schilderung des seelischen Erlebens zu tun, der Roman ist deshalb in Briefform angelegt. In der Tat besteht die Stärke des Werkes nicht so sehr in der Erzählung als in der Charakterschilderung. In der Gestalt der Chandan selbst liegt der hohe Reiz des Buches. Wie diese geniale, stolze Frau sich von einem geistig tief unter ihr stehenden Mann nicht loszureißen vermag, ist mit meisterhafter Seelenkenntnis geschildert.

Dann wurde Chalide von der nationalen Bewegung tief ergriffen, die zu einer Neugestaltung der Türkei führte. Ihre Ziele schildert sie in dem politischen Roman „Das neue Turan" (Deutsche Übersetzung von Friedrich Schrader: „Deutsche Orientbücherei VI"). Auch hier steht eine Frau, die Kaja, im Mittelpunkt, eine Gestalt von herber Größe, die um der Verwirklichung des politischen Ideales willen eine unglücklich verlaufende Ehe eingeht, während der begeisterte Reformator, dem ihre Liebe gilt, dem politischen Morde zum Opfer fällt. Es ist eine Dichtung von tragischer Wucht; das Ringen idealer Mächte um ihren Sieg in der harten Wirklichkeit und der Untergang ihrer Träger bilden das Thema. Aber sieghaft bleibt die Idee, die sich in den ausführlichen politischen Reden des Werkes entfaltet. Es ist das kulturelle und politische Ideal, das nach diesem Roman seinen Namen erhalten hat: das neue Turan. Unter Turan verstand man früher die innerasiatischen Steppenländer, in denen die Heimat der Türken zu suchen ist. Wiederherstellung und neue Kräftigung des alttürkischen Wesens, Rückkehr zum echten, ursprünglichen Volkstum ist die Grundforderung der Neu-Turaner. Sie sind türkisch-nationale Romantiker. Ihre politische Forderung beansprucht Selbstverwaltung der Provinzen und völlige Gleichberechtigung aller Nationen des türkischen Reiches. In der Kultur aber sollen die Türken im Anschluß an die alt-seldschukische Kultur des 12. und 13. Jahrh. in Sprache und Dichtung, in Musik und Tracht, in Architektur und Kunstgewerbe das reintürkische Wesen zur Darstellung bringen. Durch diese Zeitideen hat der Roman der



großen Dichterin wie eine politische Programmschrift und wie eine stolze Verheißung gewirkt. In der Tat findet hier die nationale Reformbewegung der Türkei nach der kulturellen wie der politischen Seite hin ihren klassischen Ausdruck. Das Große des Werkes aber ist, daß es trotz dieser tendenziösen Züge eine echte Dichtung bleibt. Es ist zugleich ein Werk, in das die Dichterin nach eigner Mitteilung sehr viel persönliches Erleben und das Wertvollste ihres Innenlebens hineingelegt hat. Als Priesterin und Förderin des neuen Ideals tritt sie uns hier entgegen. In dem herben Stolze der Kaja und in ihrer opferfreudigen Hingabe an die Idee des erneuten Vaterlandes dürfen wir gewiß persönliche Züge der Dichterin erkennen. Dabei ist auch ihr Stil durchaus persönlich und wirkt durch seine hinreißende Ursprünglichkeit. So urteilen literarisch gebildete Kreise der Türkei. Es sind Einwände gegen die Zeichnung der Kaja geltend gemacht worden; von Türken wird behauptet, sie sei unmöglich. Und ebenso ist aus dem gegnerischen Lager Widerspruch gegen die politische Tendenz erhoben. Aber die Schilderung der Zukunft, die Chalide gibt, ist mehr als eine Phantasie, sie bedeutet ein Programm, das heute eine starke Macht ist. Es war nicht die Aufgabe der Dichterin, in dieser großartigen Zukunftsphantasie — sie ist ins Jahr 1925 verlegt — die politischen Mittel und den Gang der Entwicklung im einzelnen zu zeigen; sie sieht das erreichte Ziel und schildert es in künstlerischer Weise. Von programmatischem Wert ist in ihrer Schilderung der tatkräftige und lebhafte Anteil der türkischen Frauen an der Arbeit für das Gemeinwohl. Tatsächlich regt sich heute in den türkischen Frauen eine starke Energie, die in der Mitarbeit zur Erziehung wirksam werden kann. Durch die Fesselung der Frau in einem inhaltlosen Dasein waren der Nation leider eine Fülle wertvoller Kräfte verloren; daß eine neue Lebenslage der türkischen Frau die freudig ergriffene Mitarbeit am Leben gestattet, ist zum Teil eine Wirkung des „Neuen Turan". Es gibt keinen am öffentlichen Leben teilnehmenden Türken, der das Buch nicht gelesen hat. Teile aus ihm sind oft in den Zeitungen und Sonderdrucken verbreitet worden. Fast die Bedeutung einer Nationalhymne hat das Lied gewonnen, in dem die Dichterin der Sehnsucht nach Erneuerung des Türkentums klassischen Ausdruck gegeben hat:

„O neues Turan, geliebtes Land!
Wem ist der Weg zu dir bekannt?
Sechshundert Jahre sind vollbracht,
Heimatlos hat uns das Schicksal gemacht.
Auf staubigen Straßen, durch traurige Länder,
Durch Berge ohne Quellen und Schattenspender,
Durch endlose Wüsten zogen wir fort
Und sind wie verblühte Blumen verdorrt.
Wo leuchtet das Ufer am silbernen Fluß?
Wo klingt uns der Heimat vergessener Gruß?
O neues Turan, geliebtes Land!
Ist keinem der Weg zu dir bekannt?"

Daß die hochbegabte Dichterin aus einem reichen, gesteigerten und überaus feinen Innenleben gestaltet, empfindet der Leser sofort. Sie soll fast gar nicht lesen; aber sie ist eine tiefe Kennerin des Lebens, besonders die Seele der türkischen Frau ist ihr genau bekannt.

Im „Neuen Turan" überwiegt das Politische. Es scheint, daß Chalide Hanym nicht die Absicht hat, auf dieser Bahn weiterzuschreiten. Es ist für sie auch wohl eine innere Unmöglichkeit, eine neue politisch-nationale Dichtung zu schaffen, die zugleich reines Kunstwerk ist. Chalide aber ist durchaus Künstlerin. Seither hat sie ein neues Werk veröffentlicht, mit dem sie ganz in das Reich der Kunst zurückkehrt, betitelt „Sein letztes Werk". Es behandelt die Liebe eines Malers zu einer Frau, deren Bild er malt. Wir dürfen hoffen, daß es nicht ihr letztes Werk ist, und daß die Dichterin ihre reiche Kraft noch durch tiefste Erfassung des wirklichen Lebens im Kunstwerk zum Ausdruck bringt. Dadurch würde sie der geistigen und sittlichen Entwicklung ihres Volkes neue mitarbeitende und weiterstrebende Kräfte wecken.

Professor Dr. R. Stübe.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





